Ludwig Tieck's

Schriften.

Siebenter Band.

William Lovell.

Zweiter Theil.

Berlin,

bei G. Reimer,

1828.

Dem

Regierungsrath C. Schede

in Berlin.

Sie, mein geliebter Freund, einer der frühe- sten, die mir mit Wohlwollen, Liebe und Treue entgegen traten, haben mich den Schluß dieses Buches, welches ich Ihnen in Erinnerung jener frohen Jugendtage widme, ausarbeiten sehn, und damals an dessen Fortschreiten und Vollendung innigen Antheil genommen. Fast täglich sahen wir uns, Sie erfuhren im vertrauten Gespräch alle meine Plane und Wünsche, Sie theilten den Kampf mit Meinungen, den Widerstreit gegen Irrthümer der Zeit und Mode. Als wir uns ge- trennt hatten, besuchte ich Sie in ferner Gegend, von wo das Schicksal Sie zehn oder eilf Jahre später, nach dem Erscheinen dieses Lovell, wie- der zu mir führte, so daß wir in ländlicher Ein- samkeit jenes alte Vertrauen geprüfter Freund- schaft erneuen konnten. Damals schon, im Jahre 1807, las ich mit Ihnen die Sonette

Shakspears, nach jener Ordnung, die ich für die richtige halte, da die jetzige Verwirrung, in welcher sie sich in den gedruckten Ausgaben befinden, jedes Verständniß unmöglich macht. In jenen Tagen lasen wir auch, aus dem unkorrekten Druck, den Myller gegeben hat, den herrlichen Tristan des Gottfried von Straßburg. Wir vergaßen oder erheiterten wenigstens durch diese poetischen Genüsse die trübe Zeit, die damals unser Vaterland bedrückte. Auch Sie werden dieser Wochen mit wehmüthiger Freude gedenken. Seitdem ist so vieles geschehn, die Welt hat sich in allen Verhältnissen verändert, aber Ihre Freundschaft ist unwandelbar dieselbe geblieben.

L. Tieck.

William Lovell.

Zweiter Theil.

Sechstes Buch.

1795.

1.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Ich war durch unser gestriges Gespräch außerordentlich erhitzt, und ging wie berauscht nach Hause. Es waren so viele der fernsten Erinnerungen in mir geweckt, die noch immer in wiederholten Gängen durch meinen Busen zogen. Es ist manchmal, als wollte sich das Räthsel in uns selber aufschließen, als sollten wir plötzlich die Anwendung aller unsrer Empfindungen und seltsamen Erfahrungen kennen lernen. Die Nacht umgab mich mit hundertfachen Schauern, der monderhellte durchsichtige Himmel wölbte sich wie ein Kristall über mir, und spiegelte die seltsamsten Empfindungen wie Schatten in diese Welt hinein. — Rosalinens wehmüthige Gestalt war mit unter den bunten Schatten, sie ging neben mir, und verlor sich im krausen Dunkel jedes Baums, und stand im hellen Mondscheine wieder da: wie Tapeten voll seltsamer Geschichten gewirkt, hing die ganze Natur um mich her. Vergangenheit und Zukunft waren auf eine wunderbare Weise darge-

stellt, ich ahndete eine Menge von trüben und fröhlichen Empfindungen gleichsam im voraus.

Es fällt mir oft ein, warum ich gerade so und nicht anders empfinde, und warum ich vorzüglich auf diese Frage geführt bin, die mir gewiß in keiner andern Seelenstimmung beifallen würde. Die Vorstellung unserer Individualität ist die seltsamste, die uns überraschen kann.

Ich bin äußerst begierig, um endlich den wunderbaren Mann kennen zu lernen, von dem wir fast täglich gesprochen haben. Ich kann mir sehr gut einen Menschen vorstellen, der eine unumschränkte Gewalt über alle Gemüther hat, die ihn umgeben; aber es muß das interessanteste Studium sein, einen solchen näher kennen zu lernen, selbst zu fühlen, auf welche Art er an unsern Ideen und Gefühlen reißt, und sich so gleichsam zu ihm hinaufzuheben, indem wir lernen, wie er auf uns wirkt, und er begreift, wie er auf uns wirken kann. Ich wünsche seine Bekanntschaft, und fürchte mich doch vor unsrer ersten Unterredung. Sie haben gewiß viel zu freundschaftlich das Wort geführt, und er findet mich vielleicht einfältig und abgeschmackt, denn so sehr ich auch eine Zeitlang die höhere Achtung vor allen Menschen hatte, so war es mir doch leichter, mit ihnen umzugehn, und mein Benehmen freier, als jetzt, da ich die meisten verachte. Wenn ich einen Mann von Verstand zum erstenmale sehe, bin ich leicht in Verlegenheit, ich fühle mich so entfernt von ihm, die fremde Art, dieselben Gedanken, die ich habe, zwar auch zu denken, aber in seinen Begriffen anders zu ordnen, macht mich verwirrt, und durch die Bemühung, mich ihm recht verständlich zu machen und näher zu bringen, werd' ich immer weiter

von ihm entfernt, vorzüglich aber, wenn ich noch oben-ein bemerke, daß er sich nach mir bequemen will. — Ich wollte, man könnte sich immer erst nach einigen Vorreden kennen lernen, so wie man manche Schriftsteller nur nach einigen vorausgeschickten, allgemeinen Ideen verstehen kann. —

2.

Rosa an William Lovell.

Ihre Besorgnisse, lieber Freund, sind ungegründet; der Mann, von dem wir gesprochen haben, gehört nicht zu jenen verständigen Leuten, die mit dem Fragmente ihrer Vernunft so ungeschickt umgehn, es so linkisch handhaben und widerwärtig regieren, daß man von ihrer Aufklärung keinen Genuß empfängt, sondern nur Verworrenheit der Begriffe, und Resultate, die fremd und unpassend unter den eigenen Mobilien unsers Gehirnes stehen. Diesem Manne wird es leicht, sich alle Gedanken, selbst die entferntesten, zu vergegenwärtigen, und sie zu seinen eigenen zu machen; für ihn giebt es keine f r e m d e Seele, und darum behandelt er keine mit der Verachtung, die wir so oft an andern sogenannten verständigen Menschen, mit so tiefem innerlichen Widerstreben gewahr werden. Wenn ich Ihnen sage, daß er Sie vielleicht schon besser kennt, als Sie glauben, so ist dadurch wahrscheinlich alle Ihre Furcht gehoben, und damit Ihre Bekanntschaft nicht beim erstenmale jene steife, widerwärtige Art erhalte, mit der man nach hergebrachten Formeln, wie in einem Spiele,

sich seltsam genug die gegenseitige Vertraulichkeit abgewinnen will, so sollen Sie ihn auf einem Spaziergange treffen, wenn Sie heut Abend nach Sonnenuntergange die Ruinen vor dem Kapenischen Thore besuchen.

3.

William Lovell an Rosa.

O Freund, welche seltsame Nacht hab' ich gehabt! — Wie verhüllte Spiegel hing es in meinem Innern; heut ist der Vorhang hinuntergezogen, und ich erblicke mich selbst in veränderter Gestalt, und tausend sonderbare Gegenstände um mich her.

Ich kann immer noch nicht zur Ruhe und zur Besinnung kommen; ich weiß noch immer nicht, was ich denke oder schreibe; ich liege noch wie in einem Traume, und hefte mein Auge auf das Papier und die hingeschriebenen Worte, um zu erwachen.

Ein andermal, morgen, will ich Ihnen erzählen, wenn ich etwas beruhigter bin. Ich werfe mich ins Bette, um mich vor dem Grauen zu verbergen, das mir nachschleicht.

4.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Ich habe zu Ihnen geschickt, und vom Boten leider vernehmen müssen, daß sie schon wieder nach Tivoli ab-

gereist sind, ich hätte Sie so gern gesprochen und Ihren Rath und Beistand erbeten.

Ich habe in dieser Nacht nur wenig geschlafen, und bin im Schlafe von unangenehmen Träumen verfolgt. Ach Freund, ich kann Ihnen unmöglich sagen, was ich alles empfunden und gelitten habe, mir ist, als wenn sich vom gestrigen Abende eine Epoche durch mein ganzes künftiges Leben ausstrecken würde; viele Ahndungen sind mir näher getreten, und tausend ungewisse Zweifel haben sich inniger mit meiner Natur verbunden.

Ich ging vor das Kapenische Thor. Der letzte Schimmer der Abendröthe glänzte in dem durchsichtigen Moose, das zwischen den Gebäuden hängt, alles umher vereinigte sich zu großen Massen, und die Schatten kamen immer größer von Osten her; ich wandelte mit stillem Erstaunen und vorbereitender Furcht unter den Ruinen, und dachte an meinen Vater und Rosalinen, und an jene Zeit, als diese Trümmern hier stattliche Landhäuser waren. — O ich bin heut ruhig genug, um Ihnen alles weitläuftig zu beschreiben, das helle Morgenlicht glänzt über mein Papier, und ich schildere Ihnen meine gestrige Empfindung nur wie eine poetische Fiktion.

Ach ist nicht alles nur Erfindung und Gedicht, was vergangen ist? Die Gegenwart ist nur ein Traum, die Vergangenheit dunkle Erinnerungen aus dem Traume, die Zukunft eine Schattenwelt, deren wir uns einst auch nur mit Mühe erinnern werden.

In Rosalinens Fenstern brannte kein Licht, keine Lautentöne erklangen durch die Nacht, keine Schatten bewegten sich auf dem grünen Rasen. Ich konnte es nicht unterlassen, dicht zum verlassenen Hause hinzugehn, und meine Arme, wie in Gedanken, nach dem verödе-

ten Gebäude auszustrecken: ich konnte es nicht begreifen, warum die Hütte jetzt unbewohnt war; alles in meinen Erinnerungen war so ungewiß und doch so quälend, ich trat schnell vom Hause hinweg, und die Welt lag so dürr und ausgestorben da, ich hörte Menschenschritte, die dumpf und unerquicklich in der Einsamkeit wiederhallten, Vögel mit ziehenden Gesängen und rauschende Bäume, alles, alles umher, wie mühsam zusammengebracht, um die Todtenstille zu unterbrechen. Jeder Ton hatte seinen Klang verloren, der uns entzückt und begeistert, jeder Gegenstand die Bedeutung, die ihm unsre erhitzte Phantasie beilegt. Die Berge standen fern hinauf wie Todtenhügel, das ganze Menschengeschlecht kam mir arm und bejammernswürdig vor, wie sie alle mit den Füßen schon in ihren Gräbern wandeln, und immer tiefer und tiefer untersinken, nach Hülfe schreien, und kläglich die Hände ausstrecken, aber kein Vorübergehender sie hört und keiner sich der armen Verlassenen erbarmt. Keine Dämmerung und Morgenröthe wollte sich an meinem Horizonte emporringen, unermüdet lag die melancholische Nacht mit ihren Flügeln über mir; ach und ich konnte nicht weinen und schluchzen, ich konnte meinen heißen dürren Jammer nicht in Thränen und Töne auflösen, kein Mitleid mit mir selbst stieg wie eine Blume in meinem Herzen auf, um mich mit ihrem poetischen Dufte zu laben, keine goldene Täuschung kam meinen müden Sinnen zu Hülfe; ich fühlte mich wie in einem Gefängnisse unter Millionen Elenden verriegelt, dürr und kalt die Mauern um uns her, ach ich glaubte nicht der einzig Verstoßene zu sein, und konnte mich darum nicht trösten.

Ich hatte vergessen, wen ich erwartete, als mir eine

schreckliche, ach nur zu bekannte Gestalt näher trat. Die Furchtbarkeit meiner Empfindung kam in sichtbarer Bildung auf mich zu, und ich entsetzte mich innig. — Was soll ich hier von kindischen Träumereien reden, an die ich selbst nicht glauben kann, warum soll ich mich wie ein Knabe geberden, wenn mich ein seltsamer oder auch nicht seltsamer Zufall überrascht? — Aber es mag sein, mir ist als habe mein Vater schon diesen wundervollen Andrea gekannt, den ich nun zum drittenmale mit innigem Entsetzen und in immer nähern Beziehungen auf mich gesehen habe.

Ich weiß nicht, was ich gesprochen haben mag, ich weiß eben so wenig, was jener sagte, und was mich umgab. Wie wenn alle meine seltsamsten Träume wirklich würden, wie wenn ich jetzt zum eigentlichsten Leben erwachen wollte, wie wenn die ganze Natur mich plötzlich festhielte, und jeder Baum und jeder Stern mit geheimnißvollen Winken auf mich hindeutete; wie wenn sich jedes Räthsel von der Kette, die es lange zurückhielt, losreisen wollte, — so Rosa, — o ich habe keine Worte für dies Gefühl, — so wie einem Verbrecher, der sich plötzlich in seinen widersprechenden Lügen gefangen fühlt, und dem nun das Wort im Munde erstarrt, — so war mir in meinem Innern.

Im innersten Grausen sprach ich beherzt, ja frech, so wie im Rausche; der Alte schien verwundert. Ich sagte tausend Dinge, die ich nie gedacht habe, und die ich auch nur in diesen Augenblicken zur Hälfte dachte; ich war mit meiner selbst nur dunkel und ungewiß bewußt, und es stand kein fremder Mann vor mir; ich sprach nur zu mir selber, und wie Wolken, Lichter und Schatten flatterten Gedanken durch meinen Kopf, wie

wunderbare Töne von fremden ziehenden Vögeln erscholl es in meinem Innern, wie Mondschein, mit dem der Glanz der Morgenröthe kämpft, und beide ihre strahlenden Gewebe durch einander spinnen, so seltsam erleuchtet war mein Gemüth.

Wir gingen auf und ab, und ich hörte ihn sprechen wie einen fernen Wasserfall, wie räthselhafte Donner, die beim Sonnenschein aus der Ferne den gewölbten Himmel hinaufklimmen. — Wir verließen die Ruinen und ich folgte ihm schweigend nach seiner Wohnung.

Ein blasses Licht erhellte sein altes, abgezehrtes Gesicht, in dem jede Falte und jeder Zug eine andere Sprache redeten. Wie wenn sich plötzlich der wohlbekannte Bruder an der Seite des Bruders in einen alten Mann umwandelt, so müßte jener die Empfindungen haben; die mich peinigten. Er ward mir so bekannt und blieb mir doch so fremd, ich mußte ihn lieben und hassen, o ich hätt' ihn erwürgen mögen, um nur des Kampfes, um nur der Zweifel los zu werden. — Und ich kannte ihn dennoch, und sein Bild war von Jugend auf tief meiner Phantasie eingeprägt!

Es ist ein mühsames Geschäft zu leben, unaufhörliche Zweifel und Furcht, Pein und Angst, das ganze Heer der Erinnerungen, alle jagen uns durch furchtbare Waldlabirinthe, wo wir in jedem dunklen Gange, in jeder neuen Krümmung ein seltsames und grauenvolles Unding erwarten; wir haben nicht Zeit zu überleben, nicht Zeit, vor uns zu sehn, nicht Athem, um zu klagen, — bis wir niederstürzen, und alle Furchtbarkeiten zugleich über uns herfallen, und das ereilte Wild zerfleischen. Bis man erwacht, heißen unsre Phantasieen Träume, bis dahin unser Dasein Leben.

Ich trat ans Fenster. Ein kleiner Rasenplatz und Rosalinens Hütte gerade vor mir; ich sah in dem kleinen Garten deutlich die wankenden Malven stehn, und der Mond stieg jetzt dunkelroth herauf, und sah zuerst in ihr Fenster hinein, und fand sie nicht. — Der Alte muß mich hier oft gesehn haben, wie ein Geist hat er mich umgeben, ich schämte mich nicht vor ihm, sondern sah ihn nur um so unbefangener ins Auge. Dann flog ich mit meinen Gedanken zu Rosalinen hinüber, und ich sah sie sitzen, und stumm und zwecklos in die Saiten der Laute schlagen, ich tröstete sie über ihren Tod, und sah ein bitteres Lächeln auf ihrem Gesichte; dann hört' ich mich von meinem Vater rufen, mit denselben Tönen, mit denen er mich in der Kinheit zu sich lockte, ich hörte den großen Hund, den treusten Freund meiner Knabenjahre, bellen, — und alles verschwand dann, und ich saß dem alten freundlich melancholischen Andrea und seinem grübelnden Auge gegenüber. —

Und jetzt sitz ich hier und bin einsam, und sehe ihn doch im nebenstehenden Stuhle sitzen. Ich werde ihn wiedersehn und werde anders fühlen, und er wird vergehen, so wie ich, und keiner wird unsrer denken. —

5.

Bianca an Lovell.

Rom.

Ist es Dir denn möglich, mich so ganz zu vergessen? Unsere munteren Gesellschaften haben an Dir ihre Seele verloren, und jede Freude ist stumm und sitzt verlassen

im Winkel. Denkst Du gar nicht mehr an unsere heiligen Bachanale zurück und an die stürmende Fröhlichkeit, die uns so wild und göttergleich begeistert? Sind Dir deine schwermüthige Träumereien und Dein leeres Nachsinnen lieber als das Mädchen, das dich so innig liebt. — Schenke uns wenigstens den heutigen Abend, den wir allen Scherzen gewidmet haben und laß mich durch ein paar Worte, die Du mit dem Boten zurückschicken kannst, Deinen Entschluß erfahren. —

Bianca.

Ich komme.

W. Lovell.

6.

Rosa an Andrea Cosimo.

Tivoli.

Daß meine Reise hieher eine Art von Verbannung ist, fällt mir immer schwerer auf das Herz, je mehrere Tage ich von Rom entfernt bin. Daß ich gerade in diesem Zeitpunkte Deinen Umgang entbehren muß! Zu einer Zeit, wo ich mich immer mehr zu Dir hingedrängt fühle, wo sich gleichsam die Flügel meiner Seele von einander falten, um mich desto inniger an Dein Herz zu schließen. Du hast mich seit einiger Zeit mit neuen Ideen und Gefühlen überschüttet und eine neue Welt hat sich in mir eröffnet, eine Schaubühne, die unaufhörlich mit den wunderbarsten Scenen wechselt. Ich betrache mein Le-

den seit jenem merkwürdigen Abende als ein neues, es hat sich mir ein Weg zu Deiner Seele gebahnt, den ich weiter zu verfolgen brenne. Aber warum verwirfst Du mich und würdigst mich nicht Deines fernern Vertrauens? Darf ich den Argwohn schöpfen, daß Du Dich dem jugendlichen Lovell inniger hingiebst? Was kannst Du jetzt noch ferner mit ihm wollen, da sein Vater todt ist? Ist es mir überhaupt erlaubt, zuweilen über Deine Plane im Stillen nachzugrübeln, und manchmal einen wirklichen Eigensinn und weitläuftige, mir unnütz scheinende Maschinerie anzutreffen? Doch ich will schweigen, um mir nicht Dein Mißfallen zuzuziehn.

7.

Andrea Cosimo an Rosa.

Rom.

Es kann und soll nicht anders sein als es ist, überlaß es mir, meine Plane zu ersinnen und zu regieren, wenn sie Dir gleich noch wunderlicher erscheinen sollten. Was kümmert es Dich, wenn ich mir ein seltsames Spielwerk erlese, das mir die Zeit ausfüllt und auf meine eigene Art meinen Geist beschäftigt? Wenn ich bemerke, auf welche sonderbare Art die eine Seele auf die andere wirken kann? Du hast wohl mehrere Nächte unter Karten und Würfeln hingebracht; so vergönne mir, daß ich mir aus Menschen ein Glücksspiel und ernsthaft lächerliches Lotto bilde, daß ich ihre Seelen gleichsam entkörpert vor mir spielen lasse, und ihre Vernunft und ihr Gefühl wie Affen an Ketten hinter mir führe, und danke dann

mir, daß ich dich als Freund und nicht als Spielzeug gebrauche.

8.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Sie fragen mich: wie ich lebe. Ich bin seit langer Zeit in einer Verfassung, daß ich nicht ohne Sie leben kann. Ich habe Sie immer nöthig, um jeden Gedanken und jedes Gefühl in Ihren Busen auszuschütten. — Mir ist jetzt oft zu Muthe, als wären Flügel an meine Brust gewachsen, die mich immer höher und höher heben, und durch die ich bald die Erde mit ihren Armseligkeiten aus den Augen verlieren werde.

Ich sehe jetzt den alten Andrea täglich; ich habe noch nie einen Menschen mit dieser hohen Bewunderung betrachtet, ich habe aber auch noch nie eine Seele angetroffen, die alles, was sonst schon einzeln die Menschen vortrefflich macht, so in sich vereinigte. Die Erinnerung macht mir jetzt eine seltsame Empfindung, daß ich ehedem vor seiner Gestalt zurückschauderte; und doch will sich noch zuweilen ein quälendes dunkles Andenken in mir empor arbeiten. — O Rosa, könnte man sich doch in manchen Stunden vor sich selber verbergen! Ach was kann uns nicht betrüben, und uns mit scharfen Empfindungen anfallen, da wir alle so nackt und wehrlos sind? Je mehr man die Menschen lieben möchte, um so mehr wird man mißtrauisch sein, ob sie es auch verdienen; keiner kennt den andern, jede Gesinnung geht verlarvt

durch unsern eigenen Busen: wer vermag es, das Edle vom Unedlen zu sondern?

Schon seit lange hatte mir Andrea versprochen, mich in eine Gesellschaft von Männern zu führen, die sich um ihn, wie um einen Mittelpunkt versammelt haben, und so gleichsam eine Schule bilden; ich brannte, um sie kennen zu lernen. Gestern wurde ich dort eingeführt.

Mir war während der Zeit manches durch den Sinn gegangen; der Argwohn, als wenn Andrea das Haupt irgend einer geheimen Gesellschaft sei, da man sagt, daß unser Zeitalter von der Wuth besessen sei, auf diese Art seltsam und geheimnißvoll zu wirken. Ich hatte so manches von abentheuerlichen und unsinnigen Ceremonien sogar in Büchern gelesen, und alles war mir immer als äußerst abgeschmackt erschienen; ich machte mich daher gegen Gebräuche und Einweihungsfeierlichkeiten gleichsam fest, und als ich Andrea hinbegleitete, war mir das Gefühl sehr gegenwärtig, daß nichts auf mich wirken würde, was sonst unsre Phantasie so leicht in Aufruhr setzt. Ich erstaunte und schämte mich zu gleicher Zeit, als ich ohne weitere Umstände in ein Haus und dann in einen geräumigen Saal geführt ward, in welchem sich die Gesellschaft schon versammelt hatte. Ich hatte mich gegen Abentheuerlichkeiten gewaffnet und doch überlief mich nun ein feierliches Grauen, als mir jeder von ihnen auf eine einfache Art die Hand gab und mich als Freund und Bruder begrüßte. Ich stand versteinert unter ihnen wie damals, als ich das erste große Raphaelsche Gemälde betrachtete, denn noch nie habe ich so viele charaktervolle Köpfe neben einander gesehn, noch nie hab' ich in einer großen Gesellschaft ein so ruhiges und gedankenreiches Gespräch gehört.

Als ich mich etwas genauer umsah, entdeckte ich bald mehrere Bekannte, die mit mir Nächte durchschwärmt, oder beim Spiele durchwacht hatten. Sie kennen ja auch den launigen Francesco, der uns mit seinen Einfällen so oft unterhalten hat, aber in dieser Gesellschaft war es mir nicht möglich, über ihn zu lachen, oder einen Spaß von ihm zu fordern, so ernst und ehrwürdig saß er unter den übrigen, von denen manche ihm aufmerksam zuhörten. Adriano, an dessen Einfalt wir uns so oft belustigt haben, hatte einen großen Zirkel um sich her versammelt und sprach mit großem Enthusiasmus und eben so vielem Verstande; ich konnte nicht müde werden ihn anzuhören, und mich über meinen bisherigen Irrthum zu verwundern. Es war mir, als wäre ich plötzlich in die Gesellschaft von abgeschiedenen Geistern entrückt, die im Tode alles Irdische von sich werfen, und selbst ihren Brüdern unkenntlich sind. — Alle begegneten dem alten Andrea mit der ausgezeichnetsten Achtung, alle beugten sich vor ihm, wie vor einem höheren Wesen, und meine Ehrfurcht vor meinem alten Freunde ward dadurch nur um so größer.

Es ist, als wenn uns in der stillen Nacht tiefere Gedanken und ernstere Betrachtungen begrüßten, denn mit jeder Stunde ward die Gesellschaft feierlicher, der Gegenstand ihres Gesprächs erhabener. Ich habe nie mit dieser Andacht in einem Tempel gestanden, noch in keinem Buche habe ich diese Gedanken gefunden, die mich hier durchdrangen. In solchen Stunden vergißt man seine vorige Existenz gänzlich, und nur die Gegenwart ist deutlich in unserer Seele. Ich werde diese Nacht nie vergessen.

Wir gingen erst am Morgen auseinander. Ein

glühendes Roth streckte sich am Horizont empor und färbte Dächer und Baumwipfel; die freie Morgenluft und der helle Himmel kontrastirten seltsam mit dem dunklen nächtlichen Zimmer. Schaaren von Vögeln durchflatterten die Luft mit muntern Tönen, die Bewohner der Stadt schliefen fast noch alle und unsre Schritte hallten die Straßen hinab. — Der frische Morgen ist mir immer das Bild eines frohen und thätigen Lebens, die Luft ist gestärkt und theilt uns ihre Stärke mit, das wunderbare Morgenroth strömt eine Erinnrung der frühesten Kindheit herauf und fällt in unser Leben und unsere gewöhnlichen Empfindungen hinein, wie wenn ein rother Strahl an den eisernen Stäben eines Kerkers zittert, in dem ein Gefangener nach Freiheit seufzt.

9.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Wenn ich Andrea oft betrachte und mich stumm in Gedanken verliere, so möcht' ich ihn in manchen Stunden für ein fremdes, übermenschliches Wesen halten; ich habe mir im Stillen manche wunderbare Träume ausgesponnen, die ich mich schämen würde, Ihnen mit so kaltem Blute niederzuschreiben, so sehr sie auch meine Phantasie gefangen halten. Er begegnet oft auf eine unbegreifliche Weise meinen Schwärmereien mit einem einzigen Worte, das sie mir deutlicher macht, und in ein helleres Licht stellt.

Neulich war ich durch seine Reden in eine ungewöhnlich feierliche Stimmung versetzt, er sprach von meinem gestorbenen Vater und schilderte ihn genau nach seiner Gesichtsbildung und Sprache. Ich war gerührt und er fuhr fort, ja er sprach endlich ganz mit seinem Tone und sagte einige Worte, die sich mein Vater angewöhnt hatte, und die ich unendlich oft von ihm gehört habe. Ich fuhr auf, weil ich dachte, mein Vater sei wirklich zugegen, ich fragte ihn, ob er ihn gekannt habe und er betheuerte das Gegentheil; ich war in die Jahre meiner Kindheit entrückt und sah starr auf die Wand, um nicht in meiner Täuschung gestört zu werden. Plötzlich fuhr wie ein Blitz ein Schatten über die Wand hinweg, der ganz die Bildung meines Vaters hatte, ich erkannte ihn und er war verschwunden; seltsame Töne, wie ich sie nie gehört habe, klangen ihm nach, das ganze Gemach ward finster und der alte Andrea saß gleichgültig neben mir, als wenn er nichts bemerkt hätte.

Ein gewaltiger Schauder zog meine Seele heftig zusammen, alle meine Nerven zuckten mächtig, und mein ganzes Wesen krümmte sich erschrocken, als wenn ich unvorsichtig an die Thore einer fremden Welt geklopft hätte, und sich zu meiner Vernichtung die Flügel öffneten und tausend Gefühle auf mich einstürzten, die der gewöhnliche Mensch zu tragen zu schwach ist. — Andrea erscheint mir jetzt als ein Thürhüter zu jenem unbekannten Hause, als ein Uebergang alles Begreiflichen zum Unbegreiflichen. Vielleicht löst Ein Aufschluß alle Räthsel in und außer uns, unser Gefühl und unsre Phantasie reichen vielleicht mit unendlichen Hebeln da hinein, wo unsre Vernunft scheu zurückzittert; am Ende verschwindet alle Täuschung, wenn wir auf einen Gipfel gelangen,

der der übrigen Welt die höchste und unsinnigste Täuschung scheint. Balder kömmt mit seinen Erscheinungen in meine Seele zurück, — o Rosa, was ist Unsinn und was Vernunft? Alles Sichtbare hängt wie Teppiche mit gaukelnden Farben und nachgeahmten Figuren um uns her; was dahinter liegt, wissen wir nicht, und wir nennen den Raum, den wir für leer halten, das Gebiet der Träume und der Schwärmerei, keiner wagt den dreisten Schritt näher, um die Tapeten wegzuheben, hinter die Coulissen zu blicken und das Kunstwerk der äußern Sinne so zu zerstören, — aber wenn, — o Rosa, nein ich schwindele, es ist mir innerlich alles so deutlich und ich kann keine Worte finden; aber ich mag sie auch nicht suchen. Sie werden ebenfalls diese Gefühle kennen und mir alles übrige erlassen.

10.

Rosa an William Lovell.

Tivoli.

Manche Ihrer Gedanken über Andrea sind mir aus der Seele geschrieben, in seiner Gegenwart fühle ich mich immer wie in der Nähe eines Ueberirdischen. Auch manches ist mir begegnet, was ich mir auf keine Art zu erklären weiß. Als ich neulich mit ihm hier in Tivoli war, waren wir fast täglich zusammen und unser Gespräch fiel vorzüglich auf den Aberglauben und die wunderbare Welt, vor der unser Geist so oft steht, und dringend Einlaß begehrt. Meine Phantasie ward mit jedem Tage mehr erhitzt, alle meine bisherigen Zweifel verloren

immer mehr von ihrem Gewicht; Sie können sich vorstellen, welchen seltsamen Eindruck Ihre Briefe damals auf mich machen mußten, in denen Sie immer mit so vielem Eifer von Rosalinen sprachen. An einem schönen Abende schweiften wir vor den Thoren umher, unsre Gespräche wurden immer ernsthafter und ich vergaß es darüber ganz, zur engen unangenehmen Stadt zurückzukehren. Es war indeß dunkle Nacht geworden und wir trennten uns. Alle meine Begriffe waren verwirrt, die Finsterniß ward noch dichter und ich näherte mich, wie es schien, immer noch nicht der Stadt. Ich versuchte einen neuen Weg, weil ich glaubte, ich habe mich verirrt, und so ward ich immer ungewisser. Die Einsamkeit und die Todtenstille umher erregte mir eine gewisse Bangigkeit; ich strengte mein Auge noch mehr an, um ein Licht von der Stadt her zu entdecken, aber vergebens. Endlich bemerkt' ich, daß ich einen Hügel hinanstiege und nach einiger Zeit befand ich mich oben, neben der Kirche des heiligen Georgs. Der Wind zitterte in den Fenstern und pfiff durch die gegenüberliegenden Ruinen, ich glaubte in der Kirche gehn zu hören und ich irrte mich nicht; mit hallenden Tritten kamen zwei unbekannte Männer aus dem Gewölbe und fragten mich, was ich suche. Ihre unbekannte Gestalt, der feierliche Ton ihrer Stimme und eine kleine Blendlaterne, die nur mich und den einen von ihnen beleuchtete, machte mich schaudern. Ich fragte furchtsam nach dem Wege zur Stadt, und der eine von ihnen erbot sich, mich bis an das Thor zu bringen, der andere versprach so lange bei der Kirche zu warten.

Die kleine Laterne erhellte sparsam unsern Weg und Bäume und Stauden glitten uns, mit einem durchsich-

tigen Grün bekleidet, vorüber, mein Begleiter war stumm und ich ging wie im Traume hinter ihm. Jetzt waren wir nahe am Thore und der Mann mit der Laterne stand still; wir nahmen mit wenigen Worten Abschied und ein breiter Schimmer fiel auf sein Gesicht. Ich fuhr zusammen, denn es war ganz das bleiche Antlitz einer Leiche, die Augen waren wie weit hervorgetrieben, die Lippen blaß und wie in einem Todtenkrampfe verzerrt: ich glaubte ein Gespenst zu sehn, und erschrak nur noch inniger, als ich nach einigen Augenblicken die Züge Andrea's erkannte. Jetzt wandte er sich um, und ging zurück, ich stand noch wie versteinert, und rief endlich laut und halb wahnsinnig: Andrea! — In demselben Augenblicke verschwand die Gestalt und das Licht, und betäubt und zitternd ging ich in die Stadt.

Aber wie fuhr ich zusammen, als mir Andrea vor meiner Wohnung entgegentrat und mich fragte, wo ich so lange geblieben sei. Ich konnte ihm nur wenige Worte sagen und die ganze Nacht hindurch lag ich in einem abwechselnden Fieber.

Und war es nicht eben die Gestalt unsers Andrea, mit Schrecken denke ich daran, die der unglückliche Balder so oft in den Exaltationen seiner Phantasie beschrieb? — Und doch hatte er ihn niemals gesehen. — Wer weiß, ob er mich nicht jetzt umgiebt, indem ich diesen Brief schrieb, und jeden Gedanken kennt, den ich denke! —

11.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Mein Herz ist die Höhle des Aeolus geworden, in dem alle Stürme durch einander murren und sich mit wildem Grimme von ihren Ketten losreißen wollen. O, lassen Sie mich diesen Andrea begreifen, und ich will mich zufrieden geben und ich will alles übrige vergessen.

Ist die Welt nicht ein großes Gefängniß, in dem wir alle wie elende Missethäter sitzen, und ängstlich auf unser Todesurtheil warten? O wohl den Verworfenen, die bei Karten oder Wein, bei einer Dirne oder einem langweiligen Buche sich und ihr Schicksal vergessen können!

Doch der schwarze Tag bricht endlich, endlich herein. Er kann nicht ausbleiben. Alle vorhergehenden Tage waren nur Vorbereitungen zum letzten schrecklichen. Die finstre Parze findet endlich die Stelle, wo sie den Faden zerreißt. — O wehe uns, Rosa, daß wir geboren wurden!

O des klagenden Thoren! mit ohnmächtiger Kraft sperrt sich das arme Thier, in den Stall zu gehn, wo das schlachtende Messer seiner wartet. Die Zeit, dieser unbarmherzige Henkersknecht, schleppt Dich hinein, das Thor schlägt hinter Dir zu und Du stehst einsam unter deinen Mördern.

Was kann der Mensch wollen und vollbringen? Was ist sein Thun und Streben? —

O daß wir wandern könnten in ein fremdes, andres

Land; ausziehn aus der Knechtschaft, in der uns unsre Menschheit gefangen hält!

Gräßlich werden wir zurückgehalten, und die Kette wird immer kürzer und kürzer. Alle täuschenden Freuden schlagen rauschend die Flügel auseinander und sind im Umsehn entflogen. Der Putz des Lebens veraltet und zerfällt in Lumpen; alle Gebrechen werden sichtbar.

Einsam steh ich, mir selbst meine Quaal und mein Henker, in der Ferne hör' ich die Ketten der andern rasseln. — Schauder stehn vor unserm Gefängnisse zur Wacht. — Da läßt sich keiner bestechen, — eisenfest und unwandelbar stehn sie da. — —

Ich habe den Ruf vom jenseitigen Ufer gehört; ich habe den seltsamen Wink verstanden, und das Boot eilt schon herüber, mich abzuholen; ich trage meine Sünden in meiner Hand und gebe sie als Fährgeld ab. — — Die Wogen rauschen, es schwankt das Boot, das Steuer ächzt, und bald tret' ich an das düstre fremde Gestade, und in doppelter Vereinigung kommen mir alle meine Schmerzen entgegen.

Gestern war ich bei Andrea und seiner Gesellschaft. Sie sprachen viel durcheinander und saßen in Reihen hinab, wie gefüllte Bilder aus Erde. Alle waren mir fremd und armselig, mit allen, selbst mit dem wunderbaren Andrea hatt' ich ein inniges Mitleiden. Sie waren ernst und feierlich, und mir war, als müßt' ich lachen. — Daß Gedanken und Vorstellungen den sogenannten Frohsinn aus unserm Gesichte verjagen können, ist bejammernswürdig.

Ich streckte meine Hand aus und berührte den nächstsitzenden, und wie ins Reich der Vernichtung griff ich hinein und war ein Glied der zerbröckelnden Kette. Ich

gehörte nun mit zum Haufen, und war mir selber fremd und armselig, so wie die übrigen.

Aller Augen waren starr auf die Wand geheftet, in allen spiegelte sich der Wiederschein des Todes. Die Kerzen brannten dunkler, die Vorhänge rauschten geheimnißvoll, das Blut in meinen Adern wollte aufsieden und erstarrte.

Töne schlugen das Ohr mit seltsamer Bedeutung, wie Arabeskengebilde fuhr es durch meinen Sinn; ich erwartete etwas Fremdgestaltetes und lechzte nach etwas Ungeheuerm. Und ich vergaß hinter mir zu sehn und stand unter meinen Freunden einsam, wie in einem Walde von verdorrten Bäumen.

Schatten fielen von oben herunter und sanken in den Boden. Dämpfe standen wie Säulen im Gemache, Dämmerung wankte hin und wieder wie ein Vorhang. Die Seele vergaß sich selbst und ward ein Bild von dem, was sie umgab.

Es kreiste und wogte gewaltig durcheinander; wie ein Unding, das zum Entstehen reif wird, so kämpfte die Masse gegen sich selbst. — Es schritt näher und glich einer Nebelgestalt; vor mir vorüber wie ein pfeifender Wind, — und o, — Rosaline!

Sie war es, ganz, wie sie lebte. Sie warf einen Blick auf mich und wie ein Messer traf er meine Augen, wie ein Berg mein Herz. Ich sträubte mich gegen meine innerliche Empfindung und es zog mich ihr nach; — ich stürzte laut schreiend nach ihrem Gewande und stieß mit dem Kopfe an die Mauer.

Ich erschrak nicht, verwunderte mich nicht und erwachte auch nicht. Wie andre Elemente umgab mich alles, ich sah die Freunde wieder, ich hörte wieder die

Bäume und Wasser, die ganze Mühle der gewöhnlichen Welt, mit allen ihren Gängen.

Andrea und die übrigen waren stumm und kalt, aber sie standen fern, fern von mir hinunter, ich kannte sie alle und verstand sie nicht, ich kam zurück und war nicht unter ihnen.

Man öffnete die Fenster; die Morgenluft brach herein, der Himmel war wie eine Platte buntgestreifter Marmor, die Wände der Welt waren wie immer mit ihren seltsamen Gewächsen ausgelegt, und wie ein wildes Thier, so fiel eine nüchterne Empfindung mein Herz an.

Wo steht die letzte Empfindung, daß ich zu ihr gehe? Wo wandeln die seltsamsten Gefühle, daß ich mich unter sie mische? Daß ich von diesem Traume erwache und einen andern noch fester träume!

Wolken fliehn und kommen wieder, das seltsamste Morgenroth wird Tagesschein. — So wird es mit diesem Herzen gehn. — Leider, daß ich das schon jetzt empfinde!

12.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Wie alles mich immer bestimmter zu jenen Schrecken hinwinkt, denen ich entfliehen wollte! Wie es mich verfolgt und drängt, und doch die gräßliche Leere in mir nicht ausfüllt! — Wie in einem Ocean schwimm' ich mit unnützer Anstrengung umher; kein Schiff, kein Gestade, so weit das Auge reicht! unerbittlich streckt sich

das wilde Meer vor mir aus, und Nebel streichen ver-
spottend wie Ufer herum, und verschwinden.

Nebelbänke sind unser Wissen und alles, was unsere Seele zu besitzen glaubt; der Zweifel rauft das Unkraut zusammt dem Getraide aus, und in der leeren Wüste schießen andre Pflanzen mit frischer Kraft hervor, deren Farben noch schöner und glänzender spielen. Der Mensch muß denken und eben darum glauben, schlafen und also träumen.

Der Wechsel der Jahreszeiten zerstört die Berge und Felsen, die ewigen Pfeiler der Erde zerbröckeln sich durch Regengüsse, der Mensch durch den Lauf seines Bluts, ein Todtenwurm in ihm, der ihn von innen heraus zernagt. Jedes Ding ist Bild und Gegenbild zugleich, es erklärt sich selbst und man sollte nie fragen: Wie hängt diese Erscheinung mit jener zusammen? — Der Geist des Forschens ist die Erbsünde, die uns von unsern ersten gefallenen Eltern angestammt ist.

Alles, was ich sonst meine Gefühle nannte, liegt todt und geschlachtet um mich her, zerpflücktes Spielzeug meiner unreifen Jugend, die zerschlagene magische Laterne, mit der ich meine Zeit vertändelte.

Ich nenne mir manchmal den Namen Amalie oder Rosaline, um alles, wie mit einem Zauberspruche, wieder zum Leben zu erwecken, aber auch die Erinnerung ist abgeblüht, und wenn ich mein ganzes Leben hinuntersehe, so ist mir, als wenn ich über ein abgemähtes Stoppelfeld blicke; ein trüber Herbst wandelt näher, der Nebel wird dichter, und der letzte Sonnenschein erlischt auf den fernen Bergen.

Ich möchte in manchen Stunden von hier reisen und eine seltsame Natur mit ihren Wundern aufsuchen, steile

Felsen erklettern, und in schwindelnde Abgründe hinunterkriechen, mich in Höhlen verirren, und das dumpfe Rauschen unterirdischer Wasser vernehmen, ich möchte Indiens seltsame Gesträuche besehen, und aus den Flüssen Wasser schöpfen, deren Name mich schon in den Kindermährchen erquickte; Stürme möcht' ich auf dem Meere erleben, und die Aegyptischen Pyramiden besuchen; — o Rosa, wohin mit dieser Ungenügsamkeit? und würde sie mir nicht selbst zum Orkus und in Elysium folgen? —

Und lern' und erfahr' ich denn nicht hier in Rom genug? Genügt mir nicht dies tiefe wunderbare Leben, in dem die Wunder mit den Stunden wechseln? Wohin von hier? Das Gewand der ganzen Erde ist kahl und dürftig, — o Balder, ich möchte Dich in den tiefen Gebirgen aufsuchen, um von Dir zu lernen und mit Dir zu leben.

Mein Geist knüpfet sich immer vertrauter an Andrea; ich verstehe ihn, so viel sich zwei Menschen verstehen können, die immer das Nämliche meinen und ganz etwas anders sprechen; in jedem Körper liegt die Seele, wie ein armer Gequälter in dem Stiere des Phalaris, sie will ihren Jammer und ihre Schmerzen ausdrücken, und die Töne verwandeln sich und dienen zur Belustigung der umgebenden Menge. —

Doch ich vergesse ganz, was ich erzählen wollte. Man vergißt über Worte sich und alles übrige, wir sprechen selten von uns selbst, sondern meist nur darüber, wie wir von uns sprechen könnten; jeder Brief ist eine Abhandlung voll erlogener Sätze mit einem falschen Titel überschrieben, und so möcht' ich denn gern fortfahren zu schwatzen, wenn mich mein Gefühl nicht zu

sehr ängstigte und zur Erzählung einer seltsamen Begebenheit hinrisse.

Es war vorgestern, als ich mich im Corso unter dem Gedränge des Karnevals umtrieb; das Geräusch der Menschen und Wagen, das Geschrei, die tausendfältigen Verunstaltungen des menschlichen Körpers und endlich der Glanz der Lichter versetzten mich in einen angenehmen Rausch: am Abend fuhr ich nach dem Festino, in welchem viele der Masken, mit neuen vermehrt, sich wieder fanden.

Eine weibliche Gestalt strich zu wiederholtenmalen bei mir vorüber. Ich hatte schon oft das Rauschen ihres seidnen Gewandes gehört und ward jetzt erst aufmerksamer. Mir war, als wenn sie mich recht geflissentlich vor allen übrigen Masken auszeichnete und eine Bekanntschaft mit mir suchte. Wir näherten uns mit den gewöhnlichen Formeln, und mir ward es wunderbar leicht, recht abgeschmackt zu sein; es sammleten sich daher bald mehrere Karrikaturmasken, die mich ungemein witzig fanden.

Ich verfolgte die unbekannte Maske bald durch das dickste Gedränge, ich begleitete sie, als sie in eins der Zimmer ging, um sich mit Gefrornem zu erquicken.

Hier sah ich den schönen Wuchs genauer und die zarten Arme; ich bat und flehte, aber sie wollte um keinen Preis die Maske abnehmen. —

Ich verlor sie im Saale wieder aus den Augen, dessen Getön und Gebrause mir jetzt nach der augenblicklichen Ruhe, nach der stillen Erleuchtung des Zimmers innig zuwider war. Ich ging daher fort, um in meinen Wagen zu steigen. Zu meinem Erstaunen finde ich dieselbe Maske vor der Thür, sie vermißt ihren Wagen,

ich biete ihr den meinigen an, und sie schlägt das Anerbieten nicht aus. —

Nun waren wir allein im Wagen, und ich wandte alle meine Beredtsamkeit an, um sie zu bewegen, die entstellende Maske abzunehmen. Sie thut es endlich mit einer kaltblütigen Bewegung, — und o, — die Haare richten sich mir noch empor, — — Rosaline sitzt neben mir!

Sie warf mir einen drohenden Blick zu, und wie ein lauter Donnerschlag warf es sich in den Wagen hinein. — Nun hört' ich bloß das Rasseln der Räder, wie eine ferne Kaskade, — ich fand mich am Morgen in meinem Zimmer wieder.

Meine Hände zittern noch, wenn ich daran denke, und doch ist es vorüber und ich zweifle jetzt selbst daran, daß es war. Weiß ich doch kaum, was ich jetzt thue und denke.

13.

Andrea Cosimo an William Lovell.

Rom.

Freilich, lieber William, täuscht uns alles in und außer uns, aber eben deswegen sollte uns auch nichts hintergehen können. Wo sind denn nun die Quaalen, von denen ich so oft muß reden hören, die unsre Irrthümer, unsre Zweifelsucht, der erste Sonnenstrahl unserer Vernunft uns erschaffen? Es ist die Zeit, die auf ihrem Wege durch die große weite Welt auch durch unser Inneres zieht, und dort alles auf eine wunderbare Weise

verändert. Veränderung ist die einzige Art, wie wir die Zeit bemerken, und weil wir die Fähigkeit haben zu denken, haben wir auch zugleich die Fertigkeit verschiedenartige Gedanken hervorzubringen. Weil eine Gedankenfolge uns ermüdet und am Ende nicht mehr beschäftigt, so macht eben dies eine andere nothwendig; und dies nennen die Menschen gewöhnlich eine Veränderung ihres Charakters und ihrer Seele, weil sie sich immer viel zu wichtig finden, und sich gern über und über so mit Lichtern bestecken möchten, daß man sie aus dem Glanze nicht heraus finden kann. Kann sich denn aber das Wesen verändern, das wir unsere Seele nennen? Hat es Theile, die von ihm losgerissen, oder die ihm angesetzt werden? Wechselt es sich mit einem andern aus? — O Freund, wir wechseln mit den Federn, mit denen wir schreiben, die Seele mit ihrem Spielzeuge, den Gedanken, die von ihr selbst ganz unabhängig und nur ein feineres Spiel der Sinne sind.

Alles, was wir in uns kennen, ist Sinnlichkeit, dorthin führen alle Fußtapfen, die wir in der einsamen Wüste entdecken; zu dieser einzigen Höhle werden wir immer wieder zurückgeführt, so seltsam sich der Weg auch krümmen mag. Nur in der Sinnlichkeit können wir uns begreifen, und sie regiert und ordnet das Gewebe, das wir immer von unserm Geiste getrieben glauben. Bloß hierauf können sich alle Plane und Entwürfe, Wünsche und stille Ahndungen gründen; in dieser Körperwelt bin ich mir selbst nur mein erstes und letztes Ziel, denn der Körper ordnet alles nur für seinen Körper an, er findet bloß Körper in seinem Wege, und eine Verbindung zwischen ihm und dem Geiste ist für unser Fassungsvermögen unbegreiflich. Die Seele stehet tief

hinab in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich, wie ein eingekerkerter Engel: sie hängt mit dem Körper und seinen vielfachen Theilen eben so wenig zusammen, wie der Verbrecher mit der Stadt, in der er gefangen sitzt; wie man eben so wenig glauben würde, daß alle Straßen mit den Thoren und Thürmen umher bloß für den Gefangenen angelegt wären.

Was kann ich also für meine Seele thun, die wie ein unaufgelöstes Räthsel in mir wohnt? die dem sichtbaren Menschen die größte Willkühr läßt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann? — Er ist, das ist sein Verbrechen und seine Tugend, sein Dasein ist seine Strafe und seine Wohlthat, und wer hat dies nicht schon in sich selber empfunden? Ich mag keinen verdammen und keinen vergöttern, es ist alles Ein Gefolge, in dieselben Gewänder eingehüllt, mir alle gleich unkenntlich und gleich gut, ein Trauerzug, der auf Bergeswegen dahin geht, und hinter einem dunkeln Walde verschwindet.

Damit die verächtlichen Maschinen sich brüsten können, haben sie Namen und Unterschiede wie bunte, klägliche Ordenszeichen erfunden; nur der Pöbel hat die tiefe Achtung vor diesen.

Was bleibt uns übrig, William, wenn wir alle leere Namen verbannen wollen? — Freilich nichts zu philosophiren und mit Enthusiasmus für die Tugend und gegen das Laster zu reden, kein Stolz, kein Gepränge mit Redensarten, aber immer noch eben so viel Raum, um zu leben.

Die Empfindung geht daher einen kürzern und richtigern Weg, als der grübelnde Verstand; denn das Gefühl ist der Haushofmeister unserer Maschine, der erste

Oberaufseher, der dem alten pedantischen Verstande alles überliefert, der es weitläuftig und auf seine ihm eigene Art bearbeitet. Gefühl und Verstand sind zwei nebeneinander laufende Seiltänzer, die sich ewig ihre Kunststücke nachahmen, einer verachtet den andern und will ihn übertreffen.

Wenn wir nicht bloße Maschinen sind, so reißt sich die Seele einst gewiß von allem los, was sie so lästig gefangen hält, sie wird nicht schließen und unterscheiden, nicht ahnden und glauben, sondern im raschen, reißenden Fluge nach ihrem ungekannten Vaterlande eilen, wo sie wirken und ungefesselt dauern kann.

Wenigen wundervollen Menschen war es vielleicht gegönnt, sich schon hier, von den Gauklern, ihren Sinnen, noch umgeben, kennen zu lernen, und in ihre innerste, verborgenste Tiefe zu schauen. Aber die Natur widerstrebt mit allen ihren Kräften, sie sind seltsame Wunderdinge, die sich vor sich selber entsetzen; die Fugen sind gerissen, der Geist sieht unmittelbar, ohne Sinne und ohne das Mittelglas des Verstandes, in das Dasein und die Gegenstände hinein, und der Körper schaudert unter heftigen Zuckungen.

14.

Balder an William Lovell.

Heut scheint die Sonne freundlich und ich denke an Deinen Namen, denn er ist wie blauer Himmel. Da war mir, als hört' ich Deinen Gang hinter mir in den Gebüschen und ich sah mich um. Aber der Wind klet-

terte nur in den Bäumen umher, und pflückte einige reife Blätter, die er der Erde, seiner Mutter, zum Verzehren hinlegte. Nun hab' ich noch in meiner Schreibtafel ein Blatt Papier und ich will es nehmen, und jetzt mit Dir sprechen: vielleicht findet sich einst ein Mann, der es zu Dir hinüberträgt.

Wechselnd gehn des Baches Wogen
Und er fließet immer zu,
Ohne Rast und ohne Ruh,
Fühlt er sich hinabgezogen,
Seinem dunkeln Abgrund zu.

Also auch des Menschen Leben,
Liebe, Tanz und Saft der Reben,
Sind die Wellenmelodie,
Sie verstummt spät oder früh.

Ewig gehn die Sterne unter,
Ewig geht die Sonne auf,
Taucht sich roth ins Meer herunter,
Roth beginnt ihr Tages-Lauf.

Nicht also des Menschen Leben,
Seine Freuden bleiben aus,
Denn dem Tode übergeben
Bleibt er dort im dunkeln Haus. —

So werd' ich jetzt gezwungen, nach einem gewissen Klange zu reden, der wie ein Wasserfall in meiner Seele auf- und niedersteigt. Mich besuchen oft Leute in meiner einsamen Waldwohnung, und sagen es ganz laut, so daß ich es höre, ich sei ein Prophet von Gott ge-

sandt. Die guten Leute meinen es aber in ihrem Sinne recht gut, nur schieben sie das meiste auf meinen Bart, der mir wider meinen Willen so lang gewachsen ist.

Die Sonne spielt fröhlich zwischen den dunkelgrünen Zweigen herab und ich sehe, wie jedes Thier sich in ihr goldnes Netz so gern und willig fängt. Die ganze Natur ist begeistert und die Waldvögel singen lange und schöne Lieder, und die Bäume stimmen drein mit lautem ehrwürdigem Rauschen und wie Harfensaiten zittert und klingt alles um mich her, und ich singe innerlich Gesänge, ohne daß ich es weiß.

Alte graue Helden treten
So vertraulich zu mir her,
Ehrfurchtsvolle Priester beten,
Und es rauscht das griech'sche Meer.
Circe's Weberstühle sausen,
Die Charybdis strudelt wild,
Pan erwacht, die Wälder brausen,
Jäger fliehn zusammt dem Wild
Lanzenkämpfer taumeln rüstig
Sich auf Rossen hin und her,
Und Ariost ersinnet listig
Seine wundervolle Mähr,
Singt Orland' und Rodomant; —
Wie er sich in Liedern sonnt,
Bricht verstummend plötzlich ab,
Ihn verschlingt das offne Grab.
Ach und keine Reime sprechen
Sanften Trost dem Armen zu,
Alle Harfensaiten brechen
Um ihn furchtbar dumpfe Ruh.

Ich denke noch daran, daß wir oft über alles sprachen, was ich jetzt immer wirklich vor mir sehe.

Alle diese Leute sind nicht todt, sondern nur verdunkelt; sie kommen, wenn ich sie rufe, und vertragen sich brüderlich mit mir.

Denkst Du noch zuweilen an mich, wie ich an Dich und Deine Thorheiten denke? Es ist mir jetzt ein neues ruhiges Leben aufgegangen, ich weiß es nicht zu sagen, wie sehr ich innerlich froh bin. Eine andere stillere Seele ist in mich eingezogen, und die hat über mich eine bessere Herrschaft gewonnen.

Ich weiß nicht, in welchem Waldgebirge ich wohne, denn ich erkundige mich nie mehr nach Namen. Es sieht um meine Wohnung wunderlich und doch schön aus. Felsen stehn hoch und ernsthaft da, und Ulmen und Pappeln, und an den senkrechten Wänden hängt der Epheu dick wie Riesenlocken herunter. Es ist alles hier um mich lebendig und voll Freundschaft; die Bäume grüßen mich, wenn ich aufwache, der Himmel zieht purpurroth über meinen Kopf weg und seine bunten Lichter spielen um mich herum und necken mich. — Ach Freund, wenn man die Blumen und Pflanzen näher kennen lernt, was sie dann anders sind, als man gewöhnlich glaubt, sie sind klüger als die Leute denken, und haben auch mehr Gewalt, als man meint. Die Menschenwissenschaft kennt nur einen Theil ihrer geheimen Kraft.

Blumen sind uns nah befreundet,
Pflanzen unserm Blut verwandt,
Und sie werden angefeindet,
Und wir thun so unbekannt.

Unser Kopf lenkt sich zum Denken
Und die Blume nach dem Licht,
Und wenn Nacht und Thau einbricht
Sieht man sich die Blätter senken.
Wie der Mensch zum Schlaf einnickt,
Schlummert sie in sich gebückt.

Schmetterlinge fahren nieder,
Summen hier und summen dort,
Summen ihre träge Lieder,
Kommen her und schwirren fort.
Und wenn Morgenroth den Himmel säumt,
Wacht die Blum' und sagt, sie hat geträumt,
Weiß es nicht, daß voll von Schmetterlingen,
Alle Blätter ihres Kopfes hingen.

O was würden die Menschen in der Nacht erblicken, wenn sie plötzlich in ihren Träumen aufwachen könnten. Der Traum steht vor ihnen und weiß, wenn der Mensch nicht mehr schläft, der gewöhnliche Betrug giebt auf den ersten Wink Acht und rennt wieder an seine Stelle. — Aber ich war einmal krank und sah alles mit Augen, und griff es mit diesen Händen, mit denen ich jetzt schreibe, ich weiß selbst nicht, warum; da hielt ein jedes Wunder ordentlich Stand und ich lachte über die andern Menschen.

Auch die Vögel und die Thiere, die Berge und die Felsen sind anders, als die Menschen sich einbilden wollen, es zu wissen. Es ist nur zu weitläuftig, sonst könnt' ich hier viel davon schreiben und es würde doch weder Dir noch einem andern Menschen nützen, denn wer's nicht schon vorher weiß, kann mich doch nicht verstehn. So geht es mit allem Guten.

Da hab' ich hier in einem Felsen einen Menschen gefunden, der alles so sehn kann, wie ich. Daß sich die Klugen doch so gern aus der Welt zurückziehn! Aber in der Einsamkeit denkt und fühlt die Seele anders, sie wird nicht durch das unordentliche Gezwitscher und Gepolter unterbrochen. In der freien Natur ist alles mit der Seele verwandt und auf einen Ton gestimmt, in jedes Lied stimmt sie freiwillig ein und ist das Echo und eben so oft der Vorsänger von allem, was ich denke: ein kleiner Vogel kann mir vielen Verstand in meinen Kopf hereinlocken. Der Mensch ist taub und kann mich nicht reden hören; aber wozu brauchen Menschen die Sprache? Sie ist unnütz und eine seltsame Erfindung. Sie ist erfunden, um zu lügen, nicht um die Wahrheit zu reden, denn sonst wäre sie besser und verständlicher; ein boshafter Lügner weiß alles damit zu machen, dem Verständigen fällt sie zur Last.

Wir leben wie Brüder bei einander und er hat gar kluge Einfälle. Uns beiden kommt die Welt anders vor, wie den übrigen Leuten, und doch ist die Kunst nur so klein und einfach.

Ich halte mir auch Tauben, die ganz zahm geworden sind und doch ihren natürlichen Muth und Verstand behalten haben. Ich habe sehr viel von ihnen gelernt, wenn sie manchmal so unter sich mit dem Kopfe nickten und girrten und sich ihre Zeichen machten, mit denen sie manchmal über den Menschen spotten. Diese und die Lämmer, die mit mir essen, sind die unschuldigsten und besten Geschöpfe von der Welt, und wenn sie Dich kennten, würden sie Dich grüßen lassen. Es ist nur um die Reise zu thun, so könntest du hier mit mir leben.

Von den großen Dingen, die ich weiß, kann und

darf ich Dir nichts schreiben. Es ist bloß darum ein Geheimniß, weil Du es nicht verstehen würdest.

Den Namen Gottes denen nennen,
Die ihn nicht mit dem Herzen kennen,
Ist Missethat.
Es hängen um mich Geisterchöre,
Und sprechen laut, daß ich es höre; —
Sie halten Rath.
„Laß Mensch jetzt deine Zunge schweigen,
„Bis sich die runden Jahre neigen,"
So tönt's herab;
„Was willst du vor der Zeit enthüllen?
„Den Durst nach dieser Weisheit stillen,
„Ja Tod und Grab!"

Und so will ich denn lieber enden, um mir kein Mißfallen zuzuziehn.

Lebe wohl, William, so schreibe ich hier in meinen Bergen. — Die Stauden winken mir, zu ihnen zu kommen, und ein Wort mit ihnen zu sprechen, denn sie halten alle viel von mir; meinen Rosen muß ich noch Wasser zu trinken geben, und dann muß ich die kranke Pappel besuchen, die der Wind eingeknickt hat. Es ist ganz mein freier Wille, aber ich habe es mir selbst zum Gesetze gemacht; ich helfe ihnen in vielen Sachen, und die Blumen und Bäume hier würden sich sehr grämen, wenn ich einmal fortzöge.

Die Lämmer wundern sich weil ich schreibe, was sie von mir noch nicht gesehn haben. Die unschuldigen Thiere können nur auf ihre Art sprechen, und es ist auch eben so gut.

Lebe recht wohl, ich will das Blatt einem fremden Manne geben.

15.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Wohin soll ich mich mit meinen Gedanken und Empfindungen wenden? Ueberall bin ich mir fremd, und überall find' ich mit meinen Ideen einen wundervollen Zusammenhang. Der höchste Klang des Schmerzes und der Quaal fließt wieder in den sanften Wohllaut der Freude ein, das Verächtliche steht erhaben und die Erhabenheit fällt zu Boden, wie im Abgrunde der See Geschmeide und Kostbarkeiten unter Schlamm und neben verweseten Gerippen glänzen.

Es funkelt Gold in wilden Trümmern,
Tief im verborgenen Gestein,
Ich sehe ferne Schätze schimmern,
Mich lockt der räthselhafte Schein.

Und hinter mir fällt es zusammen,
Ha! um mich her ein enges Grab,
Die Welt, der Tag entflieht, die Flammen
Der Kerzen sinken, sterben ab.

Die Hand klopft zitternd an die Wände,
Der unterird'sche Wandrer schaut
Nach Licht und Rettung, ohne Ende
Das Dunkel! — Ihn erquickt kein Laut.

Er hämmert in den Felsgemächern
Mit einer dumpfen Lebensgier,
Gefangen von den dunkeln Rächern,
Zur Strafe seiner Wißbegier.

Da äugelt aus der fernsten Ritze
Ein blaues Lichtchen nach mir hin,
Ich krieche zu der schroffen Spitze,
Und taste mit entzücktem Sinn.

Und ach, es ist das Goldgestein,
Das mich zuerst hieher versucht,
Nun labt mich nicht der Flimmerschein,
Der boshaft mich zuerst versucht.

Es sehnt der Geist sich nach dem Bande,
Das ihn mit zarter Fessel hielt,
Als er sich wie im Vaterlande
In seiner stillen Brust gefühlt.

Fern liegt das heimische Gestade
Am wilden Taurien verirrt,
Kniet er umsonst und flehet Gnade,
Das blut'ge Opfermesser klirrt!

Doch Blumen blühn in diesem Schrecken,
Die hell mit rothem Purpur glühn,
Die Todesschatten, die ihn decken,
Sie lassen prächt'ge Funken sprühn.

Liegt alles nur im Sinnenglücke?
Vereint sich jeder Ton zum Chor?
Für tausend Ströme eine Brücke?
Gehn alle Pilger durch dies Thor?

So öffnet mir die dunkeln Reiche,
Daß ich ein Wandrer drinnen geh,
Daß ich nur einst das Ziel erreiche
Und jedes Wunder schnell versteh.

Eröffnet mir die finstern Pforten,
An denen schwarze Wächter stehn,
Laßt alle gräßlichen Kohorten,
Mit mir durch jene Pfade gehn!

Je wildre Schrecken mich ergreifen,
Je höher mich der Wahnsinn hebt,
So lauter alle Stürme pfeifen,
Je ängstlicher mein Busen bebt,

So inniger heiß ich willkommen,
Was gräßlich sich mir näher schleift,
Dem ird'schen Leben abgenommen,
Zum Geisterumgang nun gereift.

Alles Wilde, was ich je gedacht,
Alle Schrecken, die ich je empfunden,
Rückerinn'rung aus der trübsten Nacht,
Grauen meiner schwärzsten Stunden,
O vereinigt euch mit meinen Freuden,
Stürmet alle um mich her,
Schlinget euch an alle meine Leiden,
Fluthet um mich gleich dem wilden Meer,
Daß das Morgenroth sich in dem Abgrund spiegle,
Graun und Schrecken meine Heimath sei,
Daß der Wahnsinn immer rascher mich beflügle,
Und zum dunkeln Thor der Hölle zügle,
Nur Erynnen! gebt mich von den Zweifeln frei!

Lesen Sie doch aufmerksam Balders wunderbaren Brief, der wie der Gesang eines fremden, verirrten Vogels zu uns herübertönt.

16.

Willy an seinen Bruder Thomas.

Kensea.

Lieber Bruder!

Ich habe Dich also doch nun wirklich endlich gesehen, und ich bin nun wieder umgekehrt, und sitze und denke hier in Kensea wieder an Dich, wo ich nach dem Willen meines lieben verstorbenen Herrn als ein Verwalter bleiben soll, bis mein Herr William aus Italien zurückkömmt. Wie ist die Zeit und das menschliche Leben doch sogar flüchtig! Es ist nicht anders, als wenn wir nur solche Bilder wären, die auf den Schießplätzen den Schützen oft vorbeigezogen werden, man sieht sie kaum, so sind sie auch schon wieder weg.

Hier leb' ich nun recht ruhig und von der ganzen Welt abgesondert. Ich denke oft an den guten alten Herrn Lovell, der nun auch gestorben ist, und an alles, was ich so Zeit meines Lebens erfahren habe. Ich bin innerlich recht zur Ruhe gekommen und es ist mir, als wenn ich mich immerfort im Stillen grämte. Das ist nun hier dasselbe Haus, in das ich als ein junger Bursche so munter und flink eintrat und mir alles in der Welt so herrlich und wie angeputzt vorkam; ich dachte immer: Ei, Willy, du bist jung, wie vieles Glück kann

Dir noch begegnen, nur frisch und munter! Ich schrieb Dir damals auch einen langen und recht übermüthigen Brief, denn ich bildete mir auf die blanken Tressen auf meinem Rocke nicht wenig ein; es war mir mein Blut so warm, daß ich ordentlich glaubte, die ganze Welt sei nur mir zu Gefallen erschaffen. — Und nun, lieber Bruder, wenn ich daran denke, wie manche schwere Krankheit ich seitdem überstanden habe, wie oft es Dir so recht schlecht gegangen ist, daß ich herzlich weinen mußte, was alles der gute Herr Lovell gelitten hat, wie wir uns beide nur im Grunde wenig gesehn haben, wie ich mit der Herrschaft bald hier und bald da gewohnt habe, und wie ich nun als ein alter abgelebter Mann wieder über dieselbe Schwelle schritt, über die ich als ein junger Bursche sprang, — o lieber Bruder, so kann ich Dir gar nicht sagen, wie seltsam mir dabei zu Muthe wird. Ich möchte sagen, ich hätte mich damals bloß in einen jungen Menschen verkleidet, oder mich nur jung angestellt, so unnatürlich kömmt es mir von damals vor. Herr Mortimer und seine Frau ist einmal hier durchgefahren und er hat mich bei der Gelegenheit besucht. Er ist munter und gesund und dabei recht freundlich gegen mich.

Ich gehe fleißig in die Kirche und halte mich jetzt mit meinen Gedanken mehr zu Gott, als jemals. Alles übrige ist doch nur eitel und vergänglich.

Der Garten hier ist gegen ehemals recht verwildert und ich kann ihn mit dem Gärtner unmöglich wieder recht in Ordnung bringen; das liebe Unkraut hat sich allenthalben eingeschlichen und tiefe Wurzel gefaßt; wir thun beide, was wir können, aber es will immer nichts fruchten.

Bleib ja gesund, lieber Bruder, daß wir uns vor unserm Tode noch einmal sehn können; endlich muß es doch an's Sterben gehn, da hilft kein Widerstreben, und dann wollen wir sanft und geruhig in dem Herrn entschlafen.

17.

Thomas an seinen Bruder Willy.

Bondly.

Deine Briefe, lieber Willy, sind mir jetzt immer gar zu fromm. Es ist freilich wohl wahr, daß man sich in Deinem Alter von dem Irdischen etwas abziehen kann, und man thut ganz recht und wohl daran, aber alles Ding, Willy, hat auch sein Maas und Ziel. Wir sind in der Welt, um zu arbeiten, und etwas zu thun, und dazu möchte man alle Kourage verlieren, wenn man immer nur an die Vergänglichkeit der Dinge denken wollte; darum bilde ich mir manchmal ein, daß manches, was ich thue und verfertige, ewig dauern würde, und mir ist ganz wohl dabei zu Muthe.

Was Du mir von Deinem Garten schreibst, will ich gar gern glauben, weil Du und der Gärtner vielleicht nicht mit dem Dinge umzugehen wissen. Auch gehören zu solchem Werke viele Arbeiter und Gartenknechte, wie Du wohl auch hier an meinem Garten in Bondly wirst gesehn haben; die Natur hängt einmal nach dem Verwildern hin, und darum muß man Tag und Nacht dagegen arbeiten.

Der alte Herr Burton ist recht gefährlich krank und

ich glaube, daß er schon zum Grabe reif ist. Die Unterthanen sind alle vergnügt, und seine Kinder sind die einzigen, die ich weinen sehe. Es ist ihre Pflicht als Kinder, sonst hat er von den andern nicht leicht eine Thräne verdient; er bekehrt sich vielleicht noch in seinen letzten Stunden, welches ich von Herzen wünschen will. Auf den Sohn hoffen wir aber alle recht mit Sehnsucht, und ich denke, es soll denn auch mit meinem Garten hier ein ander Ansehn gewinnen. Ich habe mit allen meinen Herrschaften bisher immer Unglück gehabt; die alte Dame in Waterhall ließ den Garten fast ganz verwildern, und der alte Herr Burton hat gar keinen recht guten Geschmack, und man darf ihm nichts einmal dagegen sagen, sonst wird er noch obendrein böse. So alt ich bin, so höre ich es doch gerne, wenn fremde Herrschaften den Garten und den Fleiß des Gärtners loben, und der Sohn, der junge Herr, hat auch schon manchmal mit mir darüber gesprochen. Man soll den hiesigen Garten gewiß weit und breit loben, die Leute sollen weit hieher reisen, um ihn zu sehn. Siehst Du, Willy, noch in meinen alten Tagen denke ich Ehre einzulegen, ich thue nicht so verzagt wie Du. Lebe wohl und bleibe nur gesund.

18.

Andrea Cosimo an William Lovell.

Rom.

Ist denn Dein umherschweifendes, unruhiges Gemüth nun endlich zur Ruhe gebracht? Deine wilden Zweifel sind aufgelöst und Du wirst Dich und die Welt wieder unbefangener betrachten können. Ich habe alles für Dich gethan, was ich thun konnte.

19.

William Lovell an Andrea Cosimo.

Ich danke Dir, daß Du mich endlich aus den verworrenen Labirinthen wieder zum Lichte des Tages geführt hast, denn meine Seele erlag. Aber jetzt ordnet sich alles Unstäte und Umherschweifende in meinem Gemüthe wie an Fäden, die alle in Einem Mittelpunkte zusammentreffen. Du hast mich von der Wirklichkeit einer wunderbaren Welt überzeugt und alles hat sich in mir zufrieden gegeben, alle Ideen und Empfindungen nehmen wieder ihre natürliche Stelle ein und die Harmonie mit mir selbst ist hergestellt.

20.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Ich habe seit lange, theurer Freund, keine Nachrichten von Ihnen erhalten, und ich gerathe fast in die Besorgniß, daß Sie ebenfalls krank sind. Mit Ihrem Vater hat es sich wahrscheinlich nicht gebessert, denn sonst würden Sie mir wohl einige Nachricht davon gegeben haben.

Ich fühle mich in der Einförmigkeit des Landlebens noch immer sehr glücklich; es scheinen mir lauter Mißverständnisse zu sein, wenn die Menschen so ämsig nach ihrem Glücke suchen; selten denkt man sich bei dem Worte Glück etwas deutliches, und die Wandrer gehn nun oft auf wunderbaren Wegen um das Ziel herum. Amalia ist eben so froh und gesund, als ich bin, und ich möchte sagen, daß sie mit jedem Tage heiterer wird.

Ich habe mich jetzt daran gewöhnt, eine eigene Haushaltung zu führen, und ich und meine Frau haben uns noch nie gestritten, ein paar recht freundschaftliche Zänkereien abgerechnet, die über ein häßliches Weib entstanden, die Amalia aus zu großer Gutherzigkeit in ihre Dienste genommen hat. Dies Wesen hat ganz das Ansehen einer verzauberten Fee, wenigstens habe ich noch in keinem Mährchen eine Beschreibung von einer häßlichern gefunden; ihre Phisiognomie ist mir im höchsten Grade zuwider, es ist nicht meine Schuld, wenn ich sie zugleich für boshaft halten muß.

Leben Sie recht wohl und antworten Sie mir bald.

21.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Ich konnte Ihnen bisher nicht schreiben, theurer Freund, weil die Krankheit meines Vaters, die mit jedem Tage zunahm, mich zu sehr beschäftigte und zerstreute. Sie ahnden es vielleicht aus diesem Anfange, daß er nicht mehr ist, und diese Nachricht war es, die der Inhalt meines Briefes werden sollte. Ja, Mortimer, er hat endlich alle Schmerzen, die ihn folterten, überstanden, und auch ich bin nun ruhiger. Seine Seele schied schwer von ihrem Körper, der sie doch nicht mehr zurückhalten konnte; ich kann es nicht unterlassen, ihn stets von neuem zu beweinen, wenn es mir wieder lebhaft einfällt, daß er nicht mehr ist. Er war in seinen letzten Stunden sehr freundlich und zärtlich gegen mich; er hätte sich mit der ganzen Welt so gern versöhnt, und sprach oft mit vieler Rührung von Lovell, seinem gestorbenen Feinde. — Vor seinem Tode hat er noch viele Papiere verbrannt, die er mit nassen Augen betrachtete.

Leben Sie recht wohl und glücklich; ich werde Sie auf einige Tage besuchen, um mich zu zerstreuen. Morgen ist das Begräbniß.

Siebentes Buch.

1795.

1.

Karl Wilmont an Mortimer.

London.

Du vermuthest mich vielleicht noch in Bondly und wunderst Dich, den Brief von London datirt zu sehn? Nein, Mortimer, ich wünschte nicht, daß Du lange in Deinem Erstaunen bleiben mögest, denn ich fühle es, daß ich hier sein muß.

Ich habe vier glückliche Tage in Bondly an Emiliens Seite verlebt, und bei Gott, es hat mich noch nicht einen Augenblick gereuet, daß ich wieder so schnell abgereist bin. Ich sollte unwürdig genug sein, sie sogleich mit ihrer reichen Aussteuer zu heirathen und dann gemächlich von ihrem Vermögen zu leben? Es kam bloß auf mich an, aber bei der ersten Nachricht von Burtons Tode ging mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich ein unwürdiger Mensch wäre, wenn ich es thäte. Du weißt, daß ich mehrere gute Empfehlungen an den Minister hatte, und er nahm mich freundlicher auf als ich erwarten konnte: bei ihm arbeite ich jetzt. Ich theilte Emilien sogleich, als ich in Bondly ankam, meinen

Plan mit, und sie konnte ihn auf keine Weise mißbilligen. Das Bewußtsein ihrer Liebe begleitet mich an meinen Arbeitstisch und die schwersten Geschäfte lächeln mich an; wir sind beide jung, und so mag unsere Vereinigung noch immer ein Jahr oder etwas länger aufgeschoben bleiben; in dieser Zeit denke ich befördert zu werden und ihr dann doch mit einem kleinen Glücke entgegen zu kommen.

Ich lächle über mich selber, wie ich bisher alles ernstere, festere Leben verabsäumt habe, sie nur so oft als möglich zu sehn suchte, und daß ich jetzt hier sitze, freiwillig von ihr verbannt und mir noch aus meinem kältern Sinn ein großes Verdienst mache. Aber bisher war sie mir ungewiß.

Zuweilen mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich innerlich so froh bin. Die Menschen, (und ich mit eingerechnet,) sind ausgemachte Narren. Einen trüben, verkehrten Sinn, in dem sich alle Gegenstände dunkel und unkenntlich abspiegeln, halten sie viel leichter für den Rahmen der Tugend, als die frohe Gemüthsstimmung. Ich freue mich ja nicht über Burtons Tod, nicht daß er mir aus dem Wege gegangen ist, — o nein, nur über die Ebene, die plötzlich, ohne mein Zuthun, vor meinen Füßen liegt. Die Menschen sind darin ganz gute Geschöpfe, und wohl mir, daß auch ich mir jetzt so recht wichtig und bedeutend vorkomme, daß ich alle Vorstellungen auf mich und mein künftiges Glück beziehe! Man lasse doch alle große kosmopolitische Plane, allen Kummer über Weltbegebenheiten fahren, und liebe sich und die Menschen recht innig, die der gütige Himmel dicht um uns angepflanzt hat! Dieser Empfindung, diesem Vorsatze will ich folgen, und Du, mein lieber Mor-

timer, bist mit unter meine Geliebten eingeschlossen; aber auch meine Schwester, die Du grüßen sollst, und jeden, der sonst im Hause nach mir frägt, selbst die häßliche Charlotte nicht abgerechnet, die Dir so zuwider ist.

2.

Mortimer an Karl Wilmont.

Roger . place.

Deinen Gruß an Charlotten magst Du bei der ersten Gelegenheit selbst bestellen, denn ich spreche nur ungern mit ihr, die übrigen sind besorgt und alle sagen von Herzen Dank, daß Du Dich ihrer mit einem so fröhlichen Wohlwollen erinnerst. Dein Brief, Karl, hat mir sehr gefallen, denn eine liebenswürdige Menschlichkeit führt darin das Wort; wir sollten alle so empfinden, und die Menschen würden sich aus dieser dürren Erde einen Garten machen.

Nein, Du brauchst Dir keine Vorwürfe zu machen, lieber, unbefangener Mensch. Liegt es denn nicht in unserer Natur, daß wir das Glück willkommen heißen, wo wir es finden? Deine Seele hat ihre Unschuld behalten und Du wirst nie schlecht empfinden, und wenn auch bei der Betrübniß andrer Dein Mund sich zum frohsten Lachen zieht.

Mit Deinem Plane bin ich ebenfalls sehr zufrieden, die Thätigkeit wird Dich zum Manne machen, denn das ist der große Vortheil der Beschäftigung, daß sie unsern Geist reift, wenn sie gleich in sich selbst oft keinen großen Werth hat. Die meisten Menschen wis-

sen immer nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, wenn sie nicht von einer geordneten Thätigkeit mitgenommen werden; sie werden dann nur gar zu leicht auch im Geiste müßig und faul und sind nachher für jede Arbeit unbrauchbar, wenn sie auch gerne arbeiten wollten, ihr Dasein wird dann durch ewige unbedeutende Zerstreuungen zerschnitten und sie werden sich selbst zur Last. Du wirst bald fühlen, wie Dein Geist durch eine nicht übertriebene und verworrene Thätigkeit elastischer wird und Emilie wird mehr als einen Gewinn davon haben.

Alle Deine Wünsche mögen in Erfüllung gehn, nur erliege nicht unter Deinen Vorsätzen.

3.

Bianca an William Lovell.

Rom.

Ich sehe Dich jetzt nur so selten, Du eigensinniger Träumer! und dann nur auf einzelne flüchtige Augenblicke! Umsonst werden alle Scherze und jeder Muthwille wach, wenn Du bei mir bist; Du bleibst in Deiner Verschlossenheit, und lächelst nur zuweilen halb mitleidig, halb erzwungen, um mich nur nicht rasend zu machen. — Ist das derselbe Lovell, den sich vor einem Jahre mein lüsternes Auge wünschte?

Laura ist bei mir und wir haben eben von Deiner unerträglichen Laune gesprochen. Daß wir uns so an Dich gewöhnt haben, ja daß wir Dich so lieben, ist um zu verzweifeln! Es fehlt nicht viel, daß wir Sonnette

auf Dich machten; aber nimm Dich in Acht, daß es nicht Satiren werden!

O ihr Männer! seid ihr nicht unbegreifliche Thoren, daß Ihr erst mit so vielen Erniedrigungen um unsre Gunst bettelt, und sie verachtet, wenn ihr endlich erhört seid! Müßtest Du Dich nicht hoch glücklich schätzen, daß zwei römische Mädchen, ich und meine Freundin, Dich so lieben? nicht für Dein Geld, sondern weil Du Lovell bist. Aber Du bist ein kalter, nördlicher Teufel, der mich martert und mich mit meiner innigen Liebe verächtlich stehn läßt und vorübergeht! — Ich will auch nicht mehr an Dich denken!

Hast Du Verdruß, Händel und Prozesse vielleicht in Deinem Vaterlande? — O laß alles fahren und freue Dich des Lebens und der Liebe! Was ist alles übrige? — Nicht der Mühe werth, um davon zu reden. — O das habe ich Dich so oft an meinem Busen beschwören hören, Du Ungetreuer! Komm und sei jetzt nicht meineidig, sondern wiederhole Deinen Schwur.

Sehr närrisch macht sich die Feder in meinen zum Schreiben ungelenken Fingern, aber möchten die ungeschickten verwirrten Striche doch Zaubercharaktere sein, die Dich unaufhaltsam herbannten!

4.

Franzesko an William Lovell.

Rom.

Sie waren gestern ganz ohne Zweifel böse auf mich, weil ich Sie mit Adriano bei Ihrer Bianka störte, aber ich hoffe, ich habe mich doch schnell genug wieder entfernt, daß Sie nicht unversöhnlich sein werden. Ich reiche Ihnen mit aller meiner Gutmüthigkeit die Hand zum Frieden, denn es wäre unverzeihlich, wenn wir beide noch vor Ihrer Abreise Feinde werden sollten.

Wenn ich nicht etwas zu fett wäre, so würde ich Sie begleiten und bei der Gelegenheit auch einmal andre Länder, als Italien zu sehn bekommen; aber so bin ich in mir selber gefangen, denn das Reisen bekömmt mir nie. Sonderbar, daß wenn man es sich gut schmecken läßt, man es nachher mühsam findet, einen Berg zu erklettern. — Indessen es lassen sich nicht alle Genüsse und alle Vortrefflichkeiten verbinden.

Wenn ich mir meine neugierige Seele denke, die so in schweren unbeholfenen Fesseln sitzt, und doch gern manches Neue lernen und erfahren möchte, so bekomme ich ein wahres Mitleiden mit mir selber. Als ich noch zuweilen weit zu Fuße ging, nahm ich mir vor, den größten Theil der Welt recht genau zu betrachten, und jetzt habe ich nun alles im verjüngten Maasstabe, in Kupferstichen vor mir und muß mich daran begnügen. — Doch, was hat man von einer ganzen Reise, wenn man wieder kömmt?

Trinken Sie ja nicht gleich kalt Wasser, wenn Sie aus dem Wagen oder vom Pferde steigen, denn ich habe es aus eigner Erfahrung, daß das sehr schädlich ist.

Bleiben Sie einem Frauenzimmer zu Gefallen nie einen Tag länger an einem Orte; man hat nur Undank davon.

Lassen Sie fleißig nachsehn, ob keine Linse am Wagen fehlt, damit Ihnen nicht plötzlich ein Rad abläuft und Sie einen gewaltigen Stoß bekommen.

Nehmen Sie auf jeden Fall einige Flaschen vorzüglich guten Wein mit, man weiß sonst manchmal nicht, was man in den schlechten Wirthshäusern anfangen soll, wo man oft in den miserabelsten Speisen die Zähne bewegt, um nur mit dem Wirthe keine Händel zu bekommen.

Die Postillione sind am besten, wenn sie halb betrunken sind.

Wenn Sie Ihren Freunden Naturseltenheiten mitbringen sollen, so ist es am bequemsten, daß Sie diese auf der letzten Station kaufen, und dann schwören, Sie hätten sie mit eigenen Händen aus dem oder dem Berge gebrochen; man kann manchen Leuten damit eine sehr fröhliche Stunde machen.

Nehmen Sie sich besonders vor dem Morgenthau in Acht; es ist widerwärtig, auf einer Reise krank zu werden.

Unterlassen Sie es nie, an die Aufwärterinnen einige Liebkosungen wegzuwerfen, Sie bekommen durch dieses Hausmittel allenthalben weit bessere Suppen.

Die Rechnungen der Wirthe braucht man nie zu überrechnen, denn richtig addirt werden sie selbst vom Einfältigsten; man spart beim Einsteigen in den Wagen damit einige Zeit.

Ihren Bedienten behandeln Sie ja recht schlecht, sonst ist er auf der Reise Ihr Herr. In einem fremden Lande können Sie ihm am meisten bieten, weil er schon

Gott dafür danken wird, wenn Sie ihn nur wieder zurück bringen.

Ich halte Sie für meinen wahren Freund, denn ich bin wenigstens der Ihrige, und darum habe ich Ihnen einige Kenntnisse mitgetheilt, die ich mir ehemals auf meinen Reisen abstrahirt habe. Der ganze Brief macht wenigstens, daß Sie auf der Reise vielleicht an mich zuweilen denken; damit habe ich schon genug und übergenug gewonnen, und gegen unsern Andrea will ich recht damit prahlen, daß ich Ihnen manchen vortrefflichen Rath auf den Weg gegeben habe.

Besuchen Sie mich aber noch morgen Abend, Sie werden eine Gesellschaft von lustigen Freunden finden.

5.

William Lovell an Rosa.

Chambery.

Ich habe mich nirgend aufgehalten, und darum haben Sie bis jetzt noch keinen Brief von mir erhalten; hier aber will ich einige Tage von den Beschwerlichkeiten der Reise ruhn.

Ich hätte nicht noch jenen lustigen Abend bei unserm Franzesko genießen sollen, denn die Einsamkeit, die Entfernung von Ihnen und allen unsern Freunden drückt mich nun um so schmerzhafter. Schon unter der Munterkeit, unter dem lauten Lachen sah ich in Gedanken meinen einsamen Wagen zwischen düstern Bergen fahren, und nun sitz ich hier in einer fremden Stadt, so ganz abgesondert, tief in Betrachtungen und Erinnerungen mancherlei Art versenkt.

Nichts ist für mich widriger und betrübter als jeder Abend vor einer Abreise, man ist ermüdet und verwirrt vom Einpacken und Anordnen, wobei endlich die Finsterniß hereinbricht, und man mit dem Lichte bald in dieses, bald in jenes Zimmert wandert, um nur nichts zu vergessen; Koffer und Mantelsäcke werden dann zugeschlossen, und wir werden so recht darauf aufmerksam gemacht, wie unser ganzes Leben aus so elenden Bedürfnissen zusammengeflickt ist, wie wir mit einem Praß von unnützen Nothwendigkeiten beladen, wie wir an uns selbst so wenig, ja fast nichts sind. Das ängstliche Herumtreiben der Aufwärter, die größere Leere der Zimmer, der Gedanke der Reise, — alles giebt dann eine dunkle Allegorie von der widrigen Maschinerie des menschlichen Lebens, wo alle Räder und alle Getriebe so kreischend hervorschrein, wo das Bedürfniß die erste bewegende Kraft ist. Dann gehn Berge und Thäler wie Schatten meinem Sinn vorüber, ich erwarte den Anbruch des Tages mit einer Aengstlichkeit, als wenn ich sterben sollte.

Mit dem ersten Ruck des Wagens hören gewöhnlich meine Beklemmungen auf, ich vergesse dann, daß ich den Ort, den ich verlasse, vielleicht nie, oder mit ganz umgeänderten Gefühlen wiedersehe.

In den wildesten Gegenden der Piomenteſiſchen Gebirge fühlte ich mich oft auf eine seltsame Art glücklich, ich dachte an den Vorfall mit den Räubern, der mir vor mehr als zwei Jahren hier begegnete. Ich glaubte oft, daß Balder jetzt aus einem dunkeln Gebirgpfad heraustreten müßte, oder daß Niemand anders als Amalie in der Kutsche vor mir fahren könne; oft hatten auch die Gesichter, denen ich begegnete, eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen, die ich suchte.

Mit trübem Auge
In finstrer Nacht,
Geht durch das Leben
Das Kind, geleitet
Vom ernsten Führer,
Den es nicht kennt.

Im Thal, am lauten Wasserfall,
Stehn beide Wandrer still,
Der Führer spricht zum Horchenden:

Sieh, hier blühen alle Blumen,
Alle Wünsche, alle Freuden,
Pflücke, denn wie fließend Wasser
Rauscht das Leben Dir vorüber.

Fort weicht die Gestalt
Und tiefbekümmert
Sieht ihr mit langem Blicke
Der einsam Verlassene schmachtend nach.

Wind säuselt in den Blumen,
Wellen murmelnd wie zum fröhlichen Tanz,
Da beugt sich der Fremdling
Und mäht mit raschen zitternden Händen
Die kleine Stelle,
Auf der er steht.

Und Blumen und Gräser
Und giftiges Unkraut
Und stachlicht Gewürme
Fühlt zitternd die Hand.
Und halb erschrocken
Und halb entschlossen
Wirft Gräser und Unkraut,

Gewürme und Blumen
Das Kind mit Gewinsel
In die Fluthen des lauten abrollenden Stroms.

„Wo sind die Freuden?
Wo sind meine Wünsche?
Du hast mich betrogen,
Und einsam, verlassen,
Zittr' ich noch einmal
Die Hand nach den täuschenden Blumen zu strecken."

Da fließt des Mondes goldnes Licht
Durch Thal und Wies' und über den Strom
Und räthselhaft steht rings die Gegend
Im Glanz des Abends.
„Wo find ich die Heimath?
Wo find ich Gefährten?
Ich sehe nur Schatten,
Die dunkel und dunkler
Vom Strom herüber,
Bald hierhin, bald dorthin
Wie Wolken gehn.
Liegt alles jenseits,
Was ich mir wünsche
Und herzlich suche?
Ich höre Töne, —
Sind's ferne Wasser?
Sind's tönende Wälder?
Sind's Menschenstimmen?
So fremd und vertraulich,
So ernst und so freundlich
Klingts fern herüber.
Ach wie trotzig braust der Strom sein Lied fort,

Ziehende Vögel spotten meiner in der Ferne,
Wolken sammeln sich um den Mond und nehmen ihn mit sich,
Ach kein Wesen, das meiner sich erbarmte."

„Ist dies das Leben,
Voll Lieb und Freude?
Wo find ich die schöne,
Verlassene Heimath?" — —

Wie mag sich in meinem Vaterlande jetzt alles verändert haben? — Wie habe ich mich selbst verändert! — Das Wetter ist sehr trübe und ich will mich niederlegen, um zu schlafen.

6.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Ich schicke Ihnen hier einige Papiere, die Sie, wie ich glaube, mit Interesse lesen werden. Unsre neulichen herzlichen Gespräche geben mir ein Recht, nicht geheimnißvoll gegen Sie zu sein, ob ich Sie gleich ersuche, diese Blätter in keine andre Hände zu geben, denn sie sind von meinem Vater.

Vorn habe ich mehrere Bogen weggeschnitten, die, wie es scheint, zu Exercitien in der Sprache gedient haben; zufällig hat er in diesem Buche dann für sich weiter geschrieben und so sind diese Geständnisse entstanden.

Auch in seiner Krankheit hat er noch daran geschrie-

ben, er suchte das Buch selbst und ließ es sehr emsig suchen, weil er mir es geben wollte, aber es war nirgends zu finden. Jetzt hab' ich es bei dem Aufräumen der Zimmer von ohngefähr unter dem Bette entdeckt, in welchem er starb. —

Schicken Sie es mir zurück, so bald Sie es geendigt haben.

7.

Einlage des vorigen Briefes.

In meinem sechszehnten Jahre geschrieben.

Ja, ja, Herr Wilkens, ich habe Ihre Regeln recht gut verstanden, und vielleicht besser als Sie es glauben. Ihr ganzer Unterricht bezieht sich am Ende dahin, daß ich die Sprache zu meinem Nutzen gebrauchen lerne, und dann ist der Mensch gebildet. Habe ich mich nicht noch gestern an einem schwierigen Briefe üben müssen, in welchem eine gut angebrachte captatio benevolentiae gleich im Anfange mein Hauptaugenmerk sein mußte?

Ich bin seit gestern gegen jedermann, besonders gegen die Bedienten sehr auf meiner Hut, denn ich sehe in jedem freundlichen Gesichte, in jedem ehrerbietigen Gruß nur eine captatio benevolentiae; und gegen meinen Vater habe ich sie selbst auf die glücklichste Art benutzt, denn ich habe nun endlich die schöne goldene Uhr, nach der so lange mein Sinn trachtete. — Nur muß ich dafür sorgen, daß niemanden diese Betrachtungen über meine Lehrstunden in die Hände fallen.

Es ist aber, als wenn der Unterricht aller meiner Lehrer, ja selbst meines Vaters, nur dahin ginge, daß ich lügen und mit den Worten spielen lernte, wenigstens ist die kluge Schmeichelei gewiß die Poesie, die am unmittelbarsten auf die Seele wirkt. — Ich glaube, alle Komplimente, die meinem Vater gemacht werden, und die er zurückgiebt, sind nur Repetitionen aus einem früheren Unterrichte.

Ich muß selbst die Probe an den Menschen machen, die mich umgeben, vorzüglich am Koch und am Gärtner. Wenn der Satz richtig ist, so hat vielleicht jedermann eine schwache Seite, die man ihm abgewinnen muß, um ihn nach Gefallen zu benutzen. Das wäre wenigstens ein sehr lustiges Leben, wenn mir plötzlich alle Trauben des Gartens, alle Leckerbissen der Küche, ja selbst alle Goldstücke meines Vaters zu Gebote ständen.

Der Schlüssel zur ganzen Welt könnte wohl gar nichts anders, als die gepriesene captatio benevolentiae sein.

Es muß aber doch Menschen geben, die auf dieselben Gedanken gefallen sind, und ich fürchte, mein Vater, und die mehresten alten Herren, die ihn besuchen, gehören zu diesen. Gegen diese müßte man denn wie gegen einen ausgelernten Schachspieler, sein Spiel maskiren, sich als unbefangen und dumm gutmüthig ankündigen. und so ihre Aufmerksamkeit einschläfern. Ich will wenigstens gegen meinen Vater sehr auf meiner Hut sein, denn wenn man einmal die Spur eines Menschen entdeckt hat, so muß es leicht sein, ihm zu seinem versteckten Lager zu folgen.

Wenn Herr Wilkens nur nicht wieder darauf fällt, daß ich Verse machen soll, eine andre Art Lügen zu bauen, die ich verabscheue, weil sie zu gar nichts führt.

Man sage mir doch ja nicht vor, daß Empfindungen diese trostlosen abgezirkelten Zeilen hervorbringen; ich habe schon manchen weinen sehen, aber nie auf eine ähnliche Art sprechen gehört. Ich begreife auch nicht, wie ich oder irgend jemand durch ein fingirtes Trauerspiel gerührt werden kann. — Diejenigen, die Thränen vergießen können, sind wohl wieder eine andere Art von Lügnern vor sich selber, so wie jene, die die herzbrechenden Verse niederschreiben konnten. — So leben wir vielleicht auf einer unterhaltenden abwechselnden Masquerade, auf der sich der am besten gefällt, der am unkenntlichsten bleibt, und lustig ist es, wenn selbst die Maskenhändler, unsere Geistlichen und unsere Lehrer, von ihren eigenen Larven hintergangen werden.

Zwei Jahre nachher.

Gottlob! daß ich endlich von meinen lästigen Lehrern befreiet bin! Nichts als Worte und Phrasen! Ich habe bei diesem Unterricht nur die Menschen kennen gelernt, die ihn mir ertheilten, die so schwach und blöde waren, daß sie es gar nicht bemerkten, wie sie von mir und meinem Eigensinne abhingen.

Nichts kann mich so sehr aufbringen, als die Unbeholfenheit im Menschen, jene Blindheit, in der sie nicht sehen, welche Talente zu ihrem Gebote stehen, und wie Fremde ihnen plötzlich Zügel und Gebiß anlegen, und aus einem freien Thiere ein dienstbares machen. Durch ein paar unbesonnene Streiche ist der Kammerdiener meines Vaters, der sonst ein gescheiter Mensch ist, so in mein Interesse verwickelt, daß er es jetzt gar nicht wagt, ehrlich oder gegen mich zu handeln. Der Verwalter ist der gutherzigste Narr von der Welt, aber er hält mich

für einen noch größern, und dadurch habe ich sein unbedingtes Zutrauen gewonnen.

In der Sprache muß man sich gewisse Worte und Redensarten merken, die wie Zaubergesänge dazu dienen, eine gewisse Gattung von Leuten einzuschläfern. Auf jeden Menschen wirken Worte, nur muß man ihn etwas kennen, damit man die rechten nimmt, um sein Ohr zu bezaubern. Der Verwalter hört gern von Ehrlichkeit der Menschen reden, er liebt es, wenn man auf die Niederträchtigen schimpft; wenn ich dies thue, und die Worte mit einer gewissen Hitze ausspreche, so weiß er sich vor Freuden nicht zu lassen, und drückt mir in seinem Entzücken die Hände. Auf diese Art muß man den Schatz unserer Sprache studiren, um die wahre Art zu sprechen zu finden. Es fällt mir immer ein, daß die Menschen offenbar Narren sind, die so reden wollen, wie sie denken, die ganze Welt dadurch beleidigen, und sich nur Schaden stiften. Ich denke für mich und spreche für die andern, folglich muß ich nur sagen, was diese gern hören. Es wird auch Niemand erwarten, daß ich die sogenannte Wahrheit rede, so wenig wie ich es von einem andern fordere, denn sonst müßte ich nie Jemanden etwas Schmeichelhaftes sagen, so wenig wie ich von irgend einem ein Kompliment bekommen würde. Die Sprache ist nur dazu erfunden, um etwas zu sagen, was man nicht denkt; und wie selten denkt man selbst ohne zu lügen!

Die sogenannten Wahrheitsfreunde sind daher Menschen, die ausgemachte Thoren sind, die selbst nicht wissen, was sie wollen, oder sie sind eine andere Art von Lügnern. Sie haben sich in den Kopf gesetzt, daß in ihrer Wahrheitssagerei ihr Charakter bestehet, und sie

agen daher von sich und andern Leuten eine Menge
Sachen, die sie wirklich nicht denken, sie wollen sich nur
uf diese Art auszeichnen, und sich freiwillig verhaßt
nachen. Sie sehen nicht ein, daß unsere ganze Sprache
chon für die Begriffe und Dinge, die sie bezeichnen soll,
ußerst unpassend ist, daß schon diese die Unwahrheit sagt,
nd daß es daher unsere Pflicht ist, ihr nachzuhelfen.

Der Grund von allen unsern Künsten, von allen un-
ern Vergnügungen, von allem, was wir denken und
räumen, — was ist er anders als Unwahrheit? —
Plane und Entwürfe, Tragödien und Lustspiele, Liebe
nd Haß, alles, alles ist nur eine Täuschung, die wir in
ns selber erzeugen; unsere Sinne und unsere Phanta-
e hintergehen uns, unsere Vernunft muß daher falsche
Schlüsse machen; alle Bücher, die geschrieben sind, sind
ur Lügen, wovon die Letzteren die Ersteren in ihrer
Blöße darstellen sollen; und doch soll ich den kleinen
Theil meines Körpers, die Zunge, der Wahrheit wid-
nen? Und wenn ich es wollte, wie kann ich es?

Ein Jahr nachher.

Mein Vater ist gestorben, und die ganze Welt wünscht
nir Glück, mit Worten, die wie Kondolenzen gestellt
nd. Viele suchen sich mir zu empfehlen, und manche
arunter meine schwache Seite ausfindig zu machen. Die
Menschen, die meinem Vater viel zu danken haben, zie-
en sich ganz zurück, und thun, als wenn er nie auf
er Erde gewesen wäre. Alle Weiber, die mich als Kind
nanchmal auf ihren Schoos genommen haben, präsenti-
en mir ihre Töchter, die sich mit allen Reizen aus-
euern. Die Bedienten haben Pensionen und sind froh,

selbst der Verwalter, dem etwas an seinem Gehalte zugelegt ist. — Wo sind denn nun die Menschen, die so viel fühlen wollten? Wer kann denn nun noch mit seinen Empfindungen prahlen? — Ein Bettler geht unten vorbei, den ich weinen sehe, weil mein Vater ihm wöchentlich etwas gab. Er weint, weil er fürchtet, daß er jetzt sein Einkommen einbüßen wird. — — Ich habe ihm etwas heruntergeschickt, und er geht mit einem frohen Gesichte fort; er weinte vielleicht blos, um mein Mitleiden zu erregen.

Die Menschen sind gewiß nicht werth, daß man sie achtet, aber doch muß man sich die Mühe geben, mit ihnen zu leben. Ich will sie kennen lernen, um nicht von ihnen betrogen zu werden, denn wie kann ich dafür stehen, daß nicht irgend einmal meine Eitelkeit, oder eine andre meiner Schwächen meine Vernunft verblendet?

Alles schmeichelt mir jetzt, selbst die Menschen, von denen ich weiß, daß sie mich nicht leiden können und mich verachten. Alle denken, wenn sie mich erblicken, an mein Vermögen, und alle Bücklinge und Erniedrigungen gelten diesem Begriff, der nur auf eine zufällige Weise mit mir selber zusammengefallen ist. Diese Vorstellung von meinem Reichthum beherrscht alle die Menschen, die in meine Atmosphäre gerathen, und wohin ich trete, folgt mir diese Vortrefflichkeit nach. Ich kann es also niemand verargen, wenn er sein Vermögen und seine Herrschaft über die Gemüther zu vergrößern sucht, denn dadurch wird er im eigentlichsten Verstande Regent der Welt. Ein goldner Zauberstab bewaffnet seine Hand, der allen gebeut. Dies ist das einzige, was noch mehr wirkt, als alle möglichen Captationes benevolentiae.

So lange man bei recht vielen Leuten den Gedan-
n erzeugen kann, daß man ihnen wohl nützlich sein
nnte, hat man viele Freunde. Alle sprechen von Auf-
pferung und hohen Tugenden, bloß um uns in eine
lche heroische Stimmung zu versetzen. Diese Situation
ber giebt zugleich Gelegenheit, sie auf mancherlei Art
nutzen, und sie so zu verwickeln, daß sie am Ende
hon froh sind, wenn sie nur aus den Netzen freigelas-
n werden.

Man lebt in der Gesellschaft wie ein Fremdling, der
eine wilde barbarische Küste verschlagen ist; er muß
ne ganze Bedachtsamkeit, alle seine List zusammen neh-
en, um nicht der Rotte zu erliegen, die ihn mit tau-
ndfachen Künsten bestürmt. Wenn man es vermeiden
nn, daß das Leben ein Hazardspiel wird, so hat man
on gewonnen. Seltsam, daß alle zu gewinnen trach-
, und manche doch die Karten nicht zu ihrem Vor-
eile mischen wollen! Für den Klügern muß es keinen
fall geben.

Im zwanzigsten Jahre.

Der junge Lovell ist ein Narr, recht so, wie man sie
mer in den Büchern findet. Ich habe das wunderbare
lück gehabt, ihn zu meinem Freunde zu machen. Er
richt gerade so wie die Dichter, die er sehr fleißig liest,
d ich möchte wetten, er macht selber Verse. Er hat
ir schon in den ersten Tagen alles anvertraut, und es ist
chade, daß seine Geheimnisse so unbedeutend und kin-
ch sind. Sein Vater ist ebenfalls ein einfältiger
ensch, aber er scheint mir doch nicht ganz zu trauen;
mag wohl irgend etwas in meinen Mienen oder Ge-

berden liegen, was ich noch wegzuschaffen suchen muß. Unser Körper soll in allen unsern Wendungen mit unserer Sprache korrespondiren, und das ist dann die eigentliche Lebensart.

Freundschaft ist eines von den Worten, die im Leben am häufigsten genannt werden, und man muß eben sowohl Freunde als Kleider haben, und von eben so verschiedener Art. Freunde, die mit uns spazieren gehn, und uns Neuigkeiten erzählen; Freunde, die uns mit Leuten bekannt machen, mit denen wir gern in Konnexion kommen möchten; Freunde, die uns gegen andere loben, und uns Zutrauen erwerben; andere Freunde, von denen wir im gesellschaftlichen Gespräche manches lernen, was zu wissen nicht unnütz ist; Freunde, die für uns schwören; Freunde, die, wenn wir es so weit bringen können, und die Gelegenheit es erfordert, sich für uns todt schlagen lassen. Aus dem Lovell könnte vielleicht einer von den letzten gemacht werden, denn er giebt mir selbst freiwillig alle die Fäden in die Hand, an denen er gelenkt werden kann. Ich halte es für eine Nothwendigkeit, daß ich mich hüte, mich irgend einem Menschen zu vertrauen, weil er in demselben Augenblicke über mir steht.

Lovell ist etwas jünger als ich, und er macht vielleicht noch dieselben Erfahrungen, die ich schon jetzt gesammelt habe. Das Alter ist bei gleich jungen Menschen oft sehr verschieden, und ich bin mir durch einen Zufall vielleicht selbst um viele Jahre vorausgeeilt; ich fühle wenigstens von dem Jugendlichen und Kindischen nichts in mir, das ich an den meisten Jünglingen und an Lovell so vorzüglich bemerke. Mich verleitet die Hitze nie, mich selbst zu vergessen; ich werde durch keine Erzählung in einen Enthusiasmus versetzt, der mir schaden könnte.

Mein Blick richtet sich immer auf das große Gemälde des verworrenen menschlichen Lebens, und ich fühle, daß ich mich selbst zum Mittelpunkte machen, daß ich das Auge wieder auf mich selbst zurück wenden muß, um nicht zu schwindeln.

Jeder redet im Grunde eine Sprache, die von der des andern völlig verschieden ist. Ich kann also mich, meine Lage, und meinen Vortheil nur zur Regel meiner Denk- und Handelsweise machen, und alle Menschen treffen zusammen, und gehen einen Weg, weil alle von demselben Grundsatze ausgehn. Ein buntes Gewebe ist ausgespannt, an dem ein jeder nach seinen Kräften und Einsichten arbeitet, ein jeder hält das, was er darin thut, für das Nothwendigste, und doch wäre der eine ohne den andern unnütz. In wiefern mein Nachbar wirkt, kann ich nur errathen, und ich muß daher auf meine eigene Beschäftigung acht geben.

Viele Menschen wissen gar nicht, was sie von den übrigen fordern sollen, und zu diesen gehört Lovell. In Gedanken macht er sehr große Prätensionen an meine Freundschaft. Ich fordre von den Menschen nicht mehr, als was sie mir leisten; und dies vorher zu wissen, ist der Kalkül meines Umgangs; je gewisser ich diesen rechne, je mehr kenne ich die Menschen, und das ganze übrige Wesen von Zuneigung und Wohlwollen, uneigennütziger Freundschaft, und reiner Liebe, ist nichts als poetische Fiktion, die mir gerade so vorkömmt, wie die Gedichte an die Diana und den Apollo in unsern Dichtern. — Wer sich daran erlustigen kann, dem gönne ich es recht gern, aber allen diesen Menschen, die im Ernste davon sprechen können, ist die Binde der Kindheit noch nicht von den Augen genommen. Diese sind nützliche Mobi-

lien für den ältern und klügern, der sie auf eine gute Art anzustellen weiß.

Bald nachher geschrieben.

Immer ist es mir zuwider gewesen, wenn ich den Namen Cromwell nennen höre, oder ihn lese, um das Muster eines schlechten und ausgearteten Menschen aufzustellen, denn es wird mir fast bei keinem Charakter so leicht und natürlich, mich in ihn hineinzudenken, und so für mich alle seine seltsamen Widersprüche aufzulösen. Alle die Laster, die man ihm gewöhnlich vorwirft, sind es nur deswegen, weil die Menschen nicht die Fähigkeit besitzen, ihre Seele in Gedanken mit einem andern Charakter zu bekleiden; sie sind zu sehr in sich selbst eingesperrt, und dies macht ihren Blick beschränkt. Vielleicht daß die Unterschiede überhaupt aufhörten, wenn sich die Menschen die Mühe gäben, den Erscheinungen näher zu treten, die ihnen in der Ferne ganz anders geformt zu sein scheinen.

Cromwell war vielleicht der reinste und eifrigste Schwärmer, als er sich im Anfange zur Parthei der Puritaner schlug. Wider sein Erwarten fand er, daß es leichter sei, die Menschen unter seinen Geist zu beugen, als er im Anfange gedacht hatte. Er durchdrang mit seinem scharfen Blicke die Gemüther aller derer, die ihn umgaben, er bemerkte es, auf welchen Armseligkeiten meistentheils das Ansehen beruhte, das er unter seinen Freunden hatte, und er schämte sich vor sich selber, und verachtete die Menschen. Seine Schwärmerei und sein Enthusiasmus waren es vorzüglich, die die Menge an ihn band, denn der Schwärmer zieht einen weiten Feuerkreis

um sich her, und selbst in die kälteren Menschen gehen Funken über, daß sie sich unwillkührlich mit Liebe und Wohlwollen zu ihrem Anführer drängen. Er sah ein, daß er in einzelnen Stunden, wenn ihn jener glückliche Enthusiasmus verließ, diesen auf eine erzwungene und halb gewaltsame Art ersetzen müsse, und er erstaunte, da er fand, daß die Begeisterung sich auf die Art, sogar wider ihren Willen, vom Himmel ziehen lasse. Denn im Menschen liegt ein seltsamer und fast unbegreiflicher Vorrath von Gefühlen, dicht neben der Ahndung liegt die Empfindung und die Idee, die wir ahndeten; der Lügner kann auf seine eigene Erfindungen schwören, ohne einen Meineid zu thun, deun er kann in diesem Augenblicke völlig davon überzeugt sein. Die wunderbarste Geistererscheinung kann vor mir stehen, und doch nur von meiner Phantasie hervorgebracht sein. — Auf die Art mußte der große Mann bald zweifelhaft werden, was in ihm wahr, was falsch, was Erdichtung, was Ueberzeugung sei; er mußte sich in manchen Stunden für nichts als einen gemeinen Betrüger, in andern wieder für ein auserwähltes Rüstzeug des Himmels halten. Wie durcheinander mußte sich bei ihm alles das verwirren, was die gewöhnlichen Menschen ihre Moralität nennen! Kann man nun wohl dieselben Forderungen an ihn machen, die man an jene thut? —

Das Glück folgte ihm auf seinen Fußstapfen, und welcher Sterbliche kann sich wohl von der Schwachheit losreißen, den glücklichsten Erfolg seiner kühnsten Plane nicht für den wahren Orakelspruch der Natur und der Gottheit zu halten? Fast jeder Unglückliche zweifelt an seinem Werthe, er hält nur gar zu oft sein Unglück für seine Strafe.. So glaubt der Sieger im Glück seinen

Lohn zu finden, seine Bestätigung von oben her. Vom Erfolge begünstiget, schrieb er neue Zirkel in seine Plane, und alles erfüllte sich immer auf die wunderbarste Weise. Durch ein unruhiges thatenreiches und glückgekröntes Leben, sah er sich plötzlich wie durch einen muntern Traum an die Spitze des Staats gestellt, und sein ganzes voriges Leben war nur Zubereitung und Gerüst zu diesem großen Momente.

An ihm war die Wohlfahrt seiner Parthei gekettet; und was war natürlicher und einem Menschen verzeihlicher, als daß er jetzt seine Persönlichkeit mit seiner Sache verwechselte? Er glaubte für seine Parthei zu kämpfen, wenn er nur noch für seine eigene Sicherheit stritt, und aus dem Wege räumte, was ihn in seinem Gange hindern könnte. Er mußte sich gleich groß und gleich wunderbar vorkommen, er mochte sich nun als einen Liebling des Himmels betrachten, oder als einen Helden, der alles durch seine eigene Kraft gewonnen und in Besitz genommen hatte, ja, diese beiden Gedanken mußten sich in seinem Kopfe beinahe begegnen. Er vertraute sich jetzt mehr als jemals, und trauete den Menschen, die ihn umgaben, noch weniger als vordem. Fortuna hatte ihre volle Urne gleichsam in seinen Schoos geschüttet, und er glaubte nun das Glück selbst zu sein; sein Stolz und seine Eigenliebe, die Bewundrung seiner selbst ist daher eben so denkbar als verzeihlich.

Er konnte gegen seine Freunde nicht dankbar sein, denn er glaubte durch eigne Kraft alles errungen zu haben, er konnte sie nicht achten, da er sie nicht kannte. Ihre Verehrung seiner aber, so wenig Autorität sie auch für ihn hätte haben sollen, trug er doch gern und ganz zu seinen Verdiensten über, denn denen Menschen, die

ens loben, übertragen wir gern die Beurtheilung unsers Werths; ja wir glauben oft, daß diejenigen ihn am besten zu schätzen wissen, die selbst am meisten ohne Verdienste sind. Die größte Inkonsequenz der Menschen, die Gegend, in der vielleicht in jeder Seele die meisten Verächtlichkeiten liegen, ist das Gebiet der Eitelkeit. Jede andre Schwäche ist unzugänglich, oder man muß wenigstens fein und behutsam die Brücke hinüber schlagen, um das Ufer nicht selbst einzureißen; aber die Eitelkeit verträgt selbst die Behandlung der rauhesten Hände.

Ich will mir heute ernsthaft vornehmen, nie daran zu glauben, wenn man meinen Gang, meine Häuser, meinen Scharfsinn, oder meine Gesichtsbildung lobt, und wer weiß, ob ich nicht darauf falle, mir einzubilden, daß in meinem Garten die besten Blumen stehen, und daß hier dann ein elender Schmeichler seine volle Erndte findet! Der Himmel ist vielleicht so grausam mir in den Kopf zu setzen, ich hätte mehr Geschmack als andere Menschen. — O! statt memento mori sollte man in seine Taschenuhr setzen lassen: Hüte dich vor der Eitelkeit!

Cromwell war so glücklich viele wirkliche Freunde zu finden, ob er gleich keinen liebte; er konnte sie zu Aufopferungen auffordern, und keiner wagte es, ihm um ähnliche Opfer zu mahnen, da ihm keiner in seiner Gewalt hatte. Alle fürchteten ihn, und er wußte, wie weit er jene nicht zu fürchten hatte; er war daher nicht tollkühn. Er hatte es empfunden, wie fein die Gränzen im Menschen zwischen Empfindungen sind, die wir Extreme nennen, weil wir sie uns wie den Nord- und Südpol gegen über denken: aber zwischen gut und böse, zwischen Freund und Feind, dem Pietisten und Gotteslästerer, dem Patrioten und dem Landesverräther liegt

nur eine Sekunde. Cromwell wußte dies, und setzte seine Freunde daher in keine Spannung gegen sich.

Je mehr ich seinen Charakter überdenke, je menschlicher finde ich ihn; nur daß er ein großer Mensch, ein leuchtendes Meteor war. Wer ihn ein Ungeheuer nennt, hat nie über ihn, oder über sich selber nachgedacht.

Er hatte das Unglück, einen einfältigen Sohn zu haben.

Drei Jahre nachher.

Die Menschen sind Narren, denn obgleich einer den andern betrügt, so nehmen sie doch nichts so sehr übel, als daß sie betrogen werden, besonders wenn man sie auf eine andre Art hintergeht, als sie die übrigen Menschen täuschen. Lovell ist mein unversöhnlicher Feind, wenn er erfährt, daß ich mit daran arbeiten half, ihm seine zärtliche Braut zu entführen, und er würde es nie zur Entschuldigung dienen lassen, daß Waterloo auch mein Freund und sogar mein Oheim sei. — Aber da der ganze Plan doch verunglückt ist, so denke ich mich auf jeden Fall wieder mit ihm zu versöhnen.

Aber Waterloo, ob er gleich mein Oheim ist, ob er gleich älter ist als vierzig Jahre, ob er gleich schon große Reisen gemacht hat, ist dennoch ein weit größerer Narr, als der jugendliche Lovell. Er glaubt alles zu haben, indem er Witz hat, er meint die Menschen genug zu kennen, wenn er nur weiß, wodurch er sie zum Lachen bewegen kann, er wäre vielleicht ein guter Komödiendichter geworden, aber zum Umgange mit Menschen ist er verdorben. — Er beklagt sich über mich, daß ich ihn hintergangen habe, ob ich gleich mit ihm an demselben

Plane gearbeitet habe. Aber die besten und amüsantesten Koups müßten offenbar ganz unterbleiben, wenn es nicht erlaubt sein sollte, daß ein Schelm den andern hintergeht. Er macht mir Vorwürfe, daß ich nun der Einzige bin, der bei dem ganzen Handel etwas gewonnen hat; aber das war ja eben der Bewegungsgrund, warum ich mich einmengte, weil ich die Gewißheit hatte, daß ich auf jeden Fall gewinnen müsse. — Wenn ich hintergangen wäre, ich würde mich nie beklagen, sondern mich nur zu rächen suchen.

Waterloo ist abgereist, und wie ich eben höre, gestorben. Er ist vielleicht thöricht genug gewesen, sich selbst umzubringen.

In meinem vier und zwanzigsten Jahre.

Ich hoffe, es soll mir gelingen, die Tochter der reichen Lady Sackville zur Frau zu bekommen. Die Mutter spielt die Aufgeklärte und die Tochter ist ziemlich empfindsam und pietistisch. Die Mutter spottet über die Tochter, die Tochter zuckt die Achseln über ihre irreligiöse Mutter. Beiden muß ich beitreten, um ihr Vertrauen zu gewinnen.

Wie platt sind doch alle die Komödien, in denen eine ähnliche Situation dargestellt wird! Eine Karrikatur treibt sich zwischen allen mit schlecht erfundenen Lügen herum, um am Ende an allen seinen Spöttern zu scheitern. Ich finde es eben so leicht als sicher, sich als Mittelsperson zwischen widersprechende Charaktere einzuschieben, denn man muß sich jedem nur unter gewissen Bedingungen nähern, die so gestellt sind, daß jener

glaubt, es komme nur auf eine nähere Bekanntschaft, auf ein vertraulicheres Gespräch an, um auch diese Bedingungen wegzuschaffen. Die Mutter glaubt, ich spiele nur aus Liebe zu ihrer Tochter den Religiösen und um diese nachher von ihren Irrthümern zurückzubringen; die Tochter ist überzeugt, nur aus großer Liebe zu ihr finde ich die Mutter erträglich. Man darf nur ernsthaft vor sich selber heucheln, so ist die Heuchelei das leichteste Handwerk auf der Erde. Alle unsere Gespräche in der Welt, unser Umgang, unsre Freundschaftsbezeugungen, unsre Vergnügungen, alles ist nur Heuchelei, folglich kommt es mir als gar nichts Schwieriges, ja nicht einmal als etwas Neues vor, hier eine Art von Rolle zu spielen, um eine reiche Frau zu bekommen.

Ich bin schon so glücklich gewesen, einige Liebhaber zu verdrängen, und wenn ich an den Tod oder an andere betrübte Gegenstände in der Gesellschaft meiner Geliebten denke, so wird es mir ganz leicht, eine melankolische Miene zu machen, und empfindsame Sachen zu sagen. — Oft verschiebe ich viele ernsthafte Betrachtungen, die sich mir aufdrängen, bis ich dorthin komme, und Tochter und Mutter sind immer mit mir zufrieden, und ich kann auf die Art noch Zeit in meinen Geschäften sparen. Diese Sparsamkeit kömmt mir jetzt selber lächerlich vor, aber genug, daß es mir bequem ist.

Ich will dieses Buch aufbewahren, um mir im Alter das Vergnügen zu machen, es wieder durchzulesen. Man kann dann nur eine richtige Vorstellung von sich selber haben, wenn man solche Proben von den ehemaligen Kleidern zurückbehält. Aus diesem Grunde würde ich fast in jeder Woche etwas niederschreiben, wenn ich nicht zu träge wäre.

Warum sollt' ich nicht auf eine recht gute Art den empfindsamen Verliebten spielen können, da es viele Dichter giebt, die sich poetisch irgend eine Liebschaft ersinnen, nm poetische und herzrührende Verse darüber zu machen? Meine Rolle ist bei weitem leichter, da ich doch einen wirklichen Gegenstand, und noch überdies mit einem reichen Vermögen ausgestattet, vor mir habe.

In meinem fünf und vierzigsten Jahre geschrieben.

Eine sonderbare Empfindung befällt mich, da ich dies alte, staubige Buch wieder in die Hände nehme und durchblättere. Ich kehre aus der Welt und zur Ruhe zurück, und finde hier die skizzirte Geschichte meiner Jugendideen. Manches finde ich noch wahr, und ohne daß ich es wußte, habe ich mir während meines geschäftigen Lebens den hier beschriebenen Charakter Cromwell's zum Muster gewählt. Gefiel mir dieser Charakter, weil verwandte Züge in mir lagen; oder entwickelten sich diese, weil ich das Bildniß dieses Menschen immer mit Wohlgefallen betrachtet hatte? — Doch diese Spitzfindigkeit zerfällt in sich selber.

In der Welt hat mir der Zufall den verhaßten Lovell stets gegen über gestellt, er kreuzte durch alle meine Plane und unaufhörlich mußt' ich mit ihm kämpfen. Er war gleichsam das aufgestellte Ziel, an dem ich meinen Verstand und Scharfsinn üben mußte.

Meine Gemalin ist todt und nur in den letzten Jahren war ich so glücklich, einen Sohn und eine Tochter von ihr zu bekommen. Ihr ist jetzt wohl, denn sie fühlte sich immer unglücklich. Sie gehörte zu den Men-

schen, die sich durch abgeschmackte Erwartungen den Genuß ihres Lebens selber verbittern. Man sollte es schon in den Schulen lernen, was man von der Welt und den Menschen fordern kann, um sich und andre nachher nicht zu peinigen. Ich war keiner von den Menschen, wie sie ihr einige Dichter geschildert hatten; diese luftigen, bestandlosen Wesen hatte sie ihrer Phantasie fest imprimirt, und an diese Schimären maß sie alle wirkliche Menschen, die ihr aufstießen. Daß sich die Menschen aus diesem wirklichen prosaischen Leben so gern einen bunten, schön illuminirten Traum machen wollen, und sich dann wundern, wenn es unter den Rosen Dornen giebt, wenn die Gebilde umher ihnen nicht so antworten, wie sie es mit ihrem träumenden Sinne vermuthet hatten! — Wer kann es mit diesen Narren aushalten?

Man gebe mir den abgefeimtesten Schurken, den Menschen, der in einem Athem zehn Lügen sagt, den Eiteln, der hoch von seinem eigenen Werthe aufgeblasen ist, den rohen, ungebildeten Menschen, dem die gemeinste Lebensart fehlt, und ich will mit allen fertig werden, nur nicht mit dem, der allenthalben die reine Bruderliebe erwartet, der mit den Menschen, wie mit Blumen oder Nachtigallen, umgehen will.

Nach einem Jahre.

Mein Sohn Eduard fängt an, mir in einem hohen Grade zu mißfallen. Er wird altklug, ehe er noch Verstand genug hat, um listig zu sein. Solche frühreife Tugend ist gewöhnlich nichts, als ein Gefühl des

Unvermögens, eine Empfindsamkeit, die späterhin zur völligen Schwachheit wird.

Emilie ist halb das Bild ihrer Mutter, und halb eine Kopie nach ihrem Bruder. Ich hoffe, beide werden noch richtigere Ideen über das Leben gewinnen. Stolz darf man nicht auf sich sein, denn das erzeugt eine Menge empfindsamer Thorheiten, aber man muß sich schätzen, um sich nicht unter die übrigen Menschen zu erniedrigen, um ihnen nicht dadurch unmittelbar Gelegenheit zu geben, daß sie Vortheile über uns gewinnen.

Nach mehrern Jahren.

Mein Sohn wird mit jedem Tage ein größerer Thor und er läßt es mich sogar merken, daß er mich und meine Grundsätze nicht achtet. Er schließt sich mit Innigkeit an jedes übertriebene und unnatürliche Gefühl. Es schmerzt ihn nicht, daß er sich dadurch von meinem Herzen entfernt, denn er ist unter Luftgestalten einheimisch.

Die Erfahrungen, die mir aus dem Gewühle der Welt hieher gefolgt sind, haben mich nun völlig beruhigt. Ich habe es deutiich erfahren, in wie hohem Grade die Menschen verächtlich sind. Alle meine jugendlichen Vermuthungen haben sich erfüllt, und es war heilsam, daß ich so ausgerüstet unter die boshafte Schaar trat. Argwohn ist die Wünschelruthe, die allenthalben richtig zeigt, man irrt sich in keinem Menschen, wenn man gegen jeden mißtrauisch ist, denn selbst die Einfältigsten haben Minuten der Erleuchtung, in denen sie uns Schaden zufügen.

Wenn man mit Leuten umgeht, die aus Unwissenheit, oder weil sie selbst keinen Grund davon anzugeben

wissen, rechtschaffen sind, so muß man ihre Tugend nie auf die Probe stellen, wenn sie uns dadurch nützlich bleiben sollen; denn in dem Augenblicke, in welchem sie darüber nachdenken, werden sie verwandelt, und wenn sie auch ihre Ehrlichkeit noch aus dem gegenwärtigen Gedränge bringen, so kann man sich im nächstfolgenden zweifelhaften Falle niemals auf sie verlassen. — Wie viel ist aber die Ehrlichkeit werth, wenn sie nur darin besteht, daß der Mensch gar nicht weiß, daß man ihm diesen Vorzug beilegt? Selbst der Pöbel hat diese Armseligkeit der Tugend bemerkt und ein Sprichwort darüber gemacht, daß der ein Dieb bleibt, der nur einmal gestohlen hat. — Scheint es nicht, als wenn es völlig etwas Physisches wäre, was wir im Menschen immer zum Geistigen erheben wollen, daß sich die Erscheinung durch eine einzige Umwälzung in einem einzigen Momente verlieren kann?

Ich bin darum nur wenig hintergangen, weil ich den Betrug immer als möglich voraussetzte.

Ich fühle mich sehr matt, und meine Gedanken werden schwach und unstät. Dies unnütze Buch ist mit mir alt geworden, es läuft zu Ende, so wie vielleicht mein Leben. Alles hat für mich heut dunkle und melankolische Umrisse; Lovell ist vor einem Monate gestorben und ich bin nicht viel älter, als er.

Ich habe nur schlecht geschlafen, und ihn bleich und abgefallen beständig in meinen abgerissenen Träumen gesehn. Sein Andenken verfolgt mich noch nach seinem Tode und mattet meine Kräfte ab.

Ich bin wieder gesund gewesen und dachte, es würde nun Jahre lang so bleiben, und doch bin ich von neuem krank geworden. Eine seltsame Wehmüthigkeit hat mich ergriffen. Der Mensch hängt mit allen seinen Empfindungen bloß von seinem Körper ab.

Sollte ich Dir doch vielleicht unrecht gethan haben, alter Lovell? — Warum richtet sich mein Gedanke so unaufhörlich nach Dir hin, wie die Magnetnadel nach Norden? — Ich habe Dir vergeben, vergieb Du mir auch, unsre Spiele und Kämpfe sind jetzt geendigt.

Ich fühle mich freundlicher nach meinem Sohne und nach allen Menschen hingezogen. — Wer weiß, in welchem gesundern Theile meines Körpers meine vorige Empfindung lag, wer weiß, aus welchem umgeänderten meine jetzige entspringt.

Das Leben und alles darin ist nichts, alles ist verächtlich, und selbst, daß man die Verächtlichkeit bemerkt — — —

8.

William Lovell an Rosa.

Paris.

Ich bin nun wieder in Paris, das zuerst die Bühne meiner Irrthümer war.

Ob Amalie noch lebt, und wie sie leben mag! —

Mir kömmt alles frisch und neu in die Erinnerung, was ich ehemals für sie empfand.

Die Blainville ist mit einem Chevalier de Valois von hier fortgegangen, der sich nach einigen Erzählungen in England erschossen hat. Was aus ihr geworden ist, weiß man nicht.

In wenigen Tagen reise ich von hier ab. — Alle Straßen und alle Gesellschaften sind mir zuwider.

Ich wünsche und fürchte das englische Ufer. — Doch kalt und phlegmatisch dehnt sich die Zeit weiter und kümmert sich nicht um unser geängstigtes, pochendes Herz, — es muß doch endlich alles und selbst das Leben vorüber sein.

9.

Willy an seinen Bruder Thomas.

Kensea.

Lieber Bruder, ich schreibe Dir heute einen Brief und in wenigen Tagen mache ich mich auf, um zu Dir zu kommen; denn ich habe keine Ruhe, ich habe keine Rast, es treibt mich weg und ruft mir in die Ohren, daß ich Dich vor meinem Tode noch einmal sehen soll, daß ich unter Deinen Augen sterben soll.

Schon seit einigen Tagen ist mir so gar heimlich und einsam zu Muthe, die Fahne des Kirchthurms knarrt so betrübt, und wenn ich am Abend am Fenster stehe, ist es, als wenn ich auf dem Kirchhofe schwarze Männer stehen sehe, die mit den Fingern nach mir hinweisen. Ich habe im Stillen geweint und gebetet, und bin

r dabei hier so verlassen vorgekommen, und so auch
e Menschen um mich her, sie waren mir alle fremd. —
er Tod treibt sich hier im Hause herum; das ist nicht
ders, lieber Bruder, und nach mir sucht er, das ist
wiß, und darum will ich fort von hier und zu Dir hin.

Sieh, ich habe so an Dein altes freundliches Gesicht
dacht und an Deine Art zu reden, und an alles, was
u an Dir hast und was mir immer so gefällt und
s Dein Name Thomas so recht ausdrückt und be-
reibt. Und da hab' ich geweint und mir die weite
ise von neuem vorgenommen. Diese Nacht ist es
r erst recht gewiß geworden.

Sieh, mir träumte, als stünde ich in einer wüsten,
warzen Gegend, rund mit Bergen eingefaßt. Und
n von den Bergen guckte ein Kopf herüber, und das
r mein Herr Lovell, ich kannte gleich das alte, blasse
sicht. Da fing ich vor Freude laut an zu schreien,
ich glaubte, mir hätte nur immer geträumt, daß er
orben sei, und jetzt käme es nun heraus, daß es nur
e Einbildung von mir wäre. Er sagte ganz freund-
: Guten Tag, lieber Willy! — Ich wollte gleich
nter die Berge hinaufklettern und ich nahm mir vor,
h nicht zu schämen, sondern ihm dreist um den Hals
fallen. Er mußte es merken, denn er sagte: Bleib
, Willy, wir sehn uns bald. Und in demselben
genblicke wurde sein Gesicht ganz jämmerlich, noch ein-
allener und beinahe wie ein Todtenkopf. Ich fing
zu weinen, als ich das sah, und streckte die Arme
h ihm aus, aber er schüttelte stillschweigend mit dem
pfe, und es war nun, als würd' er ordentlich recht
Gewalt heruntergezogen. Da konnt' ichs nicht las-

sen, sondern ich wollte nachsehn, was aus ihm geworden wäre; ich fing an zu laufen, um die Berge hinaufzuklettern; aber sieh, da liefen sie vor mir weg, und ich wurde ungeduldig und rannte immer schneller, und die Berge fuhren weg vor mir, geschwinder wie das beste Pferd im Wettrennen. Jetzt standen sie ganz weit weg, so daß sie nur noch so groß aussahen, wie Kinderköpfe, das war mir bedenklich; ich kehrte mich um, und hinter mir waren die übrigen Berge eben so weit weggelaufen. Es war alles um mich her so weit, eben und schwarz, wie die See. — Da kam mir ein großer Schwindel in den Kopf, und ein schreckliches Grausen auf den ganzen Körper, denn ich merkte nun, daß ich den Herrn Lovell als einen Geist gesehen hatte. Es war mir immer, als wollte ein schwarzes Ungeheuer aus dem Himmel herunterschießen, um mich zu verschlingen, oder als wenn der Himmel selber brechen wollte. Ich vergaß alles Vorhergehende beinahe und fürchtete mich doch noch immer fort; meine ganze unsterbliche Seele krümmte sich in mir zusammen und ich rief den allmächtigen Gott um Hülfe an.

Da wacht' ich mitten in der dunkeln Nacht müde und ermattet auf, und es war mir noch immer, als stünde ich noch in der schwarzen Wüste. —

Siehst Du, Bruder, der verstorbene Herr hat mich gerufen, ich muß kommen und nun will ich nur noch von Dir Abschied nehmen. Es ist ja so nur noch so wenige Zeit übrig, in der wir uns lieben und gut sein können, wir wollen also das wenige noch mitnehmen.

Gott segne meinen Herrn William, ich wünschte, ich könnte auch von dem noch Abschied nehmen, und daß

er mir noch zur völligen Versöhnung die Hand drückte, daß ich doch ganz als ein guter Freund von ihm zu seinem Herrn Vater in den Himmel ankommen könnte und einen Gruß von ihm bestellen.

Wie gesagt, in etlichen Tagen bin ich bei Dir, und wenn Du mich auch wieder für etwas närrisch hältst, lieber Bruder, so mache mir doch ein freundliches Gesicht, wenn ich komme.

Achtes Buch.

1795.

1.

William Lovell an Rosa.

Dover.

Es ist nicht anders, ich stehe wirklich hier, und sehe nach den weißen, schroffen Klippen hinauf. Ich bin endlich wieder zurückgekommen, und alles Vorige liegt hinter mir; es ist nicht anders, und konnte vielleicht nicht anders werden.

Ich danke dem Andrea unaufhörlich, daß ich jetzt in den widerwärtigsten Situationen mit einer großen Kälte in das Leben sehen kann. Die Verächtlichkeit der Welt liegt in ihrer größten Betrübniß vor mir; ich stoße sie nur um so geringschätzender von mir, je wunderbarer ich mir selbst erscheine. Durch meine Ahndungen und seltsamen Gefühle, hat er mich vom Dasein einer fremden Geisterwelt überzeugt, ich habe eigenmächtig meinen Zweifeln ein Ziel gesetzt, und ich freue mich jetzt innig, daß ich auf irgend eine Art mit unbegreiflichen Wesen zusammenhänge, und künftig mit ihnen in eine noch vertrautere Bekanntschaft treten werde. Unaufhörlich begleitet mich diese Ueberzeugung, und alle Gegenstände umher erscheinen mir nur als leere Formen, als wesen-

lose Dinge. Ich errege oft jene geheimen unbegreiflichen Gefühle in mir, in der Nacht, oder in der Einsamkeit, jene seltsamen schauernden Ahndungen, die uns unwiderstehlich wunderbaren Mächten entgegen drängen.

Alle betrübten Stunden, die ich hier in England erleben werde, stehen gleichsam noch hinter den Coulissen und warten nur auf ihr Stichwort, um schnell hervorzutreten, ich muß in meiner Rolle fortfahren, und vor keinem plötzlichen Auftritt erschrecken.

Der nördliche Himmel hier, mit seinen großen und tiefhängenden Wolken, macht einen seltsamen Eindruck auf mich, nachdem ich mich in so langer Zeit in Italien verwöhnt habe. Die Umrisse der Berge und Wälder bilden sich so hart und widrig in dieser rauhen Luft, ich fühle schon jetzt ein Heimweh nach Italiens lauem Himmel, nach Ihnen und Andrea und meinen übrigen Freunden.

2.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Wir haben nun endlich unser gewöhnliches Leben wieder angefangen, nachdem wir von ihrem schönen Landsitze zurückgekehrt sind, und die Zeit fließt uns eben und ohne widrige Abschnitte vorüber. Viele Menschen irren darinnen sehr, wenn sie streben, recht viele frohe und glänzende Epochen in ihren Lebenslauf zu bringen, denn jede dieser Epochen zieht mehrere Tage nach sich, die durch ihre Nüchternheit unsere Seele leer und melankolisch machen; je einförmiger und ruhiger die Zeit

vorüberfließt, um so mehr genießt man seines Lebens. Wir beide, lieber Freund, haben uns in diesen Genuß eingelernt, und ich hasse jetzt das Planmachen, wodurch man immer in einer fernen Zukunft lebt, unsinnigerweise die Gegenwart verschleudert, und sich im Leben gleichsam übereilt, um nur desto früher zu jenem Ziele zu kommen, das man sich aufgesteckt hat.

Gestern kam der alte Willy matt und athemlos hier an, um seinen Bruder Thomas zu besuchen. Er war die letzten Meilen, so alt er auch ist, zu Fuß gelaufen, um seinen Bruder nur desto früher zu sehen. Der alte Mann hat sich eingebildet, er müsse jetzt sterben, und darum will er noch vorher von Thomas Abschied nehmen. Die Ermüdung, so wie sein Aberglaube haben es wirklich dahin gebracht, daß er krank geworden ist. Er hat mich innig durch seine Liebe gegen seinen Bruder gerührt, den seine eingebildete Klugheit hindert, dieselbe Liebe zurück zu geben. Willy spricht viel vom Lovell, und mit einer außerordentlichen Inbrunst; mir standen die Thränen in den Augen, als ich ihm zuhörte. Meine ganze Seele streckt sich in mir aus, so oft ich diesen Namen nennen höre, es ist jedesmal, als wollte man mir einen Vorwurf damit machen, weil er nicht mehr mein Freund ist. — Und konnt' ich anders handeln? — That ich nicht alles, um mir seine Liebe aufzubewahren? — Aber er hat sein Herz verspielt, und kann mich nicht mehr lieben.

Leben Sie wohl, und ersetzen Sie mir durch Ihre Freundschaft den Verlust der seinigen.

3.

Thomas an den Herrn Fenton, Gärtner in Kensea.

Bondly.

Sie werden es verzeihen, werthgeschätzter Herr und Kollege, wenn mein Bruder vielleicht einige Tage länger ausbleibt, als er sich anfangs vorgesetzt hatte, und Sie indessen die Aufsicht des ganzen Gutes besorgen müssen, denn er ist hier krank geworden, so daß er wohl sobald noch nicht wird zurückreisen können. Er ist ein klein wenig närrisch der alte Mann, und das werden Sie eben so gut wissen als ich. Alte Leute haben, wie man zu sagen pflegt, ihre wunderlichen Launen, und mein Bruder hat sie gewissermaßen im vollsten Grade.

Er hat mir viel von ihrem Garten erzählt, und es thut mir recht sehr leid, daß Sie mit dem wilden Werke so viele Mühwaltung vorzunehmen haben. Ich habe jetzt Gottlob! einen Gönner an meinem Herrn, der die Kunst schätzt und viel an die Vortrefflichkeit des Gartens wendet. Ein solcher Gönner fehlt Ihnen freilich, und doch ist er gewissermaßen unentbehrlich, um etwas Großes zu Stande zu bringen, denn ohne Geld, und ohne die nöthigen Arbeiten läßt sich in dieser Welt nur wenig ausrichten.

Mein Bruder glaubt, daß er hier wird sterben müssen, denn er ist noch so sehr von der alten Welt, und wenn ihm etwas träumt, so glaubt er auch immer, daß es eintreffen muß, was denn die vernünftigen Leute mit Recht einen Aberglauben nennen können, denn er weiß wirklich nicht viel von einer bessern Aufklärung,

wie man zu sagen pflegt. — Ich denke aber wohl, daß er in einigen Tagen sowohl gesunder, als auch vernünftiger werden wird. Gott gebe seinen Segen dazu, damit er bald wieder an seine Geschäfte gehen könne!

Verzeihen Sie übrigens, werthgeschätzter Herr und Kollege, daß ich mir die Freiheit genommen habe, Ihnen mit meinem schlechten Briefe beschwerlich zu fallen; da aber mein Bruder noch bis dato die Feder nicht führen kann, so habe ich solches für meine Pflicht gehalten. — Ich wünsche eine fortdauernde Gesundheit und langes Leben, und nenne mich

Ihr
werthschätzender Freund Thomas,
Gärtner in Bondly.

4.

William Lovell an Rosa.

London.

Ich treibe mich jetzt wie ein abgerissener Zweig in den Fluthen und Wirbeln des wühlenden Lebens auf und ab. Ohne Ruhe bin ich bald hier, bald dort, bald in einem gemeinen Wirthshause, unter den niedrigsten, aber originellsten Menschen, bald in einer Gesellschaft von Spielern, bald auf den öffentlichen Spaziergängen, bald in den vollgedrängten Theatern.

In manchen Stunden verlier' ich mich selber. Sagen Sie mir, Rosa, ob meine innere Ahndungen Recht haben. Mein Vater, Pietro und Rosaline starben durch

mich, Amalie ist durch mich vielleicht unglücklich geworden; wer weiß, wie manches Auge meinetwegen naß ist, von dem ich nichts weiß, und dem ich mittelbar und ungekannt Schmerzen übersendet habe. — Ich kann manchmal alles vergessen, was ich vormals darüber dachte, und eine heiße Röthe breitet sich dann von hinnen heraus über meine Wangen. — Und doch, — wie wenig sind alle diese Menschen werth! Wen unter ihnen kann man bedauern? Von wem sollen wir uns in unserm Wege zurückhalten lassen? — Ich richte mich durch jene hohe Ahndungen und wunderbaren Gefühle wieder auf, deren die übrigen Menschen entbehren müssen.

So wenige Menschen mich hier auch kennen, so hüte ich mich doch sehr, erkannt zu werden. Neulich sprach ich einen Bekannten des jungen Valois, der mit der Blainville hierher gereist war; dieser Valois hat sich erschossen, aber von der Komtesse wußte er mir keine Nachricht zu geben.

Manche Straßen hier reden mich mit einer wunderbaren Sprache an, vorzüglich die, in denen Amalie wohnt. Ich bin schon mehrmals ihrem Hause vorübergegangen; aber weder am Fenster noch auf irgend einer Promenade habe ich sie gesehen. Auch noch keine Nachrichten habe ich von ihr erhalten können, aber sie muß hier in London sein. — Gestern war ich im Theater. Es wurde Macbeth gegeben, und ich war mit einer ächten Jugendempfindung in die Darstellung vertieft. Im letzten Akte zog ein Gesicht in einer Loge meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, denn es glich Amalien vollkommen. Ich vergaß das Stück, und suchte mir nur die Erinnerung ihrer recht gegenwärtig zu machen, um sie mit diesem Bilde zu vergleichen.

Ich war noch immer verwirrt und in tiefen Gedanken, als das Stück schon geschlossen war. Ich drängte mich mit den andern hinaus, und erwartete an der Treppe die Herunterkommenden. Viele Gesichter liefen durcheinander, und meine Augen wurden müde sie zu bemerken, um dasjenige, was ich erwartete, herauszufinden. Endlich erschien die Dame, die ich für Amalien hielt, und in einem Augenblicke schoß mir die Ueberzeugung durch den Kopf, daß sie es auch wirklich sei. — Und bei Gott sie war es! — Hundert Menschen liefen mir vor und wieder zurück, es war mir unmöglich, näher zu kommen. Man stieß und drängte mich, und ich stieß und drängte ebenfalls, und die Gestalt war verschwunden. Meine Augen fanden sie nachher nicht wieder.

Es muß Amalia gewesen sein, es ist nicht anders möglich. Ihre Schleppe und der Saum ihres Kleides war mir in dem Momente heilig, als ich ihm nachzufolgen strebte. Ich haßte die Menschen recht innig, die mich durch ihr wildes widriges Gedränge hinderten, ihr zu folgen.

5.

William Lovell an Rosa.

Bondly.

So bin ich denn endlich wieder hier, hier, wo der Frühling meines Lebens zu blühen anfing. Jede Hecke und jeder Teich erinnert mich an meine damaligen Empfindungen.

Hier war's, wo Melodieen aus jedem Baumwipfel sumseten; hier hing der Morgen-Himmel voll goldener Hoffnungen; jeder Ton in der Natur klang mir Gesang, und ich ging unter einem ewigen lautrauschenden Koncerte. — Und was ist nun aus allem dem geworden? — Und was war es auch, das ich hoffte? — Jugendlich und unbesonnen kannt' ich mich selbst nicht, und wußte nicht, was ich von mir und der Welt verlangte.

Ich saß wieder in demselben Zimmer des Wirthshauses, in dem ich damals einen traurigen Brief an Eduard Burton schrieb, wohl gar, wenn ich nicht irre, Verse machte. Es ist eine niedrige unangenehme Stube, und mir würde jetzt kein poetischer Gedanke dort einfallen. Die Gegend umher, die mir im Mondschein damals so romantisch vorkam, ist nichts als ein weiter grüner Heideplatz, mit einigen Bäumen, in der Ferne sieht man Wald.

Auch die Stelle im Walde habe ich wieder gekannt, auf der ich damals von Amalien Abschied nahm, als sie von Bondly nach London reiste. Alle diese Plätze sind stumm geworden, ich finde sie widerwärtig und armselig, da sie mir damals so theuer, so überaus theuer waren. Manchmal ist es, als liefe noch durch die Gebüsche säuselnd eine der lieblichen Erinnerungen, aber sie können nicht zu mir, sie treten scheu vor mir zurück.

Verkleidet bin ich schon einigemal im Garten hier in Bondly auf- und abgegangen. Hier hatten alle Empfindungen, alle Erinnerungen in den grünen Lauben, auf den schönen Rasenstellen, unter den dichten Zweigen der Alleen geschlafen; sie wachten auf, als mein Fuß den Garten betrat, und kamen mir alle stürmend

entgegen. Alle haben mich begrüßt, und jeder Baum scheint mich zu fragen: wo ich so lange geblieben sei? Ach Rosa! die Thränen stiegen mir in die Augen, und ich konnte keine Antwort geben.

Ach! ich bin ein Träumer, — ich möchte sagen: Die leblose Natur hat inniger an mir gehangen, als je die Menschen. —

Lange stand ich vor der Linde still, in der ich meinen und Amaliens Namen eingrub. Nur wenig haben sich die Züge durch den Wachsthum des Baumes verändert. — Wie vieles nahm ich mir damals vor, als ich diese Züge langsam und bedächtlich dem Baume einschnitt! —

Vieles im Garten ist geändert, und seit dem Tode des alten Burton mit mehrerem Geschmacke angelegt. — Aber alle Veränderungen hier haben mir wehe gethan. Ich wollte manche der alten Anlangen besuchen, und fand eine neuere, bessere. Der Gärtner ist ein Bruder von meinem Willy.

Willy selbst ist hier zum Besuche, und ich erschrak, als ich ihm gestern plötzlich begegnete, aber er hat mich nicht erkannt.

Ich habe mich nach allen Sachen genau erkundiget, und darauf einen Plan gegründet, um in das Haus zu kommen. Daß ich nicht erkannt werde, dafür will ich schon sorgen, und diese Schwierigkeit ist im Grunde die unbedeutendste.

Wie schwach ist der Mensch! — Seit wie lange glaubte ich nun schon, über alle diese Eindrücke erhaben zu sein, und doch haben sie mich nun mit neuer Gewalt angefallen, und dann lach' ich wieder über mich, und finde mich selbst kindisch.

6.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Ich schicke Ihnen hier das Manuskript Ihres Vaters zurück, das ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen habe. Wie viele Wege giebt es in unserm Verstande, die den Menschen so leicht auf eine falsche Bahn bringen können! Die Sucht über uns selbst zu grübeln, liegt in uns, und doch lernen wir beim aufmerksamsten Studium nichts, und alles Einfache und Gute verliert sich aus uns bei diesen Betrachtungen. Der Mensch gewöhnt sich dabei gar zu leicht, sich nur als ein spekulirendes Wesen anzusehen, und mit eben den Augen die übrigen Geschöpfe zu betrachten. — Ich sage Ihnen für Ihr Zutrauen vielen Dank; solche Aufsätze sind Wegweiser und Leuchtthürme für andere Menschen.

In mir ist wieder die Sucht aufgewacht, eine kleine Reise zu machen, und wenn ich durch nichts gehindert werde, will ich auch diese Neigung nächstens befriedigen. Dann besuche ich zugleich Sie und ihre liebenswürdige Schwester. — Amalia ist auf ein paar Tage in der Stadt gewesen, um ihre Eltern und ihren fleißigen Bruder zu besuchen. — In einigen Monaten hoffe ich Vater zu sein, und ich bin neugierig, wie mich diese neue Würde kleiden wird.

7.

Emilie Burton an Amalie.

Bondly.

Liebe Freundin, ich fühle mich zum Schreibtische ordentlich mit Gewalt hingezogen, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie haben so oft Ihren Kummer in Briefen gegen mich ausgeschüttet, und ich denke eben darüber nach, ob jetzt vielleicht an mich die Reihe ist. Ich habe oft von Rührung reden hören und selbst gesprochen, aber bis jetzt ist es nur ein Wort für mich gewesen, dessen eigentliche Bedeutung ich erst heute habe kennen lernen.

Schon seit einigen Tagen hält sich ein kranker armer Mensch in unserm Hause auf, dem mein Bruder aus Mitleid ein kleines Zimmer hat einräumen lassen, weil der Gärtner für ihn bat. Die Bedienten haben ihn bis jetzt verpflegt, und wir bekamen ihn fast gar nicht zu sehn, denn er hielt sich immer außerordentlich still und eingezogen, und jedermann im Hause glaubte, daß seine Krankheit vorzüglich in einer tiefen Melankolie bestehe.

Mein Bruder war gestern ausgeritten und ich saß allein im Garten. Sie kennen die Laube, in der ich am liebsten bin, wo man nur den einen schmalen Gang hinunter sehn kann und allenthalben von dichten Hecken eingeschlossen ist. Ich las und arbeitete, und bemerkte nach einiger Zeit den Kranken, der tiefsinnig im Gange auf- und abging, bald mit verschränkten Armen stille stand und den Blick starr auf den Boden heftete, bald Blumen abriß und sie mit seinen Thränen benetzte. Ich war auf alle seine Bewegungen aufmerksam, denn aus

jeder schien ein tiefer Kummer zu sprechen. Ich weiß selbst nicht, auf welche wunderbare Weise mein Herz in mir bewegt ward, es war mir ganz wie bei einer guten Tragödie zu Muthe, wo ein unbekannter Elender unsre ganze Theilnahme an sich reißt.

Ich konnte es nicht unterlassen, ich mußte aufstehn und ihm näher treten. Er schien bewegt und erschreckt, als er mich erblickte, er wußte nicht, ob er gehen sollte, oder bleiben. Ich redete ihn freundlich an, um ihn über seinen Kummer zu trösten. Er antwortete und jedes Wort war ein tiefes Gefühl seines Unglücks, mit jeder Antwort ward meine Rührung größer und ich konnte am Ende meine Thränen nicht verbergen.

Was ist es doch, was unser Herz oft so gewaltsam zusammenzieht? Wer kann jene Gefühle beschreiben, die wir Rührung nennen, und wer kann ihre Entstehung begreifen? — Wenn das Mitleid in unser Herz eintritt, o Freundin, dann breitet es sich gewaltsam wie mit Engelschwingen darin aus, daß unser armes irdisches Herz erzittert und sich zu klein für den göttlichen Fremdling fühlt, dann möchten wir in diesem schönen Augenblicke sterben, weil wir empfinden, daß unser voriges Leben kalt und dürr dagegen war, weil wir es wissen, daß die Zukunft nach diesem schönen Augenblicke nur leer und nüchtern sein wird: wir möchten ganz in wollüstigen Thränen zerfließen, wir können uns nicht darüber zufrieden geben, daß wir nach dieser Seligkeit noch leben sollen. Das Herz begehrt zu brechen, und die Seele den Flug aufwärts zu nehmen, — nein, ich kann keine Worte für diese Gefühle finden, ob mir gleich auch jetzt die Augen voll von großen Thränen sind. — Kann es denn wirklich Menschen geben, die nie

das Mitleid empfunden haben, die nie Thränen vergossen? — O denen sei es erlaubt, die Unsterblichkeit ihrer Seele zu bezweifeln, ihnen sei es vergönnt, die Menschen zu hassen, denn sie müssen es nicht begreifen können, warum man sie liebt. —

Ich kann nicht dafür, liebe Freundin, daß ich hier deklamirt habe, denn meine ganze Seele hat sich in mir aufgethan. Sie kennen ja auch diese zarten Regungen des Herzens, Sie werden mich verstehen, und mich keine Schwärmerin nennen. Mit Männern kann man überhaupt nicht so sprechen, sie sind viel zu sehr in die Geschäfte des Lebens verwickelt, um ihre Gefühle rein und hell in ihrem Busen zu behalten, sie handeln und denken und eben dadurch wird alles übrige in ihnen verdunkelt. Nur der Mann, von dem ich Ihnen erzählen wollte, nur er, vielleicht unter seinem Geschlechte der Einzige, ist fähig mich ganz zu verstehn, aber er kommt aus der Schule des Unglücks und der Leiden, die dem Herzen die verlorne Menschlichkeit wiedergeben.

Zeigen Sie Niemanden diesen Brief, liebste Freundin, denn er ist nur für Sie allein geschrieben, jedes andre Auge würde ihn entweihen und nur über meine Schwachheit spotten. So wenige Menschen verstehen es, fröhlich zu sein, und noch weit wenigere zu trauern, der Schmerz redet sie in einer himmlischen Sprache an und sie können nur mit ihren unbeholfenen, irdischen Tönen antworten. Wer sich freuen oder wer weinen will, ziehe sich ja zu Blumen und zu Bäumen zurück.

Der Unbekannte redete sehr herzlich und bald schien mir seine Sprache so bekannt. Es kamen wunderbare Erinnerungen in meine Seele; ich betrachtete ihn ge-

nauer, und auch seine Gesichtszüge schienen mir nun nicht mehr fremd. — O Amalie, welche Empfindung ergriff mich, als ich in dem armen Verstoßenen, in dem kranken Bettler einen alten, wohlbekannten Feund von mir entdeckte, — und wie er sich mir nun selbst zu erkennen gab und viel von den Menschen und ihrer Grausamkeit sprach, — wie Thränengüsse aus seinen Augen stürzten und er zu meinen Füßen sank und um Vergebung flehte, — o Freundin, ich wußte nicht, ob ich lebte, oder todt sei, — ob ich mich nicht plötzlich im Lande der wunderbarsten Träume befände, — ach, ich kann immer noch nicht zu mir selber kommen.

Seinen Namen darf ich Ihnen noch nicht nennen, so wie er auch unserm ganzen Hause ein Geheimniß ist, aber bald, bald will ich Ihnen alles auflösen, und Sie werden eben so sehr erstaunen. — Alle Gegenstände flimmern mir seit diesem Augenblicke vor den Augen, ich kann nichts recht fest angreifen, und mein Gemüth ist zu den seltsamsten Vorfällen und Verwandlungen vorbereitet. Meine Augen wollen unaufhörlich weinen und jeder freundlich lachende Mund rührt mich innig: eine große Wehmuth hat mir alle Gegenstände der Welt in die Ferne gerückt und der Schreck beim Erkennen zittert immer noch in mir fort.

Wunderbar gehn die Schicksale und Leiden der Welt und noch nie ist mir dieser fürchterliche Gang so deutlich vor die Augen getreten. Ich habe noch wenig gelitten, und ich möchte nun fürchten, daß ich noch viel zu leiden habe.

Sehn Sie, liebe Amalia, so melankolisch hat jener Unglückliche Ihre Freundin gemacht; der ganze Brief

ist ein Beweis von der Spannung meiner Phantasie. — Leben Sie recht wohl und glücklich.

8.

Karl Wilmont an Mortimer.

London.

Ich habe doch hier, bei aller meiner Philosophie manche ungeduldige Stunde, und ich glaube, ich habe so gut wie jeder andre Verliebte ein Recht dazu.

In den ersten Tagen kam es mir so außerordentlich leicht vor, von Emilien entfernt zu sein, daß ich wohl gar im Stillen wünschte, man möchte mir eine schwerere Probe auflegen. Es ging mir grade wie dem Kranken, der eine gefährliche Krisis überstanden hat, sich in den ersten Tagen nach dieser schon für genesen hält, und sich nicht genug darüber wundern kann, wie ihn die übrigen Menschen noch bedauern: aber bald fühlt er die Krankheit und Mattigkeit in allen seinen Gliedern von neuem, er wird von neuem ungeduldig und vergißt die schmerzhaften Tage gänzlich, die jetzt hinter ihm liegen. Du wirst mir wenigstens zugeben, daß der Mensch immer bei dieser kuriosen Einrichtung seiner Natur die herrlichsten Ursachen hat, unzufrieden zu sein.

Wie unermeßlich lang kommt mir jetzt oft bei meinen Arbeiten ein Bogen vor, den ich vollschreiben soll, da er mir in den ersten Tagen nur wie ein Spaziergang war. Alle dummen und klugen Streiche laufen in der Welt doch wahrhaftig auf eins hinaus. Du

nennst es nun selbst einen vernünftigen Plan, daß ich beim Minister angestellt bin, und wie wenig hab' ich daran gedacht, als ich mich anstellen ließ? Warlich, ich ließ mich eben mit der phlegmatischen Unbefangenheit zu ihm schleppen, als wäre die Reise nach einem Weinhause gegangen; meine allerdummsten Streiche haben mir weit mehr Kopfbrechens gekostet. Ich glaube, ich könnte der edelste und tugendhafteste Mann von der Welt werden, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Lieber Mortimer, wenn das irgend einmal der Fall sein sollte, so mache mich doch um des Himmels willen aufmerksam darauf, damit ich nicht so in meiner Dummheit hin außerordentlich edel bin und selbst gar keine Freude daran habe.

Du bist mir zum erstenmale in Deinem Leben mit Deinem neulichen, so überaus ernsthaften Briefe ein wenig närrisch vorgekommen. Seit Du ein Ehemann bist, führst Du einen gewissen altklugen Ton und übst Dich an mir zum künftigen Erzieher Deiner Kinder. Du bist bei weitem nicht mehr so launigt als ehedem, ich wette, daß Du jetzt nie einen Perioden anfängst, ohne zu wissen, wie Du ihn endigen willst; und doch gefiel mir eben das sonst so sehr an Dir, daß Du selbst einen weisen Spruch zuweilen anhubst, ohne zu wissen, wie er schließen solle. Du verlierst vielleicht nach und nach das wahre Leben nnd wirst am Ende nur eine Ruine vom ehemaligen Mortimer. Wenn ich Dich denn besuche und Du hinter Deinem Tische mit dem ernsthaften Gesichte sitzest; so muß ich in Gedanken alle Deine ehemaligen Vortrefflichkeiten in Dich hineinlegen, um nicht auf die Meinung zu gerathen, daß ich den leibhaftigen Grandison vor mir sehe.

Aber laß uns einmal ernsthaft sprechen. — Dein neulicher Brief kann Dir unmöglich ganz Ernst gewesen sein, denn was Du da von den Geschäften und der Elasticität sagst, ist so altfränkisch, so philosophisch und so unwahr, daß ich beinahe Lust hätte, Dir alle meine Geschäfte zu übertragen, damit Du es selber mit Händen griffest, wie sehr Du gelogen hast. Du hast in Deiner ländlichen Ruhe gut sprechen, aber wenn Du nur die langweiligsten, unbedeutendsten Sachen mit einer Emsigkeit und Genauigkeit abschreiben müßtest, als wenn daran die Seligkeit von zehn Märtirern hinge, wenn Du es nur selber fühltest, wie bei einer solchen Arbeit die Wände umher immer enger zusammenrücken, und das Herz ängstlich klopft und Du nach dem letzten Worte mit der fliegenden Feder hinrennst, als wenn das Haus einfallen wollte, ei, wie anders sprächest Du! Dann holt man Athem, um es von neuem durchzulesen, und kaum ist man eine halbe Stunde ausgegangen, so findest Du schon neue Stöße, die auf Deine Abfertigung warten. Wo da die Elasticität herkommen soll, kann ich gar nicht einsehn. Die Gedanken im Kopfe werden immer dünner, und gehn am Ende gar aus; statt daß ich sonst Stellen aus dem Tristram Shandy auswendig wußte, übe ich meine Memoire jetzt an den mancherlei Titulaturen.

Ich bin mir in manchen Stunden schon ungemein abgeschmackt vorgekommen, daß ich mir so viele edelmüthige Bedenklichkeiten ausgedacht und Emilien nicht auf der Stelle geheirathet habe. Glück! ist das nicht das höchste Wort im Leben, unsre erste Pflicht, ein Wort, gegen das jede Delikatesse albern erscheint? Doch

ich bin einmal eingespannt, und so werde ich denn auch wohl aushalten müssen.

9.

Emilie Burton an Amalie.

Bondly.

Ich bin auf Ihre Antwort begierig, da Ihr Herz mit dem meinigen immer sympathisirt hat. Ach liebe Freundin, ich kann Ihnen nicht alles so sagen, wie ich es gern möchte, ich spare dies Vertrauen noch für eine andre Zeit auf.

Welch ein Mensch ist jener Unbekannte, von dem ich Ihnen neulich schrieb! Er ist ganz über das kleinliche Leben hinüber, in dem sich die gewöhnlichen Menschen so ängstlich abarbeiten. Sein Geist ist durch und durch geläutert und gereinigt und er gehört nicht mehr der Erde an. Ich kann es nicht unterlassen, ihn zu bewundern, so oft ich ihn sehe oder spreche, er hat eine andre als die gewöhnliche Menschensprache. Wenn ich an ihn denke, geht eine innige Rührung durch meine Brust, ich möchte beständig in seiner Gesellschaft sein, sein tiefes Urtheil über das und über jenes hören, und ihm mit meinem Troste den Gram etwas aus seinem düstern Angesichte schmeicheln.

Niemand kennt ihn hier und Niemand weiß, daß ich ihn kenne, ich muß Ihnen seinen Namen auch noch verhehlen, weil es sein Wille so ist und weil er gegründete Ursache dazu hat.

Es ist so etwas Wunderbares um ihn her, daß man

sich in seiner Gegenwart wie in eine andre Welt entrückt fühlt. Alle, selbst die alltäglichsten Sachen, erhebt er zur höchsten Poesie, so daß er wie ein fremder Geist auf dieser Erde wandelt. Wenn ich dabei an sein Unglück denke, so kann ich nicht müde werden, von ihm zu sprechen; mich freut es, daß er mich seine Freundin nennt, da ihn kein Wesen auf dieser Erde weiter liebt. Denken Sie sich den schrecklichen Gedanken: ich bin das einzige Geschöpf, das sich für ihn interessirt!

Wozu sind die Millionen Menschen auf dieser Erde, da so wenige nur Einen finden, der sie liebt! — Ach, sie kömmt mir wüst und entvölkert vor, sie ist nur eine große Masse, voller stummen Leichen, die in und auf ihr sind. Sind sich alle die Armseligen selber genug? Haben sie kein Bedürfniß nach Liebe und Mitempfindung? Sie sterben alle, ohne gelebt zu haben, sie sind Leichen, die sich bewegen, und denn auch diese Fähigkeit an die Natur abgeben und sich hinlegen und verwesen.

Nennen Sie mich nicht trübsinnig, liebe Amalie, denn es ist so: Der ganze Lebenslauf des Unbekannten enthält nur diese Wahrheit.

10.

William Lovell an Emilie Burton.

Hier sitz' ich nun, theureste Emilie, in meinem engen einsamen Zimmer und denke und träume nur Sie. Mein Fenster stößt auf den Gang, in welchem ich schon damals mit Amalien so oft an Ihrer Seite saß. Amalie, die mich vergessen, die mich niemals geliebt hat.

Ach, Unglücklicher! und Du darfst noch klagen? Hat sich der huldreichste Engel nicht Deiner mit einem himmlischen Mitleid angenommen? Kannst Du von dieser irdischen Erde noch mehr Glück, noch eine höhere Wonne erwarten?

Ach, Emilie, immer, immer möcht' ich bei Ihnen sein und den süßen Ton Ihrer tröstenden Stimme hören, immer den sanften Augen begegnen, die dem Verstoßenen, dem Elenden so kostbare Thränen schenkten. Die ganze Welt verkennt und verläßt mich. Ihr harter Bruder hat mir seine Freundschaft aufgekündigt. — O, mag er sie zurücknehmen, wenn ich nur das Herz seiner göttlichen Schwester behalte. — Was kümmern mich die Augen der übrigen Welt, wenn mich nur die Ihrigen bemerken und nicht zürnend auf mich blicken!

Sie kennen, Sie dulden und lieben den Menschen, o das hab' ich daran erfahren, daß Sie mich nicht verstießen, als ich die freche Erklärung wagte, als ich Ihnen entdeckte, warum ich verkleidet dieses Haus betreten habe. Was kann ich denn auch für die heißen Empfindungen meines Herzens? Ist es ein Verbrechen, Sie zu lieben? — O ja, so bin ich ein Verbrecher, verachten und hassen Sie mich und mit dem Ende dieses unerträglich schweren Lebens ist meine Sünde abgebüßt. — Aber nein, Sie haben mir verziehen, Sie haben mich meines Elendes mit der Gütigkeit eines Engels erbarmt, Sie wollen mich gegen meine wilde Verzweiflung schützen, Sie haben es mir zugesagt, — warum bin ich denn nicht froh und glücklich? — Weil ich immer noch an diesem Glücke zweifle, weil ich in diesem Leben gelernt habe, daß uns alle Hoffnungen hintergehn, weil ich es nur für eine schuldlose Verstellung halte, um mich auf

einige Tage zu trösten. O Emilie! bedenken Sie, wie ich denn zu meinem gewöhnlichen Leben wieder erwachen werde!

Warum sollte aber nicht ein Unglücklicher in seinem dürren Lebenslaufe, unter den unzähligen leeren Larven, die ihm begegnen, auch einmal einen Boten des Himmels antreffen, der ihm von oben her Frieden verkündigt? Ach, mein ganzes verschlossenes, verwelktes Herz würde sich wieder wie eine Blume aufrichten, die ein warmer Frühlingsregen trifft. Ein schöner Regenbogen würde den Horizont meines dunklen Daseins umarmen, und Hoffnung, Liebe, Glück und Seligkeit würde aus jedem Sterne der Nacht, wie aus einem goldnen Auge auf mich herniederblicken.

Wenn ich leben soll, so müssen Sie mir diese Hoffnung nicht nehmen; wenn ich lächeln soll, o so müssen Sie sie erfüllen.

11.

Emilie Burton an William Lovell.

Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu beruhigen; — doch nein, das Wort ist zu kalt und ängstlich. — Ich bin es meinem klopfenden Herzen schuldig: ich kann nicht anders, wenn ich auch wollte. Aber ich will nun so und nicht anders. — Können Sie einen größern Beweis fordern, als daß ich Ihnen schreibe, daß ich Ihr Geheimniß verschweige, daß ich gern und geheim mit Ihnen spreche? — Ach, könnten Sie alle die Thränen

sehn, die ich Ihrentwillen vergieße, Sie würden nicht länger zweifeln.

Und darf ich denn mehr thun? — Hab' ich nicht schon zu viel gethan? — O unglücklicher Lovell, Sie haben Ihre Emilie vielleicht mit unglücklich gemacht; Sie haben vielleicht den schwarzen Saamen in diesem friedlichen Hause ausgestreut — und dann, — was soll ich dann thun? Was soll ich dann sagen? —

O beruhigen Sie sich und lesen Sie nicht alle Worte zu ernsthaft und aufmerksam. — Mir ist, als wenn mein Herz in mir springen wollte, ich kann kaum mehr Athem schöpfen. —

12.

William Lovell an Emilie Burton.

Und ich soll nicht seufzen und klagen? Nicht trauern und verzweifeln? — Mehr hat Emilie gethan als sie durfte? — O dann wird es sie auch gereuen, dann, — o dreimal unglücklicher Lovell, — dann ist auch kein Herz auf der weiten Erde, das für dich schlüge! — Ach nein, denn das einzige, das übrig war, bereut es, daß es gewagt hat, dich zu bemitleiden! —

13.

Emilie Burton an William Lovell.

Ich fürchtete Ihre Klagen und Ihren bethränten Blick, das war's, warum ich Sie heute gern vermeiden wollte. Gott! Und nun Ihr Gespräch im Garten! — O ich fühle noch das Erstarren in allen meinen Adern. — O Lovell, Sie haben mich heut viel dulden lassen, ich sagte es, Sie machen mich zur Gefährtin Ihres Unglücks.

14.

William Lovell an Emilie Burton.

O würden Sie die Gefährtin meines Unglücks! Wie schnell würde der arme Lovell der frohste und glücklichste unter den Menschen werden! — Aber nein, Sie haben sich ganz deutlich von mir zurückgezogen; — o warum hofft' ich denn auch noch auf Freuden? — Bin ich nicht langsam zum höchsten Elende gereift, und nun sollte sich plötzlich alles umwandeln? — — Nein, ich will fort, fort ohne Trost und Abschied, über Niemand soll mein Elend kommen; besser daß ich vergehe! —

O daß ich nie hieher gekommen wäre! — Daß ich nie die letzte Blume gefunden hätte, die ein höhnischer Fuß zertritt! — Leben Sie wohl! — Wohin soll ich mich wenden? — Wohin? — Der Tod wohnt in allen Weltgegenden, für ein Grab ist die Erde noch allenthalben gut genug!

15.

William Lovell an Rosa.

Bondly.

O Rosa! was, was sind die Menschen? — Eduard besitzt ganz ruhig meine Güter, ohne daß ihm sein zartes Gewissen einen Vorwurf darüber macht. Hat er sie doch in einem rechtmäßigen Prozesse gewonnen. — Um diese Menschen sollte man sich härmen? — Man sollte fürchten ihnen Unrecht zu thun? —

Doch ich wollte Ihnen meine Lage schildern, ich wollte Ihnen von Emilien erzählen.

Ich stellte mich als ein verarmter Kranker, der Gärtner sprach von mir mit Burton, und dieser ließ mich in das Schloß bringen, mir ein Zimmer anweisen, und mich mit Essen und Trinken versorgen. Emilie kannte ich schon etwas aus vorigen Zeiten, und ich beschloß mit ihr einen Versuch zu machen. Ich konnte darauf rechnen, daß sie vorzüglich neugierig war, wer ich sein möchte, ich suchte daher ihre Aufmerksamkeit noch mehr auf mein stilles, melankolisches Wesen zu richten. Es gelang mir. Ihr Bruder war an einem Tage abwesend, und ich sehe sie allein nach dem Garten gehen und sich in ihre Lieblingslaube setzen. Sie hat sich wirklich sehr verschönert, seitdem ich sie nicht gesehen habe; ihr Wuchs ist sehr graziös, und ihr Auge klug und sanft.

Sie hat einen gewissen Verstand, den sie besonders an sich schätzt; sie hat viele Bücher gelesen, und manches darüber gedacht, daher ist sie im Leben ihrer Sache immer sehr gewiß, sie meinet, daß es keine kritische Fälle gebe, in denen man zweifeln könne, wie man sich zu

betragen habe. Ich brauche Ihnen, Rosa, wohl nicht zu sagen, daß diese Geschöpfe grade am leichtesten zu gewinnen sind, daß sie selber jedem Plane entgegen laufen, und eben durch ihre Weisheit einfältiger sind als die Dümmeren.

Ich ging trübsinnig in dem Gange auf und ab, der an ihre Laube stieß, und sie bemerkte mich sehr bald. Sie konnte ihre Neugierde nicht unterdrücken, sondern stand auf und trat mir näher. Unser Gespräch nahm eine sehr schwermüthige Wendung, und ich sagte vieles über die Welt und über die Menschen, was ich wirklich so meinte: meine Rolle ward mir also dadurch um vieles leichter. Ich bemerkte, daß sie weinen mußte, und als sie auf die stärkste Art gerührt war, entdeckte ich ihr, wer ich sei.

Ich konnte auf ihrem Gesichte bemerken, daß die wunderbarsten Empfindungen schnell in ihrem Innern wechselten. Sie war auf eine solche Ueberraschung, auf den Schmerz, der darin lag, nicht vorbereitet; um sie völlig zu verwirren, suchte ich sie daher noch einmal, und am kräftigsten zu überraschen.

Ich warf mich plötzlich zu ihren Füßen nieder, und gestand ihr, daß zu dieser Verkleidung, zu meinem Aufenthalt im Schlosse, mich allein eine heftige Liebe zu ihr vermocht habe; dieß solle mein letzter Versuch sein, ob es irgend ein menschliches Herz gebe, das sich meiner noch annehme, um mich mit dem Leben und dem Schicksale wieder auszusöhnen. Sie war schön, und wie in einem Schauspiele spielte ich meine Rolle, auf eine wunderbare Weise begeistert, fort; es gelang mir alles, was ich sagte, ich sprach mit Feuer und doch ohne Affektation. — Sie stand unbeweglich vor mir, und wußte im-

mer noch nicht, wie sie alles in ihrem Kopfe reimen sollte.

Haben Sie mich nicht gehört, schönste Emilie? rief ich aus.

Sie fuhr auf, und gab eine unverständliche Antwort; ich erhob mich, und setzte meine Klagen fort. Sie erweichte sich sehr für mich und mein Unglück traf ihr Herz. Ich klagte über Amalien und ihren Bruder, über die ganze Welt, die mich von sich gestoßen habe; ich nahm meine Zuflucht zu ihrem weichen und zärtlichen Herzen, und schwur, daß sie mich nicht verwerfen könne, sondern daß sie mitleidiger sein würde als die übrige Welt.

Nie, Rosa, habe ich so gut gesprochen, und nie so tief empfunden. Es war als wenn sich mein ganzes Herz in mir eröffnete, und ich mußte über mich selbst erstaunen. Ach was ist Wahrheit und Ueberzeugung im Menschen! Ich war jetzt von allem überzeugt, was ich da sagte, ich war schwermüthig und in sie verliebt, ich hätte mich wirklich in diesem Augenblicke ermorden können. O! man rede mir doch künftig nicht von Menschen, die sich verstellen. Was ist die Aufrichtigkeit in uns?

Emiliens Rührung ward immer heftiger, und sie legte am Ende ihre Hand in die meinige; sie hatte meinen Worten geglaubt, und ihr Herz neigte sich mir unwiderstehlich entgegen. Sie sagte mir: daß Sie mich trösten wolle, wenn sie mich trösten könne, daß Sie mich gern für mein Unglück entschädigen wolle, wenn es in ihrer Gestalt stehe. Die ganze Scene schloß sich in der Manier, wie sie angefangen hatte.

Jetzt suchte ich sie nun immer mit den Augen: wenn es möglich war, sprach ich sie allein im Garten, da wir aber oft gehindert wurden, suchte ich ihr ein kleines Billet zuzustecken. — Es ward beantwortet, wie ich gar nicht gehofft hatte; nun hatte ich die deutlichsten Proben ihrer Liebe. Das Briefschreiben ging fort, und meine Schwermuth machte, daß ich ihr nie weniger interessant erschien.

Gestern war sie ganz allein im Garten, ihr Bruder war ausgeritten, um jemand in der Nachbarschaft zu besuchen. Es war gegen Abend, und ich suchte sie auf. Wir gingen auf und ab, und unser Gespräch ward immer hitziger und verwickelter; wir kamen zur Laube zurück, der Mond schien, und wir setzten uns auf die Rasenbank nieder.

Sie war sehr weich gestimmt, und ich bemerkte die Thränen deutlich, die heimlich aus ihren Augen tröpfelten; rasch umarmte ich sie, und küßte ihre Thränen weg, dann fielen meine Lippen auf ihren zarten Mund. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, sie war völlig in meiner Gewalt, davon war ich innig überzeugt. Sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter, und fing laut an zu weinen, dann umarmte sie mich freiwillig, und drückte einen herzlichen Kuß auf meine Lippen. — Ich liebte sie heftig in dieser Minute, ich drückte sie an meine Brust, und unsere Seufzer begegneten sich. Ungewiß war alles umher und in mir, ich wußte nicht, ob ich Amalien, oder sie, oder Rosalinen in den Armen hielt; der ganze Sturm meiner Sinnlichkeit wachte in mir auf, und entzündete sie zugleich.

Als sie wieder ihrer Sinne mächtig wurde, wußte sie nicht, ob sie mir Vorwürfe machen, oder ob sie weinen

sollte. Ich tröstete sie durch Küsse, wir gingen stumm Hand in Hand aus dem Garten, am Eingange küßte ich sie noch einmal, dann ging sie fort.

Ich ging im Mondlicht durch die dicht belaubten Gänge; jetzt fiel mir ein, daß sie mit dem jungen Wilmont so gut wie verlobt sei. Ich wußte nicht, sollte ich lachen, oder heiße, brennende Thränen vergießen: mein Mund zog sich zum höhnischen Lächeln, und große Thränen fielen aus meinen Augen.

Ist das der Mensch, und der edlere Mensch? — Was mag sie jetzt denken, wenn sie überlegt, wohin sie von ihrer regen Empfindsamkeit geführt ist?

Ich könnte meine Eitelkeit sehr nähren und mir einbilden, sie liebe mich ganz unbeschreiblich, und nur diese gränzenlose Liebe habe den Fall ihrer Tugend verursacht. Aber die Schwäche des Menschen allein hat sie dorthin getrieben. Und wenn sie mich auch liebte, wie könnt' ich eitel darauf werden? — Denn was ist Liebe? — Ein vorübergehendes dunkles Gefühl, und ein Wort. — Sie liebt vielleicht auf einige Tage den Begriff des Unglücklichen in mir, und haßt mich, wenn sie mich näher kennen lernt. —

Burton bringt mich auf, so oft ich ihn nur sehe; schon mehr als einmal war ich im Begriffe, mich ihm zu entdecken, um meiner Hitze nur freien Lauf zu lassen, aber bald, bald muß ich ihn für das strafen, was er gegen mich verbrochen hat.

Leben Sie wohl! Da ich diesen Brief jetzt nicht gut fortschicken kann, so will ich ihn so lange liegen lassen, bis Sie ihn zugleich mit einem zweiten erhalten.

16.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Wie soll ich diesen Brief anfangen, mein Freund, wie soll ich ihn endigen? Noch nie bin ich auf diese Art erschüttert gewesen, noch nie so sehr aller meiner Besinnung beraubt. Ich sitze hier einsam auf meinem Zimmer und weine, und bin noch immer erstarrt. — Daß ich das erleben mußte! — Haben Sie Geduld mit mir, ich kann mich noch immer nicht trösten.

Seit einigen Tagen hatte ich einen armen Kranken in meinem Hause aufgenommen, der mich durch einen meiner Leute um eine Freistätte auf einige Tage bitten ließ. Man beschrieb ihn mir als so schwermüthig und unglücklich, daß ich mich lebhaft für ihn interessirte.

Ich ließ mir heute am Morgen, wie gewöhnlich, ein Glas Wein vom Bedienten bringen, er stellte es hin, und ich wollte eben zu frühstücken anfangen, als der alte Willy plötzlich bleich und mit weinenden Augen hereinstürzte und mich beschwur, den Wein nicht anzurühren; ich wußte nicht, was ich sagen sollte; und Willy stand immer noch wie in einer Begeisterung vor mir.

Ich fragte ihn endlich: was ihm fehle; ich glaubte, er sei wahnsinnig geworden: er wollte nicht bestimmter antworten, er zitterte am ganzen Körper, er stammelte und vermochte nicht ein Wort deutlich hervorzubringen. — In den Wein ist etwas hinein geschüttet! rief er endlich laut. — Ich weiß selbst nicht, wie mich die Verwirrung darauf brachte, daß ich ihn fragte: ob er es gethan habe? Aber sein Zittern, seine Angst, seine bleiche

Gestalt schienen mir ein solches Geständniß vorzubereiten. — Da weinte der alte Mann, und schluchzte laut, sein Gemüth ward durch diesen Argwohn noch verwirrter; ehe ich es bemerkte, faßte er zitternd das Glas, und trank es aus.

Seine Kräfte verließen ihn, er sank in einen Stuhl; ich rief um Hülfe, und es währte nicht lange, so offenbarten sich die Wirkungen des Giftes. Er war fast ohne Besinnung, und wollte doch noch immer nicht sprechen; sein Bruder warf sich auf ihn, und bedeckte ihn mit Thränen und Küssen, alle weinten und drangen in ihn, daß er reden sollte. Ich konnte bei diesem Anblicke meine Thränen nicht zurückhalten, ich konnte nicht begreifen, wie sich das Räthsel auflösen würde. Wie von einer hohen Angst gedrückt, rief er nun plötzlich den Namen Lovell aus. Ach! und der Ton schnitt durch mein Herz, er sagte seinem Bruder ein Paar Worte heimlich, — alle erstarrten — jener fremde verstellte Kranke, — Niemand anders als Lovell war es, — er hatte den Wein vergiftet.

Was ich in dieser Minute empfand, kann ich nicht beschreiben. Wie dürftig ich mich plötzlich fühlte, daß ich ein Mensch war! Ach, Mortimer, es giebt Stunden im Leben, deren Hefen selbst das höchste Glück nicht aus dem Herzen wieder wegspülen kann, das fühle ich jetzt innig. Mein ganzes künftiges Leben ist durch diesen Augenblick krank geworden; ein Pfeil ist in meine Brust gedrungen, den ich nicht wieder werde herausziehen können, ohne zu verbluten.

Es war schrecklich, wie dem alten Willy jetzt seine zu rasche That gereute, wie er dann weinte und schluchzte, weil er den Namen seines Herrn genannt hatte, und

wie er wieder nicht leben wollte, wie er sich freuete, daß er sterben müßte, weil sein Lovell die Bahn der Tugend so ganz verlassen habe. Dann phantasirte er wieder und war mit seinen Gedanken weit weg, und kam nur wieder zu sich, um über Lovell von neuem zu weinen.

Wie wenn ich aus einem Traume erwacht wäre, so stand ich unter ihnen, ich konnte jetzt nicht an die Menschheit, nicht an die Freundschaft glauben. — Ach! und mein Kopf schwindelt noch jetzt.

Endlich verlangte der sterbende Willy seinen Herrn noch einmal zu sprechen. Man holte ihn. Alles im Zimmer ging mit mir herum. Ich sah wie Willy niedersank, sich auf seine Hand beugte und sie küßte, — er war es, — ich erkannte ihn und taumelte aus dem Zimmer.

Wie schwer mein Herz in mir pochte! — Mir ward leichter, als die Thränen endlich ausbrachen. — Aber ganz leicht wird mir nie wieder werden.

Willy ist gestorben. —

Ich habe die Vorhänge herunter gelassen, denn das Licht beleidigt meine Augen. — Mein Kopf schmerzt heftig. — Ich fühle ein inniges Mitleiden mit mir selber, — und doch möchte ich mich hassen und verabscheuen.

Ist es denn möglich: daß dies aus dem Menschen werden kann? — O Freund! ich möchte sterben. In einzelnen Sekunden fühle ich eine selige Ruhe durch mein Herz gehen, und dies habe ich schon einigemal für den Anfang des Todesschlafes gehalten. — —

Aber ich muß mich ermannen. — Ich muß den ganzen Vorfall meiner schwachen reizbaren Schwester zu verbergen suchen; ich muß für Lovells Sicherheit bedacht

sein! — Wo werde ich den Muth hernehmen, nur die Augen aufzuschlagen? — Aber es muß sein. —

Leben Sie recht wohl, lieber Freund. — Was ist so plötzlich aus mir und meinem Hause geworden!

Ach! die arme Amalia! — Es ist wohl am besten, Sie verschweigen ihr alles; wie soll ihr Herz das ertragen, da schon das meinige bricht? —

17.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Mein Brief hat Sie gewiß recht sehr erschreckt; auch Sie müssen trübe und melankolisch sein, da auch Sie sein Freund waren. — Jetzt bin ich etwas mehr gesammelt, ich habe ihn gesprochen, und ich zwinge mich ruhiger zu sein.

Ich ging auf sein Zimmer, er war finster und in sich verschlossen, er wollte mich nicht ansehen. — So mußt' ich ihn nach so langer Zeit wieder finden!

Lovell! rief ich unwillkührlich aus. —

Was verlangen Sie, sagte er schwer und mit einem unterdrückten Tone.

Es fiel eine dichte Scheidemauer zwischen uns. Ich hatte ihn nicht so erwartet. Er war mir plötzlich ganz fremd geworden, und ich konnte unmöglich darauf kommen, ihn um seine Absichten zu fragen, und um die Gründe seiner Verkleidung oder Niederträchtigkeit.

Dies ist also der Mensch, in welchem mein Geist

den Bruder ehemals zu entdecken glaubte; diesem wollt' ich mein ganzes Leben widmen?

Er hat sich außerordentlich verändert, er ist bleich und entstellt, sein Auge unruhig, sein Blick starr, ganz das Bild eines Menschen, der mit sich selber zerfallen ist.

Willy's Tod ist ruchtbar geworden, und ich muß ihn noch in dieser Nacht fortzuschaffen suchen, um ihn den Gerichten und dem Gefängnisse zu entziehen.

Wär' es zu verwundern, wenn ich in dieser Situation alle Besinnung verlöre? — Ach, ich sagte Ihnen, ich wäre ruhiger, ich bin blos noch verwirrter, und das hat meinen scharfen Schmerz etwas abgestumpft.

So ist meine Jugend wiedergekehrt, — so sind meine Träume in Erfüllung gegangen! Er sollte hier nahe bei mir in Waterhall wohnen, wir wollten uns täglich sehen, wir wollten nur Ein Leben genießen, und gleichsam mit Einer Seele haushalten, und nun! — Warum hat das Schicksal alles so umgeändert, und mir nichts, gar nichts übrig gelassen? — Wenn meine Augen noch weinen könnten, würd' ich unaufhörlich weinen.

18.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Er ist fort; es ist Nacht, und ich will Ihnen noch schreiben, weil ich doch nicht schlafen kann.

Die Erde kömmt mir vor wie ein dunkles Reich von Schatten, wie ein Traumland, worin nichts wesentlich,

nichts beständig ist; der Schein des Tages ist ein betrügerisches Licht, nur das Dunkel der Nacht ist die wahre Farbe dieser düstern Kugel. — Wir sehen dunkle Schatten in der Ferne stehen, und nennen sie Freundschaft und Liebe, als Fremdlinge ziehen sie vorüber, und ein schwärzeres Dunkel folgt ihnen nach. Die Menschen sehen in dieser schwarzen Nacht nur aus wie eine dichtere Finsterniß, kein Strahl in ihrem Herzen, ach! kein Funke in ihrer Brust. Dies Gefühl, das mich jetzt durchdringt, hatten gewiß die Einsiedler, die sich in schwarzen einsamen Wäldern anbauten, und mit Felsen und Bäumen die Gesellschaft der Menschen vertauschten. — Die stillste Einsamkeit ist mir jetzt erwünscht, der ferne Gesang der Nachtigall stört mein Gemüth, das Rauschen der Bäume tönt mir zu froh und heiter. Ich glaube nicht, daß ich ihn wiedersehe, und wenn ich seine Briefe noch einmal überlese, so scheint es wie ein goldener Traum in meine Seele hinein. — Alles Schöne und Poetische in der Natur ist plötzlich für mich untergesunken, ich sehe nur Tod und Verwesung, ich kann an keinen Edelsinn mehr glauben, ja ich kann meinem eigenen Herzen nicht vertrauen. Die Blumen und Kräuter, die Pflanzen, von denen sich der Mensch nährt, kommen mir vor wie verführerische Winke, wie bunte Nichtswürdigkeiten, die aus der finstern kalten Erde ein boshafter Dämon emporsteckt, um uns wie Kinder zutraulich zu machen; wir folgen nach, argwöhnen nichts, und werden so in unser schwarzes, enges Grab gelockt.

Um Mitternacht eröffnete ich Lovell's verschlossenes Zimmer. Es war alles still im Hause, die Bedienten schliefen, ich hatte die Schlüssel zu mir gesteckt, und eine Laterne angezündet. Ich sagte ihm, er solle mir folgen,

weil er in meinem Hause nicht mehr sicher sei. Er antwortete nichts, sondern betrachtete mich mit einem düstern Blicke und stand auf.

Wir gingen über die schallenden Gänge, und ich sah mich zuweilen nach ihm um; ein bleicher Schein meines Lichtes fiel auf sein Gesicht, und entstellte es auf eine wunderbare Weise. Ich schloß das Haus auf, und wieder hinter mir zu. Der Himmel war dick und schwarz rund umher bezogen.

Wie im Traume ging ich mit ihm fort, keiner von uns ließ einen Laut vernehmen, wie zwei Gespenster schlichen wir durch den Garten. Es war mir wunderbar, als wir den Lauben und den Bänken vorübergingen, wo ich so oft mit ihm gesessen hatte; die Bäume neigten sich wehmüthig, als wir unter ihren Wipfeln hinweggingen. — Arm in Arm war ich sonst hier mit Lovell auf- und abgegangen, hier hatte sich uns mit Entzücken die Welt Shakspears aufgeschlossen, hier hatte ich ihn am Morgen zuerst gesucht, und noch der Abend traf uns in diesen Gebüschen, wenn die übrigen schon längst zu den Zimmern zurückgekehrt waren, — hier hatte er mir sein ganzes Herz enthüllt, und ich ihm das meinige; — o! und nun gingen wir mit dicht verschleierten Seelen nebeneinander; kein Mund öffnete sich, keine Hand streckte sich nach einem Drucke aus.

Wir kamen an das Gartenthor, und ich benutzte diesen Stillstand, um ihm einige Wechsel in die Hand zu geben. Ich hatte zum Glück eine große Summe in meinem Besitz; ich hoffe, sie beträgt mehr als der Werth seiner Güter. Er sagte nichts, sondern steckte die Brieftasche mechanisch ein. — Stillschweigend gingen wir nun wieder den Fußsteig im Walde hinab, die Laterne schoß

nur einzelne bleiche Strahlen durch die schwarze Nacht des Forstes, alle Bäume sahen seltsam aus. In einzelnen Momenten grauste mir vor der Einsamkeit, mein Herz zitterte, wenn ich mir wiederholte, daß die Gestalt, die neben mir gehe, Lovell sei.

So waren wir an die Gränze von Bondly gekommen. Ich stand still, er ebenfalls. Ich konnte ihn nicht ansehen und nicht sprechen; und doch schien er es zu erwarten, daß ich ihn etwas sagen sollte. Im Herzen arbeiteten tausend Empfindungen durch einander, und ich wartete nur auf einen Laut von ihm, ach! um ihm um den Hals zu fallen, um zu weinen und ihm alles zu vergeben. — Aber er blieb stumm, und jedes Wort blieb in meiner Brust zurückgedrängt. — Wir standen immer noch still, und die Zeit schien mit uns still zu stehen, und nur auf den ersten Ausbruch der Angst zu warten, um alles in einem rascheren Laufe wieder einzuholen.

Hier muß ich zurückgehen, sagte ich endlich mit schwacher Stimme, und wandte mich um. Es war als wenn sich die ganze Welt und mein eignes Herz von mir abwendete, und ich stand wieder und sah nach dem stummen, tief in sich versunkenen Lovell hin. Der Bruder des Missethäters kann in der Stunde der Hinrichtung nicht mehr empfinden als ich jetzt fühlte.

Er redete immer nicht, und es ging plötzlich wie ein eiskalter Wind durch das Innerste meines Herzens; ich haßte ihn jetzt nicht, aber ich wendete mich gleichgültig um, und ging einige Schritte in den Wald zurück. — Das Licht war herunter gebrannt, und die Laterne erlosch; — ich hörte seinen Fußtritt, der sich von mir entfernte. — Dickes Dunkel war umher und der glimmende

Docht beleuchtete nur auf einen Augenblick noch eine kleine grüne Stelle auf dem Boden.

O! jetzt hätt' ich ihn gegen über haben mögen! ich hätte ihn mit Thränen und Küssen erstickt. — Sein Schritt tönte schon viel schwächer, — ach! ich sehe ihn nicht wieder, sagte ich zu mir selber, und die Thränen rannen heiß und dicht gedrängt über meine Wangen. — Ich sehe ihn nicht wieder, und es ist Lovell! — Ich wollte ihm nach und stieß an einem Baum, ich sank zur Erde, und rief so laut als ich konnte, von gewaltigem Schluchzen unterbrochen: Lebe wohl, recht wohl! — Ich weiß nicht, ob er mich gehört, ob er es verstanden hat.

Ich lag auf der feuchten Erde und streckte mich ganz aus, ich verbarg mein heißes Gesicht in dem nassen Grase.

Kalt und ohne Besinnung suchte ich dann den Rückweg. Wie ein großes eisernes Gefängniß hing der dunkle Himmel um mich her.

In meinem Zimmer sitze ich nun hier, und die Morgenröthe bricht schon hervor. Lovell sieht sie jetzt auch, und unsere trüben Gedanken begegnen sich vielleicht.

Ach Freund, mich quält eine gewaltige Unruhe; — habe ich nicht dem Armen zu viel gethan? — Bin ich nicht verführt worden, schon seinen letzten Brief an mich zu ernsthaft zu nehmen? — Warum habe ich ihn nicht so wie die vorigen beantwortet? Alles wäre dann vielleicht anders geworden. — O! es war unrecht, es war schlecht, Mortimer, wenn Sie aufrichtig sind. — Ich bin nun Schuld an Lovell's Verzweiflung und an seinem Unglücke; ich verdiene seinen Haß und seine Verachtung, und das war es auch, warum er nicht mit mir sprechen wollte. — O! wenn ich nur einen Händedruck

von ihm mitgenommen hätte: so könnte ich mich doch zufrieden geben.

Jetzt geht er nun einsam auf dem kalten Felde, und weicht den Menschengesichtern aus, und ich bin die Ursache, daß er sich vor ihnen fürchtet! — Sein Eduard, der Freund seiner Kindheit, ist von ihm abgefallen, jedes Menschen Auge kündiget ihm nun Krieg an. — Wohin soll ich mich vor mir selbst verbergen? —

Wenn er nur gesagt hätte: Eduard, lebe wohl, o! so hätt' ich doch die Hoffnung, daß er mir vielleicht vergeben habe. — Aber ich scheuchte ihn mit meiner Hartherzigkeit zurück.

Wie soll ich künftig einem fühlenden Menschen unter die Augen treten? — Ach wie sehr bin ich in mir selber gedemüthiget! — Ich kann nicht weiter, mein Körper zittert, — ich will mich schlafen legen. — Leben Sie recht wohl, lieber Mortimer, verachten Sie mich nicht, und stoßen Sie mich nicht zurück; ich will besser werden, ich verspreche es Ihnen.

19.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Sie werden von meinen Briefen bestürmt, lieber Mortimer. — Man weckt mich eben mit einer schrecklichen Nachricht auf: — Emilie wird vermißt!

Ein Schlag trifft nach dem andern mein Herz. — Wo kann sie sein? — Sie wird allenthalben gesucht, und ich sitze hier und zittre in banger Erwartung. —

Noch keine Nachricht! noch keine Spur! Man geht auf dem Gange. Nein! Sie ist es nicht. — Gott! wo kann sie sein! — Sie kann nicht fort sein, und doch ist sie nicht da, und es ist schon spät nach Mittag. —

Ich will sie selbst suchen. — Aber vielleicht ist sie nur im Garten spazieren gegangen; — vielleicht hat sie im Dorfe eine arme Familie besucht. —

Willy wird so eben begraben; wenn sie nur von dem ganzen Vorfalle nichts erfahren hat!

Wie mein Herz klopft! — Mein Blut drängt sich gewaltig nach meinen Augen.

Noch keine Nachricht! Sie ist nicht im Garten, sie ist nicht im Dorfe. — — — —

Ich bin auf ihrem Zimmer gewesen, und das Räthsel hat sich nun auf eine schreckliche Art aufgelöst. — In eben dieser Nacht, in der ich um Lovell klagte, ist sie entflohn und mit ihm entflohn. — Können Sie es glauben, können Sie's nur denken? Alle Begriffe in meinem Kopfe verwirren sich. — Beide waren einverstanden. — O Lovell! Nun hast du meinem Herzen den letzten Stoß gegeben. —

Ich lege Ihnen den unvollendeten Brief bei, den sie an ihre Freundin geschrieben hat. — Sie thun wohl am besten, ihn Ihrer Gattin nicht in die Hände zu geben. — Hätt' ich ihn selber nicht gelesen! —

O! ich beschwöre Sie, eilen Sie, wenn sie irgend etwas von meiner unglücklichen Schwester hören; eilen Sie, sie zu retten.

Nun bin ich ganz einsam, nun ist mir nichts übrig geblieben, und ich habe nun wenigstens den Trost, daß ich nichts mehr verlieren kann.

20.

Einlage des vorigen Briefes.

Emilie Burton an Amalie.

Bondly.

Endlich, endlich muß ich es Ihnen bekennen, daß jener Unbekannte, von dem ich sprach, Lovell ist. — Sie werden erschrecken, Sie werden bei dem Namen zittern. O! Amalie, Sie haben ihn nie gekannt, Sie haben sein Herz nie genug gewürdiget. — Wie wäre es möglich gewesen, daß ich seinen Thränen, seinen Klagen hätte widerstehen können? Sein Jammer hat mein Herz getroffen, und, nein, Amalie, ich kann mir keine Vorwürfe darüber machen.

Ach der Arme! er ist von der ganzen Welt verstoßen und höhnisch von jedem Herzen zurückgewiesen, er sieht sich um, ob sich nicht noch irgendwo ihm eine Seele wohlwollend entgegen neigt, und nirgends, nirgends. — Ohne Freunde, ohne Liebe muß er seinen Kummer tragen; ja, ich habe mein Glück dem seinigen aufgeopfert, ich will ihm folgen, und seine harten Schicksale mit ihm theilen. — Mein Bruder hat kein Herz, da er ihn so unbarmherzig verstoßen kann; ich bin die einzige in der Welt, die ihn liebt, die einzige, die ihn wieder mit der Welt und den Menschen versöhnen wird. Ist mein ganzes Leben nicht verdienstlich genug, wenn ich diese eine Seele von der Verzweiflung gerettet habe?

In dieser Nacht fliehe ich mit ihm fort, ich folge ihm, wohin er mich führt. — Der Wagen hält eine Meile von hier im Walde, um Ein Uhr bin ich dort. Ich kann von meinem Bruder nicht Abschied nehmen.

Meinetwegen war er hier in Bondly ungekannt, gleich am zweiten Tage entdeckte er sich mir. Er gehört mir nur einzig an, und niemand weiter in der Welt, so wie ich allein die Seinige bin.

Und wenn ich ihn auch nicht liebte, so würd' ich ihm doch folgen, so innig hat er mich erschüttert, so sehr bin ich von seinen schweren Leiden durchdrungen. Ich würde ihm meine Gegenliebe heucheln, blos um ihn wieder zu trösten, mit Freuden würde ich mein eigenes Herz aufopfern, blos um das seinige zu retten.

Sie werden mich eine Schwärmerin nennen, aber glauben Sie mir, ich kann nicht anders. — Wenn er fort ist, was sollt' ich dann noch hier bei meinem Bruder im einsamen Schlosse? — Nein, ich muß ihm folgen, auch wenn ich nicht wollte.

Grüßen Sie Ihren Bruder. — Ich weiß nicht, was er sagen wird, aber ich kann meinem Schicksale nicht entgegen handeln. — Jeder muß nach seiner Ueberzeugung leben, und ich fühle in mir, daß ich recht thue. — Ich fürchte Karls Hitze, suchen Sie ihn daher zu beruhigen, wenn es irgend möglich ist. — Er hat mich nie recht herzlich geliebt, das habe ich immer sehr deutlich empfunden, so wenig wie ich ihn lieben konnte. —

Wie in der Zukunft alles werden wird, kann ich jetzt nicht wissen, aber in diesem Augenblicke kümmert es mich wenig.

Ich hätte Ihnen noch mehr zu sagen, aber die Zeit wird zu kurz; grüßen Sie Mortimer, — entschuldigen Sie mich bei den harten Menschen, die mich verdammen, und bleiben Sie immer meine Freundin.

Ihrem Bruder sagen Sie: er soll mich vergessen und es wird auch geschehen. Sie selbst, liebste Freundin —

21.

William Lovell an Rosa.

Nottingham.

Wie mögen Sie in Rom und Tivoli leben? Ich denke kaum noch an meine Existenz, so bunt und verworren wirft sich alles über einander. Ich fange Zufälle und Begebenheiten auf, ohne zu wissen, was ich mit ihnen thun soll.

Wenn ich aus meinem Herzen nur den innigen Widerwillen fortschaffen könnte, mit dem ich jede menschliche Gestalt betrachte, wenn ich den Neid unterdrücken könnte, gegen jedermann, der lächelt und froh ist! — Warum müssen sich Tausende unter den nichtswürdigen Menschen glücklich fühlen, und nur ich allein bin in mir selbst zu Boden getreten?

Sie sehn aus der Ueberschrift, daß ich nicht mehr in Bondly bin, alles ist mißlungen, ich bin in Verzweiflung. Eduard hat triumphirt und ich bin besiegt. — Doch nein, ich habe mich wenigstens an ihm gerächt.

Als ich in Bondly war, erwachte alles in mir, wie er die Güter meines Vaters gewiß auf eine unrechtmäßige Weise besitze, wie mir nun nichts übrig sei, als das unbedeutende Waterhall und das armselige Kensea. Der Haß stand verdoppelt in meiner Brust auf, wenn ich bedachte, daß dies derselbe Mensch sei, der immer so viel über Edelmuth und Tugend geschwatzt habe. Es

kam mir von neuem in den Sinn, wie mir von je alle Plane mißlangen, wie der heimtückische Mortimer mir nun Amalien entrissen hat, wie sie selbst mich so schnell vergessen konnte, der Eigensinn meines Vaters, die Niederträchtigkeit des alten Burton, — o alles kam so frisch und neu in meine Seele, daß ich mit den Zähnen knirschte, daß ich wüthend daran dachte, wie armselig es um mein eignes Herz aussehe, daß ich mir zürnend vornahm, mich endlich zu rächen, Bosheit gegen Bosheit zu setzen und durch einen großen Streich dem Kriege ein Ende zu machen. Wir können nichts anders thun, als siegen oder besiegt werden; die sogenannte Tugend ist nur Geschwätz und besteht meistentheils in Trägheit oder Einfalt, bei den andern ist sie erzwungen, oder hängt mit ihrem Vortheile zusammen; sie ist eben so gut ein Gewerbe, wie irgend ein anderes.

Meine Liebschaft mit der abgeschmackten Emilie ging indessen immer ihren Gang fort. Durch meine zerstörte Zufriedenheit bin ich nun wenigstens manchem aberwitzigen Mädchen interessant; warlich, bei jedem Verlust ist doch immer noch irgend ein Gewinn.

Nach jenem Abend, von dem ich Ihnen neulich erzählte, wußte sie nicht recht, wie sie sich mit mir nehmen solle, ihre Empfindsamkeit war etwas gestört, und ihr eigentliches Gefühl mehr in Bewegung gebracht. Aber sie empfand es jetzt, daß sie mir einzig angehöre, sie war leicht dahin zu bereden, daß sie mit mir entfliehen wolle, ja sie war auf dem Wege, es mir selber anzutragen, wenn ich es nicht gethan hätte. Tag und Stunde ward festgesetzt, und sie war mit ihrem Plane und ihrer hohen Aufopferung außerordentlich zufrieden.

Ich glaubte schon in jeder Rücksicht sicher zu sein, und dennoch hatte mich ein Mensch im Schlosse erkannt, mein alter Bedienter Willy. Ohne daß ich es merkte, war er auf alle meine Bewegungen sehr aufmerksam, er beobachtete mich beständig und seine Blicke waren mir oft ängstlich. Die Liebe dieses Menschen hat mich von je verfolgt, und jetzt hat sie mich elend, ja unsinnig gemacht. Ich haßte Eduard aus dem tiefsten Herzen und dachte dabei unaufhörlich an meine Aufträge; unbemerkt, wie ich glaubte, schüttete ich an einem Morgen ein feines Gift in ein Glas mit Wein, um mich so zu rächen und alles wieder gut zu machen.

Bald darauf entsteht ein gewaltig Gelaufe im Hause, Thüren werden zugeschlagen, man schreit laut nach Hülfe, ich werde endlich mit Gewalt von meinem Zimmer herunter geschleppt, — und Willy hat mich bemerkt, Eduard gewarnt, und endlich in einer Art von Verrückung und um zu beweisen, daß er Recht habe, selbst den Wein getrunken. Er war schon halb ohne Bewußtsein, das Gift wirkte auf den alten schwachen Körper unmittelbar, das in dem stärkern, jugendlichern erst nach einigen Wochen seine Folgen gezeigt hätte. — Willy küßte meine Hände, weinte und klagte, ich war völlig betäubt. Er sank zu meinen Füßen nieder, und beschwur mich auf meine Seligkeit bedacht zu sein. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und ward endlich gerührt. Ich weinte laut, und mir war zu Muthe, wie einem Kinde. — Willy's Bruder konnte sich über dessen Tod gar nicht zufrieden geben, er heulte laut und die Bedienten weinten mit ihm. Das ganze Zimmer ertönte vom Klagegeschrei, Eduard war nicht zugegen.

Aber bald versiegten meine Thränen, ein kalter Haß ging durch mein Herz und durch meine ganze Brust, ich sah mich mit gleichgültigem Auge um, ob nicht in jedem Winkel eine Furie stände, mit Schlangen in den Haaren. Ich wünschte sie alle herbei, und ich hätte mich vor keiner entsetzt. — Ich berechnete jetzt, wie lange der Schmerz wohl noch in allen diesen Menschen kämpfen würde, und es war interessant zu beobachten, wie nach und nach die gewöhnliche Trägheit zu jedem zurückkehrte. Sie erschienen mir nun wie unbeholfene Maschinen, die an groben Fäden bewegt werden, sie drehen die verschiedenen Gliedmaßen nach vorgeschriebenen Regeln, und setzen sich dann wieder in Ruhe. Keiner schien mir lebendig und ich ging kalt auf mein Zimmer zurück und konnte mich gar nicht davon überzeugen, daß Willy gestorben sei.

Und was ist denn das Leben, und was ist es denn mehr, wenn einer von ihnen sich um einige Tage früher in die Erde legt? Rafft Krieg und Pest nicht Tausende hinweg? Werden nicht Tausende Schlachtopfer ihrer Leidenschaften? Und wenn ich unversehends die Hand ausstrecke und plötzlich einer zu Boden stürzt, das sollte mich kümmern und mir Ruhe und Schlaf rauben? — Man sollte gar nichts in der Welt ernsthaft nehmen. Eine schreckliche Seuche kömmt mir vor wie ein ungeschickter Spieler, der unter dem Spiele die Schachfiguren mit dem Ermel durcheinander wirft. Man kann nur darüber lachen.

Am andern Tage kam Eduard auf mein Zimmer. O wie verhaßt war mir seine kalte, philosophische Miene, der mitleidige Blick, mit dem er mich von oben herab betrachtete! Wie zerreißen die Menschen unser Herz, die

sich für edel und vollendet halten und nie etwas erfahren und gelitten haben! die in ihrer sichern Landheimath von den Wogen und Stürmen des Meers, von Schiffbruch und schrecklichen Gefahren, wie von Fabeln reden hören und lächelnd den Kopf schütteln! — Welche Geduld ist hier eisern genug, um nicht zu brechen? Man möchte bei einem solchen Anblicke rasend werden!

O ihr Sichern und Ueberzeugten! ihr richtet und wisset nicht, was ihr thut. Ihr würfelt mit plumpen Händen darum, was ihr gut und was ihr böse nennen wollt, ihr seid kalte und alberne Zuschauer, die eine Tragödie in einer Sprache spielen sehen, die sich nicht verstehen, und die sich nur zunicken und bedeutende Winke geben, um einer vor dem andern seine Unwissenheit zu verbergen.

Eduard sprach nur wenig mit mir, er spielte den gnädigen Herrn; es war mir lieb, daß er bald ging. Er verdiente nicht, daß ich ihm antwortete, und er bemerkte es recht gut, wie sehr ich ihn verachtete.

Es nahte sich die Nacht, in der ich mit Emilien entfliehen wollte. Ich war eben im Begriffe aus dem Fenster zu klettern, als sich die Thüre eröffnete und Burton mit einer kleinen Laterne hereintrat. Er sagte mir, ich solle ihm folgen, weil ich in seinem Hause nicht mehr sicher sei. Wir gingen stillschweigend durch den Garten und er gab mir Papiere, die, wie ich nachher gesehen habe, viele sehr ansehnliche Wechsel waren. Hinter dem Garten liegt ein Wald und wir gingen auf einem schmalen gewundenen Fußsteige. Ich wartete immer darauf, daß Burton sprechen solle, aber er war heimtückisch und still. In meinem Innern war ich dürr und ausgestorben, und aus einer gewissen Furcht hätt' ich ein paar-

mal die Stille beinahe durch ein lautes Gelächter unterbrochen.

Wir standen endlich still. Wir schwiegen und wie drückende Gewitterluft ängstigten mich diese Minuten. Ich suchte nach Gedanken, um das Gräßliche, das darin lag, zu verscheuchen, — ich wollte fort, und verzögerte dann gern wieder den Moment der Trennung, — es war eine von jenen seltsamen Pausen, in denen die Seele unschlüssig ist, ob sie über den Körper gebieten soll, in denen sie an ihrem Willen zweifelt und sich an der trägen Maschine nicht auf eine bedenkliche Probe stellen will.

Durch ein Paar Worte unterbrach Eduard das Stillschweigen und ging zurück; er kehrte wieder um, als wenn er etwas vergessen hätte; dann ging er wieder, und eine große Thräne preßte sich in mein Auge, eine Angst drängte fürchterlich aus der Brust zur Kehle hinauf; mir war, als wenn ich ersticken sollte. Ich ging einige Schritte und suchte durch meinen lauten Gang mein Schluchzen zu übertönen. — Ich sah zurück, er hatte die Laterne schon ausgelöscht, damit ich ihn nur desto früher aus dem Gesichte verlieren möchte.

Was empfand ich in diesem Augenblicke! — Rosa, Sie können es nicht begreifen. — Ich habe ihn noch vor einigen Jahren so innig geliebt, ich glaubte damals, daß es ihm eine Kleinigkeit sei, sein Leben für mich zu versprützen — und jetzt, in dieser Stunde meines Lebens, in der er wußte, daß er mich nie wiedersehen würde, jetzt ließ er mich gehen, ohne eine Wort zum Abschiede zu sagen, ohne meine Hand zu nehmen, ohne ein Lebewohl! Ich habe ihm so oft die Hand gedrückt, ohne daß er es verdiente, er hätte es ja wohl auch

jetzt thun können, und wenn es auch nur Verstellung gewesen wäre.

Doch besser, daß es nicht geschehen ist. Ich war zu weich; hätt' er nur ein gutes Wort gesagt, so wär' ich ihm an die Brust gestürzt, und hätte ihm alles bekannt, ich wäre wieder in meine Kindheit zurückgesunken, ich hätte alle meine Erfahrungen abgeschworen; ich hätte ihm die Flucht Emiliens, und alles entdeckt, ich wäre in der gewaltigen Rührung vielleicht zu Grunde gegangen. Er verdiente es nicht, wie sehr ich ihn liebte; alles kam mir zurück, was er mir einst gewesen war, und was ich von ihm gehofft hatte; — es war mir als wenn er mich riefe, und ich stand stille und wollte umkehren, aber es war nur der Schall des Windes im Forste.

Ich wußte immer noch nicht, ob ich nicht dennoch zurückgehen sollte; je weiter ich fortschritt, je ängstlicher klopfte mein Herz, — ach und er hat sich nicht nach mir umgesehen, er hat nicht weiter an mich gedacht.

Ich war zweifelhaft, ob ich nach dem Orte hingehen sollte, wo Emilie auf mich wartete. Alles war mir jetzt zuwider. Ich hätte mich niederwerfen mögen, und weinen und sterben. Aber mein Haß kehrte endlich zurück. Sonderbar! daß er mich selbst auf den Weg nach Emilien hatte bringen müssen, den ich ohne ihn in der finstern Nacht vielleicht verfehlt hätte! — Sie hatte schon seit einer halben Stunde ängstlich auf mich gewartet, ich setzte mich in den Wagen, und wir fuhren davon.

Emilie hielt mich fest in ihren Armen; der Wind ging scharf, und ein feiner Regen trieb in den halb offenen Wagen hinein. Meine Lebensgeister waren erschöpft; ich schlief ein, und erwachte nur, als sich ein blasses Morgenroth am Himmel herauf zog.

Wie nüchtern kam mir die ganze Welt mit ihren Bergen, Wäldern und Menschen entgegen! Ich hatte angenehm geträumt, und die wirkliche Natur stand schroff und unbeholfen vor mir da; Emilie neben mir, mit ihrer affektirten hochbetrübten Miene. Wie ein bettelhaftes Winkeltheater kam mir die ganze Welt vor, o! ich hätte aus ihr entlaufen mögen. — Und was würde mich noch auf dieser trüben Dunstkugel zurückhalten, wenn es nicht die Hoffnung wäre, Sie, Andrea und meine übrigen Freunde bald wieder zu sehen? mich der unbekannten, geheimnißvollen Welt noch mehr zu nähern, und als der Schüler einer höhern Weisheit mit Recht jede irdische verachten zu können?

Ich bin mit Burtons Schwester unter fremden Namen hieher gereiset, und ich merke es sehr deutlich, daß sie es sich selber nicht gestehen will, daß sie sich nicht mehr so sehr für mich interessiret. Natürlicherweise! weil es wahrscheinlich, ja gewiß ist, daß ich gegen sie kälter geworden bin.

Leben Sie wohl. Sie werden diesen Brief mit einem frühern zu gleicher Zeit erhalten.

22.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Wie ich mich jetzt hier einsam fühle, lieber Mortimer, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich gehe oft noch in Gedanken nach dem Zimmer meiner Schwester, um sie dort anzutreffen; ich suche sie im Garten auf und weine.

Ich fühle jetzt nicht mehr recht deutlich, warum ich lebe, denn alle Wesen, die mit mir in so naher Beziehung standen, sind mir entrissen. — Sollte ich auch meine Schwester niemals wieder sehen? — Wenn ich nur wüßte, wo ich sie suchen sollte, wenn nur nicht ein Fieber meinen Körper erschöpft hätte. — Und dann ist es ja ihr Wille gewesen, mich zu verlassen.

O! wie vielen Menschen habe ich Unrecht gethan! War ich durch ein kränkendes, menschenfeindliches Mißtrauen nicht Ursache, daß der arme, geängstete Willy nach dem Gifte griff, um mich von seiner Unschuld zu überzeugen? Ich habe seitdem oft an den alten frommen Mann gedacht, und ich kann mich recht in seine Seele versetzen: halb wahnsinnig, aus Gram über Lovell, den er so innig liebte, in der schrecklichsten Verlegenheit, mich zu warnen, und doch seinen Herrn nicht zu verrathen, überrascht und erschreckt durch meinen Argwohn, — von allen Seiten gedrängt, greift er zerstreut und unwillkührlich nach dem Tode, um nur seinem Leben ein Ende, und seine Unschuld deutlich zu machen. — Hätt' ich ihm nicht mit Liebe entgegen gehen sollen, um seinen Jammer zu lindern? — Ach Mortimer, ich war es, der ihm die schrecklichste Minute seines Daseins erleben ließ; ich war Schuld an seinem Tode.

Hab' ich nicht durch eigne Schuld Lovells Seele verloren? Konnt' ich ihn nicht vielleicht mir und sich selber wiedergeben? — Ich war gespannt, und mein Schmerz hatte mich so weit überwältigt, daß ich unmenschlich war. Durch meine Kälte habe ich meine Schwester von hier vertrieben; kein Mensch liebt mich, keiner fragt nach mir, alle fliehen weit von mir weg, um mich nur aus dem Gesichte zu verlieren.

Nein, Mortimer! ich will mich nie wieder so überraschen lassen. Ich will alle Menschen, ohne irgend eine Ausnahme, lieben, und mir so ihre Gegenliebe verdienen. Ach! wenn auch Schwächen und Gebrechen an ihnen sichtbar sind, sie sollen mich dadurch nicht wieder zurückstoßen, denn eben das sind ihre Kennzeichen, daß sie Menschen und meine Brüder sind. Warum wollen wir denn auch immer die Bessern und die Schlechtern von einander sondern? Können wir es mit diesen schwachen irdischen Augen? Wenn wir sie alle lieben, so thun wir keinem Unrecht. — Müssen sie nicht alle in einer kurzen Zeit sterben und in Staub zerfallen? Wir sollten uns beständig in Acht nehmen, keines dieser gebrechlichen Gebilde zu verletzen. Mögen sie doch lachen und uns hassen und verfolgen; — o! ich will lieber von Tausenden betrogen werden, als Einem Unrecht thun.

Könnt' ich nur alles wieder gut machen! Aber Lovell ist fort, und es ist zu spät. — Wir können unsere Uebereilungen gewöhnlich nur bereuen; und eben das sollte uns bewegen, uns mehr vor ihnen in Acht zu nehmen.

23.

William Lovell an Rosa.

London.

Ich bin wieder hier auf dem großen Tummelplatze einer dichtgedrängten, geräuschvollen Welt. Ich konnte unmöglich länger in Emiliens Gesellschaft bleiben, die mir mit ihrer aufdringlichen Liebe alle Laune verdarb. —

Sie ist noch in Nottingham, und ich habe bei ihr eine nothwendige Reise nach einer der nächsten Städte vorgegeben. Wenn sie erfährt, daß ich nicht dort bin, mag sie zu ihrem Bruder zurückkehren.

Der Haß und die Liebe der Menschen ist mir jetzt in einem gleich hohen Grade zuwider, es soll sich keiner um mich kümmern, so wie ich nach keinem zurücksehe, um ihn mit einem freundlichen oder verdrießlichen Gesichte zu betrachten. Für mich giebt es nichts Widrigers als das Aufdringen der Menschen, um mir ihre Freundschaft, ihre Liebe zu schenken; es sind Narren, die nicht wissen, was sie mit sich selber machen sollen, und daher andere Narren nöthig haben, um mit ihnen aus Langeweile zu sympathisiren. Wie verächtlich ist die kindische Empfindsamkeit einer Emilie, die gleichsam seit Jahren darauf gewartet hat, um ihre tragische Aufopferung an den Mann zu bringen. Sollte ich nun ein so großer Thor sein, und ihre theatralische Affektation für Ernst nehmen, und mich wunder! wie sehr gerührt fühlen? — Man kann wirklich etwas besseres thun, als jede Narrheit der Menschen mitmachen, und der ist der verächtlichste Thor, der diese Narrheiten abgeschmackt findet, und sich dennoch scheut sie als Kindereien zu behandeln. Sie weint jetzt vielleicht, und bald trocknet sie aus Langeweile ihre Thränen, dann ist sie böse auf mich, dann schämt sie sich vor sich selber, und dann hat sie mich vergessen.

Daß sie sich selbst auf einige Zeit ihr häusliches Glück zerstört hat, ist ihre eigene Schuld; daß sie sich nach dem Uebereinkommen jetzt vor manchen Menschen schämen muß, kann mir zu keinem Vorwurfe gereichen. Ich übte eine Rolle an ihr, und sie kam mir mit einer

andern entgegen, wir spielten mit vielem Ernste die Komposition eines schlechten Dichters, und jetzt thut es uns wieder leid, daß wir die Zeit so verdorben haben.

Ich bin indessen durch Kensea gereist, den Ort, wo ich jetzt eigentlich wohnen sollte. — Ein altes gothisches Gebäude steht hier in einer wüsten waldigen Gegend, der Garten ist verwildert, alle Bedienten sehen aus wie Barbaren, das ganze Haus hat ein kaltes unbequemes Ansehen, viele Fenster sind zerschlagen, die eine Mauer hat Risse. — O! mit welchem Widerwillen habe ich alles betrachtet! — Hier sollt' ich leben, in einer dunkeln, langweiligen drückenden Einsamkeit? — Von der ganzen Welt abgerissen, wie ein vertriebener Bettler? einer scheuen Eule gleich, die vor dem lästigen Tageslichte endlich einen düstern Schlupfwinkel findet? — Nein, die ganze weite Welt steht mir freundlich offen, und ich kehre dem einsiedlerischen Schlosse verächtlich den Rücken. So wie ich hier leben würde, kann ich es allenthalben; und in einem fremden Lande, unter einem andern Klima würde mich selbst Sklaverei so hart nicht drücken, als das Leben hier.

Ich bin hier in London unter dem bunten Gewühle; ich spiele und mache ansehnliche Gewinnste. Dies rasche und doch ungewisse Leben, in dem die Leidenschaften unaufhörlich in Bewegung gesetzt sind, hat einen großen Reiz für mich. Und welche lehrreiche Schule, um hier die Menschen erst völlig verachten zu lernen! — Wie der niedrigste Eigennutz, die kleinsten Begierden sich in den Gesichtern so hart und widrig abspiegeln! Wie jeder nur alles für sich hinraffen möchte, und dem Verlust und der Verzweiflung seines Nachbars gelassen zusieht. — Ich bin schon einigemal schwach genug gewesen, meinen

Gewinnst wieder zurückzugeben, um nur die Mienen der Niederträchtigen, die mir so unausstehlich waren, wieder aufzuheitern. Dann nennt man mich großmüthig und edel. O, es ist um toll zu werden!

Lange werde ich es unter diesen Menschen nicht mehr aushalten, ich muß zu Ihnen zurück. Ich sehe Italien jetzt als mein Vaterland an, denn Andrea ist dort. Ich erstaune oft, mich hier unter diesen gemeinen Menschen zu finden, wenn ich an die wunderbare Welt denke, mit der er mich vertraut machte. Ich kann Ihnen die Empfindung nicht beschreiben, die mich zuweilen schon mitten in einem Gespräche befallen hat, wenn ich plötzlich daran dachte, daß ich sonst mit Andrea gesprochen hatte. In diesen Augenblicken fühle ich mich hier ganz am unrechten Orte, ich fühle eine Sehnsucht fortzugehn, daß ich mich dann nicht zu lassen weiß. Ich möchte oft alle wunderbaren Phantome herbeirufen, die mir dort vorübergingen; ich möchte mich in die grauenvolle Nacht hinuntertauchen, aus der die Schauder emporsteigen, die so gewaltig das schwache menschliche Herz ergreifen und es beinahe zerdrücken. O! wenn doch die Zeit erst wieder da wäre, in der meine ungeduldige Brust völlig mit Wundern gesättiget würde, in der ich völlig die Erde und ihre Menschen und auch mich selbst vergessen könnte! —

24.

Emilie Burton an William Lovell.

Nottingham.

Lieber Lovell, Sie halten nicht Wort, Sie sind nun schon sechs Tage länger ausgeblieben, als Sie mir bei Ihrer Abreise versprochen hatten. O sechs ewig lange Tage und heute ist es schon der siebente. Gott! wenn Sie nicht gezählt hätten, wenn Ihnen die Tage nicht so lang wie mir erschienen wären!

Ach nein, William, so lang können sie Ihnen nicht geworden sein, aber das kann und will ich auch nicht verlangen; denn mir war, als wenn die Zeit indessen still stände und mir langsam und bedächtig einen Tropfen ihres Schmerzes nach dem andern auf das Herz fallen ließe. Ich habe viel unterdeß gelitten, und ich fürchte, daß ich krank werde. Mein Kopf ist in Verwirrung und alle meine Glieder zittern.

Ach Lovell, kehre schnell, schnell zurück. Ich weiß mich in der Einsamkeit nicht zu lassen: ach, ich bedarf Deiner Hülfe in mehr als einer Rücksicht. Du weißt, daß ich kein Vermögen mitnehmen konnte, und das wenige, das ich hatte, ist fort. Was soll ich anfangen, wenn Du noch länger ausbleibst? Aber nein, Du kömmst, Du bist nicht grausam, Du bist nicht leichtsinnig; und beides müßtest Du sein, wenn Dich meine Bitte nicht rührte.

Ich werde hier auf das benachbarte Dorf ziehn, das uns beiden auf der Reise hieher so sehr gefiel, dort wirst Du mich antreffen.

Mein Brief wird Dich doch finden? — Es wäre ein

Unglück, wenn Du nicht grade da wärest, und er müßte einen Tag oder noch länger liegen bleiben. Lovell, ich würde untröstlich sein.

Ich habe schlimm geträumet, denn es war mir im Schlafe als habest Du mich verlassen, und ich hörte Dich ganz deutlich über meine Schwäche und meine Liebe lachen. Da that sich die ganze Welt wie ein Gefängniß eng und immer enger über mir zusammen, alles Helle wurde dunkel, die ganze Zukunft war schwarz und ohne Morgenroth. — Aber nein, Du liebst mich? nicht wahr Lovell? — O, die Träume werden uns nur geschickt, um unser armes Leben zu ängstigen; schon von Kindheit auf haben sie mich dadurch gequält, daß sie mir alles als nichtig und verächtlich zeigten, was ich so innig liebte. Ich will mich dadurch nicht irre machen lassen.

Aber warum bist Du noch nicht gekommen? — O Lovell, wenn Dir meine Liebe zur Last gefallen wäre! — Mir fällt jetzt so manches ein, was ich wohl ehedem in Büchern gelesen, und nachher wieder vergessen habe. O, es wäre schrecklich! — Aber wie könnte Liebe und Wohlwollen Dich ängstigen, wie könntest Du es vergessen, daß ich Dir alles aufgeopfert habe? — Ach nein, — wär' es möglich, o so würd' ich wünschen, daß ich dann auch alles vergessen könnte.

Du siehst, wie schwermüthig ich geworden bin; das macht bloß die Einsamkeit und weil ich Dich nicht sprechen höre. Du hast mir Deine Liebe aufgedrungen, und jetzt solltest Du mich vergessen? — Ich habe um Dich Tage und Nächte hindurch geweint, und Du solltest jetzt nicht kommen, um meine Thränen zu trocknen? — Nein, es ist nicht möglich; wenn ich daran glauben könnte, o so wäre mir besser, ich wäre nie geboren worden.

Meine Schwachheit nimmt zu, ich fühle mich sehr krank; glaube ja nicht, William, daß ich übertreibe, komm ja sogleich; und findest Du mich denn vielleicht etwas besser, als Du glaubtest; so sei nur, ohne daß ich es sage, überzeugt, daß mich die Hoffnung, Dich wieder zu sehn, stärker machte.

25.

Karl Wilmont an Mortimer.

Bondly.

Himmel! was habe ich hier erfahren müssen! — Unbefangen reist' ich von London hieher, weil es mir dort keine Ruhe mehr ließ, und nun bin ich hier, o Mortimer, nicht wie im Traum und doch nicht wie wachend, mit kochendem Herzen und ohne Besinnung, entschlossen etwas zu thun, und doch nicht wissend, was. — O der schönen Reise! — meiner Aussichten, meines Glücks!

Kann ich Worte finden, um Dir zu sagen, was ich denke und fühle? — Ich bin bis jetzt wie ein Kind durch die Welt gegangen, und ich nehme nun mit Entsetzen wahr, daß sie weit seltsamer, weit abgeschmackter und weit unglückseliger ist, als ich geglaubt hatte. — O ich möchte mir den Kopf an einen Baum zerstoßen, ich möchte mich selbst zerreissen, daß es so und nicht anders ist. — Wer konnte nun diesen Schlag erwarten? Hab' ich hierbei irgend etwas verschuldet? Eine unsichtbare Gewalt greift nach meinem Herzen und zerquetscht es, und ich kann nichts weiter thun, als an der Wunde sterben.

Mit meinen Geschäften hat es nun von selbst ein Ende, mit meinem Glücke, vielleicht mit meinem Leben. — Emilie hat mich also nie geliebt? — O, was ist doch der Mensch! Wer kann ihn verstehn, wer darf über ihn urtheilen? — Und ich hätte sie nicht geliebt? Das ist eine schreckliche Lüge! Ich konnte nicht weinen und ich schämte mich, die Empfindungen meines heißen Herzens bei jeder Gelegenheit zu äußern; o ich war zu gut, um Emilien zu gefallen, ich putzte meine Empfindungen zu wenig auf, ich konnte nicht lügen, so wie der niederträchtige Lovell, — o Emilie! so warst Du denn auch nur eins der gewöhnlichen Weiber, die es nicht unterlassen können, sogar ihre Empfindungen zu schminken, die die natürlichen guten Menschen verachten, und ihre Zuneigung den Elenden schenken, die sie durch Grimassen und studirte Seufzer, durch theatralische Stellungen und auswendig gelernte Worte unterhalten!

Nie hab' ich einen Menschen so wie diesen Lovell gehaßt! Sein Name brennt schmerzhaft in meiner Brust, wenn ich ihn nur nennen höre. Es flimmert mir alles vor den Augen, wenn ich an ihn denke; ich könnte ihn mit den Zähnen zerreißen, den nichtswürdigen Komödianten! — Aber ich werde ihn irgend einmal finden und dann soll er mir Stand halten und Rechenschaft ablegen: dann soll er mir nicht entfliehen, und er soll mir alles doppelt bezahlen.

Daß uns der Gedanke der Rache im Unglücke nicht erquicken kann! — O ich Thor! daß ich in London saß und mit dem Fleiße einer Ameise arbeitete! — Dies ist mein Lohn. — Sie hat mich nie geliebt, — o wenn ich mich nur davon überzeugen könnte! Aber ich werde von meinen unstäten Gedanken hiehin und dorthin geworfen,

kein Gedanke wird in meinem Kopfe einheimisch. — Ach, Emilie! Wo bist Du jetzt vielleicht und sprichst reuig meinen Namen aus? — Könnt' ich Dich finden und dann mich rächen!

Ich möchte so lange Wein trinken, bis ich alle Besinnung verlöre und mich dann zum festen Schlafe hinwerfen, denn mir ist wie einem Mörder, der von allen Seiten verfolgt wird. Ich kann mir selber nicht entfliehn.

Ich muß sie suchen, ich muß ihn finden, ich will das ganze Land nach ihnen durchstreichen; irgendwo müssen sie sein. — Lebe wohl, bis ich Dich selbst auf meinem Zuge besuche.

26.

William Lovell an Rosa.

Roger-place.

Ich habe ansehnliche Summen gewonnen, und ich denke bald damit England zu verlassen. Es ist nichts leichter, als eine Rolle in der Welt zu spielen und es giebt tausend Arten sich interessant zu machen. Man riß sich nach mir, weil ich mir in London einen sonderbaren italiänischen Namen gegeben hatte und immer viele Seltsamkeiten von mir vermuthen ließ; ich erzählte zuweilen einigen Freunden abentheuerliche Bruchstücke aus einer erdichteten Geschichte, die es dann nicht unterließen, sie andern wieder unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen. Man war in allen Familien neugierig, mich kennen zu lernen, in vielen Gesellschaften gab ich

den Ton an und entschied, wenn streitige Fälle vorkamen. Man fand mich ungemein klug, weil ich ein paarmal etwas gesagt hatte, was ich selbst nicht verstand, man dachte darüber nach, und es gab mir selbst Stoff zum Spekuliren. Es läßt sich für und gegen jede Idee in der Welt sprechen, und es ist daher gar keine Kunst, mit jedermann zu streiten, und da ich nach meiner Ueberzeugung immer der Skeptiker sein muß, und ihn manchmal noch mehr spiele, als ich es bin, so wird es mir leicht, selbst den Gescheitesten scheinbar zu besiegen. Frauenzimmern besonders gefiel ich ungemein, erstlich, weil ich blaß und krank aussahe, dann weil sie mich für einen Fremden und für eine Art von Atheisten hielten. Sie mögen nichts in der Welt so gern bewundern, als wovor sie sich fürchten, ja Furcht und Bewunderung ist bei ihnen einerlei. Sie boten immer ihren ganzen Verstand auf, um eben die Gedanken zu äußern, die ich meinte, und stets trafen sie auf ganz verschiedene. Ihr Verstand besteht überhaupt mehr in Schlauheit als Ueberlegung; sie überlegen, nachdem sie einen Schluß gemacht haben, und ihre Philosophie ist aus Eigensinn entstanden, und wird daher immer mit Hartnäckigkeit vertheidigt. Sie kennen die Menschen nie, die sie lieben, weil sie sich keine der Bemerkungen, die sie über diese gemacht haben, eingestehn, und kein Wesen ist daher so leicht zu hintergehn, als ein verliebtes Weib. Wen sie hassen, kennen sie bis auf seine verstecktesten Züge, ja sie kennen ihn besser, als er sich selbst, sie finden seine vorzüglichsten Schwachheiten heraus und beweisen daraus augenscheinlich, daß aus ihnen zugleich das fließe, was die übrigen Menschen an einem solchen gut und lobenswürdig nennen. Wenn sie neue Gedanken in ihren Kopf

aufnehmen, so besteht ihr Denken darin, daß sie selbst ihre vorigen Gedanken überlisten und sie dann despotisch vertreiben, ohne sie nachher auch nur der Mühe werth zu halten, darüber zu sprechen, und wer das Unglück hat, diese Ideen grade zu äußern, den halten sie unter allen Einfältigen für den Einfältigsten. In jedem Lustrum wechseln sie mit einigen Hauptgedanken, die sich ganz verschieden organisiren, je nachdem sie heirathen, oder ledig bleiben; je älter sie werden, je mehr beleidigt man sie durch Nachlässigkeiten und um so weniger durch wirkliche Beleidigungen: aber selbst in der höchsten Vertraulichkeit, selbst in der aufrichtigsten Stimmung kann man es nie dahin bringen, daß ein Weib gegen einen Mann g a n z aufrichtig sei, denn das Gefühl verläßt sie nie, daß die Männer ein fremdartiges Thiergeschlecht sind, und diese verletzen durch ihre Unbeholfenheit ihren feinern Sinn auch unaufhörlich. Wer bis in sein zwanzigstes Jahr nur untern Weibern lebte, müßte nachher alle Männer betrügen können.

Wie komme ich aber zu dieser weitläuftigen Charakteristik? — Nichts kam mir in den Gesellschaften so abgeschmackt vor, als das Drängen der jungen und alten Männer, um bei Tische neben irgend einem weiblichen Geschöpfe zu sitzen, wie sie sich dann glücklich priesen und affektirten, als wenn dies ihnen mehr als alles gälte. Wenn man dies Geschlecht erst gekannt und genossen hat, so kann man durch diese Ziererei ganz schwermüthig werden. — Aber unser Leben läuft in einer ewigen Affektation fort, und wer sie nicht mitmacht, den nennen die Uebrigen einen affektirten Narren.

Manche unter den vorzüglichsten Schönheiten hätten mich vielleicht gar geheirathet, wenn ich hätte darauf

schwören wollen, daß ich entweder bald sterben oder zeitlebens so närrisch bleiben würde. Keins von beiden war mein Wille, und ich ließ mich daher gar nicht in nähere Traktaten ein.

Ich war endlich des Gewühls müde und reiste ab. Ich konnte es nicht unterlassen, Roger-place zu besuchen, den Ort, wo Mortimer mit Amalien wohnt: von hier erhalten Sie diesen Brief. Es trieb mich fast wider meinen Willen hieher, und nun will ich Amalien noch einigemal sehn und dann abreisen.

Sie geht alle Morgen mit Mortimer spazieren, denn es ist eine angenehme Allee vor ihrem Hause, die sich in einen schönen Wald verliert; dann trinken sie Thee. Amalie ist recht heiter und Mortimer hat sich ganz umgeändert, er kommt mir weit menschlicher oder vielmehr weiblicher vor. Amalie sieht älter und verständiger aus. Ich habe einigemal des Abends unter den rauschenden Bäumen gelegen und nach ihren Fenstern hinaufgesehn. Ich war gestern in Versuchung, hineinzusteigen. Mein Herz kocht Haß und Wuth gegen Mortimer, und doch wüßt' ich jetzt grade nicht warum. Aber ich hatte Amalien nicht vergessen, ich log es nur mir und andern, und Mortimer, der meine Liebe gegen sie so tief verachtete, hätte sie mir nicht entreißen sollen! — O und was ist es denn mehr? Würde ich ihrer nicht eben so wie Emiliens überdrüßig werden? — Doch nein, denn diese habe ich nie geliebt.

Es ist eine sehr häßliche Aufwärterin im Hause, diese will ich zu sprechen suchen; es müßte sonderbar kommen, wenn ich sie nicht auf meine Seite brächte. Wenn ich erst die genauern Umstände weiß; so läßt sich auf diese vielleicht ein kluger Plan gründen.

Ob Amalie auch zu den Weibern gehört, von denen ich vorher sprach? Ich habe sie damals zu sehr geliebt, um sie zu beobachten und damals haßt' und liebt' ich die Menschen überhaupt noch, ohne sie vorher zu kennen. Jeder Mensch hat eine Periode im Leben, in der Liebe und Freundschaft mit der Selbstliebe zusammen fallen; von beiden weiß er sich dann keine Gründe anzugeben.

Leben Sie wohl und grüßen Sie Andrea. —

27.

William Lovell an Rosa.

Roger-place.

Es giebt Stunden im Leben, Rosa, in denen Zufälle zusammentreten, so kindisch wunderbar an einander gereiht, daß wir die Welt umher auf einzelne Augenblicke für ein Hirngespinnst halten müssen. Ich bin noch immer in dieser Stimmung, wenn ich an alles zurückdenke; es kommt mir oft in der Welt nichts so seltsam vor, als daß irgend ein Zufall mit einem früheren zusammenhängt, so daß wir oft wirklich auf die Idee von dem geführt werden, was die Menschen gewöhnlich Schicksal nennen.

Ich habe nämlich in jener häßlichen Aufwärterin, von der ich Ihnen sagte, eine alte Bekannte wiedergefunden. Ich suchte sie auf, und wir waren bald mit einander vertraut, sie nannte meinen wahren Namen, und ich erschrak. Es war, als wenn ein böser Genius aus ihr sprach, der mich nun meinen Feinden verrathen

würde. Ich betrachtete sie genauer, und konnte mich doch durchaus nicht erinnern, sie irgendwo gesehn zu haben. — Endlich entdeckte sie sich mir, und o Himmel! — es war Niemand anders, als die Comtesse Blainville!

Lange wollte ich es nicht glauben. Die Blainville, jenes junge, lebhafte, reizende Weib, — und hier stand ein Ungeheuer vor mir, von Pockengruben entstellt, einäugig, mit allen möglichen Widrigkeiten reichlich ausgestattet, — und dennoch war sie es, selbst unter der groben Hülle lagen einige ihrer ehemaligen Züge, wie fern, verborgen.

Ihre Geschichte kann ich Ihnen mit wenigen Worten sagen. Der Graf Melun starb bald, nachdem er sie geheirathet hatte, sie ließ sich durch ihren Liebhaber, den Chevalier Valois, zu jeder Verschwendung verleiten; sie verließ mit ihm Paris und ging nach England, ihr Vermögen war bald vom Valois verspielt, sie ward krank, denn die Blattern offenbarten sich an ihr, der Chevalier erschoß sich, sie genas, aber ihre Schönheit, ihre Jugend war jetzt zugleich mit ihrem Vermögen dahin. Sie suchte Hülfe bei den Menschen, weil sie diese nicht kannte, und diese stießen sie verächtlich von sich, wie sie es auch in ihrer Stelle gethan haben würde; zur drückendsten Armuth erniedrigt, suchte sie endlich Dienste, und Amalie, hier in Roger-place, nahm sich ihrer an. Und hier muß ich sie nun treffen; meine beiden Geliebten in einem seltsamen Kontraste neben einander.

Ich habe ihr das strengste Stillschweigen gelobt, so wie sie mir: Mortimer, der sie einst so schön fand, weiß es nun nicht, daß sie in seinem Hause wohnt.

Es ist schauderhaft, wenn ich überlege, daß dies Ungeheuer doch schon damals verlarvt in dem schönen Weibe lag, das ich umarmte, — bei jedem Weibe und Mädchen fällt mir jetzt der Gedanke ein: Die Alte, die mit grauen Haaren, abgefallen, mit rothen Augen und auf einer Krücke vorüber hinkt, war auch einmal jung und hatte ihre Anbeter, sie dachte damals nicht daran, daß sie sich ändern könne; ihrem begeisterten Liebhaber fiel es nicht ein, über sich selbst zu lachen, denn er kannte die Gestalt nicht, gegen die er seine Deklamationen richtete. — O hinweg davon! — Aber was sind alle Freuden dieser Welt? — Es ist mir ein widriger Anblick, wenn ich ein Paar gehn sehe, das zärtlich gegen einander thut. In der Kindheit wünschen wir uns Glasperlen, dann Liebe, dann Reichthum, dann Gesundheit, dann nur noch das Leben; auf jeder Station glauben wir weiter gekommen zu sein und fahren doch im Kreise herum, so daß wir nie sagen können: jene Gegend liegt jetzt fern vor mir.

28.

William Lovell an Rosa.

Southampton.

Ich muß zurückkehren, denn ich weiß mich hier in England nicht mehr zu lassen. — O es giebt Menschen, die noch unendlich tiefer stehen, als ich, die Schandthaten mit einer Kälte begehn, als wenn sie gar nicht anders könnten und müßten.

Ich zittre noch, wenn ich daran denke, wie tief ich hätte sinken können, wie nahe ich dem Versuche war, der mich ganz aus der Reihe der Menschen ausgerottet hätte. — Ich fühle es, daß ich bisher in meiner Frechheit zu weit ging, ich war meiner selbst zu sehr versichert, und dachte nicht daran, wie nahe jedes Verbrechen, wie dicht es mir vor den Füßen lag. Meine Empfindung verabscheut das Laster, ob mir gleich die Sophismen des Verstandes beweisen wollen, daß es kein Laster giebt, und auch Sie, Rosa, und auch Andrea, — es ist unmöglich, Sie können nicht davon überzeugt sein.

Ich will England verlassen, um wieder zu mir selbst zu kommen. O, lieber Rosa, ertragen Sie heute noch einmal meine Stimmung, so wie Sie es schon so oft gethan haben; ich fühle mich heute ganz von dem Muthe verlassen, der gewöhnlich aus mir spricht. Alles ist noch die Folge einer Begebenheit, die mich in Roger-place zu Boden geworfen hat.

Ich kann Ihnen die Empfindungen nicht beschreiben, mit denen ich dort umherging; bald im Haß gegen Mortimer, der mir unauslöschlich schien und doch bald wieder von einer tiefen Selbstverachtung verdrängt ward, dann war mir alles gleichgültig und ich stand wie ein müßiger Zuschauer in der Welt da, der an ihren mannichfaltigen Rollen keinen Antheil bekommen hatte. Wenn ich denn Amalien wieder sah, o so ergriff mich eine so heiße, so inbrünstige Sehnsucht, sie in meine Arme zu schließen, an meinen Mund, an mein schlagendes Herz zu drücken, sie nur in Einem armseligen Augenblicke mein nennen zu können, daß mich ein Zittern und eine Fieberhitze ergriff. Es war, als gehörte es zu meinem Leben, als sei es der letzte und einzige Zweck,

weswegen ich bisher gelebt hätte, ihr nur noch einmal zu sagen, daß ich noch lebe, daß ich sie noch, wie ehemals, liebe. Ich glaubte, daß ich nach diesem Augenblicke ruhig und zufrieden sein würde, daß ich dann Tod und Leben mit gleich festem Auge betrachten könnte. Alle Empfindungen meiner früheren Jugend kamen zurück, ich wünschte im Momente der Erkennung an ihrem Halse zu sterben, kein Gefühl und keinen Gedanken weiter nach diesem Stillstande meiner Seele zu erleben. O wär' ich, wär' ich gestorben! Tod und Grab sind das einzige Asyl der verfolgten Elenden. Dürft' ich diese Wohnung der Ruhe besuchen, losgeschüttelt vom wilden Getümmel der lebendigen Welt: aber alles, worauf ich mich freute, kömmt mir kalt und freudenleer näher, und geht so vorüber, ich bleibe einsam zurück, und sehe dem Zuge nach, der sich nicht weiter um mich kümmert. Ich will auch auf keine Freude weiter hoffen, ich will die kalte Luft als meinen Freund umfangen, ich will todt sein, in der todten Masse, die mich umgiebt, kein Gefühl soll mir näher treten, ich will alle Sehnsucht, alles Schmachten nach Liebe in diesem Busen vertilgen und mir wie ein frecher, hohnsprechender Bettler selber genügen, — ach, meine Sehnsucht ist jetzt nach der Verwesung hingerichtet, nach der kalten Erde, die endlich dies klopfende Herz zur Ruhe bringen wird. Mir ist, als sollt' ich mit dem Messer dem siedenden Blute einen freien Ausweg machen, das in meinem Hals drängt und nach dem Gehirne strömt.

Was werden Sie zur Blainville sagen? Was empfinden, wenn Sie es hören, wie tief der Mensch sinken kann? — Seit sie mich erkannt hatte, verfolgte sie mich unaufhörlich mit ihren freundschaftlichen Liebkosungen,

sie erinnerte mich an unsere Vertraulichkeit in Paris und auf welche Art sie mich damals hintergangen habe; ich spottete über mich selbst, und wünschte doch innerlich die Unschuld und Unbefangenheit jener Zeit zurück. Ich entdeckte ihr meinen Wunsch, Amalien nur einmal zu sehn und zu sprechen, und sie versprach mir ein Mittel auszufinden, wenn ich mich dazu verstehen wollte, ihr eine Nacht hindurch Gesellschaft zu leisten. O Freund, wie kamen mir in dieser Nacht Liebe, Wollust und alle Freuden dieser Welt vor!

„Ein ungesäuberter Garten, wo alles in Saamen schießt und mit Unkraut und Disteln überwachsen ist; — o pfui, pfui der Welt!" —

Ich erröthe noch jetzt, wenn ich daran zurückdenke; es ist, als wenn ich von je alle Gelegenheiten begierig ergriffen hätte, um mich selbst zu erniedrigen. In dieser Nacht versprach mir die Blainville, eine Gelegenheit zu verschaffen, Amalien im Garten hinter dem Hause allein zu sprechen. Mortimer reise am folgenden Morgen fort, und sie wolle dann auf den Abend einen gewaltigen Rauch und ein unschädliches Feuer erregen, ein lautes Geschrei erheben, alle Bedienten würden mit den Anstalten beschäftigt sein und Amalie würde sich auf ihren Rath nach dem Garten retten; dann wolle sie mir das Haus eröffnen und mich zu Amalien führen.

Schon früh am Morgen sah ich Mortimer zu Pferde steigen und wegreiten. Mit welcher Unruhe erwartete ich den Untergang der Sonne! Amalie ließ sich nicht blikken, und ich konnte auch die Blainville nicht wieder sprechen. Endlich ward es Abend; ich ging in der Allee vor dem Hause auf und ab, die Bäume rauschten gewaltig und verkündigten ein herannäherndes Gewitter,

ich sah ein Licht in Amaliens Zimmer brennen und mein Herz klopfte ängstlich und ungestüm. Die letzte Blume meines Glücks sollte jetzt gewaltsam hervorgetrieben werden, und meine ganze Seele war nach diesem Augenblicke hingespannt.

Der Himmel war dunkler, der Wind sauste stärker und ich sah bange und unverwandt nach dem Hause hin. Kein Laut von innen, vom Dorfe aus der Ferne hört ich den Nachtwächter und das Bellen der Hunde.

Endlich sah ich einen starken Rauch aus dem Fenster von der Seite dringen. Es blieb noch immer ruhig. — O wie beklommen ward mir, als jetzt eine Nachtigall über mir in den Bäumen laut zu schlagen anfing. Sie können es nicht fassen und nicht begreifen, Rosa, kein Mensch kann mir dies Gefühl nachempfinden.

Die Bedienten mußten schon schlafen gegangen sein, denn es regte sich nichts im ganzen Hause und doch stieg schon eine helle Flamme aus dem Fenster zum Dache hinauf, der Rauch stieg in größern Wolken zum Himmel und wälzte sich nach der Vorderseite hin. Es entstand noch immer kein Geschrei, die Blainville eröffnete mir auch nicht die Thür; das Licht in Amaliens Zimmer blieb ruhig an seiner Stelle. Ich zitterte vor Ungeduld, vor Angst und Vergnügen. Wie man im Traume zuweilen auf einer schwindelnden Höhe steht, sich vor dem Abgrunde entsetzt und dennoch weiß, daß man hinunterstürzen wird, wie man denn in unbeschreiblicher Angst den Augenblick des Hinabfallens wünscht, so, grade so kamen mir diese Sekunden vor. Ich konnte nicht begreifen, wo die Blainville so lange zögerte: ich ging heftig auf und ab und stand dann wieder still, ich traute meinen Augen und meinen Ohren nicht, daß

alles, gegen die Abrede, noch still blieb und sich die Thür noch immer nicht eröffnete, und dennoch rückte die Zeit unaufhaltsam und fürchterlich weiter. Die Flammen brannten hell zum Dache hinauf, Ziegel stürzten herunter, der Wiederschein zitterte in den grünen Bäumen, das ganze Haus war mit Rauch umgeben und jetzt glaubte ich eine schwache Stimme zu hören, die nach Hülfe rief. Als ich noch ungewiß war, was ich thun sollte, eröffnete sich Amaliens Fenster, sie sah heraus und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens wieder zurück: lauter und geängstigter rief sie dann um Hülfe; das Zimmer war voller Rauch, ich sah es deutlich. Da fiel mir plötzlich eine Stelle aus einem ihrer Briefe ein, den sie mir Unwürdigen noch nach Paris schickte, und in dem sie mit liebenswürdiger Besorglichkeit schrieb, weil sie seit lange keine Nachrichten von mir erhalten hatte:

Ich sehe Sie ohnmächtig gegen die Wellen kämpfen, — oder in einem brennenden Hause vergebens nach Rettung rufen. —

Das schrieb sie mir damals, als ich sie über die elende Blainville vergessen hatte, dieselbe Blainville, die jetzt die verzehrenden Flammen gegen ihre Wohlthäterin ausschickte. — Wie ein Wirbelwind faßte es mich nun an, es war das Schicksal selbst, das mich allmächtig ergriff; — ich nahm eine große Leiter und legte sie an das Fenster, — ich wußte nicht, was ich that. — Ich stand in Amaliens Zimmer, sie lag ohne Besinnung auf einem Sofa. Ich drückte sie an meine Brust, meine Arme umschlossen ihren zarten Körper und so trug ich sie die Leiter hinab und legte sie auf eine Rasenstelle unter den Bäumen nieder. — Sie sah mich mit einem matten Blicke an, ich kniete neben ihr nieder. — Alle

meine Sinne wandten sich um, ich dachte nichts, und sah sie nur vor mir liegen, und die holden blauen Augen und den sanften, menschenfreundlichen Mund, der sonst meinen Namen so oft getönt hatte. — Sie zitterte und ich stammelte einige Worte, ich weiß selbst nicht was, dann drückt' ich mein Gesicht an ihren Busen, ich wünschte zu sterben, — meine heisse Wange ruhte dann an der ihrigen, und sie war kalt, — ich hielt sie für todt und umarmte sie noch einmal, — ein verworrenes Getümmel umgab das brennende Haus, — dann stand ich auf und eilte fort, — sie rief mir etwas nach, ich habe es nicht verstanden. Ich wollte umkehren, aber mir selbst zum Trotze ging ich weiter. —

Im Walde sank ich unter einem alten Baume nieder. — Ich hörte ein Geschrei aus der Ferne und große Funken stiegen zum Himmel und erloschen dann: ich sah ihnen kalt nach, und weinte endlich laut und heftig. Die Winde rauschten durch den Wald und wie Millionen scheltender und verhöhnender Zungen bewegten sich die Blätter tönend umher. Verlassen von allem was lebt, verlassen von der leblosen Natur stieß ich meinen Kopf verzweifelnd gegen den Stamm des Baumes: eine wüste Dunkelheit erfüllte mein Inneres, ich war von mir selbst abgetrennt, und betrachtete und bemitleidete mich als ein fremdartiges Wesen. — O ich hätte nur einen Hund haben mögen, der sich winselnd an mich gedrückt hätte, er hätte mich getröstet, ich hätte ihn für meinen Freund gehalten.

Das Gewitter brach jetzt herein. Laute Donnerschläge hallten den Wald hinab und Regengüsse rauschten durch die Bäume. Die ganze Natur schien zu erwachen und sich zu entsetzen. Blitze flogen durch das Dunkel und

schienen mich zu suchen, Thiere winselten aus der Ferne, Eulen flogen scheu umher, und die großen Wolken arbeiteten sich mühsam durch den Himmel. — Vom Regen durchnäßt schlief ich endlich ein, als sich das Getöse vermindert hatte.

Der Morgen grauete als ich erwachte, der Traum verflog und übergab mich meiner eigenen Existenz wieder. — Ich wandte keinen Blick zurück, sondern ging in gerader Richtung fort; jedem Menschen ging ich aus dem Wege, ich schlich um die Dörfer herum. —

Ich freue mich jetzt darüber, daß ich Amalien gerettet habe; — aber für Mortimer! — Doch ich will fort; sie soll mich weiter nicht kümmern, ich will sie und Alles vergessen. —

Sie sehn mich bald wieder. —

29.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Ich schreibe, um Ihnen einen sonderbaren Vorfall zu melden. Ich bin innig erschüttert und ich wünsche nur, daß diese Begebenheit für Amalien keine üblen Folgen haben möge.

Vorgestern ritt ich nach einem Dorfe, ohngefähr dreißig Meilen von hier, weil ich gehört hatte, daß sich dort seit einiger Zeit ein Frauenzimmer aufhalte, von der man nicht genau wisse, wer sie sei. Manches in der Beschreibung paßte auf Ihre unglückliche Schwester, so daß ich sogleich hineilte, sie selbst zu sehen. Es war aber

die Tochter eines armen Edelmanns, die sich nach vielen erlittenen Unglücksfällen mit ihrem armen Vater in das Dorf niedergelassen hatte. Ich war von ihrer Erzählung gerührt, und kehrte schon gestern wieder zurück. — Wie erstaunt' ich aber, als ich näher kam und mein Wohnhaus so ganz verwüstet fand! Allenthalben die deutlichsten Spuren eines Brandes und ein Nebengebäude rauchte noch. Amalie war krank.

Ich erfuhr, daß an dem Abend meiner Abwesenheit wirklich Feuer ausgekommen, das aber bald durch die Anstalten und durch einen einfallenden Regenguß gelöscht worden sei. Amalie war als noch niemand weiter das Feuer bemerkt hatte, von einem Fremden gerettet, den niemand weiter nachher gesehn hatte.

Das Ganze erhielt aber noch ein weit abentheuerlicheres Ansehn, als man jetzt die erstickte Charlotte fand, die sich in der Angst aus einer verschlossenen Thüre nicht hatte retten können, ob sie gleich den Schlüssel in der Tasche hatte. Man fand zugleich eine Brieftasche bei ihr, die ich untersuchte, und zu meinem Erstaunen aus einigen Papieren sah, daß eben diese häßliche Charlotte die Comtesse Blainville war, die ich in Paris gekannt hatte. — Seit dieser Entdeckung habe ich allerhand seltsame Vermuthungen, die auf der einen Seite aber so unwahrscheinlich sind, daß ich sie Ihnen nicht einmal mittheilen mag. — Ich danke Gott, daß der Vorfall sich noch so glücklich geendigt hat.

Amalie weiß noch immer nicht das unglückliche Schicksal Ihrer Schwester, sie will daher durchaus einen Brief an diese einlegen; ich kann ihr ihr Verlangen nicht abschlagen, ohne Verdacht bei ihr zu erregen, ihr aber noch weniger die Geschichte ihrer Freundin ent-

decken, weil es sie jetzt zu sehr erschüttern würde. Sie erhalten also in diesem Briefe zugleich einen andern an Ihre Schwester.

30.

Einlage des vorigen Briefes.

Amalie an Emilie Burton.

Roger-place.

Schon seit lange, liebe Emilie, habe ich auf Briefe von Ihnen gehofft, ich wollte Ihnen nicht eher antworten, bis Sie mir Ihrem Versprechen gemäß den Namen des interessanten Unbekannten genannt hätten. Ihr Stillschweigen aber und ein Vorfall, den Sie schon durch Mortimers Brief werden erfahren haben, macht, daß ich Ihnen früher schreibe. — Ach, Emilie, ich habe die Furcht des Todes auf eine recht fürchterliche Art empfunden. Ich las am Abend, weil ich allein und Mortimer auf einige Tage verreist war; ich war müde und wollte schon schlafen gehen, als ich in meinem Zimmer einen Rauch bemerkte. Ich konnte nicht begreifen, wo er herkomme; ich ging umher, der Dampf verstärkte sich, ich mußte husten, in einem Augenblicke aber ward er so stark, daß ich zu ersticken fürchtete; ich wollte das Zimmer verlassen, allein ich hatte die Thür schon verschlossen, und konnte jetzt in der Dunkelheit, in der Verwirrung den Schlüssel nirgends finden. Das Athmen ward mir schwer, und ich fühlte es, wie mich mein Bewußtsein nach und nach verließ. Ich rief nach Hülfe, aber

meine Stimme war nur schwach. In der größten Angst öffnete ich endlich das Fenster und Dampf und Feuerflammen fuhren mir entgegen. — Niemand war in der Nähe, ich sah einen unvermeidlichen furchtbaren Tod vor und neben mir: ich sank ohnmächtig nieder. — Wie in einem Wagen fühlte ich mich nun fortgeführt, eine kalte Luft wehte mich an, ich erwachte und lag unter den Bäumen vor meinem Hause. Es war finster, die Flammen erhellten die Nacht; Getümmel von Bedienten in der Ferne, und ein Unbekannter kniete neben mir. Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte; der Fremde, der mich gerettet hatte, schloß mich in seine Arme, — ich bin Lovell! keuchte er mir mit erstickter Stimme entgegen. — Mein Bewußtsein verließ mich wieder; die seltsamsten Bilder, die fernsten Erinnerungen gingen durch meinen Kopf — o Lovell, — Unglücklicher, — lieber Lovell: rief ich ihm laut nach, denn er war schon davon geeilt —

O was empfand ich nun, liebste Emilie! — Ich habe so oft gewünscht, ihn nur noch einmal zu sehen, und nun kömmt er und verschwindet in demselben Augenblicke wieder. — Warum hab' ich ihm nicht manches sagen können, was ich schon seit so langer Zeit auf dem Herzen habe? — Warum ist er hieher gekommen, und durch welchen Zufall muß er es gerade sein, der mich rettet? — Ich habe ihm nicht einmal danken können, — ach! ich habe viel deswegen geweint, daß ich ihn nicht gesprochen habe.

Die Bedienten trugen mich in's Gartenhaus; ein schreckliches Gewitter tobte jetzt in der Luft; alles vereinigte sich, mich zu betrüben.

Die arme Charlotte hat man in einem Zimmer todt gefunden; o wie bemitleide ich sie, da ich selbst das Schreckliche ihrer Lage empfunden habe! — Sie hat sich gewiß nicht retten können; auch darüber habe ich geweint. — Ach wie viel Unglück, liebe Freundin, giebt es im menschlichen Leben!

31.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Wie hat mich die Einlage Ihres Briefes von neuem gerührt! Es ist keine Emilie mehr hier, an die ich sie, wie wohl sonst geschah, hätte abgeben können. Und noch immer keine Nachrichten von meiner Schwester? — Wilmont ist umhergestrichen und wiedergekommen; er hat nichts von ihr erfahren können. Er will jetzt von neuem umherreisen; ich fürchte für seine Gesundheit. — Sie haben eine Unglückliche getroffen, die Sie anfangs für meine Schwester gehalten haben, und auch Wilmont hat mir von mehrern erzählt, die ihn oft auf die Vermuthung brachten, daß es wohl die arme Emilie sein könnte. Sehn Sie, Mortimer, wie viele Menschen noch außer uns leiden. — Wenn ich doch nur in diesem Gedanken einigen Trost finden könnte!

Das Gefühl der Einsamkeit quält mich fast zu Tode, alle Zimmer sind mir zu eng, die Luft im Garten ist mir nicht frei genug. Unaufhörlich träume ich von Emilien; es giebt nichts Schrecklichers, als geliebte Menschen unglücklich zu wissen, der Zweifel nur ist vielleicht

noch schrecklicher, ob sie gut sind. Mich vernichtet dies doppelte Gefühl.

Ich wünsche es oft innig, krank zu werden, und so zu sterben, denn es ist ja doch niemand, der über mich weinen würde. — Ich suche den Armen wohl zu thun, aber was ist das dagegen, wenn ich Emilien wohl thun, wenn ich den unglücklichen Lovell wieder zu meinem Freunde machen könnte? — Jedes Allmosen, das ich gebe, jede Linderung, die ich verschaffe, ist nur ein kleiner Abtrag von meiner großen Schuld.

Ich war vor einiger Zeit schwach genug, daß ich Emilien und Lovelln an dunkeln Stellen meines Gartens Denkmäler errichten wollte; ich vergaß über diese kindische Spielerei meinen Schmerz während eines halben Tages, aber da ich wieder einige ihrer Kleidungsstücke sah, da ich meinen Schreibtisch öffnete, und mir etwas Geschriebenes von ihr in die Hände fiel, o da kam der Jammer von neuem über meine Seele, und ich empfand es, daß mein armes, zerrissenes Herz keiner Denkmäler brauche, um zu trauern. Es ist betrübt, daß wir alles gern putzen und verschönern mögen und oft über den Putz und die Zufälligkeiten die Sache selbst vergessen. — Dein bloßer Name, Emilie, ruft alles in meine Seele zurück; alle Erinnerungen ehemaliger Freude, jede Liebkosung von Dir, jeden Scherz, die Spiele der Kinderjahre, — ach Mortimer, ich möchte manchmal verzweifeln, wenn es mir so ganz frisch wieder einfällt, daß alles nun wirklich vorüber ist, daß es nicht ängstliche Einbildung von mir, sondern daß es *wirklich* ist. — O ich glaube, daß ich nicht genug leiden, daß ich nicht laut genug klagen kann.

Könnt' ich doch die Vergangenheit zurückrufen! O

ihre zärtlichste Liebe sollte mir nun gewiß nicht entgehen, sie sollte jetzt gewiß nicht vor mir fliehen! — Aus übelverstandener Männlichkeit, mit einem schlecht angebrachten Ernste war ich von je zu kalt gegen sie: ich fühlte oft die schönste brüderliche Liebe, die wärmste Zuneigung gegen sie, daß ich hätte an ihre Brust sinken mögen und sie umarmen und küssen, als wäre sie eben von einer schweren Krankheit genesen, oder als wäre sie von einer langen Reise zurückgekommen. Aber dann überrascht mich wieder die kleinliche Furcht, für affektirt oder sonderbar zu gelten, und ich blieb in dem gewöhnlichen Tone des Umgangs; ich war oft gegen ihre herzlichen Aeußerungen zurückstoßend, und das hat sie mir am Ende fremd gemacht; sie hat mir ihre Gefühle nicht zugetraut und aus Verdruß und Schmerz hat sie ein näher verwandtes Herz suchen wollen. — Auch gegen Lovell war ich immer zu kalt, ich fühlte seine Uebertreibung in der Freundschaft, und um nicht in denselben Fehler zu fallen, war ich frostig. — O die Menschen wissen es gar nicht, sie können es nicht wissen, wie sehr ich sie liebe, — und darum möcht' ich sie wieder hier haben, um ihnen alles zu sagen und mich zu erkennen zu geben, um wie ein Verirrter die Heimath wieder zu finden. — Aber, ach! der Rückweg ist mir verschlossen; ich bin in meinen gegenwärtigen Gefühlen eingekerkert und sie werden meine Heimath bleiben.

32.

William Lovell an Rosa.

Southampton.

Sie erhalten jetzt aus England meinen letzten Brief, denn in einigen Tagen will ich abreisen. Ich habe meinen Muth wieder, den ich neulich ganz verloren hatte; ich bin wandelbarer wie Proteus oder ein Kamäleon, das gebe ich Ihnen gern zu. — Die Nichtswürdigkeit des ganzen Menschengeschlechts hat mich von neuem getröstet, ich gebe mich über mich selbst zufrieden, weil ich so sein muß und nicht anders sein kann.

Die Betrübniß ist so gut eine Trunkenheit, wie die Freude, beide verfliegen, und um so früher, je heftiger sie sind: im Augenblicke des Affekts aber will man nur schwer daran glauben, und dies ist auch sehr gut, denn sonst würden wir nur immer ein träges phlegmatisches Dasein schleppen, das nicht aus der Stelle will; alle Leidenschaften werden wie muntre Pferde angespannt, um die schwerfällige Masse über Hügel und Berge, durch Thäler und Ströme, immer zu und unaufhaltsam fortzureißen: wohin? — daran denkt man nur, wenn man wieder Schritt vor Schritt weiter schleicht.

Ich sehne mich jetzt oft nach der Einsamkeit, denn ich bin mit den Menschen zu bekannt, als daß sie noch Interesse für mich haben könnten. Sie täuschen mich nicht mehr, und alles Vergnügen an diesem Schauspiele ist dahin, es erscheint mir fade und abgeschmackt. Die Menschen sind weit besser dran, die sich und ihre sogenannten Brüder noch gar nicht kennen, denn ihnen sieht das Leben bunt und angenehm aus, sie trauen jedem

und werden von jedem betrogen; eine Ueberraschung folgt dicht auf die andere, und sie bleiben in einer beständigen Verwickelung, in einem unaufhörlichen Erstaunen. — Aber jetzt lächle ich und drücke die Hand, ich mache Geberden, wie man es verlangt, und sammle andre von andern ein und doch bin ich dabei nicht beschäftigt. Ich schwöre, wie die übrigen, auf tausend Sachen, und weiß nicht, wovon die Rede ist, ich bejahe und verneine und bin dieser und dann wieder jener, eine Kugel, die sich nach allen Seiten wenden kann, — aber wie langweilig, wie zuwider ist mir nun auch jedes Gesicht! Keiner erreget meine Aufmerksamkeit, weil ich ihn bis auf seinen kleinsten Gedanken auswendig weiß.

Ich sprach in einem meiner Briefe über die Weiber, — aber o Himmel! — was sind denn die Männer? — Wenn ich die Menschen achten müßte, so würde ich mir doch nur die Weiber auswählen, denn dies unbeholfene, linkische, aufgeblasene und kriechende Thier, das wir Mann nennen, — o ich kenne nichts verächtlichers, als diese widersprechende Mischung von Verstand und Narrheit, Festigkeit und veränderlichem Wesen. — In der Jugend hängen die Männer von den Blicken, von dem Lächeln der Weiber ab: sie suchen zu gefallen und formen sich nach hingeworfenen Winken, sie halten sich für die Herren der Welt und lassen sich einer Nichtswürdigkeit wegen tyrannisiren. Ihre kühnsten Wünsche, ihre frechsten Plane sind nur Lakayen und nachtretendes Gefolge der sinnlichen Begierde. — Der stupide Bauer schätzt sich glücklich, wenn der vorbeifahrende Minister seinem Gruße dankt, er glaubt einfältig, es sei ihm nur allein geschehn, und er unterläßt nicht, es der ganzen Dorfschaft zu erzählen: und der Minister sieht dreimal

öfter in den Spiegel, wenn ihn ein Mädchen angelächelt hat, das ihn bis dahin kalt betrachtete. — Nach jedem Betruge glaubt der Mann, das sei nun auch das letzte Weib, das ihn hintergangen habe: er hält am folgenden Tage eine andere für vollständig tugendhaft, er schwört darauf, alle übrigen wären nichts werth gewesen, aber diese nur, diese sei ordentlich für ihn geboren, dann ist er auf jeden Blick eifersüchtig, dann fängt er jedes ausgesprochene Wort auf, damit es ja kein anders Ohr, als das seinige, beglücke. — Ein ewiger, rastloser Kampf, beständige Disharmonie, alle Kräfte und Anlagen widersprechen sich, er will herrschen, und ist Sklave, er will lieben und haßt, Blicke lenken ihn gegen seinen Willen, er verachtet die Eitelkeit und ist selbst eitel, — er, — o er verdient warlich am Ende nicht, daß man sich die Mühe giebt, über ihn zu sprechen! —

Wenn nun das Blut langsamer durch die Adern fließt, dann treten die Leidenschaften nach und nach in den Hintergrund zurück. Das Hirngespinnst des Stolzes besetzt den Thron allein. Vorher konnte der Mann nur von Weibern regiert werden, jetzt aber von jedermann. Kinder haben ihn in den Händen und werfen sich ihn abwechselnd, wie ein Spielzeug, zu. Wer ihm schmeichelt, ist sein Freund, und selbst wenn er das Grobe, das Unzusammenhängende in der Schmeichelei bemerkt, so beleidigt sie ihn doch nicht, er läßt sich freiwillig fangen, er glaubt selbst an alle Vortrefflichkeiten, die ihm der unverschämteste Poet in einem Geburtstagsgedichte beilegt. Es ist eine Blume, die von allen Insekten ausgesogen wird, er denkt über sich selbst nie mehr nach, sondern hat sich völlig unter fremden Urtheilen gebeugt, er kennt sich selbst nur vom Hörensagen, und meint,

andre Leute hätten für unsre Vorzüge und Fehler ein schärferes Auge, als wir selbst. Der größte Dummkopf kann dann diese Maschine zu seinem Vortheile regieren, und der klügere Mensch wird die ganze Welt nur für eine große Fabrik ansehn, in der diese Maschinen hingestellt sind, und die er zu seinem Vortheile in den Gang bringen muß.

Ich will fort, und zu Ihnen zurückkehren, ich brenne vor Begierde, von Andrea mehr zu erfahren und zu lernen; je mehr ich diese Welt hasse und verachte, je mehr fühle ich mich zu jener überirdischen hingezogen, die mir Andrea aufschließen will. Diese Bekanntschaft ist die letzte frohe Aussicht, die ich habe.

33.

Emilie Burton an Mortimer.

C. . . . bei Nottingham.

Sie werden erstaunen, indem Sie diesen Brief eröffnen; Sie werden vielleicht unwillig, wenn Sie die Unterschrift sehen, aber der Freundschaft wegen, die Sie für meinen Bruder haben, würdigen Sie mich, meine Worte anzuhören. — Mein unglücklicher Irrthum wird Ihnen schon bekannt sein, verschonen Sie mich mit der Erzählung, wie ich elend ward. O theurer Freund, (wenn ich Sie so nennen darf) wüßten Sie, wieviel ich gelitten habe, Sie würden mir gern vergeben.

Ich scheue mich an meinen Bruder zu schreiben, ich schäme und fürchte mich ihn zu sehn; ich habe ihn zu sehr beleidigt. Seine Liebe würde mir weh thun. Ich verließ ihn in einer Trunkenheit, in einer Raserei, ich

wußte nicht, was ich that. Ich folgte einem Unwürdigen, dem ich mein ganzes Herz gegeben hatte. — Ich bildete mir mancherlei ein; ach, schon auf dem Wege, schon eine Stunde nachher, als ich das Haus verlassen hatte, erwacht' ich; der glänzende Irrthum, die Täuschung, die Eigenliebe, alles verschwand; ich sah ein, daß Lovell mich nicht liebte, ach! und ich entdeckte in meinem eigenen Herzen, daß es ihn nie geliebt hatte. Ich sah meine Verächtlichkeit ein, die erzwungene Spannung einer hochfliegenden Phantasie, die Sucht etwas Eigenes und Besonderes zu empfinden, — o, wie ich mich seit der Zeit verachtet und gehaßt habe! — Aber ich habe hinlänglich dafür gelitten. — O theureste, theureste Amalie, vergieb mir, daß ich mich immer über Dich erhaben fühlte, daß ich Dein Betragen und Deine Gefühle unaufhörlich meisterte. — O Gott! wie groß, wie heilig erscheinst Du mir jetzt in Deinem einfältigen Wandel!

Ich kann die Feder kaum halten, — ich fühle mich sehr schwach. — Er hat mich verlassen, unter fremden Menschen lieg ich hier ohne Hülfe, krank auf dem Todtenbette, das fühl' ich; der Gram, die Verzweiflung, sie haben die Kraft meines Lebens hinweggenommen. O, er hätte mich doch nicht so verlassen sollen, das hatt' ich doch nicht um ihn verdient!

Warum verließ ich jenes ruhige, schöne Glück, das bei mir wohnte? Liebe und Wohlwollen, die mich von allen Seiten umgaben? — Ach! mein Bruder! wenn er mir nur vergeben hat! wenn er nur keine Thräne um seine unwürdige Schwester vergießt! — Doch wünscht' ich ihn zu sehn, ihn um Vergebung zu bitten: ach, ich würde seinen Anblick nicht aushalten können.

Erbarmen Sie sich meiner und besuchen Sie mich;

helfen Sie mir; vergelten Sie den armen Leuten hier, was sie an mir gethan haben. —

O Amalie! liebste Freundin! — wenn ich Ihr Angesicht noch einmal sehen könnte! —

Ich kann nicht weiter. —

34.

Mortimer an Eduard Burton.

Nottingham.

O Freund, sein Sie ein Mann, bezähmen Sie Ihren Gram. — Ihre Schwester ist nicht mehr. Ich fand sie bloß, um sie sterben zu sehn.

Meine Augen sind noch immer von Thränen naß, ob ich gleich fast nie geweint habe; aber diese Scenen haben mich durch und durch erschüttert und alle Standhaftigkeit in mir umgeworfen. Sie nannte Ihren Namen oft, sie wünschte Sie herbei, Sie läßt Sie durch mich um Verzeihung bitten. — Wilmont war gerade bei mir, als der Brief ankam, er ritt mit mir hieher. — Als sie ihn sah, wandte sie mit der größten Betrübniß ihr Gesicht abwärts. Karl sah fürchterlich aus. Er starrte mit seinen Augen immer gerade vorwärts, — sie schluchzte, — ein großer Krampf drückte an ihrem matten Herzen.

Trösten Sie sich; und doch kann ich Ihnen nichts zu Ihrem Troste sagen: ich bedarf selbst eines tröstenden Freundes.

O Lovell! wie viele Seufzer und Thränen brennen auf Deiner Seele!

Leben Sie wohl, ich kann nichts weiter hinzufügen. —

35.

Karl Wilmont an Eduard Burton.

Nottingham.

So ist es denn aus, völlig aus! — Alle Hoffnungen sind todt! — Ach Emilie! Emilie! — O könnt' ich Dir folgen! — Aber bald; erst muß ich aber den Niederträchtigen aufsuchen und strafen. — Er kann nicht mehr in England sein, ich will fort und ihn finden. — Dann, Emilie, sehn wir uns wieder. — Sie nannte seinen Namen, noch ehe sie starb; es war ein Feldgeschrei zur Rache! —

Leben Sie wohl, Freund! Trösten Sie sich, ich will nicht getröstet sein. — Mortimer nannte meinen neulichen Brief unmenschlich und er hat Recht, ich bin kein Mensch mehr, ich mag es nicht sein; ein Dämon der Rache bin ich, der jetzt durch die Welt zieht, die Strafe, die den Verbrecher aufsucht. —

36.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Ich kann mich kaum überwinden, Ihnen einige Worte zu schreiben. Meine Hände zittern, Thränengüsse haben meine Augen verdunkelt. — O Gott! ich habe sie nicht noch einmal gesehn! — Sie hat sich in der Stunde des Todes nicht an mich gewandt. — Siehst Du, Eduard, so wirst Du geliebt! — Ach, was kann ich sagen? — Ich kann nur schluchzen und jammern! — Mußte es so mit Emilien endigen? — Und durch Lovell, durch Lovell mußte mir dieser Jammer zubereitet werden? — O Emilie! hättest Du mir vertraut, früher vertraut, so hätte ja noch alles können gut werden! — Aber nun, — wüst und todt ist alles; keine Aussicht, keine Hoffnung!

Der Kirchhof sieht mir so schön und freundlich aus; ich wünschte dort zu ruhen. —

Ach Willy! Du thatest Recht, daß Du starbest. — Was giebt es hier für Freuden? —

Neuntes Buch.

1796.

1.

Adriano an Franzesko.

Florenz.

Schon seit ich von Rom entfernt bin, wollte ich Ihnen schreiben, ja ich wollte Sie schon vor meiner Abreise einmal mündlich sprechen, allein eine gewisse Blödigkeit hielt mich immer davon zurück. Ich bin wirklich darin unglücklich, daß ich meinem Verstande den übrigen Menschen gegen über zu wenig zutraue, ich muß erst in einen gewissen Enthusiasmus gebracht werden, und dann traue ich meinen Ueberzeugungen vielleicht wieder zu viel: wenn ich also bis jetzt gegen Sie zurückhaltend war, so schieben Sie es allein auf diese Unentschlossenheit, auf kein Mißtrauen, das ich warlich gegen Sie am wenigsten kenne.

Andrea hat mir geschrieben, und sein Brief ist ein Beweis seines Unwillens darüber, daß ich Rom verlassen habe; und dennoch, was kann ihm an mir liegen, da er andre Freunde hat, mit denen er öfter und lieber umgeht?

Seit einem Jahre kenne ich Sie und Andrea, und ich hielt im Anfange Andrea's Bekanntschaft für das

höchste Glück meines Lebens. Er gab meinem Geiste eine gewisse enthusiastische Richtung, die ich bis dahin noch nicht gekannt hatte. Meine Seele ward durch ihn für mündig erklärt, und sie erschrak im ersten Augenblicke über das große Vermögen, das ihr jetzt plötzlich zu Gebote stand, und eben dieses Erschrecken war die Ursache, daß ich es viel zu hoch anschlug; ich hatte viel gewonnen, aber doch noch nicht die Kunst, mich selbst zu beobachten und richtig zu schätzen. Andrea nahm mir Vorurtheile und Irrthümer; ich hatte vieles bis dahin angenommen, ohne je darüber gedacht zu haben, meine eigene Seele war mir gleichsam fremd geblieben, ich hatte das große Feld des Denkens nicht gekannt, und auch keine Sehnsucht nach dieser Bekanntschaft gefühlt. Andrea lehrte mich die große Kunst, alles auf mich selbst zu beziehn und so die ganze Natur meinem Innern näher zu rücken. Wie hab' ich diesen Mann damals verehrt! mit welcher Liebe habe ich in der ersten Zeit an ihm gehangen!

Nicht, daß ich ihn nicht noch jetzt achtete, aber meine ehemalige Liebe hat er verloren. Er hat oft über mich gespottet, daß ich mit meinem Verstande immer nur grade aus will, und alle Gedanken rechts und links am Wege liegen lasse, er hat mir immer eine gewisse Einfalt zugesprochen, und ich weiß, daß mich sein Scherz nie erbittert hat, denn er hatte vollkommen Recht: es fehlt meinem Geiste jene Fähigkeit gänzlich, durch das ganze Gebiet verwandter Gedanken zu streifen, eine Ueberzeugung zu finden, und gegenüber den Zweifel dazu zu suchen, alle Kombinationen zu ahnden und sie dann mit dem Scharfsinne wirklich zu entdecken, mit den Analogien zu spielen, und die entfernteste kühn mit der

ersten zu verbinden; mein Blick ist beschränkt, die Natur hat mir wie einem Zugpferde die Augen zu beiden Seiten bedeckt, und ich kann immer nur die gebahnte Straße vor mir sehen. Dränge mein Blick in die ungeheuren Abgründe der Zweifelsucht, die neben meinem Wege liegen, und sähe er seitwärts die unübersteiglichen Gebirge, so würde ich vielleicht scheu werden, und mein wilder Geist über unebene Wege mit mir davon rennen, um sich in die Abgründe zu stürzen.

Ich fand daher die Zweifelsucht, als die erste Veranlassung des Denkens sehr ehrwürdig, aber ich erschrak vor dem Gedanken immer nur zweifeln zu können, keine Wahrheit, keine Ueberzeugung aus dem großen Chaos der kämpfenden Gedanken zu erringen. Wenn der Geist zweifeln muß und sich auf dieses Bedürfniß die wahre Verehrung des Skeptizismus gründet, so verlangt eben dieser Geist auch endlich einen Ruhepunkt, eine Ueberzeugung, und ich kann also darauf auch die Nothwendigkeit der Ueberzeugungen gründen.

Sollten wir denn auch die trostvolle Aussicht haben, unser Leben hindurch zu denken, Gedanken gegen Gedanken und Zweifel gegen Zweifel unaufhörlich abzuwägen, indeß die Wage ewig in einem ermüdenden Gleichgewichte steht? Sollte unser Geist nur immer die Reihe von Gedanken wie bunte Bilder mustern, ohne sich selbst in einem einzigen zu erkennen?

Als die Zeit vorüber war, in der mich meine Eitelkeit vorzüglich an Andrea knüpfte, glaubte ich doch in ihm selbst eine gewisse Unvollendung zu entdecken, die Sucht, mehr durch seine Gedanken zu glänzen und zu erschrecken, als die Wahrheit und das letzte Bedürfniß der Seele zu suchen. Er verachtet die übrigen Men-

schen so wie sich selbst, ihm ist daher nichts in seinem Innern ehrwürdig, er spielt mit den Menschen nur so wie mit seinen Gedanken, er ist nichts als ein gefährlicher philosophischer Charlatan, bei dem ein witziger Einfall und ein scharfsinniger und großer Gedanke einerlei ist, der sich selbst bis auf den Grund zu kennen glaubt, indem er nur seine Fähigkeiten und Anlagen bemerkt hat. Er ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Skitze zu einer kollosalischen Figur, aber die Vollendung, die Vertheilung des Lichtes und Schattens fehlt ihm gänzlich.

Ich glaube, daß Sie mich kennen und daß Sie es mir zutrauen, wie gern ich mich unter den größern Fähigkeiten einer höhern Seele beuge; ich werde mich nie darüber wundern, wenn ein Freund eine Gefälligkeit von mir und Nachsicht gegen seine Meinungen verlangt, denn es werden sich Gelegenheiten finden, wo ich von ihm dasselbe fordre; — aber welcher Freund wird den andern tyrannisiren wollen, wie es Andrea unaufhörlich that? Hielt er uns nicht alle wie ein Heer von Dienern, die auf alles schwören mußten, was er sagte, die bestimmt waren, ihm in den wunderlichsten und seltsamsten Grillen nachzugeben? Ja, ist es Ihnen nie eingefallen, daß er uns nicht vielleicht zn noch schlimmeren Absichten gemißbraucht hat? — O gewiß, nur waren Sie zu gutmüthig, den Argwohn in sich deutlich werden zu lassen und meine Zurückhaltung veranlaßte die Ihrige.

Wozu waren jene seltsamen nächtlichen Versammlungen, in denen er uns in eine gewaltsame Spannung zu versetzen suchte? Ich war Thor genug, einigemal dort mit Heftigkeit zu deklamiren, um von einer Schaar von Dummköpfen bewundert zu werden, die bei Andrea in

der verächtlichsten Knechtschaft stehen. — Aus welchen Ursachen kettete Andrea den jungen Lovell so fest an sich? Wozu jene Gaukeleien und Erscheinungen, von denen Sie doch so wenig wie ich werden hintergangen sein, und die den jungen Engländer fast wahnsinnig machten? Ich stand seitwärts und zum erstenmale schlich ein verachtender Widerwille gegen Andrea in mein Herz. — Wozu Lovell's geheimnißvolle Abreise? — Was will er mit diesem jungen Menschen, und warum muß er uns als mittelbare Maschinen brauchen, seine Plane, seien sie auch welche sie wollen, durchzusetzen? —

Alle diese Gedanken fielen mir schon seit lange ein, aber ich traute mir selber nicht. Ich hatte Andrea sonst so sehr verehrt, daß ich es für wahrscheinlicher hielt, daß ich seine Größe nicht begreifen könne, als daß er nicht ganz groß sein sollte: aber seit ich hier in einem ruhigern Leben und unter einfachern und einfältigern Menschen bin, kömmt mir alles von Rom aus so seltsam wie ein Traum vor. Andrea erscheint mir in einem andern Lichte und alles, was sonst in mir nur ferne, leise Ahndung war, ist nun zur Gewißheit geworden. Aus diesem Grunde werde ich nicht nach Rom zurückkehren, um mich nach und nach dem Andrea und seinen Gesellschaftern fremd zu machen; denn mögen Sie es Einfalt nennen oder wie Sie wollen, ich habe jetzt vor ihm und seinen Meinungen eine gewisse Scheu; ich möchte mein Herz und meinen Verstand beruhigen, und er würde alles anwenden, um beides zu zerstören. Ich könnte leicht durch neue Wendungen zu einer vielleicht noch schlimmern Verehrung hingerissen werden, wer weiß, welche Schwächen er noch in mir entdeckte, die er zu seinem Vortheile nützen könnte! — Freilich ist es

etwas Thörichtes, sich vor sich selber und vor etwas, das man noch nicht kennt, zu fürchten, aber vieles Thörichte ist sehr menschlich, das fühl' ich und vielleicht eben darum gut, und deswegen will ich nach diesem Gefühle handeln. Ich bin nicht leichtsinnig genug, um ein Rosa, und nicht Enthusiast genug, um ein Lovell zu werden, und beide sind vielleicht schon sehr unglücklich.

Sagen Sie mir über meinen Brief Ihre aufrichtige Meinung.

2.

Franzesko an Adriano.

Rom.

Mich freut das Zutrauen, das Sie in Ihrem Briefe zeigen, ich kann Ihnen nichts weiter darauf antworten, als daß ich glaube, Sie haben Recht, und daß ich sogar darauf schwören wollte, daß Sie Recht haben. — Sie kennen mich sehr gut, wenn Sie meinen, daß ich im Stillen eben so wie Sie über Andrea gedacht habe, aber ich gestand mir selbst nicht, wie ich dachte, es war mir grade so wie einem, der sich selbst gern eine Krankheit abläugnen möchte, um sich nur eine langweilige, mühselige Kur zu ersparen. Nun ich aber die erste Medicin genommen habe, kann ich unmöglich wieder zurücktreten, ohne alles zu verderben.

So wie man sich an alles in der Welt gewöhnt, so hatte ich mich auch daran gewöhnt, unsern Andrea zu bewundern; ich schob dabei immer die Schuld auf mich, wenn mir mancherlei an ihm seltsam und abentheuerlich

vorkam. — Man kann wirklich annehmen, daß wir, so wie Andrea und alle Menschen, in einem gewissen Grade wahnsinnig oder toll sind, wir glauben es aber nur von denen, bei denen diese Tollheit eine solche Konsistenz erhalten hat, daß sie zur sichtbaren Einheit wird und daß man sie als ein seltsames Kunstwerk betrachten kann. Aber jedermann hat irgend etwas an sich, das wahrhaftig nicht im mindesten mit seinem ordinären, sogenannten Verstande zusammenhängt. Ich habe Leute gesehen, die Geschmack hatten und die abgeschmacktesten verschimmelten Scharteken mit einem solchen Eifer zusammenkauften, als wenn es ihre Lieblingsschriftsteller gewesen wären; andere, die philosophische Schriften über alles rühmten und von einigen behaupteten, daß man sie nicht oft genug lesen könne, die sie aber nie lasen; Freigeister giebt es, die vor ihrem Schatten zittern, Abergläubische, die so handeln, als wenn kein Gott wäre. Es ist als wenn dieser Kampf von ungleichartigem Wesen in uns das hervorbrächte, was wir einen gewöhnlichen Menschen nennen; wer von dieser Komposition abweicht, auf der einen oder andern Seite ausschweift und alle Tollheit oder allen Verstand in sich erstickt, der ist einer von jenen ungewöhnlichen Menschen, die wir wohl anstaunen, aber nicht begreifen können, einer von jenen schrecklichen Magiern, die wir in Felsenschlüften, oder in Tollhäusern besuchen; wir übrigen stehn am Kreuzwege zwischen einem Heiligen und einem Wahnsinnigen. — So macht' ich mir im Andrea jenes Närrische zum Menschlichen, und fand ihn darum nur um so liebenswürdiger, es war das, was seine Glorie verdunkelte, die wahre Narrenkappe, an der man den Menschen von den Thieren und den Engeln unterscheiden kann.

Andrea gab dem kalten, einfachen Menschen sehr viele Blößen. Er geht mit seinen sogenannten Freunden auf eine seltsame Art um, er scheint selbst muthwillig das von sich zu entfernen, was man Zutrauen und Wohlwollen nennt, um es dann doch auf einem andern mühseligern Wege wieder zu suchen; er ließ uns in Zweifel, ob wir seine Geistererscheinungen für Spaß oder Ernst nehmen sollten, aber alles dies schrieb ich auf die Rechnung der schon oft erwähnten Tollheit, die mich nach und nach ansteckte, so daß sie mir am Ende gar nicht mehr seltsam vorkam, so sehr sie mir auch im Anfange aufgefallen war. — Jetzt aber bin ich ganz und gar Ihrer Meinung, ich ahnde Plane und Maschinerien, und dies wird mich bewegen, mich ebenfalls von Andrea zurückzuziehn. — Wenn es nur möglich ist! Ich bin zu bequem, um große Schritte zu thun und die kleinen dienen bei einem solchen Menschen nur dazu, uns ihm wieder näher zu bringen. — Wir sollten an Rosa schreiben, vielleicht daß er uns die besten Winke geben könnte, da er immer mit Andrea am vertrautesten gewesen ist.

Lovell ist mir immer als ein Narr vorgekommen, aber seine Narrheit ist eine tragische, und das thut mir um so mehr leid, da ich ihm gut bin.

3.

Franzesko an Adriano.

Rom.

Ich bin Ihrem Rathe gefolgt und ich finde, daß selbst Unbequemlichkeiten bei weitem nicht so unbequem sind, als man sich im Anfange vorstellt. Andrea hat mein verändertes Betragen bemerkt, aber er scheint keine besondre Theilnahme darüber zu äußern. Es ist wirklich gut, daß Sie mich in Ihrem neulichen Briefe auf alles aufmerksam gemacht haben. Warum sollen wir denn nicht auf unsre eigne Hand vernünftig sein dürfen, und immer nur auf die Bestätigung dieses Andrea warten? Darf er denn nur unserm Kopfe das Privilegium ertheilen, zu denken? — Ich könnte es niemals über's Herz bringen, irgend einen Menschen auf eine ähnliche Art zu beherrschen; ich würde mich vor mir selber schämen.

Hat denn nicht jede Schule und jede Sekte etwas sehr Verächtliches? Muß jeder Stifter und jedes Oberhaupt einem Bärenführer gleichen, der seine Untergebenen zu gewissen Künsten abrichtet, die sie nach seinem Belieben wiederholen? Warum soll ich nun nicht so denken dürfen, wie mir der Kopf gewachsen ist? —

Ich habe an Rosa geschrieben und ich bin auf die Antwort begierig.

4.

Rosa an Franzesko.

Tivoli.

Sie haben mir durch Ihren Brief sehr weh gethan, lieber Franzesko. Soll ich Ihnen sagen, daß Sie Recht haben, soll ich den Versuch machen, Ihnen das Gegentheil zu beweisen? Beides wag' ich nicht. Schon seit lange bin ich von allen Seiten mit Irrthümern und Zweifeln umgeben; ich kann keinen Schritt vor und keinen zurück thun, ohne zu straucheln. Wie glücklich sind Sie und Adriano, da Sie sich so ungebunden fühlen, da Sie überzeugt zu sein glauben!

Sie können sich meine Lage vielleicht gar nicht vorstellen. In einer Ungewißheit, daß ich darüber würfeln möchte, wie ich von Andrea denken soll, bald zu einer tiefen Verehrung hingerissen, bald von einem niedrigen Argwohn angelockt, — mir bewußt, wie sehr ich gegen mich selbst geheuchelt und wie viel ich ihm zu danken habe, — o Franzesko, es wäre um wahnsinnig zu werden, wenn man diesen Gedanken nachhängen wollte. Was habe ich je gedacht, was nicht ursprünglich aus Andrea's Kopfe gekommen wäre? Ich fühle und bekenne meine Schwäche. Sollte ich ihn aufgeben, so würde ich mit ihm alles dahin geben, was mich zusammenhält, ich habe so vieles gethan, um ihm nahe zu kommen und alles sollte nun vergeblich sein!

Und dann ist es unmöglich! Ich kann Ihnen nicht sagen, warum, aber glauben Sie mir, es ist unmöglich. Wenn der Mensch wüßte, zu welchen Fol-

gen ihn ein ganz gleichgültig scheinender Schritt führen könnte, er würde es nicht wagen, den Fuß aus der Stelle zu setzen.

Am wenigsten kann ich mir jene Lügen vergeben, die ich mir selber vorsagte; in einer gewissen Spannung sucht man das Wunderbare und stellt selbst das Gewöhnliche auf eine seltsame Weise. Diese Uebertreibung drückt mein Herz schwer nieder, ob ich gleich nicht ganz Ihrer Meinung sein kann, daß Andrea nicht in einem hohen Grade Verehrung verdiene; wenn wir ihn auch nicht begreifen können, so berechtigt uns das noch gar nicht, ihn gänzlich zu verwerfen.

Ich habe oft abgesetzt und war sehr oft ungewiß, ob ich den Brief abschicken sollte. Mögen Sie ihn indeß nehmen, wie Sie wollen, bei einem billigdenkenden Manne wird er mich entschuldigen.

5.

William Lovell an Rosa.

Paris.

Ich bin auf der Rückreise nach Italien, ich schreibe Ihnen diesen Brief aus Paris. — Hier befinde ich mich besser, als auf der Reise hieher; wenn man die Menschen in einem dicht gedrängten Gewühle sieht, so sind sie weit erträglicher. Man sieht sie dann so einzeln und abgerissen, und jede Armseligkeit an ihnen erscheint dann vergrößert. Wie sie alles nur auf sich, einzig auf sich beziehn! Wie der armseligste Bauer meint, daß man ihm sein Haus und seinen wüsten Garten beneide, —

wie jeder von der Narrheit und von den Schwächen des andern spricht, ihn mustert und sich so unendlich über ihn erhaben fühlt! — Wie keiner daran denkt, daß er einst mit den Würmern und den wilden Blumen des Kirchhofs verwandt werden wird, — ach! wie sie den ekelhaften Körper, jeglicher auf seine eigene Art, aus-putzen und verherrlichen! —

Hier in den betäubenden Zirkeln, in denen sich alle Maschinen auf die lebendigste Weise bewegen, und jeder den andern durch witzige Einfälle, oder durch Reichthum, oder Glück, oder Schönheit verdrängt, hier in diesen bunten abwechselnden Scenen ist mir um vieles besser. Man rührt sich mit unter den beweglichen Puppen, man lacht, trinkt und spielt, und vergißt dabei, daß man ein Mensch ist; eben je mehr man unter ihnen ist, je mehr vergißt man, daß man zu ihnen gehört.

Ich spiele viel und ich habe bei weitem nicht so viel Glück, als in England. — Tadeln Sie mich nicht, denn ist nicht alles, was wir Genuß der Seele nennen, etwas, das darauf hinausläuft? Ob ich mit Worten oder Kar-ten, Definitionen, Würfeln oder Versen spiele, gilt das nicht alles gleich? — An die Karten und ihre wunder-baren, unerwarteten Abwechselungen kann man alle Em-pfindungen knüpfen; das Glück steigt und fällt, wie Ebbe und Fluth, mit jedem Spiele beginnt ein neues Schicksal und unser Innres bewegt sich harmonisch mit den Abwechselungen der bunten Bilder. Die Seele in-teressirt sich für diese gefärbten Zeichen und wird ver-traut mit ihnen, und das Leben bleibt in einem unauf-hörlichen muntern Schwunge, die Leidenschaften sinken nie unter, Freude und Schreck wechseln und jagen im-mer schneller und schneller das Blut durch die Adern, —

was kömmt gegen diese Empfindungen das unbeholfene Geld in Rechnung? Jeder Mensch braucht eine Erschütterung; der eine sucht sie im Theater, der andere in irgend einem Steckenpferde, dem er sich mit der innigsten Liebe hingiebt; ein andrer macht Plane, ein vierter ist verliebt, — das Spiel ersetzt mir alles, es entfernt mich vom Bewußtsein meiner selbst und taucht mich in dunkle Gefühle und wunderbare Träumereien unter. Es ist oft, als käme man dem eigensinnigen Gange des Zufalls auf die Spur, als ahndete man die Regel, nach der sich die durch einander gezogenen Kreise bewegen.

Auf der Fahrt von Southampton nach Guernsey hatten wir einen heftigen Sturm. Der Blitz zersplitterte den einen Mast und die Wogen donnerten und brausten fürchterlich. Wir alle kämpften mit der Furcht des Todes und dicke Nacht lag um uns her. Die Winde strichen pfeifend über das empörte einsame Meer hin, und beim Leuchten des Blitzes sahn wir den Aufruhr der Fluth; das Geschrei der Matrosen dazwischen, das Wehklagen der Geängstigten, — es waren fürchterliche Stunden! Nie hab' ich mich so verlassen gefühlt und dem blinden Ohngefähr so gänzlich Preis gegeben. Mit der Kälte der Verzweiflung erwartete ich riesengroße Wogen, die das Schiff verschlängen, krachende Blitze, die es zerschmetterten, den Orkan, der es auf eine Klippe schleuderte. Eine fremde, bis dahin unbekannte Gewalt, die Liebe zum Leben, der Instinkt alles Lebendigen stand in meiner Brust auf und beherrschte mich und mein Bewußtsein. Ich lernte zum erstenmale die Furcht, die Angst vor dem Tode kennen; ich klammerte mich an den Mast so fest, als wenn ich das Schiff durch meine eigne Kraft über den Fluthen empor halten wollte. Ich wünschte

nur zu leben, und vergaß jedes andere Glück und Elend der Erde; der Tod war mir jetzt ein gräßliches, riesenmäßiges Ungeheuer, das seine Hand kalt und unerbittlich nach mir ausstreckte; von allen Seiten hatten mich seine Wächter eingesperrt und das Entrinnen war unmöglich! Wie lieb gewann ich in diesen Augenblicken den Arm, der mich an den gefühllosen Mast kettete, wie sehr liebt' ich mich selbst! —

Das Wetter ward endlich ruhiger und alle erwachten wie aus einem schweren Traume; das Land, das wir erreichten, kam uns so neu und doch wie ein alter Freund vor. —

Ich mag nicht noch eine solche Stunde erleben, und wie leicht ist es möglich, daß sie mich plötzlich überrascht. — Ach, noch weit entsetzlicher ist das einsame Krankenbette, in das der Tod nach und nach mit hineinkriecht, sich mit uns unter einer Decke verbirgt und so vertraulich thut. — Ich entsetze mich in manchen Stunden davor, daß ich irgend einmal sterben muß; man denkt daran nur so selten ernsthaft, und doch ist es wahr. Wie zittert der Sünder vor dem Tage seiner Hinrichtung — und kann einer von uns diesem Schicksale entgehn? — Ach, das Leben ist verächtlich und fürchterlich, aber der Tod ist entsetzlich und abscheulich; der arme, geängstigte Mensch steht in der Mitte und weiß nicht, wonach er greifen soll. — Wie kaltblütig uns die Dichter immer Sterbliche! anreden, und wie wenig wir selbst meistentheils dabei empfinden!

6.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Wie geht es Ihnen, lieber Mortimer? Ich habe lange keine Nachrichten von Ihnen bekommen. — Der alte Sir Ralph mit seiner Tochter, von denen Sie mir neulich schrieben, in der Sie Emilien zu finden hofften, wohnt jetzt in meiner Gegend, und er scheint sich in seinem einsamen Hause recht wohl zu befinden. Es ist eine Erquickung meines Herzens, es ist eine Schuld, die ich abbezahle, wenn ich diesen Leuten wohl thue. Ich besuche sie oft, und ich muß Ihnen gestehn, daß ihr Umgang mich fast am meisten getröstet hat.

Der alte Mann, der gut erzogen war, und nun am Rande des Grabes in die schrecklichste Armuth versinkt, halb blind, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens vertraut, und nun plötzlich von allem entblößt, der gern ein Stoiker sein möchte, wenn er nur könnte, der sein Elend so innig fühlt und sich doch, so sehr er Hülfe wünscht, davon zu sprechen schämt: er ist mir nach und nach so interessant geworden, daß es mir vorkömmt, als fehle mir irgend etwas, wenn ich ihn an einem Tage nicht gesehn habe.

Seine Tochter ist ein reizendes Bild der Unschuld, ohne alle Prätension. Sie wundert sich über Glück und Unglück gleich wenig in der Welt, und nicht aus Standhaftigkeit, sondern weil sie so unbefangen ist, daß sie glaubt, es muß so sein. Sie ist ein erwachsenes Kind, das mit allen Gegenständen spielt, die es erreichen kann. O wohl dir, glückliches Wesen! Wie bunt und lustig

sieht dir selbst in deinem Elende die Welt aus, du gehst mit neugierigem Auge hindurch, und betrachtest eifrig jede Nichtswürdigkeit als etwas sehr Merkwürdiges. — Sie genießt das Leben, wie man sonst nur ein Kunstwerk genießt, es ist ihr ein großer Jahrmarkt, mit nett ausgeputzten Seltenheiten. —

Ach ich denke an Emilien zurück. Alle meine Sorgen, alle schlaflosen Nächte fallen mir ein, wenn ich ein liebenswürdiges Gesicht sehe. Wo ich mich freuen will, tritt mir eine schwarze Erinnerung entgegen, und wenn ich mich zuweilen vergesse, so mache ich mir nachher über meinen Leichtsinn nur desto schmerzhaftere Vorwürfe. — Als nun ihr Rausch nach und nach entfloh, was muß sie gelitten haben! als sie sich die Entdeckungen in dem Innern ihrer Seele gestand und alles wie nichtiges schaales Spielzeug da lag, das sie in der Entfernung mit so vieler Ehrerbietung betrachtet hatte. Ihre hohe Empfindung hatte sie für etwas Einziges gehalten, sie hatte unvollendete schöne Eigenschaften darin geahndet, und sich selbst als ein Wesen betrachtet, das mit seinen großen und mannichfaltigen Fähigkeiten unbekannt sei. Dies ist der gefährlichste Stolz im Menschen, er macht ihn frech und zuversichtlich auf Gaben, die er nicht besitzt, und unglücklich, wenn die Seele endlich selbst jene eingebildeten Schwingen versuchen will. — Wenn das Sterben ein Erwachen vom Leben ist, so war sie schon vor dem Tode auf eine ähnliche Art erwacht, das beweiset ihr letzter Brief. Sie muß es innig gefühlt haben, daß sie nur geträumt und nicht gelebt habe; wie muß sie erschrocken gewesen sein, als sie sich beim Erwachen an einem so fernen und fremden Orte wiederfand?

Ach Emilie! Dein Name tönt in meinen Ohren so

süß, meine ganze Kindheit liegt in dem Laute. — Ich schwärme oft und bilde mir ein, daß sie mich hört, daß sie es sieht, wenn ich ihre Papiere küsse und mit meinen Thränen benetze. — Ich habe aus dem Gedächtniß ihr Bildniß gezeichnet, und es ist nach meiner Meinung, sehr ähnlich; bei jedem Zuge, der mir gelang, entstürzten Thränenströme meinen Augen, es war als wenn sie selbst plötzlich wieder aus dem Papiere hervorbrechen würde, und mir sagen, alles, alles sei nur eine unnütze Angst gewesen, daß sie mir dann, wie in der Kindheit, den Kopf herumdrehen würde, und ich über den grausamen Schelmstreich lachen müßte.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten niederschlug, war, daß die Natur und alle Gegenstände umher so kalt und empfindungslos schienen. In mir selbst war der Mittelpunkt aller Empfindungen, und je mehr ich aus mir hinausging, je weiter lagen die Empfindungen auseinander, die in meinem Herzen dicht neben einander wohnten. — Aus dieser Ursache fühlt sich der Unglückliche in der Welt unter allen Geschöpfen so fremd, denn man nimmt auf seinen Schmerz nie Rücksicht genug, man achtet ihn nie so, wie er es wünscht. — Die Menschen, die mich umgaben, trockneten bald ihre Augen, andre hatten nie geweint, noch entferntere Emilien nie gekannt. — Ich schalt auf alle und war ungerecht. Dieses mannichfaltige und widersprechende Interesse der großen Menschheit sollte uns im Gegentheile im Unglücke trösten.

7.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Es ist im Leben nicht anders, es wechselt alles wie Sonne und Mond, wie Licht und Finsterniß. Hoffnung und Furcht ist die Lebenskraft, die unser Herz in Bewegung erhält und in jedem Moment der Leidenschaft sollten wir schon auf diese Abwechslung rechnen. Das Leben ist nichts weiter, als ein ewiges Laviren zwischen Klippen und Sandbänken, die Freude verdirbt unser Herz eben so sehr als die Quaal, und eine feste Ruhe und gleichförmige Heiterkeit ist unmöglich. Unglück macht menschenfeindlich, mißtrauisch, verschlossen, der Mensch wird dadurch ein finstrer Egoist, und indem er auf alles resignirt, hat er den Stolz sich selbst zu genügen. Das Glück ist die Mutter der Eitelkeit, selbst der Vernünftigste wird sich im Stillen für wichtiger halten, als er ist; Eitelkeit und Selbstsucht lassen den Menschen vielleicht nie ganz los, im ewigen Kampfe mit ihnen besteht am Ende sein Verdienst.

Ich spreche aus dem Herzen, lieber Burton. Ich bin noch einer von den kältern Menschen, und doch bin ich immer mit Wogen gestiegen und gesunken. — Wenn ich einmal melankolisch würde, so könnte ich mit Hamlet sagen:

„Ich bin noch keiner der Schlimmsten, und doch könnt' ich mich solcher Verbrechen anklagen, daß es besser wäre, man hätte mich nicht geboren.“ —

Im Glücke war ich stolz und eigensinnig, beim kleinsten Unglücke glaubt' ich, daß dergleichen mir nur allein be-

gegne, jedermann hatt' ich dann im Verdachte, daß er mich verfolge und hasse, ich hielt die Menschen sogleich für viel besser und schlechter, als ich war; ich übertrieb alles auf eine kindische Art, um mir nur recht unglücklich, zuweilen, um mir selbst nur recht schlecht vorzukommen. Ich unterschied mich von andern nur dadurch, daß ich weniger sprach und mich mehr verstellte, daß ich einige Philosopheme hersagte, die mir immer zu Gebote standen und die die Augen der Menschen verblendeten. — Warlich, wir sind am Ende alle Brüder einer Mutter.

Trauen Sie es mir wohl zu, daß ich lange für mich glaubte, Lovell habe mein Haus angezündet, weil er mir meinen Frieden beneide? Ich hatte eben keine Gründe zu diesem Argwohne, als mein mißtrauisches Herz. — Aber ich habe es ihm auch mit diesem Herzen wieder abgebeten.

Ach, ich muß die Feder niederlegen, denn ist nicht auch das, daß ich so über mich spreche, vielleicht wieder Eitelkeit? — Es giebt gewisse Gedanken, die man zu den Curiositäten der Seele rechnen sollte.

Ich bete alle Nächte für Amaliens Niederkunft — und ist es nicht wieder die Hoffnung, die mir diese Laune giebt, die vielleicht unbarmherzig genug gegen Ihre Melankolie anrennt? — Aber verzeihen Sie mir und dem Menschen, und leben Sie wohl.

8.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Ihr Brief hat mich nicht beleidigt, sondern getröstet. Warum verstand ich jenen, der mich zuerst gegen Lovell aufbrachte, nicht eben so gut? Bin ich denn nicht aller derselben Schwächen schuldig, ach! und noch vieler andern. — Eben unser Herz, das uns von innen veredelt und bessert, indem Empfindungen auf und niedersteigen, um es zu erwärmen und zu reinigen, eben dies bewegt uns am Ende wieder, diese Empfindungen für ganz etwas Einziges zu halten, sie viel zu hoch uns selber anzurechnen, und dadurch eine Scheidemauer zwischen uns und den übrigen Menschen zu ziehn. In Lovell's Bekenntnissen finde ich jetzt mich selbst wieder, nur daß er übertreibt, wie denn alles übertrieben ist, was man absondert, um es einzeln hinzustellen, damit es andre fassen und begreifen. Unser Sprechen besteht darin, daß wir ganze Massen von Gedanken und Bildern als Einen Begriff hinstellen, wir nehmen die Phantasie zu Hülfe, um der fremden Seele zu erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist; und auf diese Art entstehn Gemälde, die dem kälteren Geiste, der nicht gespannt ist, Mißgeburten scheinen. Es ist ein Fluch, der auf der Sprache des Menschen liegt, daß keiner den andern verstehn kann, und dies ist die Quelle alles Haders und aller Verfolgung: die Sprache ist ein tödtliches Werkzeug, das uns wie unvorsichtigen Kindern gegeben ist, um einer den andern zu verletzen. — Ach, habe ich nicht dadurch Lovell und Emilien verloren?

Ich sehe Ralph und seine Tochter täglich. Sie ist in ihrer Unschuld verehrungswürdig, und diese Menschen söhnen mich nach und nach mit der Welt und ihren Bewohnern wieder aus. — Ich wünsche Sie bald als einen glücklichen Vater begrüßen zu können. Es ist doch recht erfreulich, wenn jeder die kleine Stelle, auf der er steht, für die vornehmste auf der Erde hält.

9.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Es ist endlich entschieden, lieber Freund, Amalie ist außer Gefahr, und ich bin der Vater eines jungen hoffnungsvollen Sohnes. Man kann nicht in die Zukunft sehn, sonst würde ich mich vielleicht noch mehr freuen, als es geschieht; Amalie ist sehr glücklich.

Ob denn auch bei mir jene Eitelkeit eintreten wird, die mir an andern Vätern oft so sehr mißfallen hat? Man kann freilich für nichts stehn, am wenigsten für irgend eine menschliche Schwäche, allein ich glaube es doch nicht. Ich habe schon sehr genau auf mich Acht gegeben, aber ich muß Ihnen gestehn, daß mir das Schreien meines Kindes eben so unharmonisch vorkömmt, als das aller übrigen; daß ich es nicht schön finde, so wie es bis jetzt ist, daß ich auch noch keinen Funken von Verstand oder Genie an ihm entdeckt habe; ich habe Väter gekannt, die darin unendlich scharfsichtiger waren, die es übel nahmen, wenn sich jemand beim Gekreisch ihres Sohnes die Ohren zuhielt, oder meinte, daß er die

Fragen, die man an ihn that, wohl noch nicht verstehn möchte.

Ich bin nicht so lustig, als es neue Väter gewöhnlich zu sein pflegen; der Anblick des Kindes macht mich sehr ernsthaft. Kann ich wissen, von welchen Zufälligkeiten, die schon jetzt eintreten und die ich nicht einmal bemerke, sein künftiges Schicksal abhängt? Die ganze unendliche Schaar der Gefühle und Erfahrungen wartet auf ihn, um ihn nach und nach in Empfang zu nehmen. Glück und Unglück wechselt, er wird in alle Thorheiten eingeweiht und glaubt sich in jeder verständig. So treibt er den Strom des Lebens hinunter, um endlich wieder, wie wir alle, unterzugehn.

Nein, das Leben kann nicht das Letzte und Höchste sein, da wir so oft das Leere und Unzusammenhängende darin empfinden. Jedesmal, wenn wir ernsthaft werden, ohne zu wissen warum, erinnern wir uns vielleicht dunkel eines besseren ehemaligen Zustandes. Dem Schwärmer ist es vielleicht gegönnt, diese flüchtigen Erinnerungen festzuhalten, und er entfernt sich daher mit jedem Tage mehr vom gewöhnlichen Leben.

Auf diesem Wege könnte man aber auf eine recht vernünftige Art verrückt werden, und dieser Zustand mag nun in sich selbst so vortrefflich sein, als er will, so sieht er doch in der Entfernung zu abschreckend aus, als daß ich ihm sollte näher kommen wollen.

10.

Adriano an Rosa.

Florenz.

Sie irren, Rosa, wenn Sie vielleicht glaubten, daß Ihre Spötterei mich aufbringen würde, noch mehr aber, wenn Sie der Meinung waren, mich dadurch zu überzeugen. Ich mag und kann Ihnen hier meine Gründe nicht weitläuftig auseinander setzen, warum ich jetzt noch nicht nach Rom zurückkehren werde. Ich wünschte durch mein ganzes Leben einen geraden Weg vor mir zu haben, den ich übersehn kann, von dem ich weiß, wohin er mich führt. Ich mag lieber nicht weit kommen, als mich auf's Ungewisse einem unbekannten Fußsteige vertrauen.

Das Gleichniß wird Ihnen vielleicht lächerlich dünken, — aber mags! Es ist vielleicht nothwendig, daß manche Menschen uns verachten, damit uns andre wieder schätzen. — Ich besitze freilich nicht jene Fähigkeit, jede Meinung sogleich zu verstehn und in ihr zu Hause zu sein, ich bin ungelenk genung, manches für Unsinn zu halten, weil ich es nicht begreifen kann, aber verzeihen Sie mir meine Schwäche so wie ich Ihre Größe bewundre. — Ich spotte jetzt nicht, Rosa, sondern es ist mein völliger Ernst; ich habe über mich selbst nachgedacht und gefunden, daß alle meine Schwächen mit meinen bessern Seiten zusammenhängen, wie es vielleicht bei jedem Menschen ist: die gewaltsamen Aenderungen sind auf jeden Fall immer ein sehr mißliches Unternehmen, es giebt keine so geschickte Hand, die mit dem Unkraute nicht zugleich die guten Pflanzen ausraufte. Lassen Sie mich

darum lieber so, wie ich bin, Sie möchten mich sonst ganz verderben.

Auch daß ich dies fürchte, ist eins von den Vorurtheilen, die Sie verlachen. Aber, lieber Freund, entkleiden Sie den Menschen von allen Vorurtheilen, und sehn Sie dann, was Ihnen übrig bleibt. Die Sucht, ganz als freier Mensch zu handeln, führt am Ende wieder den schlimmsten Vorurtheilen, oder dem Wahnsinne entgegen. Ich will lieber manches glauben, um nur mit mir selbst zur Ruhe zu kommen. Sagen Sie mir aufrichtig, ob es auf Ihrem Wege möglich ist?

Doch lassen Sie mich lieber die ganze Untersuchung abbrechen, denn sie führt doch zu nichts.

11.

Bianca an Laura.

Rom.

Besuchen Sie mich doch, liebste Freundin, ich habe den ganzen Tag geweint. Der Arzt hat mir heute Morgen endlich angekündigt, daß ich die Schwindsucht habe. Ich weiß vor Betrübniß nicht zu bleiben. — Ich habe gebeichtet, allein ich bin nur wenig getröstet; kommen Sie und heitern Sie mich durch einige lustige Erzählungen auf.

Wen haben Sie denn jetzt zum erklärten Liebhaber? O erzählen Sie mir doch von ihm recht viele Thorheiten, damit mir die Welt nur wieder etwas lustig vorkömmt. — Ob denn die Schwindsucht immer so gefährlich sein mag, als man sagt? — Ach, liebe Freundin,

der Gedanke an den Tod ist sehr bitter. — Wenn Sie nicht kommen, weiß ich nicht, wie ich den Abend zubringen soll. Ich werde dann wieder weinen und beten. — Aber kommen Sie ja, ich beschwöre Sie.

12.

Laura an Bianca.

Ich kann Sie heute unmöglich besuchen, aber morgen. Alle unsre Bekanntschaften haben mich verlassen und ich habe eine Zeitlang recht einsam gelebt; aber seit gestern habe ich wieder einen guten Freund angetroffen. — Mit Ihrer Krankheit wird es mit der Zeit wohl besser werden, Sie müssen nur nicht die Hoffnung verlieren, denn die Hoffnung ist die beste Arznei. — Wenn Sie aber wirklich die Schwindsucht hätten, so könnten diese Krankheit für andre leicht ansteckend sein: wenigstens sagt man es so. Aber ich will doch morgen zu Ihnen kommen, nur müssen Sie auch hübsch heiter und lustig sein, denn wenn ich jemand sehe, der weint, so werde ich gleich mit betrübt, und nichts in der Welt fällt mir so zur Last, als die Betrübniß. Man sollte nie betrübt sein, wenn man es möglich machen könnte, es ist so nicht viel an dieser Welt, und wir müssen sie uns also nicht noch muthwillig verbittern. Der junge Lovell hat mir sonst mit seinem sauren Gesichte manche böse Stunde gemacht und ich weiß nicht, warum mir an einem Manne die Ernsthaftigkeit noch fataler ist als an einem Frauenzimmer. — Schicken Sie mir doch etwas von Ihrer

Schminke, die meinige ist zu Ende und ich kann noch keine neue bekommen. Es ist doch wirklich unangenehm, daß die Haut davon so gelb wird, ich bemerke das seit drei Wochen: auf jedem Topfe steht, daß die Schminke unschädlich sei, und doch ist es dann nicht wahr, wenn man es untersucht. — Was haben Sie für einen Arzt? — Armes Kind, ich kann mir Ihre Betrübniß recht denken und Sie haben auch Ursache dazu; aber Sie müssen sich dennoch trösten, denn das Klagen und Weinen macht es nur schlimmer. Wenn Sie ausgehn dürfen, so kommen Sie heute vor Abends zu mir.

13.

William Lovell an Rosa.

Paris.

Ich weiß nicht, warum ich immer noch hier bin. Ich sollte endlich zurückkehren. Es ist unbegreifliche Trägheit von mir, daß ich noch nicht in Rom bin. Wie kann man so ganz von aller Kraft, von aller innern Stärke verlassen sein!

Mein Glück im Spiele hat aufgehört und doch bin ich an den Tisch wie festgezaubert. Wenn ich Karten sehe, läuft mein Blut lebendiger, und ich träume nur von glücklichen oder unglücklichen Spielen. Ich verstehe jetzt, was man unter der Leidenschaft des Spiels sagen will. Ich habe schon ansehnlich verloren, das Geld, was ich aus England mitbrachte und einen großen Theil von Burtons Wechseln: ich ärgre mich darüber nicht, aber über die platte Freude der jämmerlichen Menschen, die

von mir gewinnen. Sie halten das blinde Glück für einen Vorzug, der ihnen eigenthümlich ist, sie verachten mich, indem ich verliere. Ich lerne jetzt zuerst den Werth des Geldes empfinden, und kann doch nicht zurück, wenn ich die verdammten Bilder sehe. — Rathen Sie mir, was ich thun soll. Und weiß ich nicht alles im voraus, was Sie sagen werden? O, es ist um toll zu werden, daß man so närrisch ist!

Der Begriff von Zeit ist mir jetzt fürchterlich. Wenn ich einen Tag vor mir habe, ohne zu wissen, was ich mit ihm anfangen soll, — o, und dann den Blick über die leere Wüste von langweiligen Wochen hinaus! Und wieder eine Stunde nach der andern von der Zeit zu betteln, sich vor dem Gedanken des Todes zu entsetzen! Wie elend ist der Mensch, daß er sterben muß, und wie höchst unglückselig müßte er sein, wenn er ewig lebte! Wie toll und unsinnig ist unser Leben durch diese unaufhörlichen Widersprüche!

Wie verächtlich ist alles um mich her, durch unsre Sinnlichkeit, die uns unerbittlich an Nichtswürdigkeiten fesselt. Alles, was Freude, Schönheit, Genuß und Witz heißt, bezieht sich unmittelbar auf die gröbste Sinnlichkeit; das Menschengeschlecht ermüdet nicht bei denselben frostigen Späßen, die Phantasie bekömmt keinen Ekel vor sich selber. O, mir zittert oft das Herz, wenn ich die Menschen um mich her lachen sehe, wenn ich junge Leute betrachte, die sich in ihrer Verächtlichkeit so glücklich fühlen. Kein Gedanke hebt dies Geschlecht über seine jämmerliche Eingeschränktheit hinaus. Ach, wenn ich dann aus ihrer Gesellschaft unter den freien Himmel trete, und die ewige Schaar der unendlichen Welten über meinem Haupte funkeln, wenn ich mich mit Schwin-

deln in die Millionen dieser Erten verliere und andre und noch höhere ahnde, wenn ich den Mond betrachte und Städte, Berge und Wälder auf seiner Scheibe entdecken möchte, — und ich komme dann zu mir und zur gewöhnlichen Heimath meiner Gedanken zurück! Karten, Würfel und unzüchtige Gespräche. Die Seele läugnet sich selbst ihre Schwingen ab und wohnt mit Wohlbehagen in einem schmutzigen Kerker, weil der Aether und die Sonne und jede freie und glänzende Bahn eine strenge Rechenschaft von ihr fordert.

O Rosa! Wie oft erwachen jetzt kindliche Gefühle in meiner Brust, die wie unvermuthete, längstvergessene Freunde bei mir einkehren und den Hauch des ehemaligen Frühlings mit sich bringen. Bilder von Gegenden, die mich sonst schwermüthig entzückten, kommen in mein Gemüth und machen mich von neuem melankolisch: es reichen süße Stimmen über alle Abgründe zu mir herüber und nennen sehnsuchtsvoll und anlockend meinen Namen. Ach, wie unaussprechlich unglücklich macht mich alles! — Und dann kehre ich zu den Karten und zu meinen gemeinen Gesellschaftern zurück.

Oft, wenn ich mich in wüste Träume verliere und die Erde mit allen ihren Schätzen wie ausgebrannte Schlacken vor mir lieget, geht Amaliens Name wie die erste Blume nach dem Winter in meinem Herzen auf. Wie von vorüberfliegenden Engeln werd' ich dann begrüßt, wie Morgenroth umgiebt es mich, das mühsam nach mir hinüberklimmt. Dann möcht' ich die unendlichen Gefilde des Himmels vergessen und zur Erde, wie zu einer lieben Hütte zurückkehren. — Ach, meine Träume sind mehr werth, als die Wirklichkeit! Und mußt'

ich erst die Wirklichkeit so kennen lernen, um auf diese Art träumen zu können?

14.

Karl Wilmont an Mortimer.

Paris.

Ich habe keine Ruhe und kann ihn auch nicht finden. Es ist mir oft, als triebe es mich in ein Haus hinein, daß er dort sein müsse, und wenn ich hineintrete, ist er doch nicht da. Eine unbeschreibliche Ungeduld quält mich Tag und Nacht, ich träume nur von ihm, und oft glaub' ich am Morgen, daß er zu mir in das Zimmer trete. Ich laufe an öffentlichen Oertern herum, ohne zu sehn und zu hören. Dann empört sich meine Wuth in mir von neuem und eine gänzliche Erschlaffung aller Kräfte folgt dieser Anspannung.

Ach, wie kömmt mir das Leben vor? Von Thorheiten wird es zusammengehalten, damit es nicht zerfällt; je älter und schwächer der Mensch wird, je mehrere dieser Narrheiten fallen ihm aus, und der Tod besteht am Ende darin, daß die letzte Thorheit aus dem Menschen springt und so dem Geiste Platz macht; und so sterbe ich vielleicht, wenn ich meine Rache ganz aufgebe. Denn was will ich denn damit, oder was kann sie mir helfen? Man möchte zuweilen alles nur für Scherz halten.

Ich verzweifle an mir selber; ich wünschte, dies klägliche Leben wäre erst zu Ende, damit mir besser und ru-

higer würde. — Und doch muß ich ihn suchen und finden, dann werde ich sterben! —

15.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Was sagen Sie, lieber Freund, wenn ich ganz offenherzig gegen Sie werde? — Doch weiß ich nicht schon Ihre Meinung im Voraus? Und es kann sein, daß eben dies die Ursache ist, warum ich noch frage.

Ich sehe den alten Ralph und seine Tochter täglich; Betty hat sich meines Herzens bemächtigt, ich kann es mir selber nicht abläugnen, mein Blut fließt wieder froher durch die Adern, die Welt und das Leben sind mir wieder lieb. Wenn ich ihr nun meine Hand gebe, und ich dann ein stilles und glückliches Leben mit ihr führe; — kann ich mehr und anders wünschen? Das Bild Ihres häuslichen Glücks hat mich zuerst auf diesen Wunsch geführt. — Ich mag nichts weiter hinzusetzen; leben Sie wohl!

16.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger = place.

Was kann ich Ihnen sagen? — Erwarten Sie keine langweiligen Späße von mir, denn ich betrachte jetzt manche Dinge in der Welt recht ernsthaft; ich ließ es mir wohl ehedem zu Schulden kommen, über manche Arten des menschlichen Glücks zu spotten, aber die Zeiten sind jetzt vorüber. — Heirathen Sie das Mädchen und kümmern Sie sich um die ganze übrige Welt nicht; so lautet mein Rath. Es freut mich, daß die Menschen dadurch glücklich werden, die ich damals so innig bemitleidete, als ich sie zum erstenmale sah.

Mein kleiner Georg ist frisch und gesund. Amalie läßt grüßen.

17.

Ralph Blackstone an Eduard Burton.

Dieselben haben mir gestern Ihre gütige Meinung eröffnet, und ich will nun nach der bewilligten Bedenkzeit meine Antwort auf Dero gütigen Antrag sagen. Sie erhalten sie hiemit schriftlich, wie wir ausgemacht hatten. Ich kann über die Ehre und über den gütigen Vorschlag nichts sagen, ich kann nichts dagegen einwenden, mein Herr Baron, als daß wir es nicht verdienen. — Doch das Glück verdient der Mensch nie, und habe ich doch auch mein bisheriges Unglück nicht verdient. — Ich bin,

indem ich schreibe, gerührt bis zu Thränen, meine Augen thun mir weh und das Schreiben wird mir ungemein sauer, denn ich habe seit lange keine Feder in die Hand genommen. Mag es denn also geschehn wie der Himmel will; meine Tochter betet Sie an, noch aber weiß sie keine Sylbe von dem Plane. Sie wird vor Freude aus den Wolken fallen, sie wird sich in ihrem Glücke nicht zu finden wissen. Doch, das lernt sich bald, leichter als Elend, die menschliche Natur neigt mehr zum Glücke hin, und das ist auch natürlich. Ich bin aber selbst wie im Traume, denn ich flehte freilich wohl oft zu Gott um Lindrung meines Elends, aber doch nicht um so viel Freude und Ehre; dergleichen freche Gedanken sind mir nie in den Sinn gekommen. Ich glaube, daß manche Menschen schon auf dieser Welt zu Engeln werden, und zu solchen Menschen gehören Sie ganz gewiß und ohne Zweifel: solche Menschen muß es geben, damit man an Gott und an seine Barmherzigkeit glaubt. — Nehmen Sie meine Schreiberei nicht übel, mein Herr, in der Jugend wußte ich eine Büchse gut loszuschießen, aber mich nicht in Worten gut auszudrücken, und Sie wissen, wie es geht, im Alter holt man so etwas nur selten nach: aber Sie nehmen wohl den guten Willen für die That, und ich wünschte wirklich von Herzen, es stünde hier eine recht feine und zierliche Antwort, die Hand und Fuß hätte, wie man zu sagen pflegt, und Lebensart verriethe und in lauter ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt wäre. Es mir aber nicht gegeben, und ich nenne mich auf meine einfältige Art

Ihren ergebensten Freund und Diener,
Ralph Blackstone.

18.

William Lovell an Rosa.

Paris.

Und sollt' ich den letzten Pfennig wagen und verlieren, so muß ich weiter spielen, und entweder nichts übrig behalten, oder meinen Verlust wieder gewinnen! Rund ist das Rad der Glücksgöttin, und sie ist blind. Ich will es mit dem Zufalle und mit allen Teufeln aufnehmen; bleiben Sie mir doch, bleibt mir doch Andrea übrig. Was ist Furcht und Vorsicht? — Schwache Stützen des Schwachen! — Ich kann auch ohne ihre Hülfe auskommen, und es bis jetzt geschehn. Trinken, trinken will ich, bis sich alle Zufälle nach meinem tollen Willen bequemen, und wenn alles schief geht, je nun, so darf ich ja nur an Sie schreiben, und die Summen Goldes kommen auf meinen Wink zu mir herübergeflogen. Nicht wahr, da kann ich der übrigen jämmerlichen Menschen lachen?

Tod und Hölle! Ich habe von je im Stillen vermuthet, daß Andrea große Schätze besitzt, und ich bin ja doch, wie Sie wissen werden, sein bester Freund! Mir wird ers ja nicht fehlen lassen, wenn es so weit kommen sollte, oder ich würde ihn öffentlich für einen Schurken erklären! Oeffentlich, verstehn Sie mich wohl, das will viel sagen.

Ich bin schon darauf aus gewesen, die dunkeln heimlichen Regeln in den Hazardspielen ausfindig zu machen, es liegt gewiß alles nur an Kleinigkeiten, allein ich kann es nicht deutlich herauskriegen. Je nun, mags laufen! Ich will einmal mit Andrea darüber sprechen.

Ich freue mich darauf, daß ich ihn wieder sehe. Er soll mir Geister zitiren, bis mir der Verstand vergeht: das soll ein lustiges Leben werden. Mit einer Wette habe ich zwei Bouteillen Champagner gewonnen und die sind nun fast leer; ich muß jetzt so armselig wetten, sehn Sie, weil ich, unter uns gesagt, nicht mehr viel Geld übrig habe. So gehts in der Welt! —

Was machen Sie jetzt? Ich habe seit lange nichts von Ihnen gehört. Wie kömmt das? Sie sind im Briefschreiben noch saumseliger als ich, das ist ein großer Fehler von einem Menschen, der ein guter Freund sein will. — Apropos von guten Freunden! Ich glaube, ich habe keinen einzigen mehr in Paris, seit die Leute merken, daß ich kein Geld mehr habe: das ist eine magnetische Kraft des Metalls, die man bis jetzt noch nicht bemerkt hat; die Naturgeschichte könnte dadurch eine große Verbesserung erleiden. Denn was die Leute oft Liebe, Instinkt, Sympathie, häusliches Glück nennen, — was ist es oft anders, als die Attraktion des gemünzten Metalles?

Ich muß fort. Man wartet beim Spieltische auf mich. Es wäre doch viel, wenn man das Glück nicht zwingen könnte. Sterben will ich eher, als verlieren: die Leute nennen es Aberglauben, wenn man manches beim Spiele beobachtet, aber ich habe mir eine Menge von Sachen ausgedacht, die gewiß helfen, und die kein Aberglaube sind. — Was nennen wir denn A b e r g l a u b e n? Haben wir eine andre Weisheit? Eine ohne Aberglauben? Am Ende ist es ein Aberglaube, daß ich existire; ein Satz, den ich so auf gut Glück annehme, weil es mir so vorkömmt. Aber wer ist jenes Ich, dem es so vorkömmt? — Die Frage kann mir keiner beant-

worten, und das wäre doch wahrhaftig äußerst nothwendig.

Leben Sie wohl, Rosa, und schicken Sie mir bei Gelegenheit etwas Geld; denn wenn ich auch gewinne, es kann nie schaden, wenn man Geld hat, das werden Sie hoffentlich auch zugeben. — Was machen unsre übrigen Freunde? Ich kann mir denken, wie sich Andrea nach mir sehnt; trösten Sie ihn, denn ich werde bald zurückkommen.

19.

Betty an Amalie.

Wendly.

O liebste, liebste Freundin! Ich kann Ihnen noch immer nicht beschreiben, wie mir zu Muthe ist. — Wir haben Sie recht hieher gewünscht und Ihre Kränklichkeit recht bedauert; bei der Hochzeit nämlich. Mein Vater hat mir freilich wohl gesagt, ich soll mich in meinem Glücke nicht übernehmen, aber das läßt sich leicht sagen und schwer thun. Ich weiß immer noch nicht, wie mir zu Muthe ist, ich ziehe mich manchmal am Arme, um zu erwachen. Wenn ich im Garten oder im Dorfe spazieren gehe, so grüßen mich alle Leute sehr freundlich, und betrachten mich als ihre Herrschaft; Eduard darf ich bei seinem Vornamen und ihn Du nennen, denselben Menschen, den ich bis jetzt nur aus der Ferne, wie eine Gottheit, angebetet habe. Mein Vater ist fröhlich und hat einigemal vor Rührung geweint, mit seinen schwachen Augen kannte er mich gestern in

den neuen Kleidern selbst nicht, — ach, liebste Freundin, kann man wohl dem Himmel für eine solche Veränderung genung danken? Gewiß nicht. Wenn doch meine Mutter noch lebte und alle diese Herrlichkeiten sähe! Die ist nun im Kummer und Elend gestorben, und jetzt könnte ich sie so schön trösten. Aber es hat nicht sein sollen, und es ist, so wie es ist, schon Glück genug. — Wer hätte das damals gedacht, als Sie mich und meinen Vater mit so himmlischer Güte in unsrer Armuth unterstützten? O, und Eduard ist ein himmlischer Mensch; er läßt es mich gar nicht fühlen, daß ich ohne ihm nichts war, er spricht mit mir, als wenn ich sein Glück gemacht hätte. So gute Menschen, wie ihn, giebt es gewiß nicht viele. — Sie hätten nur hier den Aufwand bei der Hochzeit sehen sollen; nun, Herr Mortimer kann Ihnen ja erzählen, ob es nicht kostbar war. — Besuchen Sie uns doch sobald Sie können. —

20.

Betty an Amalie.

Bondly.

Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehn und Ihnen hier alles zu zeigen! Ich getraue mich oft noch gar nicht, zu thun, als wenn ich hier zu Hause wäre. Geben Sie mir einen Rath, wie ich mir immer die Liebe Eduards erhalten kann, auf welche Art ich sein Wohlwollen und seine Zuneigung verdienen soll. Er thut mir alles zu Gefallen, wenn er nur irgend glaubt, daß es mir Vergnügen machen könnte, er ist so gut, daß ich mich

immer schäme, daß ich nicht besser bin: aber ich will das zusammengezogen von ihm lernen. Mein Vater läßt sich Ihnen recht sehr empfehlen; der alte Mann beschäftigt sich jetzt vorzüglich mit dem Gartenbau und mit der Jagd; die Jagd ist ihm etwas recht Neues, und er trifft ordentlich noch, so schwach auch seine Augen sind. Es wird jetzt überhaupt vielleicht mit seinen Augen besser, da er fröhlicher lebt und sich nicht mehr so zu grämen braucht, wie sonst. — Leben Sie wohl, liebste Freundin, und spotten Sie nicht über meine Briefe.

21.

William Lovell an Rosa.

Paris.

Lieber Rosa, ich habe nun mein Vermögen völlig, durchaus verloren. Ich erinnere mich dunkel meines neulichen Briefes und seines Inhalts; verzeihen Sie mir, er mag enthalten, was er will, denn ich schrieb ihn in einer Stimmung, in der ich mich selbst nicht kannte. Es geschieht zuweilen, daß wir gegen unsern Willen etwas sagen oder thun, was der Freund immer als völlig ungeschehen ansehn muß. Ich weiß nicht, wie ich zu Ihnen nach Italien kommen soll: ich bereue jetzt meinen Wahnsinn, und verachte mich eben dieser Reue wegen. Hätt' ich jetzt nur die Hälfte, nur das Viertel von jenen Summen zurück, die ich in England als Dummkopf an Dummköpfe verschenkte! Gegen mich ist keiner so großmüthig gewesen, die übrigen Menschen sind klüger, und halten ihren Gewinnst für ihr förmliches Eigenthum.

O, in welcher Welt ist man gezwungen zu leben! Alles zieht sich von mir zurück, meine vertrautesten Freunde kennen mich nicht mehr, wenn sie mir auf der Straße begegnen, und noch vor kurzem waren sie lauter Höflichkeit, lauter Demuth. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht und vor allem der kultivirte Theil desselben eine große Heerde von Kannibalen. Im gewöhnlichen Umgange sieht man Verbeugungen gegen einander, die höchste Aufmerksamkeit, daß keiner den andern verletze, oder auf irgend eine Art beleidige, man thut als würde man durch Hochachtung, durch Blicke und Komplimente beglückt, — o, und wenn diese Menschen dadurch reich werden könnten, sie zerrissen denselben Gegenstand lebendig mit den Händen, ja mit den Zähnen. — Es hat hier Kerls gegeben, die mir eine entfallene Feder, eine kleine Münze mit der größten Ehrerbietung wieder reichten, zehn beeiferten sich um die Wette, mir den Dienst zu thun, und jetzt würden alle zehn mir keinen Thaler geben, und wenn sie mich dadurch von dem Verhungern retten könnten. — Noch nie, als jetzt, habe ich den Druck der Armuth gefühlt und ihre Leiden sind fürchterlich; man kann leicht die Menschen verachten, wenn sie sich mit ihrer Verehrung zu uns drängen, aber jetzt wird es mir schwer. Ich wage es kaum, den Reichen ins Gesicht zu sehn, ich habe eine sklavische Ehrfurcht vor den Vornehmen, und es ist mir, als gehörte ich gar nicht in die Welt hinein, als wäre es nur eine vergönnte Gnade, daß ich die Luft einathme und lebe; ich fühle mich in der niedrigsten Abhängigkeit. — Dulden Sie es nicht, lieber Rosa, daß Ihr Freund auf diese Art leidet, machen Sie es mir möglich, daß ich Sie und Italien wiedersehe. Sollte es nöthig sein, so entdecken Sie Andrea

meine Lage, und er wird keinen Augenblick zaudern oder sich bedenken. Sollt' ich hier noch länger bleiben müssen? Schon leb' ich unter den niedern Volksklassen und esse in den Wirthshäusern in der Gesellschaft von gemeinen Leuten, die jetzt auf ihre Art eben so höflich gegen mich sind, wie noch vor kurzem die Reichen; wenn ich nun auch das wenige Geld ausgegeben habe, so werden sie mich ebenfalls verachten und laufen lassen. Jede Bezeugung der Höflichkeit kränkt mich jetzt innig, weil sie mich an meine Lage erinnert. — Retten Sie mich, Freund, und ohne Zögern, ich beschwöre Sie! Sie haben von meiner Verlegenheit keinen Begriff. Jene Summen; die wir ehedem der armseligen Bianka und Laura gaben, wären jetzt große Schätze für mich; ich beneide manchem Bettler das, was ich ihm in bessern Zeiten gab, ich habe noch nie eine solche Ehrfurcht vor dem Gelde empfunden. — Denken Sie sich das hinzu, was Ihnen ein Freund sagen könnte, um Sie zu bewegen: — doch, ich vergesse, mit wem ich spreche; ich weiß ja, daß ich zu Rosa rede, alle meine Besorgnisse sind unnütz; die gemeinen Menschen leben nur hier. — Es reut mich jetzt lebhaft, daß ich nicht schon früher abgereist bin, allein bin ich darum um so besser dran? — Leben Sie wohl, ich sehe mit Sehnsucht einer Antwort entgegen.

22.

Rosa an William Lovell.

Rom.

Ihre Briefe, lieber William, haben die lebhafteste Theilnahme bei mir erregt. Ich halte es für den betrübtesten Anblick, wenn ein Freund, der unser Herz so nahe angeht, sich und seine Vorsätze so sehr aus den Augen verliert. Ihre Briefe sind alle ein Beweis eines gewissen zerrütteten Zustandes, der Sie verhindert, sich selbst in Ihrer Gewalt zu haben. Mit Freuden würde ich Sie aus Ihrer unangenehmen Lage ziehn, wenn es auf irgend eine Art in meiner Gewalt stände, aber ich weiß nicht, ob Sie es nie bemerkt haben, als Sie hier waren, (wenn es nicht ist, so muß ich es Ihnen jetzt offenherzig gestehn) daß ich in der allergrößten Abhängigkeit von Andrea lebe. Er sucht mich selbst immer in einer gewissen Verlegenheit zu erhalten, aus Ursachen, die ich freilich nicht begreifen kann. Er ist eigensinnig, so sehr er mir auch meistentheils gewogen scheint, und ich darf nicht leicht irgend etwas Wichtiges, oder nur Auffallendes gegen seine Einwilligung thun. Ich habe ihn seit lange nicht gesehn, so sehr ich ihn auch seit einiger Zeit aufgesucht habe; es war mir daher unmöglich, ihm Ihre Lage zu entdecken, und ich kann mich auch nicht verbürgen, ob er etwas oder viel für Sie zu thun im Stande wäre, da ich ihm schon zur Last falle, da er Sie immer für reich gehalten hat, und da es vielleicht der Fall ist, daß Sie seine Aufträge nicht auf die glücklichste Art ausgerichtet haben. Doch wie ich Ihnen sage, alles dies

kann ich nicht beurtheilen, und ich hoffe, daß er sich ganz zu Ihrem Besten erklären wird, sobald ich ihn spreche.

Mich wundert nur, und es ist mir unbegreiflich, wie Sie so gänzlich unvorsichtig handeln konnten. Die Art Ihrer Verschwendung scheint Sie gar nicht belustigt zu haben, und dennoch konnten Sie diesem Hange nicht widerstehn. Sie verachten die Menschen, und dennoch haben Sie recht darnach gestrebt, sich von ihnen abhängig zu machen, weil Sie das Drückende der Abhängigkeit noch nie empfunden haben. Warum rissen Sie sich nicht aus Ihren langweiligen Zirkeln los und kamen früher zurück? Sie hätten mir, Ihrem Freunde, dadurch die Unannehmlichkeit erspart, Ihnen eine so dringende Bitte abschlagen zu müssen. Ueberhaupt, um aufrichtig zu reden, wie konnte der verständige Lovell in den Irrthum jener gemeinen Menschen verfallen, die morgen auf mein Eigenthum Anspruch machen, weil ich gestern mit ihnen in Gesellschaft lustig gewesen bin. Das ist eben das Kennzeichen der rohern Menschen, die nicht eine Stunde vertraulich sein können, ohne auf den Gedanken zu kommen, zu borgen, sie setzen dadurch sich und den andern in eine fatale Situation. Die feinern Menschen werden immer suchen neben einander, statt einer durch den andern, zu leben; sie werden jeden andern Dienst eher als die Unterstützung durch das Eigenthum verlangen, denn auf jeden Fall muß der andre sich derangiren, er muß sich Bequemlichkeiten versagen, die ihm vielleicht zu Bedürfnissen geworden sind. — Doch alles das, lieber Lovell, sagt' ich nicht im Bezuge auf Sie, denn könnt' ich Ihnen helfen, so würde ich es sogleich, ohne weitere Einleitung, thun, denn es ist mir eben ein Beweis von der Größe Ihrer Verlegenheit, daß Sie alle

diese Vorstellungen bei Seite gesetzt haben; aber um so mehr bedaure ich es auch, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen zu helfen. — Leben Sie recht wohl indeß, und suchen Sie bald zu uns zu kommen; ich will mit Andrea Ihretwegen sprechen, sobald ich ihn finde.

23.

William Lovell an Rosa.

Paris.

Es ist gut, Rosa, alles was Sie mir da schreiben, und doch auch wieder nicht gut. Sie haben Recht, und doch kann ich es nicht glauben; am Ende ist alles einerlei. Nur Vorwürfe hätten Sie mir nicht machen sollen. In der Gesellschaft muß man vergessen, daß man unter Menschen lebt; und ich will es auch vergessen. O der schönen, der theuren Freundschaft! Doch lassen Sie es gut sein, Rosa, ich will nicht weiter daran denken. — Ich war ein Thor, auf Hülfe zu hoffen, das sehe ich jetzt sehr deutlich ein, vergessen Sie es auch, und rechnen Sie es zu meinen übrigen Thorheiten, die Sie so oft bemitleidet haben.

Und was will ich denn auch mehr? Lebe ich nicht hier noch eben so, wie sonst? Was kann man mehr verlangen, als zu leben? Ich bin jetzt mit dem Elende der unglücklichsten Geschöpfe vertraut, keine Menschenklasse ist mir nun mehr fremd; ich habe viel erfahren und gelernt. — Ich wohne jetzt unter Bettlern und lebe in ihrer Gesellschaft, ich sehe es, wie sich die Menschheit im niedrigsten Auswurfe zeigt, wie alle Anlagen, alle Niederträchtigkeiten hier in ihrer schönsten Blüthe pran-

gen: es zerreißt mir oft das Herz, wenn ich den Anblick des Jammers genau betrachte, wie sie von allen Bedürfnissen entblößt sind und ihre Sinnlichkeit sie beherrscht, wie sie gierig verschlingen, was sie zusammengebettelt haben, und ohne Thränen für ihr eignes Elend sind; wie sie sich verläumden und gegenseitig verachten, wie es unter ihnen selbst Prahler und Verschwender giebt.

Neulich lag ich im Sonnenschein in der Ecke eines freien Platzes. Ein altes zerlumptes Weib kam und führte ihren blinden Sohn an der Hand; sie setzten sich nicht weit von mir nieder. — Mutter, fing der Blinde an, es brennt mir so auf den Augen, die Sonne scheint gewiß, wie Du immer sagst. — Ja, sagte die Mutter, liebes Kind, setze Dich hier nieder und ruhe aus. — Er hob langsam den Kopf in die Höhe, als wenn er den Himmel und seinen Sonnenschein suchen wollte.

Die Alte kramte nun jetzt ihre Beute aus. Brod mit Stücken rohen Fleisches, einige kleine Würste, Kuchen, alles lag vermischt in einem schmuzigen leinenen Sacke; sie biß oft von den einzelnen Stücken mit großer Gier etwas ab; dann gab sie dem Sohne einen Kuchen, und befahl ihm, hier zu bleiben und ihre Rückkehr abzuwarten.

Der Junge betastete den Kuchen mit allen Zeichen der Freude und des Wohlbehagens: er drehte den Kopf oft nach der Sonne, als wenn er sich gewaltig anstrengte, um endlich einmal zu sehn. Ein anderer Bettelbube schlich sich indessen näher, hob plötzlich den Kuchen von der Erde auf, und lief schnell davon. Der Blinde suchte nun seine Nahrung, auf die er sich gefreuet hatte, und fand sie nicht; schwermüthig senkte er den Kopf nieder, und wie an alle Leiden gewöhnt und auf alle mögliche

Unglücksfälle vorbereitet, legte er sich hin und schlief ein. Sein Schlaf war wie ein Ausruhn in einer bessern Welt. — Ich schlich mich davon, um nicht, wenn die Mutter zurückkäme, für den Dieb angesehn zu werden.

Dies ist das Bild der Menschheit! O, wie ist meine Phantasie mit Schmuz und ekelhaften Bildern angefüllt! — Wie oft leid' ich hier in der größten Versammlung der Menschen heimlichen Hunger, und keiner weiß es und keiner fragt darnach. — O Amalie, wenn Du es wüßtest, gewiß, Du würdest mir helfen. — Doch nein, nein, auch Du gehörst den Menschen an; Du würdest Dir eine Bequemlichkeit versagen müssen, die Dir vielleicht zum Bedürfnisse geworden ist. — Ich würde Dich nicht darum bitten, wenn ich Dich auch vor dem Lager meines Elends vorübergehen sähe. — Es soll aber anders werden! Es muß sich ändern! Es giebt keine Liebe und ich kann bei dieser keine Hülfe suchen; ich muß mir durch mich selber helfen. Ist es nicht schändlich, daß ich hier liege und in meiner Trägheit jede Gelegenheit vorbeischlüpfen lasse? — Es ist endlich Zeit, daß ich mich zusammenraffe. Sie werden mich nicht tadeln, Rosa, und Sie haben auch kein Recht dazu. — Leben Sie wohl, bis Sie einen bessern Brief von mir erhalten.

24.

William Lovell an Rosa.

Chambery.

Es ist gelungen, Rosa, es ist gelungen, und ich bin wieder muthiger. Ich Thor! daß ich nun schon seit lange die Menschen kenne, und diese Kenntniß doch noch nicht benutzte! Nein, ich will nicht mehr ruhig neben ihnen, sondern durch sie leben; Sie haben Unrecht, Rosa, offenbar Unrecht, denn unser Verstand, die Nothwendigkeit, alles fordert uns dazu auf. Sie haben mir müssen Stand halten, das Glück hat mir gehorchen müssen, und alles ist nun wieder gut.

Schon seit lange waren mir durch eine zufällige Bekanntschaft einige Spielerkniffe geläufig geworden, die ich albern genug war, niemals anzuwenden. Ich Narr saß immer mit meinen ehrlichen Händen da, und hob tölpisch und unbeholfen die Karten ab, indeß mein Geld und mit ihm die Achtung der Menschen, aller Lebensgenuß, jede Freude von meiner Seite schwanden. Wenn ich mir jetzt nicht als der größte Dummkopf vorkomme, Rosa, so sollen Sie mich nie wieder Ihren Freund nennen: ich that in meiner Einfalt mehr, als je die berühmtesten Philosophen, zusammengenommen, gethan haben, ich war ehrlich, in der schlimmsten Situation meines Lebens, ich verschenkte mein Geld, wenn ich gewonnen hatte, und war die Großmuth selbst, ich übte die größte Selbstverläugnung aus, indem ich beim verdrüßlichsten Verluste, der mich elend machte, kalt blieb, und ganz vergaß, daß ich ein Betrüger sein konnte. O der dummen, ungehirnten Ehrlichkeit! Nachher lag ich mit meiner

Ehrlichkeit auf den Marktplätzen und bettelte, statt zu morden, ich flehte das Wohlwollen der Menschen an, statt ihnen ihr Eigenthum mit Gewalt zu entreißen; o Himmel! es waren oft dieselben Menschen, die durch mich waren reich geworden und die nun so kalt und mit so vieler Verachtung an mir vorübergingen, als wenn ich der unbekannteste und verworfenste Gegenstand wäre! Und doch hatten sie mich wahrscheinlich, ja gewiß, um mein Geld betrogen, und sie fuhren jetzt durch ihren Diebstahl in Kutschen, und ich lag mit meiner Ehrlichkeit am Wege und bettelte! — Das empört jeden Menschen, und auch mein Blut ward endlich erhitzt. Ich schwur mir selbst, daß es anders werden sollte, und wahrhaftig, es ist nun auch anders geworden. Ich that nichts weiter, als daß auch ich meinen Beitrag zum allgemeinen Betruge lieferte, daß ich die Künste spielen ließ, die in meiner Gewalt waren. — Warum gab es Narren, die sich mit mir einließen? Sie haben mir nur meine verlorne Zeit und die Niederträchtigkeit ihrer Brüder bezahlt: jetzt ist nun alles wieder von allen Seiten richtig; ich bin sogar mit den Menschen auf eine gewisse Art wieder ausgesöhnt, soviel man sich mit ihnen wieder aussöhnen kann, wenn man sie einmal gekannt hat, und wär' es auch nur in dem kleinen Raume einer Stunde.

Ich spielte anfangs nur niedrig, und nach und nach höher und immer höher. Sie hätten sehn sollen, Rosa, wie alle die Menschen sich wieder um mich versammelten, und mir schmeichelten, und herzlich gegen mich waren, die mich noch vor wenigen Tagen auf der Straße hatten liegen und hungern lassen. Ihrer aller Leben, aller Vermögen stand mir zu Gebote; man bewunderte die seltsame Laune des kühnen Engländers, der sich so

gut habe verstellen können, um sich auf einige Zeit mit dem Elende der menschlichen Natur recht bekannt zu machen. Ich hätte jedem ein Pistol vor den Kopf schießen mögen, wenn ich nicht gehofft hätte, von ihnen zu gewinnen und mich so zu rächen. Es geschah; mein eignes schönes Geld floß in meine Börse zurück, und je reicher ich wurde, je mehr Freunde bekam ich wieder. Die ganze Welt mit allen ihren Freuden war mir nun wieder aufgeschlossen. — O Gold! allmächtiges Gold! Ich will deinen Besitz künftig nicht wieder so gutmüthig fahren lassen, ich habe dich nun erst kennen und schätzen gelernt, ich verehre deine Allmacht! —

Ich möchte in manchen Stunden anfangen, meine eigne Geschichte und meine Empfindungen über mich und die Menschen niederzuschreiben. Wenn ich mich so mancher Bücher erinnere, die ich ehedem gelesen habe, und in denen uns die tugendhaften Menschen so viele Langeweile machen, indeß die Lasterhaften wie Vogelscheuchen da stehn, um die Leser schaarenweise, wie Sperlinge, von der Bahn des Bösen zurückzuschrecken, — und mir dann einfällt, daß irgend ein eingebildeter Dummkopf sich hinsetzen könnte, um meine Geschichte, die er stückweise durch die dritte oder vierte Hand erfahren hat, bedächtig aufzuschreiben: so möchte ich lachen, und selbst die Feder nehmen, nicht zu meiner Rechtfertigung, denn diese brauche ich nicht, sondern bloß um zu zeigen, wie ich bin und wie ich denke. Meilenweit stehn jene Armseligen, die in drei Büchern die Menschen studirt haben und die sie nun schildern wollen, von der Menschheit zurück. Sie haben nichts erfahren und nichts geduldet, sie sind nur von den kleinlichsten Leidenschaften gestreift, kein Sturm ist an ihrem Herzen vorübergefahren, und

voll Vertrauen setzen sie sich nieder und maßen sich an, die Herzen der Menschen zu richten und ihre Gefühle darzustellen. Wie jämmerlich würde ich mich in einem solchen Buche ausnehmen! Wie würde der Verfasser unaufhörlich meine guten Anlagen bedauern und über die Verderbtheit meiner Natur jammern, und gar nicht ahnden, daß alles ein und eben dasselbe ist, daß ich von je so war, wie ich bin, daß von je alles berechnet war, daß ich so sein mußte.

Jetzt will und kann ich zu Ihnen zurückkehren; ich bin schon auf dem Wege. Ich habe alles vergessen, Rosa, und Sie dürfen mir ohne Scheu oder Zurückhaltung näher kommen; ich hoffe, auch Sie haben alles das von mir vergessen, was mich in Ihrer Gesellschaft in Verlegenheit setzen könnte: für vernünftige Menschen muß nie eine Verlegenheit entstehen können, denn das Höchste, was sie thun können, ist, daß sie gestehn, daß sie irgend einmal Narren waren, und das versteht sich ja immer von selbst, und sie sind von neuem Narren, indem sie es gestehen. Also können wir beide darüber ganz ruhig sein. — Grüßen Sie vor allen Dingen Andrea; er wird doch nicht krank sein, da Sie ihn damals so lange nicht gesehn hatten? — Leben Sie wohl, bald seh' ich Sie wieder. —

25.

Ralph Blackstone an Mortimer.

London.

Wie befinden Sie sich, lieber Freund, wenn ich Sie so nennen darf? — Doch, warum sollte ich es nicht dürfen? Sie sind ja mein bester und mein aufrichtiger Freund; ohne Ihre Hülfe wäre ich ja damals schon mit meiner Tochter Todes verblichen. Ach, ich glaubte damals nicht, unter den Menschen noch Hülfe und Erbarmen anzutreffen, und da kamen Sie gerade und fanden mich durch einen glücklichen Zufall. Was wäre aus mir geworden, wenn Sie mich nicht angetroffen hätten? Ich kann es immer noch nicht vergessen. Manche Menschen wissen gar nicht, was Elend heißt, sie können sich daher die große menschliche Noth, aber auch die menschliche Dankbarkeit nicht vorstellen, und es ist ihnen nicht zu verargen, wenn sie glauben, es gäbe gar keine dankbare Menschen. Es giebt auch viele undankbare Leute in der Welt, aber ich denke, daß ich nicht zu diesen gehöre; nachher giebt es solche, die, wenn sie aus der Armuth in einen gewissen Wohlstand versetzt sind, sich nachher ihrer ehemaligen Armuth schämen, und wünschen, daß alle Menschen die Wohlthaten und Unterstützungen vergessen möchten, die sie ihnen in schlimmern Zeiten erwiesen haben, ja sie suchen sie sogar selbst zu vergessen, und daraus entsteht wieder eine andre Art von Undankbarkeit, die aus einer falschen Schaam herrührt; man kann nicht sagen, daß die Ursache ganz schlecht sei, aber der Erfolg davon wird oft recht niederträchtig. Ich glaube, daß der Mensch auf recht verschiedenen Wegen schlimm

werden kann, aber dafür hat der Mensch auch seinen Verstand, um sich vor solchen Abwegen zu hüten. Nehmen Sie mir mein weitläuftiges Geschwätz nicht übel, denn es kommt wirklich aus dem Herzen. — Ich lebe hier sehr froh und vergnügt, wie ein Vogel in den Lüften und in den grünen Baumzweigen. Ich suche, soviel es mir in meinem Alter noch möglich ist, meinem Schwiegersohne auf irgend eine Art nützlich zu sein, ich führe daher eine fleißige Aufsicht über den Garten, und mit meinen Augen bessert es sich täglich und zusehends, so daß ich diesem Geschäfte mit Bequemlichkeit vorstehen kann. Mit dem Gärtner, der ein etwas eigensinniger, aber sonst ganz guter Mann ist, habe ich manchen Streit, er bildet sich ein, einen gewissen guten Geschmack zu haben, und will mir den Garten immer viel zu künstlich machen. Man muß aber bei einem Manne eine Schwäche übersehn, wenn er sonst gute und lobenswürdige Eigenschaften hat, und die kann man wirklich dem alten Thomas nicht so ganz und geradezu abstreiten: nur hat er ein Unglück, welches vielen ältern Leuten begegnet, daß er sich für klüger hält, als er wirklich ist, er macht mir daher oft mit seinen langwierigen Gesprächen eine ziemliche Langeweile. Er wurde neulich sehr böse, als er manches, was er eingerichtet hatte, wieder einreißen mußte, aber die Ordnung machte es nöthig, Die Jagd hatte mein Schwiegersohn und sein seliger Vater fast ganz eingehn lassen, aber ich denke sie noch mit Gottes Hülfe wieder in Flor zu bringen. Es wäre sonst wirklich um das schöne und herrliche Revier Schade.

Meine Tochter ist immer munter und vergnügt, dabei ist sie außerordentlich gesund, und liebt ihren Mann ungemein; und wie sollte es auch möglich sein, daß sie

ihn nicht liebte? Jedes Kind muß ihm gut sein, und ich habe hier auch noch keinen Menschen getroffen, der ihn nicht leiden möchte; selbst die schlechten Menschen mögen ihn gern. Nur von einem gewissen Lovell habe ich hier unter der Hand manches gehört, der sein unversöhnlicher Feind sein soll, dieser muß dann gewiß ein äußerst schlechter Mensch sein. Er ist aus Italien hieher gekommen, und hat hier die italiänische Mode mit Vergiften einführen wollen, aber das geht in unserm England nicht so, wie er vielleicht gedacht hat, und darum hat er auch heimlich wieder abreisen müssen. Man sagt, er sei in der Fremde gestorben, und ein solcher Mensch verdient auch nicht, daß er lebt, denn er wendet sein Leben nur zum Schaden und zur Aergerniß seiner Nebenchrristen an, und das ist auf keinen Fall recht und löblich. — Ich habe diesen ganzen Brief meiner Tochter diktirt, weil sie schneller und fertiger schreibt, als ich. Leben Sie recht wohl und glücklich; ich nenne mich

Ihren aufrichtigen Freund
Ralph Blackstone.

26.

Betty an Amalie.

Bondly.

Wie befinden Sie sich, theuerste Amalie? Wenn Sie eben so viel an mich denken, wie ich an Sie, so denken Sie recht oft an mich; doch das darf ich nicht hoffen. Sie sind immer so gut und Ihre Briefe sind so gut,

daß ich glaube, ich könnte auf Erden keine bessere Freundin finden. Nach Eduard liebe ich Sie und meinen alten lieben Vater am meisten, der zwar zuweilen etwas viel spricht, es aber doch immer herzlich gut meint. Manche Leute haben ihm daraus zuweilen einen Vorwurf gemacht, aber man lasse doch den alten Mann, wenn es ihm nur Vergnügen macht. Sehn Sie, in seinem Elende konnte er sich manchmal recht gut trösten, wenn er selbst lange Reden über das Unglück, oder über seine Standhaftigkeit hielt; er sagte selbst, daß im Sprechen eine große Erleichterung stecke. Freilich wird mein Vater keinem andern Menschen so liebenswürdig vorkommen, wie ich ihn sehe, indessen wird ihn doch gewiß jeder für einen guten und rechtschaffenen Mann halten, und das ist für mich weit mehr, als die Liebenswürdigkeit. Mich freut es immer von neuem, daß er sich jetzt so glücklich fühlt, da er wieder Bedienten befehlen und ausreiten, und Anordnungen über die Jagd treffen kann, und Eduard thut ihm alles Ersinnliche zu Gefallen.

Mir ist oft recht sonderbar zu Muthe, wenn ich jetzt unter Eduards Büchern manche wiederfinde, die ich in meiner unglücklichen Lage las, und die mich oft trösteten; ich habe sie von neuem und mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht durchgelesen, sie haben mich wieder gerührt und ich halte sie in großen Ehren. Von je hab' ich unsern armen Otway recht innig bemitleidet, der so großen Mangel litt, um den sich Niemand kümmerte, und aus dem doch so oft ein recht himmlischer Engel schreibt: wie konnten die Menschen so wenig für ihn sorgen! Sie verdienen es gar nicht, daß sie ihn lesen dürfen. — Ich möchte alle jene Bücher wieder zurückhaben, mit denen ich im trüben Wetter so vertraut ward, die ich

mit verweinten Augen und mit einem mattklopfenden Herzen las: ich kann mich in manchen Stunden so in jene Zeit zurückfühlen, daß ich noch jetzt über manche Vorfälle von neuem weinen muß, und wenn ich dann meine Thränen auf den Wangen fühle, so ist mir oft plötzlich, als wäre alles noch eben so, als wären alle bisherigen Freuden nur ein leichter Schlummer gewesen. Wenn man erst über das Unglück hinüber ist, so erinnert man sich seiner mit einer gewissen stillen und unbeschreiblichen Freude.

27.

William Lovell an Rosa.

Aus den Piemontesischen Bergen.

„Ich bin wohl recht der Narr des Schicksals.“ Hierhin und dorthin werd' ich gestoßen; wie eine wunderbare Seltenheit gehe ich durch alle Hände. — Ich weiß noch nicht, wie Sie diesen Brief erhalten werden, aber ich muß mich zerstreuen, ich muß mich beschäftigen, und darum schreibe ich Ihnen. — Ich bin nun hier in einer ganz neuen Situation, ich kann nicht fort und möchte doch nicht gerne bleiben: doch, ich will Ihnen ruhig erzählen, wie ich hieher gekommen bin.

Ich reisete mit meinem neuerworbenen Gelde von Chambery aus; mein Herz war ziemlich leicht, mein Gemüth zuweilen heiter gestimmt, die ganze Welt kam mir vor wie eine große Räuberhöhle, in der alles gemeinschaftliches Gut ist, und wo jedermann so viel an sich reißt, als er bekommen kann; kaum besitzt er es, so wird es

ihm von neuem entrissen, um auch dem neuen Eroberer nicht zum Genusse zu dienen. Ich vergab Burton, ich vergab mir selbst, denn jedermann thut nur, was er vermöge seiner Bestimmung thun muß; wir sind von Natur eigennützig, und durch diese Einrichtung der Natur Räuber, die sich dessen, wonach sie gelüstet, mit Gewalt oder mit Schlauheit zu bemächtigen suchen. Dies ist der Grundsatz der Politik im Großen und Kleinen, es giebt keine andre Philosophie wie diese, und es kann keine andre geben, denn jedes System nähert sich dieser Klugheit mehr oder weniger, sie ist mehr oder weniger darin versteckt, alle Spitzfindigkeiten des Verstandes ruhen am Ende auf dem Egoismus. Warum sollen wir also nicht gleich lieber den einfachen Satz annehmen, vor dem jedermann zurückzuschrecken affektirt, und an den doch jeder glaubt?

Ich bin seit kurzer Zeit mehr mit mir einig geworden, das heißt eigentlich, ich betrachte die Ideen kälter, die ich bis jetzt nur ahndete, und deren dunkles Vorgefühl mich in eine Art von Erschütterung setzte. Ich habe jene Gutmüthigkeit abgelegt, die mich vor andern oft so lächerlich und mich selbst so unruhig machte. Ich ertrug sonst die Affektation der Menschen mit einer unglaublichen Geduld. Stundenlang konnte ich einem zuhören, der sich für einen unglücklichen oder verfolgten Tugendhaften hielt, ohne eine Miene zu verziehen. Welche Unverschämtheit besitzen diese Menschen, alle ihre Lehrsätze, alle ihre niedrige Heuchelei einem Wesen vorzutragen, das vor ihnen steht und an dem sie doch einen Kopf gewahr werden! Kann man sie besser bestrafen, als wenn man ihnen zeigt, wie sehr man sie verachtet, wenn man sie dadurch bewegt, sich selbst auf eine Stunde zu

verachten? Ich that es jetzt, und ward in der ganzen Welt als ein Boshafter verschrieen: jene jämmerlichen Wesen sprachen mir das menschliche Gefühl ab, weil ich mit ihren kläglichen, zusammengeflickten Leiden nicht sympathisiren wollte. Bosheit ist nichts, als ein Wort; es giebt keine Bosheit; diesen Satz will ich gegen die ganze Welt vertheidigen.

Aber ich wollte Ihnen ja meine Geschichte erzählen. Von Chambery machte ich die Reise zu Pferde. Es war ein wunderbarer Weg, und ich verirrte mich, ich hatte die große Straße ganz verlassen und befand mich nun auf Nebenwegen, die bald ausgingen, bald dahin zurückzukehren schienen, woher ich kam. Ich fand nur einzelne Hütten, in denen ich einkehren konnte, und die Kohlenbrenner oder Holzhauer, die ich dort traf, wußten den Weg selber nicht, den ich suchte. An einem Morgen, als ich einen steilen Hügel hinaufritt, befiel mich eine seltsame Beklemmung so gewaltig, als wenn sie mein Herz zerdrücken wollte; alles um mich her war mir plötzlich so bekannt, keine dunkle, sondern eine ganz deutliche Erinnerung trat mir entgegen, daß ich an diesem Platze schon gewesen sei. Ein wüster Rauch lag auf den fernen Bergen, und eine grauenvolle Dämmerung machte die tiefen Abgründe noch furchtbarer. Mit gewaltigem Schrecken ergriff mich das Gefühl der Einsamkeit, es war, als wenn mich die Gebirge umher mit entsetzlichen Tönen anredeten; ich ward scheu, als ich die großen und wilden Wolkenmassen so frech am Himmel über mir hängen sah. Ich hielt mein Pferd an, um über meinen eigenen Zustand nachzusinnen: jetzt brach ein Sonnenstrahl herein und ich erkannte plötzlich mich und die Gegend. — Es war dieselbe, Rosa, Sie werden sich

ihrer noch erinnern, in der ich von Räubern angefallen wurde, als ich mit Ihnen zuerst nach Italien reiste: es war derselbe Ort, an welchem mich Ihre verkleidete Geliebte so tapfer vertheidigte. Die Spitzen der fernen Bergen hoben sich wieder, wie damals, golden aus dem Nebel heraus, das tiefe Thal flimmerte in tausend bunten Sonnenstreifen: ein Wagen fuhr den großen Weg mühsam den Berg herauf. — Ich bildete mir ein, daß Sie mit Balder darin säßen, Willy vorne auf dem Bock: ich sah genauer hin und es war mir sogar, als könnte ich die Gesichtszüge des alten Willy erkennen. Ich folgte dem Wagen mit den Augen und konnte mich immer noch nicht von meinen Träumereien losreißen, als ein Schuß, der mein Pferd zu Boden streckte, mich aus meiner Betäubung aufriß. Vier Menschen stürzten aus dem Gebüsche auf mich zu: alles war mir wie ein wiederholtes Possenspiel und ich sah mich kalt nach dem blonden Ferdinand um, daß er mir mit seinem Hirschfänger zu Hülfe eilen solle. Aber er kam nicht, er war nicht da, und ich gab mich ohne Gegenwehr gefangen; ich übergab den Räubern selbst alles Geld, daß ich bei mir hatte: sie schienen über meine Kaltblütigkeit erstaunt. — Man schleppte mich auf geheimen Wegen zu ihrer Wohnung. Ich wußte immer noch nichts von mir selbst, nicht aus Verzweiflung, sondern weil ich ungewiß war, ob ich schliefe, oder wachte; ich glaubte, ich dürfte mir nur recht ernsthaft Mühe geben, aufzuwachen, und es würde auch geschehen, das heißt, ich würde sterben.

Als ich einige Stunden so zugebracht hatte, schlug mir ein ansehnlicher Mann vor, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden. Sie errathen es vielleicht, Rosa, daß ich ohne alles Bedenken diesen Vorschlag annahm.

Dieser lächerlich wunderbare Umstand fehlte meinem Leben noch bis jetzt, er schloß sich so herrlich an alles Vorhergehende, er bestärkte mich so in meinem Traume, ich war so überzeugt, daß ich hier sein müsse und nicht anderswo sein könne, daß ich den Räubern, als sie mich kaum gefragt hatten, schon mein Jawort gab. — Und sagen Sie selbst, was kann unser Leben anders sein, als ein leeres groteskes Traumbild? Wir halten es immer für etwas so ernsthaftes, und es ist eine plumpe, unzusammenhängende Farce, der nüchterne, verdorbene Abhub einer alten, bessern Existenz, eine Kinderkomödie ex tempore, eine schlechte Nachäffung eines eigentlichen Lebens.

Jetzt sitze ich nun hier in einer tiefen Einsamkeit, denn alle meine Gefährten sind ausgegangen. Der Wind pfeift durch die gewundenen Felsen, die Zweige knarren laut, und die todte Stille wiederholt jeden Schall. Nichts als Felsen, Bäume und ferne Gebirge sieht mein Auge, das Geschrei des Wildes tönt durch die feierliche Ruhe. Einzelne Wolken ziehn schwer durch die Gebirge; der Sonnenschein geht und kömmt wieder. — Warum sitz' ich nun hier und denke und schreibe an Sie? — Was soll ich hier? — Und doch kann ich noch nicht fort: die Räuber haben aus meinem Aeußern geschlossen, ich könnte ein tüchtiges Mitglied ihrer Bande werden, und darum wollen sie mich behalten. Aus einem verdorbenen Menschen wird vielleicht noch ein ganz guter Räuber. Zum Menschen bin ich verdorben, das heißt, daß ich für einen Menschen jetzt viel zu gut bin: man muß seinen Verstand und seine Gefühle nur bis auf einen gewissen Punkt aufklären, tausend Dinge muß man blindlings und auf gut Glück annehmen, um ein

Mensch zu bleiben. — Leben Sie wohl, ich will in diesem Briefe bei Gelegenheit fortfahren, ob ich gleich noch nicht einsehe, auf welche Art Sie ihn bekommen sollen.

Es ist Nacht, und ich muß jetzt schreiben, weil ich meine Gesellschafter nicht gerne diesen Brief sehen lassen möchte. Ich habe eigentlich nichts zu schreiben, aber ich bin nicht ruhig genug, um einzuschlafen. Es liegen einige erbeutete französische Tragödien da, die mich aber anekeln: ich ärgre mich, daß ich nichts von Shakspeare hier habe, der mein Gefühl vielleicht noch mehr empörte, um es zu beruhigen.

Ich komme mir hier in der dunkeln einsamen Hütte wie ein vertriebener Weiser vor, der die Welt und ihre Albernheiten verlassen hat. Wenn ich mir einen solchen Eremiten recht lebendig vorstelle, so wird mir gleich recht verständig zu Muthe. Balder sollte jetzt mit mir diese Wüste bewohnen, ich würde jetzt recht leicht mit ihm sympathisiren.

Ich möchte scherzen, um die Schauer von mir zu entfernen, die mich umgeben. Der Wind rauscht einsam über die Wälder daher, und die Sterne stehn wehmüthig über Bäumen und Felsen: Mondschein schimmert herüber und dichte Schatten fallen von den Bergen herunter. Ich strecke in Gedanken die Hand aus, um der Hand eines Freundes zu begegnen, vorzüglich sehn' ich mich nach dem alten ehrlichen Willy: ich bilde mir ein, er sitzt neben mir und ich führe ein tiefsinniges Gespräch mit ihm. Es ist, als wollten wohlbekannte

Stimmen aus der Wand herausreden, und ich entsetze mich vor jedem Schalle. Wirft das Licht nicht seltsame Schatten gegen die Mauer? Wer kann wissen, was ein Schatten ist und was er zu bedeuten hat? — Schläfrige Nachtschmetterlinge sind zum offnen Fenster hereingeschlüpft, und wüst und träge summen sie jetzt durch das Gemach: in immer engeren Kreisen treiben sie sich um die Flamme des Lichtes, um sich zu versengen und zu sterben. Ein Zweig des Baumes klatscht gegen mein Fenster, er fährt auf und nieder und verdeckt mir bald die Sterne, bald zeigt er sie mir im bläulicht grünen Luftraume. Ich weiß nicht, warum mich alles erschreckt, warum der Himmel mit seinen Sternen so wehmüthig über mir steht. — In der Einsamkeit liegt eine Bangigkeit, die unsre ganze Seele zusammenzieht; wir entsetzen uns vor der großen, ungeheuren Natur, wenn kein Sonnenschein die große Scene beleuchtet und unsern Blick uud unsre Aufmerksamkeit auf die einzelnen Parthien richtet, sondern die Finsterniß alles zu einem unübersehlichen Chaos vereinigt. Dann gehen wir völlig im wilden, ungeheuern Meere unter, wo Wogen sich auf Wogen wälzen und alles gestaltlos und ohne Regel durcheinander fluthet. Nirgends kann man sich festhalten; unsre Welt sieht dann aus wie eine ehemalige Erde, die so eben in der Zertrümmerung begriffen ist — und wir werden unbemerkt mit verschlungen.

Ich wünsche in Rom zu sein und Andrea zu sehn und zu sprechen. — Das Leben hier mißfällt mir seiner Einförmigkeit wegen, mein Geist muß jetzt einen andern Schwung nehmen, oder ich gebe mich selbst verloren. Eine größere Seele muß mich jetzt beschützen, oder ein

Elend, wie es vielleicht noch keinem Menschen zu Theil ward, ist mein Loos. —

Wer ist das, der unter unsern Wipfeln hinweggeht? so scheinen mir die Bäume nachzurufen: jede Wolke und jeder Berg macht eine drohende Geberde, — ach, und die Menschen um mich her! sie demüthigen mich am meisten. Auf eine betrübte Art sind sie sich selbst genug, ihre Trägheit und einen jämmerlichen Leichtsinn halten sie für Stärke der Seele; sie bemerken die Leere in ihrem Geiste nicht, die Anlage im Verstande, die ohne die mindeste Vollendung liegen blieb. Sie sind nichts als redende Bilder, die den Menschen und mich verachten, weil sie sich selbst nicht achten können.

Sie sprechen oft viel von einem Rudolpho und Pietro, die sich immer durch ihre Bravheit ausgezeichnet hätten, und die bei einem Ueberfalle umgekommen wären. Sie wissen es nicht, Rosa, daß sie durch mich und durch Ihren Ferdinand umkamen; sie würden mich sogleich ermorden, wenn ich es ihnen entdeckte. — Ich habe ihre Leichensteine besuchen müssen, die ihnen die ganze Gesellschaft gesetzt hat; sie dienen diesen Menschen zur Kirche. —

Warum könnt' ich nicht nächstens Rosalinen, oder meinen Vater wiederfinden? — In dieser seltsamen Welt ist nichts unmöglich. —

Der Morgen bricht an, der Mondschein wird bleicher, ich will mich niederlegen, um noch einige Stunden zu schlafen. — Jetzt habe ich vor dem Schaudern Ruhe: die Gespensterzeit ist vorüber. — Sie lachen vielleicht, Rosa, — leben Sie wohl.

Ich durchsuche heute meine Brieftasche und finde noch ein altes, uraltes Blatt darin; es ist ein Gedicht, das ich einst auf Amaliens Geburtstag machte. Das Papier ist schon gelb und abgerieben, die Worte kaum noch zu lesen: darin lag ihre Silhouette, die ich im Garten in Bondly an einem schönen Nachmittage schnitt. Mein ganzes Herz hat sich bei diesen Entdeckungen umgewandt. Alles Ehemalige, Längstverflossene und Längstvergessene kömmt mir zurück, ich sehe sie vor mir stehn, ich höre die Bäume im Garten von Bondly rauschen, die ganze Landschaft zaubert sich vor meine Augen hin. — Ich will Ihnen die Phantasie hiehersetzen, die mich so innig gerührt hat.

Erster Genius.

Wo find' ich wohl den Bruder?
Schwärmt er im Regenbogen?
Schwebt er auf jener Wolke?
Bald müssen wir uns finden,
Die Sonne sinkt schon unter.

Zweiter Genius.

Hier bring' ich Thau von Blumen,
Den Duft von jungen Rosen,
Und aus der Abendröthe
Die kleinen goldnen Punkte;
Nun laß uns fürder eilen
Und holden Abendschimmer
Ihr auf die Wangen streuen,
Den Mund ihr röther färben,
Mit lichter Aetherbläue
Die sanften Augen tränken,

Und in die blonden Locken
Die goldnen Lichter streuen,
Die wir vom Regenbogen,
Vom Abendschein erbeutet.

Beide.

Wir schweben auf Blumen,
Wir tanzen auf Wolken
Vorüber dem Mond.

Es leuchten uns freundlich
Zum nächtlichen Tanze
Die Stern' und der Mond.

Dann sammeln wir Blumen,
Dann suchen wir Kräuter,
Von uns nur gekannt,

Und kehren zum Schutze
Der glücklichsten Menschen
Vom Wandern zurück.

Der Dichter.

Schützende Genien, wenn ihr zu ihr flieget
Und die Schönste mit neuer Schönheit schmücket,
O so hört noch, höret die fromme Bitte:
Nehmet die Seufzer, nehmt die schönsten Thränen,
Tragt das treueste Herz als Gabe zu ihr,
Dann ach! wird sie meiner gewiß gedenken! —

Diese Verse sind schlecht und die ganze Idee ist gesucht, aber ich schrieb es damals mit der wärmsten

Empfindung nieder; meine Spannung erlaubte mir es nicht, mich in die Schranken einer natürlichen und einfachen Empfindung zu halten. Jedes Wort dieses Gedichts bringt mir tausend süße und schmerzliche Erinnerungen zurück, die Vergangenheit zieht mir schadenfroh durch das Herz, noch schöner vielleicht, als sie damals war. —

Seid mir gegrüßt, ihr frohen goldnen Jahre,
So sehr ihr auch mein Herz mit Wehmnth füllt!
Ach! damals! damals! — immer strebt mein Geist zurück
In jenes schöne Land, das einst die Heimath war.
Das goldne, tiefgesenkte Abendroth,
Des Mondes zarter Schimmer, der Gesang
Der Nachtigallen, jede Schönheit gab
Mir freundlich stillen Gruß, es labte sich
Mein Geist an allen wechselnden Gestalten
Und sah im Spiegel frischer Phantasie
Die Schönheit schöner: Willig fand die Anmuth
Zum Ungeheuren sich, und alles band sich stets
In reine Harmonie zusammen. — Doch
Entschwunden ist die Zeit, das eh'rne Alter
Des Mannes trat in alle seine Rechte.
Mich kennt kein zartes, kindliches Gefühl,
Zerrissen alle Harmonie, das Chaos
Verwirrter Zweifel streckt sich vor mir aus.
Von jäher Felsenspitze schau' ich schwindelnd
In schwärze, wüste, wildzerrißne Klüfte.
Ein wilder Reigen dreht sich gräßlich unten,
Ein freches Hohngelächter schallt herauf,
Und bleiche Fackeln zittern hin und her.
Dämonen, fürchterliche Larven feiern

Mit raschem Schwung ein nächtlich Lustgelage.
Wer ist der schwarze Riese unter ihnen? —
Er nennt sich Tod und streckt den bleichen Arm
Nach mir herauf! — Hinweg du Gräßlicher! —
Was rührt sich in den Bäumen? — Ist's mein Vater?
Er will zu mir! er kömmt mit Rosalinen
Und langsam geht Pietro hinter ihm,
Auch Willy's Kopf streckt sich aus feuchtem Grabe! —
Hinweg! — ich kenn' euch nicht! — zur Höll' hinab!! —
Doch laut und immer lauter rauscht die Waldung,
Es braust das Meer und schilt mit allen Wogen, —
Und in mir klopft ein ängstlich feiges Herz. —
Ihr alle richtet mich? verdammt mich alle? —
Du selbst bist gegen Dich? — O Thor, laß ja
Den Geist in dir, den frechen Dämon nie
Gebändigt werden! Laß das Schicksal zürnen,
Laß Lieb' und Freundschaft zu Verräthern werden,
Laß alles treulos von dir fallen: ha! was kümmern
Dich Luftgestalten? — sei dir selbst genug!

Was meinen Sie? — Wenn ich über mich selbst ein Trauerspiel machte, müßte sich da diese Tirade nicht am Schlusse des vierten Akts ganz gut ausnehmen?

Die Räuber verachten mich von Herzen, weil sie sehen, daß ich zu ihrem Gewerbe ganz unbrauchbar bin. Sie gehen aus und lassen mich meistentheils zurück, um die Wohnungen zu bewachen.

Einer von ihnen ist erschossen. Ich bin zuweilen der Zeuge der niederschlagendsten Scenen, ich möchte mir oft selber entfliehen. — Ich bin wieder allein und schwarze Gewitterwolken bedecken den ganzen Horizont. — Wie wüste und verlassen ist alles um mich her! — Der Blitz

zuckt durch den schwarzen Wolkenvorhang und ein Donnerschlag läuft krachend durch die Gebürge. Ein wildes Gebrause von Regen und Hagel stürzt herab, alle Bäume wanken bis in ihre Wurzeln —

Ich erinnere mich meines Aufenthaltes in Paris.— Wie ist es möglich, daß manche Menschen, die ich dort kannte, noch den Wunsch nach dem Leben haben können? — Von allem, was das Leben theuer und angenehm macht, waren sie entblößt, sie mußten sich unter Schimpf und Verfolgung von einem Tage zum andern hinüberbetteln, sie wurden von Noth und Mangel erdrückt, und dennoch sahen sie dem näherschreitenden Tode mit einer bleichen Wange entgegen. — Ich kann es nicht begreifen und würde es in einer Erzählung nicht glauben.

Nein, ich muß mir vor mir selber endlich Ruhe schaffen. — Soll mir alles nur dräuen und kein Wesen liebevoll die Hand nach mir ausstrecken? Ist für mich der Name Freundschaft und Wohlwollen todt? — Und wenn der Himmel noch lauter zürnte, so will ich mich dennoch nicht entsetzen. In einer noch höhern Wildheit, im stürmendsten Wahnsinne will ich einen Zufluchtsort suchen und mich dort gegen alles verschanzen! Ich will so lange trinken, bis mir Sinne, Athem und Bewußtsein entgehn, und so als ein taumelnder Schatten zum Orkus wandern, damit mir dort alles noch seltsamer und unbegreiflicher erscheine.

Hoch möcht' ich mit den Stürmen durch des Himmels Wölbung fahren, mich in das schäumende Meer werfen und gegen die donnernden Wogen kämpfen, mit den Abgründen, mit den tiefen, undurchdringlichen

Schachten der Erde will ich mich vertraut machen, und endlich, endlich irgendwo die Ruhe entdecken. —

Und warum will ich ruhig sein? Warum dies lächerliche Streben nach einer Empfindung, die an sich nichts ist? die nur aus einer Abwesenheit von Gefühlen entsteht? — Nein, ich will anfangen, in den Folterschmerzen, im Kampfe des Gewissens meine Freuden zu finden! — Alle Verbrecher, alle Bösewichter sollen leben! Der Tugend, der Gottheit zum Trotz sollen sie sich nicht elend fühlen! ich will es so, und ich hab' es mir selber zugeschworen.

Mit meinen jämmerlichen Gesellen ist nichts anzufangen, sie trinken und spielen nicht. Raub und Mord und Mord und Raub ist ihr einziges Beginnen, und wenn sie spielen, ist man in Gefahr, von ihnen umgebracht zu werden.

Wie mir der Kopf, wie mir alle Sinne schwindeln. Es giebt nichts Höheres im Menschen, als den Zustand der Bewußtlosigkeit; dann ist er glücklich, dann kann er sagen, er sei zufrieden. Und so wird er im Tode sein. Dumpfe Nacht liegt dann über mir, kein Stern leuchtet zu mir in den finstern Abgrund hinein, kein Schall aus der Oberwelt findet den Weg dahin, unauflöslich an gänzliche Vergessenheit gebunden, lieg' ich dann da und bin nicht mehr ich selbst, ich kenne mich nicht mehr und die Steine umher sind meine Brüder, — nun, warum sollt' ich mich denn also vor dem Tode fürchten? Er ist nichts, er hebt die Furcht auf, er ist die letzte Spitze, in der alle menschliche Gefühle und Besorgnisse zusammenlaufen und in Nichts zerschmelzen.

Wohl mir, wenn der Tod erst mein Gehirn und

Herz zertreten hat, wenn Steine über mir liegen und Gewürme von meinem Leichname zehren! —

Der Mensch ist nichts als ein alberner Possenreißer, der den Kopf hervorsteckt, um Fratzen zu ziehn, dann drückt er sich wieder zurück in eine schwarze Oeffnung der Erde, und man hört nichts weiter von ihm.

Mein Blut läuft schmerzhaft schnell durch meine Adern. Aber es wird einst stille stehn, kein Wein wird es dann schneller herumtreiben und nach dem Gehirne jagen, es wird stehn und verwesen. —

Wo die Menschen bleiben! — Wenigstens mag ich noch jetzt nicht allein sein, dazu habe ich im Tode noch Zeit genug.

Reisen Sie ja nicht hieher, Rosa, glauben Sie mir, wir würden Sie ohne alle Barmherzigkeit rechtschaffen plündern, denn hier gilt keine Freundschaft, keine Ausnahme der Person. Ja, wir schonen nicht einmal andrer Diebe, so strenge halten wir auf Gerechtigkeit. —

O Freund, was kann der Mensch denken und niederschreiben, wenn er ohne Besinnung ist! Jetzt, da ich nüchtern bin, schäme ich mich vor mir selber, ich wache in mir selbst auf, und alles wird zu nichte, was schon in sich selbst so nichtig war. Seit ich hier bin, ist mein Herz mehr zerrissen als je, ich habe mich nie vorher mit diesen Augen betrachtet. In der düstern Einsamkeit reißen sich alle Sophismen, alle Truggestalten mit Gewalt von mir los, ich fühle mich von allen jenen Kräften verlassen, die mir sonst so willig zu Gebote standen. Eine schreckliche Nüchternheit befällt mich, wenn ich an mich selbst denke, ich fühle

meine ganze Nichtswürdigkeit, wie jetzt nichts in mir zusammenhängt, wie ich so gar nichts bin, nichts, wenn ich aufrichtig mit mir verfahre. O es ist schrecklich, Rosa! sich selbst in seinem Innern nicht beherbergen zu können, leer an jenen Stellen, auf denen man sonst mit vorzüglicher Liebe verweilte, alles wüst durch einander geworfen, was ich sonst nach einer schönen und zwanglosen Regel dachte und empfand: von den niedrigsten Leidenschaften hingerissen, die ich verachte und die mich dennoch auf ewig zu ihrem Sklaven gemacht haben. Ohne Genuß umhergetrieben, rastlos von diesem Gegenstand zu jenem geworfen, in einer unaufhörlichen Spannung, stets ohne Befriedigung, lüstern mit einer verdorbenen, in sich selbst verwesten Phantasie, ohne frische Lebenskraft, von einem zerstörten Körper zu einer drückenden Melankolie gezwungen, die mir unaufhörlich die große Rechnung meiner Sünden vorhält: — nein, Rosa, ich kann mich selber nicht mehr ertragen. Wäre Andrea nicht, so würde ich wünschen, ewig ein Kind geblieben zu sein, der Dümmste zu sein, den Sie nicht eines Wortes, nicht Ihres Anblicks würdigen, ach, ich wäre zufrieden auch mit Ihrer Verachtung, ich würde von keiner andern Heimath wissen und mich in der dunkeln, beschränkten Hütte glücklich fühlen. Aber ich weiß, daß noch nicht alles verloren ist, die größere und bessere Hälfte meines Lebens ist noch zurück. Andrea hat den Schlüssel zu meiner Existenz, und er wird mir wieder ein freieres Dasein aufschließen: er wird mich in eine höhere Welt hinüberziehn und ich werde dann die Harmonie in meinem Innern wieder antreffen. So muß es sein, oder es giebt für mich keinen Trost auf dieser weiten

Erde, keinen Trost im Grabe, vielleicht keinen Trost in einer Unsterblichkeit. Glauben Sie nicht, Rosa, daß ich in einer trüben Laune übertreibe, daß ich mich mit Beschuldigungen überlade, um mir nur die Entschuldigung wieder desto leichter zu machen: nein, ich habe dies in allen Stimmungen empfunden, selbst im Wahnsinne der Trunkenheit schwebte diese Ueberzeugung fürchterlich deutlich vor meinen Augen, nur habe ich sie mir selber abgeläugnet; ich kann jetzt mit diesen Lügen nicht weiter kommen, ein unbestechlicher, unsichtbarer Genius verdammt mich von innen heraus, und was mich am meisten zu Boden wirft, ist, daß ich mir nicht als ein Ungeheuer, sondern als ein verächtlicher, gemeiner Mensch erscheine. Wäre das Erstere der Fall, so läge in der Vorstellung selbst ein Stolz und also auch ein Trost. — O, Sie glauben es nicht, wie abgeschmackt ich mir vorkomme, wenn ich irgend einen Schluß machen, oder etwas Gescheites sagen will; alles erscheint mir dann so ohne Zusammenhang mit mir selber, so aus der Luft gerissen, so im Widerspruche mit dem jämmerlichen Lovell, daß ich wie ein Schulknabe erröthen möchte.

Sie sehn, Rosa, ich muß zurück und Andrea muß mich von mir selbst erlösen.

———

28.

Ralph Blackstone an Mortimer.

Bondly.

Es geht alles glücklich und über die Maaßen wohl mit den Verbesserungen: ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen einige summarische Nachrichten davon zu geben, weil Sie sich für den hiesigen Garten vorzüglich interessirten. Die alten Linden, die vertrocknet waren, sind abgehauen und ausgegraben, es fand sich der Name Ihrer Gemalin in der einen, neben ihr stand Lovell eingeschnitten; man hat junge Birken dort gesetzt; der Teich ist ausgetrocknet, weil der Garten doch an Wasser Ueberfluß hat: einiges Nadelholz am Abhange des Berges ist fortgeschafft, weil es oben die schöne, herrliche Aussicht einschränkte. Manche kleine Verbesserungen werden Sie noch antreffen, wenn Sie sich wieder selbst einmal herbemühen wollen; der Garten kann sich nun bald vor jedem Kenner sehen lassen; manches freilich könnte besser sein, aber man muß nicht alles in der Welt auf die beste Art haben wollen, sonst bleibt es am Ende ganz schlecht. An mir liegt freilich nicht die Schuld, sondern immer nur an dem Gärtner Thomas, von dem ich Ihnen schon neulich schrieb, daß ich vielen Streit mit ihm hätte; ein Mensch, der seinen wahren und ächten Geschmack gar nicht ausgebildet hat, und der nun doch immer in allen Sachen Recht haben will. Nun ist das eine sehr große und fast unausstehliche Prätension, selbst von einem sehr gescheiten Menschen, und nun vollends von einem Manne, der nicht drei vernünftige Gärten Zeit seines ganzen Lebens ge-

sehn hat. Aber es ist ein schlimmer Umstand bei diesem Manne, er wird sehr gekränkt, wenn man ihm zu sehr widerspricht, oder ganz gegen seinen Willen handelt, er hat eine Art von empfindsamem Eigensinn, den man gar nicht brechen kann, ohne ihm selber das Herz zu brechen. Er war neulich heftig gerührt, als ich ein Blumenbeet angebracht hatte, von dem er nichts wußte. Er hielt mir das Unrecht, das ich ihm, als einem so alten Manne, thue, daß ich seinen Respekt bei den Gartenknechten vermindre, recht beweglich vor, und ich alter Narr ließ mich übertölpeln und wurde ordentlich mit gerührt. Seit der Zeit sind wir nun sehr gute Freunde, ich thue ihm sehr vieles zu Gefallen und er thut mir auch dagegen manches zu Gefallen: ich habe es mir überlegt, daß ich lieber den Garten und den guten Geschmack, als einen lebendigen Menschen etwas kränken will, und darum sehe ich jetzt durch die Finger, und lasse manchmal fünfe gerade sein.

Von der Jagd sind Sie eben so wenig, wie mein Schwiegersohn, ein großer Liebhaber, und darum will ich Ihnen von ihren Fortschritten lieber nichts erzählen. Mein Schwiegersohn ist Willens, das benachbarte Gut Waterhall zu kaufen, und ich glaube, daß er vernünftig daran thut, denn es ist zu einem sehr billigen Preise zu haben. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Gewogenheit und nenne mich

Ihren ergebensten Freund
Ralph Blackstone.

29.

William Lovell an Rosa.

Nizza.

Wohin soll ich mich wenden? — Ein entsetzlicher Schreck hat mich bis hieher gejagt, und nun weiß ich nicht, ob ich hier bleiben, ob ich rückwärts oder vorwärts gehen soll.

Die Räuber waren endlich meines müßigen Lebens überdrüßig, sie forderten, daß auch ich ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden sollte. Man gab mir ein Pferd, und ich mußte an einem Morgen mit zwei andern ausreiten.

Wir lagen noch nicht lange am Wege, als ein Reiter in großer Eile vorübertrabte; wir lenkten auf einen verborgenen Fußsteg ein, so daß wir ihm entgegenkamen. Er schien uns nicht zu fürchten, denn er suchte nicht auszuweichen, wir stießen auf einander — und o Himmel! nie werd' ich diesen Augenblick vergessen, — Karl Wilmonts Gesicht stand vor mir, bleich und entstellt. — Kaum erkannte er mich, als in seinen Augen ein höheres Feuer aufloderte. Ich sah' es, wie er nach meinem Blute lechzte, er sprach den Namen Emilie aus und stürzte wie ein wildes Thier auf mich ein. Ich konnte seinen Blick nicht aushalten, er zwang mich unwiderstehlich zu entfliehn; ich hörte ihn hinter mir, indem er gräßliche Flüche ausstieß: mein Haar stand empor, das Pferd lief mir immer noch nicht schnell genug, eine unbeschreibliche Angst drängte mich vorwärts. — Meine beiden Gefährten waren weit zurück, und als ich mich nachher noch einmal umsah, war auch Wilmont verschwunden. —

Wo ist er geblieben? — Soll ich nun nach Rom kommen, soll ich nach Frankreich zurückkehren? Wo bin ich vor diesem Verzweifelten sicher? Aller Muth, der mir sonst zu Gebote steht, verläßt mich, wenn ich an ihn denke. Er kömmt, um mich zu suchen; — und wenn er mich findet? — Wie vermag ich's, ihm Stand zu halten? —

30.

Karl Wilmont an Mortimer.

Pisa.

Ich hatte ihn, bei meiner Seele, ich hatte ihn schon! Aber er ist mir wieder entkommen, der schändliche Bösewicht. — Von Räubern ward ich in den Piemontesischen Alpen angefallen, und denke Dir, Mortimer, er war unter ihnen. Ich erkannte ihn sogleich, und er erkannte mich und flohe. — Mein lahmer Gaul kam nicht nach. Schon gegen mir über, daß ich ihn erreichen konnte, hatt' ich ihn gehabt. Mein Pferd stürzte an einem hervorragenden Stein und brach den Schenkel, ich lag eine Weile ohne Besinnung; als ich wieder zu mir selbst kam, sah' ich ihn nirgend. — Aber ich muß ihn finden! — Wüßt' ich nur, wohin ich mich wenden sollte! — In welchen Schlupfwinkel hat sich der Elende jetzt vor meiner Wuth verkrochen? — Aber darüber bin ich unbesorgt; endlich muß ich ihn treffen, Emiliens Geist wird meine ungewissen Schritte leiten: fand ich ihn doch da, wo ich ihn am wenigsten vermuthet hatte.

Zehntes Buch.

1796.

1.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

In einigen Wochen komme ich zu Ihnen, und dann will ich mit eigenen Augen die Verwandlungen in Bondly betrachten, die ich bis jetzt nur aus Beschreibungen kenne. Ihr Schwiegervater hat mir in mehreren Briefen davon geschrieben, und alles hat meine Neugierde äußerst rege gemacht. Durch gewisse Thorheiten kann mich ein Mensch sehr zu seinem Vortheile einnehmen. Ich mag die Eitelkeit nicht so grimmig anfeinden, die den Menschen oft aufrecht hält, wenn ihn alles übrige verläßt; sie ist eine gutmüthige Thorheit, die ihn über alle seine übrigen Thorheiten tröstet, sie ist der Wundarzt in der Welt des Menschen, und der Mensch leidet gewiß am meisten, wenn dieser sein Chirurgus krank darnieder liegt; wenn ihn die Eitelkeit verläßt, oder er seine Eitelkeit verachtet, so durchlebt er die unglücklichsten Stunden seiner Existenz. Wenn sich nun ein Mann irgend ein Spielzeug aussucht und sehr ernsthaft damit umgeht, soll man ihn denn deswegen

tadeln? Im Grunde sind überhaupt die Menschen gut, man sollte sich nicht anmaßen, über die feinen Nuancen und Schattirungen ein Urtheil zu sprechen, denn indem mir die eine Thorheit anklebt, muß ich nothwendig eine andre falsch beurtheilen, und durch Thorheit sind doch Menschen den Menschen verwandt, man sollte daher nicht immer selbst so viel von den Familienfehlern sprechen. —

2.

Thomas an den Herrn Ralph Blackstone.

Waterhall.

Wohlgeborner Herr!

Ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß ich mit den Einrichtungen des hiesigen Gartens, so zu sagen, über Hals und Kopf beschäftigt bin. Es bringt mir viele Mühe, aber ich denke immer, es soll mir auch einige Ehre bringen, und damit gebe ich mich denn über die Mühe zufrieden. Dieselben werden wissen, daß wir in dieser Welt fast gar nichts ohne Mühe haben, und obgleich die gemeinen Leute immer zu behaupten pflegen, umsonst sei der Tod, so müssen sich doch die meisten ganz außerordentlich bemühen, ja fast quälen, ehe sie nur ans eigentliche Sterben kommen; ich meine nämlich die letzten Züge, in denen man immer zu liegen pflegt; mit dem letzten Athemholen müssen wir das bequeme Lufthohlen für unser ganzes Leben bezahlen.

Der Garten hier ist in einige Unordnung gerathen; ich muß Ew. Wohlgeboren die Ehre haben zu versichern,

daß ich hier sonst schon einmal Gärtner gewesen bin
und noch jeden Busch und jeden Steg kenne; aber da-
mals hatte ich keine freie Hand, denn die gnädige Be-
sitzerin hatte, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben
soll, nicht sehr viel Geschmack, es war ihr nur darum
zu thun, daß der Garten grün sei, und damit war
dann alles gut und fertig. Dieselben aber werden wohl
einsehn, daß das noch lange keinen Garten ausmacht,
und wir beide wissen es am besten, was wir in Bondly
für Arbeit gehabt haben, und gewiß noch haben werden.
Seit unsere Eltern aus dem Paradiese getrieben sind
und auf die Erde ein Fluch gelegt wurde, hängt sie
ganz außerordentlich nach dem Verwildern hin; nun
muß der Mensch immer dagegen streiten und arbeiten,
um nur alles in der gehörigen Ordnung zu halten; und
so sind die Gärten entstanden. Die Gartenkunst ist ge-
wiß eine große Kunst, und ich höre, daß man jetzt auch
ordentliche gedruckte Bücher darüber hat, und das ver-
dient sie auch ganz ohne Zweifel. Ew. Gnaden schätzen
auch die Kunst nach ihren Würden und lassen sich so-
gar selbst mit der Arbeit ein, das muntert denn unser
einen auf, alle seine Kräfte daran zu wagen. Ich
wünschte nur, ich wäre erst hier mit allem fertig, um
nach unserm Bondly zurückkommen zu können. — Ich
empfehle mich Ihrer fernern gnädigen Freundschaft und
habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Freund und Diener
Thomas.

3.

Bianca an Laura.

Es wird mit jedem Tage schlimmer, liebe Laura; es will mir nichts mehr einen rechten Zeitvertreib machen, sondern alles kömmt mir ganz gemein und verächtlich vor. Ist es nicht genug, daß ich krank bin? Muß mir auch das noch zustoßen? Und kein Mensch bekümmert sich um mich, ich bin mir selber ganz überlassen; wär' es ein Wunder, wenn ich jetzt melankolisch würde? — Sie besuchen mich auch fast gar nicht; ist Ihre Freundschaft nur für die frohen und gesunden Tage? Ach, wenn sie mich erst werden begraben haben, werden Sie es gewiß bereuen, und dann ist es zu spät; bedenken Sie das, liebe Laura. Sie sind freilich jetzt gesund und noch ziemlich jung, aber die Zeit wird auch vorübergehn, und dann werden Sie sich eben so wie ich nach einer Freundin umsehn. Glauben Sie mir, liebes Kind, die Einsamkeit ist unser einem fürchterlich, man erinnert sich an tausend Sachen, die man schon längst vergessen zu haben glaubte. — Genau genommen, Laura, haben wir nicht recht gelebt; doch, das steht nun nicht mehr zu ändern.

4.

Laura an Bianca.

Wie ich es gleich befürchtete, liebste Freundin, Sie sind viel zu ängstlich, das verdirbt jedermann die Laune, der Sie besucht, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehn, daß man Sie eben darum ungern besucht, denn die menschliche Natur hat einen Widerwillen gegen alle Traurigkeit und Finsterniß; alles in der Welt kömmt einem dann gleich so klein und unbedeutend vor, und auf diese Art nutzt sich am Ende das Leben so wie ein Kleid ab. Sie nehmen auch alles gar zu genau, liebe Bianca; wer wollte es im Leben genau nehmen? Sind nicht Priester und Prälaten bei uns gewesen und haben sich mit uns gefreut? Auf sie fällt größere Schuld, als auf uns selbst, denn sie haben uns in unserm Lebenswandel bestärkt. Beichten Sie, liebste Freundin, und sein Sie dann außer Sorgen; gegen alles ist Hülfe, nur nicht gegen den Tod, und diesen werden Sie durch Ihre Traurigkeit beschleunigen. Wenn ich Sie öfter besuchen soll, müssen Sie durchaus lustig sein. Sie sagen mir, ich werde alt werden. Ich fange wirklich selbst an, so etwas zu merken. Es ist eine schlimme Sache mit der Zeit, die immer so unmerklich weiter rückt, und die, wenn man sich dann umsieht, einen ungeheuern Weg zurückgelegt hat. Man muß aber an so etwas gar nicht denken, das ist mein Grundsatz, Bianca; es giebt ja noch tausend andre Dinge in der Welt, die unsern Verstand und unsre Phantasie beschäftigen können. Leben Sie recht wohl, und vergessen Sie nicht wieder, was ich Ihnen gesagt habe.

5.

William Lovell an Rosa.

Padua.

Ich komme bald, Rosa, sehr bald, ich brauche nur noch eine kleine Frist, um auf dem Wege manches zu erfahren, was ich schon seit lange gerne wissen möchte. Ich sagte es schon neulich, daß es nichts Wunderbares giebt und daß sich alles um mich her vereinigt, um mich an Seltsamkeiten zu gewöhnen.

Ich streifte gestern Abends durch die Gassen der Stadt, der Mondschein und die kühle Luft lockten mich heraus. Ich wollte mich einmal wieder im Taumel der Phantasie vergessen, wie ich mich denn jetzt zuweilen mit Vorsatz in einen gewissen poetischen Rausch versetze, um alle Gegenstände anders zu sehn und zu fühlen. Einzelne Mädchen streiften in den einsamen Gassen umher, und es währte nicht lange, so folgte ich einer nach ihrer abgelegenen Wohnung. Warum mich diese gerade und keine andre anzog, weiß ich nicht zu sagen.

Als in der Stube ein Licht angezündet war, sah ich ein entstelltes schmutziges Geschöpf vor mir, mit triefenden Augen, von mittlerer Größe, und, wie alle ihres Gelichters, mit einem schaamlosen Betragen. Als wir uns genauer betrachteten, schrie sie laut auf, und ich erinnerte mich ihrer Züge dunkel. Sie befreite mich bald von meiner Ungewißheit und nannte mir ihren Namen. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß es niemand anders, als die kleine Blondine war, die Sie von Paris mitgenommen hatten, die unter dem Namen Ferdinand Sie begleitete.

Sie wußte jetzt nicht recht, wie sie sich mit mir nehmen sollte; sie fing an, auf die unverschämteste Weise in der Stube umherzuschwärmen, freche Lieder zu singen und mich dann in ihre Arme zu schließen; ich blieb ernsthaft, und plötzlich brachen ihre Thränen, wie ein lange zurückgehaltener Strom, hervor, sie warf sich in einer Ecke des Zimmers auf den Boden und schluchzte laut. Ich war ungewiß, ob ich bleiben sollte; ihre Stellung rührte mich, sie hatte das Gesicht mit den Händen verdeckt, es schien, als wollte sie sich aus Schaam in die Mauern hineindrängen. Ich ging endlich zu ihr und richtete sie auf; sie wandte ihr Gesicht ab, sie konnte vor Zittern und heftigem Weinen sich nicht aufrecht erhalten und sank in einen kleinen Sessel. Wie von gewaltigen Krämpfen ward sie hin und hergeworfen; nach diesem heftigen Sturme erlebte sie endlich einen Stillstand aller Empfindungen, und sie sah mich nun mit einem unbeschreiblich beruhigten Gesichte an.

Ich mußte weinen, alle Erinnerungen, alle Empfindungen drangen so lange auf mich ein, bis ich meiner Schwäche freien Lauf ließ. Dadurch schien sie getröstet und aufgerichtet zu werden. Wir sprachen nun miteinander, die Erhitzung hatte ihr Gesicht angenehmer gemacht, sie sah nicht mehr so verzerrt aus.

Ich glaube, ich habe Ihnen schon ehemals erzählt, daß sie mich einst in Rom in einem Billette vor Ihrer Gesellschaft gewarnt habe, sie sagte mir jetzt die Ursache davon, sie habe einst durch einen Zufall gehört, daß Sie irgend einen Plan auf mich hätten, der mir schädlich sein könnte. Doch diese Kinderei ist längst vergessen und ich hörte kaum darnach hin, als sie mir von neuem davon erzählte. Es kommt mir jetzt lächerlich vor, daß

mich jenes kleine Billet und jener Argwohn damals so sehr erschreckten. Es ist im Laufe des Lebens etwas Läppisches, sich immer für verfolgt zu halten, die Menschen nicht zu verstehn, und sich auch keine Mühe zu geben, sie kennen zu lernen, sondern statt dessen sie bloß zu fürchten. Sie hatten den Plan mich klüger zu machen, und es ist nachher auch geschehn; freilich mag das wohl etwas Unerlaubtes sein, etwas, das die meisten Menschen fürchten, und dem sie aus dem Wege gehn. Klüger zu werden ist das größte Verbrechen, das man sich in der Welt nur immer erlauben kann, dadurch empört man alle Menschen gegen sich, es heißt die Ordnung der Dinge umstoßen und sich gegen die Gesetze der Natur auflehnen, nach denen der Mensch mit jedem Jahre mehr zusammenschrumpfen und in eine immer engere Einfalt hineinkriechen muß. Die sich von dieser Nothwendigkeit losmachen, werden daher von allen übrigen Bürgern dieser Erde verfolgt, die auf Recht und Ordnung halten.

Als wir uns beide etwas getröstet und beruhigt hatten, fragte ich sie um ihre Geschichte, die mir in diesem Augenblick unendlich interessant war. Es waren ihr aus einem ehemaligen Leben so viele schöne Fragmente von Unschuld übrig geblieben, daß ich mich innig sehnte zu hören, wie sie gerade so tief und immer tiefer gesunken sei. Sie sah mich lange mit einem aufmerksamen Blicke an, dann sagte sie, daß sie meine Neugier befriedigen wolle.

Ich bin noch jetzt gerührt, und ich will versuchen, Ihnen die eigenen Worte des Mädchens herzusetzen, soviel ich mich noch ihrer erinnern kann.

Ich bin, fing sie an, in einer Vorstadt von Paris geboren. Das erste, was ich von der menschlichen Sprache

verstand, war, daß ich keine Mutter mehr hatte; die erste Empfindung, die ich kennen lernte, war der Hunger. Mein alter Vater saß, das ist meine früheste Erinnerung, vor meinem Bette und weinte, indem er eine Laute in den Händen hielt, auf der er ein wunderbares Lied spielte. Als ich nur sprechen konnte, suchte er mich mit diesem Instrumente bekannt zu machen und mir die Kunst, es zu spielen und mit Gesang zu begleiten, beizubringen, soviel es in seiner Gewalt stand. Alle meine Erinnerungen aus der Kindheit ruhen auf Lautentönen aus, alle meine Empfindungen, mein ganzes Leben ist aus diesen Tönen herausgeflossen; sie umschließen wie ein unübersehliches, melodisches Meer die Gränze meiner Erinnerung und meiner Kindheit. Fromme Ahndungen und Gefühle schweben leise von dort herüber und ziehn langsam meinem Herzen vorbei, es ist, als wenn mich einer ruft, dessen Stimme ich nicht kenne, den ich nicht verstehe. — Ach! wenn ich jetzt manchmal in der tiefen einsamen Nacht Lautentöne höre, — zuweilen dieselben Lieder, die ich sonst spielte, — o Lovell, mein Herz wollen diese Töne aus mir herausreißen. —

Als ich etwas größer geworden war, mußte ich meinen Vater auf seinen Wanderungen durch die Stadt und in den nahgelegenen Gärten begleiten. Noch oft spät in der Nacht zogen wir durch die Straßen, indem mein Vater die Laute spielte und ich dazu sang, und bei manchen Stellen eine kleine Handpauke schlug. Wir erhielten auf die Art ein mageres Allmosen, das wir am folgenden Tage verzehrten. Mein Vater fürchtete sich vor Gespenstern, und sah oft in den Ecken etwas stehn, vor dem er sich innig entsetzte; er theilte mir diese unbekannte und unbegreifliche Furcht mit. Bei Tage saßen

wir oft unter einer großen und lärmenden Gesellschaft von gemeinen Leuten, und ließen unsre Lieder hören; das Getümmel, die Verschwendung, Unmäßigkeit und die wenige Aufmerksamkeit auf uns rührte mich außerordentlich; mein Vater tröstete mich dann und sagte mir, daß dies so die Weise der Menschen sei, daß daraus das menschliche Leben bestehe. — O wie lebhaft und schmerzlich fällt mir heute alles, alles wieder ein, was ich immer zu vergessen suchte.

Ein paar arme Mädchen gesellten sich zu mir und manchmal waren wir jugendlich lustig, und es kam mir dann ordentlich vor, als gehörte ich auch mit zur Welt, ich war dann in mir selber dreister. — Wenn ich aber wieder unter die andern Menschen trat, so schlug mich jeder gute Anzug nieder, jede vorbeifahrende Kutsche beschämte mich, und ich verachtete mich selbst eben so, wie mich alle übrigen Menschen verachteten. — Die muthwilligen Gespräche der Mädchen versetzten mich dann wieder in einen gewissen Rausch, den ich selbst in der Freude nur als eine Trunkenheit ansah und in denselben Augenblicken recht gut wußte, daß ich zu einer nüchternen Selbstverachtung, zu einer elenden, kriechenden Geistesdemüthigung wieder erwachen würde. — Ich verachtete aber meine Freundinnen ganz von Herzen, ja ich weinte über sie, als ich bald nachher von meinem Vater hörte, daß sie sich in ein schlechtes Haus als gemeine Dirnen hingegeben hätten. — Wer hätte mir damals sagen können, — o, und doch ist es gar nicht wunderbar, es ist so begreiflich, — ach! Lovell, der Mensch ist in sich nichts werth.

Unser Unglück wurde noch vergrößert; von innigem Grame, von vielen vergossenen Thränen ward mein Vater

blind. Ich war ihm jetzt ganz unentbehrlich; ich war jetzt sein einziger Trost. Ich that ihm alle Dienste gern und willig, ich liebte ihn nur um so mehr, je unglücklicher er war. Meine Phantasie hatte jetzt, bei der gänzlichen Unterdrückung von aussen, einen hohen Schwung genommen, ich war innerlich zufrieden, und ersetzte mir durch erhabene Träume den Verlust der wirklichen Welt.

Spät in der Nacht las ich oft noch die Schilderung großer Menschen, in den Erzählungen von Richardson; mich erquickte die Welt voll erhabener Geister, die mich dann umgab, und ich war überzeugt, daß die Menschen mich nur nicht genug kennten, um sich mit mir auszusöhnen. Dann war ich über alles Ungemach getröstet, dann war ich über alle Leiden beruhigt, die mich einst noch treffen könnten. Welchen Eindruck machten aber dann wieder die gemeinen Gesichter auf mich, von denen ich durch meinen Gesang ein Allmosen erbetteln mußte: ihre plumpen Späße, ihre groben Zweideutigkeiten, die ich ertragen mußte. Ich war gezwungen, einer kleinen Münze wegen jede Demüthigung zu erleiden.

Ach, Lovell, was mögen Sie von mir denken, daß ich jetzt noch so sprechen kann? — Nicht wahr, Sie möchten lächeln? Die Zeit geht grausam mit dem armen Menschen um; erst stellt sie ihn als ein schönes und liebenswürdiges Kunstwerk hin, und dann arbeitet sie so lange an ihm, bis er endlich selbst eine Satire auf seinen ehemaligen Zustand wird.

Jetzt kam eine Zeit, die ich nie vergessen werde, die mir immer ein Räthsel bleiben wird. So widrig mir anfangs die elenden Witzeleien, die unausstehlichen Liebkosungen dieser gemeinen Menschen gewesen waren, so

gewöhnte ich mich doch am Ende daran, ja sie gefielen mir sogar. Ich horchte während dem Singen auf ihren unzüchtigen Witz, und wiederholte mir in Gedanken die Einfälle, die ich gehört hatte. Mein Blut war in einer beständigen Erhitzung, ich lebte wie in einer unaufhörlichen Trunkenheit. Meine Bücher waren mir jetzt zuwider, sie kamen mir lächerlich vor: die schöne Natur zog meine Blicke und meine Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich, sie kam mir vor wie eine strenge, langweilige Sittenpredigerin. Meine Phantasie ward in gemeinen und unangenehmen Bildern einheimisch, alle meine ehemaligen Vorstellungen erschienen mir albern und unwürdig. — Zuweilen war es dann wieder, als wenn ich aus meinem Schlafe erwachte; dann erinnerte ich mich meiner vorigen schönen Empfindungen, ich bekam dann einen Abscheu vor mir selber, mein Leben kam mir in diesen Augenblicken wüste und dunkel vor, ich beschloß, mich zu meinem sonstigen Zustande zurück zu retten, — aber dann trat es mir wieder wie ein steiler Berg entgegen, mein gemeiner Sinn ergötzte sich wider meinen Willen an schändlichen Vorstellungen, und das schöne Land der kindlichen Unschuld lag wieder weit zurück und wie von einem schwarzen Nebel verfinstert. Um diese Zeit sah mich Rosa, ich gefiel ihm, er kam mir entgegen und ich machte die andre Hälfte des Weges, er lehrte mich das Laster kennen, und ohne Besinnung, ohne einen Gedanken verließ ich meinen armen, unglücklichen, blinden Vater, und folgte ihm. — Ach, er wird nun wohl schon gestorben sein; aber ich bin bestraft, sein Fluch ist mir nachgefolgt. — — —

Sie hielt hier ein und weinte von neuem. Ich erinnerte mich jetzt eines alten blinden Bettlers, den ich in

Paris gekannt und der mir selbst einmal von einer undankbaren, entlaufenen Tochter erzählt hatte. Er ist ganz ohne Zweifel derselbe. An manchen Tagen war er wahnsinnig und sang wilde und prophetische Lieder, indem er dazu auf seiner Laute phantasirte: dann liefen ihm die Jungen in den Gassen nach, um ihn zu verspotten.

Sie hatte sich jetzt wieder erholt und fuhr in ihrer Erzählung fort:

Es erwachte jetzt ein ganz neues Leben in mir, ich sah mich zum erstenmale geschätzt und geliebt, in guten Kleidern, vertraut mit einem Menschen, den ich noch vor wenigen Tagen als ein fremdartiges Wesen, als einen Gott verehrt hatte. Ich kaufte jetzt alle Zuversicht, allen Genuß zurück, die ich bis dahin entbehrt hatte. Meine Munterkeit wurde zur Frechheit, denn ich hielt mich für eines der vorzüglichsten Geschöpfe in der Welt, ich hatte den Unterschied unter den Menschen nie gelernt, ich kannte jetzt nur die reichern und ärmern, mir fehlte jetzt zu einem angenehmen Leben nichts, und ich verachtete alle Menschen, die nicht so gut leben konnten wie ich. — In diesem Zustande sah ich Sie, Lovell, und ein Gefühl, wie ich noch nie gekannt hatte, bemächtigte sich meiner. Es war die Liebe, die mir bis dahin fremd geblieben war. Ohne zu wissen, was ich that, rettete ich Ihr Leben bei jenem Ueberfalle der Räuber. Meine Zuneigung wuchs mit jedem Tage, aber ich bemerkte, daß Rosa eifersüchtig wurde. Von jetzt lebt' ich ein schweres Leben, denn alle meine Empfindungen lagen im Kampfe miteinander, meine Gefühle waren so rein und schön, und eben durch sie erhielt ich einen Aufschluß über meine

eigene Verächtlichkeit. — Sie wissen, wie ich Sie bat, zu mir zu kommen; Rosa überraschte uns. Seit der Zeit war ich ihm zuwider, ja er haßte mich endlich und überließ mich meinen Schicksale. — Ich konnte von Ihnen damals nichts weiter erfahren, als daß Sie mit einer gewissen Rosaline lebten: als ich dies hörte, wagte ich es nicht, zu Ihnen zu kommen, ich fürchtete mich auch vor Rosa. — Es fanden sich einige Menschen, die mich einer nach dem andern unterhielten, denn ich war einmal an diese Lebensart gewöhnt und hatte viele Bedürfnisse. — Ich sank immer tiefer, ich verließ Rom und zog von einer Stadt zur andern, — und nun, Lovell, — Reue im Herzen, ohne Geld, mit den gemeinsten Geschöpfen verschwistert, krank — — —

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ich war erschüttert, ich gab ihr alles Geld, das ich bei mir hatte, und verließ sie. — Ich will sie heute besuchen und sie mit mehrerem Gelde versorgen, damit sie wenigstens ihre Gesundheit wieder herstellen kann.

Sie hätten sie nicht so ganz verlassen sollen, Sie haben nicht recht gethan. — Doch, habe ich an Rosalinen nicht noch schlimmer gefrevelt?

6.

Ralph Blackstone an Thomas.

Bondly.

Es ist hier noch immer alles beim Alten, mein lieber Thomas, außer daß im Garten wieder manche kleine Veränderungen vorgefallen sind. Ich finde doch, daß Er bei allen den Anlagen unentbehrlich ist, denn die übrigen Menschen sind dumm und es ist nichts mit ihnen anzufangen. Ich habe noch allerhand neue Projekte im Kopfe, die sich vielleicht mit der Zeit ausführen lassen. Er muß nur den Garten in Waterhall bald zu Stande zu bringen suchen, denn im Grunde gehören wir beide zusammen, wenn wir uns auch manchmal ein wenig gestritten haben. Vier Augen sehn immer weiter, als zwei, das ist mein Wahlspruch und ich finde es immer bestätigt, daß ich daran nicht Unrecht habe. Man muß nur immer suchen, in der Welt irgend etwas zu Stande zu bringen, es mag auch dann sein, was es will; es ist zwar nichts merkwürdiges eben, wenn wir den hiesigen Garten beide verschönern, es wird immer noch keinen Einfluß auf die Weltgeschichte haben, aber es ist doch immer sehr angenehm und sehr löblich. Wenn man im Kleinen etwas Gutes thut, so kann man es doch berechnen, wie weit es sich erstreckt, und das ist sehr viel werth; von dem Guten aber, das im Großen geschieht, oder geschehn soll, kann man nie wissen, wie weit es gehn wird, es geht oft gar zu weit und ist nachher nicht mehr zu ändern, eben weil es gleich in der Anlage zu groß war. Er thut mir daher einen sehr großen Gefallen, lieber Thomas, wenn Er sobald als möglich wieder

zurückkommt, mit Ihm kann man reden, und er ist ein Mann, der den Verstand da hat, wo er hingehört; das kann man nicht von allen Leuten sagen, Thomas, denn manche haben ihn in den Fußsohlen, andre im Rücken, andre auf der Zunge; das sind solche Leute, die man zu gar nichts brauchen kann. Er sieht, wie hoch ich Ihn schätze, und Er wird darum machen, daß Er bald zurückkömmt. Ich nenne mich

Seinen Freund
Ralph Blackstone.

7.

William Lovell an Rosa.

Florenz.

Es neigt sich alles zum Ende, mein Leben kömmt mir vor, wie eine Tragödie, von der der fünfte Akt schon seinen Anfang genommen hat. Alle Personen treten nach und nach von der Bühne und ich bleibe allein übrig.

Ich besuchte in Padua das Mädchen am folgenden Morgen wieder. Meine Rührung hatte den ganzen Tag über fortgedauert; ich stellte mir recht lebhaft vor, wie sehr sie mir danken würde, und als ich nun hinkam, fand ich sie im hitzigen Fieber, so daß sie mich nicht wieder erkannte. Ich ließ das Geschenk zurück, das ich für sie bestimmt hatte. — Ich reiste ab, und ein Zufall, oder eine seltsame Laune, verschlug mich nach Genua.

Ich labte mich hier am Anblicke des großen allmächtigen Meeres. Mein Geist ward in mir größer, und ich fühlte mich einmal wieder über die Menschen und über die Natur hinausragen. Die unübersehliche Fläche redete mich erhaben an, und ich antwortete ihr innerlich mit bestimmter Kühnheit. Alle meine Sorgen, die mich sonst so schwer drückten, waren hinweggeflogen, und ich war frei und unbeängstigt. Aber Wolken stiegen am fernen Horizonte auf und mit ihnen trübe Zweifel in meiner Seele, alles stand wieder still, die Uhr zeigte wieder jene traurige, schwarze Stunde, — ich ward mir selbst wie ein entsprungener Gefangener zurückgegeben. O über den verhaßten Wechsel in unserm Innern!

Ich ging an einem Morgen durch eine einsame Straße, und hinter einem vergitterten Fenster glaubte ich Balders Gesicht zu sehn. Ich erstaunte, ich erkundigte mich unten im Hause nach ihm, man bestätigte, daß er dort wohne, und wies mir mit einem Lächeln, das ich nicht verstand, die Treppe nach seinem Zimmer. — Ich trat hinein, er war es wirklich, er erkannte mich sogleich und umarmte mich mit großer Herzlichkeit. Er war gut gekleidet, seine Miene war ganz geändert, sein Auge schien heiter und ungetrübt. Er war ganz zu den gewöhnlichen Menschen wieder zurückgekehrt, er war froher und menschlicher, als er selbst damals war, als ich ihn in Paris zuerst kennen lernte. Mein Erstaunen war ohne Gränzen und ich konnte mich immer noch nicht überzeugen, daß jener unglückliche, wahnsinnige Balder wirklich vor mir stehe.

Wir frühstückten miteinander, und ich konnte nicht müde werden, ihn aufmerksam zu betrachten. Sein Gesicht war voller und gesunder, in seinen tiefliegenden

Augen waren einige Spuren des Wahnsinnes zurückgeblieben, ob sie gleich ziemlich hell und lebhaft waren. Alle seine Bewegungen waren lebendiger, er war durchaus körperlicher geworden, und deswegen kam er mir in einzelnen Momenten ganz fremd vor. Das Zimmer war ordentlich und aufgeräumt, nur an der hintern Wand lag ein großer rother Mantel über den Boden und über Stühlen ausgebreitet.

Balder war sehr gesprächig, und wir unterhielten uns von manchen Vörfällen aus der Vergangenheit. Ich bat ihn endlich, mir zu erzählen, durch welche Zufälle er sich plötzlich so sehr verändert habe; sein Gesicht ward trauriger, indem er darüber zu reden anfing; ich will es versuchen, Rosa, Ihnen seine eigenen Worte niederzuschreiben.

Du wirst vielleicht, fing er an, meinen seltsamen Brief aus den Apenninen erhalten haben, denn daß ich dort gewohnt hatte, erfuhr ich nachher. Ich kann mich jenes Zustandes nur noch dunkel und mit Mühe erinnern. Ich weiß, daß mich ein unaufhörlicher, wunderbarer Traum umgab. Mein Bewußtsein lag gleichsam fern ab in mir verborgen, die äußere Natur schimmerte nur dunkel in mich hinein, mein Auge starrte vorwärts und die Gegenstände veränderten sich dem stieren, angestrengten Blicke. Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den Resonanzboden auf den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsylbige Töne an. Wie in Bergwerken eine Leuchte oft hin und wieder geht und das Licht an den Quarzwänden und

dem nassen Gestein wundersam zurückschimmert, so erschien mir der Gang meiner Vorstellungen in mir selber.

Plötzlich ergriff mich wieder, so wie in meinen gesunden Tagen, das Gefühl einer heftigen Unruhe, ich fand mich in mir selber unzufrieden. Das fernstehende prosaische Leben kam wieder näher auf mich zu und eine unbeschreibliche Sehnsucht zog mich nach sich. Ich kam zu mir selbst zurück und fand mich wie sonst eingeengt und gepreßt, ich wünschte und wußte nicht was: in der Ferne, in einer andern Heimath schien alles zu liegen, und ich verließ endlich den Ort, wo ich so lange gewohnt hatte.

Andre Gegenden begrüßten mich wieder mit denselben Empfindungen, die ich sonst gehabt hatte, die Zirkel und das Getümmel des menschlichen Lebens ergriffen mich von neuem, ich legte meine seltsame Kleidung ab und beschloß nach Deutschland, nach meiner Heimath, zurückzureisen. Es war als wenn sich die verschlungenen Gegenstände mehr von einander absonderten; was zusammen gehörte, flog zusammen, und ich stand in der Mitte der Natur. Die Posthörner nahmen nun wieder über Berge und Seen und fernen Gegenden meine Seele mit sich, der Trieb zur Thätigkeit erwachte wieder und das dumpfe, unverständliche Geräusch, das mich bisher innerlich betäubt hatte, verlor sich immer ferner und ferner.

Ich hatte noch einiges Geld übrig behalten und mit diesem kam ich in Genua an. — O Freund, ich wußte nicht, daß ich hier meine frühste Jugend wiederfinden sollte, ein neues Leben, um es nachher noch einmal zu verlieren. — Ich lernte hier ein Mädchen kennen, — o

Lovell, Du lächelst und verachtest mich, — nein, ich kann Dir nicht sagen, wer sie war, Du kannst es nicht begreifen. Ich hatte schon einst vor langer Zeit meine Henriette begraben, ich hatte viel auf ihrem Grabe geweint, und hier fand ich sie nun ganz und gar wieder und sie hieß Leonore. — Ach, wie glücklich war ich, als sie mich wieder liebte, als sie meine Göttin ward.

Ich weiß nicht, wie es geschah, aber jetzt verließ mich alle meine Schwermuth, ich konnte selbst nicht mehr an meinen ehemaligen Zustand glauben. Mein Leben war ein glückliches, gewöhnliches Menschenleben, und keiner meiner Gedanken verlor sich auf jener wüsten Haide, auf der bis dahin meine Seele rastlos umhergestreift war. Ich ließ mir mein Vermögen aus Deutschland überschicken, die Familie meiner Gattin war reich, es fehlte meinem Glücke nichts weiter, als daß mich das Schicksal in Ruhe ließ. — — —

Er hielt hier ein und fing an zu weinen. Ist dies derselbe Mensch, sagte ich zu mir, der sonst das Leben mit allen seinen Menschen so innig verachtete? der von jeder Menschenfreude auf ewig losgerissen war? Ein Weib also konnte jene entsetzlichen Phantasieen verscheuchen, die ihn belagert hielten? — Dabei ergriff mich ein Schauder, daß eben der Balder, den ich im heftigsten Wahnsinne gesehn hatte, jetzt als ein ganz gewöhnlicher Mensch vor mir stand.

Er fiel in meine Arme und fing von neuem an zu sprechen: — Ach Lovell! rief er aus, auch diese hat mir der Tod entrissen. Und ich darf den Kirchhof, ich darf ihr Grab nicht besuchen! Wie sehn' ich mich oft nach meiner einsamen Wohnung in den Apenninen zurück! — —

Ich wollte ihn trösten; ich ließ einige Worte über den gewöhnlichen Gang des menschlichen Lebens fallen.

Recht! rief er mit großer Bitterkeit, das Leben würde kein Leben sein, wenn es nicht nach dieser tyrannischen Vorschrift geführt würde. Wir sind nur darum auf kleine armselige Augenblicke glücklich, um unser Unglück nachher desto schärfer zu fühlen. Es ist der alte Fluch, Glück muß mit Unglück wechseln, und eben darin besteht unser Leben und unser Elend.

Er war heftig erschüttert und ich ging im Zimmer auf und ab; ich näherte mich dem Mantel und wollte ihn in Gedanken aufheben. Halt! rief mir Balder plötzlich zu, um Gotteswillen halt ein! — Seine Stimme war ganz unkenntlich, ich stand erschrocken still und sah ihn befremdet an. — Da unten, sagte er mit zitterndem Tone, liegen die Denkmäler, die man Henrietten gesetzt hat. — Neugierig hob ich den Mantel auf, — und wie entsetzte ich mich, als ich einen dicken Pfahl und starke Ketten erblickte. Einige Glieder der Kette fielen rasselnd herunter und Balder tobte nun wie ein wildes Gespenst im Zimmer auf und ab, er rannte mit dem Kopfe gegen die Wände, er schrie und zerfleischte sich das Gesicht, er warf sich laut lachend auf den Boden nieder.

Bösewichter! schrie er mit einer gräßlichen Stimme, so geht ihr mit mir um? — Das ist also der Mensch? — Gebt sie mir zurück und nehmt diese Ketten wieder! —

Die Raserei erstickte bald seine Sprache. Sein Gesicht war jetzt blau und aufgetrieben, alle Glieder seines Körpers bewegten sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit, in seinen gräßlichen Bewegungen lag etwas Nie-

driges und Komisches, das mein Entsetzen noch vermehrte. Jetzt sprang er auf mich zu und warf mich mit einem gewaltigen Stoße gegen die Wand, er grinste mich mit einem höhnischen Lächeln an und drückte seine Faust gegen meine Brust; es war mir unmöglich mich von ihm loszumachen. Noch nie hab' ich ein so inniges Entsetzen gefühlt, als in diesem Augenblicke: ich wußte nicht mehr, welche verzerrte Gestalt vor mir stand, ich war in Versuchung, laut aufzuschreien und zu singen, und aus einem fast unwiderstehlichen Triebe Balders gräßliche Possen nachzuahmen. Schon fühlt' ich, wie mir Sinne und Bewußtsein vergingen, ich mußte mich ganz sammeln, um im Stande zu sein, nach Hülfe zu rufen.

Mehrere Menschen mit großen Ruthen und Knütteln traten herein. Balder ließ von mir ab. Man schleppte ihn nach dem Winkel des Zimmers und schloß ihn an den Block. Er ließ alles ruhig geschehn und lächelte nur dazu; als er sich aber festgeschlossen fühlte, brach seine Wuth von neuem aus, er schleuderte sich wie ein wildes Thier in den Ketten hin und wieder, alle seine Sehnen waren angespannt, sein Gesicht glühte, seine Augen waren keine menschlichen. Er stemmte sich mit den Ketten, um sich vom Blocke loszureißen, so daß die Ringe laut erklangen: seine Wärter schlugen jetzt ohne Erbarmen auf ihn zu, aber er schien keine Empfindung zu haben. Unter der Anstrengung aller Kräfte schien er größer zu werden, sein Gesicht war rund und glühend wie der Vollmond: ich konnte den Anblick nicht länger aushalten, ich verließ schnell das Zimmer. Noch unten, noch auf der Straße hört' ich ihn schreien; Thränen kamen in meine Augen.

So hab' ich ihn wieder gefunden; doch beruhigen Sie sich, Rosa, er ist schon nach zweien Tagen in dieser Raserei gestorben. Alles, was er mir erzählt hatte, ist wahr, gleich nach dem Tode seiner Frau ist er wieder rasend geworden, in Zwischenzeiten kalt und vernünftig gewesen. Die Verwandten seiner Frau haben für seinen Unterhalt gesorgt.

Scheint diesem Unglücklichen der Wahnsinn nicht von der Geburt an schon mitgegeben zu sein? Zuerst ging er langsam alle Grade desselben durch, bis er durch eine neue Liebe schneller und rascher zum letzten Extreme hingetrieben ward. — In einigen Tagen sehn Sie mich in Rom. —

8.

Adriano an Franzesko.

Florenz.

Je länger ich über Andrea nachdenke, je seltsamer, ich möchte sagen, je alberner kömmt er mir vor. Es fügen sich in meinem Gedächtnisse erst jetzt so manche Züge zusammen, die mir bedeutender als damals erschienen. Ich kann es nicht unterlassen, die Menschen jetzt zu verachten, die sich so ernsthaft in die Mitte der Welt hinstellen; jeder simple Bauer, der auf dem Felde arbeitet und nachher ein Weib nimmt, ist mir bei weitem ehrwürdiger. Muß denn alles am Menschen schwülstig und aufgedunsen sein? Will keiner den Weg zu jener Simplicität gehn, die den Menschen zum wahren Men-

schen macht, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil uns dieser Weg zu sehr vor den Füßen liegt? Es ist sehr schlimm, daß der feinere Verstand gewöhnlich nur dazu dient, die Einfalt zu verachten, statt daß wir lieber den Versuch machen sollten, ob wir nicht auf einem bessern Wege zu denselben Resultaten kommen könnten. Es ist ein ewiger Streit im ganzen menschlichen Geschlechte, und keiner weiß genau, was er von dem andern verlangt; die Menschen stehn sich wie zwei gedungene Heere gegenüber, die sich einander bekämpfen, ohne daß einer den andern kennt. Mag mein Leben doch recht prosaisch weiter laufen, dieser Zweifel soll mich nun nicht mehr kümmern, denn ich werde es dann nur um so höher achten; mein Vater wünscht, daß ich heirathe, damit er noch Enkel sieht, und ich will das auch bei der ersten Gelegenheit thun. Jene seltsamen Stimmungen, jene sonderbaren Exaltationen, mit denen uns Andrea bekannt machen wollte, sind der verbotene Baum im Garten des menschlichen Lebens. Was meinen Sie, Francesko, wollen wir uns nicht unter jene verachteten Spießbürger einschreiben lassen? Wir laufen wenigstens mit der Menge, und können uns darum um so sicherer halten.

9.

Franzesko an Adriano.

Rom,

Recht so, Adriano! Sie glauben nicht, in welche lustige Stimmung mich ihr Brief versetzt hat. Es ist, als seh' ich uns beide schon verheirathet, die Bräutigamswochen überstanden, und dann als gesetzte und wohlkonditionirte Ehemänner. Wir schließen den Roman unsers Lebens mit dieser alltäglichen, aber stets interessanten Entwickelung. — Ich glaube, Sie haben bei Ihrem Briefe eine Ahndung von meinem Zustande gehabt. Ich habe hier nämlich ein Frauenzimmer kennen gelernt, — ein Frauenzimmer, — verlangen Sie keine Beschreibung von mir, denn die ist mir viel zu umständlich, aber wenn ich Ihnen sage, daß ich sie interessant finde, so hoffe ich, ich habe Ihnen damit alles gesagt. Man kann mir von einem Frauenzimmer alles mögliche erzählen, ein guter Freund kann mir ihre Schönheit, ihren Verstand, ihren Witz, ja sogar ihren Reichthum loben, ohne daß ich auf den Gedanken fallen werde, der gute Freund möchte sich vielleicht verheirathen: sobald er mir aber von einem Frauenzimmer sagt, es sei interessant, so fass' ich ihn genauer in's Auge, ich betrachte alle seine Züge, um zu bemerken, in welcher Rücksicht er sich nachher als Ehemann verändern wird.

Hab' ich mir nun nicht schon seit meinem sechszehnten Jahre eine Menge von vortrefflichen Bemerkungen über die Frauenzimmer gemacht? Ich versichre Sie, wenn ich in irgend einer Sache scharfsinnig bin, so ist es in den Beobachtnngen, die ich Ihnen über die Weiber mitthei-

len könnte. Wenn ich manchmal alles für mich allein überlegte, so war ich hinlänglich überzeugt, nicht nur, daß mich keine mehr hintergehn würde, sondern daß auch nie irgend ein weibliches Geschöpf eine große Gewalt über mich haben könnte. Die Probe nachher hat aber nie mit dem ausgerechneten Exempel zusammenstimmen wollen. Ich habe schon tausend Ausnahmen von meinen Regeln gemacht, ja mehr Ausnahmen als Regeln gefunden und nachher wieder eingesehn, daß meine Regel doch dauerhafter sei, als ich vermuthet hatte. Lieber Adriano, ich habe wunderbare Erfahrungen über meine Erfahrungen gemacht, ich habe endlich nach einem mühseligen Studium eingesehn, daß ich ein Narr bin. Das Wort ist leicht ausgesprochen, aber Sie werden es nicht glauben wollen, wenn ich Ihnen sage, daß ich zwanzig Jahre daran studiert habe, um die ganze tiefe Bedeutung dieses kleinen einsylbigen Wortes einzusehn.

10.

William Lovell an Rosa.

Rom.

So bin ich denn wieder in Rom! Es ist Nacht; mit dem Untergange der Sonne kam ich an. Ich stieg die breite Treppe hinauf, und sahe noch in der letzten Glut die Peterskirche und das Vatikan brennen, dann war unter mir in der Straße Dampf und Nebel, Schatten wandelnd und wüstes Getöse. Ich konnte es nicht unterlassen, ich ging hinab zu den mir so bekannten Plätzen, über die Strada de' Condotti zum Corso. Da kamen

mir die alten Gesichter entgegen, dieselben Bettler, dasselbe Geschrei. So näherte ich mich durch die Kreuzstraßen dem Pantheon. Auch hier das Getöse der Käufer und Verkäufer, und im Hintergrund der erhaben ruhige Schatten, die edle Halle. Ich trete hinein unter wenige Betende. Die Dämmerung des Rundes, die hohe Größe redeten erhabene Sprache. Ich weile, und der Vollmond tritt über die Oeffnung der Kuppel, so wie damals, als ich in Rom angekommen war. Mein Herz war voll, weinend eile ich zum Coliseum, ich werfe mich nieder und versuche zu beten. Umsonst, aller Spott voriger Zeit kömmt mir aus Altären und Ruinen entgegen, und geht mit dem Schauder Hand in Hand. Ja, meine Jugend, mein Leben ist verloren. Das rief mir auch mit den donnernden Wogen in der Mitternacht die Fontana Trevi zu. So möcht' ich mich in Thränen ergießen können, wie diese Brunnen weinen und schluchzen. — Ich möchte fast noch Andrea besuchen. Wie harr' ich auf den ersten Klang seiner Worte! wie wohl wird sein ernstes Gesicht meinem wunden Herzen thun! — O Andrea! — er kann es nicht wissen, wie sehr ich ihn liebe, er würde mir's nicht glauben, wenn ich's ihm sagte. In ihm liegt jetzt alles versammelt, was mir sonst theuer und schätzenswürdig war. — Wie ungeduldig werd' ich den morgenden Tag erwarten! — Kommen Sie, Rosa, eilen Sie, ich beschwöre Sie; noch nie hat ein Freund den Freund mit der Ungeduld erwartet, mit der ich Sie hieherwünsche.

11.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Ich weiß nicht, was ich denken, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sie kommen nicht, Rosa, und seit drei Tagen wünsch' ich Andrea zu sprechen und er läßt mich immer zurückweisen. Er sei krank, läßt er mir sagen. Was soll ich beginnen? O, schreckliche Gedanken, vernichtende Gedanken steigen in meiner Seele auf. Warum muß er mich zurückweisen? —

Bianca habe ich gesehn, sie ist bleich und abgefallen, die Schwindsucht nimmt ihre Kräfte hinweg. Ihr Anblick hat mich erschreckt, denn er brachte ein sonderbares Bild in meinen Kopf, ich kann mich aber nicht erinnern, welches. Franzesko ist kalt und zurückgezogen. Alle übrigen, die ich sonst häufig bei Andrea sah, thun, als kennten sie mich nicht. — O Himmel! welche Ursache kann es geben, daß Andrea mich nicht sprechen will! Soll dies der Schlußstein meines trüben Lebens werden? So schaal und nüchtern sollte sich nun alles endigen? — O nein, es ist nicht möglich, er wird mich endlich vor sich lassen, und geschähe es auch nur, um meines Anbringens los zu werden. Ich weiß jetzt keinen meiner Sinne recht zu gebrauchen, fast ohne Bewußtsein geh' ich umher. — Erbarmen Sie sich, Rosa, und kommen Sie zu mir nach Rom, dann wird alles gut werden, dann wollen wir beide Andrea mit Bitten bestürmen: kommen Sie ja.

12.

William Lovell an Rosa.

Rom

Ich kann Ihnen kaum schreiben. — Warum sind Sie nicht gekommen, oder warum haben Sie mir wenigstens nicht geantwortet? — Ach, wozu diese Fragen?

Ich habe Andrea gesprochen. Mit Zittern ging ich gestern wieder hin; man sagte mir, ich könne hineintreten. Nur in wenigen Momenten meines Lebens bin ich von einer Freude so ganz und gar durchdrungen gewesen, so sehr durch ein plötzliches, unerwartetes Entzücken überrascht. — O wie theuer, wie unaussprechlich theuer hab' ich die kurze Freude bezahlen müssen!

Ich trat in Andrea's Zimmer. Er lag auf einem Ruhebette und schrieb; er hob die Augen bei meinem Eintritte nicht empor. Er war sehr eingefallen, sein ganzes Gesicht war nur ein Skelet von seinem ehemaligen, die Augen brannten heftiger als je. Ich wagte es nicht, mich zu regen, ich vergaß, daß ich sonst vertraut mit ihm gewesen war, ich stand in ehrerbietiger Entfernung. Endlich bemerkte er mich, oder er hörte vielmehr nur auf zu schreiben. — O Rosa, mit welchem Blicke durchbohrte er mich! Es war, als wenn sich meine Seele in mir furchtsam zusammenkrümmte, so entsetzlich ward ich von diesem durchschneidenden Blicke getroffen. —

Nun, Lovell? fragte er mit einer matten Stimme.

Ich wußte nichts zu antworten; ich fing an zu zittern. Alles, was ich je gedacht hatte, ging in raschen

verwirrten Zügen durch meinen Kopf. Ich wußte mich nicht zu fassen.

Was willst Du? fragte er mit einer eisigen Winterkälte, mit einem verdammlichen, schändlichen Tone, als wenn er mich necken und unsrer ehemaligen Vertraulichkeit spotten wollte.

Ich konnte mich nicht länger halten: ich mußte laut weinen. Andrea! rief ich, aber er konnte nur mein Schluchzen hören, so sehr erstickte der Ton in sich selber.

Du weinst? fragte er lächelnd.

Soll ich das nicht? rief ich aus; bin ich nicht ganz elend? —

Elend? — Und, — o Rosa! hören Sie's, fühlen Sie's, wenn es eine andre Menschenbrust, so wie ich, fühlen kann, — o Rosa, nun fing er an so laut und so gräßlich zu lachen, daß es mir durch Mark und Bein drang, daß sich mir die Haare aufrichteten. — Hab' ich mich wohl schon je in der Welt so fremd gefühlt, als in diesem Augenblicke?

Ich wußte nicht, ob ich rasete, ob Andrea wahnsinnig sei; er lachte noch immer fort, und so eifrig, als wenn er mit diesem Lachen der Menschheit den Kauf aufkündigen wollte. — Mein Entsetzen war ihm ein Spaß, meine tödtliche Todesblässe ein lustiges Spiel.

Wie ich zur Thüre wieder hinausgekommen bin, weiß ich jetzt nicht, aber ich stand plötzlich draußen, dann war ich auf der Straße und fremde Menschengesichter rannten vor mir vorüber, und alle waren mir lieber und verwandter, als Andrea's Blick.

Wo ist nun alles hin, was ich hoffte und wünschte?

Zukunft und Vergangenheit sind erloschen und die Spuren von beiden gleich unsichtbar. — Kann ich jetzt etwas anders thun, als sterben? — Doch, auch dazu gehört Ruhe.

13.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Daß Sie glücklich, daß Sie zufrieden sind, erfahre ich aus jedem Ihrer Briefe; dasselbe muß ich Ihnen antworten, wenn ich aufrichtig sein will, und daß nur der glücklich sein kann, der vom Leben nicht zu große Erwartungen hegt, und in seinen Forderungen davon und in seinen Vorstellungen von sich bescheiden ist. Dies letztere werden Sie mir vielleicht nur zum Theil zugeben wollen, aber wer hat doch schon etwas Rechtes gefunden, der recht weit ausholte? Nur der arme Sünder soll recht in sich gehn, um sich zu bessern: der Stolze, auf sein Genie Vermessene, der sich recht in sein Gemüth vertiefen will, um die Größe seiner Schätze kennen zu lernen, kommt immer verunglückt und bettelarm zurück. Also, mein Freund, bekenne ich mich hiermit zu dem großen, vielfach verachteten Orden der Mittelmäßigen, der Ruhigen, der Dürftigen. Im Mäßigsein, im Resigniren liegt jenes, was die Enthusiasten nicht Glück nennen wollen, und dem ich doch keinen andern Namen zu geben weiß. Das Schwelgen an den Kräften des Gemüthes ist die unerlaubteste aller Verschwendungen, die schlimmste aller Verderbtheiten. Freilich wohl ist

nun alles was ich erlebt und erfahren habe, ein Negatives; und wenn ich mich manchmal vor den Spiegel stelle und zu mir sage: da siehst Du nun den vortrefflichen Herrn Mortimer, der so viele Länder gesehn und Menschen gekannt, der so manches Kluge gedacht und gelernt hat, — so muß ich über mein Bild im Spiegel und über mich selber lachen. Ich erinnere mich dann der unzähligen Entwürfe und Vorsätze, der so schön berechneten Plane für mein Leben, der mannichfachen Bemerkungen, die ich über den Menschen in meiner Seele niedergeschrieben und wieder ausgestrichen habe. Unser Leben ist nichts, als ein ewiger Kampf der neuen Eindrücke mit der eigenthümlichen Bildung unsers Geistes: wir glauben oft, daß unser Charakter auf immer eine neue Wendung nimmt, und plötzlich sind wir dann wieder eben so, wie wir ehedem waren. Ich habe mich über alle Heirathen lustig gemacht, bis ich selbst heirathete; nun glaubte ich, gäbe es nichts Ernsthafteres in der Welt, und jetzt wäre es mir doch wieder möglich, in die unschuldigen Scherze mit einzustimmen. Es giebt eine Urverfassung in uns selbst, die nichts zerstören kann, sie wird plötzlich wieder da sein, ohne daß wir es selbst begreifen können, wie wir uns so schnell in einen alten fast vergessenen Menschen wieder haben umändern können. Daß wir aber mit einem gewissen neuen und bessern Verstande zu dieser alten Verfassung zurückkehren, glaube ich selbst, denn sonst müßte man bei diesem zirkelmäßigen Leben in Verzweiflung fallen; aber so liegt in diesem Wiederkehren ein großer Trost, der, daß wir uns innerlich nie aus den Augen verlieren können, soviel wir uns auch manchmal äußerlich bemühen, es zu thun.

14.

William Lovell an Rosa.

Rom.

So ist es denn nun aus? völlig aus? — Ich weiß mich noch immer nicht zu fassen. Ich möchte laut schreien und klagen, ich möchte es in die ganze weite Natur hineinheulen, wie elend ich bin. — O wie unbeschreiblich nüchtern und armselig endigt sich alles, was mich einst in so hohe Begeisterung setzte, was mir eine so selige Zukunft aufschloß. — O eine wilde, blinde Wuth ergreift mich, wenn ich daran denke, wenn ich mir alles und jeden Umstand von neuem in die Seele zurückrufe: eine Raserei erschöpft nicht alles, was ich fühle, es giebt keine Aeußerung dafür, die menschliche Natur könnte sie nicht aushalten, so wie ich meinen Schmerz und Verlust darstellen müßte.

Und warum das? werden Sie fragen. — Ach, Rosa, bei Ihnen ist es bloße Neugier, die so fragt. — Sie sind ein glücklicher Mensch. Ich kann mein Unglück an den Gefühlen keines andern Wesens ermessen. — So hören Sie dann: — Andrea ist todt. —

Ich sah ihn sterben. — Nie habe ich einen Menschen in seiner letzten Stunde so gesehn. Er lachte und verwünschte dann sich und die Welt; er schien selbst den Tod und seine Zuckungen als ein lächerliches Possenspiel anzusehn, das keine Aufmerksamkeit verdiente: er verbarg und unterdrückte sein Zittern, er schien die Angst des Todes zu besiegen. — Ueber mein zerrißnes Herz, über meine zermalmte Glückseligkeit lachte er immer wieder von neuem und sagte, das alles käme mir nur so vor,

weil ich ein Narr sei. Dann stöhnte er wieder dazwischen, und nannte den Namen Gottes mit bebenden Lippen, und schlug dann wieder ein helles Gelächter auf. Ich konnte mich am Ende nicht mehr finden, wo ich war, in einem Wahnsinnstaumel war ich von der Erde und aus mir selber hinausgerückt, ich konnte zuletzt mit kaltem, starrem Auge die Todeszuckungen Andrea's betrachten, sein pochendes Herz, seine schwer arbeitende Brust. — Als wenn ein fremdes, unbekanntes Wesen in ihm hämmerte und zum Tageslichte heraus wollte, so lag er mit seinen Krämpfen vor mir da, und ich lachte am Ende selbst über die seltsamen Verzerrungen seines alten Gesichts. — Und nun war er todt. — Kein Athemzug, kein Pulsschlag mehr in ihm: es graute mir nicht, ich entsetzte mich nicht vor dem Leichnam, und doch stürzte ich mit bebendem Knie zum Zimmer hinaus.

Und nun fühlte ich's mit aller Gewalt des ganzen schrecklichen Gefühls, — daß nun alles aus sei, — keine Wiederkehr einer Empfindung, kein Zittern und Zagen, sondern alles eine dumpfe, nüchterne Gewißheit; alles in ein jämmerliches Grab hineingesunken, was einst mein war und mein werden sollte. — Fühlen Sie's, Rosa? — Nein, es ist nicht möglich.

O ich könnte — — ach, was? — wahnsinnig werden! sterben! — sonst seh' ich nichts. — Ich drohe mir selber, um vor mir selber zu zittern, ich fühle mich bis in mein innerstes Wesen hinein vernichtet, bis in die letzte Tiefe meiner Gedanken zerstört.

Wollen Sie mich besuchen? — Sie werden es nicht thun, weil ich Sie nicht unterhalten kann. — Ich weiß nicht mehr, was ich empfinden soll: alles in der Welt kömmt mir gleich armselig war, und so ist es auch.

Aber warum es gerade so kommen mußte? So, wie ich es am wenigsten erwartete? —

O Rosa, wie herzerhebend müßte jetzt das Gefühl sein, sich als einen recht großen Bösewicht zu kennen; sich selbst zu fürchten und zu achten: dies Glück war mir nicht gegönnt. —

Wollen wir in Gesellschaft sterben?

15.

Eduard Burton an Mortimer.

Bondly.

Meine Betty hat mir eine Tochter geboren, die wir Amalie genannt haben. Das Leben thut sich bei mir immer enger zusammen, ich habe alle Reisen und alle meine jugendlichen Plane aufgegeben, jedem glänzenden Glücke entsagt, aber eben dadurch eröffnet sich mir eine immer hellere Ebene, die Aussicht der Zukunft wird lichter und erfreulicher. Unglück und Schmerz sind wie ein heftiger Regen, der zwar die Pflanzen niederschlägt, sie aber nachher nur desto frischer wieder aufrichtet: so ist es auch vielleicht mit mir und mit meinen Empfindungen gewesen. Lovell's Schicksal wird mir immer wie ein Gewicht in meiner Seele liegen und so die Spannung derselben erhalten. Ich habe von ihm viel gelernt, ich habe gesehn, wie leicht bloßer Eigensinn und die Sucht, etwas Besonderes zu sein, den Menschen viel weiter lokken können, als er anfangs gedacht hat, ich bin dadurch gegen die Unglücklichen toleranter geworden, die wir oft

zu schnell und zu strenge Bösewichter nennen, da wir ihnen nur den Namen der Thoren beilegen sollten.

Wir müssen irgend ein Mittel ausfinden, lieber Mortimer, um uns öfter zu sehn; wie wär' es, wenn Sie das nahgelegene Waterhall von mir zu einem billigen Preise kauften und Ihr Roger-place einem andern überließen? Dann wären wir ganz nahe Nachbarn, dann könnte ich Sie recht genießen. Je mehr ich darüber nachdenke, je fester wird der Gedanke bei mir, so daß es mir sehr wehe thun würde, wenn er Ihnen mißfiele. Ich habe das Gut in einen bessern Stand setzen lassen, der Garten, der sonst ganz verwildert war, ist wieder eingerichtet, die Gegend um Waterhall ist bei weitem schöner und interessanter, als die um Roger-place: kurz, Sie sehn wohl ein, ich möchte Sie gerne überreden. Antworten Sie, lieber Freund, was Sie über meinen Vorschlag denken.

16.

Mortimer an Eduard Burton.

Roger-place.

Ich wünsche Ihnen Glück und zwar recht von Herzen. Wir können jetzt ein recht schönes Parallelleben führen, und so langsam und unvermerkt in das Alter hineinkriechen. Es giebt eine Periode im Leben, in der der Mensch plötzlich alt und reif wird; bei manchen Menschen bleibt diese Periode freilich ganz aus, sie bleiben immer nur Subalternen in der großen Armee, ihnen ist es nie vergönnt, den Plan und die Absicht des Ganzen zu über-

sehn, sondern sie müssen sich unter elenden Muthmaßungen und lächerlichen Hypothesen abquälen; sie werden immer fortgetrieben, ohne daß sie wissen, wohin sie kommen: ich glaube, daß wir beide uns freier umsehn können und jetzt in den Zufällen selbst das Nothwendige entdecken, die Rechenschaft von ihnen zu fordern verstehn, warum sie so und nicht anders eintreten. In so fern die Kunst, glücklich zu sein, die Kunst ist, zu leben, in so fern besitzen wir diese Kunst.

Sie haben doch auch den Vorsatz, sich bei ihrem Kinde nicht auf eine sogenannte gute oder feine Erziehung einzulassen, keine von den jetzigen Moden mitzumachen, die schon die Kinderseelen im achten Jahre mit Eitelkeit füllen und sie durch diese verderben. Ich habe beschlossen, meinen Georg ganz einfach aufwachsen zu lassen, ich hoffe, er soll auf die Art am ersten ein guter und einfacher Mensch werden; Kinder merken nichts leichter, als wenn sie mit einer gewissen Wichtigkeit behandelt werden; dies ist die Ursache, warum viele sich schon früh selbst sehr wichtig vorkommen, jede Art von Affektation wird dadurch bei ihnen erzeugt, sie halten sich für Genie's und außerordentliche Menschen, und denken nie daran, sich und der Welt Beweise davon zu geben. Ich bin überzeugt, daß Lovell von seinem Vater mit zu vieler Sorgfalt erzogen wurde, und daß dies die erste Quelle seiner Thorheit und seines Unglücks war. Die Liebe der Eltern artet gar zu leicht in etwas aus, das keine Liebe mehr ist, sondern an lächerliche Ziererei und Weichlichkeit gränzt, besonders wenn sie nur ein einziges Kind haben: dies soll dann mit allen Vortrefflichkeiten überladen werden, es darf sich nicht der kleinsten Zugluft des gemeineren Lebens aussetzen, die doch so

oft dazu dient, unsern Geist abzuhärten und ihn männlich zu machen, und daher kömmt es denn, daß wir an diesen Sonntagsgeschöpfen meistentheils so wenig Energie und Kraft bemerken; ein Mensch, der Geschwister hat, ist schon deswegen glücklicher. Ich wurde offenbar nur deswegen besser als meine gestorbenen Brüder, weil mich meine Eltern vernachlässigten, ja fast verachteten; sie glaubten, ihre Sorgfalt sei an mir doch verloren, und daher gaben sie mir die Erlaubniß, mich selbst erziehn zu dürfen: ich erzog mich freilich durch Ungezogenheiten, aber immer noch besser, als ganz verzogen zu werden. Ich ward häufiger gedemüthigt, als meine Brüder, und eben dadurch stolzer; ein gewisser Stolz ist die Feder, die den Menschen in den Gang bringt, die den Wunsch in ihm erzeugt, von keinen fremden Meinungen und Gesichtern abzuhängen, und die ihm die Kraft giebt, diesen Wunsch sich selber zu erfüllen.

Wenn wir nun alt sind, erleben wir vielleicht die Freude, daß unsre Kinder sich verheirathen. Doch, ich will mir das nicht in den Kopf setzen, wenn diese Kinder nicht selbst auf den Gedanken kommen sollten, wenn sie nämlich die Zeit erleben, in der der Mensch sich verlieben muß. Man sollte überhaupt keine Plane für die Zukunft machen, am wenigsten solche, deren Ausführung nicht von uns selber abhängt. — Ich bemerke aber, daß ich, seit ich Vater geworden bin, unaufhörlich in Sentenzen spreche; eine Sache, die ich sonst nie an einem andern Menschen leiden konnte, denn es ist im Grunde nichts weiter, als die Sucht, sich selbst immer in kleine Stücke zu zersägen und beständig Proben von unsrer Vortrefflichkeit herumzureichen: unsern Geist in vielen Silhouetten abzuzeichnen und diese dann aus dem Fenster

an die Vorübergehenden auszutheilen. Dies ist die Schwäche, wodurch manche Menschen so unausstehlich werden, als ein moralischer Schriftsteller im Umgange nur sein kann, der uns immer seine längstvergessenen Bücher repetirt.

Jetzt will ich auf Ihren Vorschlag kommen. Der Gedanke ist mir gewiß eben so erfreulich, als er Ihnen nur immer sein kann; denn ich wäre beinahe schon bei dem Verkaufe von Waterhall so unverschämt gewesen, Sie zu überbieten, doch es ist besser, daß es nicht geschehn ist, denn ich kann es jetzt auf eine ehrlichere Art bekommen. Roger-place kann ich gerade jetzt unter sehr vortheilhaften Bedingungen verkaufen, und alles vereinigt sich, um mich zu bewegen, nach Waterhall zu ziehn. Amalie hat sich zwar an den hiesigen Aufenthalt sehr gewöhnt und sie liebt ihn gewiß außerordentlich, indessen hat sie mir doch schon ihre Einwilligung gegeben: sie freut sich ebenfalls sehr, Ihrer liebenswürdigen Gattin näher zu kommen. — Kurz, ich reise morgen ab, um Sie zu besuchen, Waterhall zu sehn, und mich mit Ihnen über die Bedingungen zu vereinigen: ich denke aber daran, daß ich eben deswegen diesen Brief hier abbrechen kann.

17.

Thomas an den Herrn Ralph Blackstone.

Waterhall.

Gnädiger Herr,

Der Garten wäre nun hier in so weit fertig und es fehlt im Grunde nichts weiter, als daß ich noch auf den Befehl warte, nach Bondly zurückzureisen. Ich hätte selbst im Anfange nicht gedacht, daß man aus der hiesigen Wildniß noch soviel zu machen im Stande sei: doch Gottes Segen und fleißige Arbeit kann beinahe Wunderwerke hervorbringen, das bin ich hier gewahr geworden. Wie würde sich die alte gnädige verstorbene Frau wundern, wenn sie jetzt wieder aus dem Grabe auferstehn sollte! Sie würde gar nicht glauben wollen, daß es dasselbe Gut sei, und sie würde es sogar schlechter finden als vorher, denn darin kenne ich sie, sie war, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, ein wenig eigensinnig, wie es denn im Grunde alle alten Frauen sind, besonders aber die vornehmen: sie haben dann nur noch an dem Befehlen in der Welt ihre Freude.

Ich bin ordentlich neugierig, Ew. Gnaden und den Garten in Bondly wieder zu sehn. Es mag sich unterdessen manches auf Ew. Gnaden Befehl verändert haben. Das Erdreich hier in Waterhall ist beinahe besser, als auf unserm Gute, weil es tiefer liegt, das Wasser in der Nähe macht es frischer. Das Obst, das hier gezogen wird, ist offenbar schöner, als das unsrige, ich habe es selber gegessen, und kann daher recht gut darüber urtheilen. — Ich empfehle mich Ihnen, gnädiger Herr, mit

der ergebensten Bitte, mich nun bald nach Hause kommen zu lassen.

Thomas.

18.

Ralph Blackstone an Thomas.

Bendly.

Es ist mir sehr lieb zu hören, lieber Thomas, daß Er in Waterhall fertig ist, Er kann sich also aus diesem Grunde zur Abreise nur immer fertig machen. Hier hat sich indessen mancherlei zugetragen, was wohl große und beträchtliche Veränderungen nach sich ziehen dürfte. Vor allen Dingen muß ich ihm nur melden, daß ich jetzt Großvater bin, und mein Kopf mit allerhand wichtigen Gedanken angefüllt ist. Es ist eine junge Tochter, die meine Betty zur Welt gebracht hat, und ich überlege eben jetzt immer, wie man sie wohl am besten erziehn könnte. Das wendet meine Gedanken nun von dem Garten und von den Baumschulen gänzlich ab, denn eine junge menschliche Seele ist ein zarterer und besserer Baum, der den Menschen näher angeht. Ich habe meine Tochter, wie die ganze Welt sagt, sehr gut erzogen, ich werde daher auch wohl noch im Stande sein, einen kleinen Enkel zu erziehn. Alles dies hat mich bewogen, einen Entschluß zu fassen, der Ihm, Thomas, gewiß sehr lieb sein wird: ich will Ihm nämlich künftig ganz allein die Einrichtung und Bearbeitung des Gartens überlassen, ich behalte mir nur die Jagd vor, um dort so zu schalten und zu walten, so wie es mir

gutdünkt. Auch habe ich noch einen andern Plan entworfen, nämlich den, die hiesigen Fischteiche zu verbessern: wir müssen oft Fische aus fernen Gegenden kommen lassen, und das ist sehr unangenehm, sie haben dann bei weitem nicht ihren guten und natürlichen Geschmack; dem Uebel muß auf irgend eine Art abgeholfen werden, und ich weiß es auch schon, wie ich mich dazu anstellen will. Vielleicht weiß Er mir einen tüchtigen Mann vorzuschlagen, der unter meiner Aufsicht die Besorgung über sich nehmen könnte. — Komm' Er jetzt übrigens nur nach Bondly, oder vielmehr bleibe Er nur da, bis wir Ihn abholen, denn wir alle werden hinreisen und Herr Mortimer noch obendrein mit uns, denn unter uns gesagt, ich habe ein Vögelchen singen hören, daß Herr Mortimer das ganze Gut Waterhall gekauft hat; doch, das bleibt in den ersten drei Tagen noch unter uns, bis es ihm abgetreten wird, welches sehr bald geschehen soll. Es ist uns um eine gute Gesellschaft in der Nähe zu thun, und dazu ist Herr Mortimer ganz ohne Zweifel ein sehr tüchtiger Mann. — Wegen seiner Verdienste, lieber Thomas, soll Er auch Zulage bekommen, und wenn Er es wünscht, eine ganze stille und ruhige Pension genießen, denn Er ist schon alt, muß Er wissen, und wenn Ihm der Garten nicht gar zu sehr am Herzen liegt, so mag Er nun nur die ganze Arbeit wegwerfen. — Lebe Er recht wohl, bis wir uns persönlich wiedersehn; mein Schwiegersohn läßt grüßen.

19.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Nun ist es entschieden. — Es fehlt nichts weiter. — Ich kann mich nun hinlegen und sterben, denn alles, alles ist vorüber. — Lesen Sie das beigelegte Paket, es ist von Andrea, es ist sein Testament, in dem er mich unbarmherzig verstößt, in dem er nichts von mir wissen will. — Es ist wahrscheinlich dasselbe, woran er noch in seiner Krankheit schrieb, als ich ihn besuchte. —

Kann ich noch etwas sagen, oder auch nur denken? — O Gott, ich bin aus dem Reiche der Schöpfung hinausgeworfen. — Lesen Sie und fühlen Sie dann, wenn es möglich ist, wie jedes Wort mich zermalmt hat. — Ach, Rosa! — Es ist, als wenn ich zuweilen über mich selber lachen und spotten könnte. — Weinen kann ich nicht, und doch würde es mir wohl thun: — ach, jetzt ist alles einerlei.

20.

Einlage des vorigen Briefes.

Ich erwarte Deine Zurückkunft, Lovell, und bis dahin will ich für Dich diese Aufsätze schreiben, damit Du endlich die so sehnlich gewünschte Erklärung erhältst. Du hast Recht, wenn Du glaubst, daß es nicht möglich sei, immer unter Träumen umherzugehn, daß der Geist

endlich nach einer trocknen Ueberzeugung schmachtet, und diese soll Dir auch jetzt werden. — Ich habe alle Deine Briefe an Rosa gelesen und alles hat mich in meiner Meinung von Dir bestätigt; ich habe Dich jetzt kennen lernen und Du sollst nun auch erfahren, soviel es möglich ist, wie ich beschaffen bin.

Du wirst aber alle meine Gedanken vielleicht zu ernsthaft nehmen und sie eben darum weniger verstehn: es ist sehr Deine Sache, aus allzugroßer Heftigkeit in einem Gedanken etwas ganz anders zu finden, als der andere gemeint hat. Du gehörst zu jenen Lesern, die in allen Büchern nur sich selber suchen, und nicht die Fähigkeit besitzen, sich in fremde Wesen hineinzudenken. — Ich hoffe, Du sollst durch einige Nachrichten erschüttert, durch manche Gedanken sollst du klüger werden, und wenn beides geschieht, will ich meine Zeit und Mühe nicht bereuen. — Meine Krankheit zwingt mich zu irgend einer Beschäftigung; ich will Dir also diese Papiere als ein Denkmal von mir zurücklassen, als ein Testament, als die Erbschaft selbst, die Du von mir erwarten kannst.

Meine Jugend.

So wisse denn, daß ich Waterloo heiße und ein Engländer bin. Ich bin mit Deinem Freunde Burton nahe verwandt, denn ich bin der Oheim seines Vaters, Du kennst durch Deinen Vater vielleicht schon meinen Namen, ja Du mußt sogar oft mein Gemälde gesehn haben, welches in einem von euern Zimmern hängt.

Ich habe schon seit lange darauf gedacht, meine Geschichte kurz niederzuschreiben, nur habe ich noch nie eine

gelegene Zeit dazu finden können: jetzt, da ich nichts zu thun habe, da alle meine Bekannten mich verlassen, will ich mir die Vergangenheit zurückrufen, um mit ihr und mit mir selber zu tändeln, so wie ich bisher mit den Menschen spielte. —

Mein Vater war ein rauher und strenger Mann, ich war sein einziges Kind. Er hatte sein Vermögen in der englischen Revolution verloren, er lebte daher auf dem Lande äußerst sparsam und eingezogen, die Eitelkeit und die Pracht der Welt kannte ich nur vom Hörensagen. In einem einsamen Thale wuchs ich auf, und fast immer mir selbst überlassen, entwickelten sich in meiner Seele wunderbare Träume, die ich für die Wirklichkeit ansah. Frömmigkeit erfüllte mein Herz, ich war in einem beständigen andächtigen Taumel, es verging alles vor meinen Sinnen und Gedanken, wenn ich mir Gott und die Unsterblichkeit vorzustellen suchte. Heilige Stimmen liefen oft durch den Wald, wenn ich allein dort lag, alle Wipfel vereinigten sich dann zu einem leise brausenden Chor, und der Gesang der Vögel erschallte munter dazwischen, wie ein Weltgesang der weltlichen Freuden mit dem Segen des Himmels. Ich schlummerte oft ein und faßte dann die größten und frömmsten Entschließungen: dann hob ich meine Hände kindlich zum Himmel empor, und alle Gefühle zerrannen in meinem Herzen und vereinigten sich in einen Punkt. Thränen stürzten dann aus meinen Augen und endigten so meinen hohen Taumel. Ich hatte von der großen Liebe Gottes zu den Menschen gehört, und dies Gefühl hielt ich für diese Liebe, denn es war, als wenn mein Herz ein magnetischer Mittelpunkt wäre, der vom Himmel unwiderstehlich angezogen würde und den die körperliche Hülle kaum noch auf der

Erde zurückhielte. Mein Vater war selbst im Alter fromm geworden, und seine Gespräche dienten sehr dazu, meine Phantasie noch mehr zu erhitzen. Ich kann sagen, daß ich in den überirdischen Regionen so einheimisch wurde, wie in unserm Garten, daß mir die seltsamsten Träumereien so geläufig wurden, wie meine Kinderspiele, und daß ich mich mit der ruhigsten Sicherheit für die frömmste und auserwählte Seele hielt, die dem höchsten Engel nur die Hand bieten durfte, um gleich mit ihm in Brüderschaft zu treten.

Enthusiasmus.

Ich hielt mich in meinem Sinne, wenn ich die Geschichte, oder andre Bücher über Menschen las, für einen ganz vorzüglichen Geist. Ich traute keiner andern Brust die Empfindungen zu, die wie eine sanftwechselnde Musik in meinem Herzen auf und niederstiegen. Diese Vorstellungen hoben mich über die ganze Welt hinaus, ich vergaß alle Dürftigkeiten des Lebens und war nur in reinen Strahlen einheimisch.

Fast jeden Menschen beherrscht in der Zeit, wenn er vom Kinde zum Jünglinge übergeht, ein hoher Enthusiasmus; der ist glücklich, der sehr schnell den Zirkel aller täuschenden Empfindungen durchläuft, um endlich, wenn er die Runde gemacht hat, sich selber anzutreffen. Die hohe Reizbarkeit dient dazu, uns in tausend Thorheiten zu verwickeln, aber auch, uns über diese Thorheiten zu belehren; je feinere Sinnlichkeit ein Mensch besitzt, um so eher ist es ihm möglich, recht früh klug zu werden.

Ich möchte den jugendlichen Enthusiasmus, so wie manches Andre im Menschen, nichts als eine Anlage

nennen, die sich zur Geschicklichkeit ausbilden läßt. Es ist eine Kunst, die man sich durch Uebung erwirbt, keine von den Armseligkeiten zu erblicken, die uns in der spätern Zeit oft zurück und auf der Erde festhalten, wenn uns eben ein fliegender Taumel ergreifen will; wir stellen in der Jugend alles in einen dunkeln Hintergrund, was vor uns hin die schöne Aussicht verdecken könnte. Man nimmt sich nur vor, ein großer Mensch zu werden, so lange man die Menschen und sich selber nicht kennt: es ist ein Spiel, das uns erhaben vorkömmt, weil wir uns so lange zwingen, bis wir es so finden. Dem kälteren Menschen erscheint der Enthusiasmus gerade so, wie derjenige, der kein Spiel versteht, denen zusieht, die sich mit vieler Aufmerksamkeit mit einem scharfsinnigen Kartenspiele beschäftigen.

Der Enthusiast meint, die ganze Welt sei nur darum da, um seine Entwürfe darin auszuführen, die Welt sei nur darum so sonderbar aus Uebeln und Vortrefflichkeiten zusammengesetzt, damit er durch die Ueberwindung der Schwierigkeiten ein desto größeres Verdienst erringe. Er würde nicht mehr gut sein wollen, wenn es leicht wäre, gut zu sein, und wenn es alle Menschen mit ihm zugleich wären.

Liebe.

Bei den meisten Menschen ist der Enthusiasmus für das Große und die Tugend nur eine Vorbereitung zur Liebe, es ist derselbe Trieb, der sich in die Allgemeinheit verliert und Ideen sucht, weil er keinen Gegenstand vor sich hat: die Liebe verarbeitet die Menschen eine Zeitlang und führt sie nachher zur Sinnlichkeit, einem Wege, auf dem sie verständiger, aber auch weit größere Thoren

als vorher werden können. Es ist der Kreuzweg, auf dem die Meisten sich in verwickelten Irrgängen verlieren und umzukehren glauben, wenn sie immer tiefer in die Wildniß hineinrennen.

Mein Vater starb, als ich sechszehn Jahr alt war, ein tauber Schmerz erdrückte und verfinsterte meinen Geist, ich glaubte alles verloren zu haben; ein Irrthum, den jeder Mensch beim ersten Verluste begeht, weil er noch nicht in den Wechsel des Lebens eingelernt ist. — Ich trieb mich lange in der Einsamkeit herum, um meinem Schmerze nachzuhängen und aus ihm nach der ersten Betäubung eine Art von Kunstwerk zu bilden, in welchem ich mir wieder gefiel. Ich zog nach und nach meine vorigen Ideen in meinen jetzigen Zustand hinein, und so war es, als wenn sich ein sanfter Mondschimmer über mir bildete, in dessen melankolischer Dämmerung ich gerne wandelte.

Ich lernte eine Familie in der Nachbarschaft kennen, oder vielmehr, ich besuchte sie nur fleißig, weil mein Vormund mich dort eingeführt hatte. Antonie, die einzige Tochter des Hauses, lenkte nach kurzer Zeit alle meine Aufmerksamkeit auf sich; die Dämmerung um mich her ward immer traulicher, und ich hatte am Ende meinen Schmerz vergessen, indem ich immer noch sehr unglücklich zu sein glaubte.

Mein ganzes Leben bekam einen neuen Schwung und es ward mir auf eine andere Art lieb. Alle meine großen Entwürfe fielen zusammen, meine große heroische Biographie kroch in einen Seufzer ein, ein einziger holdseliger Blick erfüllte alle meine Wünsche.

In dieser Zeit ist man von allen Frauenzimmern gern gesehn, weil man sie verehrt und für *göttliche* Wesen

hält; sie sind immer in der Gesellschaft eines jungen unerfahrnen Menschen glücklich und unbefangen; je blöder, je verlegener er sich nimmt, je lieber ist er ihnen, wenn sie ihn öffentlich auch noch so sehr verspotten. Als ich in mehrern Familien bekannt ward, war ich bei allen Frauenzimmern eine ordentliche Modewaare; alle bildeten sich ein, daß sie mich erziehn wollten, um mich zu einem ganz vorzüglichen Menschen zu machen, jede entdeckte in mir Talente, die sich unter ihrem hohen Schutze gewiß vortrefflich in mir entwickeln würden. Es ward nun an mir so fein erzogen, daß ich es sogar in meiner damaligen Verstandesblödigkeit bemerkte, man wandte alles an, um mich eitel und verkehrt zu machen, meine Erzieher arbeiteten recht mühsam dahin, daß ich sie verachten mußte, weil sie eine noch höhere Verehrung von mir erzwingen wollten.

Antonie war das einzige Mädchen, das sich nicht um mich zu kümmern schien. Ich hörte so oft mit Verachtung von ihr sprechen, daß ich mir selbst am Ende einbildete, sie wäre mir verächtlich; man sagte von ihr, daß sie keinen Verstand besitze, und so schien es auch, denn sie sprach nur selten und sehr furchtsam mit, wenn die übrigen ihre feinen Gedanken auf eine glänzende Art entwickelten. Wenn ich allein bei ihr war, fühlte ich mich aber auf eine unbegreifliche Art zu ihr hingezogen, im einfältigen, fast kindischen Gespräche wurde mir dann der Verstand aller übrigen weit zurückgerückt, sie interessirten mich dann nicht, ich konnte sie selbst in der Erinnerung nicht achten. Ich wunderte mich oft über diese seltsamen Widersprüche, ich überlegte in der Einsamkeit, wodurch ich so wunderbar gestimmt werden könne, daß ich immer die entgegengesetzte Seite fände und sie jedes-

mal für die wahre hielte. In kurzer Zeit ward dieser Widerspruch in mir gehoben, denn ich gab mich gegen meine Ueberzeugung Antonien ganz hin, die Gesellschaft aller übrigen Menschen war mir schaal und ermüdend, ich lebte nur für sie, ich dachte nur sie, ich träumte nur von ihr. — Selbst jetzt in der Erinnerung könnt' ich mir, ein achtzigjähriger Greis, jene schöne Zeit zurückwünschen.

Meinem Ohre gab die ganze Natur jetzt nur einen einzigen Ton an, es war als wenn die Poesie mit himmelbreiten Flügeln über die Welt hinrauschte, und Sonne, Mond und Sterne anrührte, daß sie tönten: alles Volk stand unten und staunte aufwärts, vom neuen Glanz, von der nie gehörten Harmonie betäubt und verzaubert.

Ohne daß ich oft vernahm, was sie sagte, konnte mich der bloße Ton ihrer Stimme in Entzücken versetzen, alle meine Gedanken schliefen gleichsam in Blumen und in süßen Tönen, meine Seele ruhte in der ihrigen aus, und in einem Elemente, das für den Menschen zu fein ist, schwamm und spielte ich umher.

Meine übrigen Freundinnen sahen nun mit Hohngelächter auf mich hinab; sie gaben mich verloren und meinten, ich werde nun eben so einfältig bleiben, als es meine Geliebte sei.

Ich wünschte tausendmal, für Antonien sterben zu können, für sie irgend ein Verdienst zu erringen. Ich wünschte sie arm und in Unglück, um sie zu retten, in Todesgefahr, ich flehte, daß wenn sie mich nicht lieben könne, so wie ich sie liebte, der Himmel sie möchte sterben lassen, damit ich dann Ruhe hätte, damit ich auf

ihrem Grabhügel so lange weinen könnte, bis ich ihr nachstürbe. — Der Mensch kann nie in irgend etwas groß sein, ohne zugleich ein Thor zu sein.

Ich bemerkte nur zu bald, daß sie mich nicht liebte; sie war zwar immer freundlich gegen mich und mehr, wie gegen manchen andern, allein sie war mit mir nie in Verlegenheit: sie errieth mich und doch kam sie mir nicht entgegen, in jedem Worte, das sie sprach, fühlte ich es innig, daß sie mich nicht liebe. Alle meine Empfindungen peinigten mich mit Folterschmerzen, ich wußte nicht, was ich wollte, ich begriff nicht, was ich dachte, alles war im Widerspruche mit sich selber, die Natur umher ward wieder stumm, die dürre Wirklichkeit kroch wieder langsam und träge aus ihrem Winkel hervor, in den sie sich versteckt hatte: es war, als würde das Instrument mit allen seinen klingenden Saiten in tausend Stücken geschlagen.

In einer recht vertraulichen Stunde gestand sie mir nun selbst, daß sie mich nicht lieben könne, weil sie schon an einen reichen jungen Menschen versprochen sei, dem sie ihr ganzes Herz hingegeben habe.

Alles in mir löste sich auf. Ein tauber Schmerz saß in meinem Herzen und dehnte sich immer weiter und weiter aus, als wenn er das Herz und die Brust zersprengen wollte, und doch kam ich mir zugleich albern und abgeschmackt vor. Ich verachtete meine Thränen und Seufzer, ich hielt alles in mir für Affektation, alle lebendige Poesie flog weit von mir weg, alle Empfindungen zogen vorüber wie etwas Fremdes, das mir nicht zugehörte. —

Der Liebhaber kam, um sie abzuholen. Sie reiste ab, und dachte nicht daran, in welcher Einsamkeit sie

mich zurückließ: ich hatte ihr noch selber alles zur Reise einpacken helfen. Die Zimmer waren ausgeleert, und in der Mitternachtstunde ging ich dem öden Hause vorüber, und hörte nur noch drinnen eine Wanduhr, die ewig und langweilig ihre wiederkehrenden Schwingungen abmaß. Es war mir, als hörte ich den Takt, der kalt und empfindungslos das menschliche Leben abmißt: ich ahndete im voraus den Gang der Zeit und alle die trüben Veränderungen, die sich träge in der Einförmigkeit ablösen und gähnend wiederkehren.

Melankolie.

Es ist, als wenn die Liebe wie ein Frühlingsschein in den Vorhof unsers Lebens hingelegt wäre, damit wir diese schöne Empfindung in uns recht lange nähren und fortsetzen, damit uns der schönste Genuß der Seele durch unser ganzes Leben begleite, und durch die bloße Erinnerung uns dies Leben theuer mache. Wenige nur wagen es, nachdem sie durch dies goldene Thor gegangen sind, das Leben und seine Freuden zu verachten. Begrüßte uns nicht die Liebe am Eingange des Lebens, so würden sich alle Menschen ohne Mühe von ihren Vorurtheilen losmachen können, keiner würde sich um die Tugend kümmern und keiner über den Verlust seiner jugendlichen Gefühle Reue empfinden. Aber so wird uns ein Talisman mitgegeben, der uns beherrscht, ohne daß wir es wissen.

Ich fühlte mich jetzt von der ganzen Welt losgerissen, ohne allen Zusammenhang mit irgend etwas, das in ihr war. Oft lag ich ganze Tage hindurch im Walde und weinte, mit unsichtbaren Wesen führte ich Gespräche und klagte ihnen mein Leid. Oft war es, als wenn die Na-

tur und die rauschenden Bäume meinem Herzen plötzlich näher rückten, und ich streckte dann meine Arme aus, um sie mit einer unnennbaren Liebe zu umfangen, aber dann fiel es wieder vor meine Seele nieder, ich war in meinem Schmerze mit mir selber nicht befreundet, und alles übrige erschien mir kalt und ohne Interesse. Menschen, die dann in der Ferne vorübergingen, beneidete ich, indem ich sie verachtete: ein verworrenes Gewühl von tausend Gestalten lag drückend in meiner Phantasie; keine konnte sich losarbeiten, um als ein einzelnes, anschauliches Bild dazustehn. — Dies sind die Empfindungen eines jungen unentwickelten Menschen, der nach etwas greift, das er selbst nicht kennt.

Das hohe Ideal der Tugend und der Vortrefflichkeit des Menschen kam jetzt in meine Seele zurück. Ich nahm mir vor, alle meine Gefühle in dieser Vorstellung zu verbinden, ich sah jetzt meine unglückliche Liebe als ein Opfer an, das ich der Tugend und der Nothwendigkeit gebracht hatte. Ich fand in vielen Stunden Trost in diesem Gedanken, und ich nahm mir von neuem vor, ein recht edler und vollendeter Mensch zu werden, alle die gewöhnlichen Armseligkeiten wegzuwerfen und mich ganz der hohen Vorstellung zu weihen, die mein Herz erweiterte. Dieser Vorsatz ist es eigentlich nur, der den Menschen so oft über diese Welt hinüberhebt, denn in der langsamen und weitschweifigen Ausübung geht bald aller Enthusiasmus verloren. Mir ging es aber bei weitem übler. Die Menschen witterten etwas von meinen Ideen, die sie Schwärmerei nannten; um mich zu bessern, verfolgten sie mich mit falschem Witze auf die gemeinste Weise. Alles, was ich that und sagte, war ihnen nicht recht und zu jugendlich; sie ließen mir nicht die

Zeit, selbst Erfahrungen zu machen, um meine Thorheiten einzusehn, sondern ich sollte in einem Treibhause klüger werden.

Es ist gewiß leicht, ein großer Mensch zu werden und zu bleiben, wenn sich uns sogleich große Unglücksfälle in den Weg werfen, die die Bahn zu versperren drohen. Dann nimmt der Mann alle seine Kräfte zusammen, um keinen Schritt zurück zu thun. Gefängniß und Ketten, Todesgefahr und allgemeiner Haß sind nur Mittel, die seine Seele stärken und verhärten, er lebt in einem ewigen Kampfe gegen die wilden Massen, die ihn umgeben, und dieser Kampf erhält ihn munter und lebendig. Eigensinn wird endlich seine Haupttugend werden, an dem sich seine übrigen Tugenden nur lehnen, er wird sich selbst verachten, wenn er fühlt, daß er innerlich nachzugeben im Begriff ist, und auf die Art wird die Spannung seiner Seele niemals nachlassen. Das Bild eines solchen Mannes ist groß, wenn man will, aber noch größer wäre der, der seinen Vorsatz durchführt, wenn er gleich nicht bemerkt wird, dem nichts Großes entgegengeht, sondern der in einer schaalen Unbedeutenheit lebt und von allen verachtet wird; vor dem der eine Tag so wie der andere vorüberzieht, und um den sich die Zeit und das Unglück gar nicht zu kümmern scheint. Ein solcher Mensch wird seinen Werth bald aufgeben, alles wird ihm nur ein Hirngespinnst scheinen, und er wird entweder zu den ganz gewöhnlichen Menschen hinabsinken, oder sich an diesen zu rächen suchen.

Wie oft ward mein guter Wille verkannt und das beste in mir verhöhnt: wem ich mit meiner Freundschaft entgegen ging, der wies mich kalt zurück, meine jugendliche Empfindung nannte man *sich gemein machen*.

Alle Menschen waren klüger, verständiger und besser, als ich, und ich glaubte es am Ende selbst; ich verachtete mich jetzt ohne Grund, so wie ich mich vorher ohne alle Ursache verehrt hatte; ich hielt es am Ende nicht der Mühe werth, an mich selbst zu denken, es war mir lächerlich, daß ich mich verbessern wollte, die Welt und ich selber ward mir gleichgültig, und so schlief ich von einem Tage zum andern hinüber, ohne Wünsche und ohne Reue, in mir selber ausgestorben und ohne Lebenskraft, neue Blüthen zu treiben.

Denn Blüthen sind gewöhnlich nur das, was wir schon Früchte nennen, und die Früchte selbst sind für uns nur deswegen ein Bild der Vollendung, weil sie unsern Bedürfnissen zu statten kommen: in ihnen liegt der Stamm, der in der Zukunft wieder Blüthen und Früchte bringen würde. —

Plötzlich erwachten in mir ganz alte und vergessene Träume. Bilder von Ländern, Landkarten, die ich in meiner Kindheit betrachtet hatte, gingen meiner Phantasie vorüber, ich hörte entfernte Ströme rauschen und sah einen fremden Himmel über mir. Eine unbeschreibliche Lust, die Menschen und die wohlbekannten Gegenden zu verlassen, ergriff mich, ich ahndete soviel Neues, und in dem Neuen soviel Mannichfaltigkeit, daß ich plötzlich mein Vermögen zusammenraffte, und in der größten Eile England verließ.

Sinnlichkeit.

Es war alles nicht so, wie ich es mir gedacht hatte. Ich traf allenthalben dieselben Menschen wieder an, eben das flache, abgegriffene Gepräge, das mich in meiner Heimath innerlich so oft empört hatte. — Ich glaubte

endlich, es sei Narrheit, anders sein zu wollen, ich zwang mich in diese Form hinein, und nun war ich allen lieb.

Schon vorher hatte ich von einigen sogenannten Vertrauten gehört, daß in meinem Gesichte etwas liege, das die Menschen im Anfange von mir zurückstoße; eine verborgene Widrigkeit, die man nicht genau zu beschreiben wisse, die mich aber bald lächerlich, bald wieder zu einem Gegenstande der Furcht mache. Nun wußt' ich doch, warum die Menschen mich haßten und verfolgten; weil meine Nase etwas anders stand als sie es wünschten, fanden sie mich verwerflich.

Ich überließ mich jetzt dem frohern Genuß des Lebens, alle meine dunkeln Empfindungen lösten sich in Sinnlichkeit auf, ich glaubte, alles frühere sei nur ein Weg hierher gewesen, eine Vorbereitung zu dieser Vollkommenheit.

Ich verachtete jetzt alles in mir selbst, was mir als groß und erhaben erschienen war; mir selbst zum Trotz zeichnete ich mir meine Liebe als das Lächerlichste vor, ich machte mich mit den widrigsten Vorstellungen vertraut, und galt nun bald allenthalben für einen witzigen Kopf, weil ich im Grunde den Verstand verloren hatte.

So durchschwärmte ich ohne Genuß Italien und Frankreich. Man sah mich allenthalben gern, und allenthalben war ich mir selbst zur Last: ich bemerkte endlich mit Schrecken, daß mein kleines Vermögen fast gänzlich verloren sei, ich war meinem Vaterlande ganz fremd geworden, weil ich schon sechszehn Jahre entfernt gewesen war; ein Zeitraum, der mich jetzt außerordentlich kurz dünkte. — Mit dem Gelde, das mir übrig

blieb, beschloß ich nach England zurückzukehren, weil mir indeß das Alte etwas Neues geworden war. — Ich betrat das Englische Ufer, um hier neue Erfahrungen zu machen.

Klugheit.

Ich kam mit der festen Ueberzeugung zurück, die Menschen zu kennen. Ich hatte im Laufe meines wilden Lebens nicht unterlassen, sie zu beobachten, aber ich war mir dieser Beobachtungen viel zu sehr bewußt, als daß sie hätten richtig sein können. Es ist schwer, die Menschen in der Gegenwart zu kennen, weit richtiger beurtheilt man sie in der Entfernung, wenn wir nach und nach die wahrgenommenen Merkmale sammeln. Ueber meine Freunde in Italien fing ich daher an, ganz richtig zu denken, und doch brachten mich die Menschen, die ich in England traf, von neuem in Verwirrung: ich suchte mich in jede Gestalt, die mir aufstieß, hineinzustudiren, und darüber geschah es denn unvermerkt, daß ich selbst manches von dem Menschen annahm, dem ich mir nur verständlich machen wollte; es ist dieselbe Erfahrung, die jeder Uebersetzer macht, der während der Arbeit sein Original zu hoch anschlägt.

Meine ehemalige Geliebte traf ich als eine zänkische, eigensinnige Hausfrau wieder, selbst in ihrer Gestalt waren nur wenige Spuren ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit zurückgeblieben. Wir gingen mit einander um, wie alle übrigen Menschen mit einander sprachen, und alle meine jugendlichen Empfindungen für sie erschienen mir schaal und abgestanden, alle Festtage waren für mich im menschlichen Leben ausgestrichen, und mein Blick verlor sich in der unabsehlichen Folge der alltäglichen Stunden und

Vorfälle, von keinem Gefühle aufgeputzt, von keiner Schwärmerei beglänzt. Wie albern erschien mir jetzt die Erinnerung meines ehemaligen Lebens und meiner jugendlichen Gefühle! Ich trat unter den Haufen der Menschen, und betrachtete jedes Gesicht mit einem kalten Blicke: keiner ging mein Herz näher an, als der andre.

Ich erhielt bald in vielen Häusern Zutritt, weil ich, ich weiß nicht durch welchen Zufall, den Namen eines witzigen Kopfes bekommen hatte. Man ist sehr oft in der Welt witzig, wenn man auf eine gewisse Art einfältig ist, wenn man jeden Einfall und Gedanken wagt, ohne an alle die Rücksichten zu denken, die der klügere Mensch nie aus den Augen verlieren wird. Ich sprach alles, was mir in den Sinn kam, und machte mich besonders durch abgeschmackte Anekdoten sehr beliebt; der wahre Witz wird in Gesellschaften selten geachtet und verstanden, die meisten Leute haben immer nur die Vorstädte des Verstandes und des Witzes kennen gelernt, sie behalten daher Zeitlebens ihre kleinstädtischen, entfernten Begriffe von diesen Vortrefflichkeiten. Durch den allgemeinen Beifall, dessen ich genoß, ließ ich mich verleiten, immer witziger zu werden, ich fand Behagen an mir selbst, und setzte am Ende in meine Armseligkeiten einen eben so hohen Werth, als es die übrigen Menschen thaten. Man wird meistentheils durch den Umgang einfältiger und eitler, selten klüger und besser. Ich hatte damals überhaupt gerade so viel Verstand und Erfahrung, um mich sehr dumm zu betragen, der ganz Einfältige geht einen weit bessern und sicherern Weg, als der Mensch, dessen Klugheit im Wachsthume ist; die einzig schädliche Dummheit ist jene halbe Klugheit, die sich allenthalben zurecht finden will, alles zu ihrem Vortheile

benutzen, das Widerspenstige auf eine sinnige Art verbinden und so durch einen feinen, unbemerkten Despotismus die ganze Welt regieren. Diese Klugheit war eben bei mir grün in die Höhe geschossen, so daß ich sie zwar bemerken, aber noch keine Früchte davon einerndten konnte: diese unreife Klugheit kann höchstens einem Schriftsteller zu Gute kommen, der in seinen Büchern mit den Menschen machen kann, was er will, ohne daß sie sich eben zu sehr widersetzen; aber in der wirklichen Welt ist sie eben der Angelhaken, mit dem diese Goldfische von klügern Fischern gefangen werden. Man sollte daher entweder Zeitlebens einfältig bleiben, oder schnell jene gefährliche Periode der Entwickelung zu überstehen suchen.

Damals lernte ich einen jungen Menschen, Deinen Vater, kennen. Er stand noch in der empfindenden Periode, und ich war ihm mit meiner Ausbildung so sehr gewachsen, daß er mich bald für das Muster eines Mannes hielt. Er wünschte nichts so sehr, als meine Freundschaft, und es traf sich, daß wir in kurzer Zeit recht vertraut mit einander wurden. Er entdeckte mir seine Liebe zur Lady Milford, und bat mich um meine Vermittelung, weil ich in ihrem Hause oft war, und viel beim Vater galt. Ich nahm mich seiner redlich an, und es kam so weit, daß die Verlobung in kurzem gefeiert werden sollte. Marie Milford war ein treffliches Mädchen, die mir mit jedem Tage mehr gefiel; ohne daß ich sagen könnte, wie es geschah, war ich selbst in sie verliebt, noch ehe ich glaubte, daß es möglich wäre. Ich dachte jetzt darauf, Lovell von ihr zu entfernen, ich that vieles, ohne genau zu überlegen, was und wie es sei, und so gelang es mir am Ende wirklich, daß ihm der

Vater das Haus verbot. Der junge Burton, der Lovells Freund war, ward jetzt heimlich mein Vertrauter, wir errichteten einen ordentlichen Vertrag. So jung dieser Mensch damals auch war, so war er mir dennoch überlegen; ob ich gleich sein Oheim war, so konnte ich es doch nicht unterlassen, im Stillen eine große Achtung vor ihm zu empfinden. Es zeigte sich auch in der Folge, daß ich hierin Recht hatte, ob ich mich gleich im Ganzen in ihm irrte.

Marie war unglücklich, und alle meine Bemühungen, ihr Wohlwollen auf mich zu lenken, waren vergebens. Je mehr sie mir widerstand, um so heftiger wurde meine Begierde. Ich glaubte daher, daß diese Liebe noch stärker sei, als meine erste jugendliche zu Antonien. Der Vater ward immer mehr für mich eingenommen, und er wünschte nichts so sehnlich, als mich zum Schwiegersohne zu bekommen.

Ich hatte Lovell nach und nach und mit einigem Scharfsinne beim Vater verläumdet, ich hatte allen meinen Aussagen den Anstrich der Wahrheit zu geben gewußt, aber doch war die ganze Intrigue ohne einen eigentlichen Plan angelegt, ich verließ mich mehr auf den Zufall und auf die Leichtgläubigkeit der Menschen, als auf mich selbst. Ich dachte eigentlich nur selten an den Erfolg, sondern ließ sich die Maschine selber umtreiben, so wie es die meisten Menschen machen, die warlich mehr ihre Plane ausbessern und den üblen Folgen derselben aus dem Wege treten, als daß sie diese Plane selbst durchsetzen. Diese Schläfrigkeit in der Bosheit macht, daß die Menschen noch so ziemlich mit einander fertig werden, daß es dem einen nicht sauer wird, den

dern zu überlisten, und daß dieser sich wieder nicht sehr
iderspenstig erzeigt, überlistet zu werden.

Die Tochter schien mir immer abgeneigter zu werden,
er sie war bei Tage und in der Nacht mein einziger
edanke. Ich gab mein ganzes voriges Leben verloren,
id beschloß, durch ihren Besitz gleichsam von neuem
boren zu werden, mich und mein Glück in jeder
tunde recht bedächtlich zu genießen und mit mir selber
nsthafter umzugehen. Es schien mir jetzt, als habe ich
le meine Jahre in einem wilden, drückenden Rausche
rschleudert, ich erschrak vor dem Gedanken, leer durch
s Leben zu gehen und dann so hinzusterben. Und doch
erfiel mich oft die Ueberzeugung, daß es so kommen
ürde und müsse, denn ich fühlte es in allen Stunden
nig, daß sich Mariens Seele gänzlich von mir zurück-
igte, wie eine Blume von dem kalten Schatten. Ich
ar verzweifelt. Ich gewann mir selber die Ueberzeugung
, daß jetzt die Täuschungen aller Art im Begriff seien,
n mir abzufallen, mein Herz erwachte aus seinem Tau-
el, was in meiner Jugend Traum war, wollte sich
zt zur Wahrheit empor arbeiten, und ich fühlte durch
ein ganzes Wesen den Glanz der Liebe schlagen, die
h mir jetzt in allen ihren Kräften offenbaren wollte.
welche selige Wirklichkeit konnte die Stelle früherer
änzender Phantome einnehmen! Marie ward in einer
tunde offenherzig und gestand mir ihr Gefühl, wie
les sie von mir zurückstoße, mein Wesen, ein Etwas,
s sie nicht beschreiben könne, das ihr aber in manchen
tunden sogar fürchterlich sei. In demselben Augen-
icke zog ein grimmiger, ein entsetzlicher Haß durch
eine Brust, ein Haß gegen die ganze Welt und gegen
ich selbst. Alle Blüthen meines Geistes, alle Selbst-

achtung, jede Heiligkeit erstarben in meinem Innern. Aber ich nahm mir nun um so fester vor, sie unter jeder Bedingung zu besitzen, ihr und mir zum Trotze; sie von Lovell loszureißen, war jetzt schon meine Glückseligkeit.

Der bestimmte Tag, an dem ich mit ihr verheirathet werden sollte, nahte sich wirklich; alle Gäste waren zugegen, Musik ertönte, Marie war traurig und der Vater froh, als Lovell plötzlich hineinstürzte, der bis dahin in London gewesen war, und nun sich alles zu meinem Schimpfe entwickelte, indeß ich kaum ein einziges Wort erwiedern konnte.

Alles verließ mich, ich mußte Burton nach meinem Versprechen einige hundert Pfund geben, die gerade den Rest meines Vermögens ausmachten; er hatte mich wider meinen Willen in seiner Gewalt.

H a ß.

Ich stand einsam da. Ich hatte nur Eine Empfindung in meiner Brust, die mein Herz zu zerreißen drohte; ein tiefer, unversöhnlicher, brennender Haß gegen Lovell. Mein ganzes Leben hätte ich daran setzen mögen, um das seinige zu verbittern. Ich konnte nicht an seinen Namen denken, ohne vor Wuth zu zittern: mein Innres bewegte sich auf die gewaltsamste Weise, wenn ich an alle Vorfälle dachte, und ich dann sein Vorhaben gekrönt, ihn glücklich sah. Ich schwur es mir, ihn ewig nicht zu vergessen, mich nie im Herzen mit ihm auszusöhnen. Mein Leben hatte nun einen Faden gefunden, an dem es sich hinunterspinnen konnte.

Ich wußte es zu bewerkstelligen, daß er Gift bekam, allein er wurde wieder hergestellt. Ich erstaunte, als ich inne ward, daß mein Haß einen noch höhern Grad erreichen könne. Marie starb im ersten Wochenbette, und nun fühlte ich erst ganz, wie ich sie geliebt hatte, wie ich sie hätte lieben können. Ihr Kind, an welchem der Vater sich freute, war mir der Mörder alles meines Glückes, mein Herz brannte an diesem Rache zu nehmen. In diesem Gefühl zehrte ich fort, es erhielt mich, alle mein Sinnen war darauf gerichtet, diese Rache einmal zu schmecken, mich in ihr zu sättigen.

Elend.

Es war jetzt die Zeit gekommen, daß ich die Menschen wirklich sollte kennen lernen. Der Mensch ist nichts, wenn ihm seine Nebengeschöpfe fremd bleiben, und indem er sie kennen lernt, verliert er alles, was ihm Werth gab: es ist ein klägliches und wieder lächerliches Räthsel.

Alle Menschen entfernten sich nun von mir, ich war von allen Gesellschaften ausgeschlössen, ich suchte Hülfe oder nur Mitleid, aber ich ward kalt und höhnisch zurückgewiesen. Man hatte mich gesucht und an sich gezogen, und jetzt verachtete mich jeder Dummkopf, ohne daß er sich einen auch nur halbklugen Grund anzugeben wußte. Ich ärgerte mich innig über diese Menschen, die mich vorher ohne alle Ursache geschätzt hatten, und mich nun so plötzlich fallen ließen, und sich dabei so hoch über mir erhaben dünkten. Ich war gebrandmarkt, und jedermann vermied mich als einen Angesteckten; sie hatten sonst einmal etwas von Tugend und Rechtschaffenheit

gehört, und nun meinten sie, die Leute könnten wohl gar denken, sie hielten nicht viel von diesen hohen Dingen, wenn sie sich mit mir abgäben. Es waren Menschen darunter, die nicht ihre einfältigsten Gedanken mit der Sprache von sich zu geben wußten.

Die weite Welt lag jetzt vor mir, aber ich begriff nicht, wie ich darin leben wollte. Mein ganzes Vermögen war verloren, ich hatte keine Freunde und keine Aussichten, keinen Muth, mir selber zu vertrauen, um das verlorne wieder zu gewinnen. Ich hätte in London eine Zeitlang bleiben können, aber ich war es müde, Anekdoten zu erzählen, oder hin und her zu schwatzen, und mich abzuquälen, um einen witzigen Einfall zusammenzubringen. Die Menschen hatten mir selbst den Muth genommen, zu schmeicheln, um damit ein kümmerliches Dasein durchzuschleppen.

So tief war ich gesunken. Ich sah zurück, wer ich war, wer ich in Mariens Armen geworden wäre. Besser zurückgekehrt zu allem Hohen; mein Herz wäre dann aufgeblüht, mein Geist erschlossen. Ewig hinter mir war dies Paradies verriegelt, und mir selber und der leeren Welt Preis gegeben, ich sah einem ewigen Schmachten, einer unendlichen Dürre entgegen, in der der einzige arme Trost keimte, daß ich mich vielleicht zerstreuen, mich vergessen, mich mir selbst entfremden könne.

Ich reiste wieder nach Frankreich, und vermied die Gesellschaft der Menschen soviel als möglich. Im Schatten von rauschenden Wäldern überlas ich oft alle die Erfahrungen, die ich in meinem Gedächtnisse aufbewahrt hatte, es thaten sich viele Lichter da hervor, wo bis jetzt in meiner Seele dickes Dunkel, oder verworrene Dämmerung geherrscht hatte. Nichts lehrt uns so sehr die

Menschen verachten, als die Einsamkeit, jede Armseligkeit dieses Geschlechts erscheint noch ärmer, wenn man sich im einsamen Forste ihrer erinnert, indem ein Gewitter rabenschwarze Schatten hinunterwirft, und der Donner ungewiß über die zitternden Baumwipfel geht.

Ich suchte endlich Hülfe bei Menschen, die sonst meine vertrauten Freunde gewesen waren, und denen ich aus schlecht angebrachter Gutherzigkeit sonst tausend Dienste, selbst mit meinem Schaden, geleistet hatte. Keiner kannte mich wieder, einige wurden sogar auf meine Unkosten witzig; ich sah jetzt ein, daß Achtung und Freundschaft nur so lange dauern können, als jeder der sogenannten Freunde ohngefähr gleich viel Geld in der Tasche hat; sie verhalten sich wie Wageschaalen, die nur im Gleichgewichte stehn, wenn in jeder ein gleiches Gewicht liegt.

Eine Krankheit überfiel mich. Ich mußte zum Schmähligsten meine Zuflucht nehmen; auf mein inständiges, wiederholtes Bitten nahm man mich in einem Hospitale auf. Ich kann nicht sagen, daß man für mich sorgte, denn selbst der trägste Gärtner behandelt die Blumen, die schon verwelken wollen, liebreicher und mit mehr Aufmerksamkeit, als hier die kranken, mit dem Tode ringenden Menschen gehandhabt wurden. Manche werden dennoch wieder gesund, und zu diesen gehörte auch ich. Man entließ mich, ein Geistlicher gab mir sogar fromme Wünsche mit, und die Sonne schien mir nun wieder auf der freien Straße entgegen. Ich war noch sehr schwach, abgefallen und bleich, aber dennoch ward Niemand zum Mitleiden bewegt. Es giebt gar zu viele Elende! rief man mir von allen Seiten entgegen, weil selten ein Mensch so gewissenhaft ist, es aufrichtig

zu gestehn, daß er sich nicht berufen fühle, die Noth der Menschen zu erleichtern. Ich bettelte gleich dem Verworfensten, aber mein Anzug war noch zu gut, um das flüchtige Mitleid gefangen zu nehmen: wer mir einen Sous gab, hielt sich zugleich für berufen, mir tausend Bitterkeiten zu sagen, die mich noch mehr schmerzten, als Hunger und Krankheit, ja manche thaten es gewiß nur, um eine Gelegenheit zu haben, ihre guten Lehren an den Mann zu bringen.

Ich ward meines Lebens überdrüßig, das wie eine Kette um mich lag. Ich saß auf Pont neuf, und hatte schon seit Sonnenaufgang das Mitleid der Vorübergehenden angefleht. Hunger und Durst zehrten mich auf, ich erinnerte mich der Mährchen von wohlthätigen Zauberern und Kobolden, und sah jedem Vorübergehenden in's Gesicht, aber alle sahen zu sehr den Menschen ähnlich, als daß ich etwas hätte hoffen können. Die Sonne ging unter, und die rothen Wellen winkten mir, der Fluß schien mir ein goldenes Bette, in dem ich endlich alle Sorgen und allen Verdruß verschlafen könne. Immer gingen noch Menschen vorüber, und keiner von allen warf mir nur auch die kleinste Münze zu. Ich beschloß noch zwölf Vorübergehende abzuwarten, und mich dann, wenn mir von diesen keiner etwas mittheile, in den Strom zu stürzen.

Da es schon spät war, gingen die Leute schon seltner, ich verdoppelte mein Flehn, aber man hörte nun in der Dämmerung noch weniger auf mich. Schon waren eilf Unbarmherzige vorübergegangen, und auch der zwölfte kam und sah sich nicht nach meinen Bitten um: schon war ich aufgestanden, um mich köpflings über das Geländer der Brücke zu stürzen, als ich einen singenden

Menschen hörte, der sich näherte. Ich hielt ein, um auch noch mit diesem einen Versuch zu machen, von dem ich schon im voraus überzeugt war, daß er vergeblich sein würde, denn der Spaziergänger war froh und guter Dinge. Er kam näher. Es war ein Trunkener, der sich kaum mehr aufrecht zu erhalten wußte, sein Bewußtsein hatte ihn fast gänzlich verlassen, und er brummte ein unverständliches Lied zwischen den Zähnen. Es kam mir vor wie eine Satyre auf mich selbst und auf die Menschheit, als ich mit demüthigen Bitten sein Wohlwollen und sein christliches Herz in Anspruch nahm. Er stand still, betrachtete mich und lachte dann über mein kümmerliches Aussehen aus vollem Halse. Ich hätte beinahe mit eingestimmt. Mit einem widrigen Gesichte griff er jetzt in die Tasche, und zog gähnend eine schwere Börse hervor, er machte sich auf und gab mir ein Goldstück: ich dankte und er ging fort. Kaum war er einige Schritte gegangen, als er aus Nachlässigkeit die Börse verlor und es nicht bemerkte. So schnell ich konnte, lief ich hinzu, und hob sie auf, neben ihr lag ein Taschenbuch, das er ebenfalls verloren hatte: er hatte mich nicht gesehen, und ich war schon jenseits der Brücke, als er hinter mir drein keuchte und mich fragte, ob ich seine Börse nicht gesehn habe. Ich verneinte es fest, und er fing nun an zu suchen, er kroch die Brücke auf und ab, und ich mußte ihm helfen, wobei ich sein Unglück sehr beklagte. Er bog sich endlich über das Geländer, stieg hinüber, um auch dort nachzusehn, er kam aus dem Gleichgewichte und stürzte in das Wasser. Da ich ihn nicht schreien hörte, ging auch ich stillschweigends fort. Ich weiß nicht, ob man ihn wieder an's Land gezogen hat.

Das Geld machte mich bald wieder angesehen; außerdem fand ich noch bedeutende Banknoten und Wechsel in dem Taschenbuch; ich verließ die Stadt, und setzte bei der ersten günstigen Gelegenheit alles in baares Geld um; mit einem nicht unbeträchtlichen Vermögen ging ich unter einem erborgten Namen nach Italien.

Verstand.

Ich kam nun mit dem festen Vorsatze aus der Schule, besonnener zu leben. Ich verglich mich mit den übrigen Menschen, und fand, daß sie häufig, ja meistentheils einfältiger waren, als ich; es gereute mich doppelt, daß ich mich so von ihnen hatte beherrschen lassen. Ich sah ein, daß wenn ich versteckter und feiner handelte, als sie, ich sie alle um desto eher würde beherrschen können. Denn soviel ist gewiß, daß man die Gesellschaft entweder verlassen, oder sich zum Beherrscher aufwerfen, oder sich beherrschen lassen muß.

Ich hatte es an allen Menschen mit so vielem Unwillen bemerkt, daß sie sich zuweilen recht kluge Regeln aus ihren Lebenserfahrungen abstrahirt hatten, daß diese ihnen aber immer nur dazu dienten, in Gesellschaften angenehm und sinnreich zu sprechen; sie dachten alle nur, um über ihr Denken zu reden, nicht aber um ihre Resultate in Ausübung zu bringen. Daher kömmt es denn auch, daß sie im Denken, so wie in einem Hazardspiele, wagen, daß sie oft ohne alle Ueberzeugung überzeugt thun, damit sie nur Gelegenheit finden, scharfsinnig zu sein. Diese kläglichste von allen Schwächen hatte ich schon seit lange verachtet; ich nahm mir vor, jeden Gedanken über die Welt und den Menschen recht genau zu

nehmen, ihn treu aufzubewahren, damit er mir nützen könne. So legte ich es freilich wenig darauf an, über Menschen gut zu sprechen, aber desto mehr, sie von ihrer wahren Seite zu begreifen.

Jeder Mensch sucht aus seinem Leben etwas recht Bedeutendes zu machen, und jeder glaubt, er sei der Mittelpunkt des großen Zirkels. Keiner lebt im Allgemeinen, keiner kümmert sich um das große Intresse des Ganzen, sondern jeder weiß in diesem unendlichen Stücke nur seine kleine armselige Rolle auswendig, die oft nur so wenig zum Ganzen beiträgt. Man kann sich daher nicht besser gegen die verächtlichen Schwächen der Menschen, gegen blinde Eitelkeit und kurzsichtigen Stolz waffnen, als wenn man sich das bunte Leben immer unter dem Bilde eines Schauspiels vorstellt; es ist ein wirkliches Drama, weil jedermann es dazu zu machen strebt, denn keiner kommt auf den Gedanken, so in den Tag, oder in's Blaue hineinzuleben, sondern selbst zum kürzesten Auftritte bürstet ein unbemerkter Bediente seinen Hut ab, und will durch die Tressen auf dem Rocke blenden. Nie muß man sich ganz in einzelne Menschen verlieren, sondern immer daran denken, daß diese von andern wieder anders betrachtet werden, als wir sie betrachten; denn sobald jemand Einfluß auf uns hat, so ist unser Blick auch schon bestochen.

Vorsätze.

Wie jedermann Vorsätze faßt, wär' es auch nur am Geburts- oder Neujahrstage, so faßte ich auch die meinigen. Wer nicht konsequent handeln kann, sollte lieber gleich unbesehen alle Handlungen aufgeben, weil er sich

sonst beständig selber etwas in den Weg legen wird, und zwar eben durch den Versuch, sich manches aus dem Wege zu räumen. Ich hatte nun einmal eine gewisse Art zu leben und zu denken angenommen, und ich mußte, so fortfahren, oder von neuem in's Hospital oder Narrenhaus geschickt werden. Ich überlegte aber, was man mir entgegensetzen könne, und fand es alles abgeschmackt. Daß die Welt nicht bestehen könne, wenn alle Menschen so dächten und handelten, dieser Gedanke ist es ja eben, der einzelne Köpfe aufrufen muß, von der gewöhnlichen Art abzuweichen, weil sie durch die Gewöhnlichkeit der andern Menschen im Stande sind, ihr falsches Geld für ächtes auszugeben. Sie sind in dem wilden Kampfe des menschlichen Lebens die Heerführer, die es wissen, wovon die Rede ist, die übrigen sind ihre Untergebenen, und die ächt Tugendhaften die ewige schöne Ursache, daß dieser Krieg nie zu Ende kömmt, sie gießen die Kugeln und theilen sie gratis beiden Partheien aus. — Der wichtigste Einwurf ist nun, daß etwas in uns wohne, das in uns schlägt und zittert, wenn wir von dem Wege abweichen, von dem man sagt, daß ihn die Natur vorgezeichnet habe. Aber eben von diesem unsichtbaren Dinge, oder sogenanntem Gewissen konnt' ich mich nie überzeugen. Es giebt mehrere dergleichen fabelhafte Traditionen beim Menschengeschlechte, wodurch der größte Theil desselben wirklich in einer gewissen Furcht gehalten wird, die manchen in müßigen Stunden, wenn er nicht zu sehr gedrängt und getrieben wird, tugendhaft machen; es sind die philosophischen Nebenstunden, auf Schreibpapier gedruckt und mit Vignetten verziert. Ich beschloß, es mit dieser unsichtbaren Gewalt aufzunehmen, und ihr nicht minder, als dem gewöhnlichen Gerede, das man

unter dem Namen Grundsätze so oft ablesen hört, Trotz zu bieten, und bis jetzt habe ich keinen Anstoß, keinen innern Ruf bemerkt, ob ich gleich jeden Fehler, der mir im Wege lag, mitnahm; es sind mannichfaltige Sünden von mir begangen worden, aber bis jetzt bin ich immer noch ruhig geblieben. — So hatte sich nach und nach das Ideal eines Menschen verändert, das ich mit ungeübtem Finger in der Kindheit entworfen hatte. Ich habe oft jene bekannten tugendhaften Bücher gelesen, um mir die Sache recht nahe zu bringen, aber weder Poesie noch Prosa haben in mir etwas angeschlagen, ob ich mir gleich jene armseligen gequälten Menschen ziemlich deutlich vorstellen kann.

Doch ich werde zu weitläuftig, und Du verstehst mich doch nicht ganz; ich will daher hier mehrere Jahre übergehen, um mich dem Schlusse meiner Erzählung zu nähern.

Geheime Gesellschaft.

Als ich etwas älter geworden war, fand ich mich damit nicht beruhigt, daß mich die Menschen nicht betrügen konnten. Jeder Mensch hat irgend ein Spielwerk, ein Steckenpferd, dem er sich mit ganzer Seele hingiebt, und da jetzt bei mir der Trieb zur Thätigkeit erwachte, so wünschte ich mir auch irgend etwas einzurichten, worin ich mit Vergnügen arbeiten könnte. Ich hatte von je einen großen Hang zu Seltsamkeiten in mir verspürt, und so war es auch jetzt die Idee eines geheimen Ordens, die mich vorzüglich anlockte. Man hatte mir so viel davon erzählt, ich hatte so oft behaupten hören, daß es ein außerordentlicher Mann sein müsse, der an der

Spitze einer solchen Gesellschaft stehe, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, mich selbst zu einem ähnlichen Oberhaupte aufzuwerfen. Die Menschen erschienen mir in einem so verächtlichen Lichte, daß ich es für die leichteste Sache von der Welt hielt, sie zu beherrschen, kurz, ich nahm mir vor, den Versuch anzustellen, möchte er gleich ausfallen, wie er wollte.

Ich hielt mich in Rom auf, und man hielt mich für einen eingebornen Italiäner. Mein seltsames, eingezogenes Wesen hatte schon die Aufmerksamkeit mancher Leute auf sich gezogen, man konnte aus mir nicht recht klug werden, und es geschah daher sehr bald, daß ich für einen interessanten, ja für einen äußerst interessanten Menschen ausgeschrien wurde, im Grunde nur, weil man nicht ausfindig machen konnte, in welcher Gegend ich geboren war und wovon ich lebte. Ich ward nach und nach mit manchen jüngern und ältern Leuten bekannter, und es ward mir nicht schwer, sie um mich zu versammeln. Ich sah jetzt erst ein, wie leicht man die Menschen in einer gewissen Ehrfurcht erhalten könne, alles was sie nicht recht verstehen, halten sie für etwas ganz außerordentliches, eben deswegen, weil selbst sie es nicht begreifen können.

Ich ließ nur einige, die ich für die klügeren hielt, mit mir vertrauter werden, die übrigen blieben stets in einer demüthigen Abhängigkeit. Unsere Gesellschaft breitete sich bald in mehrern Städten aus, und bekam entfernte Mitglieder, und jetzt war es die Zeit, etwas durchzusetzen, denn sonst wäre sie immer nur ein albernes Possenspiel geblieben. Es war mein Zweck, das Vermögen andrer Leute auf ein oder die andre Art in den Schatz der Gesellschaft zu leiten, und es glückte mir

mit manchem. Derjenige, der mehrere Grade bekommen und viel zum Vortheile der Gesellschaft gewirkt hatte, konnte dann auf die Theilnahme an dieser allgemeinen Kasse Ansprüche machen. So wurden alle mit Hoffnungen hingehalten, und jeder einzelne war zufrieden; nur wenige wußten um den Zweck des Meisters, und selbst diese durften nur mehr ahnden, als sie überzeugt sein konnten.

Ich fürchtete anfangs, daß klügere Menschen meinem Plane auf den Grund sehn möchten, allein diese Besorgniß fand ich in der Folge sehr ungegründet. Sobald man sich nur selbst für gescheiter hält, als die übrigen Menschen, sind diese auch derselben Meinung. Man muß sich nur nicht hingeben, sondern sich kostbar machen, nie ganz vertraut werden, sondern immer noch mit tausend Gedanken zurückzuhalten scheinen, so geräth jeder Beobachter in eine gewisse Verwirrung, sein Urtheil ist wenigstens nicht sicher, und damit ist schon alles gewonnen. Jeder wird suchen, einem solchen wunderbaren Menschen näher zu kommen, und um ihn zu studiren wird man es unterlassen, ihn zu beobachten: selbst der scharfsinnigste Kopf wird besorgt sein, daß jener schon alle seine Ideen habe, und jede Widerlegung bei ihm in Bereitschaft stehe. Alle werden auf die Art die Eigenschaften zu besitzen streben, die sie jenem zutrauen, und so werden sie am Ende selbst die Fähigkeiten verlieren, eine vernünftige Beobachtung anzustellen. — Den meisten Menschen thut es ordentlich wohl, wenn man ihnen imponirt, und sie kommen selbst auf dem halben Wege entgegen. Es waren auch gar nicht die scharfsinnigen Köpfe, die mir auf die Spur kamen, sie bemerkten die Blößen gar nicht, die ich gab, als ich mich etwas zu

sehr gehn ließ, als mich Dein einfältiges Benehmen in England aufbrachte und eine Krankheit mich verdrüßlich machte; sondern die Einfältigsten reichten mit ihrem kurzen Sinne gerade so weit, um auf meine Schwäche zu treffen.

Hang zum Wunderbaren.

Dieser war es vorzüglich, der die Menschen an mich fesselte, weil alle etwas Außerordentliches von mir erwarteten. Die meisten Leute glauben über den Aberglauben erhaben zu sein, und doch ist nichts leichter, als sie von neuem darein zu verwickeln. Es liegt etwas Dunkles in jeder Brust, eine Ahndung, die das Herz nach fremden unbekannten Regionen hinzieht. Diesen Instinkt darf man nur benutzen, um den Menschen aus sich selbst und über diese Erde zu entrücken. Ich fand, daß ich gar nicht nöthig hatte, feine Sophistereien, oder seltsam schwärmerische und doch vernünftig scheinende Ideen zu gebrauchen, die den gesunderen Verstand nach und nach untergrüben: der Sprung, den diese Menschen immer zu thun scheinen, ist wirklich nur scheinbar. Deswegen, weil nichts die Unmöglichkeit der Wunder beweisen kann, glaubt jedes Herz in manchen Stunden fest an diese Wunder.

So ist dieses seltsame Gefühl eine Handhabe, bei der man bequem die Menschen ergreifen kann. Ich habe dadurch mehr wirken können, als durch das klügste Betragen. Es war mein Grundsatz, daß wenn man die Menschen betrügen wolle, man ja nicht darauf ausgehn müsse, sie recht fein zu betrügen. Viel Feinheit würde voraussetzen, daß die andern auch einen feinen Sinn haben, dann wäre sie angewandt: aber eben darum ver-

derben recht viele gute Plane, weil sie viel zu sehr kalkulirt waren; die nahe, unbeholfene Einfalt tritt dazwischen und zerreißt alle Fäden, die zum leisen Gefangennehmen dienen sollten. Wer recht vorsichtig und vernünftig ist, dem wird auch bei der feinsten Machination der Gedanke nahe liegen, daß man wohl darauf ausgehn könne, ihn zu täuschen, und so ist diese Feinheit in jedem Falle verlorne Mühe. Das Unwahrscheinliche und Grobe glauben die Menschen eben darum am ersten, weil es unwahrscheinlich ist, sie meinen, es müsse denn doch wohl irgend etwas Wahres dahinterstecken, weil sich ja sonst kein Kind dadurch würde hintergehn lassen.

Haben die Menschen in die Wissenschaft des Glaubens erst Einen Schritt hineingethan, so ist nachher kein Aufhalten mehr; sie fühlen sich nun über die aufgeklärten Menschen erhaben, sie glauben über den Verstand hinweggekommen zu sein, und jedes Kindermährchen, jede tolle Fiktion hat sie jetzt in der Gewalt.

Rosa.

Schon früh suchte ich einen Schildknappen zu bekommen, der mir meine Waffen nachtrüge, damit ich es um so bequemer hätte. Jedermann wird, wenn er sich einige Mühe giebt, einen Menschen antreffen, der es über sich nimmt, auf die Worte seines Meisters zu schwören, ihm jeden Gedanken auf seine eigene Weise nachzudenken, diese dann wie Scheidemünze auszugeben, und so den Ruf seines Herrn mit seinem eigenen zugleich zu verherrlichen. Man trifft allenthalben Menschen, die nichts so gern thun, als sich an einen andern hängen, den sie für klüger halten. — Ich fand bald einen jun-

gen Menschen, der bei seinen armen Eltern in einer sehr drückenden Lage lebte; er schien nicht ohne Kopf, er konnte schnell etwas auffassen, dachte aber nie weiter, als es ihm vorgeschrieben war. Diese schnelle Langsamkeit schien mir gerade zu meinem Endzwecke am dienlichsten. Ich nahm ihn zu mir, und lehrte ihn den Genuß eines freieren Lebens kennen; er ward nach und nach meine hauptsächlichste Maschine, denn man darf solchen leichtsinnigen lebhaften Menschen nur die Aussicht auf ein angenehmes, unthätiges Leben geben, so kann man sie zu allem bewegen. Rosa ist ein ganz erträglicher Mensch, sein größter Fehler ist, daß er seinen Leichtsinn für Verstand hält; er hat gerade so viel Scharfsinn, um einzusehn, daß er eine Stütze bedarf, an der er sich festhalten kann. Ich konnte ihn recht gut gebrauchen, nur war er thöricht genug, daß er zuweilen seine Aufträge zu gut besorgen wollte. So hatte er den Gedanken, den jungen Valois in unsre Gesellschaft zu ziehn, um das Vermögen der Blainville hieher zu bekommen; er hatte sich mit einem Narren eingelassen, der mit sich selbst nicht fertig werden konnte, noch weniger mit der Welt, und der sich am Ende erschießen mußte, um nur irgend einen Schluß, eine Art von vollendeter Handlung in seinen Lebenslauf zu bringen.

Das Gefühl hat dieser Rosa nie gekannt, eben so wenig die eigentliche Denkkraft, er hat immer nur gesprochen, und sich dabei ganz wohl befunden. Für seine treuen Dienste habe ich ihm das Gut in Tivoli geschenkt. Ich hätte ihn leicht betrügen können, aber irgend einem Menschen muß ich ja doch mein Vermögen hinterlassen; ich hoffe immer noch, er soll es sehr bald verschwenden.

Balder.

Mit Dir kam dieses seltsame Geschöpf nach Italien, an das Du anfangs sehr attachirt warst. Er war mir wegen seiner Originalität interessant. Es war eine schöne Anlage zur Verrücktheit in ihm, um die es sehr Schade gewesen wäre, wenn sie sich nicht entwickelt hätte. Da aber die meisten Menschen selber nicht wissen, was in ihnen steckt, so nahm ich mir vor, den Funken aus diesem seltsamen Steine herauszuschlagen. So unterhielt es mich denn, daß ich ein paarmal als ein Gespenst durch seine Stube ging, und er nachher nicht begreifen konnte, wo ich geblieben sei. Ich habe ihn nachher fleißig beobachtet, und ich fand zugleich, daß diese Vorfälle meine künftige Bekanntschaft mit Dir sehr gut präparirten. Nachher wurde mir dieser Mensch gleichgültig und langweilig, weil er sich immer zu ähnlich blieb, und er that recht wohl daran, fort zu laufen.

Herr William Lovell.

Ich muß fast lachen, indem ich Deinen Namen niederschreibe und nun von Dir die Rede sein soll. Soll ich weitläuftig von Dir sprechen, der Du fast Nichts bist?

Ich hatte Nachrichten von Dir und wußte um Deine Reise nach Italien. Rosa kam Dir bis Paris entgegen. Mein alter Haß gegen Deinen Vater, gegen Dich, eine Erinnerung an Marie, eine Wuth, die sich immer gleich geblieben, wachte jetzt gewaltig in mir auf, ich glaubte jetzt die beste Gelegenheit gefunden zu haben, mich an ihm und an Dir zu rächen. Dich selbst wollt' ich gegen den Vater empören; Du solltest von ihm und

von Dir selber abfallen, dann wollt' ich Dich zurückschicken. So ließ ich Dich durch alle Grade gehen, um Dich zu einer seltsamen Mißgeburt umzuschaffen. Du kränktest Deinen Vater, und er starb nun weit früher, als ich es geglaubt hatte. Ich fuhr indessen mit meinen Künsten fort, weil die Maschinen einmal in den Gang gebracht waren und ich mich daran gewöhnt hatte, Dich als mein gehegtes Wild zu betrachten. Du wirst hier nicht von mir verlangen, daß ich Dir weitläuftig auseinandersetze, auf welche plumpe Art Du Dich hintergeben ließest, es würde Deiner Eitelkeit nur zu wehe thun. Es gelang mir, Dich immer in Spannung zu erhalten; ein Zustand, der am leichtesten die Vernunft verdunkelt. Jetzt hörte ich, daß der alte Burton gestorben sei, und ich schickte Dich mit Aufträgen nach England, die Du so ungeschickt wie ein unwissender Knabe ausrichtetest. Wenn Eduard nicht mehr lebte, und seine Schwester auch aus dem Wege geschafft war, so hatte ich die nächsten Ansprüche auf das ansehnliche Vermögen dieser Familie, Du hättest dann Deine verlornen Güter wieder zurückbekommen, und alles wäre in einem ganz guten Zustande gewesen. Weil ich Dir aber damals noch nicht sagen mochte, daß ich Waterloo sei, so hast Du Dich wie ein wilder, unsinniger Mensch in Frankreich und England herumgetrieben, hast da manches fühlen und seltsame Dinge denken wollen, die für Dich gar nicht gehören. — Nun wirst Du zurückkommen und Dich selbst darüber wundern, daß es nicht so gegangen ist, wie Du es Dir vorgenommen hattest.

Du hast Dich bis jetzt überhaupt für ein äußerst wunderbares und seltenes Wesen gehalten, und bist doch nichts weniger; Du verachtest jetzt die Menschen mit

einer gewissen Großsprecherei, die Dich sehr schlecht kleidet, weil Du nie im Stande sein wirst, sie zu kennen, und wenn Du sie auch kennst, sie zu beurtheilen und in das wahre Verhältniß gegen Dich selbst zu stellen. Du hast Dir seit lange eine unbeschreibliche Mühe gegeben, Dich zu ändern, und Du bildest Dir auch ein, gewaltsame Revolutionen in Deinem Innern erlitten zu haben, und doch ist dies alles nur Einbildung. Du bist immer noch derselbe Mensch, der Du warst; Du hast gar nicht die Fähigkeit, Dich zu verändern, sondern Du hast aus Trägheit, Eitelkeit und Nachahmungssucht manches gethan und gesagt, was Dir nicht aus dem Herzen kam. Deine Philosophie war Eigensinn, alle Deine Gefühle nichts weiter, als ein ewiger Kampf mit Dir selber. Du hättest ein recht ordentlicher, gewöhnlicher, einfältiger Mensch werden können; auf einem Kupferstich in einer Waldgegend, neben einer jungen Frau sitzend, würdest Du Dich ganz gut ausgenommen haben, aber nun hast Du alles daran gewandt, um ein unzusammenhängender philosophischer Narr zu werden. — Ich bin neugierig, Dich zu sehn, und so magst Du denn hereinkommen. — Wahrhaftig, ich kann aufhören, Dich zu beschreiben, denn da stehst Du ja nun leibhaftig vor mir. —

Zum Schluß

Einige Worte über mich selbst.

Und wer bin ich denn? — Wer ist das Wesen, das hier so ernsthaft die Feder hält, und nicht müde werden kann, Worte niederzuschreiben? Bin ich denn ein so großer Thor, daß ich alles für wahr halte, was ich gesagt habe? Ich kann es von mir selbst nicht glauben. — Ich setze mich hin, Wahrheit zu predigen, und weiß am

Ende auch nicht, was ich thue. — Ich habe mich auch in manchen Stunden für etwas recht Besonderes gehalten — und was bin ich denn wirklich? War es nicht sehr närrisch, mich unaufhörlich mit abentheuerlichen Spielwerken zu beschäftigen, indeß ich in guter Ruhe hätte essen und trinken können? Ich freute mich sehr, das Haupt einer geheimen, unsichtbaren Räuberbande zu sein, ein Gespenst zu spielen, und andre Gespenster herbeizurufen, die ganze Welt zum Narren zu haben, und jetzt fällt mir die Frage ein, ob ich mich bei dieser Bemühung nicht selber zum größten Narren gemacht habe. — Ich bin vielleicht jetzt ernsthafter als je, und doch möchte ich über mich selber lachen.

Und daß ich mit solcher Gutmüthigkeit hier sitze, und noch kurz vor meinem Tode mich mit Schreiben abquäle, um eine jämmerliche Eitelkeit zu befriedigen, ist gar unbegreiflich und unglaublich. — Wer ist das seltsame Ich, das sich so mit mir selber herumzankt? — O, ich will die Feder niederlegen, und bei Gelegenheit sterben.

21.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Was sagen Sie nun zu Andreas grausamen Erklärungen? Ich kann manche Stellen gar nicht aus dem Gedächtnisse verlieren. — Wie freute ich mich, als mir eine Woche nach seinem Tode diese Papiere überreicht wurden! Ich hoffte nun noch eine Art von Beruhigung zu finden, und eben nun war alles vorüber.

Hab' ich mein ganzes Leben nicht verschleudert, um diesem entsetzlichen Menschen zu gefallen, um ihm näher zu kommen? War sein Umgang, die Hoffnung auf seinen Betrug nicht die letzte meines Lebens? Doch, das habe ich Ihnen ja oft genug in meinen Briefen gesagt.

Ich mag gar nicht mehr klagen, denn selbst dazu ist die Kraft in mir erloschen. Bianca ist gestorben, ich besuchte sie einige Tage vor ihrem Tode. Sie gestand mir, daß sie schon seit lange etwas auf dem Herzen habe, das sie mir entdecken müsse. Sie sagte mir, daß sie durch Andrea, oder eigentlich Waterloo, bewegt worden sei, auf einer Maskerade mich zu erschrecken, und die Rolle der Rosaline zu spielen. Ich betrachtete sie genauer, und erschrak, als ich wirklich eine auffallende Aehnlichkeit entdeckte; ich konnte es aber immer noch nicht begreifen, daß ich mich so hätte können hintergehen lassen; um mich völlig zu überzeugen, schminkte sie sich daher etwas, färbte die Augenbraunen dunkler, kämmte die Haare in die Stirn hinein, und schlug um den Kopf ein lockeres seidnes Tuch. Ich schrie laut auf, als sie so wieder zu mir hineintrat; gerade so trug sich Rosaline, und ich weiß jetzt, warum ich mich neulich so innerlich entsetzte, als ich Bianca besuchte. Bianca's matter Blick machte, daß ich sie in einzelnen Sekunden für Rosalinens Geist hielt: in der Finsterniß und im Wagen war mein Erschrecken damals noch viel heftiger, weil mich die Gestalt noch mehr überraschte. — Bianca sagte mir nun, daß sie mich schon vor meiner Abreise aus Italien gern gesprochen hätte, aber ich sei auf ihre dringende Bitte nicht zu ihr gekommen, sonst hätte sie mir wahrscheinlich schon damals den ganzen Vorfall erzählt. — An manchen Zufälligkeiten hängt oft ein wichtiger Theil unsers

Lebens! Ich erinnere mich jetzt dieses Billets, und auch, daß ich aus Trägheit nicht zu ihr ging.

Ich habe mir oft im Stillen eingebildet, daß Rosaline noch lebe, und daß ich sie gewiß einmal wiedersehen würde. Dieser Gedanke, so seltsam es auch klingen mag, hat mich heimlich in manchen Stunden beruhigt; ich glaubte selbst, daß das Wesen, das im Wagen neben mir gesessen hatte, die wirkliche Rosaline gewesen sei, — und nun ist mir auch diese Hoffnung genommen.

Ich darf wohl kaum noch fragen, wie es denn eigentlich mit der Erscheinung zusammenhängt, von der Sie mir einmal schrieben? —

Bianca wird heute begraben. Ich habe sie gesehn. Laura hat sie mit Blumen aufgeputzt, und die Leiche sieht wieder Rosalinen so ähnlich, daß mir ein Schauder durch alle Gebeine ging. Ich habe schon oft in den Kirchen vor den mit Gold, Blumen und Bändern geschmückten Reliquien gezittert: die Skelette mit den Kränzen und ihren entblößten Schädeln, das flimmernde Gold und die einzelnen Blumen, die um die leeren Augenhölen wanken, der gläserne Schrank, alles schien mir dann so seltsam und räthselhaft zusammengestellt, mich erschreckte hernach auch in den vollen blonden Locken der Blumenkranz. Und so lag Bianca vor mir.

Laura saß daneben und weinte. Sie nennt die Gestorbene unaufhörlich ein gutes, liebes Mädchen, und putzt sich so ihren Schmerz auf, und idealisirt sich selbst und ihren Zustand. Es ist gut, wenn es die Menschen noch können, denn es ist nöthig, sich selber etwas vorzulügen; in mir ist die Kraft und der Wille dazu erloschen.

22.

Rosa an William Lovell.

Tivoli.

Lieber Freund, Andrea's Papiere haben mich vielleicht eben so gedemüthigt, wie Sie dadurch niedergeschlagen sind. Ich kann mir Ihren Zustand denken, ich fühle mit Ihnen.

Sie sollten mich nicht an jenen Brief erinnern, in dem ich Ihnen von Andrea's wunderbaren Doppelheit sagte; ich schäme mich, so oft ich daran denke. Nicht, daß die ganze Sache eine zu Andrea's Besten erfundene Lüge gewesen wäre, sondern weil ich mich damals von diesem Menschen ganz wie ein Kind behandeln ließ, so daß ich mir gleichsam auf seinen Befehl tausend Dinge einbildete und sie fest glaubte. Er fand es für gut, mich noch früher als Sie zu verblenden, weil er allen Menschen nur bis auf einen gewissen Punkt traute; er wollte mich nicht ganz zu seinem eigentlichen Vertrauten machen, weil es denn doch immer in meiner Willkühr stand, ihn zu verrathen: dies machte er mir unmöglich, denn es war ihm nicht genug, daß ich ihm verbunden war. Ich war zwar über seinen Charakter ungewiß, er kam mir aber doch nie so nahe, daß ich irgend eine bestimmte Idee über ihn hätte bekommen können: seine Klugheit bestand hauptsächlich darin, daß er alle Gelegenheiten vermied, um näher gekannt zu werden, er verlor sich darum so gern in allgemeine Gedanken und große Tiraden, um die Aufmerksamkeit zuweilen von sich selber abzulenken.

Er erhielt mich hier in Tivoli, als er mich besuchte. in einer steten Spannung, alle unsre Gespräche drehten

sich um die wunderbare Welt, und es kostete ihm wenig, meine Phantasie zu erhitzen, denn Sie wissen es selbst, in welchem hohen Grade er die Gabe der Darstellung besaß. Ich konnte den Wunsch in mir nicht unterdrücken, recht wunderbare Erfahrungen zu machen, und wenn man diesen Wunsch lebhaft hat, so kömmt man in Gefahr, diese seltsamen Erfahrungen auch wirklich anzutreffen. Die Phantasie ist für jeden Eindruck empfänglicher, und der Verstand ist bereit, sich unterdrücken zu lassen. Das Schlimmste dabei aber ist eine gewisse dunkle, gefährliche Eitelkeit, die uns mit der Phantasie im Bunde leicht für das Gewöhnliche etwas Abentheuerliches unterschiebt, damit wir nur nicht vergebens hoffen dürfen. So erging es mir in jener Nacht. Andrea ging zur Stadt zurück, und ich war immer noch voll von den seltsamen Geschichten und Gedanken, die er mir mitgetheilt hatte, ich verirrte mich, und meine Bangigkeit nahm mit der Finsterniß zu. Endlich traf ich auf jene Menschen. Der eine, der mich bis an's Thor brachte, hatte ein etwas seltsames Gesicht, allein erst nachher, als ich Andrea schon wiedergefunden hatte, fiel es mir ein, daß jener ihm entfernt ähnlich sehe, ja vielleicht dacht' ich nur, daß es interessant wäre, wenn er ihm ähnlich gesehn hätte. So stellte meine Phantasie das Bild zusammen, und nach einer halben Stunde glaubte ich es selbst, und entsetzte mich davor. Auf die Art entstand jener Brief, und ich war dabei selbst von allem überzeugt, was ich niederschrieb. — Die Phantasie hintergeht uns im gewöhnlichen Leben oft auf eine ähnliche Art, indem sie uns ihre Gedichte für Wahrheit unterschiebt, am ersten aber dann, wenn wir in einer wunderbaren Spannung leben. Die Lügen, die wir uns

selbst vorsagen, sind eben so unverzeihlich, als die, womit wir andre hintergehen.

23.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Wie wahr ist Ihr Brief, und wie schlimm ist's, daß es mit dem Menschen so bestellt ist, daß er wahr ist! — O wenn ich doch meine verlornen Jahre von der Zeit zurückkaufen könnte! Ich sehe jetzt erst ein, was ich bin und was ich sein könnte. Seit langer Zeit hab' ich mich bestrebt, das Fremdartige, Fernliegende zu meinem Eigenthume zu machen, und über dieser Bemühung habe ich mich selbst verloren. Es war nicht meine Bestimmung, die Menschen kennen zu lernen und sie zu meistern, ich ging über ein Studium zu Grunde, das die höheren Geister nur noch mehr erhebt. Ich hätte mich daran gewöhnen sollen, auch in Thorheiten und Albernheiten das Gute zu finden, nicht scharf zu tadeln und zu verachten, sondern mich selbst zu bessern.

War es mir wohl in meiner Verworfenheit vergönnt, so über die Menschen zu sprechen? — O Amalie! dein heiliger Name macht, daß ich Thränen vergieße. Hätte mich Dein schützender Genius nie verlassen! — Wie glücklich hätt' ich werden können!

Was ist alles Grübeln und Träumen, was alle Freigeisterei? Luxus und Verschwendung, bei denen der arme menschliche Geist am Ende darben muß. — Ich könnte jetzt in ein Kloster gehn, ich könnte mich in eine Einsiedelei vergraben.

24.

Rosa an William Lovell.

Tivoli.

Lieber Lovell, Sie sollen einsehn, daß sowohl Andrea als Sie sich in mir geirrt haben. Ich denke mein Vermögen nicht zu verschwenden, sondern auf eine angenehme Weise zu genießen, und zwar in Ihrer Gesellschaft. Sie stehn jetzt einsam und verlassen in der Welt; kommen Sie zu mir nach Tivoli, hier ist Raum für uns beide, und in einer schönen Einsamkeit wird Ihr kranker Geist vielleicht etwas wieder hergestellt. Denken Sie nicht mehr an meinen unmenschlichen Brief, den Sie in Paris erhielten, damals war ich gezwungen, so zu schreiben, weil Andrea noch lebte, jetzt aber kann ich nach meinem eignen, bessern Willen handeln.

Wir sind durch Andrea klüger gemacht, und so mag denn seine trübe, hyperphysische Weisheit fahren! Wir wollen das Leben sanft genießen. Ich habe eine rechte Sehnsucht nach Ihnen, kommen Sie ja recht bald. Ich habe hier schon alles für Ihren Aufenthalt eingerichtet. Sie sollen jetzt erfahren, wie sehr ich Ihr Freund gewesen bin, seit ich Sie kenne, und wie sehr mich oft die Rolle gedemüthigt hat, die ich an Ihrer Seite spielen mußte. —

25.

William Lovell an Rosa.

Rom.

Ja, Rosa, ich nehme Ihren Vorschlag an an, ich komme zu Ihnen, aber nicht um von neuem ein wildes und unstetes Leben zu beginnen, sondern mich ganz einer dunkeln, träumevollen Einsamkeit zu überlassen. — Was ich an den Menschen verbrochen habe, will ich durch Sorgfalt an Blumen und Bäumen wieder abbüßen. Wie ein schwacher Regenbogen in Gewitterwolken, so steigt die Aussicht meines künftigen Lebens empor: ich glaube, ich könnte dort manches vergessen, und in einem tiefern Traume meine vorigen unruhigen Träume begraben. Es ist mir, als könnte ich mich freuen, als würde ich wieder wohl und gesund werden. — —

Ja, ich komme bald zu Dir, lieber Rosa. Warum sollt' es nicht möglich sein, daß die quälenden Geister endlich wieder von mir wichen und ich freier athmete?

Mein ganzes Leben habe ich wie einen Todten zur Erde bestattet, und auf dem Grabmal will ich meine heißesten Thränen, meine innigste Reue, eine süße und schmerzliche Buße zum Opfer bringen. Schwer hab' ich mich an Lieb' und Freundschaft versündigt, in der Erinnerung, in der Sühne, in der Vergangenheit will ich leben, und so geht vielleicht in meinem Herzen ein wehmüthiger Nachsommer mit scheinender Freundlichkeit auf. Fühl' ich es ja doch, daß ich noch lieben kann, mein erstorbenes Innre beherbergt noch Strahlen der Ewigkeit,

die wieder durchbrechen wollen; so will ich mich aus der Ferne mit Eduard, mit Amalien, Rosalinen und mir selbst zu versöhnen suchen. Bin ich reiner geworden, darf ich auch zum Ewigen selbst, zur unvergänglichen Liebe meine Hoffnuung wieder erheben. Stieße er mich in den tiefsten Abgrund, so soll doch mein Sehnen, mein Liebeverlangen zu ihm hinaufreichen; diese Wurzel meiner Seele kann und wird er mir nicht nehmen, und so werden meine Schmerzen selber einen Blumenkelch von Glück ausblühen. So will ich sterben, und Du auch wirst mich lieben, und ich werde Dein Freund sein. Gebessert, geweiht, gereinigt treten wir dann vor den Thron des Richters. — —

O ich muß eilen, zu Ihnen zu kommen, sonst ist alles vergebens. Karl Wilmont ist hier in Rom; ich glaube, er hat mich gesehn. — Ich komme so schnell als möglich.

25.

Karl Wilmont an Mortimer.

Neapel.

Es ist geschehen: wir sind beide zur Ruhe, er und ich. Von Lovell ist die Rede. Ich fand ihn in Rom; er erschrak, als er mich erblickte, und suchte sich seit der Zeit vor mir zu verbergen. — Ich gab Acht auf ihn, und traf ihn am folgenden Morgen ganz früh auf der Straße. Er konnte mir nun nicht entrinnen; er mußte mir folgen.

Ich hatte zwei Pistolen bei mir; er war still und in sich verschlossen. Wir gingen durch die Porta Capena und von da durch die Ruinen. Er schien fast außer sich zu sein, denn er sprach für sich verwirrte Reden. Wir kamen vor einem kleinen Hause vorbei, er stand lange still und sah in das Fenster hinein, bis ich ungeduldig wurde und ihn weiter trieb. Er sah auf, brach aus einem kleinen nebenliegenden Garten eine Malve ab, und rief mit Verwunderung aus: die Malven blühen schon wieder! — Dann heftete er die Blume auf seine Brust und sagte, daß ich nun sein Herz nicht verfehlen könne.

Wir waren jetzt von der Landstraße entfernt genug. Wir maßen unsre Plätze; er nahm ein Pistol. Nachdem er sich noch einigemal umgesehen hatte, drückte er los und verfehlte mich: ich schoß, und die Blume und seine Brust waren zerschmettert. — Ich eilte nach Neapel.

Und jetzt bin ich mit mir unzufrieden. Es ist mir unbegreiflich, wie das rohe Gefühl der Rache mich so bezaubern konnte, daß er mich nicht rührte. Konnt' ich

ihm nicht dies ärmliche Leben lassen, da er außer diesem vielleicht nichts besessen hat? — Was ist mir und Emilien damit geholfen, daß er die Luft nicht mehr einathmet? —

Adieu! — Ich fahre von hier nach Amerika. Der Krieg lockt mich dahin; es wird in der Englischen Armee wohl eine Stelle für einen Lebenssatten übrig sein, der sich dann wenigstens noch einbilden kann, zum Besten seines Vaterlandes zu sterben. — Grüße meine Schwester und Eduard.

Volu

8

140

Ludwig Tieck's

Schriften.

Achter Band.

Abdallah.
Die Brüder.
Almansur.
Das grüne Band.

Berlin,
bei G. Reimer,
1828.

Dem

Prediger Kadach

in Ziebingen,

bei Frankfurt an der Oder.

Schon im Jahre 1804 machte ich in Schlesien Ihre Bekanntschaft. Als ich zwei Jahre später aus Italien zurück kam, fand ich Sie in jener Einsamkeit des Landes, die damals meine Heimath war, und seitdem sind wir als Freunde verbunden geblieben. Alle schönen Stunden jener Zeit, im Genuß der Musik, der Poesie und einer edlen und freien Mittheilung in gebildeten Zirkeln feiner und geistreicher Menschen haben wir beisammen verlebt, Freude und Trauer, den Schmerz über manchen Verlust im Verlauf der Jahre mit einander getheilt. Auch in meine Studien und Arbeiten sind Sie gern und gründlich eingegangen. Shakspear, Göthe und Sophokles haben uns oft gemeinsam beschäftigt. Meine Arbeiten über den brittischen Dichter sind Ihnen mehr, wie irgend einem meiner Freunde, bekannt. Ihrem freien Sinne waren diese Studien, in denen Sie

sich gern vertieften, erfreulich, so gründlich und gewissenhaft Sie sich auch Ihrem Amte, vom wahren religiösen Geiste des Christenthums durchdrungen, hingaben. Ein ächter frommer Priester, ein freier Denker, ein Begeisterter für Kunst, ein edler, treuer Freund, — als solchen habe ich Sie gesehn und gekannt, und nie werden Ihnen, so wenig wie mir, die schönen Tage und Abendstunden aus dem Gedächtnisse entschwinden, in denen Solger unsre ländliche Einsamkeit neu erfrischte, in welchen er uns seine Manuskripte vorlas und wir uns selbst, die Aufgabe des Lebens und alles Hohe durch die Lebensworte unseres Freundes inniger verstanden.

L. Tieck.

Abdallah.

Eine Erzählung.

1792.

Erstes Kapitel.

Ein Theil der Tartarei ward vom Sultan Ali beherrscht. — Dem Tirannen entgeht der Haß nie, mit dem ihn seine Unterthanen verfolgen und Ali betrachtete sie bald als eben so viele Feinde, über die ihn nur seine Grausamkeit und sein Ansehn erhalten könnten: mit andern Freuden unbekannt, sollte ihm das Gefühl seiner Macht jeden Mangel ersetzen.

Ohne Begriffe, ohne zu denken, ohne nur Seelengenuß zu kennen, war er zum Greise geworden und in einer unerschöpflichen Leere schmachtete er itzt jedem neuen Tage entgegen. Mehrere seiner Gemalinnen starben und er begrub sie mit eben der Gleichmuth, mit der er den Untergang der Sonne sahe, die, wie er wußte, jenseit des Horizonts wieder heraufstieg, — selbst sein einziges Kind Zulma liebte er nicht, nur Stolz war es, was ihn an diese fesselte, da das ganze Land sie für die Krone der Schönheit anerkannte. —

In der Hauptstadt des Landes lebte Selim in einer weisen Eingezogenheit, ohne eine öffentliche Bedienung, ohne daß man viel von ihm sprach ward er von allen geliebt. Er war freigebig ohne Prahlerei, sparsam ohne Kargheit und sein Aufwand unterschied sich sehr von der Pracht des Veziers und der übrigen Großen.

Aus seinen Leiden hatte er stets seine große starke Seele gerettet; seinen Haß konnte nichts aussöhnen, aber eben so unauslöschlich war seine Liebe. — Mit dieser dauernden Liebe umfing er seinen Sohn Abdallah, das Einzige, was ihm seine geliebte Gattin zurückgelassen hatte.

Zweites Kapitel.

Die Sonne war schon untergegangen, als Abdallah und Omar durch ein schönes Gehölz wandelten. Omar war der Lehrer Abdallahs, ein ehrwürdiger Greis, dessen flammende Augen tief in eines jeden Seele schauten, seine Stirn und sein Blick trugen Ehrfurcht vor ihm her, aber ein süßes Lächeln, das fast immer seinen Mund umschwebte, verjüngte sein Gesicht durch eine liebenswürdige Freundlichkeit und lockte zur Mittheilung aller Gefühle und einer kindlichen Aufschließung des Herzens.

Sie traten itzt in einen freien Platz, wo ein stiller See im bleichen Licht des Mondes glänzte. Der letzte Streif der Abendröthe glimmte durch die Fichtenwipfel und durch die zitternden Cypressen bebten ungewiß die Sterne. Verspätete Mücken spielten im Mondstrahle, Käfer summten träge und schläfrig um sie her, und laut erklang durch die ruhige Einsamkeit des Waldes das zirpende Lied des Heimchens.

Siehe Omar, begann Abdallah, wie schön! — Ha! der ruhige See über den sich der Mondschein so lieblich herabsenkt, — der Abend, der noch in den

hohen Wipfeln der Bäume säuselt, das Lied der Nachtigall, das mit tausend abwechselnden Melodieen aus dem Walde heraufschallt, — o sieh Omar! wie alle Geschöpfe sich freuen, wie alles lebt und im Leben glücklich ist! Sieh, wie die kleinen Fliegen von der Abendröthe Abschied nehmen, und der Käfer der Nacht seinen dumpfen Willkommen entgegensummt. — O die lebendige Kraft, die aus der Natur so unerschöpflich quillt und unzähligen Wesen Athem und Dasein giebt, — dieser Anblick erfüllt das Herz mit lautem überströmenden Dank gegen den, der so gütig alles aus dem Nichts hervorrief und zum Staube sprach: Lebe und sei glücklich! —

Omar lehnte sich auf den Stamm eines abgehauenen Baums und sahe starr vor sich nieder.

Abdallah. Du bist traurig, mein Omar, kann dich dieser Anblick nicht heiter machen?

Omar blickte auf und faßte seine Hand. — Sieh, sprach er, die Abendfliegen sind verschwunden, sie sangen der Sonne so wehmüthig nach, denn es war das letztemal, daß sie sich in ihrem Strahl erquickten. — Diese Woge wirft das Leben an den Strand, die nächste Welle kömmt, verschlingt es wieder und senkt es in die tiefsten Abgründe. — Eine unendliche Schöpfung spielt itzt lebendig um dich herum, — und in der folgenden Stunde — liegt sie todt und verwest. — Eine Lebenskraft fliegt durch die Natur und Millionen Wesen empfangen wie ein Allmosen auf einen Augenblick einen Funken Leben, sie sind — und geben dann ihr Leben wieder ab und werden todter Staub. Die Welt ist ein Gesang, wo ein Ton den andern verschlingt und vom nächsten verschlungen wird. —

Abdallah. Diese traurige Wahrheit, Omar, wirft meine schöne Begeisterung mächtig nieder. — Ach ja, alles geht durch die Natur hindurch und verläuft sich wie ein Funken in der Asche. Alles wird nur geboren, um zu sterben, alles wandelt wieder dahin zurück, woher es gekommen ist. — O Omar, wenn ich dich nun fragte: Warum glänzt dieser Mond? Warum funkeln diese Sterne und wozu haucht ein lebendiger Geist in meinem Innern?

Omar. Wozu? — O Jüngling, laß die Erde unaufgewühlt, du findest ein scheußliches Todtengerippe! Laß diese Geheimnisse ewig deiner Seele verschlossen bleiben. —

Abdallah. Verschlossen? — O nein, mein drängender Geist steht vor dieser Pforte und klopft ungestüm an. — Was der Mensch fassen kann, will auch ich begreifen.

Omar. Du vertraust dich einem Meere, das dich nie an's Land zurückträgt, Zweifel wälzen dich auf Zweifel, Woge stürmt auf Woge, dein Ruder ist unnütz und die unendliche See dehnt sich dir furchtbar unermeßlich entgegen.

Abdallah. Ich könnte nicht ruhig sein, wenn ich wüßte, daß etwas da sei, was in meinem Gehirne Raum hätte und dem ich den Eingang versagen müßte.

Omar. Aber unsre Weisheit findet eine Felsenmauer vor sich, an die sie vergebens mit allen Kräften anrennt, — wir sind in einem ehernen Gewölbe eingeschlossen, wir sehen nichts, was wirklich ist, die schimmernden Gestalten, die wir wahrzunehmen glauben, sind nichts, als der Widerschein von uns selbst im glatten Erze, — o schon viele Weisen stürzten mit Ohnmacht

von diesen Schranken zurück, — und starben. — Der Zweck unsers Daseins? — O wer hindurchschauen könnte durch das Geheimniß der unendlichen Nacht, wenn doch vom Thron der Gottheit nur ein Sonnenstrahl herniederschösse! — Wir tappen ängstlich umher — und finden nur die Wände, die uns eingeschlossen halten. Wir sehen nichts, als daß wir Gefangene sind, — warum wir es sind, müssen wir mit Geduld vom Ausspruch des kommenden Gerichts erwarten.

Abdallah. O warum verlieh uns der Schöpfer nur so viel Kraft, diese Schranken zu sehn und nicht zu durchbrechen? — Warum ward eine Ahndung in unser Herz gelegt, die nie zur Gewißheit reift? Eine Centnerlast liegt auf unsrer Brust, und wir kämpfen vergeblich sie abzuschütteln.

Omar. Vielleicht werden alle diese Räthsel einst gelöst. — Ein großer Schwung wälzt sich durch alle Theile der Natur, durch alle Wesen klingt ein Ton, Eine Kraft drängt sie zu einem Mittelpunkt: Genuß! — Alles schöpft aus dem nie versiegenden Quell und legt sich dann zum Schlafe nieder. — Die Welt ist eine reiche Tafel, an der sich alles niedersetzt und gesättigt aufsteht, der Schöpfer schickte die Millionen Wesen in die Wüste hinaus, sie sind Staub und in sich selber eingekerkert, — aber er gab ihnen tausend Mittel auf den Weg, ihr Dasein zu empfinden, und alles freut sich, alle Wesen kommen, genießen und sterben dann, ohne es zu wissen, so wie sie geboren wurden, — nur der verblendete Mensch verfehlt sein vorgestecktes Ziel.

Abdallah. Der Mensch? — Wie? der Preis der Schöpfung? Um dessentwillen die Natur ihre rei-

chen Schätze aufthut? Um den sich die Bestimmung alles Erschaffenen dreht?

Omar. O des Stolzes! — Die Bestimmung alles Erschaffenen? Kein Mensch weiß seine eigne Bestimmung, er taumelt selbst verlassen in der Finsterniß und maßt sich an, den Wesen ihren Rang und ihren Zweck anzuweisen. — Allen Wesen ward ein gleiches Bürgerrecht ertheilt; der ausgeartete Mensch reißt sich aus der Kette des Erschaffnen, statt zu genießen wie alles genießt, ringt er im ewigen Kampfe mit dem Tode und seinem Verhängniß, alle seine Kräfte kämpfen rastlos von der Zeit eine Stunde und eine Minute nach der andern zu erbetteln, — um auch in dieser zu fürchten, um auch in dieser mit Gedanken zu streiten, deren Auflösung weit außer ihm liegt.

Abdallah. Wenn Genuß der höchste letzte Zweck unsers Daseins ist, wodurch ist dann der Mensch vom Thiere unterschieden?

Omar. Und wozu des Unterschiedes? Der Mensch wäre glücklich, hätte er nie höher gestrebt, die Natur umfinge ihn dann noch mit ihren liebevollen Armen, hegte ihn und spielte mit ihm als ihrem Kinde, — aber der Stolze hat sich von seiner Mutter losgeschworen, sieht die Sterne, die über seinem Haupte hängen, erklimmt eine schroffe Klippe und schreit ihnen zu: ich bin euch nahe! Wehmüthig lächelnd blicken die Sterne auf ihn herab und er steht nun verirrt am schwindelnden Abschuß; zur blühenden Wiese, die er erst verschmähte, hat er den Rückweg verloren. —

Abdallah. Und nichts als diesen verächtlichen Uebermuth hätte der Mensch vor den Thieren des Waldes voraus?

Omar. Nichts als ihn. Mit verachtendem Fuß stößt er die Erde zurück und will sich an die Gottheit drängen, aber seine klägliche Natur zieht ihn allmächtig zurück. Seine Weisheit, seine Tugend, mit der er sich brüstet, — Wolkenschatten, die der Wind über die Ebne jagt und denen der Wahnsinnige nachtaumelt.

Abdallah. Tugend, Omar, nur ein Schatten? — Der Lasterhafte und der Edle ständen hier in einer Reihe? Die beiden Enden, Größe und Verächtlichkeit, schlängen sich zusammen? Aus einem Samen sproßte der Schierling und die heilende Pflanze? — Unmöglich! —

Omar. Und warum unmöglich?

Abdallah. Wo ich anbetend in den Staub sinke, wo mein Geist in verehrender Demuth die Flügel zusammenschlägt, wo mein ganzes Wesen sich in Ehrfurcht auflöst, — an diesen Stolz der Menschheit wäre die Schaam der Welt mit unauflöslichen Ketten geschlagen?

Omar. Derselbe Gesang auf einer andern Laute.

Abdallah. Nein, Omar, nein. — Die Gerechtigkeit des Ewigen wird durch diesen Glauben angeklagt. — Wie könnte der Gütige dem Edlen Belohnung und dem Bösewicht Strafen aus jener schwarzen Thür am Ende ihrer Bahn entgegenschicken?

Omar. Abdallah, wir wissen nicht, woher wir kommen, wir wissen nicht, wohin wir gehen. Ob uns ein Gedanke folgt, wenn wir hier Abschied nehmen, ob wir mit allen unsern Träumen in das kalte Grab eingeriegelt werden — o das ist ein Räthsel, vor dem die Weisen ewig forschend stehen werden. — Strafe, — Belohnung, — Tugend, — Laster. — Wenn ich

dich fragte, wo du die Scheidewand zwischen Tugend und Laster gründetest, du würdest um eine Antwort verlegen sein. — Die Gewohnheit lehrt uns Worte sprechen, bei denen wir uns oft nur wenig denken.

Abdallah. Omar, du machst, daß ich mir selber mißtraue. —

Omar. Wir sind mit unsrem Lob und unsrer Verdammung so freigebig und kurzsichtig genug, um nicht wahrzunehmen, wie ungerecht wir oft beides vertheilen. — Wir ahnden nicht, daß es nur eine Kraft ist, die in der Tugend und im Laster lebt, beides eine Gestalt, aus demselben Spiegel zurückgeworfen. — Nur ein kalter eigensinniger Thor trat hinzu, schied und sagte: dies sei gut, dies nicht!

Abdallah. Ein Thor?

Omar. Dieses Leben, das uns geliehen ward, ist zu kurz uns selbst zu kennen, — in unsrem eignen Innern herrscht ein wüstes Dunkel und mit vorwitzigem Blick treten wir zu unserm Nachbar und wollen in seiner Seele lesen.

Abdallah schwieg und sahe starr vor sich nieder. Omar fuhr fort:

Alle meine Handlungen sind Gestalten, die aus meinem Innern aufsteigen, von tausend innern Kräften gereift, von hundert Neigungen gepflegt, schießt die Pflanze empor, — nur ich, der Schöpfer, bin mit ihrer Entstehung bekannt, ich verstehe mich selbst nur, ich handle nur für mich, der ich mich selbst kenne, — alle übrigen Menschen sind für mich in einer mindern Abstufung fremde Wesen, wie mir der Wurm und der Krokodil Fremdlinge sind.

Abdallah. Omar, du wirfst mich in eine fürch-

terliche Einsamkeit, ich verliere mich selbst in der schrecklichen Wüstniß. —

Omar. Ich handle, wie mein innrer Sinn es mir befiehlt, und ein Fremdling, der nicht in das Gebäude meiner Seele hineinschauen kann, der die Leiter nicht entdeckt, von der die Ahndung zum Gefühl, das Gefühl zum Gedanken, zum Vorsatz und dieser endlich zur Wirklichkeit aus dem unergründeten Brunnen heraufstieg, — dieser tritt mit kaltem und verschloßnem Sinn herbei und sagt: deine That ist ein Laster!

Abdallah. O ich verstehe dich! weiter! weiter!

Omar. Aus derselben Quelle wird eine andre Schaale heraufgezogen und man nennt sie Tugend. Beide steigen aus der Tiefe einer Seele hervor, aus einem Stoff gewebt — und man hält sie für Feinde.

Abdallah. Fürchterlich sonderbar!

Omar. Wo ist der Bösewicht, der nicht zum Engel würde, wenn er den Richter in die geheime Werkstätte seiner Seele führen könnte? — Abdallah, wir sind Brüder aller Mörder, die je die Geschichte mit Abscheu genannt hat und schwesterlich schließt sich unsre Seele an alle, die einst bewundert und angebetet wurden. — O ihr Thoren, laßt den nichtigen Rangstreit, ein Hauch weht in allem Leben, — freut euch dieses Hauches, er kehrt nicht zurück, wenn er entflohen ist.

Abdallah. Du führst mich durch Labirinthe, Omar. —

Omar. Als die erste Gesellschaft zusammentrat, als man das erste Gesetz niederschrieb, da veräußerte der Mensch selbst sein hohes, heiliges Recht. Dem Ganzen opferte jeder Einzelne seine Freiheit, allmächtig ward eine Schnur zwischen Gut und Böse gezogen

und unglückliche Vorurtheile keimten auf. Vorurtheile, die Menschen gegen Menschen hetzten, das Blut von Tausenden vergossen. — An den Gedanken Verbrecher knüpfte man Haß und Unversöhnlichkeit und eine ewige Verfolgung wühlt durch das ganze Menschengeschlecht. — Seit der Zeit ist der große Spruch gesprochen; in einem nichtigen Taumel greift der eine zur Belohnung seiner Tugend nach der Sonne und tritt gewaltsam seinen Bruder unter sich, der nach dem Uebereinkommen ein Verbrecher ist. —

Abdallah. Ha! die ewigen Schranken stürzen ein!

Omar. Strafe und Belohnung? — Hier unten sind sie entschieden, — aber wen soll der Richter dort belohnen oder strafen? — Sandte er nicht alles was ist, aus seiner Hand in die Sterblichkeit? Ist es nicht sein Athem, der den Staub belebt? — Alle Handlungen kommen zu ihm zurück und melden sich als ihm angehörig: sein Schatten wandelt in tausend Gestalten umher; wo er hinsieht, erblickt er sich nur selbst in dem Spiegel der unendlichen Naturen, soll er, kann er sich selber strafen? —

Abdallah. Omar, halt ein! immer neue Wundergestalten stehn aus einem Abgrund auf, mich zu schrecken. —

Omar. Von einer unbekannten Macht der Welt übergeben, tritt der Mensch seine Bahn an, nicht aus sich selbst hervorgebracht, ohne seinen Willen in das Leben geworfen, — Er lebt und vereinigt tausend Pflanzen und Thiere mit seinem Selbst, sein erstes Wesen geht durchaus verloren, — alle Lagen, von Kindheit an bis in sein Greisenalter, prägen sich in treuen Abdrücken in seinen Geist; alles um ihn her modelt und formt ihn

anders, er selbst geht unter, und aus seiner Nahrung, seinem Vergnügen, aus den todten Gegenständen, die ihn umgeben, tritt ein andres fremdes Wesen an seine Stelle, — das nach und nach von einem neuen wieder verdrängt wird.

Abdallah. So sind wir nur eine Hütte, in die ein Fremdling nach dem andern einkehrt und sie dem folgenden überläßt.

Omar. Wer handelt nun? — Wer ist gut, wer böse? — Soll des Mörders Dolch bestraft werden, oder sein Arm, sein Herz, sein Blut? Oder der Gedanke, den er vielleicht vor zwanzig Jahren dachte? — Sein Blut, das er sich nicht selber gab? Der Gedanke, der durch tausend Formen wandelnd, von einem Sonnenstaub seinen Weg antrat und beim gräßlichsten Morde aufhörte?

Abdallah. Undurchdringlich ist das Gewebe, das sich seit Ewigkeiten her verschlang.

Omar. Eigne Kraft ist uns versagt; was wir unsern Willen, unsern Vorsatz nennen, ist nur der Einfluß fremder Dinge, wir sind nur ein Stoff, an welchem fremde Kräfte sichtbar werden; ein großes Spiel von einer fremden Macht regiert, der eine steht als König, der andre als Sklave da, — und alle sind sich gleich, nichts als hölzerne Zeichen, obgleich der König und der Ritter stolz auf das Fußvolk vor sich hinabsehn, — das Spiel ist zu Ende — und Laster und Tugend hört auf verschieden zu sein. — Ein Wirbel dreht sich durch die Welt, alles bis zum kleinsten wirkt in den großen Plan; der eine Augenblick gebiert den folgenden, eine Handlung stößt die andre vor sich her, eine unendliche Kette, die sich rund um alle Welten

zieht. Kein Glied kannst du herausreissen, ohne das vorhergehende und folgende zu zerstören und eine allgemeine Vernichtung zu bewirken.

Abdallah. O entsetzlich! — Omar, — Ich schaudre, — wenn ich gerade diesen Schritt itzt nicht thäte, — nicht gerade diesen Gedanken dächte — so könnte die Welt nicht erschaffen sein! —

Omar. Nothwendig. — Eine große Schwungkraft belebt die Unendlichkeit, alle Kräfte weben und wirken durch einander von Ewigkeit berechnet, die treibende Gewalt ermattet nie, das Leben fliegt durch alle Pulse der Natur und so geht das große Werk den allmächtigen Gang. — Wie will dies kleine Wesen, der Mensch, sich gegen ewige Gesetze stemmen? Wie in seinem engen Geist den Schöpfer mit all seinen Planen fassen? Eigenmächtig gegen das Weltall wirken und durch sein jämmerliches Dasein noch Verdienst erringen? Ohnmächtig kämpfend wird er fortgerissen, der eine Ton verklingt in der allgemeinen Harmonie.

Beide schwiegen düster vor sich hinbrütend. Ein hohes Roth flog über Omar's Wangen, ein neues Feuer fuhr in seinen Augen auf, er faßte heftig Abdallah's Hand.

Jüngling! rief er aus, was wir gut, was wir böse nennen, verschwimmt in ein Wesen, alles ist nur ein Hauch, ein Geist wandelt durch die ganze Natur und ein Element wogt in der Unermeßlichkeit — und dieses ist Gott!

Abdallah fuhr zurück.

Omar. Wo sollte der Unendliche jenseit der Schöpfung Raum für sich finden? — Er umarmt und durchdringt die Welt, die Welt ist Gott, in einem Urstoff

steht er in Millionen Formen vor uns, wir selbst sind Theile seines Wesens! — Dies ist der tiefe Sinn von der Lehre seiner Allgegenwart. — Wirft er einst die Kleidung wieder von sich, dann gehn im Ruin die Welten und seine Himmel unter, dann steht er wieder da, er vor sich selbst, in der ewigen Wüste. —

Eine tiefe Stille. Um Abdallah war alles rund umher versunken, er stand mit gesenktem Haupte und betrachtete in seinem Innern die gestaltlosen Bilder, die auf- und niederschwebten: — Omar, sagte er nach langer Zeit, — nun ist die Kraft meiner Seele versiegt, alle meine schönen Entwürfe, meine wonnevollen Schwärmereien liegen wie Leichen um mich her, alle Freuden sind verwelkt, alle Hoffnungen in meiner Brust verwest. — Ein Kampf rastloser Zweifel wüthet da, wo ehedem meine Himmel standen.

Omar. Du hast es so gewollt, du hast das fürchterliche Todtengerippe ausgegraben, wo du einen Schatz zu finden hofftest. — O, wohl dem, der mit verbundnen Augen durch das Leben taumelt! der nie sich selbst anrührt und furchtsam fragt: Wer bin ich?

Abdallah warf sich unter eine Cipresse nieder. Sein Geist war von hundert neuen Vorstellungen verwirrt, ohne sich festhalten zu lassen flohen tausend Gestalten seiner Seele mit Blitzesschnelle vorüber.

Der Mond stand itzt hinter den dunkeln Zweigen der Tannen und von zitternden Schatten getheilt, gossen sich goldene Streifen über die Wiese aus. Ein leiser Abendwind wiegte sich in den Wipfeln der Bäume und spielte mit einem Blatte, das auf dem glatten See schwankend tanzte; ruhig betrachtete sich die Gegend selbstgefällig in dem Wasserspiegel und der Duft der

Nacht stieg ernst und langsam aus dem Schooß der Erde.

Die schöne Landschaft, mit all den lieblichen Träumen, die über ihr hingen, vermischte sich nach und nach mit den Gedanken Abdallah's; er hatte sich schon den Spielen seiner Einbildungskraft überlassen, als er noch zu denken glaubte.

Die Wipfel säuselten immer leiser und leiser, vom Winde angehaucht lief ein stilles Flüstern durch das Rohr des Sees, — immer wunderbarer spielte das Mondlicht um die buschichten Tannenzweige, — noch einigemal blickte er mit mattem Auge empor und sahe wie vom nahen Berge ein Greis in die Arme seines Omar eilte, — beide hielten sich umarmt — als die Gegend allgemach wie hinter einem schwarzen Vorhang hinabsank. —

Aus den Cypressen stiegen Träume auf ihn herab, durch seine Augenlieder dämmerte schwach in seine Traumgestalten die monderhellte Gegend. —

Plötzlich rollt es dumpf wie ferne Donner, ein wildes Rauschen, wie wenn die erboßte Fluth gegen Felsen hinanheult, fuhr immer lauter und lauter über ihn dahin, — Abdallah erwachte.

Da stand er einsam in schwarzer Nacht, Stürme hatten den Mond hinter ferne Gebirge hinabgeschleudert, große Wolken wälzten sich krauß durch einander, die hohen Wipfel der Cedern schlugen krachend zusammen. — Ein Schaudern springt aus dem Walde hervor und packt ihn an mit eiskaltem Arm. Omar! ruft er mit bebender Stimme, aber höhnend stürmt der Orkan durch seine Töne und wirft sie zerrissen in die Lüfte.

Ein leuchtender Glanz flammte plötzlich in den Wolkengebirgen auf, eine Feuerkugel flog durch den Himmel, von einer andern verfolgt, die tausend blendende Funken von sich sprühte. — Jeder Funken sprang mit einem Donner los, der sich furchtbar auf des Sturmwinds Schwingen über alle Wälder hinabwälzte. — Mit lautem Gebrüll sank die Kugel nieder und die stille Nacht stand wieder um Abdallah. —

Eine bleiche zitternde Gestalt fährt aus dem nahen Busche und ergreift kalt Abdallahs Hand, — es war Omar. — Krampfhaft preßte er die Hand des Jünglings in die seinige und riß ihn mit sich fort. —

Abdallah folgte schaudernd.

Sie kamen in die Stadt und eilten auf ihr Gemach, Omar's Gesicht war lang und verzerrt, sein Auge rollte wild. Abdallah wagte kaum, ihn anzusehen. — An Geist und Körper müde, legte er sich schlafen, Omar ging noch lange gedankenvoll umher.

Drittes Kapitel.

Abdallah erwachte, als Omar sich schon entfernt hatte. Der Tag sah trübe durch die Fenster und eine schwermüthige Erinnerung des gestrigen Abends kam ihm sogleich entgegen. Sein Leben trat itzt eine neue Bahn an; alles, was er vorher gedacht hatte, war von einem Strudel kämpfender Zweifel verschlungen. Alle seine früheren Gedanken schienen ihm unreif und kindisch; er hatte mit Leidenschaft die Lehre Omars ergriffen und doch that es ihm weh, seine ganze Pflanzung, die er

so sorgfältig aufgezogen hatte, zerstört zu sehn. — Wie eine schwarze Nacht stieg es in ihm auf, wenn sein Geist noch einmal über alle die Gedanken hinwegsahe, die er seit gestern dachte; er hätte es so gern nicht geglaubt, er hätte so gern den vorigen Sonnenschein zurückgerufen, die vorige Unschuld seiner Seele zurückgezaubert, aber sein Verstand wies mit verachtendem Ernst alle seine früheren Gedanken zurück, die wieder in ihm aufdämmern wollten.

O heilige Tugend! rief er aus, — vor derem Bilde ich einst niederkniete, — dein Altar ist umgestürzt! Du Sonne bist erloschen, zu der ich mit kühnem Fittig emporfliegen wollte und der Pfeil des Zweifels hat meine Schwingkraft gelähmt. — Wer bin ich, wenn diese Gottheit todt ist, die mich sonst mit mütterlichem Lächeln zu sich lockte? — Ich muß mich selbst verachten, wenn ich nicht mein eigen bin, wenn nur eine finstre Nothwendigkeit mich durch das Leben jagt, wenn ich dem Druck einer fremden Macht nachgeben muß, die mich wider meinen Willen zu Gräueln oder edeln Thaten drängt. — Doch, was schwatz' ich? — Mein Wille sinkt im Triebwerk des Ganzen unter und mit der Tugend ist das Laster zugleich gestorben, ich bin ein abgerißnes Blatt, das der Wirbelwind nach seinem Gefallen in die Lüfte wirft. — Der Unendliche, den ich sonst schwindelnd dachte, auf dessen Vatersorge und Allmacht ich so fest vertraute — er und das Schicksal ist mir entrissen. Im Felsen und im Gesträuch steht der Unfaßliche vor mir, mir näher gebracht und dadurch um so entfernter. Omars Lehre hat mich zu einer Waise, mich mir selbst verächtlich gemacht, — und doch bin ich ein Strahl jener Gottheit! —

Er schwieg und verlor sich immer tiefer in seinen Träumen; Gefühle wollten sich itzt in seine Seele zurückdrängen, die ihn einst so bezaubert und die Aussichten des Lebens so verschönt hatten, aber kein Klang aus der Vorzeit schlug wie ehedem an seine verstimmte Seele. O! rief er aus, gieb mir meine glückliche Unwissenheit zurück, Omar, laß mich wieder zum Kinde werden, wie ich war, mein Geist ist zu schwach für diese Last, er seufzt gekrümmt unter der drückenden Bürde.

Raschid trat itzt zu ihm herein. Er war kein Freund Abdallah's, aber einer von den angenehmen Gesellschaftern, an die der Jüngling sich so leicht schließt und sie eben so leicht wieder verliert. Er war Aufseher über die Gärten des Sultans und kam itzt zu Abdallah um Trost zu suchen, denn er war gewöhnlich finster und verdrüßlich. Abdallah ging ihm freundschaftlich entgegen. „Willkommen, sprach er, indem er ihm froh die Hand drückte, ich habe dich lange nicht gesehn." — Er freute sich, daß ihn jemand aus seinen Träumereien riß, die er gern von sich abwarf und sich dem Wohlwollen überließ. — Willkommen! rief er noch einmal.

Raschid war traurig, sein Gesicht war bleich und sein Auge eingefallen. Ein schweres Leiden schien seine Seele zu drücken, eine tiefe unbestechliche Schwermuth sahe aus seinem schwarzen tiefliegenden Auge, nichts vermochte eine Heiterkeit über sein Gesicht zu werfen, seine Stimme war langsam und ohne Feuer. —

Dein Anblick wird immer kränker, fuhr Abdallah fort.

Raschid. Kränker? — Wirklich? — Vielleicht geh' ich dem Tode entgegen.

Abdallah. Dem Tode? —

Raschid. Ich hoff' es.

Abdallah. Du hoffst es?

Raschid. Mein Geist erträgt die Leiden nicht mehr, die sich immer höher thürmen.

Abdallah. Deine Liebe, Raschid, wird dich in dein Grab hinuntertragen. — Sei heitrer, verabschiede deinen Gram und werde wieder der blühende Jüngling, der du warst. — Die Liebe soll ja, wie man sagt, in Felsen Paradiese auferstehen lassen und dir —

Raschid. O glücklich, daß du davon wie von einem unbekannten Lande sprichst. — Doch nein, du bist unglücklich. — Ein Wesen ohne Liebe, — eine Laute ohne Saiten. — Für die göttlichsten Empfindungen todt kriecht der Gefühllose im Staube, wenn der Liebende den glänzenden Fittig im Morgenrothe wiegt. —

Abdallah. Und dennoch nennst du dich elend. —

Raschid. Ja und doch möcht' ich meine Liebe nicht zurückgeben, — Freund, nur ein Blick aus ihrem Auge — ach! er würde den Frühling in meiner Seele wieder auferwecken! — Eiserne, unzerbrechliche Ketten halten mich zurück, — ich liebe und darf nicht hoffen, — ich wünsche und meine Wünsche überschreien meinen Verstand; wenn er zuweilen die Stimme erhebt, — o dann treten sie alle bleich zurück. — Mein Unglück hat alle Blumen um mich her ausgerissen und in den Wind verstreut, die Freude hat mich in eine düstre Nacht geworfen und mir ewig ihre Thür verschlossen, — ach Abdallah, ich sterbe gern: denn welcher Wunsch, welche Hoffnung soll mich in's Leben zurückhalten? —

Abdallah. Wer würde nicht wenigstens hoffen? —

Raschid. Ach! wenn ich nur hoffen dürfte! wenn ich nur eine Spalte in der hohen Felsenmauer entdeckte, durch die ich mich hindurchwinden könnte!

Abdallah. Du hast mir aber noch nie den Gegenstand deiner Liebe genannt — wen liebst du?

Raschid. Laß dies noch itzt ein Geheimniß bleiben. — Ach! ich möcht' es mir selber nicht gestehn, daß der Mensch sich seinem Glücke Mauern in den Weg baute, die seiner Ohnmacht spotten, daß — ich kam hierher mich zu trösten und ich gehe trauriger von dir als ich kam.

Abdallah. Wodurch kann ich dich trösten?

Raschid. Nein, ich mag auch nicht getröstet sein. — Lebe wohl — dieser Schmerz ist mir lieb, denn ich leide ihn für sie, — ich will in der Einsamkeit meine Thränen weinen, ich finde keinen Menschen, der mich versteht.

Er ging und Abdallah sah ihn traurig nach, dann versank er wieder allmählig in sein voriges Nachdenken. Omar kam. — Du bist so tiefsinnig, Abdallah?

Abdallah fuhr auf und sahe ihn bedeutend an.

Worüber dachtest du? fragte Omar.

Abdallah. Ueber deine gestrigen Lehren.

Omar. Sie haben dich traurig gemacht.

Abdallah. Ich irre in einer ausgestorbenen Wüste, alles ist hin, was einst mein war, ich selbst habe mich verloren. Du hast mich Verachtung meiner selbst und der Welt gelehrt; wohin mit meiner Liebe, mit der ich sonst so warm die Natur umfaßte? —

Omar. Und muß denn Abdallah hassen, um lieben zu können? — Ich habe dir deinen Haß ge-

nommen und um so größer sollte deine Liebe sein; du sollst alles lieben, auch den, den die schmähende Welt mit Füßen tritt.

Abdallah. Alles? — Ach Omar, kann es der Mensch?

Omar. Er soll es wollen.

Abdallah. Mein Geist sträubt sich gegen diesen freudenleeren Glauben.

Omar. Weil er deinen Stolz kränkt. — Vieles ist gestürzt, auf das du bis itzt eingebildet dich für besser als tausend andre hieltest; es ist dir genommen und du sinkst zu den übrigen Menschen hinab. Aus Eigennutz bist du unzufrieden und bildest dir ein, es geschehe der Tugend wegen. —

Abdallah. Omar, du hast tief in meine Seele geschaut. — Kann aber die sterbliche Natur sich ganz vom Eigennutz losreißen? du sagtest selber, jeder handle nur für sich, bin ich daher nicht der erste Zweck meiner Entwürfe und müssen die übrigen Wesen nicht mir selber weichen?

Omar. Du sollst und kannst dich nie von dieser Schwäche trennen, — nur der Stolz sei dieser Eigennutz nicht; sei eigennützig im Genuß, ein Traum ist kein Genuß. —

Ein Sklave kam und rief Abdallah zu seinem Vater Selim.

Omar. Und verschließe diese Lehren tief in deine Brust, sie taugen für kein ander Ohr.

Abdallah. Für mich allein hast du also diese Trostlosigkeit ausgelesen?

Omar. Abdallah, sei nicht undankbar. — Der Weisere kann mich nur verstehn.

Abdallah ging.

Viertes Kapitel.

Selim saß in tiefen Gedanken, als Abdallah zu ihm hereintrat, er bemerkte seinen Sohn und stand auf. Ich habe dich rufen lassen, sagte er, um dir eine wichtige Nachricht anzukündigen; hat dir Omar nichts davon gesagt?

Nichts, antwortete Abdallah, — aber dieser Name den du genannt hast, lieber Vater, erinnert mich an eine Bitte, sage mir, wer ist dieser Omar?

Und wie kömmst du so plötzlich zu dieser Frage, fragte Selim, du kennst ihn schon so lange und noch nie ist es dir eingefallen, etwas näher von ihm unterrichtet zu sein.

Dieser Omar, antwortete Abdallah, ist mein zweiter Vater, nach dir lieb' ich ihn am meisten, ja vielleicht, wenn ich aufrichtig sein soll, habe ich zwischen dir und ihm meine Liebe ganz gleich vertheilt. — So tief meine Erinnerung in die Vergangenheit hinunterreicht, eben so lange kenne ich auch diesen Omar; er war der Spielgenosse meiner Kindheit und ist der Lehrer meiner Jugend, als Knabe konnt' ich mir Gott nie anders, als meinen Omar denken und itzt ist er mir ein Bild der Weisheit. Alles, was ich denke und weiß, habe ich aus ihm geschöpft, — ohne seine Liebe könnte ich

nicht glücklich sein. — Er ist mir bekannter, als meine eigne Gestalt, sein Geist ist meiner Seele so vertraut, ich schmiege mich so kindlich an ihn, alle seine Züge hab' ich so oft betrachtet uud tief in meine Seele geprägt, — nur gestern am Abend, war es die magische Nacht, die meine Einbildung mehr als gewöhnlich hob, — oder war es das nüchterne leere Erwachen von einem Schlummer, wo uns sogleich in der freien Landschaft hundert verworrene Gebilde entgegentreten; als ich gestern durch den Wald mit Omar zur Stadt zurückging, trat mich plötzlich das sonderbare Gefühl an, als wenn ein fremder Mann zu meiner Seite gehe, — ich war hundertmal im Begriff, meine Hand aus der seinigen zu ziehn, ich wagte es nicht, ihn anzusehn, der Schein der Nacht flatterte ungewiß um ihn her und verstellte alle seine bekannten Züge, — ich war aus mir selbst herausgerissen, — ich folgte ihm schaudernd.

Selim. In den Jahren, wo die Einbildungskraft unsre Amme ist, spielen tausend Schwärmereien und trügende Gefühle um uns her, die, wenn wir nach ihnen greifen, in Luft zerfließen und unsern Geist zu einer trägen, thatenlosen Beschaulichkeit führen. Der männliche Jüngling muß alle diese kindischen Einbildungen mit ernstem Blick zurückweisen, auf seiner Bahn ungestört weiter gehn und diesen Morgendünsten nicht einmal ein zurückgeworfenes Auge schenken.

Abdallah. Seit gestern aber beunruhigt mich der Gedanke. Sage mir, wer ist dieser Omar?

Ich will dir alles sagen, was ich von ihm weiß, antwortete Selim; du hast ihn bis itzt als deinen Lehrer und Freund geliebt, du wirst ihn nun auch als deinen Wohlthäter ehren. — Ali, der wie ein ver-

zehrender Brand in dem Körper seines Landes wüthet, gegen den tausend Flüche der Wittwen und Waisen rastlos um den Thron Gottes schweben, Ali hatte auch mich unter Tausenden elend gemacht. Ich war reich und meine Schätze lockten seine Habsucht, er entriß mir alles, was ich besaß, — nur deine Mutter und du — weiter blieb mir in dieser Welt nichts übrig. Du warst damals einen Sommer alt und lächeltest am Busen deiner Mutter unverständig dem Elend entgegen. — Wir verließen die Stadt und wanderten über unbekannte Berge zu fremden Gegenden, der Jammer ging neben uns und reichte uns die ärmliche Nahrung, alle meine Freunde verließen mich, als hätten sie mich nie gekannt, Sorge und Dürftigkeit waren unsre einzigen unzertrennlichen Gefährten: so wandelten wir von Stadt zu Stadt und lebten kärglich von den Allmosen, die uns das Mitleid der Menschen zuwarf. — Ein stiller Gram wühlte unsichtbar in dem Herzen deiner Mutter, sie reichte mir lächelnd den Abschiedskuß — und ging nach einigen Stunden in ihre bessere Heimath zurück. Ich blieb mit meinem Unglück in der Einsamkeit.

Traurig schwieg Selim einige Zeit, dann fuhr er fort:

Sie ward begraben. Die Erde fiel feucht und schwer auf sie hinab, ein Dolch schnitt durch meine Seele, wenn du mit kindischem Lächeln nach deiner Muter fragtest und an den Grabhügel pochtest, um sie wieder heraufzulocken; aber dein Lächeln war das letzte schwache Band, das mich damals an diese Welt zurück hielt, unverletzliche Pflichten sprachen mich aus deinem freundlichen Auge an, du lebtest noch und darum war mir das Leben noch etwas theuer. Ich konnte mich nicht aus der Ge-

gend entfernen, in der Zamiri ruhte, ihr Geist schien dort zu schweben und mich in dem Wohnorte meines Grams zurück zu halten. — Ach Abdallah, es waren traurige Tage, — wenn das junge Morgenroth so glühend heraufstieg und zitternd auf mein schlafloses Auge schien, wenn der goldne Abend über die Berge zog und die traurige einsame Nacht mit hundert neuen Sorgen langsam aufstieg, — die Erinnerung dieser Tage, — der Mensch muß viel erdulden, aber sein Muth muß ihn nie verlassen.

Eine kleine Stille. Aufmerksam und traurig hörte Abdallah die Erzählung seines Vaters, dieser sprach dann weiter:

Ich besuchte täglich den Kirchhof, auf dem sie ruhte, ich betete andächtig auf ihrem Grabe und flehte um Stärke. Im innigsten Gefühle meines Elends saß ich einst auf dem Grabhügel, du spieltest unbefangen vor mir im tiefen Grase, die Vergangenheit trat freundlich auf mich zu und setzte sich traulich an meine Seite, unmännliche Thränen rannen heiß über meine Wangen und fielen auf gelbe Todtenblumen, die auf dem Grabe blühten. — Plötzlich sah' ich einen Derwisch, der sich mir aus dem Schatten der Bäume näherte. Er hatte mich in meinem Glücke oft besucht und in seiner Gegenwart empfand ich stets eine heilige Ehrfurcht, denn ein stiller Schauer hauchte mich an, als wenn aus ihm der Geist des Propheten wehte. Mein Unglück schien ihn zu rühren: Grabe, sprach er, hinter jenem verfallnen Hügel und ein neues Glück wird dir entgegenblühen. — Ich grub und fand einen großen Schatz, der mir mehr ersetzte, als mir Ali genommen hatte, — als ich dem Derwisch meinen heißen

Dank bringen wollte, konnt' ich ihn nirgends entdecken — und dieser Derwisch ist Omar?

Abdallah. Omar?

Selim. Dein Lehrer Omar. — Ihm dank' ich alles, was ich besitze, alles was ich habe ist nur ein Gut, das er mir geliehen hat. — Ich ließ mich an der fernsten Gränze des Reiches nieder, veränderte meinen Namen und nannte mich Selim. Hier war ich vor Ali's Grausamkeit und Habsucht sicher, bis er nun seit einem Jahre seinen Wohnsitz verändert und sich hierher begeben hat. — Ich war itzt so glücklich als ich nur werden konnte, als nach dreien Jahren eine seltsame Erscheinung mein Haus besuchte. Ein hagrer ausgedörrter Greis reichte mir seine lange Hand, die wie ein Todtengebein klapperte, der Tod sahe aus seinen tiefen eingefallnen Augen, kraftlos wankte der Schädel hin und her und seine Sprache war nur das Keuchen eines Sterbenden. Ich erschrack bei diesem Anblick des Jammers und erst nach langer Zeit erkannte ich in diesem Todtengerippe — deinen Omar.

Abdallah. Omar?

Selim. Ich nahm ihn auf, wie meinen Wohlthäter, verpflegte ihn wie einen Vater, bis er von seiner Siechheit genaß. Als seine Gesundheit und seine Kräfte zurückgekehrt waren, nahm er freundschaftlich meine Hand und sagte: „du bist mein Wohlthäter Selim, du hast „mein Leben gerettet und ich will nicht undankbar sein; „du hast einen Sohn, ihm will ich bezahlen, was ich „dem Vater nicht bezahlen kann." So ward unser Wohlthäter dein Gespiele, dein Lehrer, dein Freund.

Abdallah stand nachdenkend. Eine neue Dankbarkeit band ihn fester an Omar und hing an seine Lehren ein noch größeres Gewicht; seines Lehrers Tugend war un-

bezweifelt, um so zuverläßiger mußte also seine Weisheit werden; der Lasterhafte, der die Tugend längnet, wird nicht gehört, aber wenn der Edle dem Bösewicht die Hand reicht und ihn ungescheut Bruder nennt, dann zagt die stolze Tugend und sieht zweifelhaft in ihr Innres.

Du schweigst, begann Selim von neuem, bist du nun nicht begierig, die Nachricht zu hören, die ich dir anzukündigen hatte?

Abdallah. Verzeih mein Vater — ich höre. —

Selim. Du sollst dich vermählen.

Abdallah. Dein Gebot ist mein Wille.

Selim. Des edlen Abubekers Tochter.

Abdallah. Du willst es und sie ist meine Gattin.

Selim. Diesen Gehorsam hatte ich von dir erwartet, mein Sohn. Abdallah wird seines Vaters Liebe nicht mit Undank vergelten.

Abdallah. Nein, nie mein Vater.

Selim. Du liebst also nicht, mein Sohn?

Abdallah. Ich liebe nur dich und Omar. —

Selim. Laß diese kindliche Liebe nie in deinem Busen verlöschen. — Abubekers Tochter, — oder meinen Fluch!

Selim sahe ihn mit einem durchbohrenden halberzürnenden Blick an, den Abdallah nicht verstand. Es war ein kalter fester Blick, der sich unauslöschlich mit dem fürchterlichen Worte Fluch in Abdallah's Gedächtniß grub; bei diesem Blicke kehrte plötzlich wie ein Blitzstrahl die sonderbare Unbekanntschaft mit Omar in seine Seele zurück, — als dieser hereintrat.

Er sahe ihn an und es war ganz wieder der alte, freundliche, bekannte Omar; er ging froh hinweg und alle seine ängstlichen Besorgnisse waren verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Itzt trat auch Abubeker in das Zimmer und mit ihm mehrere von seinen und Selim's Freunden.

Abubeker war ein Greis von siebenzig Jahren, sein Gesicht war lang und hager, sein Auge sanft und sein silberweißer Bart sank ehrwürdig auf seine Brust herab. Schon seit langer Zeit war er der Welt abgestorben, ohne daß er sie, oder sie ihn vermißte; er lebte mit seiner Tochter in einer häuslichen Einsamkeit, nur von seinen Freunden gekannt und geehrt. Er war im Felde erzogen und unter der Rüstung ein Greis geworden, die Feinde hatten seine Tapferkeit gefürchtet und in seinem männlichen Alter war Abubekers Name durch das ganze Land bekannt gewesen; aber mit den Diensten des Feldherrn verschwindet zugleich der Dank des Volkes, der Ruhm gleicht dem Nebel, der sich über das ganze Gefilde auseinander wickelt und am weitesten ausgestreckt, verschwindet. Im Lager und in Schlachten hatte Abubeker seinen Geist nur wenig bilden können, er dachte daher nur langsam und beharrte unerschütterlich auf jede gefaßte Meinung, jede seiner Ueberzeugungen ließ er sich ungern nehmen und eine neue an ihre Stelle setzen: denn das, worüber er einmal gedacht hatte, schien ihm die einzige und letzte Wahrheit.

Selim bewillkommte ihn und seine Begleiter, und alle setzten sich.

Eine kleine Stille weilte über die Versammlung, als Selim endlich aufstand, Abubekers Hand ergriff und wie von einem heiligen Feuer ergriffen, also redete:

Abubeker, du bist mein Freund und was mehr ist, ein wackrer Mann; das seid Ihr alle, die Ihr zugegen seid, und wäre einer unter uns, der dies große Gefühl nicht in seinem Busen trüge, der entferne sich, ehe ich weiter spreche, denn meine Worte taugen für kein unedles Ohr. — Aber nein, — die edelsten Männer des Staats sind hier versammelt und darum sollen ungescheut meine Gedanken und Worte einerlei Weg wandeln. Zum Biedermanne muß der Biedermann ohne Umschweif sprechen, und eben dies war die Ursach meiner Einladung.

Alle schwiegen; Selim stand und sahe in der Versammlung umher, dann fuhr er fort:

Abubeker, du erinnerst dich vielleicht noch der goldnen Tage, als der Scepter des weisen Alfargo dieses Land beherrschte, als ein ewiger Friede an den Gränzen des Reiches wachte, als eine unzerbrechliche Treue alle Unterthanen in ein schönes Band vereinte und die Rüstung des Fürsten war, als das Glück in unsern Häusern wohnte, als — wozu der schönen Erinnerung, Freunde? diese Zeit war und ist nicht mehr, der Sonnenstrahl, der scheu an des Gefängnisses Mauern zittert, macht dem Gefangenen den Kerker enger, diese Erinnerung ist uns das, was dem verirrten Wandrer in der Sturmnacht das ausgelöschte Licht. Wir waren glücklich, aus diesem Gedanken springt die traurige Ueberzeugung: wir sind unglücklich! — Wie beim

Gewitter hängt die Luft schwer und drückend über unserm Vaterlande, die Arbeiter haben furchtsam das Feld verlassen und verbergen sich in Höhlen, das Gras zittert leise dem kommenden Sturm, die ganze Natur athmet schwer und harrt mit banger Ungeduld dem einbrechenden Wetter. — Dies ist das Bild unsers Vaterlandes, Freunde; kein Gesicht lächelt, als das der unverständigen Kinder, kein Auge glänzt, als das Auge des Sterbenden, keine Fröhlichkeit lacht aus betrübten Herzen, — traurig, mit gesenktem Haupte, in uns selbst versunken, von keinem heitern Gefühl aus unsern schwarzen Träumen geweckt, stehn wir verlassen auf einer spitzen, meerumheulten Klippe und klagen in das wilde Rauschen der See. — Und warum hängen unsre Thränen so schwer an den rothgeweinten Augenliedern? Warum schwellen unterdrückte Seufzer unsre Brust so hoch? — Sind die blühenden Felder um uns her Wüsten von Sand geworden? Entfaltet die Sonne nicht mehr ihren Mantel über dieses Reich? Hängt eine verzehrende Seuche über unsern Häuptern? Sind unsre Freunde verschieden? —

Ach ja, unsre Freunde sind verschieden, eine Pest schaut wild auf uns herab, die Sonne ist uns untergegangen und die Blüthe unsrer Fluren ist dahin! Ein liebliches Morgenroth spielte im fröhlichen Wogengeräusch um uns her, die Fluth sinkt zurück und unser Nachen steht auf einem dürren Felsengrund eingeklammert. — Das Glück hat uns seine Hand zum ewigen Abschied gereicht und wir sehen mißvergnügt seinem Scheiden nach. — Und tröstet uns denn kein Ersatz über unsern Verlust und sind wir auch nicht einmal begierig, die Ursach unsers Elends zu erfahren?

O zum Allgütigen laßt eure Klagen nicht dringen, denn er zürnt uns nicht, die freigebige Natur hält keine karge Hand über uns ausgestreckt. — Aber welche übermenschliche Gewalt schnürt unsre Brust so mächtig zusammen? Wer schlägt dies verfinsternde Gewölbe um uns her? — O daß ich es schaamroth aussprechen muß, — ein Fremder würde staunend unsrer Schwachheit spotten, — ein Mensch!

Ihm tragen unsre Felder, zu ihm fließt, wie zu einem geizigen Meere, alle unsre Arbeit zurück, wir leben nur für ihn, für den Einzigen kämpfen im unnützen Streit alle unsre Kräfte. — Ihm hast du, dem Undankbaren, deine Schlachten gefochten, Abubeker, er ist die Pest, die das Land verzehrt, hinter seinem Thron ist unsre Sonne untergegangen, in seiner fürchterlichen Allmacht liegt der Tod aller unsrer Freunde. — Leben und Vernichtung hält er auf der verfälschten Wage, an seinen Launen hängt schwankend unser Glück, Gewitter donnern aus seinem zürnenden Auge, das Lächeln seines Mundes ist unsre erquickende Frühlingssonne, seine Worte des Ewigen unveränderliche Gesetze, — wir stehn da, und fühlen daß wir elend sind, und o der Schande! — wir begnügen uns damit, daß wir es fühlen!

Sind wir alle schon so tief in Kraftlosigkeit versunken, daß wir auch nicht einmal murren? Sind wir uns so fremd geworden, daß wir auch nicht einmal unser Schicksal geändert wünschen? Daß wir uns mit dem begnügen, was er uns aus der Verheerung zurückwirft und uns der Gnade freuen, die uns noch unter den Trümmern unsrer vorigen Heimath zu wandeln vergönnt? Die Schlange verwundet wüthend die Ferse

ihres Mörders, die schuldlose Taube kämpft ohnmächtig gegen den Zerstörer ihres Nestes, ja der zertretene Wurm krümmt sich zürnend unter dem Fuße des Wandrers — und wir! — Wer ist der Schändliche, der sich nicht der Ketten schämte und sie gern von seinen Armen streifte? — O er gehe hin und erzähle All meine Rede!

Sklave und freier Bürger sind in unsern Zeiten gleich, das Reich kennt nur einen freien, wir alle sind seine Sklaven, das Vaterland und seine Bürger sind in dem Einzigen untergegangen, unsre Wünsche knien vor seinem Willen, das hohe Recht, das jeder Mensch mit auf die Welt bringt, haben wir an diesen Betrüger verspielt. Unser Dasein können wir nicht Leben nennen, wir sind todte Massen ohne eignen Willen, Steine, die ein muthwilliger Knabe zum Spielwerk am Abend in das Meer wirft. — — Und wer ist dieser Allgewaltige? Ein Riese mit ehernem Körper, von dem zerbrochen jeder Stahl zurückprallt? — Nein, eine Sammlung Staub, wie wir, von einem aufgehabnen Arm auf ewig zu Boden gestürzt.

Wo ist der Muth, der in unsern Vätern focht und die Feinde erzittern machte? Sind alle Dolche stumpf? Ist keiner mehr, der zu den Waffen greift und sich und seine Brüder rächt? Keiner? — O ich habe mich geirrt, ich vergaß, daß ich jetzo lebe, itzt, wo Knechtschaft ehrt, wo unser höchster Wunsch ist, der schändlichste seiner Sklaven zu werden. — Die Zeit hat ihren Kreis gemacht und alles Edle aus unsern Jahren hinweggenommen, nur mich Unglücklichen hat sie einsam stehen lassen.

Er schwieg. — Die Männer glühten, die Arme der

Jünglinge zuckten unwillkührlich. In vielen Augen stand die Thräne der hohen Begeisterung, viele wollten aufspringen und ihre Dolche schwenken, als der weise Abubeker mit langsamer bedächtiger Stimme also sprach:

Selim, deine Stimme ist die Stimme der Wahrheit, das Reich ist unglücklich, die Tyrannei herrscht mit erschlichener Gewalt von ihrem Thron herab, das Volk seufzt tiefgebückt unter dem ehernen Joch, — aber höre mich als Freund und zürne nicht. — Ich stehe auf einem hohen Gipfel, von dem ich über so manche Jahre hinweg sehe, die zu meinen Füßen ausgebreitet liegen, das Alter und die Erfahrung tritt endlich an die Stelle der Weisheit. — Hast du nie, Selim, eine Fluth gesehn, die verheerend das Gefilde überschwemmt, und es gedüngt und fruchtbarer wieder verläßt? Einen Stamm, den der Blitz verbrennt und aus dessen Asche ein schönerer mit frischer Kraft hervorschießt? — In dem gegenwärtigen Uebel liegt oft die Geburt eines künftigen Glücks, nur daß das sterbliche Auge nicht durch die Dunkelheit der Zukunft dringt, daß unser kleiner Blick nur das umfaßt, was vor uns, nicht, was oft dicht daneben liegt. — Schon vielen Völkern sandte der Herr zur Züchtigung einen eisernen Scepter und schon viele erkennten die bessernde Hand. — Ali ist vielleicht nur der Abgesandte einer höhern Macht, der uns von dorther den Krieg ankündigt: können wir rebellisch gegen den Ewigen aufstehn und seine weisen Plane meistern und verwerfen? Ziemt es dem Sklaven, seinen Herrn zur Rechenschaft zu ziehn? — Tausend Diener horchen auf das Gebot des Unendlichen und vollbringen die Befehle seines Zorns. Er darf nur winken und Ali wird vom Blitz durchbohrt, vom Sturm zerrissen.

Er vermag die Erde aus ihren Angeln zu heben, und im Unmuth mit dem Hauch seines Mundes gegen die Gränze des Weltalls zu zerschmettern, — und er sollte nicht einen Staub zum Staube wieder hinabsenden, wenn es sein Wille wäre? — Nein, wir wollen dulden, Selim, und im Dulden unsre große Seele zeigen. Rache brüllt nur aus den Thieren, der Mensch dulde und verzeihe! —

O Greis! rief Selim aus, das Alter, das alle unsre Kräfte verzehrt, spricht aus dir. Der Stunden, die du noch zu leben hast, sind dir zu wenige, um für sie zu handeln, — aber unsre Kinder, Abubeker!

Abubeker. Wacht nicht über sie das große Auge, das sich niemals schließt? — Laß sie die Tugend und Gott verehren und sie können nicht elend werden.

Selim wandte sich unwillig hinweg und Omar fing an zu sprechen:

Du sprachst mit tiefer Weisheit, Abubeker, die Hand aus den Wolken lenkt oft sichtbar die Schicksale der Menschen, das dunkle Verhängniß tritt oft aus seiner Finsterniß hervor, und zwingt selbst den kühnsten Zweifler zur schaudernden Verehrung.

Selim. Und auch du, Omar? der du meinen großen Entwurf zuerst zur Reife brachtest?

Omar. Oft aber waltet die Allmacht in ihrer Undurchdringlichkeit und lagert vor die frechen Augen Finsternisse um sich her. Oft tritt das unerbittliche Schicksal zurück, es zerreißt den Faden, an dem es den Menschen lenkt und läßt ihn ohne Leitung gehn. Dann schaut es auf den Weg des Wandrers herab und zeichnet ihn mit ewigen Zügen auf der unvergänglichen Tafel. Dann wird des Menschen Name unter die

Seeligen oder Verdammten eingeschrieben, ohne fremden Druck stehn aus dem Herzen die Tugend oder das Laster auf.

Abubeker. Ich fasse den Sinn deiner Rede, Omar. Wenn das ewige unwandelbare Schicksal niemals den Menschen aus seiner Hand ließe, dann trieben wir einen reissenden Strom hinab, der ohne unsre Schuld den Nachen vielleicht an einen Fels zerschellte, oder in die See versenkte.

Omar. Alle Widersprüche vereinten sich dann in einen Mittelpunkt, die ganze Natur wäre eine Flöte, auf der ewig die Töne des schaffenden Künstlers erklängen, keine That gehörte uns, unschuldig kehrten alle zum Schöpfer zurück. — Nein, Abubeker, wenn der Ewige auch nach seiner Güte das Laster zuläßt, so ist er es doch nicht selbst, der den Lasterhaften führt, das hieße ihn aus seinem Wesen hinausschelten, denn er ist ja das Gute selbst; blind ihn aus seinem Glanz vernünfteln, mit eben der Vernunft, die er uns lieh, ihn zu erkennen.

Abubeker. Ein Irrthum täuschte mich, Omar.

Omar. Ein Athem seines Wesens streifte leise den irdischen Staub und es entstand der Mensch. Dieser göttliche Funke, der aus der Nacht sich ihm freundlich zugesellte, ist es, der ihn aus den Thieren des Waldes, den Bäumen und Felsenwänden heraushebt, dieses ist das große Zeichen, an dem die Menschen sich erkennen, das untrügliche Unterpfand, daß uns jenseit ein neues Leben entgegentrete, wenn die Seele hier den Staub wieder von sich abschüttelt und zürnend das Thal verläßt, um einen schönern Hügel zu ersteigen.

Abubeker. Deine Worte wecken in meiner Seele eine Sonne, die das Dunkel erleuchtet.

Omar. Dieser Verstand lehrt uns die Wunder der Natur finden. Wie der Schnecke und dem Wurme Fühlhörner gegeben sind, um ihre Nahrung zu suchen und ihre Feinde zu fliehen, so verlieh der Gütige dem Menschen den Verstand. Der Zweck des Wurmes ist das Leben, dem edleren Menschen ist das Leben nur ein Weg, auf dem er zu seinem Endzweck geht: durch seinen Verstand sich selbst und Gott erkennen; je näher er diesem Ziele gekommen ist, je mehr hat er die Krone des Siegers verdient. — Ohne diesen Stern, der unser Schiff regiert, lebten wir, wie der Maulwurf, unter tausend Wundern, ohne sie zu bemerken. — Die Kraft der Heilung liegt in tausend Pflanzen ausgegossen, aber der Schöpfer tritt uns nicht unmittelbar in den Weg; die schwache menschliche Natur würde zu sehr vor ihm zusammenschaudern, er legt seine Furchtbarkeit ab und in schönen Blüthen findet der Verstand des Menschen die Kraft des Gütigen wieder, und Tod und Krankheiten fliehen vor dem wohlbekannten, allbelebenden Hauch, der ihnen aus den Kräutern entgegen duftet.

Abubeker. Deine Gedanken über den Ewigen sind wie der Schein des Mondes, sie leuchten auf den Pfad, ohne zu blenden, du verschlingst die Allmacht mit der Lieblichkeit und vor dem wonnevollen Bilde kann der Mensch anbetend in tiefer Ehrfurcht knien, und es zugleich lieben.

Omar. Der Verstand regiert wie ein Steuermann unsern Willen gegen Wind und Wogen der Leidenschaften und des Unglücks. — Der Verstand formt aus dem ungestellten Zufall eine Säule; statt uns selbst die Hand

zu reichen und durch das Dunkel zu führen, haucht der Ewige an diesen Funken und er leuchtet heller. — Dann werden große und edle Thaten geboren, Tyrannenthronen gestürzt, des Vaterlandes Feinde geschlagen, Völker besiegt und des Propheten Glaube über Meere getragen. — Diesen Fingerzeig der Gottheit nicht achten, heißt seiner Güte spotten, da er uns einen Schatz anvertraute, den wir nicht benutzen, dann wird er uns einst schwer zur Rechenschaft ziehen, daß wir ein Gut verachteten, das uns ihm ähnlich macht. — Es waren Propheten, die die Zukunft weissagten von Gottes Athem angeweht: wenn nur der Ewige selbst in unsre Seelen diese Gedanken gesendet hätte, wenn er durch uns Ali strafen und das Reich wieder glücklich machen wollte und seine Allmacht dabei unsichtbar erhalten, wenn wir die Pflanzen wären, aus denen der Gütige mittelbar Genesung unsern Brüdern zusendete?

Abubeker dachte tief den Worten Omar's nach, die übrigen horchten aufmerksam auf seine Rede.

Omar. Ist es dann nicht unsre Pflicht, seinem Wink zu folgen und unverzeihliche Trägheit, wenn wir die Arbeit, die er uns in den Weg legt, verdrossen liegen lassen? — Auf dann! tretet alle Zweifel unter euch, beginnt das Werk und sagt der Ewige „Nein" zu unsrer That, — nun, dann wird das Unglück unsern Schritten folgen und uns von seinem Zorne Nachricht bringen.

Abubeker. Du hast mich überwunden, Omar, ich gebe deiner Weisheit nach.

Omar. Ha! wenn wir keine Leuchte hätten, die uns durch die Nacht begleitete! — aber wir tragen sie in unserm Busen. — Glaubet! ruft uns der Ewige

selbst zu — und handelt nach eurem Glauben und Herzen! Daher jagt das nagende Gewissen den Bösewicht, dies ist der gute Engel, der den Menschen zu edeln Thaten winkt. — Ein jeder muß nach seiner Ueberzeugung handeln — und wer glaubt nicht, daß wir alle glücklicher wären, wenn Ali von seinem Thron herunterstiege? Unser Recht? — o er hat unser Recht verletzt, er hat unsre Menschheit gekränkt, er zwingt uns, unser Wort zu brechen, das wir ihm gaben, er ist unser Feind, nicht unser Fürst. Wir scheuchen das Unglück über die fernen Gebirge, das itzt so dräuend über uns hängt, wir sind die Retter unsers Vaterlandes, aus seinem Grabe wird das Glück dann wieder auferstehn und uns dafür belohnen, unsre Brüder werden Freudenthränen weinen, — ha! wer steht noch müssig? Wer kann noch furchtsam zurückzagen? — Nein, Abubeker, Freunde, — wir wollen nicht die Krone von Ali's Haupte reissen, wir müssen es, — das Land liegt kniend zu unsern Füßen, des Ewigen ernstes Auge schaut anmahnend auf uns herab, die Nothwendigkeit reicht uns den blutigen Dolch, — wir können nicht zurücktreten und den furchtbaren Arm von uns weisen.

Selim. Nein, wir können, wir dürfen es nicht. Die Gefahr streckt uns ihren Rachen entgegen, — stürzt auf sie zu, Freunde, sie verherrlicht unsern Triumph! Welcher Feige würde nicht mit dem Edlen um jeglichen Kampfpreis ringen, wenn die Furchtbarkeit nicht die große nie zerfallende Scheidemauer zöge? Daß wir unser Leben wagen, o das ist es, was unser Unternehmen zu einer großen That stempelt, das ist es, warum sie Männer und keine Knaben fordert. Das Glück

schwebt um uns her; faßt mit starkem Arm den ehernen Ring und haltet ihn fest, — dreht er sich allmächtig weiter, — nun was können wir mehr als sterben? Und können wir in tausend Jahrhunderten einen ruhmvollern Tod finden, als im Kampf mit der Tyrannei dahinzusinken? — O wem das Leben das höchste Gut ist, der mag zagen, ihm sei es erlaubt zu zittern, er mag sich hinter Ali's Thron verkriechen und sich fest an seine Ketten klammern und an den Pfahl, an dem er gefesselt ist, — wir kämpfen, siegen oder sterben für's Vaterland und unsre Brüder, — das Schild am Arm, den Säbel in der Faust stürzen wir vor Ali hin und fordern uns selbst von ihm zurück, — wir verschwinden in dem großen Ganzen, eine Woge im Meer; was liegt an mir, wenn ich auch untergehe? — Die Gefahr nicht achten, heißt sie tödten; sich selber muß der Edle freudig seinen Brüdern opfern können. — Wer so denkt, der reiche mir seine Rechte!

Alle sprangen auf, man lief eilig durcheinander, jeder wollte der Erste sein, der die Hand des edlen Selim faßte. — Es ist kein Schändlicher unter uns! riefen alle, wie aus einem Munde, auch Abubeker trat hinzu und umarmte Selim und Omar. Eine große Begeisterung wandelte durch den Saal, alle Gesichter glühten, alle Augen funkelten.

Brüder! rief Selim aus, — das Loos ist gefallen! — Er kniete nieder. — Hier schwör' ich bei dem Ewigen und seinem Propheten, bis auf meine letzte Lebenskraft gegen Ali zu kämpfen, mein Vaterland zu retten oder zu sterben!

Alle knieten und schwuren ihm den großen Eid nach, dann umarmten sie sich von neuem, drückten sich die

Hand und küßten sich wie Brüder. Ein Gedanke lebte in allen Seelen, eine Entzückung, ein Geist wehte durch die ganze Versammlung.

Freunde! sprach Omar, — und wer soll denn an Ali's Stelle treten und eine neue Sonne über unser Reich heraufgehn lassen.

Alle schwiegen und Omar fuhr fort.

Das unmündige Volk bedarf eines Führers, ohne Oberhaupt würde es sich selber vernichten. Ein weiser Mann muß an der Spitze stehn, der alle die schweifenden Kräfte in einen Mittelpunkt sammelt, die sonst unnütz an tausend mannichfaltigen Gegenständen zerschellen. — Ihr kennt Selims Weisheit, seinen Muth, seine Güte und Menschenliebe. Er betrete den verwaisten Thron, er werfe unser Elend in das unergründete Meer und wecke das Glück aus seinem Schlummer. — Wer andrer Meinung ist, der spreche!

Du thust mir Unrecht, rief Selim, als alle schwiegen; warlich Omar, deine Worte schmerzen mich tief. — Hat denn Ehrgeiz oder Herrschsucht meine Gedanken geleitet? Bin ich der einzige Edle in dieser Versammlung? — Ich widerspreche dir hier laut, ich widerspreche euch allen, wenn ihr ihm beistimmt. — Der Unbetrügliche sieht mein Herz, beim Grabe seines Propheten schwör' ich hier, — durch meinen Tod, ja durch meine Schande wollt' ich Euer Elend von mir kaufen, ungenannt sterben und vergessen werden. Ich selbst war bei diesem Entwurf mein letzter Gedanke. — Omar, wie konntest du dem weisen, tapfern, erfahrnen Abubeker vorübergehn? — Hier steht unser Herrscher! Er verdient das Diadem zu tragen, das Ali entweiht. —

Er warf sich vor dem Greise nieder und berührte mit der Stirn dreimal den Boden, alle übrigen folgten seinem Beispiel. Der erstaunte Abubeker war gerührt und konnte ihnen nur durch Thränen antworten.

Du bist unser, Abubeker, sprach Selim, freiwillig zu uns herübergetreten, von keinem äußern Zwange gedrückt. Der Edle muß aus eignem Willen handeln, und damit auch nicht der kleinste Schein von Eigennutz auf dich fiele, hab' ich dir noch eine Nachricht vorbehalten, die du itzt erfahren sollst. — Ali, nach deinen Schätzen begierig, hat das Ziel deines Lebens näher rücken wollen; Omar hat durch seine Weisheit diesen Anschlag vernichtet und dich uns gerettet.

Der Greis Abubeker drückte ihm schweigend die Hand. — Selim, sprach er dann, ich bin dir sehr viel schuldig, dir dank' ich meinen Reichthum, du wandest ihn aus den Händen ungerechter Feinde, du schütztest mein Leben gegen einen Räuber, dessen Säbel schon über meinen Schädel blinkte, — erinnerst du dich noch jener Tage, als wir uns ewige, unzerbrechliche Freundschaft schwuren. Wir haben unsern Eid gehalten und wollen ihn noch ferner halten. — Damals schwurst du feierlich in meine Hand, dein Sohn Abdallah sollte der Gatte meiner Tochter werden, ist es noch dein Wille?

Selim. Ich schwur und ich hätte keinen Willen mehr, wenn es nicht mein sehnlichster Wunsch, mein freudenvollster Gedanke wäre.

Abubeker. Mein Kind vermält sich deinem Sohne.

Selim. Und wenn auch das Unglück uns verfolgt, auch wenn ich tausend Schätze besäße und du wärst eben so elend, wie ich einst war, — sie wird meine

Tochter, — nimm dies Versprechen noch einmal vor dieser feierlichen Versammlung.

Abubeker. Eben dies verspreche ich dir, wackrer Selim. — Dein Sohn wird der meinige, — aber wo ist er? Meine Augen haben ihn schon vorher vermißt. Sollte er keinen Theil an diesem großen Schauspiel nehmen?

Omar trat hervor. — Der zarte gefühlvolle Jüngling, sprach er, taugt noch nicht für Männer Unternehmungen. Tausend zärtliche Besorgnisse für seinen Vater würden sein Innres zerreissen; sein Geist steht itzt noch in der Blüthe und kann noch keine Früchte treiben; diese Gedanken würden ihm Ruhe und Schlaf rauben und seine Hülfe würde uns unmerklich sein. — So tragen wir ihn schlummernd den steilen Fels hinan, auf dem ein Schwindel ihn wachend seiner Vernunft berauben würde. Wenn er oben steht, dann wecken wir ihn sanft und er wird uns unsre zärtliche Sorgfalt danken.

Alle stimmten ihm bei und man beschloß am folgenden Tage sich von neuem zu versammeln, um über die Mittel zur Ausführung ihres Entwurfs zu berathschlagen. Dann ging man froh auseinander und ein jeder nahm große Gedanken und schöne Entwürfe in seiner Brust verschlossen mit sich.

Sechstes Kapitel.

So untergruben Selim und Omar den Thron Ali's; unbefangen ging Abdallah neben allen Gefahren hin, die er nicht sahe, das Gewitter zog sich in schwarzen krausen Wolken über ihn zusammen, aber er hörte nicht den Sturm, der von allen Bergen her die Dämpfe zusammenjagte, unbesorgt ging er in seiner Unwissenheit dreist einher, wo er, in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht, sorgsam prüfend den Fuß auf die schwankende Brücke gesetzt hätte und zitternd sich umgesehn, ob nicht unter ihm die Pfeiler stürzten.

Der Sonnenschein hatte ihn aus seinem Hause gelockt, er wollte eben die Stadt verlassen, als ihm Raschid begegnete.

Sei mir willkommen Freund! rief ihm Abdallah entgegen.

Raschid war traurig wie gewöhnlich und erwiederte Abdallah's Gruß mit niedergeschlagenem Blicke.

Du bist traurig, sprach Abdallah, komm mit mir in die schöne Natur, der Frühling wird dich heitre machen.

Jtzt nicht, antwortete Raschid, nöthige Geschäfte rufen mich zu Ali; aber wenn die Sonne untergeht, dann erwarte mich auf der steinernen Bank, dem Pallast gegen über. — Er entfernte sich schnell und Abdallah ging durch die Thore der Stadt.

Der schönste Frühlingstag war aus dem Meer emporgestiegen, die Luft athmete lau, Düfte von tausend Blumen lagen auf den Schwingen des Westwindes, über die Berge war der glänzende Himmel wie ein

blaues Zelt ausgespannt, unter welchem lichte Wolken in leichter Bewegung tanzten. — Itzt hatte er einen Hügel erstiegen, der die schönste Gegend übersahe. Ein Thal schmiegte sich zwischen waldbewachsnen Bergen, der Wald rauschte ernst und feierlich und durch sein zitterndes Grün blinkte ein Strom verstohlen hervor, der bald verschwand und dann wieder schön gekrümmt wie ein weiter See im Sonnenschein glänzte. Friedliche Hütten lagen traulich unter den Zweigen der Bäume, der Sonnenschein spielte in mannichfaltigen Strahlen auf das frische Grün des Rasens, das bald heller bald dunkler sich den Hügel hinuntergoß, Cedern standen feierlich schwarz auf den Bergen, die den Horizont begränzten. Alle Wesen, von der Fliege die im Sonnenschein summte bis zum Hirsch im Walde und dem Adler in den Wolken, waren froh und glücklich, von jedem Zweige des Waldes rauschte die Freude, in tausend Gesängen bunter Vögel zwitscherte sie in das Geräusch der Waldung.

Abdallah stand und betrachtete mit Entzücken die glanzumschlungne Gegend. O der schönen Welt! rief er endlich aus. Wie freundlich es aus dem Thale zu mir heraufweht! Wie göttlich diese Wonne mich, wie ihren Freund, umarmt! Alle meine Sorgen liegen unbedeutend weit hinter mir, alle meine Sinne thun sich dem wohlthätigen großen Gefühle auf. — Welch ein Feuer in meinem Busen lodert! Wie tausend flammende Empfindungen zum Herzen strömen! — O unglückseliges Gedächtniß! — Nur Tod brütete in dieser unendlichen Pracht? — Mein Geist nur ein leiserer Ton von dem, der im Walde rauscht? — Mit dieser funkensprühenden Begeistrung bin ich nichts mehr, als dieser Strauch? —

Und doch drängt sich alles so zu mir herauf, alles kniet vor mir und meinen Gefühlen nieder, in meinen Empfindungen schwimmt ein ätherischer Glanz, der von mir selbst Bewunderung erzwingt, ich schlage an die goldnen Saiten der Natur und verstehe den großen Klang, — ja, ich bin ein edler Wesen, als die todten stummen Massen, — hinweg mit dir du Weisheit, die mich verschmachten läßt, — du raubst mir den Genuß, und Genuß ist ja das erste und letzte Ziel dieses Erdenlebens.

Er lagerte sich am grünen Abhang des Hügels und schaute in die unendlichen Reize hinaus, die sich nach und nach dem aufmerksamen Auge unaufhörlich auseinander wickelten. — Eine heilige Ruhe schwebte mit leisem Fittig über die Gegend, hundert neue Schönheiten gossen sich aus, wenn sich der Schatten vor den Wald hin ausstreckte und die Berge höher hinanlief, über das weite Gefilde lagen Dunkel und Sonnenschein freundlich zusammen und wechselten und spielten durch einander. Ein gelber schräger Sonnenstrahl schimmerte gebrochen durch die fernen Cedern und erglühte durch die Zweige wie Flammenstreifen auf dem grünen Berg, die im Rauschen des Waldes funkelnd auf und nieder zuckten.

O! daß ich mich stürzen könnte in das Meer der unermeßnen Göttlichkeit! rief der wonnetrunkene Abdallah, — diese tausendfachen Schätze in meinen Busen saugen! Könnt' ich sie fesseln und ewig wach erhalten in meiner Brust diese göttlichen Gefühle, die itzt durch meine Seele zittern! Ach, daß der Gesang durch die Laute rauscht und nachher verstummt! — Ich höre das Pochen meines ungeduldigen Geistes: was ist

diese unnennbare unausfüllbare Leere, die mich stets im Genusse so kalt und todt ergreift? Ein fremdes Streben ringt mit meiner Begeisterung und wirft sie nieder. Ich schwindle auf der Freude höchsten Gipfel und stürze in den Staub betäubt zurück. — Alle meine Gefühle drängen mich weiter hinaus zu einem unbekannten Etwas, zuweilen flattert unstät ein Schein durch die Dämmerung und wie eine holdselige Erinnerung winkt es mir zu, — aber er verlischt plötzlich und die ungestümen Wogen wälzen sich von neuem durcheinander.

Ein Abendwind bließ durch die Waldung, ein rother Duft schwebte um den Horizont, die ungewissen Widerscheine flossen nach und nach zusammen und ein Kranz von Gold, Purpur und Violet flocht sich rund um die Stirn des Himmels. Ein friedlicher Rauch stieg aus den Hütten und vermischte sich mit dem Nebel, der leise und langsam über die Fluren schritt und in tausend blendenden Sternen flimmerte, von einem Sonnenstrahl durchbrochen. Ein Schäfer zog mit seiner klingenden Heerde den Abhang herauf und seine einsame Flöte tönte sanft in das Thal hinab.

Abdallah ging mit seinen Träumen zur Stadt zurück, das Rauschen des Waldes hallte ihm noch immer wieder, in sein Ohr tönte noch die Flöte, die vom Berg herab ihm mit ihren Melodieen flüsternd gefolgt war.

Er setzte sich auf die steinerne Bank, dem Pallast des Sultan's gegenüber, in tausend verworrenen Gefühlen versunken. Die Leere der Stadt mit ihrem abendlichen Geräusch und der lärmenden Emsigkeit umgab ihn, die Kaufleute verschlossen ihre Thüren, der Handwerker verließ seine Läden, die Ausrufer gingen durch die Straßen, von den Moscheen ward die Stunde

zum Gebet gerufen und durch das verwirrte bedeutungslose Getöse hallte ihm noch wehmüthig froh der Flötenklang, in das Bild der dämmernden Straßen schwamm noch ein Wiederschein von der reizenden Landschaft und bildete eine Gestalt, die ihn mit schwermüthigem Lächeln ansah. Das Getön einer Thür riß ihn aus seinen Träumen, er schlug die Augen auf und sahe — Zulma, des Sultans Tochter.

Schlank und mit majestätischer Anmuth trat sie herbei, um auf dem Altan die Blumen und jungen Citronenbäume zu begießen und auf einen Augenblick die Kühlung des Abends einzuathmen. Ihr dunkles Haar floß geringelt auf ihre Schultern, ihr schwarzes Auge brannte wie ein Stern durch die Wolkennacht. Um ihre zarten Lippen spielte eine süße Freundlichkeit und die Liebe selbst legte den Mund in das lieblichste Lächeln.

Weitgeöffnet starrte Abdallah's Auge zum Altan hinauf, er verschlang mit glühendem Blicke die reizende Gestalt und jede ihrer kleinsten Bewegungen, er glaubte ein Seeliger des Paradieses zu sein und in Zulma dieschönste der Houris zu sehn, — unter ihm hätte ein Erdbeben unergründliche Schlünde reißen können — er hätte es nicht gefühlt, — hätten tausend Donner um ihn her gebrüllt, — er hätte sie nicht gehört, — alle seine Sinne waren todt, sein Geist war aus seinem Körper entflohen und brannte verzehrend in seinen Augen. — Zulma ging wieder zurück und Abdallah starrte noch immer zum Altan hinauf, er glaubte noch immer den Schimmer des weißen Arms durch die grünen zitternden Blätter zu sehn, zu sehn, wie die Rosen von ihrem Anhauch schöner glühten und von Zulma's Glanz die Lilien heller leuchteten.

Endlich erwachte er aus seiner Betäubung, so wie der Wandrer in der Nacht erwacht, der müde auf dem Felde einschlief und den ein Reisender mit einer Fackel weckt. Er steht auf und sieht ohne Besinnung umher, er kennt die Gegend und sich selber nicht, von allen seinen Erinnerungen abgerissen, taumelt er dumpf seine Straße fort, die Berge um ihn her wanken im Schein und die Gegend liegt dunkel wie ein Räthsel vor ihm. — Aus diesem Gewirre kehrte Abdallah endlich zurück, — er sah, er hörte wieder, seine zugeschloßnen Sinne thaten sich wieder auf, — aber er erkannte sich selbst nicht wieder. So wie er itzt sahe, hatte er noch nie gesehen, so hatte noch kein Klang sein Ohr getroffen: eine neue Sonne schien ihm entgegen, aus jedem Ton grüßten ihn holde Melodieen. Ihm war als stiege er aus einer finstern feuchten Gruft heut zuerst dem Licht entgegen, hundert Besorgnisse schüttelte er von sich ab, er fühlte sich frei, stark und groß, kühn zu jedem Unternehmen, ausdauernd für jede Arbeit, unerschrocken vor jeder Gefahr, feiner fühlend für Schönheit und Edelmuth. — Rothe Wolken schwammen durch den Himmel und glänzten vorüberfliegend an den hellen Fenstern, Schwalben zwitscherten um ihn her, alles war ihm theuer, alles war ihm neu und ein neugewonnener Freund. — Er ging über die Brücke des Flusses, der die Stadt durchströmte. Eine flammende Gluth brannte durch den Himmel, das Abendroth sank hinter den Fluß nieder und warf ein bleiches goldnes Netz nach dem Abendsterne, der seinem Glanze folgte, der Strom glühte in Purpur, vom Kuß des Himmels erröthend, in sanften Krümmungen schlich sich das erhabne Ufer neben den Strom hin und spiegelte sich in seiner Fluth, rosenrothe Wellen plätscherten an das grüne

Gestade und lockten in der Ferne eine Heerde, die auf einem schmalen grünen Landstreif sich in den Strom drängte und aus den goldnen Wellen trank, eine Guitarre sprach in zärtlichen Tönen vom Fluß herüber, — Abdallah sahe in jeder Schönheit Zulma's Gestalt, die jeden Reiz erhöhte, er schwamm in einem Meer von Wonne, er stürzte sich und versank in die schönsten, erhabensten Gefühle.

Jtzt sank der letzte goldne Streif des Abends nieder und aus Osten stiegen Schatten mit großen Schritten auf; er weinte und wußte nicht, warum eine Thräne sich so heiß aus seinem Auge drängte.

Sinnend ging er auf sein Zimmer, wiegende Wogen trugen ihn auf dem Bache der süßen Schwärmerei hinauf und hinab, ermüdet schlief er ein.

Die Zukunft strömte ihm hell und glänzend entgegen, wie ein Quell dem durstigen Wanderer, goldne Träume umfingen ihn und Zulma's Gestalt stand in den Träumen. — Er war so glücklich, daß er nie hätte erwachen mögen.

Siebentes Kapitel.

Die Traumbilder wickelten sich leise aus Abdallahs Armen und er erwachte. Zulma war sein erster Gedanke, der gestrige Abend stand vor ihm und seine Einbildung holte ihm jede seiner gestrigen Empfindungen zurück. Alles lag ahndungsvoll wie ein Traum vor seiner Seele, oder wie eine mondbeglänzte Gegend, er zweifelte an allen seinen Gefühlen, durch ihre ganze

Harmonie wand sich sein Geist hindurch und suchte die Quelle, aus der dieser Strom seiner umgewandelten Empfindungen geflossen sei.

Ein früher Strahl des Morgens zitterte durch sein Fenster, er öffnete es und sahe sinnend in die schöne Gegend hinaus. Ein frischer, kühlender Hauch kam ihm entgegen, die Sonne schimmerte auf den Wellen des Flusses und brannte golden an den Fenstern der hundert Palläste umher, ein dünner Nebel sank in den Fluß zurück und durch den Himmel war ein purpurnes Meer ausgegossen. Durch jedes Wolkengebilde blickte Zulma's Gestalt hindurch, sie stand in den Sonnenstrahlen, die sich auf den Wellen brachen und lächelte ihm entgegen, in den Gebüschen am gegenüberliegenden Berge säuselte ihr Name, die ganze Natur umher war nur ein Wiederhall seiner Empfindungen. — (Dürftig und ohne Reiz schien ihm alles, was er vor dieser Umwandlung gefühlt hatte,) seine Phantasie war nun erst mündig geworden und verschmähte ihr voriges kindisches Spielwerk, (seine erhabensten Gedanken reihten sich willig an das, vor dem er sonst kalt und ohne Empfindung vorübergegangen war, ein heiliges Entzücken flüsterte im Grase und spielte in der Gluth der Wolken, wie ein großes verschloßnes Buch hatte sich ihm die ganze Natur aufgeschlagen.)

Raschid trat herein, als Abdallah sich noch seinen Schwärmereien überließ, er wollte seinem Freunde Vorwürfe machen, daß er sein Wort gebrochen und ihn am Abend nicht erwartet habe, dieser aber hörte nicht, was er sagte, sondern sprach mit seinen Träumen und wußte kaum, daß Raschid neben ihm stand. Dieser

verließ ihn endlich voll Verdruß, als ihm Abdallah nur durch einzelne unzusammenhängende Töne antwortete.

Abdallah hatte sich und sein ganzes Wesen vergessen, er hing glühend an seinen Phantasieen und Omar und seine traurige Weisheit war von seinen neuen Gefühlen verschlungen. — Vordem hatte er mit Kindlichkeit die Tugend und sich geliebt, alle Räthsel, die vor ihm lagen, hatte ihm Niemand Räthsel genannt und er stand unbefangen vor ihnen; seit jenem Abend, an welchem Omar ihn in seine Weisheit eingeweiht hatte, schien ihm alles Glück der Einbildung erloschen, die schöne Hülle war von der Natur abgefallen und er sahe nur das nackte Gerippe; er hatte schon daran verzweifelt, daß ihn je wieder ein Strahl aus den glücklichen Tagen seiner Unwissenheit anfliegen könnte, — und itzt schmückte sich alles schöner als je, so zauberreich stand noch nie die Wirklichkeit vor ihm, so geläutert und rein hatte noch kein Gefühl in ihm geklungen.

Omar trat herein, aber Abdallah bemerkte ihn nicht. — Worüber denkst du? fragte ihn dieser. — Ueber nichts, fuhr Abdallah erschrocken auf und Omar entfernte sich wieder. Abdallah war so froh, als ihn sein geliebter Lehrer verließ, als wenn eine lästige Gesellschaft von ihm gegangen wäre; er überließ sich ungestört seinen Schwärmereien, wie jemand, der in einem schönen Traum erwacht und wieder einzuschlafen sucht. — Was ist dir, mein Abdallah, sprach Omar nach einiger Zeit, indem er von neuem hereintrat.

Abdallah schwieg. — Was hat dich so tiefsinnig gemacht? fragte ihn Omar mit freundschaftlicher Unruhe.

Omar! stammelte Abdallah, sieh die Natur, die unendliche, unbegränzte, sieh, wie tausend Schönheiten

ich anlächeln und tausend schlafende Empfindungen in
einem Busen wecken. Sieh, wie die Herrliche ausge-
ossen von mir liegt, vom himmlischen Reiz umfangen.
Wie des Morgens Gluth sich durch die Wolken schwingt,
ie die blühende Erde sich lächelnd in die Arme des
immels schließt, sieh, wie alles rund umher in dem
bendigen Glanze schwelgt, — o daß ich diese Gött-
chkeit an mein Herz drücken könnte und mit Selig-
it gesättigt in den hohen allgemeinen Wohllaut zer-
eßen!

Es ist nicht das, sprach der ernste Omar, indem
Abdallah's Hand ergriff, du willst deinen alten Freund
ntergehen und das solltest du nicht. Du warst mir
och nie verschlossen, noch nie vergaßest du über deine
mpfindungen mich, noch nie brannte dein Auge so
ie itzt, — noch nie suchtest du deinen Blick meinen
orschungen zu verbergen, — nein Abdallah, noch nie
rebtest du deine Hand aus der Hand deines Freundes
ziehn. —

Abdallah sahe nieder und schwieg; Omar hatte
e geheimsten Geberden seines Geistes verstanden, er
chte daher beschämt seine Gesinnungen zu verbergen
nd dann war er wieder im Begriff, dem Freund mit
inen innigsten Gefühlen entgegen zu gehn. Sein Ge-
ht glühte, seine Blicke irrten ungewiß auf den Boden
nher und suchten einen Gegenstand, der sie fesseln
nnte. — Omar fuhr fort:

Hast du denn alles Vertrauen zu mir verloren? —
in ich nicht mehr Omar, dein Freund? Warum willst
u dich mir verbergen? Entdecke dich mir, unsre Seelen
nd sich ja verschwistert, laß mich dein Glück oder Un-

glück mit genießen oder leiden; seit wann ist Abdallah so eigennützig geworden?

Er schwieg und Abdallah wollte sprechen, aber eine heiße Thräne stieg in sein Auge, ein großer Seufzer erstickte seine Worte, seine Hand zitterte in der Hand Omars, dieser ließ sie mit freundschaftlichem Unwillen fallen.

Ich habe mich geirrt, dies ist nicht mehr mein Abdallah, so stehen Omar und er nicht mit einander. — Gut, ich muß dein Vertrauen noch erst zu verdienen suchen. — Er wollte gehn. —

Nein, nein, Omar, rief ihm Abdallah heftig nach, bleib! o ich will ja zu dir sprechen. — Doch was soll ich dir sagen? Wie wirst du mich verstehn, da ich mich selbst nicht verstehe? — Es giebt keine Worte, keine Sprache, in der ich alles so lebendig, so lauter hingießen könnte, wie es hier in meinem Herzen strömt und lebt! — Könnt' ich dein Herz in das meinige legen, deinen Geist in den meinigen schmelzen, o dann, dann würdest du mir die Worte ersparen und mich ohne Sprache verstehn!

Omar. Seelen, die sich so vertraut sind, wie die unsrigen, legen in die Worte jene Empfindungen hinein, die keine Beschreibung ausfüllt, den geistigen Hauch, der sich in keinen Tönen festhalten läßt, — darum werd' ich dich verstehen.

Abdallah. Aber kann deine ernste Weisheit auch dem jungen Freunde verzeihen?

Omar. So sehr kann Abdallah nicht fehlen, daß für sein Vergehn keine Verzeihung sein sollte.

Abdallah. Ach nein, ich bedarf keiner Verzeihung, das sagt mir mein Herz, die Unbefangenheit, mit der ich

den Blick in mein Innres werfe. Es ist kein Verbrechen, denn alles, die Natur, ich selbst, du mein Omar, alles ist mir unendlich theurer als vorher, das Lebende und Leblose ist meinem Herzen näher gerückt, ich fühle mich größer, edler, geistiger, — o mein Omar, laß dir alles in einem Wort' enträthseln: ich liebe!

Omar. Du liebst?

Abdallah. O du möchtest lächeln! Ach nein, es ist nicht das, nein, es ist nicht jenes Gefühl, das unsre Dichter so oft beschreiben, — kein Mensch hat noch je dieses hohe, heilige, unaussprechliche Wesen in seiner Brust beherbergt, Liebe ist es nicht, es ist das Gefühl der Seligen, mir allein seit Ewigkeiten aufbewahrt, mich aus dieser Welt hinauszureissen; eine allmächtige Woge hat mich auf die hohe gähe Spitze einer Klippe geschleudert, die Welle sinkt ins Meer zurück und ich stehe schwindelnd über Wolken, von allen Menschen die einst waren und sind auf ewig abgerissen, die Unendlichkeit um mich her, — die Gottheit hat heut mein Leben von neuem berührt und durch die leisesten Töne hindurch zittert der allmächtige Stoß. — Wer würde nicht dies Verbrechen mit mir theilen und welcher Freund mir nicht verzeihen?

Omar. Dir verzeihen, daß du liebst? Ist Liebe nicht der Zweck alles Erschaffenen, das, was uns die öde Welt in einen Garten umwandelt?

Abdallah. Du sprichst zu meiner Seele, wie ein Vater zu seinem kranken Kinde; ja, es ist die schönste Vollendung des Menschen, ich fühl' es, Liebe ist die einzige Tugend; nimm mir alle, laß mir nur diese übrig und ich werde sie nicht vermissen.

Omar. Sie bleibe dir ewig. Verdient aber auch deine Geliebte, — nenne mir ihren Namen.

Abdallah. Omar, du bist ein Gotteslästerer! — Setze das Paradies auf die eine und Zulma auf die andre Seite, und ich werde Zulma ohne Bedenken wählen. — Ich sahe sie gestern und seitdem sehe ich nichts, als sie, — mir war's, als fiele ein lächelnder Blick ihres holden Angesichts auf mich herab, — o wär' es Wahrheit, ich wollte mein Leben gegen noch einen dieser Himmelsblicke tauschen!

Omar. Zulma? — Ali's, des Sultan's Ali's Tochter?

Abdallah schwieg, dann fuhr er langsamer fort: Ach Omar, warum hast du die freundliche Binde von meinen Augen genommen? Ich war so glücklich, als ich nicht daran dachte, warum gönntest du mir nicht diesen lieblichen Betrug?

Omar. Wo willst du Adlersfittige hernehmen, dich zu dieser Sonne empor zu schwingen?

Abdallah. O die Liebe, die Allmächtige wird sie mir reichen! — Der Verzagte verliert ewig, dem Kühnen geht das Glück selbst entgegen.

Omar. Du stehst vor einem Abgrund, der sich zwischen zwei Felsen reißt, ein dichter Nebel liegt wie Land dazwischen und du trittst mit vertrauendem Fuß in die Luft, aber du wirst in die Tiefe stürzen.

Abdallah. Ach Omar, ich habe dir mein Geheimniß entdeckt, kannst du nichts, als es tadeln, hast du keinen mitleidigen Trost, keinen Rath für mich?

Omar. Und wenn ich ihn hätte?

Abdallah. O dann wollt' ich vor dir knien und dich meinen Erschaffer nennen. — Nur Hoffnung und ich bin nicht ganz elend!

Omar. Nicht elend? Wenn aber tausend Gefahren —

Abdallah. Die Unmöglichkeit soll unter das Joch den ehernen Nacken beugen, Gefahren will ich wie Blumen brechen und sie Zulma entgegentragen, ich will durch wilde Ströme schwimmen, über Abgründe springen, durch hundert Schauder unerschrocken gehen, mich durch Klüfte drängen, durch die kein Leben wandelt, wenn sie nur am Ziel der schreckenvollen Wanderung steht. — O sprich! nur ein Strahl, der mir aus der Ferne leuchtet und ich will ihm mit Adlersflug entgegenfliegen!

Abdallah! rief Omar aus, sein Gesicht war feierlich ernst, seine Augen durchschauten wild den Jüngling, — heut in der Nacht will ich dich wieder sprechen. Dann ging er und Abdallah sah' ihm staunend nach.

Unglücklicher! rief er aus, — wo sind nun alle deine hohen, himmlischen Schwärmereien? Sie sind vor einem Worte wie Nebel niedergesunken, und eine kahle Felsenwand steht vor dir, wo erst ein goldner Duft im tausendfachen Schimmer spielte. — Welche Kette hängt an dem Worte Ali, die mich so gewaltsam von Zulma zurückreißt? Lieg' ich in den Staub gebunden und glänzt sie ewig unerreichbar wie ein Sirius über mir? — Nein, ich will eine Leiter bis in den Himmel legen, ohne sie giebt es kein Glück, kein Leben für mich, bei diesem Spiele kann ich nur gewinnen.

Er schwieg und sein Blick senkte sich, als wenn ihn ein Gedanke plötzlich überraschte.

Nur gewinnen? fuhr er dann langsam und traurig

fort. — Und mit deines Vaters Fluch, Elender, verlierst du nichts? — O eine schwarze Ahndung breitet sich über meine Seele aus. Mit diesem Tage nimmt vielleicht das Elend meines Lebens seinen Anfang, ich stehe hier vielleicht am Scheidewege, wo ich in einen dunkeln, unendlichen Wald hineingehe und die freie helle Flur auf immer verlasse. — Mein Vater selbst tritt mir in den Weg und hält mich an, mein Vater liebt mich, um mich elend zu machen. — Alle meine Hoffnungen stürzen von diesem Fels zurück und hinter mir stehn schwarze Klippen furchtbar aufgepackt, und versperren mir den Rückweg. — Omar, leite deinen Freund aus dieser Irre! —

Er überließ sich seinen Gedanken, die bald den vorigen Schwärmereien weichen mußten, bald wieder kalt und verweisend ihre Stelle einnahmen. — So träumte und dachte er bis zum Abend.

Achtes Kapitel.

Schwarz lag die Nacht auf dem Gefilde, als Omar und Abdallah die Stadt verließen.

Wolken gossen sich gedrängt und düster von den Bergen herab, in hohen unendlichen Gebirgen aufgewälzt, wie eine dicke gewölbte Mauer hing der schwarze Himmel mit seinen wankenden Riesenschatten über ihnen, kein Stern sah durch die Hülle, kein Strahl des Mondes zitterte durch die Wolkenwildniß: ein Regen rauschte in den nahen Bäumen, durch den fernen Wald wandelte der Sturm dumpf murrend, die Wächter riefen

aus der Stadt die Stunden der Nacht, die Natur schwieg mit feierlichem Ernst und ein heimliches Grauen stieg von den finstern Bergen. — Beide gingen schweigend und in tiefen Gedanken versunken. — Nach einer langen Stille begann Omar:

Sieh Abdallah, wie der hohe Himmel mit seinen unabsehbaren Finsternissen über uns schwebt, wir treten wie in eine unendliche Wüste hinaus. Wie fürchterlich verlieren wir uns in diesem Wogensturm, der sich schwarz um uns her wälzt, — sieh, wie es durch einander wogt und flieht und sich zerrissen jagt! — Kaum ist ein ferner Schimmer des Mondes sichtbar, der unaufhörlich mit der Finsterniß kämpft, der Regen fällt in schweren Tropfen auf die Flur und der Sturmwind heult durch den dichten Wald, wie ein verlornes Kind, das in der Irre winselt.

Abdallah schloß sich fester an den Arm seines Freundes, — Omar, sprach er mit beklemmter Stimme, — o diese Nacht ist das Bild eines unglücklichen Lebens! So schwebt der Elende am Finger der Allmacht in die Nacht des Jammers verlassen hinausgehalten, von keinem Lichtstrahl erquickt. — Horch! wie sich der Strom in wunderbaren Tönen an dem Ufer bricht! Wie verworren alles vor uns liegt, — Omar, diese Nacht ist fürchterlich!

Omar. Fürchterlich?

Abdallah. Noch nie hab' ich mich so einsam in der Natur gefühlt, so einsam unter tausend Schaudern und fremden Gefühlen, so losgespühlt wie ein Sandkorn und an ein fremdes Gestade angeworfen. Dies wunderbare Gefühl der Einsamkeit, Omar, macht mich schaudern.

Omar. Mich begeistert diese Einsamkeit zu hohen Gedanken und Träumen; so in der stillen Nacht umherzugehn, so den Flug der Wolken zu sehn, das einsame wimmernde Plätschern des Ufers zu hören, — o dann ist mir, als stiege ich tief in eine Grube hinab, wo ich nur noch in einer weiten Ferne unvernehmlich ein loses Wehen dieser Welt verstände, dann ist mir oft, als könnt' ich den ewigen Weltgeist durch die Glieder seiner Weltordnung stillschaffend wandeln hören, als könnte mein entkörperter Blick durch das große Gebäude dringen und die hohe Ordnung verstehn. — Ja, Abdallah, eine solche Nacht winkt der Schwärmerei, hier wohnen tausend kühne Gedanken, die vor dem kalten ernsten Tageslicht zurückzittern, hier tritt unsre ungestammte Furcht wieder in ihre Rechte, hier machen uns dieselben Gedanken erblassen, die wir frech im Sonnenschein verlachen; der Spötter sinkt nieder und ruft: Gnade! der Zweifler greift geängstigt nach seinen Zweifeln und dem Weisen verstummt das dumpfe verworrne Getöse der Zeitlichkeit, er vernimmt den Gang der ewigen Naturgesetze, die Kleidung fällt von der Endlichkeit ab und er sieht mit anbetendem Schauder die unendlichen Kräfte durch einander weben und die Räder im ewigen Schwung sich drehen.

Abdallah. Sieh, wie hier verloren ein Glühwurm mit mattem Fluge summt und sich in das feuchte Gras setzt, so einsam und traurig wie die verarmte Wittwe, die im engen Gemach bei der kleinen Lampe weinend betet und sie nicht auslöschen will, um mit dem Strahl nicht auch das Bild eines Freundes zu verlieren. — Ach Omar, dieser kleine Wurm verliert sich so armselig unsern Blicken, das aufkeimende Gras ist

ihm ein Wald, unser Auge muß ihn ängstlich wieder-suchen, — und wie verlieren wir uns in diesem mitternächtlichen Gefilde, und diese unbegränzte Flur wird auf der Erde kaum bemerkt. —

Omar. Und wie versinkt diese Erde in der Unermeßlichkeit der Welt? — Abdallah, unser kühnster Schwung fällt lahm von dem Gedanken zurück, — diese Welt, — o vielleicht, daß für Wesen jenseit unsrer Gedanken dieser Mond und diese Sterne nur Feuerwürmer sind, die der Erde wie einem Grashalm einen grünen vorüberscheidenden Lichtstrahl zuwerfen, — und die höchsten Gedankenschwünge dieser Wesen schlagen gewiß noch nicht an die Gränze des Weltalls. Die Unendlichkeit wirbelt sich noch immer höher und höher, Millionen Arme streckt sie durch die ernste Ewigkeit und in jeder Hand hält sie tausend Welten.

Abdallah. Der Gedanke stürzt unter dieser Gewalt zusammen. Wo die Orionen und die Macht der Sterne wie Nebelblasen schwinden, o was bin ich da und dieser Verstand, der diese Wunder fassen will?

Omar. Ja, Abdallah, der Donner kann sich nicht durch die schwachen Saiten der Laute wälzen, sie brechen unter seiner Last. Je eilender wir diesem Gedanken folgen, je weiter flieht er von uns hinweg und um so lauter spottet ein höhnendes Gelächter unsrer Schwachheit.

Abdallah. Eine fremde Hand streckt sich uns entgegen, aber wir verstehen ihr Winken nicht.

Omar. Die Gottheit zieht an die große Kette des Lebens und vom Elephanten bis zum Wurm, den unser Auge kaum bemerkt, zittern alle ihre Glieder, ein Faden, der alle diese Perlen schüttelt. — Du wirst

Gewürme gesehen haben, Abdallah, die nur wenige Stunden leben, die sich freuen und ihr armseliges Geschlecht nicht untergehen lassen, — für uns sind sie nur Wesen eines Augenblicks, — auf uns lächeln vielleicht eben so mitleidig andre Geschaffene herab, denen unser Dasein nur ein Athemzug scheint; ihr Leben scheint höhern Wesen nur ein Tropfen Thau's, den der erste Sonnenstrahl aufküßt, und diese verwehen doch nur wie ein Staub in der Ewigkeit.

Abdallah. Das Leben ist nur eine Wasserblase, die sich aus der Fluth emportaucht und im Auftauchen zerspringt.

Omar. Darum sagte jener große Sänger: „Jahrtausende sind vor dir nur wie ein Augenblick." — Und doch kriechen die nichtigen Gewürme auf der Erde umher und nennen sich dem Ewigen ähnlich, und brüsten sich mit Weisheit und tiefen Forschungen, und verachten den, der nicht ihre Weisheit kennt, — o Abdallah, dies ist ein Anblick, der den Unbefangenen zur Verzweiflung bringen könnte. — Eine alberne Mummerei, wo ein jeder nur darauf sinnt, seine Larve nicht Lügen zu strafen, — wenn wir sie nach Hause begleiten und die Larve abnehmen sehn — so sind sie nichts als Knochen und verächtliche Verwesung. — Ha! sie wollen den Ewigen fassen und sind sich selber unbegreiflich, und brandmarken alles Lüge, und verlachen alles, was in ihren engen Sinn nicht geht.

Abdallah. Verachtung sei ihre Strafe!

Omar. Ihr Verstand, eine Sammlung Staub, der wieder in Staub zerfällt, der nichts als Staub ist, in eine unkenntliche Form gemodelt, der aus Würmern ward und wieder zu Würmern wird, — o des Erbar-

mens! mit diesem verläugnen sie den Finger, der seinen Namen in die Unendlichkeit hineinschreibt.

Abdallah. O sie sollten verehrend niederknien, blinde Anbetung des Ewigen sollte ihre Weisheit sein.

Omar. Die Welten sollen in ihrem Gehirn ihren Lauf vollenden und sie können die Lebenskraft der Schnecke nicht begreifen, ihre armselige Erfahrung stempeln sie Gesetze der Natur; daß die Sonne auf- und untergeht, hat ihrem dumpfen Sinn die Gewohnheit begreiflich gemacht, aber daß sie einst stille stände, oder an den Gestirnen zertrümmerte, — dagegen sträubt sich ihr Glaube und die Welt nennt sie Weise.

Abdallah. Der blöden Thoren!

Omar. Wir stehn unter unendlichen Räthseln, nur die Gewohnheit hat sie uns weniger fremd gemacht; vom Baum bis zum Grase, vom Elephanten bis zur Mücke, wer sind diese Fremdlinge, die an uns vorüber gehn? O könnten wir an diese Wunder allmächtig schlagen und Antwort fordern; — aber es ist nur der Ton unsers Arms, der durch den Felsen dröhnt, — sie ziehn vorüber und bleiben stumm. — Wir selbst sind uns eben so unbegreiflich, als der Geist, der auf Mondstrahlen niederschwebend durch die Wolken flattert und Wälder mit einem Hauch ausrottet.

Abdallah. O könnte der richtende Mensch von allen Wesen Rechenschaft fordern!

Omar. Empfandest du nie, Abdallah, daß wenn dein Verstand durch tausend Stufen auf der höchsten schmalen Spitze schwindelnd taumelte, — daß er dann wieder zur thierischen Dumpfheit, zur Unbehülflichkeit des Steins herabstürzte?

Abdallah. Oft Omar. Dann liegt die Menschheit am verächtlichsten vor mir, wenn wir endlich gegen unsre Schwäche kämpfend im Begriff sind ringend den Preis zu gewinnen, und ohnmächtig hinsinken, und nichts als verworrene Gefühle davon tragen, dunkler und körperlicher als die unmittelbarsten, die todte Gegenstände um uns unsern Sinnen reichen. — O es sind Augenblicke, wo ich mein Wesen mit dem Wesen der Schwalbe austauschen möchte!

Omar. Auf dieser gähen Spitze gelingt es zuweilen dem Forscher, diesen fliegenden Augenblick zu fesseln. Dann weht es ihn wie mit reineren Lüften an, dann sieht er, wie durch einen dicken Vorhang, ein Licht über die nächtliche Haide wandeln; dies ist der fürchterliche Augenblick, wo der Verstand zwischen höherer Weisheit und Wahnsinn ungewiß hängt, ein Windstoß von hier oder dorther jagt ihn auf ewig auf die eine oder auf die andre Seite. — Dem Weisen fallen dann der Wesen vorgehaltne Bilder nieder, er erkennt was ist, ihm antworten die Wunder umher, sein Blick gräbt bis auf den Mittelpunkt der Erde. — Verstehst du mich, Abdallah?

Abdallah. Ich folge deinem Geiste.

Omar. Diesen ist dann die Binde von den Augen genommen, der Verblendete nennt sie Thoren, die Welt bewundert oder verachtet sie dumm, doch ihre Weisheit ist ihnen genug, der Gesunde bedarf keiner Krücken. Sie ergreifen die großen Zügel der Natur und lenken sie nach ihrer Willkühr, sie rufen Geister aus dem Abgrund, sie lassen die Jahreszeiten wandeln, das Meer sinken und anschwellen, sie fassen ein Glied von der großen Kette des Schicksals und lassen sie bis

tief hinunter wanken. — Die Weisen der Welt sehn mit Verachtung auf sie herab und der Weisere klagt sie nicht ihrer Blindheit wegen an, er greift dreist an die Handhabe der Natur, er hat die verborgenen aber einfachen Gesetze gesehn und er ist Herr der Welt, durch Zuversicht hat er die Herrschaft gewonnen, nichts kann sie ihm entreissen; daher sagte ein weiser Prophet mit tiefem Sinn zu seinen Schülern: Glaubet, und ihr werdet Berge versetzen! und sie glaubten und die Natur gehorchte ihnen.

Abdallah stand in tiefen Gedanken und Omar fragte ihn leise: Liebst du Zulma noch?

Abdallah fuhr auf. — Zulma? — Du hast alles um mich her ausgelöscht, Omar, aber in tiefer Ferne winkt mir aus der dicken Nacht noch ein freundlicher Funke, — ja, Omar, ich liebe sie, ich werde sie ewig lieben. — Ich stoße die Verächtlichkeit der Welt auf die Seite, ich gehe unwissend ihren Räthseln vorüber, — diese Weisheit ist nicht für ein sterbliches Gehirn, — meine Weisheit sei Genuß, mögen Wunder und Furchtbarkeiten um mich spielen, ich verhülle mich an ihrem Busen und sehe sie nicht.

Omar. Wenn dich aber nur dies Reich der Geister glücklich machen kann?

Abdallah. Ich gehe freudig jeden Weg, der mich zu dieser Krone führt.

Omar. Fühlst du dich stark genug für die furchtbare, zermalmende Vertraulichkeit?

Abdallah. O ich will zentnerschwere Bürden mit allen ihren haarsträubenden Schaudern, mit allem kalten Grausen auf meinen Rücken nehmen, — denn

Zulma steht vor mir und lächelt und sie drücken mich nicht.

Omar ergriff schweigend die Hand des Jünglings. — Abdallah! rief er laut, Abdallah! so erfahre, was du nie erfahren solltest und laß es tief in deinem Innern widerhallen, Omar ist mehr als dein Freund, mir sind die Gesetze der Welt unterthänig!

Abdallah fuhr zurück und riß seine Hand aus der Hand Omars. — Wie? — Omar? — Ha! wie eine eiskalte Hand mich fürchterlich von dir hinwegreißt! Omar, dieser bekannte Omar mehr als Mensch? — Er tausend Stufen höher als ich — und doch derselbe, mit dem der Knabe Abdallah spielte? — O fürchterlich! fürchterlich!

Omar. So jämmerlich sinkst du unter diesem Grausen zusammen und sollst es nur bis zu deiner Zulma tragen?

Abdallah. Nein, Omar, ich sinke nicht. — So sei denn mehr als Mensch, laß die mächtigen Riegel der Zukunft aufspringen, und die Welt sich unter deinen Sprüchen krümmen, laß alle deine Kraft meinen Wünschen nachfliegen und aus meinen Träumen Wirklichkeit schaffen.

Es sei, sprach Omar langsam und Ernst. — Sie waren in ein kleines Felsenthal gekommen, in dem sich ein Wasserfall schäumend von einem Hügel goß. — Wo sind wir? rief Abdallah aus, — diese Gegend sah ich noch nie. — Omar schlug mit seinem Stab dreimal auf den Boden und ein dumpfes Dröhnen und Pochen unter der Erde antwortete ihm. Man ruft dich, sprach Omar und zugleich riß sich eine schwarze Kluft klingend in den Boden. — Omar faßte die be-

ende kalte Hand Abdallah's. — Hier steige hinab und
ehe im geraden Wege, so weit du gehen kannst, dort
ird sich dir die Zukunft enthüllen.

Abdallah setzte langsam den Fuß hinein und sahe
inen Lehrer zweifelhaft an; Eulen heulten ihm aus der
luft entgegen, aus tiefer Ferne rief der Wächter in
r Stadt die Mitternachtstunde, — Omar ließ die
and Abdallah's fahren und dieser taumelte hinab. —
ie Erde verschloß sich wieder.

Die Wolken entflohen und der Mond und die Sterne
hen durch das blaue Gewölbe, zuweilen noch rausch-
n die Bäume und schüttelten rasselnd den Regen von
n Blättern, Omar stand sinnend an eine Felsenwand
lehnt.

Ein fernes Winseln zitterte unter der Erde, Omar
hlug auf den Boden — und Adballah trat bleich, mit
rzerrten Zügen und starren Augen wie ein Gespenst
is der Grube, seine Knie zitterten. — Er stürzte wü-
end nieder und betete mit einer Inbrunst, die der Ra-
rei ähnlich war.

Neuntes Kapitel.

bdallah hatte geendigt und stand langsam auf. — Ha!
ef er fürchterlich, welch ein bleiches Feuer schlägt über
ir zusammen und nagt an meinen Gebeinen? —
Barum sieht das richtende Schicksal aus tausend glü-
enden Augen so fürchterlich auf mich herab?

Abdallah, sprach Omar und ging ihm näher, Ab-

dallah, der Mondschein umgiebt dich und die Sterne flimmern über dir.

Der Mondschein? Die Sterne? O sie sind auf ewig untergegangen! — Sie werden mich nicht wieder grüßen, — dann ging Abdallah zu Omar, und sagte zu ihm leise und langsam: Omar! bewahre mich vor Wahnsinn!

Was hast du gesehen? fragte ihn Omar.

Abdallah stand in Gedanken und schwieg, bis sich das wilde Keuchen seiner Brust sich etwas besänftigt hatte, dann sprach er:

Ich stieg in die Kluft hinab wie ein Träumender, der laute Donner der zusammenspringenden Felsen weckte mich aus meinem Taumel. — Ich tappte unendliche kalte, feuchte Wände hinab, ein fürchterliche Stille ging vor mir her, ich hörte in der entsetzlichsten Einsamkeit nichts als das Wehen meines Athems, der sich die Mauer hinabschleifte und das Dröhnen meiner Tritte. — Meine Zähne klapperten vor kaltem Schauder, und ein Grausen setzte mir die Hände in den Rücken und trieb mich weiter. — Plötzlich kam es mir wie ein Heereszug entgegen, mit Trommeten und Paukenwirbeln, wie einem Sieger, der in seiner Heimath empfangen wird. — Donner wälzten sich durch die hallenden Gewölbe, Waldströme stürzten sich rauschend herab, und ein Hohngelächter borst mir von allen Seiten entgegen. O es war ein Gewirre, das jeden meiner Sinne betäubte und zu neuen Schrecknissen wieder weckte. — Oft schwieg es und wie Flöten und Nachtigallengesänge flüsterte es über mir und weckte hämisch die Erinnerung meiner Kinderjahre in meinem innersten Herzen, — und plötzlich brachen dann wieder die

Donner und Siegestöne hervor, und das Hohngelächter schallte von neuem und jagte meine Seele zur Verzweiflung. —

Itzt versank und erlosch alles wieder rund umher und die Einsamkeit und Stille streckten sich wieder vor mir aus, tausend Schrecken flogen um mich herum und saußten mit kaltem Fittig um mein Haupt. — Eine nasse Felsenwand stand vor mir, — ich tappe zur Seite — unerbittlich streckt sich mir ein Fels entgegen, — ich stürze rückwärts, — auch dort der Weg durch eine Klippe verriegelt.

Ich warf mich nieder, ich zerfleischte mein Gesicht, mein Gebrüll sprang fürchterlich von den Felsen zurück, ich verfluchte mich und dich und betete von neuem in noch gräßlichern Verwünschungen. — Plötzlich wehte es wie ein Wind über mir hin, es flüsterte und zischte und aus dem Felsen leuchteten sanfte Schimmer. — In mannichfaltigen Verschränkungen webten und flutheten sie in tausend Farben zusammen, die Strahlen schossen hin und her und leckten die Felsenmauer und rollten sich dann in eine große Flamme. Aus der Flamme streckte sich langsam ein weißgebleichtes Todtengebein hervor und steckte kalt und klappernd an meinen Finger einen Ring, dann ging die Hand wieder in den Schein zurück. — Itzt fuhr das Feuer wüthend auf und ab und ein heller Sonnenschein sprang plötzlich aufrecht und stieß mit dem Haupte an die Felsendecke, und itzt sah' ich — o wären meine Augen ewig verblindet! — Hätte vor dieser Stunde mich der Todesengel mit seinem Schwert geschlagen, — ich sahe, — o verflucht, dreimal verflucht sei die Stunde meiner Geburt! — den Leichnam meines Vaters, fürchterlich geschwollen

und mit entstellten Zügen und die scheußliche Hand reckte sich noch einmal hervor und zeigte auf ihn hin. —

Der Schein versank, die Felsen sprangen krachend auseinander und das schauderhafte Getön kömmt mir wieder schneidend entgegen, wie ein Heer von bösen Engeln, die in gräßlicher wüthender Schadenfreude mit den Höllenpauken die Verdammten begrüßen, — das Hohngelächter trat mir wieder frech entgegen, ach! und hinter mir schleppte sich das fürchterliche Bild meines gemordeten Vaters, als wenn es die Hand ausstreckte, mich festzuhalten, — ich flohe mit kalten Schweißtropfen auf der Stirn, bis mir endlich das verworrene Getöse nur wie aus tiefer ungewisser Ferne nachtönte. — Ich ging durch hundert Gewölbe, ich drängte mich durch unendliche Klüfte, wand mich durch tausend Felsenspalten kalt und ohne Leben hindurch, — und immer weiter dehnte sich mein Weg, ich schrie um Hülfe, mein Geschrei erklang durch hundert gewundene Oeffnungen und verhallte wie der Wind in der Ferne, — ich stürzte durch neue Felsengemächer und alle meine Klagen kamen ohne Trost zu mir zurück. — Schon verließen mich meine Kräfte, schon wollt' ich mich verzweifelnd niederwerfen und lebendig eingegraben ein Dasein enden, das mir nur Qualen verhieß, — als ein mächtiger Donner die Erde über mir auseinander riß. — Dem gräßlichsten aller Tode entronnen stürzte ich der Rettung und dem Lichte entgegen und dankte.

Abdallah schwieg und ein neuer Schauder ergriff ihn. — Omar! Omar! schrie er plötzlich auf. — Sieh! sieh! da liegt das bleiche, fürchterlich verzerrte Bild und sieht mich mit den todten Augen an, — o warum hast du es nicht in die Kluft zurückgeschleudert, und sie dann auf ewig, auf ewig verschlossen!

Omar antwortete nicht und sah ihn wehmüthig an. — Abdallah stand lange und starrte auf einen Punkt, dann fragte er ohne sich umzusehen: — Nur meines Vaters Tod kann mich glücklich machen?

Das Schicksal hat es ausgesprochen, das fürchterliche Wort, antwortete Omar.

Beide gingen langsam und schweigend zur Stadt zurück.

Zehntes Kapitel.

Abdallah erwachte nur erst spät, fürchterliche Träume hatten ihn gequält und seine Kräfte erschöpft, er fuhr schreiend aus dem Schlafe auf und seine Augen suchten Omar, aber vergeblich, denn dieser hatte schon früh sein Gemach verlassen.

Er stand auf und brütete mit finstrer Seele über sein Unglück, er suchte umsonst nach tröstenden Gedanken. — Wenn er an Zulma dachte, so stellte sich ihm der Fluch seines Vaters und das gräßliche unterirdische Bild entgegen, der Freund Omar war ihm entrissen und dafür ein fremdartiges übermenschliches Wesen untergeschoben, in sich selber konnte er nicht zurückfliehn, denn aus seinem Innern heulten ihm tausend Ungeheuer entgegen, eine trostlose Lehre hatte ihm die Vorsehung und Tugend genommen und dunkle Zauberdämonen grinzten ihn in seiner schwarzen Wüste an; alles, was ihm je theuer gewesen, war ihm gestohlen, seine Begeisterung, die einst für das Große und Edle so rein gebrannt hatte, war von schwarzen Dämpfen erstickt, in denen Schreckengebilde auf- und niedertanzten. Für eine Freundesseele, der er sich hätte aufschließen kön-

nen, hätte er die Hälfte seines Lebens dahingegeben; hundertmal stieg der Gedanke in ihm auf, seinen Jammer in den Busen seines Vaters zu schütten und seinem hohen eingebildeten Glück zu entsagen, in einer beschränkten Zufriedenheit zu leben, und seine goldnen Träume zu verabschieden, aber dann fühlte er wieder lebhaft, daß er die Ketten, die Omar und Zulma ihm angelegt hatten, nie wieder von sich abschütteln könnte, sein Elend hatte ihn so fest verstrickt, daß seine Lebenszeit zu kurz schien, die verwickelten Fäden auseinander zu lösen. Der Strudel hatte ihn ergriffen, er konnte nicht rückwärts, sondern mußte sich den Wogen überlassen, die ihn dürren Felsenmauern vorüberwälzten, Zulma war die einzige Blume, die in der starren Wildniß ihn mit ihren lieblichen Farben erquickte.

„O ich sehe den grausen Finger, sprach er, der mich in das Thal des Jammers ernst hineinwinkt, unerbittlich jagt das Verhängniß hinter mir her, nur das todte Opfer kann es versöhnen, der Abgrund gähnt bereitwillig unter mir und hinter mir steht das Schicksal und läßt mich nicht entrinnen, ich sträube mich vergebens, mein Wille ist zu schwach, ich muß hinunter. In der Sterblichkeit ist keine Rettung und Gott — o dieser Grundstein ist versunken, alles ist eingestürzt und die wüsten Trümmern rufen mir wehmüthig zu: es war!"

Erst mit der Dämmerung kam Omar zurück. Er fand Abdallah in Gedanken versunken und den Ring betrachtend, den er in der Nacht aus der unterirdischen Grube gebracht hatte. Omar setzte sich neben ihn und Abdallah sah ihn mit starren Augen aufmerksam an und sagte: Omar, — ja ich erkenne noch jene Züge, die einst meinem Freunde zugehörten. — Er konnte sich nicht

länger zurückhalten, er fiel ihm lautweinend in die Arme, — ja Omar, rief er aus, — es war eine schöne Zeit!

Omar umarmte ihn feurig; Abdallah, sagte er, du sprichst von ihr, als wäre sie nicht mehr. Ich war und bin dein Freund, wandre durch das weite Asien und du wirst vergeblich ein Wesen suchen, das dich inniger liebte als ich. —

Abdallah machte sich aus seinen Armen los. O gieb mir zurück, Omar, was du mir genommen hast, sagte er mit klagender Stimme, als ich mit kindlichem, leichtem Herzen noch durch das Leben ging. Mit frohen Ahndungen ging ich der verschloßnen Welt vorüber, du hast sie mir aufgethan und verächtlich liegt die häusliche Armseligkeit der innern Natur vor mir. Die Brücke ist hinter mir eingestürzt, ich kann nicht wieder rückwärts. Mit sicherm Fuße stand ich einst auf diesem Ufer, der Triebsand schießt unter mir zusammen und versenkt mich in den Abgrund.

Omar. Deines Omars Liebe wirft dir einen Balken zu, ergreife ihn und rette dich.

Abdallah. Als ich noch auf deinen Knien ruhte, mit deinem Barte spielte, und mich in deinen Augen lächelnd sah, — o wie glücklich war ich damals! Rufe jene Jahre zurück, Omar, und ich gebe dir freudig alles wieder, was ich von dir empfangen habe. Gieb mir die Liebe zurück, mit der ich dich damals liebte, da gehörtest du mir, ich dir. — Omar, ich liebe dich noch, aber ein geheimes Grausen hält Wache um dich her und läßt meine Liebe nicht in das Innerste deines Herzens dringen. — Du stehst mir verloren in den Wolken und ich seufze zu dir hinauf, der Mensch kann nur den Menschen lieben, dem Gotte gebührt Anbetung.

Omar. Das soll nicht sein, Abdallah. Ich bin derselbe Freund, der ich war, bleibe auch du derselbe.

Abdallah. Ich? — O von dem Abdallah ist nichts mehr als der Name da, alles übrige gehört den bösen Geistern.

Omar. Ermanne dich Abdallah, und vergiß die Begebenheiten dieser Nacht.

Abdallah. Vergessen? — Er zeigte auf den magischen Ring, — o sieh den ernsten unermüdlichen Mahner, nein, ich werde sie nicht vergessen.

Er betrachtete den schwarzen Ring, auf dem wunderbare magische Charaktere eingegraben waren. — Sieh, Omar! rief er aus, — hier steht in unverständlichen Zeichen mein Unglück geschrieben, dies ist der Pfandbrief meines Elends, meines Vaters gräßliches Todesurtheil, der schwarze Gränzstein meines Lebens; — wie eine Blutschuld hängt dieser Ring an meinem Finger.

Omar. Nimm Abschied von mir, Abdallah, denn ich werde dich heut noch verlassen. — Du fährst zurück? Nicht auf lange, nur auf wenige Tage. — Nur höre meine Bitte: liebe mich stets, laß keine Verläumder sich zwischen unsre Freundschaft drängen, ich bin dein auf ewig, dein Glück ist der Endzweck meines Lebens. Laß keinen Wurm der Lästerung sich auf die Blume unsrer Liebe setzen und sie vergiften. — Versprichst du mir das?

Abdallah. Ja. — Aber warum reisest du? — Und warum gerade itzt?

Davon ein andermal, sagte Omar, und umarmte ihn. Abdallah hielt ihn ängstlich fest umschlossen, er drückte ihn lange an seine Brust. — Mir ist, Omar,

seufzte er, als würdest du mich lange nicht wiedersehn, oder noch unglücklicher als itzt!

Bald und glücklich, sagte Omar und machte sich aus Abdallahs Umarmung los, — vergiß nicht meine Bitte. Auch abwesend will ich dich nicht verlassen, mein Schutz soll eine Rüstung um dich legen. Verfolgen dich Gefahren, so nenne meinen Namen, drehe diesen Ring und du bist gerettet.

Bei diesem Ringe soll ich an meinen Omar denken? fragte Abdallah mit schwerem Schmerz. Omar sah ihn mit einem ungewissen Blick an und wollte gehen, er kehrte wieder zurück. — Noch, sagte er, habe ich dir eine Botschaft zu bringen, die dein Herz bis oben an mit Freuden erfüllen und jeden Kummer ertränken muß, oder meine Freundschaft hat vergebens gehandelt. Höre!

Abdallah erwartete ungeduldig die Nachricht.

Zulma liebt dich! rief Omar.

Zulma? und zugleich sprang Abdallah heftig auf, — o dann bin ich mit mir selber wieder ausgesöhnt! — Zulma? — Unendliche Wonne kömmt mir in diesem Ton entgegen! — Zulma? — Nicht möglich! — So plötzlich kann die feindselige Wirklichkeit nicht auf die andre Seite springen! — O Himmel! wie verächtlich liegen dann alle meine Klagen vor mir! — Sie liebt mich? — O nun — nun mag das Unglück gedrängt um mich wimmeln — vor diesem Worte flieht alles rückwärts. — Omar, dieser Talismann schützt mehr als der deinige, nun bin ich dir wieder gleich, denn nun bin ich mehr als ein Mensch! — Dein Freund und Zulma's Geliebter! O wo ist der Sterbliche, der mit mir um den Rang nach der Gottheit

stritte? — Aber nicht möglich! — Wie kann — o du willst mich täuschen, Omar, um mich wieder lächeln zu sehn, du grausam zärtlicher! In eben so vielen Worten wird noch tausendfacher Elend liegen, als diese Seligkeit enthielten. — Omar, sprich, schweige nicht, — in einem Worte Seligkeit oder Verdammniß, — o auf Jammer bin ich nun ja schon gefaßt, sprich es aus: sie liebt mich nicht!

Omar. Nein, beim Schicksal! sie liebt dich, — laß mich sprechen. Ich sahe in die schwarze Tiefe deines Unglücks und suchte einen goldnen Sonnenstrahl in die Todtengruft hinabzuleiten. Schnell mußte die Rettung sein, oder du warst verloren. — Ich eilte zu Zulma, (wie ich die hundert Schwierigkeiten überwand, das sei dir itzt gleichgültig) ich sprach von dir, sie kannte dich, sie hat dich schon seit lange bemerkt, ohne von dir bemerkt zu werden, ich schilderte deine Liebe, sie ward gerührt. — Ja! rief sie aus, ich will ihn erhalten! Gehe mit dem Geständniß zu ihm zurück, daß ich keinen als Abdallah liebe.

Abdallah. Keinen als Abdallah? — O nun erst ist mir dieser Name theuer, von itzt an will ich stolz werden, Abdallah zu sein. — O Omar, wäre diese Empfindung nicht so übermenschlich, sie würde mich unglücklich machen, denn nun bleibt mir ja nichts zu wünschen übrig.

Omar. Auch nicht sie zu sehen, sie zu sprechen?

Abdallah. Zu sehn? Zu sprechen? Zeige mir die Möglichkeit, und ich muß, ich muß sie sehen! —

Omar. Abdallah, laß nur die Vorsicht neben deiner Liebe gehn und die trunkene durch die Gefahren sicher geleiten. — Sie selbst hat mir die Möglichkeit

gegeben. — Dort, jenseit des Flusses siehst du die Mauer, die sich um den Garten des Sultans zieht, eine alte Cipresse steht dort am Ufer, nach jener Stelle fahre in der Nacht, in dieser Nacht, du wirst Gesang und die Töne einer Guitarre hören, antworte mit deiner Laute und übersteige dort die Mauer des Gartens — und du findest Zulma allein, nur von einer vertrauten Sklavin begleitet.

Abdallah umarmte Omar heftig, er schluchzte vor Wonne, und Thränen erstickten seine Worte. — Fort! rief er, ich kann nicht danken! —

Omar ging und sprach einige Worte, um den berauschten Abdallah noch einmal an die Vorsicht zu erinnern, die bei seiner Liebe so unentbehrlich war. — Dann ging dieser allein mit großen Schritten auf und ab, er küßte seine Laute und schlug mit brennendem Entzücken in ihre Saiten. Er sahe nach dem Abend, ob er nicht bald heraufdämmern wollte und der Nacht die Zügel der Welt übergeben, er hätte ungeduldig den zögernden Himmel herumrollen mögen und die schwarze Seite mit dem Mond und ihren Sternen heraufreißen. Dann sah er wieder nach der Mauer hinüber, die ihm aus der Ferne entgegenschimmerte, er erinnerte sich, wie oft er seit seiner Kindheit ohne Gedanken zu ihr hinübergeschaut, und wie sie itzt sein Glück und alle seine Wünsche umfasse. Aus allen seinen Träumen herausgerissen tanzten tausend goldne Hoffnungen vor ihm her, Zukunft und Vergangenheit waren vor ihm und hinter ihm untergegangen, diese Nacht war die einzige Heimath seiner Träume, Wünsche und Gedanken.

Selim und Abubeker hatten indeß schon mehrmals ihre Freunde versammelt, der Strom war hoch gegen

seinen Damm angeschwollen und erwartete noch die letzte Welle, um ihn zu durchbrechen und über die Flur seinen verderblichen Grimm auszugießen.

Sklaven wurden im Pallast Selims verborgen gehalten und bewaffnet, jede Art der Rüstungen in unterirdischen Gewölben verwahrt, heimliche Zeichen unter den Verschwornen verabredet, die sich durch heilige Eide verbanden. Ein mächtiges Feuer loderte in allen Herzen und brannte zur Vernichtung Ali's, Redlichkeit hielt den geheimen Bund mit unzerbrechlichen Fesseln zusammen. — Omar trat itzt zum letztenmal in ihre Versammlung, dann nahm er Abschied und trat seine Reise an.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Itzt schwamm der Mond in silbernen Wolken über die Spitze eines fernen Berges herüber und jagte einen freundlichen Schein über den Strom; Abdallah bestieg einen kleinen Nachen. Er hatte schon seit langer Zeit auf diesen Augenblick gehofft, schon hundertmal den Kahn losgebunden und wieder befestigt, die Wellen schienen ihn mit ihrem Murmeln einzuladen, die Winde ihm zuzurufen; er war lange ungeduldig auf- und abgegangen, es war fast Mitternacht, der Dampf der Nacht stieg in leichten Streifen dem Himmel und seinen Sternen zum Opferrauch entgegen, und kaum goß sich itzt der erste goldene Schimmer des süßen zauberischen Lichtes über den Fluß aus, so sprang Abdallah rasch in den Nachen, nahm das bunte Ruder und fuhr in den glatten Strom hinein. — Er schwamm wie in einem Meere von Wonne, leicht von spielenden Wellen getragen, von kleinen lauen Abendwinden geneckt, die um ihn säuselten. Der Fluß schien ein Becher voll goldenen Weins, in tausend Schimmern rieselten die Wellen durcheinander und hüpften hin und her, wimmelten funkelnd um den Nachen herum und schienen ihn zu küssen, Wolken durchzogen abspiegelnd den Fluß und kleine schießende Goldwellen jagten ihrem silbernen Saume nach, die gestirnte Wölbung lag im Wasser

ausgebreitet und wogte sanft auf und nieder. Dem Liebenden tönte das Plätschern des Ruders und das Rauschen des Kahns wie Flötengesang in die süße Wellenmelodie.

Er landete und verbarg den Kahn im hohen Schilf, das säuselnd seine grünen Schwerter im Mondstrahle blitzen ließ und unaufhörlich gegen Abendfliegen kämpfte, die summend am Ufer des Stromes schwärmten. — Die alte Cipresse stand wie ein Freund am Ufer und streckte dem Jüngling ihre Zweige wie Arme entgegen, er ging in ihren Schatten und harrte mit klopfendem Herzen auf den ersten Klang, der sich aus der Laute Zulma's losreißen würde, mit ängstlicher Furcht erwartete er diesen schönen Augenblick; die höchste Sehnsucht erschrickt vor dem langerhofften Gegenstand. — Der Schall eines Fußtrittes kam längst dem Fluß herab, er schloß sich dichter an den Baum; der Schall kam näher und Abdallah erkannte das Gesicht Raschids, der traurig und gedankenvoll vorüberging, ohne ihn zu bemerken. — Denkend und träumend, hoffend und fürchtend stand er an den schattigen Stamm des traulichen Baumes gelehnt und lächelte seine Träume an, alles flüsterte so heimlich und liebevoll um ihn her, ein stiller Wind lustwandelte durch die Blumen des Ufers und beschenkte die blauen Kinder des Frühlings mit hellen kristallenen Tropfen, Meerlilien trieben muthwillig auf ihren schwimmenden grünen Blättern in dem Strom umher, bläuliche Wasserschmetterlinge haschten sich im einsamen Grase, der Gesang der Nachtigall schallte aus Zulma's Garten her und verhallte in immer leiseren Accenten und schwoll dann wieder wollüstig in hohe silberne Töne hinein, die weithin durch das

Laub der Bäume zitterten. — Itzt — ein freudiger Schauder fiel mächtig auf Abdallah herab und zuckte pochend bis in die kleinsten Adern, — itzt erklang eine leise Guitarre über die Mauer des Gartens und sang:

Mondschein winke,
Welle locke
Den Geliebten
In die Fluth. —

Und der Mond winkt,
Und die Welle lockt, —
Kömmt der Geliebte
Durch die goldnen Fluthen?

Sprich aus deiner hohen Palme,
Holde Sängerin der Nacht:
Kömmt er durch Wellengelispel?
Naht er durch der spielenden Wogen Melodie?

Steht er silbern unter goldnen Schimmern,
Die in lichten Kreisen um ihn zucken,
Um die Locken eine Strahlenkrone weben?
Sprich ihm mit traulichem Geschwätz entgegen:

Wie ich harre,
Auf ihn hoffe,
Und die holde Nacht
Neben mir schlummert. —

Der letzte Ton verwehte wie ein leises Lispeln im Geständniß der Liebenden. Abdallah horchte noch und die ganze Natur schwieg, als horchte sie mit ihm auf neue Melodieen, in lieblicher Stille schmiegte sich der Himmel umarmend um die Erde. — Mit zitternder Hand ergriff Abdallah die Laute und sang:

Sonne der Nacht!
Himmel meiner Seele!
Reizgeschmückte,
Schönheitgekrönte,
Ich nahe deiner Gottheit!

Er hing die Laute auf die Schulter und nahte sich der Mauer. — Selbst die leblose Natur schien ihn zu begünstigen, die Zeit hatte aus der Mauer viele Steine herausgenommen und so Stufen gebaut, auf denen er leicht bis auf die oberste Decke der Wand stieg. Mit einem kühnen Sprunge stand er dann in dem Garten.

Verworren standen hier tausend Lieblichkeiten durcheinander, Bäume schienen in Bäume verschlungen. Die Winde wühlten in tausend Wohlgerüchen und jagten und verließen sie wieder, und die Blumen schüttelten zutraulich ihr Haupt gegeneinander. — Abdallah eilt mit großem Schritt durch den Garten, er hat vergessen wo und wer er ist, er fliegt zu einer blühenden dunkeln Laube von Jasmin, erkennt die reizende Zulma, in einer schönen Stellung auf einen Rasensitz hingegossen und stürzt in namenlosen Entzückungen ohne Sprache, ohne Besinnung vor ihr nieder. —

Zulma beugte sich schüchtern über ihn. — Abdallah! flüsterte sie leise, — Abdallah!

Abdallah hob langsam sein Haupt auf und legte es zitternd auf ihr Knie.

Steh auf, Abdallah, sprach sie, und setze dich hieher.

Er gehorchte. — Und es ist wahr, rief Abdallah, was mir noch der kühnste Traum nicht gegeben hat? Es ist wahr, Zulma? — O ich darf dich ja nicht

fragen, denn die Traumgestalt wird von meinen Wünschen bestochen sein.

Zulma faßte seine Hand. — Es ist kein Traum, Abdallah, nein, so schön sind Träume nicht.

Abdallah. Nein, nein Zulma, denn wenn sie es ja sind, so muß uns das hohe Entzücken aus dem Schlafe reissen, — dies ist mein Trost, ja es muß Wahrheit sein.

Sie hielten sich beide schweigend Hand in Hand. — Die Blätter säuselten, die Blüthen dufteten, der Mondschein schlummerte süß auf dem grünen Rasen, durch die Guitarre Zulma's klang ein leiser Hauch.

Abdallah. O Zulma, wie hab' ich diesem Augenblick entgegengesehn! — Was hatt' ich dir zu sagen, — und nun, — meine Zunge ist stumm, kaum bin ich mich meiner selbst bewußt.

Zulma. Wo findet die Liebe Worte? — o Abdallah, wie glücklich machst du mich, — wie haben dich seit drei Monden meine Augen nun so oft vergebens gesucht, als ich dich an jenem Feste unter meinem Fenster erblickte, tausend heimliche Seufzer sind dir nachgeflogen, — und nun sind alle meine Wünsche erfüllt!

Abdallah. O wie werd' ich mich von der Quaal dieser Wonne wieder erholen können? Wie wird mir nun die Welt dort draussen leer und öde sein! — O Zulma, könnt' ich hier, hier zu deinen Füßen sterben, daß mein Geist aus einem Paradiese in das andre schlüpfte!

Er warf sich nieder und bedeckte die Hände Zulma's mit Küssen. — Zulma beugte sich zärtlich auf ihn herab, eine Thräne, halb von Freude, halb von Wehmuth

glänzend, trat in ihr schwarzes Auge. „Liebst du mich wirklich, Abdallah?" fragte sie mit der rührendsten Unschuld.

O laß mich schwören! rief der trunkene Abdallah aus, bei dem Hauch der Liebe, der durch den Garten wandelt, bei der Liebe, die aus dem Himmel mit tausend goldenen Augen auf uns herabsieht, —

Zulma ergriff seine Hand. — Lügner, sagte sie leise, und dieser Ring, — sie hielt ihm den Zaubertalisman an der linken Hand entgegen.

Ein dumpfe Bangigkeit zog durch Abdallah's Brust, es war ihm, als würden furchtbare Gestalten aus den rauschenden Gebüschen hervortreten; er verschloß die Augen und verbarg sein Haupt an Zulma's Busen.

Nein, sagte er betäubt, dies ist ein Geschenk der Freundschaft, ein heiliges Versprechen meines Glücks, ein Unterpfand, das mich deines Besitzes versichert. — O Zulma mein, auf ewig mein!

Zulma. Auf ewig?

Abdallah. Es soll, es wird sein! — warum würde sich alles so wunderbar fürchterlich an einander reihen, wenn es nicht dazu wäre? O das Schicksal häuft nicht Begebenheiten, um seine Menschen elend zu machen; ich werde glücklich sein!

Zulma. Ich verstehe dich nicht, Abdallah.

Abdallah. Ach ja, Zulma, Zulma liebt mich! o Thörichter, was willst du mehr?

Er umarmte sie und drückte sich inniger an ihren Busen, sein Mund fiel glühend auf den ihrigen; eine Stille der Mitternacht lag um sie her. Das Herz sprach zum Herzen in verständlichen Schlägen, die Geister besprachen sich in der hohen Entzückung, — ein

heiliger Hauch wehte wie ein Schutzgeist um sie her, die Sterne glänzten goldener, die Natur lächelte mütterlich auf ihre glücklichen Kinder hin.

Ein Händeklatschen aus dem nahen Busche. — Wir müssen scheiden, sagte Zulma seufzend; geh zuweilen dem Pallast meines Vaters vorüber, dann sollen dir die Blumen Nachricht geben, ob du wieder zu mir kömmst. Die blasse Lilie bedeutet Furcht, der Citronenbaum Unmöglichkeit, das Veilchen vergebliches Hoffen, die Rose bist du, — wenn diese auf der Mitte des Altans steht, dann kömmst du wieder hieher, sobald dich meine Laute gerufen hast. — Sie drückte ihn noch einmal feurig an ihre Brust und Abdallah ging wie im Traume taumelnd zurück. —

Als er in den Nachen stieg, tönte es ihm silbern aus dem Garten nach:

Walle sanft auf stillen Wellen,
Dich geleitet meine Seele
Säuselnd durch die blaue Fluth.

Er ließ das Schiff vom Strome forttreiben und sang leise zurück:

Doch bei dir weilt meine Seele;
Wie die abgerißne Blume
Schwimm' ich durch die blaue Fluth.

Die Töne verklangen in dem leisen Wogengeräusch. — Der Nachen landete.

Abdallahs Brust war zu voll von hoher Begeisterung, alle seine Gefühle waren zu laut angeschlagen, in seine stille enge Wohnung konnte er itzt nicht zurückkehren. Er eilte in's Freie, wo der Mond über das Gefilde ausgegossen lag und heimlich in den dichten Wald durch

kleine Spalten blickte. — Er überließ sich allen seinen Empfindungen, die durcheinander strömten. — Das Rauschen eines Wasserfalls weckte ihn endlich aus seinen Träumen, er sahe auf und stand wieder in dem Felsenthal, wo Omar ihn neulich unter die Erde hinabgesandt hatte. Vom Berge rann im Mondschein der Strom wie schäumendes Blut hinunter.

Ein Schauder verschlang alle seine süßen Empfindungen, mit kalter Hand griff ein Grausen in seine Brust und zerriß das zarte Gewebe.

Welche dunkle Macht hat mich hierher geführt? rief er aus. — Der Jammer verfolgt mich ungestüm bis in die Wohnung der Seeligen. — Alle gräßlichen Erinnerungen steigen wieder von diesen Felsen herab, es kömmt mir wild und zähnknirschend entgegen! — Das Bild meines Vaters regt sich unter meinen Füßen und will sich zu mir emporarbeiten. — Hinweg! hinweg! —

Er entflohe mit bleichem Antliz, als es aus den Bergen hinter ihm „Abdallah!“ rief.

Ein neuer Schauder warf sich ihm entgegen. Er stand. — Ein Greis stieg von dem Berge herab und eilte auf Abdallah zu.

Wer bist du? rief ihm der Jüngling entgegen.

Dein Freund, antwortete der Greis. —

Eine dunkle Erinnerung schwebte in dem Gesicht des Alten, Abdallah hatte ihn schon gesehn: nach langem Nachsinnen entdeckte er, daß es eben der Greis sei, der in jener fürchterlichen Sturmnacht in die Arme Omars geeilt sei, ehe er unter der Cipresse einschlief. —

Der Greis reichte ihm stumm eine Sammlung von Palmblättern.

Was soll das? fragte Abdallah erstaunt.

Nimm, antwortete der Greis, — lies und sei gerettet!

Gerettet? rief Abdallah aus.

Ein böser Geist, antwortete der Fremde, steht in der Gestalt deines Freundes Omar neben dir, nimm die Warnung des alten Nadir gütig auf, der auch einst sein Freund gewesen ist, verlaß diese Schlange, die dich mit ihren giftigen Knoten umstrickt.

Omar? sagte Abdallah, Omar? — O nenne seinen Namen mit Ehrfurcht, deine Lästerungen werden nicht an mein Herz und meine Freundschaft hinanreichen.

Lebe wohl, antwortete Nadir, ich darf nicht zu lange weilen und ein heimliches Grauen, das von dir ausströmt, jagt mich zurück.

Der Greis verschwand wieder in den Felsen. — Ein wacher Hahn krähte von einem Dorfe durch die Monddämmerung, Hunde heulten in der Gegend umher, und Abdallah ging in einem tiefen Nachdenken langsam zur Stadt zurück.

Er wollte noch itzt diese Blätter lesen, aber die Gefühle, die ihn durchstürmt hatten, hatten ihn so ermüdet, daß er nach wenigen Augenblicken in einen tiefen Schlaf versank.

Zweites Kapitel.

Die Verschwornen hatten sich in dieser Nacht wieder in dem Pallast Selims versammelt und man war itzt im Begriff, heimlich auseinander zu gehen. — Der morgende Tag, sprach Selim, ist also zur Ausführung

unsers großen Entwurfs bestimmt? — Ihr habt es selbst beschlossen, es sei. — Das Glück geht uns entgegen und reicht uns zu unsrer Unternehmung die Hand.

Am folgenden Tage ward im Pallast des Sultans ein großes Fest gefeiert, zu dem schon alles bereitet war. Der ganze Pallast war dann in Freude und Lust berauscht, fast jedermann hatte dann Zutritt, die Wachten vernachlässigten ihr Amt und auf dieses Fest hatten die Verschwornen ihren Anschlag gegründet. — Man hatte Selims Freunde und Sklaven in dieser Nacht gerüstet, alles stand bereit zu dem furchtbaren Schlage, einem jeden war zu diesem großen Augenblick sein Amt angewiesen, Rüstungen und Harnische erklangen dumpf in den stillen Gewölben und durch die Einsamkeit der Nacht, Erwartung stand auf jeglichem Gesicht, alle Seelen waren stark wie die Sehne eines Bogens angezogen, schon zitterte der Pfeil, losgeschnellt nach seinem Ziel zu fliegen.

Seht! rief Selim, schon wankt die graue Dämmerung des Tages herauf, schon drängt sich ein bluthrother Streif hervor und erinnert uns an unsre Unternehmung. — Seid ihr es noch itzt zufrieden, daß heut der große Wurf gewagt werde?

Alle bejahten es einstimmig, nur Abubeker lehnte sich stillschweigend an die Mauer.

Nun dann, rief Selim aus, so sind wir frei!

Ich schwieg in eurer Versammlung, begann endlich Abubeker, denn die Menge hätte mich doch überstimmt, aber itzt laßt mich sprechen und handelt dann nach eurem Willen. — Diese Nacht war fürchterlich, ein kaltes Grausen nach dem andern ist meinen Rücken hinabgeschlichen; mögt ihr mich doch einen thörichten

Greis nennen, den das Alter wieder in die Kindheit zurückgeführt hat. — Als Omar von uns Abschied nahm und aus der Thür ging, hörtet ihr da nicht aus der Ferne ein Gelächter, das mein Blut in Eis verwandelte? — Hörtet ihr nicht über dem Pallast ein Gekrächz von Raben, die über uns, als ihre Beute hinwegflogen? Die Eulen winselten um das Dach und Hunde heulten vor der Thür, als wäre das Haus mit Leichen angefüllt. — Mir war, als sähe ich schadenfrohe böse Geister mit höhnischen Gesichtern durch die Spalten der Thür sehen und einen schwarzen Strich durch unsern Anschlag ziehen, der Todesengel hat uns in sein Buch eingezeichnet, sein Schwert liegt auf den Wink des Schicksals bereit. —

Der Morgen stieg in Säulen von Dampf empor und ein gedrängtes Heer von Raben flog krächzend von Osten her, und flatterte von neuem über das Dach des Pallastes. —

Seht! rief Abubeker, — da steigt die Unglücksvorbedeutung von neuem herauf! Diese Vögel des Todes krächzen uns noch einmal unser Schicksal entgegen. Der heutige Tag sträubt sich unwillig unter der Last, die wir auf ihn legen wollen; wartet auf einen günstigeren, wo uns das Glück seine holden Zeichen entgegensendet. —

Die ganze Versammlung sahe auf Selim, der itzt zu reden anfing:

Ihr tretet alle ungewiß zurück, von einer schwarzen Ahndung hart angeredet, ihr werfet zaghaft euren Vorsatz von euch und entflieht, und ihr glaubt, daß auch ich zu euch hinübertreten werde und dem großen Entwurf Lebewohl sage. — Abubeker, du hast das Blut

aus allen Wangen gejagt und die Furcht sitzt auf derselben Stelle, auf welcher der Muth vorher thronte. Ha! wessen Auge darf sich anmaßen, in die Geheimnisse der Natur zu schauen und ihre Winke zu deuten? Wer versteht die räthselhafte Schrift, in der der Ewige der dienstbaren Welt ihre Gesetze schreibt? Sie enträthseln wollen, heißt nicht den tiefen Sinn verstehen. Deine Aengstlichkeit hat hier geirrt, Abubeker; welches kühne und große Unternehmen wird erst auf die Einwilligung ungewisser Vorbedeutungen warten? Wer könnte handeln, wenn Thiere erst seinen Vorsatz bestätigen müßten? Ward der Mensch darum über diese Wesen gesetzt, um vor ihnen zu zittern? — Und laß diese Vorbedeutungen selbst Wahrheit sagen, laß die Hunde der Nacht um unsern Leichnam heulen, muß darum unser Unternehmen nicht in Erfüllung gehen? Wenn wir nun zugleich mit Ali sterben, so sind wir nicht unglücklich, denn unser Tod macht unsre Freunde glücklich. — Was werdet ihr bei den Gefahren thun, wenn ihr schon vor der dunkeln Ahndung der Gefahr zurückzittert? — Kein so begünstigender Tag als der heutige wird uns wieder entgegengehn; unverzeihliche Trägheit ist es, wenn wir unsre Arbeit stets von einem Tage zum andern uns selber aufbewahren, euer Muth erkaltet, der Sultan wird von unserm Vorhaben benachrichtigt, und dann erst haben diese unglücklichen Vorbedeutungen Wahrheit gesprochen. Wenn das Schicksal uns zürnt, so ist es mir erwünschter, noch heute seinen Zorn zu erfahren, als unter ängstlichen Erwartungen zu leben.

Abubeker selbst stimmte ihm etwas unwillig bei und die übrigen folgten seinem Beispiel. — Man beschloß

am Abend mit gewaffneter Hand in den Pallast zu dringen und Ali und sein Gefolge niederzumachen. — Alle warteten ungeduldig auf die ersten rothen Streifen des Abends.

Drittes Kapitel.

Abdallah erwachte und tausend verworrene Gefühle, traurig und froh, drängten sich ihm mit den ersten Strahlen der Sonne entgegen, Ahndungen die ihn mit Schaudern umgaben und doch mit hohen Entzückungen seinen Busen schwellten; in seiner Seele schwebte eine Dämmerung, die hundert Flammen durchzuckten und von der kalten Finsterniß wieder ausgelöscht wurden. Zulma, die ihn gestern so liebevoll aufgenommen hatte, neben dem blutigen Strom im Felsenthal, jene wollüstigen Empfindungen waren ihm nachgeschwommen und kämpften itzt mit den Schreckenserinnerungen, seine Seele rang mit Freude und Verzweiflung, Quaalen und Seligkeiten wechselten in seinem Busen, wie eine Welle, die bald der Schatten überfliegt, bald wieder ein blendender Sonnenstrahl vergoldet. — Die Palmblätter lagen neben ihm, er nahm sie und wollte zu lesen anfangen.

Deine Ahndung, edler Freund, sprach er, hat dich nicht getäuscht, die Schmähsucht will das Band zerreissen, das meine Seele an die deine knüpft, man will dich aus meinem Herzen jagen und mir auch das letzte Andenken meines vorigen Glückes rauben, auch den letzten Becher will man von meinen brennenden Lippen

nehmen. — Ob ich diese Blätter lese? Oder sie ungesehn in den Strom auf ewig versenke? Kein Verdacht hat dann meine Freundschaft befleckt, dann kann ich ohne Scheu dem zurückkehrenden Omar entgegengehn und ihm den Kuß der Liebe geben. — Verdacht? — Himmel! was kann dem großen allmächtigen Omar an dem Wurm Abdallah liegen? — Ihm ziemt es, von seiner Freundschaft Rechenschaft zu fordern, nicht mir, — sein Sonnenglanz sieht mit milder Güte auf mich Verlassenen herab — und ich will ihm mißtrauen? Was kann er denn von mir gewinnen, das er nicht schon tausendfach besäße? Was kann ich verlieren, das er mir nicht unendlich ersetzen könnte? — Nein Omar, dein Abdallah wird nie undankbar sein, du pflanzest für ihn einen Garten, dessen Kühlung ihn erquicken soll, und ich will dankbar dein Geschenk annehmen. Hast du mir nicht in dieser Nacht Himmelsseligkeiten zubereitet? Das feindselige Verhängniß kämpft gegen deine Güte an, es fordert laut mein Elend, aber du hältst einen Schild vor meine Brust. — Deinen Freund Nadir hast du verloren, mich sollst, mich kannst du nicht verlieren, wenn du mich nicht selbst verächtlich von dir wirfst, und darum will ich ohne Scheu diese Blätter lesen, ich will diese Verläumdungen erfahren, um desto unzertrennlicher an dir zu hangen.

Er nahm die Blätter und fing an zu lesen:

Abdallah, ich beschwöre dich bei allem, was dir auf dieser Erde und jenseit des Grabes theuer ist, weise diese Worte nicht mit der Kälte zurück, mit der man einen verdächtigen Fremden abzuweisen pflegt, grabe sie

tief in die Tafel deiner Seele und laß sie dort durch kein Mißtrauen, durch keinen täuschenden Verdacht wieder auslöschen. Zweifle in der ganzen Zukunft deines Lebens, nur itzt nicht, denn diese Zweifel könnten dich um alles bringen, was je ein Wunsch und eine Hoffnung ahndete, was je ein Geist zu erlangen strebte. O ich bin glücklich, es ist die edelste That meines Lebens, und der Zweck meines Daseins ist zehnfach erfüllt; wenn diese Blätter nicht zu spät in deine Hände fallen, der Baum ist gesegnet, auf dem sie hervorschossen, das Rohr ein Heiligthum, das diese Züge niederschrieb, dann kann ich dem Richter jenseit mit Vertrauen entgegentreten und meine Rechnung seinen Händen überliefern, diese That löscht alle meine Sünden in seinem schwarzen Buche aus. —

Aber du möchtest mich nicht verstehen und in meinen Worten nur Verläumdungen finden, darum will ich zu dir wie zu einem Verbündeten sprechen, der schon in die Geheimnisse der Nacht eingeweiht ist. Du stehst einmal jenseit der glücklichen Unwissenheit und es wäre Frevel, von Geheimnissen zu schweigen, deren Mittheilung dich vielleicht noch von dem Abgrund zurückreissen kann, vor dem du schwindelnd im dumpfen Nachsinnen stehst. —

Eine schwarze Nacht liegt um dich her und du kniest vor einem verdorrten Stamm, den du für das Bild eines Gottes hältst, du verehrst in Omar die Macht, die über die Menschenkraft hinausgreift, du siehst ihn auf der Spitze eines Felsen, zu der du den schroffen Abschuß vergebens hinaufklimmst, — o dürft' ich ganz die Hülle von deinen Augen nehmen und einen Stern in dieser Nacht erwecken! du siehst einen prächtigen

Nebel in der Abendsonne in hohen gewundenen Säulen brennend emporsteigen — und vergissest, daß es nur Dampf und nichtiger Rauch ist. — Könntest du ohne Blendung in die wesenlose Pracht hineinblicken, du würdest da verachten, wo du itzt verehrst. — Die Mauer der Allmacht ist unübersteiglich, kein Sterblicher wird je in das Innere des Heiligthums dringen, eine unwiderstehliche Hand hält den Staub unerbittlich von dem zurück, was nur daurende Geister sehn und begreifen können, uns ist ein Feld angewiesen, wo wir über Blumen denken dürfen, jene unendlichen Wälder sind unserm Blick zu groß, kaum hören wir zuweilen von der Mauer ihr dumpfes Rauschen herüber, kein Auge wird sich je in den Garten des Ewigen wagen. — Jene Kraft, die der Getäuschte für einen Theil der Allmacht hält, ist nichts, als ein Blendwerk, das in seinen eignen Augen schwimmt, er selber bringt wider seinen Willen das hervor, was er glaubt vom Himmel herabsteigen zu sehen.

Welcher Wurm kann sich ohne Flügel zum Glanz der Sonne aufwärts schwingen? Ein Strahl zittert auf ihn hernieder und er glaubt sie steige auf sein Gebot zu ihm herab und spiele neben ihm im Grase, aber es ist nichts, als ein Tropfen Thau's, in welchem ihm ihr Bild aus einem kleinen Spiegel entgegenlächelt. Die Hand des Menschen wird nie in ewige Gesetze greifen und ihnen Stillstand gebieten; wer würde noch zum Allmächtigen beten, wenn der Hauch des Staubes die Weltendonner seiner Sprache überschrie, wenn ein Sonnenstaub sich seinem Willen entgegenwürfe und das große Gewebe sperrte? — Nein Abdallah, du glaubst zu sehen, was du nicht sehen kannst, in dir selber

schlägst du die Töne an, die du aus den Wolken zu hören glaubst, die Unendlichkeit steht deinem Lehrer nicht zu Gebot, aber deine schwachen Sinnen vermag er zu beherrschen, das große Geheimniß, vor dem du verehrend zurückschauderst, ist nichts, als ein gemeiner Betrug, den du an einem armseligen Künstler verachten würdest.

Darum höre mich und sei was du warst, verliere den Freund und gewinne dich selber der Verrätherei wieder ab, sprich das belebende Wort über die Leichen aus und laß aus ihrem Grabe die Seligkeiten wiederkommen, die du selbst ermordet hast; laß das schlachtende Messer inne halten und binde sorgsam die letzte Rose auf, die schon in der Sonnenhitze verschmachten will. —

Mein Name ist Nadir, ich trete mit dem morgenden Tage in mein achtzigstes Jahr, traue meinem Alter, das mich bald vor den Thron des Richters bringen wird, wo man mir jede Lüge aufbewahrt. — Seit meiner Kindheit brannte in mir eine unauslöschliche Ungeduld, alles zu erfahren und zu wissen, was nur in der Seele des Menschen Raum fände; als Jüngling schweifte ich bald mit meinen Gedanken über die Gränze hinaus, die eine gütige und grausame Hand unserm vorwitzigen Geiste gesetzt hat. Mein Verstand wollte das Unendliche umspannen und das Undurchdringliche durchdringen, die Schwäche der Menschheit hielt ich nur für die Schwäche meines Geistes, meine Sinne schweiften durch alle Regionen der kühnsten Zweifel und der verwegensten Irrthümer, ich riß alles um mich her aus, und bepflanzte die leere Schöpfung dann mit den Wesen meiner Einbildung, ich glaubte nichts, um

alles zu glauben. Alle meine Kräfte bot' ich zum Kampfe auf und fühlte mitten im Streit meine Schwäche, ich hatte durch meine Kühnheit Gott und das Schicksal verloren und doch genügte ich mir nicht selbst in der traurigen Einsamkeit, ich hatte die Vorsehung geläugnet und fing nun an, die Macht fremder Wesen und Dämonen zu glauben; Aberglaube und Nichtglaube berühren sich unmittelbar auf der Gränze, aus einem Feinde der Andacht ward ich ein Schwärmer. Von itzt lebte ich unter Wundern und Unbegreiflichkeiten, zu denen ich mich hinandrängen wollte, die Aehnlichkeit der Gottheit schien mir darin zu liegen, die geheimen Winke der Natur zu verstehn, und das Unmögliche möglich zu machen, ich taumelte auf einem schmalen gefährlichen Wege durch das Gebiet des Wahnsinns, von blendenden Hoffnungen begleitet.

Auf dem Gipfel des Caucasus, hört' ich, wohne der weise Achmed, der die große Auflösung zu den Millionen Räthseln gefunden habe, den Stab, mit dem er an die Sonne und die Sterne reichen könne und dem sich die Zukunft aufthue. Ich verließ mein Vaterland, um diesen Gott zu sehen und sein Schüler zu werden, wenn er mich für würdig erklärte. Er nahm mich auf und ich überstand fünf harte Probejahre, in denen er mich durch tausend Mühseligkeiten zurück zu schrecken versuchte, aber meine Wißbegierde ertrug alle Lasten leicht und tröstete meine Ungeduld, die zuweilen erwachte, mit dem herrlichen Augenblick, in welchem meinen Augen der ewige Vorhang niederfallen würde. — Omar war wie ich ein Schüler Achmeds, — der erharrte Tag erschien endlich und ich ward in den schwarzen Bund aufgenommen. — Wir mußten beide dem

edeln Achmed mit einem heiligen Eide schwören, nur durch unsre Macht Glück und Freude zu verbreiten, dem Elenden beizustehn, den Schändlichen zu strafen und so dem Ewigen ähnlich zu werden. — Wir schwuren es und Achmeds Gewalt war die unsrige.

Nun erst sah ich ein, daß meine Wünsche jenseit der Schranken der Menschheit lagen, daß das, was ich verloren gegeben hatte, mehr werth sei, als mein Gewinnst. Alle meine großen Hoffnungen waren hintergangen, ich war im Begriff mich selbst zu verachten. Tausendmal wünscht' ich die Vergangenheit zurück, in der ich noch nicht an die Gränze der menschlichen Kraft gekommen war, wo mich eine unbarmherzige Schrift höhnend zu den Thieren des Feldes zurückwies. Ich hatte gehofft, daß sich mir die Ewigkeit aufschließen würde, wo ich im Heiligsten die Gottheit schaute und den großen Plan der Welt sähe, den sie gezeichnet hat — und ich ward vor einem Spiegel geführt, in dem ich nun meine eigne Verächtlichkeit sahe und eine Kunst war mir verliehen, die mir durch armseligen Betrug den großen Verlust nicht ersetzen konnte, eine Macht, die Niemand an dem Besitzer beneiden würde, wenn er nur einen Blick durch den blendenden Glanz zu werfen vermöchte.

Omars Freundschaft tröstete mich in meiner Trostlosigkeit und versöhnte nach und nach mein Mißvergnügen, wir tauschten unsre Seelen gegen einander aus, und ein jeder gewann, wir schlossen einen heiligen Bund und jeder Gedanke, jedes Gefühl floß in das Wesen des Freundes hinüber.

Endlich trennte sich Omar von mir und ich blieb allein bei meinem Lehrer, und lebte in einer stillen Ein-

samkeit und Ruhe, von der Welt und ihren Geschäften geschieden, in steten Betrachtungen der Natur und der Weisheit Gottes. Ich dachte oft an meinen Freund Omar und wünschte ihn zu mir zurück. Zwanzig Jahre waren so verflossen, als ich von meinem Lehrer Achmed den Auftrag erhielt, ihn aufzusuchen, denn meine Reise setzte er hinzu, könnte wichtige Folgen haben.

Ich durchreiste Arabien und Persien vergebens und fand ihn endlich hier wieder, an jenem Abend, als du unter einer Cipresse eingeschlafen warst und ein brausender Sturm dich aus deinen Träumen weckte. — Er eilte in meine Arme, es war eine wonnevolle Stunde des Wiedersehens; wir erzählten uns unsre Schicksale und Omar sprach also:

„O! daß der Mensch in seinem Busen einen unversöhnlichen Feind mit sich herumtragen muß, der ihn unablässig quält! daß dies heillose Drängen unsrer Seele, dies Streben gegen die Unmöglichkeit uns den Genuß unsers Daseins raubt und uns gegen uns selbst verderbliche Waffen in die Hand giebt!“

Wir hatten uns weiter hinein in den Busch entfernt, die Nacht sah schweigend auf uns herab, die Bäume wiegten sich leiserauschend und Omar fuhr also fort:

„Wir sprachen schon damals, Nadir, als wir beide noch den Unterricht des weisen Achmeds genossen, von jenem Sturm, der unaufhörlich in dem Baum unsers Geistes wüthet und ihn zu zerstören droht. Kaum hatte ich von dir Abschied genommen, so verfolgten mich alle meine Wünsche mit erneuerter Wuth, mein brennender Durst war nicht gestillt, sondern durch Achmeds Kenntniß nur von neuem angefacht, mein Vordrängen

war vergebens gewesen, denn noch in dichtem Nebel eingehüllt lag der große Felsen in der Ferne, hinter welchem die Sonne wohnte, die ich suchte. Ich fühlte mich eingeengt und gepreßt und war unglücklicher als ich je gewesen war."

„Furchtbare Gedanken standen itzt leise in meiner schwarzen Seele auf wie Verbrecher, die die Ketten von sich streifen und sich frech im düstern Kerker erheben. Weisheit war mir der edelste, der einzige Zweck des Menschen, die einzige Krone, die seine Stirn schmücken könnte, ein Zweifel an alle Tugend machte mir diese gepriesene Gottheit verächtlich — und ich wagte endlich vermessen einen Schritt, von dem ich vorher wußte, daß sich hinter mir ein Abgrund reissen würde, um mir den Rückweg ewig unmöglich zu machen."

Omar hielt ein und mit gespannter Aufmerksamkeit horchte ich auf seine Rede. — Mein Freund fuhr fort:

„Am Ende der Welt, in einem fürchterlichen Schlund, der sich zwischen die Klippen des Atlas wirft, an einer Stelle, wohin noch kein Menschenfuß sich verirrte, wo zwischen ewig einsamen Felsenwänden das Grausen wohnt und kaum ein verirrter Wind mit seinem Fittig gegen die hohen Steinmauern streift, dort, — so sagte eine alte Sage, — wohne seit Jahrtausenden ein furchtbarer Sterblicher, der hier im kalten Haß der Ewigkeit entgegenharre, von Menschen und Engeln losgerissen, ein Wesen, einzig, ohne je ein Leben zu finden, dessen Seele mit der seinigen gleichgestimmt sei. — Greise erzählten mir unter Schaudern, daß er ein höherer Geist gewesen sei, der sich vom Ewigen losgeschworen und in die leere Wüste der Strafe der Allmacht entronnen sei, Mondal, so nannten sie den Schrecklichen und sagten,

daß der große Verworfene keine Strafe bedürfe, denn er selber sei seine Verdammniß. Man sprach von den Wundern die er ehedem gethan und denen die Völker in Demuth erzittert wären, von gräßlichen Strafen, mit denen er sich an seinem Feinde gerächt, sein Name war die Loosung zum Schrecken."

„Ihn wollt' ich aufsuchen und mich an seine fürchterliche Größe drängen, hier die Flammen meines Busens kühlen, oder ein unausbleibliches Verderben finden. — Ich wanderte durch die Wüsten von Afrika, ich ging über die hohen unermeßlichen Gebirge und näherte mich endlich der langerhofften Gegend. Das Gebirge lag fürchterlich aufgethürmt, wie die Mauer der Welt vor mir, die Wolken des Himmels schienen scheu um den Fuß zu flattern und frech hoben sich die Spitzen des Klippengebirges in die unendliche Leere des Aethers, immer höher und höher aufgewälzt und immer furchtbarer und kühner aufgethürmt."

„Ich bestieg die untersten Gebirge, die sich nur wie Hügel an die unbegränzte Felsenmauer lehnten. Die Erde lag unter mir mit allen ihren Schätzen und Städten ausgebreitet und schien mir Lebewohl zu sagen, das Meer unermeßlich ausgegossen tief unter mir. In tausend Herrlichkeiten winkte mich die Sterblichkeit zurück, sie streckte die Arme liebevoll nach ihrem verlornen Sohne aus und rief mich mütterlich an ihren Busen hin, an dem ich in der Kindheit meines Geistes mit so inniger Liebe gehangen hatte. — Aber ich ging vorwärts und ließ hier meine Menschheit zurück, ich warf alles von mir ab, was der Endlichkeit gehörte, ich riß auf ewig das große Band entzwei, das mich an die Schöpfung hielt, ich setzte den Fuß vorwärts, von die-

sem Augenblick ganz mein eigen, die Menschheit hinter mir auf ewig zugeschlossen, ich auf ewig in die Unendlichkeit des Meeres hinausgewiesen, von keinem Ufer jemals wieder angewinkt zu werden."

„Mein Pfad wand sich immer steiler die Felsen hinan, immer unfreundlicher die Natur umher, die Bäume starben aus, die Sträucher, und endlich erlosch auch der letzte Schimmer des grünen Grases unter meinen Füßen. — Itzt lag die Erde und das Meer in eins verschwommen ungewisser wie ein Nebel unter meinem Blicke, wie in einen schwarzen Schleier eingewickelt; so weit mein schwindelnder Blick sich wagte, über mir und unter mir und neben meinem Schritte die unendliche gedankenlose Leere. — Bei jedem Schritte zog sich ein härterer Panzer um meine Brust, keine meiner vormaligen Empfindungen wagte es, mir in den eisernen Aufenthalt zu folgen, nur von nackten Felsen und dem Himmel umgeben hatt' ich schon vergessen, daß ich einst ein Mensch gewesen sei." —

„Ich kam in Gegenden, die die Natur zuletzt in ihrer Ermüdung geschaffen zu haben schien, kein Leben, kein Moos, das die Felsen hinaufkroch, erinnerte mich an die Welt, die ich verlassen hatte. Hier schien der Tod seine Behausung zu haben, eine Welt schien hier einst untergegangen und dies ihre schauderhaften Ruinen zu sein. Ein kaltes Grauen begleitete mich, immer größere Furchtbarkeiten kamen mir entgegen, alle meine Gefühle gingen nach und nach in meiner Brust unter, und nichts als mein Vorsatz und das Bewußtsein meines Daseins blieb mir übrig."

„Itzt stand ich auf einer Felsenspitze, die in ein Thal hinabsahe, das rings von kahlen schwarzen Klippen

eingeschlossen war, ein Schauder brütete über diesem Schlund, in den sich tausend Höhlen rissen und ein verworrenes Gebäude bildeten, kein Luftzug rauschte durch die Felsenwüste, kein Ton, der ein Leben verrieth, schlich hervor; die gespaltenen Klippen grinßten mir aus dem Abgrund entgegen, die Vernichtung sahe sich hier selbst mit Wohlgefallen an und behorchte sich in der schauderhaften Stille."

„Dies ist seine Behausung! rief ich unwillkührlich aus und der erste Klang warf sich zerschmettert die gewundenen Klippen hinab, ich selber fuhr erschrocken zurück und der Ton verlor sich winselnd in den fernsten Schlünden."

„Die letzte Furcht faßte mich zweifelhaft an. — Soll ich hinuntersteigen? fragte ich mich leise. — Noch, noch steht mir der Rückweg offen! Noch darf ich selber über meinen Willen gebieten. — Doch was soll ich in der Welt? — Ein Engel darf, ein Mensch mag ich nicht sein, nur die Hölle bleibt den Unbefriedigten übrig, — ich kann nicht anders, ich würde nichts vom Menschen wieder rückwärts bringen: — und zugleich stieg ich in das fürchterliche Thal hinab."

„Wie mit tausend kalten Armen hielt es mich eingeklammert, wie in den unerbittlichen Tod schritt ich hinunter.

„Plötzlich fuhr ich bebend zurück. — In einer halb dunkeln Grotte saß ein Greis und lächelte mir mit einer Freundlichkeit entgegen, die mehr dem Zähngeknirsch eines Ungeheuers glich. Ein weißer Bart sank bis auf seine Füße hinab und deckte sein Gesicht. Ein fremdes mir unbegreifliches Wesen sahe aus seinen wilden Augen, er hatte bloß das Ansehn eines Men-

schen, um die Menschheit von sich zurückzuscheuchen. — Sein Anblick hatte mich bis in das Innerste meiner Seele erschüttert und ich wagte es nicht, die Augen zum zweitenmal auf ihn hinzuwerfen: ich hatte allen sanften Gefühlen Abschied gegeben und die Schauder vertraulich in meinem Busen aufgenommen, — aber hier fand ich ein Wesen, vor dem meine Frechheit Demuth ward, alle meine Verwegenheit sich in banges Grauen auflöste."

„Wer bist du? rief er mir in Tönen entgegen, wie ohne Klang und Athem; sie kamen zu mir, wie aus einer fernen Welt und sprachen in Accenten, von denen kein sterbliches Ohr eine Ahndung hat und haben kann."

„Ein Wesen, schrie ich ihm entgegen, das sich selber nicht begreift! Meine Menschheit hab' ich jenseit diesen Klippen ausgezogen! — Das Leben hat keinen Reiz für mich, ich will in der Wildniß meine Freude suchen."

„Mondal schwebte mir entgegen und stierte mich mit einem Blicke an, der meine Seele mit Riesenkräften zusammendrückte."

„Du bist das erste Wesen, sprach er, das mein Angesicht sieht, ich sitze hier und faste der Ewigkeit entgegen und noch kein Staubgeborner hat es gewagt, mich in meinem Hause zu besuchen, wo ich mit dem Grausen spiele und Schauder mir die Zeit verkürzen. — Was suchst du hier?" —

„Was ich hier oder nirgends finde, antwortete ich zitternd, ich schäme mich ein Mensch zu sein, nimm du mich in deine Gesellschaft auf und vergönne, daß ich deinen Geist begreife und dir ähnlich werde."

„Er sahe mich an und lachte fürchterlich auf, daß die Felsen umher in ihren Wurzeln wankten. — Vermessener! rief er dann: — Du verläugnest die Mensch-

heit und doch zeigen deine Worte, daß du ihr noch zugehörst. Ein Funke, der von mir zu dir herüberleuchtete, würde dein Wesen zersprengen. Dank' es meiner Verachtung, daß mein Anblick dich nicht tödtet!"

Nun dann, sprach ich mit knirschender Verzweiflung, so bleibt mir keine Hoffnung übrig, als meine Vernichtung!"

„Vernichtung? antwortete der Furchtbare und zog den Mund zum Grinsen, so kalt und todt wie die Felsen umher. Was ist, kann nicht vernichtet werden, die Ewigkeit hält dich fest, so lange die Zeit dauert, dauerst du selbst. Du kannst dich tödten und in eben dem Augenblick stehst du ein neues Wesen in deiner eignen Verdammniß wieder da, — so hat es der Gütige dort gewollt, der alles mit seiner Milde umfängt. O! wenn Vernichtung möglich wäre, wenn wir uns selber angehörten und beherrschten — o dann wäre noch Glück in seiner Schöpfung!" —

„Ich fuhr mit Entsetzen zurück. — Voll Frechheit kömmst du hierher, sprach Mondal weiter, und bedachtest nicht, daß dein Wesen sich nie dem meinigen nähern könne. — Nein, Sterblicher, ganz kannst du mich nicht verstehen, denn tausend Naturen stehen zwischen uns; die Gedanken, die du begreifst, sind nicht meine Gedanken, unser Urstoff ist verschieden, wir können uns in keiner Empfindung begegnen."

„Wo find' ich dann, rief ich mit bitterm Unwillen aus, ein Wesen, das mich versteht? Mir ist alles verschlossen, in der ganzen Schöpfung kein Laut, der in mir denselben anschlüge. Vernichte dies Streben in meiner Brust, das mich durch alle Welten drängen würde; du verwirfst mich als deinen Schüler, erniedrige

mich bis zum Wurm, der sich dumpf und ohne Bewußtsein zu deinen Füßen windet."

„Ich verwerfe dich nicht, sagte Mondal, deine Natur hält dich gefangen! Ich will dir geben, was ich kann, — aber du wirst meine Bedingung nicht erfüllen."

„Alles, alles, sprach ich hastig, — nur reiß mich aus diesem peinvollen Dasein, mach, daß ich mich nicht verachten muß, sollt' ich mich auch dafür verabscheuen!" —

„Mondal schwieg eine Weile, dann sagte er: Ich stehe nicht über der Menschheit, ich bin nur ein fremdartiges Geschöpf, dessen Gedanken und Gefühle Strahlen sind, die nie mit denen der Menschen in ein Licht zusammenfließen, sondern sich ewig zurückstoßen. Die Menschen haben von ihrem Gotte jenen Trieb, alles zu ordnen und in ein Ganzes zu bringen, meine Freude ist Zerstörung. Ihrem Triebe genug zu thun, arbeiten sie in einer ewigen Thätigkeit an Ordnung und Harmonie, Sklaven eines Herrn, dem sie dadurch schmeicheln wollen, Schönheit und Tugend nennen sie das Gebäude, das sie aufführen, für mich giebt es keine Tugend als ihre Laster. — Kannst du deine angeborne Menschheit bis auf die letzte schwächste Ahndung ablegen und mir voll Vertrauen die Hand reichen, kann ein heiserer Mißklang dir eben so viel Freude geben, als jener Wohlklang dort unten, verlierst du nichts an jenem Gott dort oben, so bist du mein!"

„Ich reichte ihm mit erzwungener Festigkeit die Hand."

„Zerstörung! rief er mit wilder Freude, dein Hauch sei Vernichtung, jeder Pulsschlag ein Verbrechen, verfolge ihre Tugend und sei der Freund des Bösen, kehre

in die Welt zurück und zerreiß das Gewebe, mit dem sie sich an ihre Gottheit knüpfen wollen, dies beschwöre mir mit einem großen Eid und unter diesen Bedingungen will ich zeigen, was kein Auge sieht. Fern ist noch der letzte Tag, wir wollen wirken, bis die Zeit zum Greise wird." —

Omar hielt hier in seiner Erzählung ein. — „Und du schwurst den Eid?" rief ich erschrocken aus. —

„Ich schwur ihn," antwortete er langsam und sprach dann weiter: „Es war ein Schwur, o, mehr ein Fluch, unter dem sich die geängstigte Erde hätte bäumen mögen, ich wag' es kaum, ihn in Gedanken zu wiederholen." —

„Wie ein Vorhang fiel es vor meiner Seele hinweg, alle meine Gedanken waren zu Riesen aufgewachsen, die gegen den Himmel anstürmten, meine vorige Frechheit schien mir itzt Feigheit, alle meine Gefühle waren ehern, mein Busen Diamant."

„Ich ward in seine fürchterlichen Geheimnisse eingeweiht, Flüche segneten mich ein, Grausen stieg mir aus den unendlichen Labyrinthen entgegen und Schauder waren meine Erfrischung. Meine Gedanken dachten das Ungedachte, ich war über den fernsten Gränzstein der Menschheit hinausgeschritten und wandelte nun, ein fremder Pilger, jenseit dem Leben auf der dürren Haide. — Die Vergangenheit kam meinem Ruf zurück, die Zukunft schloß sich meinem Blicke auf. — Mondal zeigte mir ein ungeheures Buch, in welchem auf jedem seiner Millionen Blätter tausend Punkte gezeichnet waren. — Dies ist mein Almanach, sagte er lächelnd, so viel Punkte du ausgelöscht siehst, so viele Tage hab' ich durchlebt, die übrigen sind die Tage, die

noch bis zum letzten Tage übrig sind, ihre Zahl ist unzählbar; aber endlich nutzt sich nach und nach die Zeit ab, auch der letzte Punkt wird ausgelöscht und die neugeborne Ewigkeit wandelt über den Ruin der Welten. Bis dahin sieht mein Auge; was dann sein wird, ist ein Geheimniß, das ich schon seit Jahrtausenden zu enthüllen strebe."

„Mein Geschäft war nun geendigt und ich ging in die Welt zurück, nicht um zu leben und zu genießen, sondern um Genuß und Leben zu zerstören. Alle meine vormaligen Freuden kamen mir wie eben so viele Feinde entgegen, ich zerstörte und vernichtete, so weit nur meine Gewalt reichte, Jammergeschrei folgte meinen Schritten und Flüche der Wittwen und Waisen, mein Weg war mit Thränen benetzt und Grabhügel waren die Denkmale, die von meiner Durchreise sprachen. — Der Ewige hatte mich in ein Leben verwiesen, das ich verachtete und ich sättigte mich im Genuß der Rache, ihn selber konnte mein Arm nicht erreichen, aber seine Geschöpfe mußten meinem Zorne büßen! Das Dasein quälte mich, wie eine Gewissensangst, Vernichtung war nicht möglich, Flüche nicht genug, ich mußte ihn strafen." —

„Ich kam in mein Vaterland und der Sultan Ali ward mein Freund, er war im Begriff, seinen Unterthanen ein guter Fürst zu werden, aber ich lehrte ihn die Menschheit und ihre Tugend verachten und so kam er endlich zu jener kalten Grausamkeit, die seinen Namen zum Schrecken des Landes gemacht hat. Durch mich ließ er tausend Schlachtopfer fallen und tausend eine Beute des Mangels werden, unter diesen war auch Selim; Ali nahm ihm seine Schätze, Selim entflohe

mit seiner Gattin und einem kleinen Sohne, auch die Gattin mußte sterben und ihn sein Sohn nur noch gewaltsam in ein quaalvolles Leben zurückhalten. — Ich ging unter den Menschen in einer ewigen Einsamkeit, wie dienstbare Henkerknechte liefen Schrecken vor mir her und schlugen gewaltsam jedes Gefühl, jeden Menschengedanken von mir zurück, — so fand ich den armen, vormals glücklichen Selim, weinend auf dem Grabe seiner Gattin sitzend, — da flog mir wie ein ferner Schein der Wunsch vorüber, wieder in den entweihten Menschenorden zu treten. — In diesem unseligen Augenblick vergaß ich meines Amts und meines Herrn und ließ den trauernden Selim in den Schooß des Glücks zurückkehren, meine Macht ließ ihn einen Schatz finden, der ihm dreifach ersetzte, was er verloren hatte. — O wie hab' ich Jahrelang diesen einzigen Augenblick verflucht, wie gern hätt' ich ihn zurückgenommen und Selim's Glück mit neunfachem Jammer ausgetauscht, wenn es dem Zauberer vergönnt wäre, sein eigen Werk wieder zu vernichten."

„Unaufhaltsam jagte es mich seit dieser Zeit zu Mondals Wohnung zurück, ich sträubte mich vergebens gegen die drängende Macht. — Mondal trat mir entgegen. Schon so früh kömmst du wieder? sagte er mit gräßlichem Hohnlächeln, — du hast deine Menschheit abgeschworen, dein Vertrauen war so frech — und doch kömmst du selber zurück, dich anzuklagen? Stumm ging er mit mir zu einem fernen, verzackten, einsamen Klippenmeer, er spaltete einen Felsen und warf mich bis an die Hüften in die Oeffnung, die donnernd wieder zusammensprang." —

„Mich zermalmten unaussprechliche Martern. Eine

heiße Gluth webte sich am Tage um mich her und nagte und saugte an meinen Gebeinen, Flammen bohrten sich glühend in mein Innres und in der Nacht jagten sich kalte Nordwinde um mich her und bliesen mich mit ihrem Athem an, ein Panzer von Eis umgab meinen Körper und zerschmolz wieder an der Gluth des Morgens. Siedende Waldströme stürzten brausend auf mich herab und schmetterten spielend mein Gebein gegen hervorragende Felsenspitzen. Mein Geheul erklang fürchterlich den Abgrund hinab, und sprang von Klippe zu Klippe, eine taube stumme Einsamkeit lag kalt und ohne Mitleid um mich her. — So brüllte ich vier Jahr meine Flüche und meine Bitten dem unerweichlichen Mondal entgegen, aber er hörte mich nicht; zuweilen flog er auf einer braunen Wolke über mein Haupt, sahe höhnisch auf mich herab, freute sich meiner Quaalen und überließ mich dann von neuem den unerbittlichen Martern. — Endlich schien er gerührt, oder der alten Ergötzung überdrüssig, denn welches Mitleid sollte diese steinerne Brust bewohnen? — Ich will dich von deiner Kette losnehmen, rief er und neigte sich wie ein Gewitter weiter auf mich herab, aber nur unter einer schweren Bedingung geb' ich dich frei." — — — —

Abdallah wollte unter Schaudern weiter lesen, als sich ein lautes Getümmel im Hofe des Pallastes erhob. — Bestürzt eilte er an's Fenster — und die furchtbaren Palmblätter entsanken seiner Hand. —

mit seiner Gattin und einem kleinen Sohne, auch die Gattin mußte sterben und ihn sein Sohn nur noch gewaltsam in ein quaalvolles Leben zurückhalten. — Ich ging unter den Menschen in einer ewigen Einsamkeit, wie dienstbare Henkerknechte liefen Schrecken vor mir her und schlugen gewaltsam jedes Gefühl, jeden Menschengedanken von mir zurück, — so fand ich den armen, vormals glücklichen Selim, weinend auf dem Grabe seiner Gattin sitzend, — da flog mir wie ein ferner Schein der Wunsch vorüber, wieder in den entweihten Menschenorden zu treten. — In diesem unseligen Augenblick vergaß ich meines Amts und meines Herrn und ließ den trauernden Selim in den Schooß des Glücks zurückkehren, meine Macht ließ ihn einen Schatz finden, der ihm dreifach ersetzte, was er verloren hatte. — O wie hab' ich Jahrelang diesen einzigen Augenblick verflucht, wie gern hätt' ich ihn zurückgenommen und Selim's Glück mit neunfachem Jammer ausgetauscht, wenn es dem Zauberer vergönnt wäre, sein eigen Werk wieder zu vernichten."

„Unaufhaltsam jagte es mich seit dieser Zeit zu Mondals Wohnung zurück, ich sträubte mich vergebens gegen die drängende Macht. — Mondal trat mir entgegen. Schon so früh kömmst du wieder? sagte er mit gräßlichem Hohnlächeln, — du hast deine Menschheit abgeschworen, dein Vertrauen war so frech — und doch kömmst du selber zurück, dich anzuklagen? Stumm ging er mit mir zu einem fernen, verzackten, einsamen Klippenmeer, er spaltete einen Felsen und warf mich bis an die Hüften in die Oeffnung, die donnernd wieder zusammensprang." —

„Mich zermalmten unaussprechliche Martern. Eine

heiße Gluth webte sich am Tage um mich her und nagte und saugte an meinen Gebeinen, Flammen bohrten sich glühend in mein Innres und in der Nacht jagten sich kalte Nordwinde um mich her und bliesen mich mit ihrem Athem an, ein Panzer von Eis umgab meinen Körper und zerschmolz wieder an der Gluth des Morgens. Siedende Waldströme stürzten brausend auf mich herab und schmetterten spielend mein Gebein gegen hervorragende Felsenspitzen. Mein Geheul erklang fürchterlich den Abgrund hinab, und sprang von Klippe zu Klippe, eine taube stumme Einsamkeit lag kalt und ohne Mitleid um mich her. — So brüllte ich vier Jahr meine Flüche und meine Bitten dem unerweichlichen Mondal entgegen, aber er hörte mich nicht; zuweilen flog er auf einer braunen Wolke über mein Haupt, sahe höhnisch auf mich herab, freute sich meiner Quaalen und überließ mich dann von neuem den unerbittlichen Martern. — Endlich schien er gerührt, oder der alten Ergötzung überdrüssig, denn welches Mitleid sollte diese steinerne Brust bewohnen? — Ich will dich von deiner Kette losnehmen, rief er und neigte sich wie ein Gewitter weiter auf mich herab, aber nur unter einer schweren Bedingung geb' ich dich frei.“ — — — —

Abdallah wollte unter Schaudern weiter lesen, als sich ein lautes Getümmel im Hofe des Pallastes erhob. — Bestürzt eilte er an's Fenster — und die furchtbaren Palmblätter entsanken seiner Hand. —

Viertes Kapitel.

Säbel glänzten im Schein der Sonne und leuchteten Abdallah wie Blitze entgegen; in einem fürchterlichen Getümmel kämpften Selim's Sklaven mit der Leibwache Ali's, sein Vater stand in der Mitte des Gefechts, mit entblößtem Säbel stürzte er hinaus.

Ein wildes Geschrei flog über den Hof des Pallastes, Ali's Sklaven wütheten gegen Selims bewaffnete Freunde, das Geklirre der Säbel an die Schilder geschlagen, rasselte furchtbar. Abubeker lag mit seinem weißen Barte vor ihm, in seinem Blute gewälzt, das Geschrei und der Klang der Waffen schlug gegen die Mauern des Pallastes, Blut floß in Strömen, einige Sklaven flohen, andre stürzten Tod nieder, — und itzt sahe Abdallah auch seinen Vater unter einem Säbelhiebe sinken.

Er stürzte sich wüthend in das Gedränge und metzelte um sich her, eine blinde Wuth gab ihm Riesenkräfte, er fühlte die leichten Wunden nicht, die er erhalten hatte und tobte wie ein Rasender in dem Gewühle auf und ab, — eine bekannte Stimme rief seinen Namen aus, — es war sein Freund Raschid. — Auch du? rief Abdallah wüthend, — auch du bist mit meinem Elende einverstanden? — Nur wider meinen Willen, antwortete Raschid und gab ihm die Hand; rette nur deinen Vater, setzte er leise hinzu, sieh' er lebt noch.

Abdallah blickte nieder, sein Vater lag zu seinen Füßen und sahe ihn mit einem matten Blicke an; Abdallah ergriff ihn stark und trug ihn aus dem Getümmel, Raschid begleitete ihn und half den verwundeten

Selim aus dem Hofe des Pallastes führen, alle Krieger machten dem bekannten Raschid Platz, weil sie den Verwundeten für einen Diener Ali's hielten; so brachte Abdallah seinen Vater aus dem Pallast und durch das Thor der Stadt.

Selim war stumm und in sich selbst verschlossen, heftige Gedanken schienen ihn zu beunruhigen, nur zuweilen stahl sich ein Seufzer aus seiner Brust, den er aber seinem Sohne zu verbergen suchte.

Ich kann nicht weiter, sagte er endlich und setzte sich auf einen Erdhügel am Wege. Sein Gesicht war bleich, seine Wunde, die Abdallah verbunden hatte, fing von neuem an zu bluten. — Warum hast du mich nicht sterben lassen? sagte er dann, da das Schicksal auf mich zürnt? — Du hättest mich jenen Dolchen lassen sollen, denen du mich entrissest, denn ich gehörte ihnen an, von Verrätherei dem Tode verkauft. —

Abdallah kam itzt erst aus seinem Staunen, seiner Wuth und Angst nach und nach zurück. Er war bis itzt in eine unwillkührliche Thätigkeit geworfen, er hatte nicht empfunden und nicht gedacht, über die Gefahr seines Vaters hatte er sich selbst vergessen. — Vater! rief er aus, — o daß ich dich habe retten können, daß ich dich aus dem Gemetzel herausriß und dem Leben wiedergab, — o das ist das erstemal, daß dein Sohn dir etwas mehr als Dank sagen kann, — eine Stunde, wo ich dir durch Thaten meine Liebe zeigen könnte, habe ich so lange gewünscht, — ach! und sie mußte so schrecklich, so unvermuthet kommen!

Abubeker, sagte Selim, der redliche Greis ist todt, mein großer Entwurf ist dahin! — deine Ahndung, alter wackerer Mann, hatte Recht, warum hörten wir

nicht auf deine Stimme? Wozu leb' ich noch, da die schönste Hoffnung meines Lebens umgesunken ist? — Ich habe ein großes Spiel gewagt, ich setzte verwegen mich und Ali dem Verderben zum Pfande aus — und das Schicksal rief Selim!

Schmerzt dich deine Wunde, Vater? fragte Abdallah.

O ich weiß kaum, daß ich verwundet bin! rief Selim unwillig aus, ich weiß nur, daß ich habe entfliehen müssen. — O warum kann ich nicht der verächtliche Hund jenes müden Wanderers sein, der den Berg herunterzieht? Er ist freier und glücklicher als ich! —

Dann ging Abdallah mit seinem Vater langsam weiter. Oft ließ er ihn auf Rasenhügel sich niedersetzen und wenn er erquickt war, mahnte er ihn sogleich wieder zur Flucht, weil er die Verfolgung seiner Feinde fürchtete. — So gingen sie langsam bis zum Abend und wandten sich zu einem kleinen unbesuchten Nebenweg, der in einen Wald hineinführte. —

Die rothen Streifen des Abends wallen durch den Himmel, sagte der Greis, sie wollen den trägen Selim zu seinem Vorhaben rufen, aber ihr kommt zu spät und findet nur noch meine Schande. — O dürft' ich eure verhaßten Flammen nicht erblicken, oder spiegeltet ihr euch in Ali's Blute! — Meine Freunde sind für mich gefallen und der feigherzige Selim flieht und rettet ein freudenleeres Leben. O des edeln Greises Abubeker! dessen Silberhaar so schrecklich auf den Steinen ausgebreitet lag und vom Blute triefte! — verzeih Abubeker, dem unvorsichtigen Freunde, der deiner älteren Weisheit nicht traute. —

So klagte Selim auf dem Wege und hörte nur wenig auf den Trost seines Sohnes. — Das Schicksal, sprach er endlich, nachdem er lange bei sich gedacht hatte, erprobt den Mann durch tausend Gefährlichkeiten und mannichfaltiges Unglück, mein Muth soll vielleicht noch härter gestählt werden, um dann desto größere Funken zu schlagen. Der Mann muß vor seinem Tode nichts verloren geben, seine Entwürfe müssen ihm so unverletzlich sein, wie Heiligthümer, die man ihm zum Aufbewahren anvertraute, der nächste Tag versöhnt mich vielleicht mit dem heutigen. —

Er ging getröstet weiter.

Fünftes Kapitel.

In einer entfernten Gegend des Waldes, wo die Bäume am meisten verwachsen waren, wo das dichteste Dunkel sich unter den verschränkten Zweigen herabsenkte und man kaum von der fernen Landstraße zuweilen ein dumpfes Getöse hörte; dort stand unter Büschen versteckt ein kleines ländliches Haus, das Selim sich vor vielen Jahren hatte erbauen lassen, um hier auf der Jagd einen einsamen, unbekannten und stillen Ruheplatz zu finden. Nur Omar, Selim und sein Sohn kannten diesen Aufenthalt, kein Weg führte zu dieser Wohnung, nur ein Fußsteig, der sich in hundert Krümmungen wand und den kein Fremder auffinden konnte. Seit vielen Jahren war diese Wohnung unbesucht geblieben, selbst Selim fand itzt den Weg dahin nur mit Mühe. Büsche und hohes Gras hatten den kleinen

Fußsteig verschlungen, sie mußten sich durch junge Bäume drängen, die in einander gewachsen waren, sie verloren oft den Pfad und fanden ihn nur mühsam wieder, erst mit der Finsterniß kamen sie an die Hütte. —

Alles war verwildert, das Dach mit Moos bedeckt und vom Regen durchlöchert, durch die Fenster hatten sich junge Gesträuche gedrängt und Epheu schlängelte sich in grünen Labyrinthen die Wände hinan, Heimchen nisteten in ihren Schlupfwinkeln und zirpten einsam durch die Stille der Nacht und das Rauschen des Waldes; Eulen hatten sich auf den benachbarten Bäumen niedergelassen und heulten nach dem Hause hinüber. Der Aufenthalt begrüßte sie traurig und verfallen, wie ein kranker Freund, der auf dem Sterbebette Abschied nimmt.

Sie traten in das Zimmer und der ermattete Selim ließ sich sogleich auf ein kleines Ruhebett nieder. — In der Nähe rieselte eine Quelle vom Berge herab und Abdallah schöpfte aus dem frischen Wasser einen Trank für seinen entkräfteten Vater. — Ich bin erquickt, sprach dieser, — o daß ich dich noch übrig habe, daß das Schicksal dich nicht von meiner Seite genommen hat, das ist ein Glück, dessen Größe ich mit inniger Dankbarkeit verehre.

Abdallah verband von neuem die Wunde Selims und bat dann seinen Vater, ihm zu sagen, woher dieses Unglück so plötzlich auf ihn eingestürmt sei, was es veranlaßt habe und womit sein Vater den Zorn Ali's so heftig aufgereizt habe. — Diese Wunde, sagte Selim, die mir plötzlich so tödtlich geschlagen wurde, ist mir selber unbegreiflich, schon seit lange wälze ich alle meine Gedanken umher, dieses Räthsel zu verstehen,

alle meine Freunde und Sklaven lasse ich in Gedanken vorübergehn, aber auf kein einziges Gesicht steht der Name Verräther. — Der Himmel selber wirft sich mir entgegen und drängt den Strom gegen seine Quelle zurück. — Dann erzählte er ihm die Entstehung der Verschwörung gegen Ali's Leben und nannte ihm alle Ursachen, die sie veranlaßt hatten. — Ich wollte das Land glücklich machen, so schloß er, aber der Ewige will, daß sein Elend noch ferner dauere, er zürnt auf mich, daß ich seinen weisen Rathschlüssen habe vorgreifen wollen und an seine Stelle treten. Der Sterbliche muß nur der Hand folgen die ihn leitet, nicht aber mit Vorwitz den geheimen Plan der Gottheit zu übersehen glauben, sein Frevel bestraft sich selbst. — Der Tyrann herrscht und ich beseufze hier verlassen mein Unglück, ohne Rath und Hülfe, ohne Freund, — o wenn nur Omar zurückkäme, auf ihm und seiner Weisheit ruht itzt meine letzte Hoffnung: aber wenn er auch zurückkömmt, kann er das, was geschehen ist, ungeschehen machen? Er kann nichts als trösten, und Trost ohne Hülfe ist kein Trost für mich, — meinen Freunden wird endlich kein Dienst übrig bleiben, als mich in mein Grab zu legen.

Es war im Zimmer dunkel geworden und Selim fühlte einige Thränen heiß über seine Wangen fließen, er schämte sich seiner Schwäche und nur die Finsterniß, die die Zähren seinem Sohne verbarg, tröstete ihn etwas über seine Unmännlichkeit. Abdallah ergriff die Hand seines Vaters und drückte sie ohne zu sprechen an seine brennenden Lippen, Selim umarmte ihn schweigend und eine wehmüthige Stille war um ihren Schmerz ausgegossen. — Durch die Fenster dämmerte ein irrer Schein der Sterne und eine Fledermaus schlug mit

rauschendem Flügel an die äußern Wände. Selim sahe mit starren Augen nach dem matten Sterngeflimmer, das sich durch die grünen Gebüsche brach, vom Wege und seiner Wunde müde schloß sich endlich das gespannte Auge und er versank in einen sanften Schlummer. Abdallah stand in tiefen Gedanken neben seinem Vater und schien auf das Athemholen Selims zu horchen.

Sechstes Kapitel.

Alles um Abdallah her war still wie das Grab, die Quelle in der Nähe plätscherte immer leiser und leiser, das Rauschen der Bäume verhallte immer dumpfer und Selims Athem röchelte schwach, wie der Athem eines Sterbenden. Abdallah stand an die Wand gelehnt und sahe in einer kalten Seelenträgheit dem wunderbaren Spiele seiner Gedanken zu. Sein Vater hatte den Namen Omar genannt und mit diesem Namen waren die Schreckenserinnerungen reissend wie ein Waldstrom in seine Seele zurückgekommen; schon hatte er alles vergessen, aber dieser Ton brachte ihm mit Wucher zurück, was er so gern nicht angenommen hätte, was er so gern auf ewig von sich zurückgewiesen hätte. — Omar! sprach er leise zu sich selbst — Omar! wiederholte er mit zitternder Stimme. Sein Geist wandte sich scheu vor dem Gedanken zurück, der sich unüberwindlich zu ihm hinaufkämpfte. — Omar hatte die kindliche Liebe schon verloren, mit der er ihn ehedem geliebt hatte, seit jener Nacht, die ihn zum Vertrauten

seiner übermenschlichen Gewalt gemacht hatte, hatte sich seine Liebe mit Furcht und einem fremden Gefühl, einer Art von Anbetung vermischt: aber er war immer noch der Freund Omars geblieben, seine Liebe hatte sich gleichsam nur ein anderes Gewand gewählt, ohne ihr Wesen zu verändern, — aber zu der Empfindung, die itzt seine Seele durchschnitt, hatte bis dahin auch kein Keim, keine Ahndung in seiner Brust gelegen: es war nicht Mißtrauen, nicht Haß, nicht Abscheu, nicht Entsetzen; ein schwarzes Gewebe aus allen diesen Gefühlen gewirkt. Ein Todtengewölbe hatte sich ihm aufgethan, in welchem grinsende Gerippe, Moder und scheußliche Verwesung in tausend gräßlichen Vermischungen vor ihm lagen, das ganze Heer des Entsetzens zog mit schadenfrohem Lächeln an ihm vorüber und wie in Nebel gehüllt tobten neue Furchtbarkeiten aus der nächtlichen Ferne auf ihn zu, er sahe einen unendlichen engen Felsenweg vor sich, durch den er sich hindurch drängen sollte, um sich dann in einen Abgrund zu zerschmettern.

Omar! sagte er leise, wie fremd klingt mir itzt dieser Name, der einst meinem Vater zugehörte? der die Loosung zur Freude und zur Liebe war! — Itzt ist es der Name eines Ungeheuers, das seine Tigerklauen nach mir auswirft. — Oder war alles, alles nur ein Traum? Es kann nicht Wahrheit sein, unmöglich! Wie könnte so die Zeit ihr Gewand umkehren? Wie könnte so plötzlich der Zorn aus demselben Auge sehen, in dem so eben noch die Freundlichkeit thronte? — Wenn Omar statt mir die Hand zu reichen, mir einen schuppigen Drachenhals entgegenreckt, — wer soll mich dann aus der Grube ziehen, in der ich an den feuchten Wänden, ein

verlorner Wurm, umhertappe? Was ist Wahrheit, wenn der Ort, wo meine Seele sonst am liebsten verweilte, sich so plötzlich in einen Kerker umwandeln kann? — Ich schwindle vor den tausend Gestalten zurück, die aus einem wüsten dunkeln Abgrund so drohend ihr Haupt emporheben und mir still und schweigend wie unversöhnliche ewige Strafen zunicken! — Nein, so fürchterlich sieht die Wirklichkeit nicht aus, nur Träume verweben sich in solchen verworrenen Wolkengebilden. Wo war mein guter Engel, als diese Phantasieen in meiner Seele aufstiegen und auch den letzten Strahl verschlangen, der noch kärglich in ihre dunkle Tiefe hinunterleuchtete? — Wer würde dann noch zaudern und sich bedenken, aus diesem Leben herauszugehn, wenn es ihn mit so entsetzlichen Speisen fütterte? — Nein, nein, o Verzweiflung wäre für ein solches Unglück zu wenig, es kann nicht Wahrheit, es soll ein Traum gewesen sein! —

Er schwieg, eine dunkle Stille säuselte um ihn her, in der finstern Nacht und der leeren Einsamkeit sahe er nichts als seine Gedanken schwimmen, ein Wiederhall seiner Seele wiederholte unzähligemal den Namen Omar.

Und doch ist es Wahrheit, fuhr er leise fort. — Ich erinnere mich der Stelle, wo ich jene schrecklichen Worte las, o ich weiß es zu gut, wann und wie es war, mein boshaftes Gedächtniß wiederholt mir mit hämischer Freude die gestrige glückselige Nacht und stellt mir noch einmal den alten Nadir hin, der mir die Blätter reicht. — Nein, es ist kein Traum, wenn unser ganzes Leben nicht ein einziger schwarzer Traum ist und wir selbst ein bestandloses Traumbild, ein Dunst,

der durch die Leere seegelt und den ein nichtiger Schein anfliegt, bis ihn ein Wind verweht. — Blas't mich Wirbelwinde gegen Felsen, das mein Wesen in tausend Luftblasen zerspringe und sich niemals wieder zusammen finde! — Wo Grausen und Unglück wohnen, wo der letzte leuchtende Funke knisternd aus der Asche springt, wo eine ewige Einsamkeit auf tausend Verderben brütet, — o da, da finde ich mich jederzeit wieder, dort ist die Heimath meiner Seele, dahin kehrt nach allen seinen Streifereien mein müder Geist zurück, dies ist das Ziel, wo ich endlich ruhen soll, nach welchem mein schwarzer Engel mich hohnlachend peitscht; alles weicht aus meiner Bahn zurück, nur meine Verächtlichkeit bleibt mir übrig und die Hölle, die hinter mir ras't.

Omar ist mir auf ewig verloren; es ist ausgesprochen, das unbarmherzige Urtheil, das fürchterliche Geheimniß ist wie ein Todtengerippe aus seinen verhüllenden Gewändern herausgeschritten, — zurück, zurück von meinem Halse, Scheusal! — Es klopfte ja ein Menschenherz in dir, als ich dich verhüllten Fremdling an meine Brust drückte, wo hast du Betrüger dein Herz gelassen? —

Habe ich jene grausenvollen Blätter bis zu Ende gelesen und ihre ganze Gräßlichkeit in meinen Busen gesogen? — Nein, nein, — ein freudiger Funke glimmt in der Nacht wieder auf, die Auflösung des Räthsels ist noch übrig, — ja, du wirst mir wieder geschenkt werden, mein Omar! Ja, der Ort kann itzt noch keine Wildniß sein, auf welchem so eben noch dieser freudenreiche Tempel stand. — Ja, Omar hat sich von Mondals fürchterlichem Bunde losgerissen und in die Arme der Menschheit zurückgeworfen, ja, er liebt, er liebt mich,

er ist wieder ein Mensch geworden, die übrigen Blätter werden, müssen es enthüllen. —

Er faßte den Entschluß in die Stadt zurück zu gehn und jene Blätter wieder aufzusuchen, die sein Schicksal enthielten, er bückte sich leise auf seinen Vater herab und hörte, ob er noch schlummere, dann verließ er schnell das Zimmer. —

Er drängte sich durch die Labyrinthe der Gebüsche und tappte in der wüsten Nacht mit den Händen umher, um den verborgenen Pfad zu entdecken. — Rauschend jagten sich Wolken durch die hohen Baumwipfel, die Sterne weinten kalten Thau herab, Sturmwinde spielten heulend im dichten Walde. — Abdallah stürzte oft gegen Bäume und fuhr durch rasselnde Gesträuche, flimmernde Lichter führten ihn oft trügend tiefer in den Wald hinein, wo ihm die Nacht noch dumpfer entgegenkam; endlich trat er auf die Heerstraße. —

Er ging durch das Thor und durch die stillen Straßen der Stadt, auf der Brücke hatten zwei Fischer ihre Netze ausgeworfen und unterredeten sich leise. — Abdallah stellte sich an das Ufer und dachte mit wehmüthiger Verzweiflung an den Abend zurück, an welchem der Untergang der Sonne sich so schön in dem Flusse spiegelte, als auf allen Wogen kleine Nachen schwammen, die für ihn mit Seligkeiten landeten, als jede Welle den Namen Zulma und Abdallah lispelte und mit dem Abendwinde stritt, wer „Zulma" am süßesten säuselte, er dachte an die Himmelsnacht zurück, als sich ihm das Paradies mit allen seinen unendlichen Wonnen aufgethan hatte, — er sahe nach der Gartenmauer, — aber eine neidische Finsterniß warf sich vor sie, die Wogen schauerten in verschlungenen Ringen im

kalten Winde der Nacht und wankten in einer düstern Dämmerung, ein Stern blickte zuweilen wehmüthig hinter den schwarzen Wolken hervor und warf traurig einen flüchtigen Blick auf die dunkle Fluth. — Er stand in tiefen Gedanken und maß sein Elend an der Größe seines vorigen Glücks. Das Gespräch der Fischer flüsterte leise in das Rieseln der Wellen.

Wie ich dir sagte, Sadi, sprach der eine, auch keine Mauer von seinem Pallaste will der Sultan stehen lassen, er hat den unglücklichen Selim mit den gräßlichsten Flüchen verflucht. Sein Zorn ist noch nie so fürchterlich gewesen, Niemand wagt es sich ihm zu nähern.

Aber man sagt, fing der andre an, Selim habe dem Sultan nach dem Leben getrachtet; wenn das ist, so verdient er auch die Strafe, da er seine Hand an den Gesalbten des Herrn hat legen wollen.

Aber Sadi, antwortete der erste, Selim war von jeher ein wackerer Mann, er hat mich vom Hungertod gerettet, er muß gewiß Ursachen gehabt haben, so zu handeln, denn er ist ein edler Mann.

Aber den Sultan, fing Sadi von neuem an, hat Gott über uns gesetzt und ihn verletzen heißt Gott verletzen und darum hat er den Zorn und die Strafe Ali's verdient.

Sie stritten noch länger und zogen dann ihre Netze aus dem Flusse, sie hatten nichts gefangen und gingen verdrießlich nach Hause. Abdallah hatte ihrem Gespräche traurig zugehört und näherte sich dem Pallast seines Vaters.

Kein Licht brannte im Hause, alles war still wie ein großes Todtengewölbe. Er schlich sich durch das

Thor und trat in den Hof, wo seine einsamen Tritte die Wände hinabschallten, er stieß mit dem Fuß an die Körper der Erschlagenen, die man mit Verachtung hatte liegen lassen und aus einem Winkel des Hofes seufzte ein Halbgestorbener und röchelte fürchterlich. Abdallah schritt bebend über sie hinweg und trat in die Gemächer des Pallastes. Alles war einsam und verödet, so still, als hätten niemals Menschen zwischen diesen Mauern gewohnt, — itzt kam er in sein Zimmer. — Mit zitternden Händen suchte er auf den Tischen und am Boden umher und fand die fürchterlichen Blätter nirgends. — Wie? — rief er aus, — sollte ich unter ewigen Zweifeln umhergeworfen werden und auch nicht einmal meinem Elende in's Angesicht sehen können? Sollte das schadenfrohe Schicksal mir auch selbst diese fürchterliche Freude der Gewißheit rauben wollen, damit meine Verdammniß in unaufhörlicher Angst bestehe?

Aengstlicher durchsuchte er das Zimmer noch einmal: — es gilt deine Liebe, Omar! ob ich mich mit dir aussöhne, oder nicht, hängt von diesem Augenblicke ab, — jetzt weiß ich nur genug, um unaufhörliche Quaalen zu dulden und nicht zur Verzweiflung reif zu sein. — Er suchte lange und unermüdet, endlich sprang er wüthend auf und wollte gehen, sein Fuß stieß an eine Rolle, die sich rasselnd auf dem Boden wälzte, er streckte seine Hand darnach aus, — es waren die erwünschten fürchterlichen Palmblätter, die ein Schreck ihm heut am Morgen aus der Hand geschlagen hatte. —

Siebentes Kapitel.

Die Hände Abdallah's zitterten, als er die Blätter ergriff und mit ihnen durch die Gemächer zurückeilte, alles, was er in ihnen gelesen hatte, trat wieder vor seine Seele, er drückte krampfhaft die Faust zusammen und eilte durch die Zimmer. Als wenn Drachen mit klingenden Flügeln hinter ihm herjagten, so entflohe er über den Hof des Hauses und durch die Stadt, nur vor dem Pallast des Sultans stand er still. — Nur ein einziges Licht wandelte noch hinter den Vorhängen umher und seine Einbildung schuf Zulma's Gestalt in dem Zimmer hinzu, er sahe sie unruhig auf und niedergehn, er hörte seinen Namen nennen und starrte lange mit unverwandtem Auge zum Pallast hinauf. — Das einzige lebendige Licht in der großen todten Steinmasse des Pallastes, die Erinnerung Zulma's neben seiner Verzweiflung ließ einen wunderbaren Schein in die tiefen Schachten seiner Seele fallen, so wunderbar wie eine verirrte Blume, die zu früh in einem schönen Wintertage aufbricht. Das Liebliche und die Gräßlichkeit sahen sich an und wollten sich die Hand reichen, aber Abdallah trat zwischen beide und ging mit dem Schauder, ein dichter Nebel verfinsterte Zulma's Sonne in seiner Seele, sie ging in ihm auf, aber nur hinter einen Wolkenvorhang, es war die wehmüthige Erinnerung einer Freude, auf die er nicht mehr zu rechnen wagte.

Er ging langsam weiter und eine Gestalt kam ihm durch die schwarze Nacht entgegen, es war Raschid, sein Freund. Raschid kehrte mit ihm zurück und ging

lange schweigend neben ihm hin, aber Abdallah bemerkte ihn kaum, in die Verworrenheit seiner Träume verloren.

Nun bin ich ganz unglücklich, begann Raschid, nun ist mir alles genommen, ich sehe keinen Ausweg, als die Verzweiflung. Alles, auch der letzte fernste Abendschein meiner Hoffnungen ist mir auf ewig untergegangen. — Ich bin aus Ali's Pallast entflohen und habe mich vor seiner Wuth gerettet, denn er hat mir den Tod geschworen, — er glaubt, daß durch meine Hülfe dein Vater seiner Rache entronnen sei, denn er weiß, daß ich dein Freund war. — Ist dein Vater gesichert?

Mein Vater? fuhr Abdallah auf, — ja! —

Sei wachsam, Abdallah, antwortete Raschid, Ali wüthet, wie er noch nie gewüthet hat; er hat es beim Grabe des Propheten geschworen, deinen Vater lebend oder todt zu bekommen, er ras't im Pallast umher, wie ein Tiger, dem seine Beute entrissen ist, jeder entflieht seiner zertrümmernden Wuth. Dein Vater hat gewagt, was noch Niemand wagte, diese blutige Verschwörung, dieses Unternehmen, von dem er glaubte, es sei für einen Menschen zu kühn, hat seine Rache so heißhungrig gemacht, daß nur sie durch Selims Tod wird gesättigt werden können. — Dein Haus wird zerstört werden und ein Fluch des Himmels darüber ausgesprochen. Schütze Selim, denn sein Schicksal würde fürchterlich sein, wenn sein Aufenthalt dem Sultan verrathen würde.

Raschid ging und Abdallah verließ die Stadt und eilte nach der einsamen Hütte zurück. — Der bleiche Morgen schimmerte schon durch die Wipfel der Bäume und jagte ein nüchternes Licht durch die Schatten des Waldes, als Abdallah von der dunkeln Anhöhe hinun-

terging und sich im Waldgrunde der einsamen Wohnung seines Vaters näherte. — Ich habe dich schon vermißt, mein Sohn, rief ihm dieser entgegen, ich dachte, auch du hättest mich verlassen, denn der Elende muß jeder Furcht und keiner Hoffnung trauen. —

Du siehst bleich und krank aus, mein Vater, sagte Abdallah.

Ich bin erquickt, antwortete Selim, dieser Schlaf hat mir meine Kräfte zurückgegeben. — Sieh, wie das Morgenroth sich durch den verwachsnen Wald zu meinem Fenster drängt, um mich zu grüßen, wie der Himmel mich mit munterm feurigem Auge aus der Ferne ansieht, ja, ich will noch hoffen; ein Sturm hat mich in das Meer des Elends hineingeworfen, aber ich will nicht untersinken, auch dieses Unglück will ich noch auf meine Schultern nehmen und mein Haupt aufrecht halten; ja Abdallah, mögen tausend Donner um mich schelten, ich will mich nicht furchtsam vor ihrer Stimme in eine Höhle verkriechen, sondern ihnen mit Kühnheit antworten. Du bist ja noch mein und dieser Stab wird nicht unter mir zusammenbrechen, noch einen Faden hat mir das gütige Schicksal übrig gelassen und an diesen will ich das Gewebe meines Glückes unverdrossen von neuem beginnen; wenn dieser reißt, dann erst will ich die Arbeit auf ewig aus den Händen werfen.

Er umarmte feurig seinen Sohn. Ja, Vater, rief Abdallah aus, ich bin noch dein und werd' es bleiben. Laß dich von dieser Freude noch in diese Welt zurückhalten.

Die Wunde Selims war minder gefährlich als gestern, aber er war ermattet, selbst das Sprechen ward ihm schwer. Abdallah blieb bei seinem Vater, er brannte

vor Begierde den Inhalt der Blätter zu erfahren, aber es war unmöglich, den Kranken, dem seine Hülfe so unentbehrlich war, zu verlassen. — Am Abend stellte er ein kleines Ruhebett neben das Bett seines Vaters und zündete eine Lampe an, die er in einem benachbarten Zimmer gefunden hatte.

Schon zitterten die Sterne durch die fliehenden Wolken, die Nacht stieg aus ihrer schwarzen Behausung auf und breitete durch den Himmel ihren Mantel aus, Selim schlief nach und nach ein und die kleine Lampe warf durch das enge Zimmer eine matte Dämmerung, Abdallah zog aus seinem Busen die Palmblätter, sein Auge durchflog sie von neuem und alle Schreckgestalten traten mit neuem wirklichen Leben auf ihn zu. — Nein, sagte er zu sich selbst, Omar kann mir nicht zurückgegeben werden, diese Warnungen hier lassen mich das Schrecklichste fürchten, die grausamen Blätter werden mir ihn nicht wiedergeben, — er las weiter:

— — — — — „Endlich schien er gerührt, oder der alten Ergötzung überdrüssig, denn welches Mitleid sollte diese steinerne Brust bewohnen. — Ich will dich von deiner Kette losnehmen, rief er und neigte sich wie ein Gewitter auf mich herab, aber nur unter einer schweren Bedingung geb' ich dich frei."

„Sprich sie aus, Gräßlicher, heult ich ihm entgegen, o sprich, nur nimm mich wieder aus dieser Höllenpein, sprich es schnell und ich will das Unmögliche möglich machen!" —

„Der Felsen bog sich auseinander und gab mich

frei, voll von der wonnevollsten Empfindung der Freiheit lag ich lange ohnmächtig und ohne Bewußtsein; endlich kam mein Geist zu mir zurück, Mondal stand noch neben mir."

„Wandre zur Welt zurück, sagte er mit fürchterlicher Stimme, und nur das gräßlichste, vor dem der Sterbliche beim Anhören zurückschaudert, kann dir meine Verzeihung erwerben. — Keine gemeine und leichte That söhnt dich mit mir aus, wohlfeil kannst du dich nicht loskaufen. Itzt versuche deine Kraft; nur ein Sohn kann dich befreien, der, ohne vom Wahnsinn umhergejagt zu werden, seinen eignen geliebten Vater dem Tode übergiebt. Vollendest du diese Arbeit nicht, so will ich Quaalen für dich ersinnen, die im Augenblick dich zermalmen und mit noch gräßlichern Schmerzen dich wieder in's Leben zurückreissen, alle meine Kunst will ich dann aufbieten und meinen ganzen Scharfsinn an dir in Thätigkeit setzen. Ungestraft soll ein Mensch meiner nicht spotten dürfen. — Geh zurück und lies dir einen Sterblichen aus, der dich löse; nach zwanzig Jahren erwart' ich deine Rechenschaft."

Ich ging. — Für Selim, sprach ich, habe ich gelitten, er soll meine Quaalen bezahlen. — „Und dort Nadir," rief Omar itzt mit lauter Stimme, — „dort liegt mein Unterpfand!"

Omar hielt ein und stand in tiefen Gedanken. Schauder und Erstaunen hatten bis itzt mein Zunge gelähmt, ich fühlte mich von Omar mit tausend Armen zurückgerissen. — Dort unter jener Palme? rief ich nach langem Stillschweigen aus. —

„Ja," antwortete Omar, „er bezahlt die große

Schuld, auf ihn bin ich von Mondal angewiesen, e
ist meine Speise, an der ich meine Rache sättige."

Ich fuhr zurück und wollte auf dich zueilen, dic
zu wecken und dir alles zu sagen. — Unglücklicher
erwache! rief ich mit lauter Stimme, du schläfst un
siehst den Felsen nicht, der über deinem Haupte zusam
menstürzen will!

„Nadir! mein Freund!" schrie Omar, — „
hab' ich mich an der Menschheit wieder geirrt? Ic
hoffte auf dein erquickendes Mitleiden, dein Bedauer
wäre mir ein frischer Sonnenstrahl gewesen, — un
du willst deinen Omar zu unendlichen Martern zurüc
senden? Ist dir dieser Unbekannte mehr als dei
Freund?" —

Fort von mir, Entsetzlicher! rief ich mit wilde
Stimme, fort mit deinen Händen! Du hast die Ve
dammniß angetastet, die Hölle hängt an dir!

Ich wollte auf dich zueilen, aber Omar riß mic
gewaltig zurück, wir rangen einen hartnäckigen Kamp
wüthend stritten wir in hundert Gestalten, als Tige
Löwen und Elephanten, unermüdet jagten wir uns dur
viele Leben hindurch, Omar verwandelte sich endlich i
eine große glühende Feuerkugel, um mich zu zernichte
ich warf mich ihm in eben der Gestalt entgegen un
wir fuhren donnernd gegen einander. Endlich muß
ich der höllischen Uebermacht Omars weichen, die Do
ner und Sturmwinde erweckten dich aus deinem Schlaf

Ich sahe dich mit ihm zur Stadt zurückgehn,
hielt dich fest und wachte über dich, wie ein Tiger übe
seine Beute.

Ich konnte diesen schrecklichen Abend nicht vergesse
durch die Gewalt, die Achmed mir verliehen hat, schwebt

mein Geist unsichtbar um dich her, ich entdeckte die Kunst, mit der Omar dich der schwarzen Stufe allgemach entgegenführt, er hat dir deinen Glauben an Gott und die Tugend genommen, die Welt ist dir verächtlich, deine Leidenschaft kämpft gegen die Liebe deines Vaters, das Zaubergeheimniß führt dich dem Wahnsinn entgegen, du ringst mit hundert furchtbaren Wogen, die dich verschlingen wollen, dein Wesen zuckt in ewigen Todeskrämpfen; nur Zulma hält deine Sterblichkeit noch zusammen. Liebe beglückt die Natur, nur dir ist sie eine Quelle, in der dir Tod sprudelt, auf diesem Nachen fährst du in den unvermeidlichen Strudel hinein, — o Abdallah, Abdallah, rette dich! Ich habe dir die Zukunft aufgethan, du weißt nun deine grausenvolle Bestimmung; o ich beschwöre dich, glaube meinen Worten, laß keine blendende Lehre dein Herz dem Ewigen untreu machen, vergiß nicht seine heiligsten Gebote. Wenn du, mir mißtrauend, zu deinem vorigen Freunde zurückkehrst, o so bist du unfehlbar verloren, er führt dich gewiß endlich auf dem verderbenvollen Wege zu seinem gräßlichen Endzweck; ich biete dir die Hand zur Rettung, o ergreife sie mit kühnem Muth; bin ich gleich ein Fremdling, nicht dein bekannter Freund, so glaube mir dennoch, denn beim Ewigen, meine Gedanken sind lauter, mein Herz schlägt noch für die Tugend.

Ja, Jüngling, es ist Tugend, o verachte den, den sie auf ewig von sich gestoßen hat und der sie aus boshafter Rache verläugnen will. Suche diesen Diamant wieder, der den werthlosen Ring adelte. Wir wanken unter Räthseln umher, aber fühltest du nicht ehedem ein Feuer in dir, das dieser Gottheit loderte? Das Gefühl der Tugend ward uns mit auf die Welt gegeben,

um hier unten an diesem goldenen Gewebe weiter zu arbeiten und es einst vollendet zurück zu bringen. Dies Gefühl das in unserm Busen glüht, ist mit der Natur des Menschen verschmolzen und keine Vernünftelei wird es je verbannen, nichts löscht diesen Glanz aus, der auch wider des Bösewichts Willen niedergedrückt stets von neuem in ihm aufleuchtet, diese Stimme schreit immer wieder im Busen des Verbrechers, der innere Richter schläft nie ein, sein Buch liegt immer offen und unverfälscht da. — Dieses himmlische Gefühl ist der Fittig, der uns einst zum Thron der Gottheit hinaufschwingen wird; o lähme nicht diese Flugkraft, dieser Muthwille würde dich einst an jenem Tage allmächtig niederwärts halten. Kehre zurück und baue die wilden Trümmern wieder auf, laß dein Menschengefühl von keiner falschen Vernunft zu Boden ringen, der Thron des Ewigen wird unerschüttert stehen, wenn auch tausend Zweifel gegen ihn anschlagen, die Welt geht ewig ihren großen Gang und kein Menschenauge, kein andres Auge als der Blick des Schöpfers wird in das innere Geheimniß dringen. Glaube es, Abdallah, wie du es ehedem geglaubt hast, daß der Mensch höher stehe, als das Thier, das unverständig über die Pracht der Schöpfung hinweggeht, ohne in ihr den Wiederschein der Gotthett zu sehn: in dem Busen jedes Sterblichen liegt das hohe Gefühl, das ein Abglanz des Himmels ist; Abdallah, laß dir nicht heimtückisch dies Kleinod entwenden, du findest keinen Ersatz in der Sterblichkeit. Ein großes Netz ist um dich her geworfen, zerbrich muthig das eiserne Gewebe, ein Verbrechen ist dir zubereitet, an dem noch kein Mensch der Verdammniß zueilte, durch den zärtlichsten Sohn soll der Vater ster-

ben, Liebe und täuschende Lehren haben ihre ehernen Haken nach dir ausgeworfen, du mußt verbluten, wenn du dich nicht rettest, Dämonen tanzen um dich her und schleppen dich dem Meere zu, wo du auf ewig untersinkst.

Du siehst traurig auf diese Worte hin und fühlst, daß du Zulma's Liebe nicht verloren geben kannst, du zweifelst, ob du dieses Unterpfand deines Glücks selbst gegen die Tugend auswechseln solltest, du kannst nicht zurückschreiten, ohne den Fuß über den Strom zu setzen, der dein Glück und Unglück scheidet. — Deines Vaters Fluch wirft sich deiner Liebe entgegen und Omar will dich auf der Bahn des Lasters über diese Unmöglichkeit hinwegführen, du glaubst keinen andern Pfad zu sehen, aber vertraue dich mir und ich will dich glücklich machen. Die Geheimnisse des Geisterreichs sind dir nicht unbekannt, in einer Nacht soll sich in diesen magischen Gefilden dein großes Glück entscheiden. Ohne deine Menschheit zu zertrümmern, will ich dich über den Fluch deines Vaters hinweg, in die Arme deiner Zulma führen, diesen einen Weg, nur mir bekannt, hat dir das Verhängniß offen gelassen, reich' deinem Freund Nadir die Hand und du wirst nicht in der Irre wandeln. — O wie leicht, voll von Seligkeiten wird dein Herz in deinem Busen klopfen, wenn du am sonnbeglänzten Ziele die Krone des Siegers empfängst, Zulma in deinen Armen, dein Vater neben dir und dich selber dem schwarzen Verderben wieder abgekämpft. Alle Schrecken, die dir nachjagten, fliehen dann mit flatterndem Haar zur Hölle ihrer Heimath zurück, glänzend steht die Gegenwart wieder neben dir, die Zukunft geht dir mit Rosenkränzen entgegen. O Jüngling, betrachte dies wonne-

volle Bild und kehre zurück. — Kannst du je selbst in Zulma's Armen glücklich sein, wenn der schwarze Wurm in deinem Busen ewig frißt und an deiner Seele mit giftigem Zahne nagt? Wenn du dir selbst unaufhörlich einen Spiegel vorhältst, aus dem dir das todte Haupt deines Vaters von einem unerbittlichen Ankläger entgegengestreckt wird? Wenn Verzweiflung dir den Becher reicht und die bleiche Reue dir auf jedem Schritte folgt? — Wenn selbst die Thräne endlich in deinem Auge vertrocknet und du mit banger Gewissensangst vor deinem eigenen Schatten zurückstürzest? — Verehre den Schöpfer und seine Welt, gieb dir selbst deine Achtung wieder; o wenn du einst Zulma nicht mehr lieben solltest, so wirst du auch nur in ihr den gemodelten Staub und die Hülle eines leblosen Gerippes finden, laß den Vorhang wieder fallen, den du vorwitzig von dem Innern der Natur hinweggezogen hast, das Auge des Menschen kann und darf nicht den großen Weltenschöpfer meistern; ehedem sahst du in jeder Fliege Schönheit, itzt steht in jedem Leben ein unbekanntes Ungeheuer vor dir, dein eiseitiger Blick muß ewig irren. Du verachtest die Welt, weil sie sich nicht in deine Launen fügt, du klagst den Ewigen und seine Schöpfung an, weil er dich beim großen Gebäude nicht um Rath befragte.

Wenn du dich zum Kampfe gewappnet hast, der dir Zulma erkaufen soll, so komm in der Mitternachtsstunde in jenes Felsenthal, in welchem sich ein Wasserfall vom Berge gießt: du mußt mit dem Geisterreich vertraulich werden und durch tausend Schauder unerschrocken gehen. Wenn du auch nicht die Möglichkeit der Auflösung begreifen kannst, so ist sie doch da, durch

Muth mußt du Zulma gewinnen; um dein Glück in Ruhe zu genießen, um ewig von diesen schwarzen Dämonen der Nacht unangefochten zu bleiben, mußt du dich kühn hinein in ihre Mitte wagen, dann wirst du auf immer ihre Furchtbarkeit von dir abschütteln. — Geh ihnen dreist entgegen, es sind nichts als leere Schreckgestalten, die vor dem Blick des Muthigen sich zurück in ihre Nichtigkeit retten. — In jenem Thal' erwart' ich dich.

Den Zauberring reiß von deinem Finger, er fesselt dich unauflöslich an Omar und dein Elend, er ist das letzte Glied der schwarzen Kette, an der der Meineidige dich hinter sich schleppt, wirf ihn von dir und das Band zwischen dir und ihm ist zerrissen und du gehörst der Menschheit wieder zu.

Ich stehe hier auf dem Felsen wie ein Leuchtthurm, der dich im Wogensturm in einen sichern Hafen winkt; säume nicht, Abdallah, neun Nächte erwart' ich dich hier, kömmst du nicht, so will ich für dich beten.

Achtes Kapitel.

Abdallah hatte die fürchterlichen Blätter geendigt und sein Auge sah noch immer starr auf die letzten Worte hin, er verlor sich in tausend wunderbaren Gedanken und Gefühlen und eine stumpfe Betäubung hielt endlich alle seine Sinne gefangen. — Das schwarze Buch der Nacht mit der goldenen Schrift war durch den Himmel aufgeschlagen, die Erde ruhte ringsum in einem heiligen Schlummer; die Lampe im Zimmer brannte

matt und blau und zuckte sterbend um die rothe Gluth des Dochtes, itzt hob sie sich zum letztenmale und verflog in die Finsterniß, die rothe Kohle zersprang knisternd und die Funken erloschen nach und nach, immer leiser und leiser flüsterte es um Abdallah her.

Nun ist es ja gelöst, sprach er endlich, das große Räthsel. O daß die Hölle Raum in so wenigen Worten findet! Hinweg mit dem schändlichen Namen Omar aus meinem Gedächtniß! Hätt' ich ihn nie nennen hören! dieser Name — o ich kann diesem Gedanken nicht folgen, bei dem mein Verstand erlahmt — dieser Name ist das Freudengeschrei der Hölle und doch so fest in mein Leben verwachsen: aber ich will ihn auf ewig ausreissen, die Vergessenheit soll ihren Fittig über ihn schlagen und dann ist es, als wär' es nie gewesen. Eine neue Hoffnung tritt auf mich zu, Zulma und doch Mensch bleiben, meine Liebe und meinen Vater erhalten, — ja, Omar, fahre wohl, ich nehme diesen Weg, fahre wohl, wir sehn uns nie wieder. Gehe du zu deiner kalten Verdammniß zurück, ich gehe in die Wohnung der Seeligen und finde dort alle jene Schätze wieder, die einst mein waren. Mögen die Stunden verflucht sein, die ich mit dir verlebte, dreimal verflucht! — Doch still, Unbesonnener, du verfluchst dein ganzes voriges Leben! —

Er zog den Ring vom Finger und wollte ihn eben durch das Fenster in ein Gebüsche werfen, aber plötzlich hielt er ein, — ein Gedanke überraschte ihn. —

Was willst du thun? fuhr er fort, — auch das letzte Bret fahren lassen, das dir der Schiffbruch übrig gelassen hat? — Hat Omar mich nicht selbst vor den

Verläumdungen der Lästerer gewarnt? Wodurch hat es dieser Fremdling verdient, daß ich seinem Märchen und seiner ungeprüften Redlichkeit mehr glaube, als meinem längst erprobten Freunde? Ihn will ich zurückstoßen und mich einem ungewissen Schicksal in die Arme werfen? Wie kann ich wissen, in welchem dunkeln Winkel ein neues, noch größeres Elend für mich gesponnen wird, und diese Erfindung ist vielleicht zum Eingang in das Jammerthal bestimmt. Und wie kann dieser Nadir die Unmöglichkeit unter sich niederkämpfen? Wie meines Vaters Gebot mit meiner Liebe vereinigen? Auf welchem Wege sollen sich diese Widersprüche begegnen? — Es kann nicht Wahrheit sein, es ist ein Betrug, ein Fremdling will auf dem Thron sitzen, den mein Omar bis itzt einzenommen hat. — Aber wenn es Wahrheit wäre? O welcher Schmerz, welche Wuth erschöpften dann mein Elend? Was könnte mir dann meine Seligkeit bezahlen, die ich wie ein muthwilliger Knabe verspielt hätte? — Ich will hinaus und das Unternehmen wagen, für Zulma ist jede Gefahr nur ein Spiel! Und dieser Ring hier sei mein Anker, den ich an das Land werfe, wenn Wogen mich zu verschlingen drohen.

Mit diesem Entschlusse ging er leise aus dem Zimmer und suchte durch den Wald den Weg nach jenem furchtbaren Felsenthal. Wild lag die Nacht über der Natur ausgebreitet und tausend schreckliche Phantome ruhten auf ihrem schwarzen Mantel, Irrlichter schweiften durch den Wald und rothe Strahlen kräuselten sich um die Krone der schlanken Fichten, Ungewitter zogen am Horizont mit fürchterlichem Schweigen auf; aber Abdallah drängte sich durch die Nacht und ihre Furcht-

barkeiten hindurch, er fand endlich die Heerstraße und das enge Thal.

Willkommen! Willkommen! rief ihm eine Stimme freudig entgegen, o glücklich, daß du meiner Einladung gefolgt bist. Nadir stieg schnell von einem Felsen herab und eilte ihm entgegen. — Wenn ich dich retten kann, Abdallah, so bin ich glücklich, dein Geist ist edel, dein Herz sanft und so tief zum schändlichsten Verbrechen solltest du herabsinken? In dir fließen tausend Quellen der Seligkeit und alle sollten dir mit Quaalen entgegenrauschen?

Abdallah reichte ihm zagend die Hand. — Ich will mich dir vertrauen, rief er aus, ich will dir glauben, so gern ich dir nicht glauben möchte. — Zeige mir den Weg zu meinem Glücke!

Du wirst durch eine Menge von Schreckgestalten gehen, sagte Nadir, aber laß dich von keiner auf deinem Wege zurückhalten, es sind nur leere Gebilde, die wie ein Rauch um dich wehen und sich wieder in Nichts verwandeln; wenn du durch alle Schrecken hindurchgezogen bist, so bist du nur von einem schweren Traum erwacht. Um nie wieder vom Geisterreich und seinen Phantomen im Glücke beunruhigt zu werden, mußt du durch das ganze magische Gefilde wandeln; laß dich von keiner Furcht überraschen, denke unaufhörlich daran, daß es dein Glück oder Elend entscheidet, wenn du zitterst, oder sie muthig verachtest. —

O laß mich durch das Reich der Nacht hindurchdringen, laß mich mein Glück erjagen und mich tausend grauenvolle Bilder verfolgen, Zulma sei mein Kriegsgeschrei, ich will ihr Bildniß in meiner Fahne tragen und mich kühn durch alle Schrecken kämpfen. —

Nadir ergriff seine Hand und sprach einige Worte. — Plötzlich sank unter ihren Füßen die Erde ein und sie standen in einem weiten unabsehlichen Felsengewölbe. Eine matte Dämmerung goß sich durch das Steingemach aus, an tausend hervorragenden Spitzen zuckte ein bleicher Schimmer und fluthete in grünen Strahlengeweben durcheinander, ein betäubender Duft wälzte sich in leichten Wolken empor und schimmerte wie ein Nebel, oben lag eine schwarze Finsterniß, eine Mauer, durch die kein scheuer Strahl des Sternenlichtes zitterte. Ein leises Brausen rauschte wie ein Gespenst in der Ferne dahin und aus den Steinen sprangen Strahlen und verflogen wie sinkende Sterne.

Vergiß meine Worte nicht, sagte Nadir noch einmal, laß dich nicht täuschen, sondern gehe kühn durch jene Gestalten, die sich dir mit allen Schaudern entgegenwerfen werden. So ungestalt und wunderbar, in so seltsamen Schreckgebilden sich auch die Nichtigkeit verkleiden mag, so vergiß nie, daß es nur Dünste sind und keine Wirklichkeit, daß alles ohne Gewalt um dich herum spielt und nicht an dich hinandringen kann, ein eherner Schild ist vor deiner Brust gehalten, laß die Wesen daran vorüberrauschen, so lange dein Muth dich aufrecht hält, können sie dir nicht schaden. —

Und wann, fragte Abdallah, wann ist mein Glück entschieden? —

Noch in dieser Nacht antwortete der Greis, lös't sich alles auf; gewinnst du das Kleinod, so ist es dein vor dem Aufgang der Sonne, so kömmt dir dein Vater und Zulma mit der Morgenröthe entgegen und bringt dir deine verlorne Ruhe wieder. —

Aber nur eine Ahndung, sagte Abdallah dringend, nur ein Wink meinem Geiste, wie dieses schwere Räthsel aufzulösen möglich sei. —

Ich darf nicht sprechen, antwortete Nadir mit ernstem Blick, denn sähest du in der Tiefe der Ungewißheit den Nachen der Zukunft schwimmen, dränge dein Blick bis auf den Boden des Abgrunds, in den du hinuntersteigen sollst, o so wäre dein Unternehmen kein Kampf, vor dem man zurückzagen könnte, das Verdienst des Wagens ginge unter und Abdallah wäre ein falscher Spieler, der dem Schicksal mit Betrug sein großes Glück abgewönne.

Er schwieg und ließ dann unwillig die Hand Abdallahs fahren. — Aber du traust mir nicht, setzte er mit Verdrossenheit hinzu, das sagt mir dieser Ring. — O möge dich dies Mißtrauen nie gereuen! — Itzt lebe wohl. —

Er ging zurück und verschwand plötzlich in die Felsenwände.

Neuntes Kapitel.

Abdallah sahe ihm lange nach, er war ungewiß, ob er noch itzt den Ring vom Finger reissen solle, oder nicht, er versuchte es, aber der Zauberring klemmte sich fest und gab dem Drucke nicht nach. Abdallah ging mit langsamen Schritten vorwärts.

Das Gewölbe schloß sich immer dichter hinter ihm zu, als wenn es ihm den Rückweg zur Welt versperren

wollte, gewaltsam hielt ihn die Unterwelt in ihren Armen, lebendig eingegraben war ihm zum Tage durch tausend Klippen die Rückkehr verriegelt, vor ihm eine schwarze, undurchdringliche Nacht, unter bangen Räthseln und Erwartungen gefangen, war er oft im Begriff, sich umzuwenden und den Rückweg durch die Klippenlabyrinthe zu suchen. Aber dann dachte er wieder an jene unterirdischen Gewölbe, zu denen ihn Omar hinabgesandt hatte, er sahe den Leichnam seines Vaters vor sich liegen und ging weiter, indem er laut den Namen Zulma rief und sich durch die dicke Finsterniß drängte.

Der bleiche Schimmer glitt nach und nach von den Wänden herab und die Dunkelheit wuchs immer dichter zusammen, endlich versank der letzte Strahl und eine schwarze dichtere Nacht fuhr wie in tausend Wolken nieder. — Die Felsenmauern endigten sich und er trat in ein großes unendliches Gefilde, über das ein dürrer Wind hinwehte. — Er athmete bange empor, drückend lag die Finsterniß auf ihm gewälzt, er ging wie ein Schatten durch die schwarze Nacht dahin, wie ein Gespenst, das auf dem öden Schlachtfelde in stiller Nacht seinen Leichnam sucht, er wagte es kaum, Athem zu holen und den Fuß hörbar aufzusetzen, eine Stille, so einsam und todt lag um ihn her, daß er den Wurm vernahm, der durch das erstorbene Gras mit knisterndem Fuße ging. Bei jedem Schritt verschlang ihn eine dickere Dunkelheit, bei jedem Fußtritt glaubte er in ein neues Grab zu treten, das über seinem Kopf zusammenschlug; wohin er auch das bange Auge warf, stand die kalte Nacht dicht vor ihm, kein Strahl zuckte mitleidig durch das schwarze Gewölbe, kein Funke erglühte

und warf sich durch das Dunkel, selbst kein Laut trat freundschaftlich seinem Ohre nahe, ihn zu trösten. —

In dumpfer Betäubung wandelte er durch die dunkle ausgestorbne Leere, als er plötzlich an der fernsten Gränze der Finsterniß ein blaues Licht entdeckte, das wie eine kleine Sonne grüne Strahlen um sich warf, in hundert Krümmungen zuckte und in wechselnden Farben spielte. Die Nacht sog begierig den Schein in sich und zitterte dämmernd und ungewiß um die ferne Helle. — Abdallah ging mit erneutem Muthe dem Lichte näher, das ihn mit tausend hellen Fingern zu sich winkte. — Schon sah er deutlicher den Weg unter sich, schon zog die Dämmerung immer schneller von seinen Augen hinweg, — als er vor einem Pallaste stand, aus welchem ihm das Licht entgegen glänzte. — Ein breiter Fluß rauschte dem Schlosse vorüber und eine Brücke führte zum Eingang des Pallastes. — Der Strom floß still und schwermüthig hin, seine Wellen murmelten leise wie das Schluchzen eines Weinenden, das hohle Ufer klagte ihnen in wimmernden Tönen nach.

Abdallah betrat die Brücke, lehnte sich gedankenvoll auf das Geländer, und betrachtete den Funken, der vom Pallaste her sich in trüben Streifen in den Wogen spiegelte, hundert Wellen flossen unter ihm hinweg und wollten den tröstenden Schein mit sich hinwegwälzen, aber hartnäckig sprang er wieder von dem Rücken der Woge herunter und sie floß weinend und klagend weiter. —

Er verließ die Brücke und sie zog sich hinter ihm auf; Abdallah fuhr zusammen. — Jedes Grausen stieß ihn vor sich her, übergab ihn dem benachbarten Schauder und sprang dann von ihm zurück, wie ein Felsen-

stück, das ein Wasserfall von der höchsten Spitze des Berges reißt; eine Klippe wirft es spielend der andern zu, ein Abgrund dem andern, zurück führt es kein Sturm und kein Wassersturz, die Klippen beugen sich nicht herab, um es wieder aufwärts zu tragen. —

Itzt stand er vor dem Eingang des Pallastes; über der Thür waren diese Worte geschrieben:

„Wanderer, der du über den Thränenstrom gegangen bist, sieh hinter dir, der Rückweg ist unmöglich, nur durch diesen Pallast geht der Pfad der Rettung. — Fühlst du aber keinen Muth in deinem Busen, so wirf dich in den Strom, denn Schrecken lauern auf dich hinter der Thür."

Abdallah trat in das große Thor und sein Fußtritt hallte laut in den hohen Gewölben, wunderbare Töne kamen ihm entgegen, flogen über ihn hinweg und streifen die Mauer, die Gebäude schienen den Fremdling staunend anzublicken, ein ungewisses Gewirre von gebrochenen Lauten wimmelte um ihn her. — Er ging über den gepflasterten Hof, jeder Schritt hallte dreifach an den unermeßlichen Wänden, auf denen sich die Nacht zu stemmen schien. Er ging durch eine Thür und trat in ein dunkles stilles Zimmer, er ging durch das Gemach hindurch, um eine andre Thür zu öffnen, die ihn auch in ein leeres unerleuchtetes Gemach führte, das Grausen schien diesen Pallast zu bewohnen, alles rundumher war still wie ein Grab. — Er eilte mit leisen Schritten und verhaltnem Athem durch viele Gemächer, und alle fand er leer, endlich eröffnete er eine Thür und ein schwacher Schimmer brach ihm entgegen.

Eine Lampe hing in der Mitte des Zimmers, die es erleuchtete wie der Mond durch schwarze Wolken das Gefilde, alles war still und feierlich umher, ein betäubender Dunst umgab ihn, und auf einem Ruhebette lag ein Greis und schlief, sein silberweißer Bart fiel ehrwürdig auf seine Brust herab, seine Füße ruhten auf einem kostbaren Teppich. Er glich dem Propheten Gottes an Majestät, Engel wären vor ihm niedergekniet.—

Abdallah stand in einer ehrerbietigen Entfernung und betrachtete den schlummernden Greis; der Schlaf schien sich mit Wohlgefallen über ihn zu neigen und ein Traum ihm den Himmel aufzuschließen, er lächelte im Schlaf, und Abdallah fühlte, daß sich Thränen heiliger Ehrfurcht und Anbetung in seine Augen drängten.

Endlich trat er näher, und eine leise Musik schwebte wie ein Abendnebel vom Boden empor und wiegte sich zitternd durch die Dämmrung, wie ein Duft stieg sie auf, und verhallte im leisen Nachklang an dem Gewölbe und quoll von neuem in süßeren Melodieen auf; Wohllaut ergoß sich auf Wohllaut, wo kleine Wellen sich im Mondschein übereinanderjagen, von wankenden Blumen angerührt; jeder Ton schwamm so süß hinüber, wie der letzte sterbende Klang der Flöte, jeder Ton schien den Wonnegesang zu schließen, und immer neue Accente gossen sich aus, wie ein stiller Quell, der sich unaufhörlich aus der Wiese hervordrängt. Heilige Wollustschauer zitterten durch Abdallahs Brust, seine Seele verlor sich in den entzückenden Melodieen.

Wie eine Wasserblase langsam aus dem Meere aufsteht, und sich immer größer und größer ausdehnt, bis sie endlich zerspringt, — so hob sich itzt der Greis von seinem Ruhebette langsam und nach dem Fluß des

Gesanges auf, er stand, dehnte sich und sank von neuem zurück und erhob sich von neuem, seine weit ausgestreckten Arme schienen sich von dem gewundenen Körper loszureissen, seine Züge und seine Gestalt waren nicht körperlich, er glich einem leicht gewundnen Nebel, — endlich öffnete er die Augen, es war, wie wenn der erste Strahl des Morgens durch den nächtlichen Rauch bricht.

Wer schlägt den heiligen Talisman an, sprach er leise und langsam, und erweckt mich vom Schlummer? Die Melodie zerreißt das goldene Netz, das ein schöner Schlaf um mich her geflochten hat, mein Geist kömmt über den Fluß zurück, der die Erde und den Himmel scheidet. Wer ist es, der die große Glocke anzieht, die mich zu erscheinen zwingt?

Abdallah schwieg. — Ha! bist du es Jüngling, fuhr der Greis freundlich fort, auf den ich hier schon so lange harrte? Glücklich, daß du mich gefunden hast. — Ich will deinem Blicke das Reich der Weisheit aufschließen, du sollst in die Tiefen der Erkenntniß dringen, ich will dir eine Leuchte geben, und du sollst in die finstern Schachten steigen, um Gold von schlechtem Erze zu sondern. Auf dem Pfad des Lebens will ich dich begleiten und in den Sonnentempel der Tugend führen, dich dem Glanzthrone der Gottheit näher bringen, du sollst den Blick in die flammenden Meere wagen und sehen, was nur der Cherub sieht.

Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Brust, ein innerer Krampf schien ihn heftig zu erschüttern, wie Meereswogen sank und stieg sein Busen ungestüm, eine wilde Wuth schien in seinem Innern zu ringen und gewaltig seine Seele gegen die Mauern seines Körpers zu schleudern.

Tugend? rief er geängstigt, — o wo geht der Strahl auf, nach welchem die Menschheit so ungestüm sich drängt? — Wo ist der Grund, auf dem der Thron der Gottheit ruht? —

Der Wahlspruch der Unendlichkeit, die Loosung aller Wesen heißt Genuß! — Was kann der Staub, den das Ohngefähr im Spiele modelte und zum Scherz in die Wirklichkeit warf — wie kann er sich so trotzig aufrichten und nach den Sternen als seinen Brüdern die Hand ausstrecken? — Wie kann er vermessen den ewigen Richter auffordern, um sich auf der untrüglichen Waage abwägen zu lassen? — Er geht im Trotze zur Verwesung zurück und träumt von Unsterblichkeit; ein herrschsüchtiger Sklave, der sich von der eisernen Kette des harten Nichtseins losgerissen hat, und verächtlich den Tyrannen spielt, ein Wurm, der sich aus seiner engen Höhle an das Licht verirrt hat und sich für den Herrn der weiten Schöpfung hält. — — Ein Wesen, das die Tugend erfand, um sich in seiner Tyrannei noch mehr zu brüsten; sein Name ist Verächtlichkeit, er gehört der Verwesung, die Elemente arbeiten an seiner Zerstörung, sie senden den Stolzen zurück, woher er gekommen ist, die Erde läßt sich unerbittlich die Schuld wieder bezahlen, ihrer strengen Rechnung ist noch keiner entronnen.

Welcher Sohn des Staubes kann in seinem engen Busen den Gedanken der Gottheit beherbergen? Sie fassen ihn nicht, den Unendlichen, und streben ihm entgegen, wie die Mücke, die der Sonne zufliegen will und sich am Schein der Lampe verbrennt: sie glauben und können ihn nicht begreifen, sie drängen sich einander in undurchdringlicher Nacht, ohne zu wissen wohin,

alle Pfeile fliegen nach einem Ziele, das niemals aufgestellt wurde. Anbetung ohne Glaube und Glaube ohne Ueberzeugung.

Es ist kein Gott! rief er lauter, die Ewigkeit verspricht ihn vergebens, tausend Ewigkeiten sind verflossen, die Welten rollen sich durch die Unendlichkeit, und sehen ihm mit harrendem Auge entgegen, aber er kömmt nicht. Wo steht er verborgen und spottet der Erwartung?

Das Kochen seines Busens ward wüthender, er schlug heftig an seine Brust. Sein Kopf drehte sich gewaltsam hin und her, und seine Augen glühten und schwangen sich herum wie Feuerräder. — Ein Grinsen fletschte plötzlich aus seinem Munde hervor, er brüllte und hielt dem bebenden Abdallah ein knirschendes Lächeln in starrer Wuth entgegen. Abdallah fuhr mit einem lauten Schrei zurück, denn in der Nebelgestalt wankte es hin und her wie Omars Gesicht. —

Es ist kein Gott und keine Tugend! rief er noch einmal. Genuß ist die Tugend des Menschen, er selbst sein Gott, die Kette des Schicksals ist zertrümmert, ein blindes Ohngefähr streckt durch die Welten die eherne Hand aus, — alles ist Staub und Würmer, die Verächtlichkeit thront in der Schöpfung!

Vatermörder! schrie Omar's Stimme aus der Gestalt heraus, dein Vater wirft sich deinem Glück entgegen, — Vatermörder! Stoß ihn nieder und sei mir gegrüßt! —

Das wankende Bild streckte die bleiche Hand gegen Abdallah aus, der mit zitterndem Knie aus dem Zimmer entfloh. Ein kalter Schauder goß sich über seinen Körper aus, sein Herz schlug laut, ein eisiger Schweiß benetzte seine Stirn.

Er sammelte seine Kräfte und ging dann langsam weiter. Viele Gemächer und Säle öffnete er und ging hindurch, alle standen leer in wüster Dunkelheit, von einem heimlichen Grauen durchsäuselt. — Er kam an eine Thür, durch deren Spalten sich kleine Lichtstreifen drängten. — O es ist fürchterlich, sagte er leise, eine unbekannte Pforte zu öffnen und zu wissen, daß mir Schrecken entgegenspringen.

Er öffnete die Thür furchtsam und fuhr mit einem krampfhaften Schauder wieder zurück. — In einem großen hellerleuchteten Saal wütheten stumm und ohne begleitenden Gesang tausend Ungeheuer in Weibergestalten tanzend auf und ab. — Ein Riesenkopf mit verzerrten Zügen wankte auf zwergartigen Körpern schrecklich hin und her. Sie verschlangen sich in wilden Gruppen und stürmten wie Meereswogen stumm durch den Saal, sie rauschten immer schneller und ungestümer vorüber, die Flammen der Kerzen zitterten. — Vatermörder! schrie ihm eine wilde Gestalt entgegen und riß ihn in den Saal in die Mitte der schwärmenden Ungeheuer, man führte ihn taumelnd in den fürchterlichen Reigen, und eine Unholdin warf ihn der andern zu, im lauten Brausen wand man sich von neuem auf und ab, die Tänzerinnen sprangen und schwebten wild durcheinander, mit lächerlicher Entsetzlichkeit wälzten sie sich um einander her und hüpften mit fürchterlichen Geberden. — Dies ist deine Hochzeit, raunte ihm eine schreckliche Gestalt vertraulich in's Ohr und Abdallah fuhr zusammen; eine andre trat leise hinzu und flüsterte: siehe rückwärts, deine Zulma steht hinter dir. Abdallah wandte sich schnell, und ein gräßliches Wesen stand hinter ihm und fletschte ihn mit einem wahnsinnigen Grin-

sen an, alle ihre Züge waren fürchterlich verzerrt. — Sie reichte ihm eine lange dürre Todtenhand, und Abdallah entflohe; sie verfolgte ihn mit lautem Gebrüll, schon hielt sie sein Gewand, als Abdallah von einem Altan, auf den er sich gerettet hatte, hinuntersprang. —

Zehntes Kapitel.

Abdallah stand in einer weiten leeren Gegend, die schwache Mondstrahlen durch finstre Wolken nur mit einer einschleiernden Dämmerung erhellten. Ein schneidender Regen wehte ihn an, über das einsame Gefilde wehte traurig ein lauter Wind. Wie ein verschüttetes Grab fiel es hinter ihm zu.

Unbekannte Wesen schauerten ihm vorüber und entflohen eiligst, Gestalten gingen vorbei und schienen ihn mit mitleidigem Erstaunen zu betrachten, er war in eine Welt von Ungeheuern eingesperrt und ging mit wankenden Schritten durch ihre Einwohner, ein unbekannter Fremdling.

Wohin soll ich mich retten? rief er. Welche Schrecken stehn noch im Hinterhalt und lauern auf ihre Beute? Welche Schauder sollen noch in dem Mark meiner Gebeine wühlen? Meine Wünsche reichen zur Welt nicht zurück, die Gedanken, die ich von dort mitnahm, sind an dem gräßlichem Thor angehalten, Grausen umgiebt mich, alle meine Gefühle zerschmelzen in Schaudern, meine Gedanken werden Wahnsinn. In eine ungeheure Wüste hinausgestoßen, begrüßen mich nur die Ungeheuer der Nacht. — Ueber welche Steppen

soll mein Fuß itzt wandeln? Wie Gefilde der Nichterschaffung streckt es sich vor mir aus, wo noch das wilde Chaos ungeordnet liegt und die Zeit nicht in die Tiefe hinabsieht, wo alle trägen Elemente im Todtenschlafe liegen und Leben und Verwesung sich umarmt, wie eine Gegend, die den schaffenden Ruf der Allmacht nicht hörte, aufgespart, um eine Hölle hier aufzubauen.

Er ging über eine große Haide, von einer schweren Bangigkeit gedrückt, von jedem Trost feindselig zurückgestoßen, von jedem erquickenden Gedanken abgewiesen. Endlich hörte er aus der Ferne einen Gesang, wie von Stimmen gesungen, die in krampfhaften Zuckungen und Todesschmerzen den letzten Schrei ausbrüllen; es glich dem Gerassel eines Wagens, der zerschmettert von Felsen stürzt, dem Schreien des Wassersturzes, der auf Klippen zerspringt:

Wir sind des großen Hauses
Gewaltge Wächter. —
Das Thor ist Verzweiflung,
Der Eingang Wahnsinn,
Jammergeschrei,
Schaudergebrüll
Sind die jauchzenden
Wonnegesänge,
Die aus der Wohnung
Dem Fremdling tönen. —
Ewig! Ewig!
Sieht der Gequälte
Marterzermalmte
Mit schwerem Aechzen
Nach der letzten Quaal.

Aber sie kömmt nicht,
Aber sie naht nicht,
Nimmergesättigt
Knirscht der grausame Zahn
An ihren Gebeinen. —

Ein wilder Klang ertönte zu der gräßlichen Melodie des Gesanges. Abdallah kam näher. —

Zwei riesengroße nackte Gerippe standen vor dem Eingang eines engen Felsenweges, der sich in geschlängelten Krümmungen wand. Sie standen gebleicht und zitterten mit den wankenden Häuptern; nach der Melodie des Gesanges schlugen sie mit Todtenbeinen klingend gegeneinander, ihr weißer Schädel nickte fürchterlich, einzelne dunkle Haare schweiften flatternd durch die dämmernde Finsterniß und seufzten in dem feuchten Nachtwind; mit den leeren Augenhöhlen starrten sie in die Wüstniß hinaus und aus den grinsenden nackten Gebissen drängte sich der zerschmetterte Gesang hervor.

Abdallah fühlte sich von einem kalten Wahnsinn angefaßt und ging in einer dumpfen Gleichgültigkeit den entsetzlichen Gestalten entgegen. —

Vatermörder!
Auf des Vaters Leichnam
Tritt in das Heiligthum der Schauder! —

so brüllte es ihm aus den Wächtern des Felsenwegs entgegen, er kam ihnen näher.

Vor dem Eingang lag der Leichnam seines Vaters gewälzt, blaß, mit geschwollenem Gesicht und fürchterlich aufgerissenen Augen. — Er schritt über den Leichnam ohne Besinnung hinweg und der Gesang fuhr ihm knirschend nach; wüthend und geängstigt, von tausend Foltermar-

tern verfolgt, rannte er wie ein Rasender durch den Felsenweg: er war kühn durch die Gestalten hindurchgeschritten, und fuhr itzt selbst vor dieser Erinnerung bleich und zitternd zurück. Aus der Ferne hörte er den Gesang und das Klingen der Todtengebeine, er stürzte mit Verzweiflungseil durch die Krümmungen des Pfades, die schrecklichen Gerippe folgten ihm, er hörte ihren Vernichtungsgesang und stürzte brüllend weiter. —

Plötzlich stand er still. Die Felsen verliefen sich in einen spitzen schroffen Winkel, er hörte das Nahen der Gespenster, schon sahe er ihre Schädel über die Felsen her blinken, — stumm, ohne Gefühle stand er da, eine Distel, die sich von der Felsenwand beugte, schoß in seinem dämmernden Auge zum Baum empor, alles wankte zitternd hin und her, — er sank zur Erde, nannte den Namen Omar und drehte den Zauberring.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Abdallah erwachte am Morgen auf dem Ruhebette in der kleinen Hütte, er öffnete langsam die Augen und fuhr zusammen, als er die so bekannten Gegenstände wiedersahe: sein Vater schlief noch neben ihm. Er starrte die Decke und die Wände des Zimmers lange mit weit geöffneten Augen an, es schien ihm unmöglich, daß er das sähe, was vor ihm stand. — Der Morgen säuselte in den Gebüschen vor dem Hause, ein früher Strahl schlüpfte durch das grüne Gewebe des Waldes und zitterte flimmernd durch das Fenster, — lautschreiend bedeckte er seine Augen mit den Händen, denn Omar saß neben ihm. — Er stritt lange mit sich selbst, ob er es wagen solle, noch einmal nach dieser Gestalt hinzublicken, alles schien ihm nur eine neue Einbildung und die schrecklichste, die räthselhafteste von allen.

Abdallah, du kömmst aus einem schweren Traum zurück, sagte Omars freundliche Stimme.

Abdallah ließ ermüdet die Hände fallen, er sahe betäubt vor sich nieder. — Aus einem Traum komme ich wieder? sprach er mit erstickter Stimme, — o wo fängt die Wahrheit an? Wo steht die Gränzsäule? Laß mich sie finden, denn alle meine Sinne haben sich verwirrt. —

Omar wollte seine Hand ergreifen, Abdallah zog sie hastig und mit plötzlichem Schrecken zurück. — Was ist dir? sagte sein Lehrer; warum sieht mein Abdallah nicht zu mir auf? Warum erschrickt er vor meiner Stimme?

Warum? rief Abdallah lauter. — Ha! bist du nicht Omar, der der Nacht und ihren Schrecken gehört, was suchst du auf der Oberwelt? Willst du den Flüchtling einholen, der dir entlaufen ist? — Geh, wo mitternächtliche Schauder wandeln, wo das Verderben wohnt, dort ist deine Behausung, taste mich nicht an, Unhold, ich bin ein Mensch!

Ist das der erste Gruß, sagte Omar klagend, den mir mein Abdallah bei meiner Zurückkunft giebt?

Abdallah hörte nicht was er sagte, sein Geist stand vor einem gräßlichen Schlunde, in welchem tausend Mißgestalten sich übereinander wälzten und verschlungen, ein hundertfaches Leben wie in einem Körper wimmelte, sein Blick strebte die Ungeheuer zu sondern und jedes einzeln mit festem Auge zu betrachten, aber ein trüber Schleier zog sich vor sein Gesicht.

Ich habe in dieser Nacht eine gräßliche Bekanntschaft gemacht, sprach er, die Hölle hat sich mir aufgethan und in ihr Innres eingeführt, ein großes Siegel hat sich mir gelöst, ein böser Engel hat dir einen Brief gebracht und vorwitzig hab' ich ihn erbrochen. Ja, Omar, ich weiß nun alles, alles, deine Geheimnisse haben sich in meinen schwachen Menschenbusen gewagt, die Hölle wohnt in meinem Herzen; alle Schauder, die du pflanztest, sind mächtig emporgeschossen und ihre Frucht hat dich selbst vergiftet. — Fort! sei was du warst und dann komm zu mir zurück, bis dahin will ich dich ver-

kennen, bis du mir ein Zeugniß bringst, das dich wieder unter die Menschen einschreibt.

Abdallah! Abdallah! rief Omar aus, deine Träume sprechen noch aus dir; nein, so kannst du nicht zu deinem Freunde Omar reden, oder hat dich Zulma in der neulichen Nacht zum Wahnsinnigen gezaubert?

Zulma! rief Abdallah aus, — dieser Klang ist der einzige in der ganzen Natur, der freundlich an die Saiten meines Herzens schlägt, diese Melodie ist mir in der großen Zertrümmerung übrig geblieben, alle meine Seligkeiten habe ich verspielt und diese einzige dafür gewonnen. — O alle meine Erinnerungen sind Lügner, oder du warst es, der mir diesen Diamant in der Finsterniß schenkte.

Omar. Ich that es, — aber mein Abdallah lohnt mich mit Undank. Oder hat mich ein Lästerer aus deinem Herzen gerissen? — Welche Hand hat jene Gemälde verlöschen können, die ich seit deiner Kindheit in deiner zarten Seele zeichnete? Ist denn von jener Liebe alles, auch die Wurzel verdorret und vermodert? Hat ein Sturmwind allen Blüthensaamen in das Meer verweht, daß auch nicht eine grüne Sprosse von neuem aus dem Boden keimt? — o dann hab' ich meine schönsten, meine letzten Jahre wie ein Knabe verschwendet, alle meine Hoffnungen und Wünsche einer Morgenröthe anvertraut, die hinter schwarzen Gewitterwolken untersinkt, — dann hab' ich keine Freude mehr, als das Grab. —

Abdallah. Du willst in meinem Herzen Fürsprecher erwecken, die ich selber nicht wiederfinden kann. — Ach, Omar, Omar, bin ich vielleicht wahnsinnig? Was sprech ich? Wer bist du und was ist diese Welt? —

O allenthalben renn' ich an eine Mauer wüthend an, die mich unbarmherzig zurückwirft. — Wen soll ich fragen und wo nach Wahrheit forschen? Ach, vielleicht bin ich ein Wesen, einzig und ohne Freund und Feind in einer leeren Wüste, das eingeschlafen ist und von allen diesen irdischen Possenspielen und Furchtbarkeiten träumt und beim Erwachen sich selbst verspottet.

Er dachte diesem Gedanken weiter nach und wandte sich dann von neuem zu Omar. Sei es, wie es sei, sprach er, ich will dir Rechenschaft geben, wie lange ich mit dem Vermögen ausreichte, das du mir geliehen hast, unbesonnen verschleudert hab' ich es nicht. Nein, Omar, der Kampf mit dir hat mir Arbeit gekostet, du ließest dich von meinem Mißtrauen nur schwer zu Boden ringen.

Er erzählte ihm den Inhalt der Palmblätter, die ihm Nadir in der Nacht gegeben hatte und die Erscheinungen der Unterwelt. — Siehe, schloß er seine Erzählung, dies sind die Begebenheiten dieser fürchterlichen Nacht, o alle Erscheinungen weisen mit ihren Gräßlichkeiten nach einem Mittelpunkt, meinem Elende hin; der Greis, der dir glich, der mich mit täuschender Freundschaft empfing und mit Gotteslä ugnungen von sich jagte, — ja nur das Grausen wird mich mit Zulma vermählen, meine Hochzeit wird sein, wie ich sie in dieser Nacht gesehen habe und auf dem Leichnam meines Vaters werde ich in die Wohnung der Verdammten steigen, ja, die Hölle hat mir einen Spiegel vorgehalten, in dem mir die Zukunft vorübergezogen ist.

Omar. Aber ermanne dich nur Abdallah und siehe, daß alle diese Gestalten nur Traumgestalten waren, die neckend um den Schlafenden gaukeln und bange

vor dem ersten Blick des aufwachenden Auges zurückfliehen; denn ich kam in der Stunde der Mitternacht hierher und fand dich schlafend.

Abdallah. Du fandest mich? schlafend? hier auf diesem Bette?

Omar. Beim Propheten!

Abdallah. Nun, dann will ich alles Unbegreifliche glauben und auf die wunderbarste Erzählung, wie auf Wahrheit schwören. — Was sind alle meine Sinne, wenn sie solche Täuschung nicht bemerken? — Wenn der Herr in seinem eignen Hause sich verirrt und von einem Fremden wieder zurechtweisen läßt? — Omar, dann bin ich mir noch nie unbegreiflich gewesen, als itzt, wie soll ich dann die Wahrheit festhalten, die wie eine Schlange meinen Händen entschlüpft? — Woran soll ich dann nicht zweifeln, wenn ich daran zweifeln soll, daß ich diese Hütte verließ, daß ich die Sterne über mir flimmern sah, daß ich jene Blätter las? Wer stellt mir dann für mein Dasein einen Bürgen? O ich möchte nicht auf diese bedenkliche Behauptung schwören! — Welchen Gehalt hat dann der Verstand des Menschen, wenn seine Sinne, durch die er seine Schätze erhält, so betrügerische Sklaven sind? Alles, was wir wissen und glauben, ist dann nur ein Irrthum, unsre höchste Weisheit verkriecht sich dann vielleicht beschämt, wenn einst ein erleuchtender Strahl in die dämmerungsvolle Grube fährt.

Omar. Irrthum ist des Menschen Nahrung und hält ihn fest in den Kreis der Menschen; wenn im Mondschein die schwächere Täuschung möglich ist, den Stamm eines Baumes für einen bekannten Freund anzusehen, warum willst du an jener zweifeln, die dich

im Traum über eine Haide und zu gespensterbewachten Felsen führt? Wer hat nicht schon irgend einmal so lebendige Gestalten im Traum gesehn, daß er ihn Wahrheit nennen möchte?

Abdallah. Aber auf diese Art, in solchem Zusammenhange mit meinem Schicksal!

Omar. Wären deine Gesichte weniger zusammenhängend, dann eben würd' ich sie um so leichter für Wirklichkeit halten, aber weil sie sich so genau an dein Schicksal schließen, scheinen sie mir nur Traumgestalten. — An jenem Abend, an welchem ein Sturm und der Glanz einer Feuerkugel dich aus dem Schlafe weckte, — an jenem Abend sannest du über neue, dir unbekannte Lehren, dein Lehrer war dein Freund, deine Schule eine schöne mondbeglänzte Gegend, liebliche Bilder wiegen dich in den Schlaf, — ein Greis eilt auf deinen Omar zu, — wer könnte Omar hassen, da du ihn liebst? Deine Augen sehen die Umarmung zweier Freunde — und du bist eingeschlafen. Aber deine Augen täuschten dich, dieser Nadir ist schon seit vielen Jahren mein Feind, er verfolgt mich von einem Ende der Welt bis zum andern, und als ich ihn an jenem Abend vom Berge steigen sah, warf ich mich ihm zu einem hartnäckigen Kampf entgegen, wir stritten in mancherlei Gestalten gemodelt und jagten uns endlich glühend durch den Himmel; ich sahe dein Erschrecken, aber damals wollt' ich dir diese Erscheinung nicht erklären, es wäre grausam gewesen, dem weichen Jünglings-Herzen den menschlichen Freund zu nehmen und ihm ein fremdes, kaltes Wesen dafür zurückzugeben. — Du liebst Zulma, die Unmöglichkeit geht dir entgegen, nur von der Noth gezwungen, entdeck' ich

dir, wer ich bin. — Eine neue Thür zu einem unbekannten Gemache geht dir auf, du staunest, Schauder führen dich in die Geheimnisse der Mitternacht und du erfährst den grausamen Ausspruch des harten Schicksals. Du denkst nun deinen Omar nicht mehr mit der kindlichen Unbefangenheit, mit der du ihn ehedem dachtest, an seinen Namen knüpfst du dein Unglück und durch eine verzeihliche menschliche Täuschung verwechselst du ihn in eben diesem Augenblick mit der Ursach dieses Unglücks. — Ich nehme Abschied von dir und warne dich besorgt vor Lästerungen, die deinen Freund verläumden würden, du bist gerührt und kaum bin ich entfernt, so steht ein leiser Argwohn nach und nach in deiner Seele auf, du hältst meine Besorgniß für Bangigkeit des Bewußtseins. Was ich fürchtete, tritt ein, mein Feind Nadir benutzt meine Abwesenheit und warnt dich vor deinem Lehrer, der dich unglücklich machen will. — Du kömmst in Gedanken zurück, du bist nicht der einzige, der mißtraut, selbst ein Freund Omar's steht auf und zeugt gegen ihn, du verlierst dich in schwarze Träume. — Nadir will dich retten, Omar will dich elend machen. — Nur etwas Großes, Fürchterliches kann Omar bewegen, dein Elend zu wollen, — in diesem Gedanken versammelst du alle fürchterliche Träume deiner Kindheit, so entsteht das ungeheure Märchen, das du in den Palmblättern zu lesen glaubst. — Aber ist denn kein Ausweg aus diesem Felsengewinde? Soll dir Zulma ewig verloren sein? — Dieser Wunsch, der nach einer Befriedigung schreit, greift nach einer Hoffnung, mit den nächtlichen Geheimnissen vertraut siehst du nur in der Allmacht der Geister die Möglichkeit der Rettung, ein unbekanntes Wesen winkt

dir und lockt dich durch süße Versprechungen an sich und du schläfst ein. — Schwarze Traumgestalten nehmen dich in Empfang, alle Gedanken, die du am Tage dachtest, kommen in der Nacht in Phantasieen gekleidet, wieder, Omar ist ein Ungeheuer, Zulma dein Unglück, dein Vater liegt vor dir und Gespenster bewillkommen dich mit höllischen Gesängen. — In diesem Traume finde ich dich, von meiner Reise zurückkehrend: du siehst, nichts als eine Täuschung hat das ganze Gewebe zusammengeschoben. Allen Verdacht in dir zu tödten, dürft' ich dir nur die Ursach meiner Reise erzählen, aber sei damit zufrieden, daß sie dich deinem Glücke näher gebracht hat, etwas muß mein Abdallah mir auf mein Wort glauben, dies sei das Zeichen, daß er sich mit seinem alten Freunde wieder ausgesöhnt hat. — Ja Abdallah, du mußt mir es glauben, o bei allem, wobei ein Wesen schwören kann, ich liebe dich! — Meine Weisheit, meine Gewalt genügt mir nicht, mein Herz verschmachtet und dürstet nach Liebe, — dich hab' ich gefunden, dich hab' ich ausgewählt, deine Liebe soll mich glücklich machen, oder ich muß mich in mein Grab einschließen, — o Abdallah, laß diesen Traum dein einziges Verbrechen an meiner Freundschaft sein, gieb mir deine Seele zurück; willst du mich aus allen meinen Hoffnungen hinausstoßen und einsam und verlassen durch meine letzten Tage wandeln sehen? Nein, nein, das wird, das kann mein Abdallah nicht, dann hätt' ich ihn nie mit dieser innigen Vaterliebe lieben können, dann hätte er nicht so lange bei mir ausgehalten. — Ja, Abdallah, du bist wieder mein!

Abdallah sahe ihn mit festem Blicke an, als wollte er in seinem Auge die Seele wiedersuchen, die ehedem

aus ihm gesprochen habe; in allen Zügen redete ihn jener Omar so herzlich, so dringend an, den er als Knabe geliebt hatte, — er fiel weinend an seine Brust. — Ja! ja! rief er laut schluchzend, ich bin wieder dein, keine Gewalt soll unsre Seelen auseinander reissen!

Selim erwachte. — Du begrüßest deinen Lehrer, sagte er, er ist in dieser Nacht zurückgekommen, aber du schliefest so sanft, daß wir dich nicht wecken wollten.

Omar. Wir sehn uns traurig wieder, Selim; das Schicksal hat eine schwere Hand gegen dich ausgestreckt.

Selim. Ja, Omar, aber meine Wunde schmerzt mich nicht mehr, meine Kräfte kehren zurück und ich will mich gewaltsam an die letzte Hoffnung halten, — sieht deine Weisheit noch in irgend einer Ferne ein Mittel, meinem großen, edlen Vorsatz auszuführen?

Omar. Ich sehe nichts. —

Selim. O dann, ja dann will ich meine Kräfte fallen lassen und mich verdrossen in den Wellen untertauchen. — Nun erst fängt mein Unglück an, mich zu drücken, die Hoffnung hatte mir bis itzt noch einen Stab gegeben, auf dem ich mich stützte, — aber itzt wird mir das Leben eine Last, nun wünsch' ich zu sterben. Seitdem ich weiß, daß mein Tagewerk ganz geendigt ist, bin ich ermüdet und will mich schlafen legen. — In dieser trägen Unthätigkeit sollt' ich leben, hier, wie ein Thier in der Wildniß, von allen Menschenrechten ausgeschlossen? Wie eine Pflanze nach und nach verwelken, die in ihrem Sumpfe unter trägen und verfaulten Dünsten emporwuchs und war und dann nicht mehr ist? — Nein, Omar, blicke noch einmal über den Horizont deiner Weisheit hin und schaue mit Se-

herkraft umher, — kann nichts, auch mein Tod nicht durch die Mauer dringen, die das Schicksal vor mein Vorhaben gestellt hat?

Omar. Dein Tod könnte dein Volk vielleicht glücklich machen.

Selim. O dann ist ja noch nicht alle Hoffnung aufgebrannt. — Aber ich Unglücklicher! meine Gesundheit kömmt schadenfroh zu mir zurück und selbst den Ausgang aus diesem Thal des Lebens zu suchen, ist Frevel, — o sage mir, wie ich ohne Sünde sterben kann und mein Volk ist glücklich.

Omar. Diesen Aufschluß mußt du nicht von mir, sondern von der Zeit erwarten, noch liegt alles dunkel und verworren vor meinen Blicken. —

Abdallah verließ das Zimmer.

Zweites Kapitel.

In tiefen Gedanken ging der Jüngliug unter dem lauten Rauschen des Waldes auf und ab. — Ja, — sprach er zu sich selbst, — Omar ist mir zurückgegeben, alles umher liegt in wüster Verwirrung von schwarzer Nacht bedeckt, er ist mein Freund, er soll es sein, mir und dem Schicksal zum Trotz; ich habe ihn wieder in meine Seele aufgenommen: denn wo fänden meine Zweifel sonst ein Ziel? Durch diese einzige Gewißheit, die ich eigenmächtig zur Untrüglichkeit stemple, fallen alle Zweifel, die mir boshafte Geister entgegenhielten, wieder zur Erde, und ich stehe da in der freien uneingeschränkten Gegend. Meine Rechnung ist richtig, wenn

dieser einzige Fehler ausgelöscht wird, ich will meiner Mühe ein Ende machen, er sei vernichtet! Ich gebe unangesehen diesen Verlust preis, um ein langweiliges Spiel zu beschließen.

Mein Vater wünscht zu sterben, — o ich sehe schon in der Ferne die Woge schwimmen, die auch die letzte kleine Bergspitze, auf der ich stehe, herunterschlagen wird, sie wälzt sich immer näher und näher. — Das Schicksal rückt den schwarzen Zeiger und stellt ihn nach und nach auf jene fürchterliche Stunde, unvermeidlich schlägt sie an und ich stehe plötzlich, ohne es ändern zu können, ohne meine Beihülfe jenseit der Gegenwart. — Traurig wie der Mond geht dann mein Vater unter und zugleich steigt Zulma mir gegenüber mit tausendfacher Pracht unter goldnen Flammen auf, — das Verhängniß läßt mich zwischen dem Vater und der Geliebten wählen, — o verzeihe, großer Prophet, ich wähle Zulma! Es muß sein, es kann, es will nicht anders. — Welcher Sterbliche kann den Eigensinn des Schicksals brechen?

Unter diesen Gedanken war er nach und nach aus dem Walde herausgegangen und stand itzt auf der Landstraße. — Die Stadt mit ihren runden Moscheen lag vor ihm, die Fenster im Pallast Ali's glänzten blendend in der Sonne, er glaubte Zulma's Gestalt an jedem Fenster zu sehen, seine Schwärmerei sahe ihre Blicke, mit denen sie wehmüthig nach ihm hinstarrte; ohne an die Gefahren zu denken, denen er sich unbedachtsam Preis gab, ging er in die Stadt hinein.

Der zürnende Ali hatte indeß auf Befriedigung seiner Rache gesonnen. Daß Selim ungestraft diese Verschwörung sollte unternommen haben, daß er ihm selbst entflohen sei, ohne daß irgend jemand wisse wohin, diese Ge-

danken reizten seine Wuth stets von neuem auf. Er hatte einen fürchterlichen Eid geschworen, sich an Selim zu rächen und dieser Schwur quälte ihn unablässig; er hatte daher an diesem Tage seine Vertrauten zu einer geheimen Rathsversammlung berufen, um sich von ihnen Mittel vorschlagen zu lassen, die den verborgenen Selim entdecken müßten, er hatte beschlossen, alles auf diese Wollust der befriedigten Rache zu verwenden, nichts sollte ihm zu kostbar sein, den verwegenen Aufrührer zu strafen.

Abdallah stand vor dem Pallast des Sultans und sahe mit brennenden Augen nach den Fenstern des Altans hinauf, — er sahe Zulma, sie blickte verstohlen hinter einem zurückgezogenen Vorhang auf die Straße, kaum aber sahe sie Abdallah's Gestalt, als sie sogleich schnell und erblassend zurückflohe. Er sahe ihr festgezaubert nach, bis auch der letzte Schimmer ihres Schattens verschwand, dann warf er sich auf eine Bank und sahe nach den Blumen des Altans. — Die Rose war hinter den Citronenbaum gestellt und in der Mitte des Altans stand die bleiche Lilie, das Sinnbild der Furcht. —

Er ging weiter und kam über die Brücke der Stadt an den Pallast seines Vaters. — Wehmüthige Thränen traten ihm in die Augen, als er so unbarmherzig alles zerstört sah. Einzelne Mauern und Thüren standen wie verspottet unter dem Schutt, im Hofe lag alles wild umher, Steine und Balken aufeinander gehäuft. Traurig suchte er die Stelle des Zimmers auf, das er ehedem bewohnt hatte; die Stufen waren abgebrochen, auf denen man auf das Dach hinaufstieg, ein Theil des Daches lehnte sich noch auf eine Mauer und drohte in jedem Augenblick den Einsturz. Das bekannte Haus, das ihn so oft so freundlich und väterlich aufgenommen hatte, das

die Freuden und Schmerzen seiner Kindheit mit ihm getheilt hatte, lag itzt zerrissen vor ihm. Selbst das Leblose, in welchem er sonst glücklich gewesen war, war vernichtet, auch selbst das Andenken seiner Seligkeit schien ihm der zürnende Himmel nehmen zu wollen und bis auf die letzte Wurzel alles auszureissen, was ihn einst mit den schönsten Freuden genährt hatte.

Abdallah stand noch immer in seinem traurigen Nachdenken, als er das laute Schmettern einer Trompete hörte, von einem verwirrten Getöse und Geschrei des Volks begleitet; er kümmerte sich nicht um das Geräusch, nur klang es ihm, als wenn er den Namen Selim laut habe nennen hören. — Itzt kam der Zug bei ihm vorüber und er sahe einen Herold auf einem Pferde, der dicht neben ihm still hielt, einigemal in die Trompete stieß und dann laut ausrief:

„Daß derjenige, und wäre er selbst ein Sklave, welcher den Verräther Selim lebendig in die Hände des Sultan's liefern würde, seine berühmte, schöne Tochter Zulma als Gemalin dafür zum Lohn erhalten solle.“

Wieder das Schmettern der Trompete und der Zug lärmte vorüber. —

Dumpf und ohne Gedanken verließ Abdallah die Stadt, träumend wie ein Mann, der vom Schlafe erwacht und sein Haus in prasselnden Flammen sieht, die schon sein Bette lecken; er springt auf und steht betäubt und ohne Bewußtsein vor dem leuchtenden Element, das wüthend durch seine Besitzungen geht, er hat sich nur gerettet um desto unfehlbarer zu verderben: — so kam Abdallah fast ohne es zu bemerken zur Hütte im Walde zurück.

Drittes Kapitel.

Fürchterliche Gedanken warfen in der Nacht Abdallah hin und her, sein Auge starrte in die Finsterniß hinaus. Gräßlichkeiten zogen durch seinen Busen, Schauder jagten sich durch seine Gebeine, er wünschte mit Sehnsucht den Tag, die Dunkelheit um ihn her machte seine Seele noch schwärzer, oft schleppten seine heißen Wünsche seine sanftern Gefühle in Ketten hinter sich, oft riß sich sein Gefühl wieder los und rang seine Wünsche nieder. Er schien in zwei feindselige Wesen zerrissen, die unermüdet gegen einander kämpften.

Endlich erschlafften alle seine Kräfte, in seiner müden Seele starben alle seine Wünsche und Hoffnungen aus, gewaltsam schloß er in der Ermattung mit sich selbst einen Frieden.

Er sprang von seinem Lager auf, als kaum die erste graue Dämmerung des Tages die Schatten spaltete. Selim schlief noch und Abdallah verließ die Hütte. Er ging schnell unter den Bäumen auf und ab, er athmete die frische Luft des Morgens ein und wollte gewaltsam alle Gefühle von sich abwälzen, die ihn, wie lebendig eingegraben gleich Steinen drückten, aber er schlug vergeblich gegen die Mauern der Grube, kein Strahl des Tageslichtes wagte sich hinein.

Omar näherte sich ihm itzt und beide gingen schweigend auf und ab; Abdallah scheute sich, seinen Freund einen Blick in die Wüste seiner Seele thun zu lassen.

Was wühlt in deinem Innern so gewaltig? begann Omar, in der Nacht hört' ich dich seufzen. — Was ist dir, mein Abdallah?

Abdallah schwieg noch. — Nein, rief er plötzlich, — meine Seele ist zu schwach für diesen ewigen Streit! — die menschliche Natur erliegt dieser Gewalt, ich bin endlich müde und will mich selbst besiegt zu Boden werfen. — Er ergriff Omar's Hand. — Ja, Omar, höre das Gelübde, das ich vor dir ablegen will, — ich will, ich muß Zulma entsagen, mein Vater bleibe mir und Zulma gehe mir verloren; ich ward geboren, um den Becher des Glückes nicht zu kosten, ich willige in diese traurige Nothwendigkeit. —

Omar. Und was hat dich zu diesem Entschluß gebracht, der dir alle deine Hoffnungen kostet?

Abdallah. Meine Menschheit, — o! ich bezahle sie mit dem kostbarsten, was ich besitze, vielleicht weit über ihren Werth, denn ohne Zulma ist mir die Welt ausgestorben; ich entsage der höchsten Seligkeit auf ewig, das Gefühl der Liebe wird nie in meinem Busen wieder aufwachen, nur ihre Schmerzen bleiben mir auf immer zurück.

Abdallah erzählte seinem Lehrer itzt, was er gestern in der Stadt gesehn habe. — Diese Erinnerung, fuhr er dann fort, hat mir diese Nacht schlaflos gemacht; wenn ich die Augen schloß, weckten mich Ungeheuer durch Zuckungen auf, — o Omar, Omar, giebt es auf der Erde ein Wesen, das sein Elend mit dem meinigen messen könnte?

Omar. Und Abubekers Tochter wird deine Gattin?

Abdallah. Niemals, das Schicksal nimmt mir Zulma, aber kein andres Weib soll auch jemals in diesen Armen ruhn, diese Freiheit wird mir noch bleiben. Nein, ich will den Schwur nicht brechen, den ich zu Zulma's Füßen schwur. — Jeder Freude, jeder Hoff-

nung sage ich Lebewohl, mit meinem Elend will ich in die Wüste ziehn und dort das Morgenroth mit meinen Thränen begrüßen und den Abend mit Klagen rufen, Seufzer sollen meine Sprache werden und die Wehmuth meine Gespielin. — Ja, Omar, dieses Glück ist mir noch übrig, diese Freude ist die einzige, die mir nicht kann genommen werden.

Omar. Auch nicht durch deines Vaters Gebot? — Er will, du sollst der Gemal Roxanens werden.

Abdallah. Nein, das kann er nicht wollen, wenn ich ihm dies Opfer bringe. Nein, ich komme ihm entgegen, o er wird es auch thun, er ist ja mein Vater, er liebt mich ja so wie ich ihn liebe: Zulma kann nicht meine Gattin werden, und Roxane soll es nicht. —

Omar. Und dann wirst du in deiner Einsamkeit mit leerem Herzen glücklich sein? —

Abdallah. Ich glaube es itzt, und wenn ich es nicht kann, so will ich es wenigstens glauben. Alle meine Hoffnungen lasse ich dann in der Welt zurück, dem ersten Thoren will ich sie schenken, nur meinen Schmerz und die schönen Erinnerungen nehme ich mit mir. —

Omar. Wenn aber dein Vater auch zu diesem Glück nicht seine Einwilligung gäbe?

Abdallah. O, er kann es mir ja nicht beneiden; er ist nicht grausam. — Ich will itzt gleich zu meinem Vater gehn, er soll mir mein voreiliges Versprechen erlassen. — Dann geh ich aus der Welt und eine geräumige Höhle wird meine Wohnung, Bäume und Thiere sind meine Gesellschaft, ach, nach und nach werd' ich vergessen, was ich verloren habe, in der Gesell-

schaft meines Kummers werd' ich zum Greise, und erzähle mir dann zum Abendzeitvertreib, wie ein geschwätziges Kind, meine Leiden selbst. — Nicht wahr, Omar? die Zeit legt Balsam auf jede Wunde? wir werden uns nach Jahren selber unkenntlich, was mir itzt Thränen auspreßt, darüber kann ich einst vielleicht lächeln? Endlich ermüdet die Quaal an mir und geht verdrossen hinweg, die Stunde durchläuft ihren Kreis und wir stehn an der schwarzen Pforte, und alles was wir litten, alles worüber wir uns freuten, liegt wie Schaum des Meeres hinter uns, dann erst sehn wir, daß wir nur nach Schatten griffen, wie Kinder, die die Hand nach dem Morgenroth ausstrecken und den fliehenden Regenbogen haschen wollen. — Alles ist in mir gestorben und wird nie wieder aufleben, die Flammen meiner Seele sind ausgelöscht, mein Busen ist Eis. Zulma ist todt, meine Liebe ist verschwunden, und was sonst in diesem Herzen brannte, das hast du erstickt, — nein, zürne nicht, Omar, ich verlange es nicht zurück, unter Felsen und verdorrten Wäldern brauch' ich nicht ein Mensch zu sein, was nützt mir dort die Tugend und der Glaube an Gott? Ich will mich auf ewig von der Menschheit losreißen und mit den Thieren verbrüdern. Ja, Omar, ich gehe zu meinem Vater.

Er kehrte schnell in das Zimmer zurück. Selim war noch nicht erwacht, und Abdallah kniete vor sein Bette und betrachtete aufmerksam seinen Vater, der süß lächelte, in holdselige Träume verloren. — Nein, sagte er leise, — jene Gedanken, die sich in der Nacht zu mir hinanschlichen, sind verflucht, — Gott! wie konnt' ich sie nur denken, ohne mich zu verabscheuen? — diesen Greis, der mein Vater ist, — diesen, — nein, ich

mag es mir selber nicht gestehn. — Nein, dazu bin ich nicht in die Welt getreten, noch ist Rettung möglich, noch ist nicht die letzte Oeffnung zugefallen, durch di ich aus dem Felsenschlund entrinnen kann. — Wie sanf er schläft! — Wie er mich auch im Schlaf anlächelt! — Seine Vaterliebe fühlt die Nähe des geliebten, des einzigen Sohnes, — als meine Mutter gestorben war, wa ich es, der ihn an das Leben festhielt, und ich! — Nein! die Hölle mag sich einen andern Zögling suchen, — meine Seele findet hier noch einen Ankergrund!

Der Vater erwachte und sahe Abdallah neben sich. — Was will mein Sohn? fragte er.

Abdallah küßte ihn und umarmte ihn glühend. — O Vater! rief er aus, — kannst du deinem Sohn eine Bitte abschlagen, die einzige, die letzte, die er vo dir erflehen wird?

Selim. Was kann der arme Selim noch besitzen das seinem Sohne nicht auch gehörte? — Doch nein Abdallah, — mein Vermögen sind Thränen und Jammer, dies werde dir nicht.

Abdallah. Gieb mir deinen Segen, Vater. —

Selim legte die Hand auf das Haupt seines Sohnes

Abdallah. Nein, Vater, ich will dich nicht täuschen, segne mich, wenn ich dir meine Bitte gesag habe.

Selim. Sprich, mein Sohn, warum gehst du diesen Umweg zum Herzen deines Vaters?

Abdallah. O mein Vater! — Wenn du mich liebst, wenn dein Sohn nicht von dir gehaßt wird, — o so nimm jenen Fluch zurück, mit dem du mir einst drohtest. — Abubekers Tochter kann nicht meine Gattin werden. —

Er bedeckte mit den Händen das Gesicht und warf sich nieder, Selim sahe starr auf ihn hin. —

Sie kann nicht? — fragte er kalt, — und was hat der Sohn an dem Willen seines Vaters zu tadeln?

Abdallah. O nicht diesen Ton, der mich verurtheilt, sprich gütiger mein Vater, oder ich muß verzweifeln! —

Selim. Du verlangst Güte, wo du mir nur Trotz giebst? Auch gegen den ungehorsamen Sohn soll ich zärtlich sein?

Abdallah. Nein, ungehorsam schelte mich nicht, — kein andres Mädchen soll meine Gattin werden, aber auch Roxane nicht. — Nur widerrufe jenen Fluch, Vater, wenn du nicht meine Verzweiflung sehen willst! —

Selim. Ich widerrufe nicht.

Abdallah stand auf und sahe ihn mit einem festen Blicke an. — Vater! rief er aus, an diesem Fluch hängt das ganze übrige Glück meines Lebens, meine letzte Tugend, mein Schicksal jenseit dieser Welt! — Widerrufe, Vater, du sollst, du mußt es, — o ja und du wirst es auch. —

Selim. Nein. In dreien Tagen wird Roxane deine Gattin, oder alle Verwünschungen, die ein Vater für seinen ungehorsamen Sohn vom Himmel herabflehen kann, fallen auf dein Haupt.

Ich kann nicht, sagte Abdallah kalt und langsam. — Du liebst mich, ja, Vater, — o wie wenig kostet dich diese Zurücknahme, — ach! und wüßtest du, wie viel sie mir gälte!

Selim. Zurück, Ungehorsamer! ich widerrufe nicht, das schwör' ich beim Himmel und der Pracht seiner Sonne! — Mein Wort kann ich nicht brechen,

das ich Abubeker gab, um die thörichten Launen eines Jünglings zu befriedigen, der seinem Vater trotzen will.

Abdallah warf sich wüthend nieder. — Du schwörst? rief er heftig. — Nun so schwör' ich hier auch beim Grabe des großen Propheten, beim Himmel und allen seinen Engeln, daß Roxane nie, nie, nie meine Gattin wird! —

Selim stand zornig auf. — Ich habe keinen Sohn mehr! sprach er heftig. — Ist das die Sprache, in der ein Sohn zu seinem Vater sprechen muß? Glaubst du mich durch Trotz zu beugen? O hier stoßen Felsen auf Felsen, ich wanke nicht in meinem Vorsatz. — Du hast den Sohn verläugnet, nun so will ich denn auch den Vater verläugnen! — Ich werfe meinen Fluch auf dich hin und mit Centnerlast möge er dich drücken. — Alles Unglück jage hinter dir dreimal Verfluchten her, der Himmel wende sein Angesicht von dir ab, wenn die Hölle nach dir die Arme ausstreckt; wenn du am Busen der Geliebten liegst, so fresse ein kaltes Grauen das Mark deiner Gebeine, in der Einsamkeit liege der Leichnam deines Vaters vor dir, den dein Ungehorsam zum Grabe reif macht; von Gewissensangst gefoltert, von allen Schrecken zum Leibeigenen erkauft, stirb unter Krämpfen und Verzuckungen.

Abdallah. O wirf nur Fluch auf Fluch, der Ewige hat mich schon seit der Geburt verflucht, dein Höllensegen findet nichts mehr zu vollenden. — Ha! so spricht ein Vater zum einzigen Sohn? dies ist die Einsegnung, die er mir auf die große Reise giebt. — Wer soll mich segnen, wenn der Vater mich mit diesen Flüchen verwünscht?

Selim. Fort aus meinem Angesicht! Du hast

meinem Unglück die Krone aufgesetzt! — Du gehörst mir nicht mehr! Ich hasse deinen Anblick! hinweg! daß ich nicht versucht werde, dir noch mehr zu fluchen!

Er verließ das Zimmer wüthend.

Nein! schrie Abdallah, mir soll keine Rettung bleiben! Ich steh in der Verdammniß eingekerkert, und mein Vater selbst nimmt den Schlüssel zur Pforte und wirft ihn auf ewig in's Meer; nun ist keine Befreiung möglich, die Hölle streckt den Arm über mich aus und läßt mich nicht entrinnen! — Er warf sich ohne Bewußtsein in einen Sessel und Omar trat herein. — Er sahe lange den Jüngling mit forschendem Auge an: Hat er deine Bitte erhört? fragte er besorgt.

Abdallah. Du siehst dies Kochen meiner Brust und fragst noch? O! wann könnte mir auch eine Hoffnung in Erfüllung gehn, wäre sie auch so armselig, daß sie der Bettler auf seinem Wege liegen ließe! — Ich darf nur wünschen und tausend Stimmen schreien: Nein! in meinen Wunsch. — Das Schicksal hat mich unter Millionen zu seinem grausamen Spiel erlesen. — O warum ward ich ein Mensch geschaffen? — Warum mußte ich hinter dem Vorhang hervorgestoßen werden, um den Zuschauern zum Gespött zu werden?

Omar. Und dein Entschluß?

Abdallah. O was kann ich noch wollen? — Welchen Entschluß kann ich noch fassen? Selbst das Elend, das ich mir wählte, ist keine Freistätte mehr für mich; wohin ich auch fliehen will, hält mich ein Abgesandter der Verdammniß fest, die Erde stürzt unter mir ein, jede Scholle, an der ich mich empor arbeiten will, giebt treulos nach, — was kann ich anders als mich dem Verderben überlassen?

Omar ging mit großen Schritten auf und ab, seine Augen funkelten, seine Mienen drohten fürchterlich. — Ha! rief er endlich aus, — dies ist der zärtliche Vater, der seinen Sohn so innig liebt! — Worte sind seine Liebe, unbarmherzig läßt er den Sohn an diesem ehernen Eigensinn verbluten! Kalt läßt er ihn liegen und sterben, hat er doch seine Vaterrechte behauptet! — Und dieser Grausame nennt sich meinen Freund! — Wie kann er ein Freund sein, da er kein Vater ist? Liebe ist ihm fremd, seine Tugend ist Troß, Eigensinn seine Standhaftigkeit! — Ich kündige ihm meine Freundschaft auf, wer meinen Abdallah haßt, den hasse auch ich, Selim ist aus meinem Herzen gestoßen, ich will seinen Namen aus meinem Gedächtniß reißen! — Dir auch dieses Glück nicht zu gönnen! — Diese Hölle war ihm noch zu schön für seinen Sohn, er hat härtere Strafen für ihn ersonnen. — Die Liebe sei verwünscht, mit der ich einst sein Freund war, für dich geb' ich die feindselige Welt verloren, was liegt mir an diesem Selim? —

Abdallah. O wär' ich nicht Selims Sohn, o dann, dann wär' ich glücklich! — Aber boshaft weht mir das Schicksal alle Unmöglichkeiten zusammen! Nur für mich wird alles angeordnet zum fürchterlichen Scherz. — O könnt' ich den Sohn verläugnen, dann würde Selims Eigensinn bestraft werden können, — aber, — es kann, es darf nicht sein!

Omar. Du wolltest ihn verloren geben, um Zulma zu gewinnen. Seinen Eigensinn gegen deine Liebe. — Er sollte dir eine Verschreibung werden, durch die du einen Schatz einlösetest, der dich auf ewig vor dem Mangel sicherte? — Ha, Abdallah, nein, nein, es kann,

es darf nicht sein! — Die Tugend, die Pflicht, — o wer kann es alles nennen, was dich von diesem Gedanken zurückreißt? —

Abdallah. O ich schmachte nach andern Speisen, ich bin mit Grausen gesättigt. — Führt mein Pfad zur Hölle, o so ist es besser durch einen kühnen Sprung, als durch Umwege dahinzukommen. Aber noch spricht eine Stimme in mir, die mich Sohn nennt, die laut um Hülfe schreien würde, wenn ich sie ersticken wollte, hundert Gefühle sind mit diesem Ton verbunden. — Das Entsetzen der Natur wäre in den Abdallah verkleidet, wenn ich so sehr alles vergessen könnte, was den Menschen zum Menschen macht.

Omar. Nein, du darfst dich nicht von ihnen losreißen, verachte sie, nur halte dich treu in ihrer Mitte; o dürftest du nicht die Freiheit, ein Mensch zu sein, mit allen Schätzen dieser Welt bezahlen! — Ja, die Unmöglichkeit stellt sich fürchterlich vor den Eigensinnigen hin und beschützt ihn unverwundbar, — aber Abdallah! sorge auch bei Tage und in der Nacht, wachend und schlafend, daß niemand die Wohnung deines Vaters entdecke und ein Sklave den Preis erringe, nach welchem du strebtest. —

Abdallah. O, ehe ich Zulma in eines andern Armen sehe, ehe —

Omar. Ehe?

Abdallah. Will ich sterben. —

Omar. Dann hast du die Leiden der Welt abgeschüttelt, aber keine der hiesigen Freuden geht mit dir. —

Abdallah. Ach, Omar, dann bin ich todt und die Welt nennt mich tugendhaft. — Doch wenn mir Gedanken folgen, wohin keiner unsrer Erdengedanken

dringt, — ach Omar, — werden mir dann nicht Freuden begegnen, die ich itzt nicht begreifen kann? — Kann ich itzt wünschen, was ich nicht begreifen kann? — Nur der Thor und der Verzweifelte tauscht ein gewisses Gut gegen ein ungewisses aus und glaubt zu gewinnen.

Omar. Und wenn nun unsre Rechnung hier unten schon völlig geschlossen würde? Wenn alle Anweisungen auf jenseit falsch und untergeschoben wären, und wer wird sich für ihre Aechtheit verbürgen? o dann — doch zurück von diesen Trostlosigkeiten! nein, Abdallah, ich habe dir nichts gesagt. — O, Abdallah; was hast du dann gegen deinen großen Verlust gewonnen?

Abdallah. Ich habe mich selbst verloren und das ist für den Elenden Gewinns genug. Dann drückt mich kein Gefühl und kein Gedanke quält mich, ich liege im kühlen Bette, von der Vergessenheit auf ewig zugedeckt, kein Morgenstrahl erweckt mich, keine Abendsonne bescheint mich. Alle Martern suchen mich dann vergebens auf, sie finden mich nicht; in den mütterlichen Armen der Erde gehalten scheucht die Zärtliche jedes Ungemach von dem schlafenden Sohne hinweg, eine ewige Ruhe umweht mich, kein Traum ängstigt meinen Schlaf, kein Schrecken kann mich zurückrufen.

Omar. Nicht sein? — O die menschliche Natur fährt vor dem Gedanken zurück, — wer wird Leben gegen Nichtsein austauschen? Kalt da zu liegen, ohne Gefühl und Gedanken, Würmern eine Wohnung, todt, vermodert und verächtlich, ein Scheusal jedem lebenden Auge: kein Schlaf, keine Ruhe, kein Schlummer, — sondern aus dem Reich der Lebendigen auf ewig hinausgestoßen, da gewesen und nicht mehr, — giebt

es in der Sterblichkeit einen trostloseren Gedanken als: nicht da zu sein?

Abdallah. Nichtsein! O es ist wahr, die Einbildung erblaßt vor dieser Vorstellung, — Leben und Nichtsein. — Und wenn ich nun alles dem Halsstarrigen und seinen Entwürfen aufgeopfert habe, wenn leere Phantome und Feigheit die Schwelle meines Glücks bewacht haben, Omar, und ich gehe dann unter, auf ewig unter, — das Wesen, dem ich meine Seligkeiten sparte, ist nirgends aufzufinden, — o ist dies etwas anders, als die unsinnige Rechnung des Geizigen, der im ganzen Leben kargt, um nicht zu genießen und im Tode alles hinter sich läßt? —

Omar. Die Ewigkeit lacht spottend hinter dir her, — aber was willst du thun?

Abdallah. Ha! wer verdirbt nicht den Freund, um die Geliebte zu retten? Wer wagt nicht die Hälfte seines Vermögens, um das Ganze zu erhalten? — Und soll ich dem Eisenharten, oder dem Befehl des Fürsten gehorchen? Er fordert ihn, Ali mag sein Recht an ihn beweisen, der Diener darf nicht die Aufträge seines Herrn prüfen, ohne ungehorsam zu sein. — Und wo ist die Gränze zwischen Recht und Unrecht? — Mir ist es ewig verborgen, welche meiner Handlungen gut und welche böse wirkt; was die Menschen Tugend und Laster nennen, verstrickt sich hier oft unauflösbar. — Die Zukunft bildet unsern Willen aus, ohne uns um Rath zu fragen. Raschid war mein Freund, war ich es nicht, der ihn elend machte? — Wird er zu Ali zurückgebracht, o so hat ihn meine Freundschaft ermordet, ohne mich wäre er noch glücklich. — Unsre Thaten wandeln oft über viele Stufen unschuldig hinweg, ehe sie Verbrechen

werden, — kann die Schuld auf uns zurückfallen? Sollen wir den Fehler des Zufalls büßen? — Diese That — o ich mag sie nicht denken, — warum könnten ihre Folgen nicht glücklich werden? könnte sie sich nicht in den unergründlichen Strom weiß und unschuldig waschen? —

Omar. Aber den Vater, — dem du das Dasein dankst, — zwar nicht ein Dasein voll Freuden —

Abdallah. Nein, voll Todesschmerzen; o wie kann ich ihm für diese Welt voll Quaalen danken?

Omar. Nein, für dein Dasein kann der Felsenharte keinen Dank von dir fordern, denn dann hättest du Unrecht über seine Halsstarrigkeit zu klagen, über den fürchterlichen Fluch zu jammern, den er auf dich gelegt hat. — So lange er dann nicht dein Leben endet, hast du keine Ursach auf ihn zu zürnen.

Abdallah. In eine Hölle hat er mich verwiesen und dafür sollt' ich ihn lieben?

Omar. Er konnte aber nicht vorher wissen, daß dies Leben dir Pein zubereiten würde, — freilich, eben so wenig, ob es dich glücklich machen würde.

Abdallah. Nicht er, ein blindes Ohngefähr hat mich in das Leben gerufen. — Wußte mein Vater denn im voraus, daß gerade ich, dieser Abdallah, sein Sohn werden würde? —

Omar. Wäre es nicht die Pflicht des Sohnes, vor dem rasenden Vater Schutz bei den Gesetzen zu suchen?

Abdallah. Vater, Sohn, nichts als leere Namen, der Verstand muß sich nicht vom Geschrei der Menge betäuben lassen, er zieht der Wahrheit ihre Hülle ab und sieht sie ohne Kleidung, Gewohnheit und Sitten

hindern ihn nie in seiner Forschung. — Nicht wahr, mein Omar?

Omar. Halt ein, Abdallah! Soll der Leichtsinnige der zärtlichen Vaterliebe, der Fürsorge vergessen? Soll er die Sorgen mit kaltem Undank vergelten? — Dankbarkeit ist das große Band, das sich unzertrennlich durch alle Wesen webt, jeder handelt für den andern, um sich in seiner Brust einen Pallast zu erbauen, an Dankbarkeit knüpft sich Liebe und Wohlwollen, Wohlthaten und Dank wechseln sich in dem Herzen der Aeltern und Kinder aus, ein Magnet in jeder Brust, der sich ewig anzieht.

Abdallah. Dies, ja dies ist das letzte Gefühl, das mich noch an ihn gefesselt hält, alle Fäden hat er durchgeschnitten, nur dieser eine ist ihm treu geblieben. —

Omar. Deine Erziehung war Selims Pflicht, aber nicht die hundert kleinen Wohlthaten, die er dir erzeigte, die tausend Freuden, die er dir zubereitete, das Wohlwollen, mit dem er dich durch das Knabenalter in die Jünglingsjahre begleitete, — dafür mußt du ihm danken.

Abdallah. Omar, es ist meine Pflicht ihn zu lieben.

Omar. Doch mit diesem furchtbaren Fluch nimmt der Geizige hundertfach zurück, was er dir gab; die Freude, die das große Glück deines Lebens entscheidet, versagt er dir mit eigensinniger Laune, Spielwerke hat er dir gegönnt, aber Lebensfreuden beneidet er dir, — er schenkt dir ein glänzendes Glas und fordert mit eigenmächtiger Gewalt alle schönen Hoffnungen deiner Zukunft von dir ein, du mußt in einer heißen Wüste verschmachten, weil er dir einst einen Trank aus der Quelle

schöpfte, du hast einer Freiheit genossen, wie ein Gefangener, der nicht weiter gehn darf, als seine Kette reicht; strebt er über ihr Maas hinaus, dann fühlt er die täuschende Freiheit, dann fühlt er sich an der unbarmherzigen Mauer festgehalten. —

Abdallah. O es ist schrecklich! — Welch ein Recht, welches Gesetzt liegt in dem Worte Vater, um diese unumschränkte Gewalt über ein Wesen zu haben, das er Sohn nennt? — Darf dieser Ton die Gesetze der Vernunft umstoßen und aus Menschenfreiheit schändliche Sklaverei machen? — Der Tod des Vaters macht den Sohn glücklich, — warum soll er sich nicht freuen dürfen, daß endlich das quälende Band aufgelöst wird? — Ist der Vater nicht hundertfach grausamer, der seinem Sohn in das Leben einen gräßlichen Fluch mitgiebt, von dem er hofft, daß er ihn elend machen soll? — Selim stirbt, — und Abdallah schleppt ein langes Leben wie eine unendliche Kette hinter sich, und an jedem Gliede hängt sich die Pein mit hundertfachen Martern, alle Glückseligkeiten fliehen vor dem fürchterlichen Gerassel zurück, — ist dies ein Vater, der seinen Sohn liebt, oder ein Unmensch, der sich an Todeszuckungen labt?

Omar. Ja, den Tod erdulden ist leicht, gegen den Schmerz der Pfeile, die ein quaalvolles Leben auf uns abschießt.

Abdallah. Warum ward dem Menschen die Vernunft gegeben, wenn er sich von einer blinden Gewohnheit will beherrschen lassen? Die Vernunft soll ihn begleiten und über seine Unternehmungen wachen. Die Gewohnheit darf nur den Unverständigen hinreissen, dem dieses Steuerruder fehlt, dieser muß furchtsam landen, wo er die übrigen landen sieht, und mit ihnen sein Schiff

wieder ausfahren lassen. Wagt er sich einst mit unnäher Kühnheit allein in die See hinaus, so wird er den spottenden Winden und Wellen ein Spiel. — Und welche Vernunft, — Omar, ich spreche es aus; — welche hält mich zurück? — — Sprich, denn ich sehe nichts! —

Omar. Unsre Vernunft prallt ohnmächtig von allen Dingen zurück, die jenseit der Menschheit liegen, wir verstehen nicht den Gang der Welt und die Schrift der Sterne; die schaffende Kraft und die Entstehung der Wesen wird uns ewig ein unbegreifliches Geheimniß bleiben, — aber eben dadurch, daß diese Weisheit nicht für das irdische Gehirn ist, werden wir deutlich auf die andre Seite zurückgewiesen. Die Natur winkt ihren Kindern zu, und eine laute Stimme ladet alle Wesen zur reichen Tafel ein und sagt ihnen laut: genießt!

Abdallah. Daß wir da sind, um zu genießen, das ist die Weisheit, die unser Verstand begreift. Jedes Wesen lebt nur in und für sich selbst in einer großen Leere, jeder einzelne Mensch ist das letzte Ziel, auf das sich alle Bestrebungen der Natur beziehen. — Sein Genuß ist es, warum er geschaffen ward, er hat das Recht, jedes andre Wesen, das ihn im Genießen hindert, aus seiner Bahn hinwegzustoßen. Der Stärkere besiegt den Schwächern, der Löwe bekämpft den Löwen, der Tiger den Tiger, der Mensch den Menschen. — Noch ist kein Gestorbener zurückgekommen und hat gegen diese Weisheit gepredigt, noch hat keiner die Geheimnisse der Ewigkeit verrathen, — bis der Leichnam wieder kömmt, bis todte Zungen dagegen lästern, werd' ich an diese Lehre glauben.

Omar. Was wir Tugend nennen, ist bloß Gewohnheit, nichts als ein Gesetz, um die Gesellschaft, die der

Mensch errichtet hat, aufrecht zu erhalten, ohne diese würde sie sich selbst vernichten. — Helden, Gesetzgeber, Weise sind tugendhaft, weil sie das Band der Gesellschaft fester ziehn, Mörder und Diebe nennen wir Bösewichter, weil sie dies Band zu zerreissen suchen. Sicherheit und Eigennutz schrieben zuerst den Unterschied dieser Namen. Daher kann Laster oft zur Tugend werden, wenn es das Wohl der Vereinigung befördert; schon mancher Mord war heilsam und mancher Diebstahl löblich, nur dies bestimmte Selims Vorsatz, den Dolch gegen Ali's Brust zu schleifen.

Abdallah. O ja, Laster und Tugend fließen in einen Strahl zusammen, es ist hohe Weisheit, daß man den Unverständigeren glauben läßt, sie wären von Ewigkeit her geschieden. —

Omar. Ach, Abdallah, daran hatt' ich nicht gedacht, daß du mir einst diese Lehren so fürchterlich wiederholen würdest, — o wäre mein Scharfsinn gewachsen, damit ich dir widersprechen könnte! — Zulma mag es einst versuchen.

Abdalllah. Zulma? — O Himmel! Omar, sollte sie mich nicht zu Thaten aufrufen dürfen, durch die ich sie dem hartnäckigen Schicksal abränge; nur diese That führt mich in ihre Arme und sie wird mein Zögern schelten.

Omar. Doch wenn nun diese That, diese einzige, dich auf immer elend machte? —

Abdallah. O wenn ich daran glauben soll, so kann ich meinem Elende auf keinem Wege entrinnen. — In Zulma's Armen bin ich unglücklich, meines Vaters Fluch liegt auch in der einsamen Wüste schwer auf meiner Seele, noch größeres Elend steht neben Roxanen. — Welcher Ausweg bleibt mir übrig?

Omar. Nun so ergreife den Pfad, auf welchem die meisten Blumen blühen, wo der Rasen am hellsten lacht, wo der Himmel blau über der freundlichen Landschaft liegt. Jtzt, itzt eben stehst du am Scheidewege. —

Abdallah. Werd' ich aber mit Zulma glücklich sein? —

Omar. Hör' ich diesen Zweifel aus Abdallah's Munde? Von denselben Lippen, die neulich in trunkener Wonne nicht Worte fanden? — Oder ist es nur Schwachheit, die aus dir spricht? Eine Unentschlossenheit, die gern glücklich sein möchte, ohne doch die Schwierigkeiten der Unternehmung zu tragen? die Fluth stürmt hinter dir her, aber du scheust dich, den schroffen Felsen zu erklettern, der dir die Rettung anbietet.

Abdallah. Nein, — nein, — Selim stirbt, und kann ich ihm sein voriges Glück wieder zurückgeben? Wird sein ganzes Leben nicht eine einzige wehmüthige Erinnerung sein? Ein ewiger Kampf von Schmerz und Hoffnung? — Er verliert hier nichts, er kann im Tode nur gewinnen, er dauert, oder löscht aus, — es ist besser, nicht zu sein, als an dem Joch eines quaalvollen Lebens zu schleppen. Selim kann mit Zuversicht sterben, er muß es jenseit besser finden: denn er läßt keine Freude zurück, den letzten Kranz, Vaterfreude, hat er muthwillig zerrissen.

Omar. Der schwache Greis, der schon an der Schwelle des Todes steht —

Abdallah. Ha! wenn meine große Aufopferung ihm Unsterblichkeit gewänne, — ha! dann könnt' ich diesen Kampf in meinem Busen dulden, dann könnt' ich Roxanens Gatte werden, oder ohne Klagen mit meinem Fluch in die Wüste ziehn, ja, könnt' ich ihm durch

meine Qualen auch nur noch ein Menschenalter erkaufen, — aber der unerbittliche Tod lacht über mich. Selim muß sterben, bald sterben, vielleicht ist er schon in wenigen Stunden nicht mehr.

Omar. Wer würde dir dann nicht verzeihen, wenn du bereuteſt, daß du mit dieſem unvermeidlichen Tod dein Glück nicht der eilenden Zeit abgekauft hätteſt? — Dieſer Athemzug erwirbt dir Zulma, iſt er ausgelöſcht, dann kannſt du dieſes Kleinod durch tauſend Leben nicht erkaufen.

Abdallah. Und liegt ihm denn ſelbſt an dieſen wenigen Stunden, die ihm noch zugezählt ſind? Du haſt es ſelbſt gehört, wie ſehr er den Tod wünſcht, ſeit er mit ſeiner letzten Hoffnung zerfallen iſt. — Itzt würde der Tod ſeine Hoffnung ſein, wenn wir eine Gewißheit hoffen könnten. — Soll ich mich bedenken, ihn glücklich zu machen, oder warten, bis er ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtößt? —

Omar. Das Land mit ſeinen Bürgern war die Freude deines Vaters, einſt ein neues Glück zu ſäen und die ſchöne Saat aufſchießen zu ſehen, dies war der feurigſte ſeiner Wünſche, die kühnſte ſeiner Hoffnungen. Für ſeine Mitbürger unternahm er das große Wagſtück, auf das er ſein Glück und ſein Leben ſetzte, — die Würfel fielen unglücklich. — Roxane ſollte deine Gattin werden, um die Ernte jener Ausſaat einzunehmen, aber das Verhängniß verſchwor ſich gegen ihn und an einem Tage ward alles zernichtet. — Der Wille deines Vaters könnte entſchuldigt, deine Aufopferung gelobt werden, wenn du auch itzt auf dieſem Wege den Zweck deines Vaters erreichen könnteſt, — aber ſieh umher, tauſend Unmöglichkeiten ſpotten deines Scharfſinns. —

Abdallah. Aber Zulma, Zulma kann mich dorthin führen, wohin mich Roxane führen sollte, sie giebt mir den Thron dieses Reichs, und ich rotte die Dornen aus, die Ali pflanzte, dann kömmt der schöne, der große Entwurf meines Vaters zur Reife, neue Sterne gehen über dieses Land auf, ich verwandle es in einen Garten voll schöner Blüthen. — Nicht wahr, Omar, mein Vater würde sich nicht einen Augenblick bedacht haben, mich dem Wohl des Landes aufzuopfern? — Und ich säume ihn dem Glück der Bürger hinzugeben? Das Opfer thut meinem Herzen wehe, aber der Segen der Nachkommen wird mich einst belohnen.

Omar. Und Zulma! — Sollte sie in den Armen eines andern deiner vergessen? Solltest du einst ihrem Pallast als ein unbekannter Sklave vorübergehn und sie von ihrem Gatten umschlungen, einen fremden Blick auf dich herabwerfen? — Solltest du einst als Bettler vorübergehn und von der geliebten Zulma mit Verachtung abgewiesen werden?

Abdallah. Nein, nein, das soll nie geschehen, so lange ein Herz in meinem Busen schlägt, ist sie mein, noch mein letzter Blutstropfe würde für ihren Besitz kämpfen, so lange ich noch Gedanken habe ist sie der Inhalt meiner Gedanken und alle meine Kräfte laufen nach diesem Ziele.

Deiner Bestimmung, sagte Omar, kannst du dich nicht widersetzen. Steht diese That in jenem großen Buche, welcher Finger will die ewigen Züge verlöschen? Deinetwegen wird das große Gewebe nicht inne halten, der Faden wird hineingeschlagen und nicht um seinen Willen gefragt. —

Abdallah stand in tiefen Gedanken. —

Du kannst nicht gut, du kannst nicht böse handeln, fuhr Omar fort, ein Geist ist es, der in den Millionen Leben glüht, du und ich, Selim und Zulma sind nur ein Wesen, du arbeitest stets für und gegen dich, du kannst eigenmächtig über deine Handlungen den Ausspruch fällen, und diese gut und jene böse nennen, wer mag dir widersprechen?

Abdallah sahe starr vor sich nieder, dann wollten beide das Zimmer verlassen, Selim kam ihnen zornig entgegen. — Fort! Verbannter! rief er aus, so lange der Fluch auf deinem Haupte liegt, so lange haß' ich dein Angesicht! Hinweg! damit ich dich nicht mit neuen Verwünschungen belade!

Omar blieb bei Selim zurück, und Abdallah ging traurig und zürnend in das Dickicht des Waldes, wo eine einsame Stille ihn begrüßte, nur von einem leisen Wiegen der Baumwipfel unterbrochen. Dunkle Schatten lagen übereinander, kein Sonnenstrahl schlich sich auf den grünen Rasen herab. —

O der Eiskalte! rief Abdallah laut, wie leicht es ihm wird, ewige Quaalen auf mich herabzubitten! — und ich zögre und bedenke seinen Tod, — ihm wird es so leicht, mich ewig zu verderben, und ich kann diese Gefühle in meiner Brust nicht niederwerfen. Kann dieser einzige Verlust nicht tausendfachen Gewinn geben? Kann das Land und Zulma nicht laut dies Leben von mir fordern? und da er es selbst verachtet und für seine Mitbürger hinzugeben brennt? —

Ach und was vermag ich gegen das eiserne Schicksal? gegen die dicken Mauern schlagen vergebens meine Kräfte an, — wenn es sein soll, — o dieser Gedanke selbst ist mir vor meiner Geburt schon vorgeschrieben, ich kann

nichts als ihn nachdenken, — in den ewigen Gesetzen liegt die Sünde, — die Hand mordet, die den Dolch ergreift, nicht das Werkzeug, das der größern Kraft wider Willen nachgeben muß. — O das ist ein Gedanke, der mich dem Wahnsinn entgegen führen könnte. — Alle meine Wünsche gehen hier unter, mein Wille ist todt, — ich muß, ich muß es vollbringen, und dann erst wird das Werkzeug aus den Händen gelegt. — Wo finden meine Gedanken auf diesem Meere einen Ort der Ruhe? — Wo eine Insel, an die sie im Sturme landen können? —

Er setzte sich in das Gras unter einem dichten Baum und sahe starr dem Spiel der Mücken und Gewürme auf der Erde zu. —

Viertes Kapitel.

Ein Geräusch dicht neben ihm im Busche schreckte ihn auf, Raschid stand vor ihm. —

Er sprang auf und fiel seinen Freund schnell in die Arme. — O, rief er, das ist es, was ich suchte, ja, ein Mensch hat mir gefehlt und dieser wird mir itzt gesendet.

Wir sind beide unglücklich, sagte Raschid, Elend verschwistert unsre Seelen.

Abdallah. Du elend? — O worin kannst du unglücklich sein?

Raschid. Ich? — Ich irre in der Nacht und am Tage durch verlassene und wüste Gegenden, ich wünsche und hoffe und verzweifle in demselben Augen-

blick, — ach Abdallah! Abdallah! du weißt vielleicht, was Unglück ist, nicht wahr, du würdest mich glücklich machen, wenn du es könntest?

Abdallah. Ja ich weiß was Elend ist, Unglück ist mir nicht fremd. — Aber was kannst du bei mir wollen? Suchst du Quaalen und Verzweiflung? — o die kann ich dir geben, — sieh! dies sind meine Schätze!

Sie gingen mit einander, in Abdallah's Busen lag es zentnerschwer, er wollte zu reden anfangen und schwieg dann wieder furchtsam. Endlich umarmte er den Freund noch einmal glühend: Raschid! Raschid! rief er, du bist ein Mensch, nicht wahr, es schlägt ein fühlendes Herz in dieser Brust? deine Seele ist für Mitleid nicht taub, — o sprich! nur ein Wort der tröstenden Linderung! —

Raschid. Du schweigst? vertraue deinem Freunde den Sturm, der in deiner Seele wüthet. — Was kann dich so mit Riesenkräften niederdrücken?

Abdallah schwieg noch immer, — ich liebe Zulma! rief er dann plötzlich. — Ach, ich muß dies fürchterliche Geheimniß in einen Menschenbusen ausschütten, o tröste mich, — verzeihst du mir, nennst du mich Bruder, wenn — hast du je die Allmacht der Liebe gefühlt?

Zulma? rief Raschid und stürzte bleich zurück, Zulma? O Unglücklicher!

Abdallah. Nur ein Wort aus deinem Munde! Darf ich sie wünschen? — macht mich meine Liebe zum Ungeheuer? — warum starrst du mich so an? Willst du mir keinen Trost geben?

Raschid. Trost? — Dieses Entsetzen hat mich zu dir gejagt, ich kam zu dir, um zu deinen Füßen mir mein Glück zu erbetteln, — du liebst Zulma, — o Unglücklicher, so wisse, so erfahre es denn und schaudre

bis in das Innerste deiner Seele, — auch Raschid liebt diese Tochter der Sonne! aus dieser Quelle sind alle meine Martern geflossen, dies hat mich seit Jahren gepeinigt und an der Wurzel meines Lebens genagt.

Abdallah. Du liebst sie? du? — O Raschid, hinweg! du bist nicht mehr mein Freund! — ich verlange einen Ton der mich tröstet, ich schlage verzweifelnd an die Laute, — aber alle ihre Saiten sind zerrissen, kein Wiederhall in der ganzen Schöpfung!

Raschid. Darum bin ich hier, Selim sollte mich glücklich machen, du solltest mir ihn abtreten.

Abdallah. Nein! nein! — O beim Unendlichen, alles thürmt sich immer höher und höher, alle Schrecken wachsen zu Riesen auf und werfen sich mir entgegen. — Nein, nein, Raschid, du darfst nicht, Selim ist mein und Zulma mein, deine Hand darf es nicht wagen, in mein Glück zu greifen.

Raschid. Hinweg Freundschaft und Mitleid! die Liebe kömmt ihren Thron zu besteigen! Ich bin nicht mehr Raschid, nicht mehr dein Freund — Ja, ich will den großen Kampf mit dir eingehen, Abdallah, unsre Freundschaft sei zerrissen! Fluch um Fluch, Hölle um Hölle, alle Schrecken gegen einander, — Zulma ist mein! mein, sag' ich, — endlich hat der Himmel den Verstoßenen wieder angenommen, ich bin mit mir selber ausgesöhnt.

Abdallah. Raschid, ich ziehe allmächtig diese Waage nieder, die zu den Wolken aufgeschnellt wird, dieser Baum ist mein, in dessen Schatten du dich lagern willst, — Zulma liebt mich! —

Raschid. O sie wird, sie muß mich einst lieben, deines Vaters Elend ist eine Leiter, die mich in den

Himmel trägt, ich will verwegen bis auf die letzte schwindelnde Sprosse steigen und wie ein Gott auf die armselige Welt hinabsehen.

Er wollte gehen und Abdallah hielt ihn mächtig zurück. — Wohin willst du? rief er aus, Schrecklicher!

Zu Ali, antwortete Raschid, dein Vater ist ein Unterpfand, das mir nicht entrinnen wird, ich bin nicht vergebens deinen Schritten nachgeschlichen; o ich muß eilen, denn ich fühl' es im Innern meiner Seele, für Zulma würd' ich freudig meinen Vater und meine Mutter der Schlachtbank überliefern.

Sie rangen hartnäckig mit einander. — O noch, noch verweile, rief Abdallah, nur diesen einzigen Tag noch, nur diese Stunde schenke mir noch mitleidig!

Um in dieser um meine Seligkeit betrogen zu werden? antwortete Raschid. — Nein! zurück von mir! — Er riß sich gewaltsam los und entflohe mit der Eil des Windes, auch keinen flüchtigen Blick warf er seinem Freunde rückwärts. —

Abdallah sahe ihm betäubt und schwindelnd nach. — Ha! nun ist es ja entschieden, sagte er mit unterdrücktem Lächeln, meine Martern habe ich umsonst geduldet, Zulma ist mir ewig, ewig verloren. — Ha! wie es in meinem Innern tobt und wüthet! — Kalt steh' ich da und sehe, wie auch meine letzte Freude von einem fremden Vorübergehenden lachend gemordet wird. — Er verhöhnt Freundschaft und Liebe und fliegt nach seinem glänzenden Ziel, — nur ich zögernder Thor schlage mich mit tausend Zweifeln und verliere den großen Augenblick. — Zulma nicht mein, Raschids? — O das, das kann, das soll nicht sein! So weit dürfte dieser

Fremde sich in mein Paradies hineinwagen? — Was hält mich denn zurück? — Wollte er nicht seinen Vater dieser Wonne ohne Bedenken opfern? — O er ist ja auch ein Mensch, — er liebt ja Gott und betet das Schicksal und die Tugend an und dennoch, — mir ist alles genommen und doch zögert meine Trägheit noch? Wie mit hundert Stricken wird mein Arm zum tödtlichen Streich herabgerissen und ich kämpfe noch gegen diesen Schlag, — und muß Selim nicht dennoch sterben? — Er muß — und ich und Zulma sind unglücklich, — ja, ja, es muß sein, — ich höre die Stimmen umher brüllen, die mich zur That anmahnen. —

Er drängte sich in wüthender Eil durch die Gebüsche und sahe auf der Landstraße Raschid schon weit voraus, der der Stadt zueilte. Geängstigt rennt er ihm nach und stürzt wie beflügelt hinter ihm her, seine Augen sahen den Weg nicht, sein Athem röchelte laut, oft biß er knirschend die Zähne zusammen. — Endlich erreichte er ihn matt und ohne Bewußtsein. — Halt! rief er laut, — halt an mit deiner Beute, Betrüger!

Raschid sahe rückwärts und erblickte Abdallah, er wollte ihm von neuem entfliehen, aber gewaltig ergriff ihn Abdallahs Arm und hielt ihn zurück. — Nein, du sollst mir nicht entrinnen, schrie er wüthend, schwöre hier durch einen gräßlichen Eid dich von Zulma los, — oder beim Propheten! ich vergesse unsre Freundschaft, so wie du sie vergessen hast.

Raschid wollte sich los machen, aber Abdallah schlug seine Arme um ihn und hielt ihn mit der Kraft eines Riesen an seine Brust geklammert. — Zurückgerissen von dem Sonnenglanz, rief er, sollst du in einem ewigen Dunkel verschmachten, schwöre Zulma ab und wirf

deine frechen Wünsche hinter dir, — ha! Selim ist mein Vater, nur Vatermord kann dich Zulma's würdig machen.

Ich schwöre nicht! schrie Raschid auf, — von mir Schändlicher! für Zulma ring' ich mit dir um Leben und Tod. —

Er versuchte es, sich mit allen Kräften aus Abdallah's Armen zu schleudern, aber dieser drängte ihn zu fest an sich, Raschid biß ihn mit den Zähnen wüthend in den Arm, um sich frei zu machen. — Sie rangen unter einem dumpfen Gebrülle gegen einander, kräftig warfen sie sich hin und her, die Erde dröhnte unter ihren Tritten. — Endlich warf Abdallah den ermüdeten Raschid nieder, er kniete auf ihn hin. — Willst du itzt Zulma zurückgeben? schrie er und stierte ihn mit einem eisernen Blicke an. — Nein, nein, und müßt ich ewig dafür verdammt werden, nein! brüllte ihm Raschid zu. — Abdallah zog einen Dolch und stieß ihn in die Brust des Ueberwundenen, ein großer Blutstrom stürzte hervor und floß über die Erde. — Unter krampfhaften Zuckungen starb Raschid endlich, ein Schleier zog sich über sein starres hervorgetriebenes Auge, er lag bleich und unbeweglich da. —

Abdallah stand über ihm und betrachtete ihn mit fürchterlicher Schadenfreude. — Warum rufst du nicht mehr Zulma's Namen aus? sagte er bitterlächelnd, wirst du mir sie itzt noch abkämpfen wollen? — Kann ich nun ruhen, ohne deine Eile zu fürchten? — Nun wirst du sie nicht gewinnen, die Würmer nehmen dich in Besitz! Nun ist sie mein, mein! o ich will es dir in die Ohren schreien, bis du von neuem fluchst, — Zulma ist mein! — Ha, warum bist du im Augenblick

so kalt, gleichgültig und träge geworden? — Liebst du Zulma nicht mehr? — verdient sie itzt nicht mehr die Huldigung deiner Wünsche? —

Ein plötzlicher heftiger Schauder fiel ihn an, er wandte sich und flohe mit Windesschnelligkeit zur Stadt.

Fünftes Kapitel.

Er stürzte wild in die Stadt hinein und eilte wie ein Rasender durch die Straßen, alles wich ihm furchtsam auf seinem Wege aus, man hielt ihn für einen Wahnsinnigen, der seinem Kerker entsprungen sei und jedermann sahe ihn mit Furcht und Mitleid nach. Er schweifte wüthend umher und stand itzt vor dem Pallast des Sultans. Als er hineinstürzen wollte, hielten ihn die Leibwächter zurück. Er wollte sich mit Gewalt hindurchdrängen, er schrie laut, man sollte, man müßte ihn zum Sultan führen, man stieß ihn wie einen Unsinnigen fort; da er aber stets von neuem und stets dringender bat, nahm man ihm endlich seinen Dolch ab und ließ ihn in den Pallast treten. Mehmed, der Vezier, begegnete ihm, Abdallah's Knie zitterten, seine Stimme war nur ein gebrochenes Lallen. Der Vezier sahe ihn mißtrauisch an und ging endlich in das Gemach des Sultans. — Abdallah stand zitternd auf dem langen Gange vor den Thüren der Zimmer, er wußte nicht mehr, wer er war und was er wollte, vorübergehende Sklaven betrachteten ihn mit Erstaunen, wie einen niegesehenen Fremdling, er sahe scheu umher, alle fuhren vor ihm, wie vor einem Mörder zurück.

Sein Zustand war fürchterlich und doch wünschte er ihn verlängert, sehnlich wartete er auf die Eröffnung der Thür und konnte sich diesen Augenblick nie als wirklich denken; ein wehmüthiges Entsetzen, eine fremde Verzweiflung, die ihn mit einer kalten Freude erfüllte, herrschte in seiner Seele. Jtzt war ihm nichts werth und nichts verhaßt, er war sich selber abgestorben, in einem dumpfen Nachsinnen verloren, gab er sich endlich Mühe zu entdecken, warum er dort stehe und auf was er harre. — In einzelnen Streifen brach sich der Sonnenschein durch die Fenster und er betrachtete aufmerksam die kleinen zitternden Strahlen, die sich zusammenwebten und wieder auseinander flogen, sein unverwandtes Auge verlor sich in aufmerksamen Betrachtungen von hundert Kleinigkeiten, dann sahe er wieder nach den Sklaven, die vor ihm zitterten und eine leise Ahndung sprach in ihm an, als müßte er sich vor ihren Blicken schämen. — In der Ferne flog ein Schall den langen Gang hinab, mit seinem todten eiskalten Blick sah er hin, es war Zulma, die mit einigen Sklavinnen dicht vor ihm vorüber in ein Gemach ging, ein Schleier bedeckte ihr Gesicht, aber er erkannte ihren Gang und den Glanz ihres Auges durch die Verhüllung. Alle seine gefesselten wüthenden Leidenschaften wurden plötzlich von eisernen Banden wie Wirbelwinde losgelassen, er kam zu sich selber zurück und fand jedes Entsetzen in der grauenvollen Wohnung wieder. Er starrte dem Schimmer ihres Gewandes lange nach, sie hatte ihn nicht erkannt. — Wo bist du? fragte ihn ein aufwachender Gedanke, — und was willst du? — Ha! die Verdammniß hält dir noch einmal die trügende Speise an der giftigen Angel hin; war es nicht Zul-

ma, die vorüberging? — Es ist meine Zulma, sprach er in sich weiter, sie ist mein, jetzt geh' ich hin und bezahle den großen Kauf, die Hölle reicht mir ihre Verschreibung. — Jetzt, jetzt wird der fürchterliche Augenblick nahen, der mich zum ernsten Verhör fordert, doch auch er wird vorübergehen, die Zeit verschlingt geizig alles. — Aber auch mein Glück wird verschwinden, es wird eine Zeit kommen, in der ich sagen werde, Zulma war mein und dann? — Nein, nein, ich will die Zeit festschmieden und ihre Räder zerbrechen, lahm soll sie langsamer von dannen schleichen. Die Wonne der Liebe soll mich berauschen bis ich wahnsinnig werde; wenn ich Zulma in meinen Armen halte, dann soll sich die Hölle nicht an mich hinanwagen, ihre Schuld einzufordern, o, ich will, ich will glücklich sein, — ich will schwören, daß ich nicht elend sein werde, der Fluch Selims trifft mich im Paradiese an, und flattert scheu zurück, in Zulma finde ich die Tugend und Gott, nur hier will ich anbeten, ich will mir selber Trotz bieten; die Seele ist verächtlich, die nicht Muth hat, von sich zurückzuschleudern, was feindlich in ihre Seligkeiten bricht, nur der Furchtsame leidet, durch seine feige Einwilligung ist der Elende elend, — ha! ich trotze dem Schicksal und der Allmacht, ich will kühn schroffe Klippen erklettern und mit hohnlachendem Triumph meine Kränze aus den Schrecken pflücken, — wer, wer kann mir verbieten glücklich zu sein? Wer will meinen frechen Geist beherrschen? Wer in Zulma's Armen Elend auf mich herabsprechen? — o er versuch' es, der Ewige, — mich treffen seine Flüche nicht, — mein Glück ist meine Tugend, ohne Zulma bin ich unglücklich, — Tugend ist ein nichtiger Schall, der verdammende Rich-

ter hat in seinem Busen nie die Menschheit gefühlt, — ein tyrannisches Schicksal hat eherne Gesetze für uns geschrieben, der Ewige hielt seine Erschaffenen für Engel, — er selber versteht die Menschheit nicht, — darum zertrümmert diese Gesetze, er wird einst verzeihen, oder er ist ein Tyrann, der die Schöpfung belebte, um sich ihrer Quaalen zu freuen. —

Die Thür des Gemaches öffnete sich. Der Bezier des Sultans trat heraus und führte Abdallah in ein prächtiges Zimmer; Ali saß in einer kalten empörenden Wuth auf einem Sessel und sahe dem eintretenden Abdallah starr entgegen; der Jüngling warf sich vor ihm nieder.

Eine lange Stille. Ali blickte auf ihn ernst herab, Abdallah wagte es nicht, die Augen aufzuheben. Seine Sinne hatten ihn verlassen, er ächzte laut in einer todten Betäubung. — Was willst du? fragte ihn endlich der Sultan mit zurückschreckender Kälte.

Abdallah hob sein Haupt auf und blieb auf den Knien liegen. — Was ich will? — antwortete er leise. — O diesen großen, schrecklichen, einzigen Augenblick wollt' ich. — Itzt, itzt ist er da! — Was such' ich hier? — Warum kam ich hierher? — Wer bist du?

Er ist wahnsinnig! schrie Ali auf, hinweg mit dem Unsinnigen!

Sklaven näherten sich und wollten ihn hinwegführen, Abdallah widersetzte sich ihnen stumm, — nein, rief er endlich aus, laßt mich! Ich muß hier bleiben, eine große Entdeckung führte mich vor deinen Thron, darum höre mich an. — Ali winkte, und die Sklaven entfernten sich wieder.

Nun sprich! sagte Ali, oder bei meinem Zorn, du gehst nicht lebendig aus diesem Saal!

Ich will sprechen, sagte Abdallah. O ich muß sprechen, von itzt an hab' ich keinen Willen weiter. — O Zulma! Zulma! — Ali, du hast ein großes Kleinod ausgeboten, du hast dem Zulma verheißen, der Selim deiner Strafe ausliefern würde.

Ali. Ja.

Abdallah. Wirst du dein Versprechen halten?

Ali. Beim Propheten!

Abdallah. O so ist sie mein! ich bringe dir das Geheimniß, gegen das du sie austauschen mußt.

Ali sprang heftig auf. — Selim? rief er, Selim? O meine Rache lechzt nach diesem Blute, sprich es aus, wo ist er? Wo kann ich ihn finden?

Abdallah schwieg. —

Sprich! schrie Ali noch einmal, meine Wuth steht mit neuer Macht in meinem Busen auf, foltre meine Ungeduld nicht länger, — oder beim Propheten —

Was hab' ich gethan? sagte Abdallah. — Hab' ich es ausgesprochen, das fürchterliche Wort? O nein, nein, ich habe nichts gesagt, ich frage dich Sultan, sprich, nicht wahr, ich habe nichts gesagt? — O laßt mich, laßt mich schweigen, meine Worte werden zu Mißgeburten, die meinen eignen Busen verwunden, ich bin an die Schwelle der Verdammniß gekommen, o laßt mich wieder rückwärts schreiten.

Sein Körper zitterte in einer fürchterlichen Angst, er wollte sich aufheben, aber er sank wieder kraftlos nieder.

Verwegner! sprach Ali zürnend, bist du Frecher hierhergekommen! meiner zu spotten? — Du kannst

nicht wieder zurückfordern, was du gesagt hast; sprich, oder Foltern sollen die Nachrichten aus dir herausquälen, die du mir verweigerst. —

Abdallah. Und es muß also sein? die fürchterliche Frage ist nun auf ewig entschieden? — Nun so sei es denn!

Er hob sich mühsam auf, seine Stimme zitterte, sein Gesicht war bleich, sein Blick starr. — Er beschrieb dem wüthenden Ali den Pfad, der zu der Wohnung Selims führte, er nannte ihm die Zeichen, an denen man den Weg erkennen könnte. Ali befahl seiner Leibwache, diesen Weg aufzusuchen und Selim zu ihm zu führen. — Abdallah wollte mit dieser wieder aus dem Saal hinauswanken.

Nein, rief Ali, so steht unser Spiel nicht, du verweilst hier, bis die Abgeordneten zurückkommen; sind deine Nachrichten Lügner gewesen, so soll dein Leben für deine Frechheit büßen.

Abdallah blieb zurück und sahe wieder starr vor sich nieder.

Ali. Hast du Wahrheit gesprochen, o dann werde dieser Tag als ein Fest gefeiert, Jubelgesänge sollen durch den Pallast jauchzen, durch die ganze Stadt eine laute Freude brausen. Was Selims Frechheit wagte, hat noch kein Sterblicher gewagt, er werde gestraft, wie noch kein Sterblicher gestraft worden ist. Ich will darauf sinnen, wie ich ihn martre, allen meinen Launen will ich an diesem Verworfnen ein Fest geben, heut will ich nach langer Zeit wieder fröhlich sein. Fürchterlich will ich unter meine Feinde treten, alles um mich her will ich verwüsten, was mich haßt. Auf Liebe darf ich nicht mehr hoffen, aber fürchten soll man mich

immer; so weit ist es mit mir noch nicht gekommen, daß man mich ungestraft verachten dürfte. — Ich will den Trotzigen zittern sehn und sollt' ich mein Gehirn mit Ersinnung von Martern zersprengen; Selim läugnet mir meine Menschheit ab, nun so mag er denn einen Tiger in mir finden. Nur durch Martern will ich zu ihm sprechen, die Folter soll mein Dolmetscher sein.

Bebend hörte Abdallah die Worte Ali's, er sahe ihn mit einem stieren Blicke an, kalt und ohne Leben wie das Gesicht eines ehernen Bildes. Ali fuhr zornig fort:

O daß das Leben nicht meinem Rufe gehorcht, ein Tod ist zu wenig, um diesen Frevel abzubüßen, ich wollte ihn mit Flammengeißeln durch hundert Tode und Leben peitschen, in die Vernichtung geworfen und wieder zum Dasein aufgeschreckt wollt' ich ihn mit Quaalen jagen, bis er in Demuth zitternd um Gnade flehte und den letzten Tod als ein Geschenk erwinselte. — Hat der Bösewicht nicht Freuden genossen, mit denen ich niemals Bekanntschaft machte? War ich nicht von je ein Bettler gegen ihn? Und mit niedrigem Neide steht er auf, mir auch das letzte zu stehlen, das Leben, ein Gut, das er verachtet, das einzige, was mir nur übrig blieb, da diese Menschen, die er liebt, mir alles genommen haben. Meine einzige Perl? — O dafür soll er keine Verzeihung finden, und wenn er mir alle Schätze seines Busens wie einem Erben hinterlassen könnte.

Abdallah erlag unter der Last dieser Gedanken, länger konnte er sie nicht ertragen, er riß mit Gewalt seinen Geist von diesen gräßlichen Vorstellungen zurück. Und Zulma? fragte er mit zitternder Stimme.

Ali. Sie ist dein, sie ist deine Gattin, und du bist

mein Sohn, mein ganzes Reich soll es erfahren, daß du mein Sohn bist. — O ich bin glücklich, daß diese Tochter, mein Stolz, eine Lockspeise meiner Rache geworden ist, durch diese eine That belohnt sie meine väterliche Zärtlichkeit.

Zulma mein? — stammelte Abdallah. —

Aber wer bist du? fragte Ali, du hast mir deinen Namen noch nicht genannt.

Abdallah fuhr erschrocken auf. — Wer? schrie er laut. O daß ich es vergessen dürfte! daß dies Andenken sich nicht so fürchterlich an mich hinge! — Ha! wer bin ich? — — Nein, kein Mensch, kein Thier, kein Teufel, — o hinweg mit der Schaam! selbst diese geziemt dem Verworfenen nicht mehr. — Ich bin sein Sohn.

Abdallah? Selims Sohn? schrie Ali auf. —

Ich war einst Abdallah, antwortete er.

Ali fuhr bleich zurück, erblassend sah sich das Gefolge des Sultans an, ein starres Entsetzen bemächtigte sich eines jeden, man betrachtete den Jüngling als ein fremdartiges Wesen, das der Menschheit, seiner Mutter, auf ewig entlaufen sei.

Ihr fahrt zurück? sagte Abdallah. — Selbst Ali erblaßt, vor dem schüchtern jede menschliche Empfindung zurückbebt, ha dieser Blitzstrahl dringt allmächtig durch den steinernen Harnisch seines Busens! er fühlt es, er freut sich, daß er ein Mensch ist! Wie war es denn möglich, daß ich über diese unermeßliche Kluft sprang und nicht im Springen zerschmettert wurde? — Nun steh' ich jenseit und strecke die Arme nach der Vergangenheit aus. — Ha! warum erblaßt ihr? — Ihr fahrt zurück wie vor einem Verbrecher, der an die

letzte fürchterliche Gränze aller Laster gekommen ist, ihr scheut euch mich Bruder zu nennen, — ach, ein hartes Verhängniß weht mich wie einen Staub umher, ich muß der sein, der ich bin. —

Ali sah ihn lange mit einem staunenden Blicke an. — Ich nannte dich so eben Sohn, sagte er langsam und leise, — Zulma bleibt dir, — aber mein Sohn kannst du nicht werden. —

Abdallah. Weil ich diesen Namen auf ewig gebrandmarkt habe, ha! Väter werden bei diesem Ton zusammenfahren und Mütter schaudern; seit Abdallah seinen Vater verrieth, zittert ein schneidendes Gefühl durch die Brust der Aeltern, die Hölle jauchzt, der Himmel weint, Greise wetzen Dolche für den ungebornen Enkel, mein böser Engel hat sein schwarzes Buch geschlossen und steht müssig zu meiner Rechten, diese That endigt das Verzeichniß meiner Sünden; alles, was ich nun noch thun kann, ist nichtswürdig gegen diesen glänzenden Triumph.

Alle schwiegen und Abdallah sprach heftiger weiter:

Nun ich über den Gränzstein ausgeschritten bin, o Himmel, nun ich jenseit aller Menschen wohne, o so nimm mir auch das Bewußtsein und meine Gedanken, — was sollen sie mir dort in der verbrannten Wildniß? — Gieß den Wahnsinn in vollen glühenden Schalen auf mich herab! — Itzt, itzt kann ich wahnsinnig werden, ich fühl' es, — ich gebe dir den Funken zurück, den du mir grausam geliehen hast. — Aber das Schicksal ruft fürchterlich: Nein! Ja mir selbst wächst unaufhörlich der Schierling, der mich in Todeskrämpfen zittern läßt, zum Bewußtsein verdammt zieh' ich selber die Feuerflammen und Verdammnißquaalen um mich

herum, dieser Geist ist meine Hölle und giebt mich nie wieder frei. — Itzt ist auch die letzte, die traurigste Blume der Hoffnung verwelkt, ich habe die Verzweiflung überstanden und bin noch der ich war; o warum ist unsre Tugend und Ruhe nicht so felsenhart und unzerbrechlich, als dies kalte quälende Bewußtsein?

Unglücklicher! sagte Ali, wie war es möglich —

Abdallah unterbrach ihn: — Kann ich es selbst begreifen? das Verhängniß und Zulma, — ich habe diesen Preis gewonnen, was ist es mehr, wenn ich mich selbst dabei verspielte? — Zulma, Zulma soll es mir alles ersetzen, ha! oder ich will einst den Richter jenseit bitter anklagen, daß er mich um mein Leben betrog, daß er mir hämisch einen großen Tausch anbot — und mich schadenfroh hinterging —

Halt ein! rief Ali, der Wahnsinn spricht aus dir! du lästert den Herrn, Elender! — Was hilft es, daß du gegen die Last kämpfest, du wirst sie niemals abwerfen. —

Ali sahe starr vor sich nieder, sein Gesicht ward milder, sein Auge menschlicher. Er dachte über einen Gedanken nach, der ihn wehmüthig machte.

Ha, Mehmed! sagte er endlich und wandte sich zu seinem Vezier. — Wer tadelt mich nun noch, daß ich die Menschheit verachte? Wer darf noch murren, wenn ich ihren prahlenden Beglaubigungsschein nicht als gültig anerkennen will? — Sie selber sendet einen aus ihrer Mitte, der ihre schwarze Verrätherei entdeckt, der den verächtlichen Betrug entlarvt. Bis itzt hab' ich noch immer gefürchtet, an diesem Geschlecht zu irren, aber nun sind meine Zweifel gehoben, ich bin überzeugt! —

Was hat Selim von mir gewollt, da sein Sohn, den er liebt, der ihn liebt, selber gegen seine Stimme schreit? — Wo soll ich ehren, wo lieben, wenn Verächtlichkeit und Meineid mir warnend auf der Gränze entgegenkommen? diesen Bothschafter hier nennen sie selber tugendhaft und er schlägt das Vermögen unter, das sie ihm anvertrauten und entläuft knechtisch mit seiner Beute. — O hinweg von mir, was sich mit dem Namen Mensch brüstet! Ihr Stolz ist Niedrigkeit, ihre Tugenden sind nur unterdrückte Verbrechen, von itzt sollen sie an mir einen unerbittlichen Richter finden, der sich durch keinen blendenden Glanz bestechen läßt. Ich will ihren Stolz verfolgen, bis er zur Demuth wird, sie verkaufen sich um eine Nichtswürdigkeit der Hölle, ihre eignen Sinne sind die Angelhaken, die sie für die ewige Verdammniß gefangen nehmen. Selim haßte mich, weil ich die Menschheit haßte, weil ich sie nicht lieben konnte, wollte er das Band meines Lebens zerreissen, diesen hat er für seine Menschheit erzogen und er verläugnet sie auf ewig. — Mit Selim will ich mein strenges Amt beginnen, statt zu verachten will ich das Siegel itzt verhöhnen, auf das diese Elenden so stolz sind. Es ist Tugend, diese Brut zu verfolgen, über ihre allgemeine Vernichtung würde die Erde und der Himmel jauchzen. Selim ist die erste Beute, die mir aus dieser schändlichen Rotte zugeworfen wird, an ihm will ich dreist sündigen, an ihm sollen sie eine Probe ihrer Verfolgung sehn und zittern. — Kömmt er noch nicht? Ich schmachte nach seinem Anblick, itzt will ich ihm mit Kühnheit entgegengehn, denn unser großer Streit hat sich entschieden, ich habe meine Anklage gewonnen, er soll zusammenfahren. Alle Quaalen

will ich an ihm ermüden und ihn dann erst des Spielwerks überdrüssig, in die Vernichtung werfen.

Abdallah hatte bis itzt in tiefen Gedanken verloren da gestanden, er hatte kaum Ali's Worte verstanden. Plötzlich brach wieder ein Ton durch die taube stumme Leere seines Innern, eine Tageshelle stand unvermuthet unter den flüchtigen Schatten, er wachte wie aus einem Rausche auf.

Mächte des Himmels! rief er plötzlich in lauter Angst, — was, was hab' ich gethan? Ha! wie bin ich hierhergekommen? — Wer ist es, der aus meinen Busen spricht? das ist nicht das Wesen, das sich einst Abdallah nannte, ein Fremdling hat ihn aus seiner Behausung geworfen und zerstört seine Wohnung, o könnt' ich ihn aus diesem Herzen reissen! — Nein, dies hat vor mir noch kein Mensch empfunden! Diesen Brand im Innern meiner Seele hat noch kein Sterblicher erduldet.

Er stürzte wüthend nieder.

Allmächtiger! rief er. — Was hab' ich gethan? — Vernichte mich, Gräßlicher, damit ich aus diesem Traum erwache! — Nur einen, einen Donner auf mein Haupt, laß ihn zerstörend durch mein Herz rollen und den Blitz durch diese Brust flammen, — wirf mich in die Hölle hinab, nur rette mich von diesem Gefühl, laß die Verdammniß mich nur von dieser Quaal erlösen! — Himmel! wie ein Nachtwandler wache ich plötzlich auf und finde mich in eine Todtengruft verirrt. — Reißt mit glühenden Ketten, mit Feuerhaken diesen angeklammerten Drachen aus meinem Busen, der wüthend mit scharfem Zahn in mein Eingeweide beißt! — Beschützt mich Geister der Hölle und schlagt diese Erinnerungen

zurück, die zu mir hinanspringen! — O Ali, Ali, — ruf deine Henker und laß mich vernichten, wenn noch ein einziges Menschengefühl unter den vermoderten Ruinen liegt, — findest du nur noch eins, das letzte, o so laß mich sterben. —

Ali sahe kalt auf ihn herab. — Du sollst leben, sagte er.

Abdallah. Leben? — Ha! du geizest mit dem Tode! Selim soll sterben, ich bin dieser Wohlthat nicht werth. O wenn du nur noch einen Klang von der zerrissenen Harmonie in dir spürst, wenn meine Quaal dir denkbar ist, — o so laß ihn nicht sterben, gönne dir selber diesen ersten großen Sieg, versuch es nur diesmal, nur dies einzigemal, — und wenn dich dein Gefühl nicht belohnt, o dann, dann freue dich der Todeszuckungen.

Ali. Selim muß sterben. —

Abdallah. Sterben? — O wie kalt du dies eine Wort aussprichst, an das sich meine ganze Seligkeit gehängt hat. — Sterben? — Fühlst du, was ich in diesem einzigen Wort verliere? — mehr, als mir tausend Kronen ersetzen können, mehr als diese Erde werth ist. — O Ali, denke den großen Gedanken, durch einen Hauch deines Mundes kannst du dich zu meinem Gott emporschwingen, der mir mit freigebiger Güte den Himmel schenkt, der großmüthig mich aus der Hölle nimmt und sie verschließt, — o Ali, sterben kann mein Vater durch den Dolch eines jeden Sklaven, — aber dann steht die ganze Schöpfung da und kann den Hauch des Lebens nicht wieder fesseln, der flüchtig den Körper verließ, — nur die Allmacht kann zu ihm wieder sagen: lebe! O Ali, du darfst itzt des Allmächtigen Stelle

vertreten, das Leben liegt im Winke deiner Hand; sei großmüthig, sei menschlich. —

Ali. Er muß sterben. —

Abdallah. Nein, laß ihn den Wink des Ewigen erwarten. — Du findest ihn dort einst wieder: laß ihn dir als Freund entgegengehn. Wünsch' es, daß du den heutigen Tag einst im Buch deiner Tugenden aufgezeichnet findest.

Ali. Nein, er muß sterben, heut sterben. — Wer bist du mir? Und für dich sollt' ich diese Freude verloren geben? —

Abdallah. Sterben? und unter Martern sterben? — Nichts kann diesen fürchterlichen Ausspruch vernichten? — Unter Martern, die bis in die fernsten Pulse der menschlichen Natur zucken? — Nun so häufe Quaal auf Quaal, sinne mit Henkersscharfsinn auf Schmerzen, trinke sein Blut und laß dir seine Gebeine vorsetzen, fülle das Maaß meiner Verdammniß bis oben an, daß auch keine Faser von mir der Hölle entrinne. — Nun es Flüche gilt, o so stürme die Unendlichkeit mit Millionen Flüchen auf mich ein, — nun bin ich einmal tief hinein in Raserei verirrt, nun mag kommen was da will. — Siehe, Gräßlicher, nun zittre ich nicht mehr, nun scheu' ich nicht mehr den Blick deiner Augen, so verworfen ich bin, so fühl' ich doch noch, daß ich ihm verzeihen würde. — Ich unternahm das fürchterliche Spiel, um mein Glück, um Zulma zu gewinnen, — du aber stehst von deiner Felsenkälte gepanzert da — und freust dich bloß der Todesquaalen. Du gewinnst durch seine Schmerzen nichts und ich verliere alles. — O nun dränge sich Verderben auf Verderben,

nun die Würfel einmal gefallen sind, nun stürze der Himmel und die Erde zusammen und begrabe alles in eine Hölle und ich will dazu lachen. Sieh, du hast meine Geduld verspottet und mich zur fürchterlichen Gränze des Wahnsinns gerissen und nun troz' ich dir und Gott. Was kann ich noch fürchten, da ich selbst mein größtes Entsetzen bin? — Ich könnte frech den Ewigen zum Zweikampf fordern und fluchend niedersinken. —

Er stürzte zu Boden, brüllte laut und schlug heftig mit den Fäusten seine Brust, der Vezier trat hinzu und wollte ihn hinwegreissen, aber Ali hielt ihn zurück. —

Laß ihn, Mehmed, sagte er mit bitterm Lächeln, mich ergözt die Ohnmacht dieses Wurms. Er möchte sich selber entfliehen und unzerbrechlich ist sein Bewußtsein an sein Verbrechen geschmiedet. — Sieh, dies ist der Mensch, der Wiederschein des Ewigen. — Sieh, wie er in der Wuth sich wälzt und wie ein Rasender brüllt, — würdest du ihn dir als einen Edelstein unter verächtlichen Gewürmen hervorlesen? Laß ihn liegen, — o beklage mich, daß ich zum Menschen ward, ich schäme mich meiner selbst!

Abdallah's Bewußtsein kam zurück. — Derselbe Leichnamsblick kömmt mir wieder entgegen? sprach er matt und leise. — Sieht so ein Mensch aus? — O dann will ich zu den Teufeln flehen und ich werde sie mitleidiger finden, als dich.

Ali. Ich bedaure dich. —

Abdallah. Es ist nicht möglich, — dann würde dein Auge eine andre Sprache reden.

Ali. Es thut mir weh, ein Wesen zu sein, das mit dir einen Rang in der Schöpfung hat, ich bemitleide mich selbst und darum bedaure ich dich. Weil ich euch verachte, will ich deinem Vater die Quaalen erlassen, mir ekelt, das Auge auf die Menschheit zu werfen, auch ihre Schmerzen können mich nicht vergnügen. Stehe auf, ich erlasse sie ihn.

Abdallah stand langsam auf, er ging betäubt zurück und stand ohne Bewußtsein und Gedanken an die marmorne Mauer gelehnt, Ali sahe starr vor sich nieder.

Es erhob sich ein Geräusch im Hofe des Pallastes, der Vezier eilte an's Fenster.

Was ist dort? fragte Ali. —

Selim, antwortete Mehmed, wird von der Wache hereingeführt. — Wie stolz der Verwegene seine Ketten trägt! —

Man hörte laut Ketten klirren; Abdallah fuhr aus seinem Todtenschlafe auf. —

Ketten? sagte er leise. — Ketten? — O wohin soll ich mich verbergen? —

Das Geräusch kam näher, Abdallah drückte sich fester an die Mauer und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

Sechstes Kapitel.

Selim trat mit der Wache herein, die ihn vor Ali führte. Er stellte sich stumm vor ihn hin, Ali sahe ihn mit einem durchbohrenden Blick an; Selim hielt unerschrocken diesen Blick aus, ohne die Augen niederzuschlagen.

Du bist mein! rief Ali aus. —

Ja, antwortete Selim, das strenge Schicksal hat es so gewollt.

Ali. Und du zitterst nicht?

Selim. Nein. —

Ali. Da du in meiner Gewalt bist? —

Selim. Was soll ich fürchten? Du hast die Gewalt mich zu tödten und ich wünsche den Tod. —

Ali. Auch einen martervollen Tod?

Selim. Endlich muß doch die letzte Marter zu mir kommen, die mich mitleidig frei macht. Wie soll ich Martern fürchten, wenn sie nicht ewig dauren? — Wie kann ein Mann so kindisch ungeduldig einige schmerzvolle Stunden scheuen? —

Ali. Du wünschest den Tod und dies könnte mich versuchen, dich nicht zu tödten.

Selim. Seit mein Entwurf dahin ist, giebt es keine Freude, keine Hoffnung mehr. Ich mag nicht in einer Welt leben, wo dein Wille, dein Befehl alle Seelen lenkt. O versuch' es, ich werde mit größerer Kaltblütigkeit sterben, als du Muth hast, meinen Tod auszusprechen. — Ich hatte auf diesen Fall gerechnet; daß ich sterben konnte, daß du Sieger sein konntest, diese Möglichkeit hatte ich nicht vergessen und darum bin

ich darauf vorbereitet. Auf beides machte ich mich gefaßt, entweder ich sprach dein Todesurtheil, oder du das meinige. —

Ali. Du hättest mich dem Tode übergeben?

Selim. Ja, denn du machst dein Volk unglücklich und es verdient glücklich zu sein. —

Ali. Du hättest mich unter Martern sterben lassen.

Selim. Nein, für dich wäre der Tod die größte Strafe gewesen.

Ali. Du verachtest mich?

Selim. Lehre mich, wie ich dich ehren kann. —

Ali. Du kannst mich hassen, nur verachten sollst du mich nicht. —

Selim. Nimm mir meine Meinung.

Ali. Du wirst zittern!

Selim. Vor dir? — Niemals! — dies ist also der Ali, vor dem Asien bebt? das Schrecken des Volks, der Mann, mit dessen Namen Mütter ihre Kinder zur Ruhe bringen? — Ich hätte ihn schrecklicher geglaubt. — Dies ist der Blick, der Tausende bleich macht, dies die Hand, auf deren Wink das Leben wie ein Hauch entflieht? — O versperre dich, Sultan, in deinem Pallaste, werde von Niemanden gesehen, sonst wird es bald dahin kommen, daß keiner vor dir zittert.

Ali. Du wagst es, mich zu verspotten?

Selim. Was kann ich wagen? — Das Leben haß' ich, so wie ich dich hasse, deine Martern veracht' ich, wie ich dich verachte, — nenne mir ein Wort, das die Farbe von meinen Wangen jagte, einen Ton, der mich erzittern macht; du kannst es nicht. — Sieh, ich bin über dir und über dem Schicksal erhaben. — O sieh' mich nicht so drohend an, dein Blick fällt vergebens so

flammend auf mein Angesicht, ich bin kein Verbrecher, ich darf mich nicht vor deinem Auge verkriechen; trüg' ich nicht diese Ketten, o so müßtest du in meiner Gegenwart zittern, ein Verräther hat dir dies Zittern erspart, ein Verräther hat meinen Vorsatz vernichtet, auf ihn komme das Elend des Volks, nicht über dich. —

Ali. Nicht über mich?

Selim. Nein, — du verachtest die Menschheit, du verkennst ihren Werth, Menschen gelten dir weniger als Pflanzen, durch Schätze kannst du sie nur belohnen, durch Hinrichtung nur bestrafen; du hast keine Ahndung von dem Gefühl, das den Menschen zum Menschen erhebt, — und darum bemitleid' ich dich, darum verzeih' ich dir.

Ali. Verworfner? du verzeihst mir? — Welcher Stolz spricht aus diesem Sklaven? — Führt ihn hinweg!

Die Leibwache wollte ihn wegführen, als Selim sich noch einmal zu Ali wandte. —

Und was gewinnst du mit meinem Tode? — sprach er mit fester Stimme, wird dein Zittern enden mit diesem Schlag? — Wirst du weniger beim Schall des Windes und vor deinem Schatten zurückschrecken? — Die Tyrannen tragen ihre Strafe in ihrem eigenen Busen. — Dein Volk haßt dich und du weißt es, die Welt verachtet dich und du verachtest dich selbst. — Hartnäckig ringst du mit dir, dich aus dieser Selbstverachtung, aus dieser Seelenträgheit herauszureissen, — aber du vermagst es nicht. — Ich sterbe und du lebst, — aber beim Allmächtigen! ich möchte dein Schicksal nicht mit dem meinigen vertauschen! — Schon daß ich dich im Tode verliere, ist ein Gewinn, ein Leben, über das du in jeder Stunde

gebieten kannst, ist kein Gut für mich, ein Glück, das von dir abhängt, kann kein Glück sein. — Und welches Leben, welches Glück bleibt dir zurück? o sieh in die Zukunft hinaus und erzittre vor der nimmerendenden freudenleeren Wüste. — Ohne lieben zu können und ungeliebt, verachtet und verachtend gehst du jeder Stunde entgegen. Eine ewige Langeweile, von keiner Freude vertilgt, ein ewiger Durst, der nie eine löschende Quelle findet. — Deine Brust ist hohl, du schämst dich ein Mensch zu sein, du kennst keine Seligkeiten, treulos haben sie dich alle verlassen. — So lebst du — und stirbst endlich, ohne gelebt zu haben. Du hoffst stündlich Freuden und vertraust dich unbefriedigt jedem neuen Tage, der letzte sinkt unter, — du bist nicht mehr und glaubst auch nicht gewesen zu sein, — Und darum, weil ich dich bemitleide, verzeih' ich dir!

Ali stand nachdenkend. — Noch dräut der Mordstahl in deiner Hand, fuhr Selim fort, noch erzittert alles rund umher vor deinem Machtspruch, — aber eine freudige Aussicht thut sich mir auf. — Unaufhaltsam bricht der Wogensturm heran, unaufhaltsam rauscht es immer näher, armselig wird deine Schreckensstimme in dem Brüllen der Orkane verwehen, dann, — o sie kann nicht fern sein, diese Zeit, — dann fühlt die Menschheit ihre große Kraft und fühlt zugleich ihre Ketten, sie zerspringen mit einem furchtbaren Klang und du zitterst! — Dann löscht kein Mord die hellen Flammen aus, dann gehn deine Geschlechter unter und die Menschheit fordert ihre ewigen Rechte zurück; — ich kann ruhig sterben, denn diese Zukunft lacht mir entgegen.

Selim wandte sich hinweg, um den Saal zu verlassen, Abdallah eilte hervor und stürzte vor seinem Vater nieder. —

Du hier? fragte Selim freundlich; glücklich, daß ich dich gefunden habe, mein Herz suchte dich schon auf dem Wege, aber doch wird mir der Abschied von dir diese Reise erschweren. —

Du gehst um zu sterben, Vater? sagte Abdallah mit dumpfer Stimme. Er klammerte sich schmerzhaft um seine Kniee, alle seine Pulse schlugen gewaltsam, seine Brust röchelte, sein Auge starrte brennend zum Vater hinauf.

Stehe auf, mein Sohn, sagte Selim, komm in die Arme deines Vaters. — Er umarmte ihn. — Mit diesem Kusse fuhr er fort, nehme ich den Fluch wieder von dir, den ich voreilig über dich ausgesprochen habe, wenn ich dir fluche, welche Seligkeit lasse ich dann auf dieser Welt zurück? — Nein, Abdallah, aller Segen des Himmels komme auf dein Haupt herab. — O vergieb dem Vater, der vom Zorne übereilt ward, vergieb ihm, geliebter Sohn! —

Vater! Vater! schrie Abdallah laut, — dein Segen brennt glühend auf meinem Haupte, gieb mir meinen Fluch zurück, er machte mich glücklich. Fluche mir, Vater, fluche mir dreifach, wenn du mich nicht ganz elend machen willst. —

Selim. Du sprichst im Wahnsinn, Abdallah; hat dich mein Unglück in diese Wuth gesetzt? — o laß mich, ich sterbe freudig. Ehre das Andenken deines Vaters und Abubekers Tochter werde deine Gattin.

Abdallah. Fluche mir, Vater, oder ich bin verloren! die Hölle ist mein Paradies; Flüche sind meine Freude!

Selim. Ich mußte ja doch bald sterben, Abdal-

lah, — laß mich, du bist nicht Schuld an meinem Tode, wir sehn uns einst wieder.

Abdallah. Nein, nein! du bist mir ewig, ewig verloren; wir sehn uns nie wieder, ach! du weißt nicht —

Selim. Wir wollen Abschied nehmen, nur auf ein Menschenalter. Ich lasse dir meinen besten Segen zurück, mein Geist wird über dir wachen, meine Seele der Wächter deines Glücks sein. Ich will der Gehülfe deines guten Engels werden, — nur verzeih meine Härte, geliebter Sohn, mit der ich heut am Morgen mit dir sprach, ich habe sie nachher tief bereut. —

Abdallah schloß sich ohne Bewußtsein krampfhaft an seinen Vater, Selim hielt ihn in seinen Armen und sahe wehmüthig auf ihn hin. — Komm zurück, sagte er zärtlich, denn ich muß scheiden, von dir und von dieser Welt; ich habe genug gelebt, bleibe du zurück, entfliehe von hier und suche dir ein besseres Vaterland, hasse den Bösewicht und liebe den Tugendhaften, ehre Gott und seine Gesetze, und das Elend wird vergebens gegen dich anstürmen; du wirst in dir selber stets eine unversiegbare Quelle von Glück entdecken, das dir kein Tyrann und kein Boshafter rauben kann; an den Edlen reicht das Unglück nicht hinan, ihn erreicht keine Grausamkeit, kein Bösewicht kann ihn niederdrücken, er lebt und geht aus dem Leben hinaus ohne zu klagen, denn er weiß, daß er dort den Lohn seines Edelmuths empfängt. —

Nimm mich mit dir! rief Abdallah. — An deiner Seite wird man es nicht wagen, mich vom Eingange des Paradieses zu verscheuchen. O laß mich mit dir sterben!

Selim. Nein, Abdallah, du bleibst zurück, bis dich der Richter fordert, bis die Jahre ihren Kreis gemacht haben, bis die Welle deines Lebens in das große Meer der Ewigkeit fließt, — bis dahin sei ruhig, wir sehn uns wieder. — Tröste dich mit dem schönen Augenblick, in welchem ich freudig meinem Sohn entgegen gehen werde, wo die Ewigkeit unsre Liebe unzertrennlich verbindet; wo wir uns mit Lächeln von den hiesigen Träumen erzählen, — o halte mich nicht länger von diesem schönen Aufenthalt zurück, der Tod ist nur eine Brücke, die mich dorthin führt, — Lebe wohl! —

Er wollte sich von Abdallah losmachen, aber dieser hing sich fest an seinen Vater. — Ich lasse dich nicht, ich kann dich nicht lassen, schrie er wüthend, fluche mir und ich gebe dich frei, übergieb mich der Hölle und ich will dich dem Paradiese lassen. — Vater, du weißt nicht, wen du in deinen Armen hältst.

Meinen Sohn, meinen geliebten Sohn, antwortete Selim. —

Als du mir heut zürntest, antwortete Abdallah, als du mir fluchtest, da liebt' ich dich, da warst du mein gütiger Vater, hinweg! itzt muß ich dich hassen, denn du labst dich an meiner Höllenpein.

Abdallah stieß seinen Vater wüthend von sich, Selim sahe ihn befremdet an. —

Ist das mein Sohn? sprach er leise. — Welcher böse Engel spricht aus deinem Munde?

Abdallah. O erst hast du mich in die Verdammniß tief hineingestoßen, dein Arm ist zu schwach, mich wieder zurückzureissen, dein Segen wird den Fluch nicht von mir hinwegnehmen, der in allen meinen Gebeinen

ras't, dieser Wassertropfen kann den schrecklichen Brand nicht löschen.

Selim. Hat deines Vaters Zorn dich wahnsinnig gemacht, geliebter Sohn? — Komm aus deiner Raserei zurück, ich muß fort, lebe wohl.

Er umarmte ihn noch einmal zärtlich, sein Kuß ruhte lange auf den Lippen seines Sohnes, Abdallah lag erschöpft in seinen Armen, sein Auge hing matt an den Blicken seines Vaters. — Lebe wohl, sagte der Jüngling schluchzend, Thränen stürzten über seine Wangen. Sein Vater wollte ihn verlassen, er drückte stumm die Hand des Sohnes, Abdallah hielt sie fest in der seinigen eingeschlossen; endlich wickelte er sich von ihm los, Abdallah taumelte zurück und sank gefühllos gegen die Mauer. —

Auch dies hab' ich überstanden, sagte Selim, und wandte sich zu Ali, dies war die Marter, die mir meinen Tod schmerzhaft machte; itzt magst du dich an meinen Schmerzen ergötzen und kein Stöhnen, kein Aechzen soll dir einen schadenfrohen Triumph gönnen. —

Ali sahe ihn mit einem leichenkalten Blick an. —

Du glaubst, fragte er ihn höhnisch, nichts kann dich mehr erschüttern, nun dieser Abschied vorüber ist?

Selim. Nichts. —

Ali. Hüte dich, daß ich dich nicht schaamroth mache und du als ein Lügner vor mir stehst.

Selim. Ich wiederhole es, nun mag kommen, was da will, ich will ihm mit festem Auge in's Angesicht sehen. —

Ali. Du stirbst gern? —

Selim. Ja.

Ali. Du liebst, du achtest die Menschheit?

Selim. Würd' ich dich sonst je haben hassen können? — Ja, könntest du mir diesen Glauben an die Menschheit nehmen, dann würd' ich dich für meinen Sieger anerkennen, dann, nicht eher, würd' ich mein Leben bereuen, dann, dann hätt' ich umsonst gelebt, dann wäre mein Stolz eine verächtliche Traumgestalt, die Arbeit meines Lebens ein nichtiges Kinderspiel gewesen, ich würde die Stunden zurückwünschen, in denen ich Menschenglück aufbaute und an dem Reichthum meiner Seele sammelte, dann würd' ich wünschen, Ali gewesen zu sein.

Ali. Und wenn ich dich nun dahin bringen könnte?

Selim sahe ihn mit einem furchtsamen Blick an, — dann, sagte er schüchtern, dann würd' ich vor dir zittern. — Aber nein, unmöglich, diesen Glauben kannst du mir nicht nehmen, du bist kein Mensch, was willst du von ihrem Adel wissen? —

Ali lächelte ihn höhnisch an. — Bist du nicht neugierig, den kennen zu lernen, der mir deinen Aufenthalt verrieth? fragte er mit funkelnden Blicken.

Nein, antwortete Selim, ich habe ihm verziehen, sei es, wer es wolle.

Ali ergriff die Hand Selims und führte ihn dann zu Abdallah. — Dieser ist es! sagte er schnell.

Selim fuhr blaß zurück. — Soll ich dieser Lüge glauben? sagte er nach einigem Stillschweigen; nein, Ali, dazu ist sie nicht fein genug ersonnen.

Dieser ist es! sagte Ali noch einmal mit schadenfroher Miene.

Selim. O Lügner, sieh dies Auge, diese entstellten Züge, diese Todesblässe, und wiederhole dann deine Worte noch einmal.

Ali. O dann wäre mein Triumph noch tausendmal herrlicher, wenn er itzt nicht bereute. —

Selim schwieg, er sahe mit einem schweren Blick auf Abdallah hin; Abdallah schlug die Augen nieder, alle seine Glieder zitterten.

Und mein Sohn antwortet nicht? fuhr Selim auf. — Nicht mit einem Ton, durch einen Blick widerlegt er diese gräßliche Lüge? — Soll ich dies Stillschweigen für Bewußtsein halten?

Abdallah drängte sich fester an die Mauer, er wünschte, daß ihn die Erde verschlingen möchte und schwieg.

Soll ich es glauben? sprach Selim erschrocken. — O wenn ich hier zweifeln soll, dann ist alles, was ich glaubte, Irrthum, dann — o ich Unglückseliger! — dann Ali, geb' ich mich besiegt. — O Himmel! Abdallah! Abdallah! sprich zu deinem Vater, höre meine letzte Bitte. — Er faßte die Hand Abdallah's. — Sprich, und zerrisse der Ton mein Ohr, nur eine Sylbe, nur einen Athemzug: sprach er Wahrheit? —

Abdallah's Herz wollte springen, er zitterte stärker, sein Busen kochte, mit matter stockender Stimme stammelte er endlich: Ja!

Ja? — sagte Selim und ließ plötzlich seine Hand niederfallen. — Ja? — Nun dann bin ich von einem tiefen Schlaf erwacht. — Auch dir hab' ich verziehen. —

Ali sahe ihn mit einem durchbohrenden Blicke an. — Auf diese Verdammniß hättest du nicht gerathen und hättest du dein Gehirn zersprengen sollen? fragte er ihn boshaft. — Du liebtest ihn, er liebte dich? Er gehört zu den Edelsten der Menschheit? — Sieh, dies sind die Verehrungswürdigen unter der Natterbrut. —

Selim, nun kann ich dir dreist in's Auge sehen, nun ist mein Triumph vollendet, der Eid, den ich beim Ewigen schwur, ist kein Meineid, — ich habe, was ich wollte, ich sehe dich zittern!

Ein Fieberschauer schüttelte Selims Gebeine. Ich habe die Menschheit nie gekannt, sagte er sehr ernst. — Noch einmal sahe er mit starrem Auge nach seinem Sohn, dann verließ er stumm den Saal, — die Leibwache folgte ihm. — Ali sahe ihm schadenfroh nach. — Ich bin gerächt! sprach er freudig, für die Menschheit hat er gekämpft und sie fällt in seiner letzten Stunde treulos von ihm ab, ha! nun wird ihm der Tod einen bittern Kelch reichen! So groß hätt' ich meinen Sieg nie geträumt. — Er wagte es nicht, mich anzusehen, — nun kann ich ihn verachten!

Abdallah stand ohne Bewegung, ohne Leben, sein Gesicht war todtenbleich, alle Glieder in einer fürchterlichen Erschlaffung erstarrt, man sahe kaum, daß er Athem holte.

Verloren! verloren! schrie er dann plötzlich. — Er schwieg wieder, alles war still, nur zuweilen tönte ein abgerissener brüllender Schrei Abdallah's durch den Saal. — Eine innere Wuth arbeitete in seiner Brust, tausend folternde Schmerzen duldete er in einem Augenblick zugleich, Angst und Verzweiflung, Wuth und Entsetzen stürmten durch seine Seele. — Mein Vater! mein Vater! rief er dann von neuem mit lauter Stimme. — O dies war sein letzter Blick! — dies! — o Ewiger, warum starb ich nicht vor diesem Blick? — Er hat mir vergeben? — Nein, eine heißhungrige Quaal nagt an mir. Alles ist zerstört und vernichtet, —

o mein Vater! — Stille, daß ich diesen Namen nicht nenne! Vater? — Ich bin kein Sohn, ich habe keinen Vater! — Nein, wie Abdallah sieht kein Sohn aus, — ich bin von der Menschheit ausgestoßen! Teufel sind meine Brüder, die Hölle ist meine Heimath.

Ein Sklave trug einen Giftbecher durch den Saal, Ali winkte ihm: man gebe ihm den Trank noch nicht, sagte er. Der Sklave ging.

In diesem Becher, rief Abdallah, wird meinem Vater der Tod gebracht! — Ha, wie die bösen Engel alle hohnlachend um mich grinsen! Nun gehör' ich ihnen leibeigen, nichts wird mich loskaufen. — Mein Name ist aus der Zahl der Lebendigen ausgestrichen, im Buch der Verdammniß steh' ich eingeschrieben, — bald wird mir die fürchterliche Rechnung vorgelesen werden! — —

Ali ging ihm näher und sagte: Verweile hier, ich gehe um Selim sterben zu sehn. — Itzt wird er den Giftbecher nicht so muthig, so verächtlich leeren. Höhnisch lacht ihm die Menschheit nach, er wird sich seiner Thaten und seiner Begeistrung schämen. — Diese Wonne will ich mir nicht versagen.

Ali ging und der Vezier und die übrigen begleiteten ihn. — Abdallah blieb in dem weiten Saal allein, alles um ihn her schien ihn mit fürchterlichen Gesichtern anzublicken, er stieß wüthend seinen Kopf gegen die Mauer.

Itzt! itzt! — sprach er leise, — itzt trinkt er den Becher, itzt lachen Ali und sein schändliches Gefolge über die Todeszuckungen meines Vaters; Selim denkt an seinen Sohn und dieser Gedanke dreht ihn in noch schrecklichern Krämpfen. — O Abdallah! Abdallah! — Wardst du darum geboren? — O nun ist jenes fürch-

terliche Ziel herangerückt! — Auf ewig, auf ewig bin ich verloren! — Selim! — Abdallah! — Die ganze Natur wird in ihr Chaos zurückspringen, denn die Liebe ist todt, alle Elemente werden von neuem feindselig gegen einander kämpfen und die Welt in Trümmern schlagen. — O warum gerade ich, unter Millionen ich der Verworfene, der seinen Vater ermorden muß? — Nur ich? — In diesem Gedanken grinst mich die ganze Hölle an.

Er stand von neuem in einer dumpfen Betäubung.

Siebentes Kapitel.

Omar trat in den Saal. Abdallah fuhr auf als er ihn sahe und stürzte sich wild in seine Arme. Rettung! Rettung! schrie er heftig. — Omar, reiß mich durch deine Gewalt aus diesem Strudel, der mich zerschmettert; o wo bist du gewesen? Warum hast du mich so unbeschützt allen diesen fürchterlichen Quaalen überlassen? — Bin ich deiner Hülfe nicht mehr werth? Liebt kein Wesen mehr den Alldallah, seit er der Menschheit untreu geworden ist? — Omar! rette mich vor mir selbst! sieh, ich bin fast wahnsinnig, o könnt' ich es ganz werden, ich wäre glücklich!

Ich erschrecke vor dir, sagte Omar, ich glaubte dich nicht so zu finden.

Abdallah. Nicht so? — O und wie anders? Wie kann ich anders sein? — Wundre dich, daß du mich noch lebendig antriffst, kein Sterblicher hat noch

mit so vielen Martern gerungen. — Ich sollte ruhig sein, itzt, da mein Vater unter gräßlichen Schmerzen knirscht? —

Omar. Er leidet nicht mehr. —

Abdallah. Itzt?

Omar. Er ist todt!

Abdallah. Todt? — Todt? — Er war und ist nicht mehr. Todt? O wie viel liegt in dem armseligen kleinen Worte. Nun hat er mein Verbrechen abgebüßt. —

Er sank wieder in ein tiefes Nachdenken, das Omar vergeblich zu zerstreuen suchte. — Ich habe ihn gehabt, fuhr er dann fort. — Gehabt? — O Himmel, mein Vater, den ich so zärtlich liebte, der mich so innigst liebte, dieser ist todt. Von seinem Sohne geschlachtet, hingegeben der Mordgier durch Abdallah. — Ach, Omar! Omar! — So eben hätt' ich durch Zulma seine Martern abkaufen mögen und nun klag' ich darüber, daß er sie nicht mehr fühlt. —

Omar. Sei weise, Abdallah. Laß das, was vergangen ist, vergangen sein. — Was hast du gewonnen, wenn dich diese Gedanken ewig quälen? Zweifle an allem was war und lebe nur in der Gegenwart, alle deine Hoffnungen kommen dir gekrönt entgegen, siehe, es fehlt keine in ihrem feierlichen Zuge, geh mit heitrer Stirn auf sie zu, wie es dem Glücklichen ziemt. — Hinweg mit diesen Falten! Sieh aus wie ein Bräutigam, der seine Braut erwartet; Tausende sind unglücklich, ohne des Glücks zu genießen, das dein ist. Zulma! rufe diesen Namen nur und alle Sorgen werden zurücktreten, feigherzig entflieht dann jeder Kummer.

Abdallah. Zulma? — O das war eine Seligkeit, auf die ich einst so sehnlichst hoffte, aber auch dieser Strahl ist hinter Wolken untergegangen, auch diese Freude hab' ich verspielt, um nichts zu gewinnen. — Du zeigst, um mich zu trösten, auf ein Grabmal hin, in welchem ein Freund schlummert, der einst meine Wonne war.

Omar. O Zulma, Zulma ist dir nicht gestorben, ruf nur einen Strahl jener Entzückungen zurück, mit denen du ehemals ihren Namen dachtest. —

Abdallah. Ach Omar, sie wird mir ein ewiges Verzeichniß meiner Verbrechen sein, alle beseligenden Gefühle sind auf ewig von mir hinweggeflohen, nur die entsetzlichen sind mir geblieben, diese knüpfen sich an jedes Wesen, an jede Erwartung. —

Omar. Reiß dich aus dieser trägen Seelentaubheit, zeige den Schaudern eine Heldenbrust, und sie werden zurückstürzen!

Abdallah. Nein, Omar, auf welche Freude darf der Vatermörder rechnen? Jedem andern Verbrecher verzeiht der gütige Himmel einst, aber des Vatermörders Gebet darf sich nicht in seine Himmel wagen, die Engel würden erzittern und der ewige Glanz seines Thrones erbleichen. Seit Ewigkeiten ward ich ausgelesen, ein Spott des grausen Verhängnisses zu sein und dies fürchterliche Spiel wird sich niemals enden. — Ach! könnt' ich wieder werden was ich war, könnt' ich zu dir sagen: weck mich auf! und ich erwachte dann und alles, alles wäre nur ein Traum gewesen, stände dann der Abdallah wieder vor dir, der einst vor dir stand, wärst du derselbe Omar, der du ehedem warst, — ach! als ich deine Lehren noch mit kindlicher Unbefangenheit in

mich sog, als ein zürnender Blick meines Vaters oder von dir das Unglück dieser Erde für mich war, als ich froh an jedem Abend einschlief und der Strahl des Morgens mich zu neuen Freuden weckte, als ich mich so unbesorgt und mit kindlichem Lächeln jedem Tage überließ, der mich dem folgenden überlieferte, — o wenn kann ich wieder eine dieser Seligkeiten kosten? Wie ist dieser Abdallah so plötzlich jenseit aller Verbrechen und Laster geschleudert? — Himmel! wie nahe liegt mir die Zeit, als ich noch vor dem Gedanken Mörder zurückbebte? — Und selbst ein Mörder sein und der verworfenste von allen Mördern, Vatermörder! — o dürft' ich an die Unmöglichkeit glauben, dürft' ich der Unwahrscheinlichkeit vertrauen und mich keck mit mir selber wieder versöhnen. — Aber nein, es ist! Nicht wahr, Omar, es ist? —

Omar. Es war.

Abdallah. Nein, es ist! die Ewigkeit, der Allmächtige selbst kann mein Verbrechen nicht von mir wieder abkaufen. — Ach, Omar, als mein Vater hörte, daß sein Abdallah ihn dem Verderben verrathen habe, — ach, da sahe er mich mit einem Blicke an, — o es war ein entsetzlicher Blick, nie wird meine Einbildung diesen Blick verlieren, keine Stunde meines Lebens war mir noch so fürchterlich, als diese, noch nie war meine Seelenangst so hoch gestiegen, als bei diesem Anblick des Auges; alles Entsetzen lag darin. Laß mich nur diesen Blick vergessen, Omar, und ich will das freche Versprechen wagen, alles übrige zu vergessen!

Omar. Dein Vater hat dir verziehen, verzeih dir selbst. —

Ali und sein Gefolge kamen zurück. — Auch keinen Schrei konnte ihm der Tod auspressen, sagte Ali mürrisch, sein Tod war so halsstarrig wie sein Leben, er ging in die Vernichtung wie ein andrer sich zum Schlafen auf sein Lager wirft; der Schmerz wühlte in allen seinen Zügen und trieb seine Glieder fürchterlich geschwollen auf, aber er sahe dem gräßlichen Anblick wie einem Spiele zu. — Auch kein Seufzer ist ihm entschlüpft.

Ali winkte und einige Sklaven traten hervor, die den betäubten Abdallah in ein Bad führten. In Träumen verloren that er ohne Besinnung alles, was man von ihm verlangte. Man salbte ihn dann mit köstlichem Balsam und schmückte ihn mit reichen Kleidern, er bemerkte kaum diese Veränderungen. — Mit Gold und Purpur geschmückt ward er in den Saal zu Ali zurückgeführt.

Alle Großen des Reichs waren hier versammelt, der Saal schimmerte von Edelsteinen, himmelblaue Polster mit Gold geschmückt lagen an den Seiten des Saales. Jedermann begrüßte Abdallah ehrerbietig, alles neigte sich tief, er zwang sich heiter umherzusehen und jeden Gruß mit Freundlichkeit zu erwiedern.

Prächtig gekleidet trat Zulma itzt herein; Abdallah hatte sie noch nie so schön gesehn, er fuhr unwillkührlich auf und eilte ihr entgegen: mit ihr trat ein Priester herein. —

Ali nahm die Hand Zulma's und legte sie in die Hand Abdallah's. — Ich gebe sie dir, sprach er, so wie ich sie dir verheißen habe; deine Treue gegen deinen Fürsten hat dir diesen Lohn erworben, werde nie untreu,

und meine Gnade und die Gunst des Himmels wird ewig auf dich herunterblicken.

Der Priester sprach den Segen über beide aus, die Gäste warfen sich nieder und wünschten ihnen Glück. — Abdallah sahe immer starr vor sich nieder, nur zuweilen drückte er heftig und stumm Zulma's Hand, sie sahe oft besorgt nach ihm hin, aber er bemerkte ihre Blicke nicht und brütete wieder in seinem dumpfen Nachsinnen weiter.

Die Feierlichkeit war geendigt, Ali und die Gäste entfernten sich, um im Garten die frische Kühle der Abendluft einzuathmen, Abdallah und Zulma standen allein im Saale. —

O so ist denn endlich, begann Zulma, der große, der fürchterlich schöne, der langerwünschte Augenblick herangekommen, an dem ich von jeher zweifelte? — So sind denn nun alle meine Wünsche erfüllt? — O wie zagt' ich gestern, und flohe erschrocken zurück, als ich dich vor dem Pallast stehen sahe, ich wußte wie sehr mein Vater dem deinigen zürnt, — aber nun ist ja alles vorüber, — ich sinne vergebens, wie du durch die Unmöglichkeiten hindurchgedrungen bist und dich zu mir gekämpft hast, — aber sei's, auf welche Art es wolle, ich halte dich in meinen Armen und bin glücklich, und was will ich denn noch mehr als dieses Glück? Daß ich glücklich bin, daran weiß ich genug, alles übrige ist mir heute gleichgültig und ohne Werth. — Aber warum bist du so stumm, Abdallah? Meine Freude schwatzt und die deinige schweigt in ein stilles Nachsinnen verloren?

Abdallah sahe auf. — Fühlst du dich glücklich in meinen Armen? fragte er leise.

Zulma. So glücklich wie im Paradiese.

Abdallah. Ganz glücklich?

Zulma. Könntest du daran zweifeln? —

Abdallah. O so ist der Fluch des Ewigen nicht auf meine Stirn geprägt, — und du fühlst nicht, daß du in den Armen eines Mörders liegst?

Zulma. Eines Mörders?

Abdallah. Hörtest du den Herold nicht das schreckliche Gebot ausrufen?

Himmel! — du hast nicht, — sagte Zulma mit banger Ahndung, — sie konnte, sie wagte es nicht, weiter zu sprechen.

Ja! rief Abdallah lautlachend, ich gab meinen Vater verloren, um dich, dich zu gewinnen!

Zulma fuhr erblassend zurück, sie wollte ohnmächtig niedersinken, aber Abdallah fing sie in seinen Armen auf. Mit halbgeschlossenen Augen sahe sie ihn starr an, sie konnte nicht sprechen, ihre Lippen zitterten, sie wollte sich aus seiner Umarmung losmachen, aber in einem schrecklichen Krampf hielt er sie fest an seine Brust gedrückt. Du bist mein! mein! schrie er laut, — ich habe dich der Hölle abgerungen und keine Hölle soll dich mir wieder rauben, — so wie du mir gehörst, gehörte noch kein Weib dem Manne, jedes Haar deines Hauptes ist durch einen Fluch erkauft. — O Zulma! Zulma! auch du willst mich verlassen? — Für dich hab' ich mich ja der Verdammniß verpfändet, für dich, nur für dich bin ich der Natur und meiner Menschheit abtrünnig geworden und habe wüthend an meinen eignen Gebeinen genagt, — o hier ist noch die letzte Freistatt meiner Seele, in kein andres Gebiet darf sich der gebrandmarkte Verbrecher wagen, nur die Liebe

nimmt ihn gütig auf. — O Zulma! an deinen Busen gelehnt sollen mich deine süßen Lippen Vergessenheit lehren, hier will ich dem Himmel zum Trotz Seligkeiten genießen, — o dich hatt' ich vergessen, als ich dem Ewigen meine Freuden aufkündigte.

Ein Mörder? Ein Vatermörder? schrie Zulma schrecklich auf. — O hinweg Ungeheuer aus meinen Armen, du bist nicht mehr Abdallah!

Zulma! Zulma! rief Abdallah, hier ist meine letzte Hoffnung, nimm mir diese und meine Wollust ist Raserei und Gotteslästerung! — Wenn mir auch diese Seligkeit untreu wird, o so will ich mich in das ganze Meer der Verdammniß hineinwerfen, da Rettung doch unmöglich ist! Nein, Zulma muß mir bleiben, oder der Allmächtige ist mehr als grausam, er hat ja eine ganze Ewigkeit vor sich, mich zu martern, er lasse mir diese wenigen Jahre hier unten.

Gräßlicher! sagte Zulma. — O du hast mir ein entsetzliches Geheimniß enträthselt. — Liebe sollte sich in deine Brust hinein erkühnen? Wo das Grausen auf einem schwarzen Throne sitzt und Schauder seine furchtbaren Wächter sind? — Nein Abdallah, — meine Liebe ist seit diesem Augenblick erloschen; o Entsetzlicher, ich fürchte dich, wie sollt' ich dich lieben können?

Zulma! schrie Abdallah, o es gilt nun alles, alles, ich fluche dir mit entsetzlichen Flüchen, denn um dich hab' ich die That gethan, ich weihe dich zur Verdammniß und zum Grausen ein, ich klammre mich fest an dich und reisse dich mit mir in die Hölle, die meiner wartet.

Zulma. Du rasest, Abdallah. — O hast du mich so gewinnen wollen? — So? — hinweg! — die Menschheit hat dich ausgestoßen, was will der Verworfne in meinen Armen? Ich gehöre ihr noch an, — ich habe meinen Vater nicht ermordet, — wenn ich mit seinem Blute besprützt zu dir komme, dann wollen wir uns lieben, bis dahin sei mein Abscheu!

Abdallah ließ sie fahren. — Diese Furchtbarkeit sagte er, fehlte noch an der gräßlichen Zahl, Zulma weicht zurück; nun ewige Quaalen nehmt mich in Empfang! — die Liebe vergiebt mir nicht, — was soll ich von dem strengen Richter dort hoffen? Alles sagt sich von mir los, nur ich selber bleibe mir übrig: Vernichtung, stürme hervor! Brause heran, Verderben! — Hölle, öffne deine Arme! Sei verflucht Zulma, und der Augenblick, in welchem ich dich zuerst erblickte!

Abdallah warf sich erschöpft auf einen Polster, Zulma wagte es nicht, ihn anzusehen, sie trocknete sich heimlich kalte Thränen des Entsetzens von den Augen. — Ihr Vater kam mit den Gästen aus dem Garten zurück.

Achtes Kapitel.

Auch Omar trat itzt mit den übrigen Gästen herein und bewillkommte Abdallah. — In einem bunten Gewühl durchkreiste sich alles fröhlich und sprach und schwatzte mit einander; Sklaven und Sklavinnen liefen durch den Saal und bereiteten die Tafel und die festliche Mahlzeit; Lichter glänzten auf goldenen und silbernen

Leuchtern und blendende Schimmer zitterten durch das Gemach. Alle Augen sahen fröhlich umher, alle lachten und scherzten, nur Abdallah stand mitten unter ihnen, wie ein Gegenstand ihres Spottes, sein Auge verirrte sich in der Versammlung und starrte dann wieder unbeweglich auf den Boden hin; oft fing er an mit dem, der ihn am nächsten stand, zu sprechen, aber sogleich brach er wieder ab, ohne es selbst zu wissen, und verlor sich in seinem gräßlichen Stillschweigen. — Zulma wandelte verlegen durch den Saal, bald sprach sie mit ihrem Vater, bald sahe sie nach dem leblosen Abdallah hin. — Endlich erblickte Abdallah seinen Omar im Gedränge, er eilte sogleich auf ihn zu, er hatte ein bekanntes Wesen endlich aufgefunden, das mit seinen Gefühlen vertraut war. Abdallah nnd Omar gingen auf und ab.

Auch das letzte Glück, sagte endlich Abdallah, ist mir abtrünnig geworden, Zulma liebt mich nicht.

Sie liebt dich nicht? fragte Omar erstaunt.

O sie verabscheut mich, antwortete Abdallah. — Diese Liebe war nur ein sehr kurzer Frühling, der schwarze Winter kömmt zurück. Siehst du, wie mir alles, alles ungetreu wird? — Ach Omar, ich wanke wie in einem Traum einher, — könnt' ich mich ruhig in mein Grab hineinlegen! O hätt' ich nie gelebt!

Omar wollte ihn beruhigen, aber Abdallah hörte nicht auf seine Worte, er blieb in sich selbst zurückgezogen und seufzte schwer.

Das Gastmahl war indeß angeordnet, die Lichter glänzten in helleren Schimmern, das Gewühl verlor sich itzt, man ordnete sich und setzte sich an den Tisch. Zulma saß zur Linken Abdallah's, Omar zur Rechten.

Man aß und alle waren froh und vergnügt, Sklavinnen tanzten, sangen und spielten auf Guitarren und Theorben, andre schlugen kleine Handpauken, andre Cymbeln.

Abdallah sprach nur wenig, er sahe starr vor sich nieder, Zulma anzusehen wagte er nicht. —

Unter einer fröhlichen Musik tanzten die Sklavinnen und sangen:

Schwebt in süßen Melodieen
Sanftgesungne Hochzeitslieder,
Und in immer süßern Tönen
Grüßt des Bräutigams,
Grüßt das Ohr der Braut. —

Wonnelieder
Sprechen in den frohen Tanz,
Jauchzende Gesänge
Schweben in leisem Fluge
Um euer beglücktes Haupt.

Wie ein goldner Blüthenregen
Schwimme Glück auf euch herab,
Wie nach Wettergewölken
Sich Regenbogen
Durch die Finsterniß spannen,
So komme stets nach trüben Stunden
Die Freude unermüdet wieder. —

Die Tänze verwebten sich in immer neuen Verschlingungen, ein zauberischer Wohlgeruch floß durch den ganzen Saal, alle Gesichter lachten und glänzten von Fröhlichkeit. Abdallah war betäubt, er hatte alles vergessen, die Tänze und Gesänge hatten ihn so sehr aus sich

selbst herausgerissen, daß er mit der Freude eines Wahnsinnigen jedem fröhlich entgegenlachte. Von einer wilden, thierischen Fröhlichkeit berauscht umarmte er bald Omar und dann wieder Zulma, selbst Zulma lächelte zuweilen und spiegelte sich munter in seinen Augen. Die Gesänge jauchzten und Abdallah jauchzte zuweilen laut in die tanzenden Chöre. Auch Ali schien fröhlich, seine Rache war befriedigt und der furchtbare Selim, der einzige Mann in seinem Reiche, vor dem er zitterte, war nicht mehr. —

Eine lange Gestalt drängte sich itzt aus dem Gewühl hervor, dicht eingewickelt in schwarzen Gewändern zog sie einher, ein stiller Schauer begleitete sie, alles wich zurück. — Zu einer Laute hörte man leise singen:

Die Hölle hat den Sünder angenommen. —
Dem Feigen ziemen keine Kronen,
Nur der Muth kann sie erringen;
Seht ihr den Frevler
Unwissend
Neben seinem Verderben sitzen? —

Abdallah fühlte, wie ein kaltes Grausen seinen Rücken hinunterging. Die seltsame Gestalt zog itzt bei Abdallah vorüber, sie schlug das Gewand vom Kopf zurück, es war Nadirs altes todtenbleiches Gesicht; er trug einen Spiegel unter seiner Hülle; — Omar's Gesicht spiegelte sich von ohngefähr, — und o des Entsetzens! es zeigte sich so, wie es Abdallah in dem wunderbaren Zauberpallast gesehen hatte.

Der Greis verlor sich wieder in dem Gedränge.

Omar! sagte der schaudernde Abdallah leise zu sei-

nem Freunde, — horch! — hörst du nicht unter den Gesängen eine Stimme leise: Vatermörder! ächzen? — horch! horch! wie der Ton eines Sterbenden, — das ist sein Geist, — Vatermörder! seufzt es so schwer, so abgestoßen, wie mit einer innigen Herzensbangigkeit. — O! schlagt die Guitarren und Theorben! rief er laut, bis ihre Saiten springen! überschreiet diesen verwegenen Mahner und jagt ihn betäubt aus dem Saale, laßt die Pauken lauter donnern! — Schlagt alles in einen furchtbaren Klang zusammen, daß keine fremde Stimme hörbar werde! —

Die Gesänge wurden lauter und wilder, die Tänze wüthender, wie schießende Flammen, so schnell flohe und verfolgte man sich, in immer künstlichern Geweben verschlungen:

Schlag' an das Sterngewölbe
Stürmender Wonnegesang!
Daß weit durch die stille Nacht
Die rauschende Freude töne!
Trage zum Meeresstrande
Tönender Wiederhall
Unsern Wonnegesang!
Daß ferne Klippengestade
Den Namen Abdallah hallen,
Daß über grüne Wiesen
Der Name Zulma wandle,
Die Blumen schöner färbe.
Daß der Mond sich freue
Und goldner scheine,
Und die Zügel der Nacht nicht fahren lasse
Vor der Sonne fliehend.

Abdallah hatte ein bleiches Gesicht auf die gegenüberstehende Wand geheftet, seine Augen starrten fürchterlich aufgerissen wild in die Leere hinaus. — Befremdet fragte ihn Omar: was ist dir?

Sieh! Omar! ächzte Abdallah. — Sieh, die seltsame Erscheinung dort vor mir! — Eine weiße dürre Todtenhand klemmt sich heimlich und unbemerkt aus der Wand heraus und winkt mich unermüdet hinein, — was mag es sein, das mich so ruft? — Noch immer winkt sie mir ernst und befehlend, — sieh' den zernagten gekrümmten Finger! — Ha! es hat dich gesehn, denn die Hand hat sich zurückgezogen! — Omar, sie kömmt wieder, — sieh, der Arm dürr und knochicht bis zur Schulter, — es will sich aus der Mauer herausdrängen, — sollte das mein Vater sein, der durchaus zu mir will, um an meiner Freude Theil zu nehmen? — Stich mir die Augen aus, Omar, ich mag es nicht länger sehn! —

Omar lächelte ihn wehmüthig an. — Omar, sieh umher! sagte Abdallah ängstlich, — mir ist plötzlich, als sitze ich hier unter todten fremden gemietheten Maschinen, die bestimmt den Kopf drehen und die Lippen öffnen, — sieh doch, wie der abgemessen mit dem hölzernen Schädel nickt, der sich Ali nennt, — ich bin betrogen! — das sind keine Menschen, ich sitze einsam hier unter leblosen Bildern, — ha! nickt nur und hebt die nachgemachten Arme auf, — mich sollt ihr nicht hintergehn! — Sieh doch, dies hier sollte Zulma sein? — Ha! ein beinernes Gerippe, scheußlich mit Fleisch eingehüllt, — sieh! itzt eben werden ihr die todten Augen aus dem Schädel fallen, — hu! ich sitze unter Moder und Verwesung, wie in einer Schlachtbank bei aufge-

häuftem Fleisch, — rette mich, — o hinweg! du bist nichts besser als diese!

Die Gesänge übertönten ihn: —

Im goldnen Wolkenschleier
Steigt die schöne Tochter der Nacht
Ihre Himmelsbahn hinan.
Fröhlich rauschend
Hüpfen Meereswellen
Ihr mit holdem Gruß entgegen. —
Sie mustert ernst ihre Sternenreihen,
Alle Sterne neigen sich mit Ehrfurcht,
Sie wandelt still. — —

Plötzlich fielen alle Lauten mit einem mächtigen Klang auf den Boden, alle Gesichter am Tisch wurden plötzlich starr und blaß, jeder ward unwillkührlich in einer gräßlichen Stellung festgehalten, wie zum Spott aufgestellte Leichname saßen alle da und sahen sich unter Schaudern an. — Abdallah sprang auf, seine Zähne knirschten entsetzlich. — Vatermord! — Vatermord! — schrie er, — die Hölle kriecht unter unsern Füßen umher, — der bleiche Tod steigt aus der Wand heraus und kömmt drohend auf mich zu! —

Alle fuhren auf. — Er ist rasend! — schrie Ali laut und ein plötzlicher Schreck fiel auf alle herab, sie entflohen hinweggejagt, Abdallah's Augen funkelten, — er wollte Zulma mit Gewalt zurückhalten, sie riß sich mit einem lauten Geschrei von ihm los, und ließ ihren Schleier in seinen Händen; schäumend warf er ihr brüllend seinen Dolch nach, er fuhr in die Wand.

Unsichtbare Wesen tobten hinter den Entflohenen her, sie zertraten die Lauten und polterten fürchterlich durch den Saal, — Stürme hausten klingend in den Fen-

stern, seltsame Töne schrien aus den Mauern hervor, es ras'te durch den ganzen Pallast wie ein fliehendes Heer. — Abdallah sank auf seinen Sitz zurück. —

Es ward still und als er die Augen wieder aufschlug, tanzten stumm durch den Saal die grauenvollen mißgestalteten Zwerge aus dem Zauberpallast, das Ungeheuer Zulma hatte sich ihm gegenüber gestellt, einzelne lange Haare wiegten sich auf dem nackten Schädel, aus dem ungeheuern Kopf grinsten ihm wild verzerrte Züge und Zähnknirschen entgegen, sie nickte ihm einen freundlichen Gruß zu, bot ihm die Hand, warf einen blutigen Ring auf den Tisch, und versank dann lächelnd unter die Erde.

Mit ihrem freundlichen Grinsen begrüßten ihn alle Ungeheuer und verflogen dann in die Wände.

Neuntes Kapitel.

Abdallah blieb lange stumm, der Mond schien blutig durch die purpurnen Vorhänge auf den Boden, im kalten Ernst saß Omar neben ihm.

Omar! rief endlich Abdallah, von der entsetzlichsten Angst und Verzweiflung gefoltert, — Omar! er umschlang ihn wüthend mit den Armen. — Alles, alles ist fort, nur du bleibst unauflöslich mein, ja, du hast es mir geschworen, — du liebst den Vatermörder noch, — o ja, du kannst ihn nicht hassen. — O könnt' ich mich stürmend in deinen Busen drängen und dort meine Wohnung bauen, und in dir mich gegen alle diese Schrecken verschanzen. — Könnte sich meine Seele in

die deinige retten! — du antwortest nicht, mein Omar, — o sprich! — horch! wie entsetzlich die Todtenstille um uns flüstert! — sprich!

Omar lachte laut auf, Abdallah bebte zurück. —

Du lachst? — schrie er wüthend, — Omar, komm, wir wollen uns beide wahnsinnig spielen und mit den Nägeln unsre Gesichter zerkratzen, damit ich mich im Spiegel nie wieder kenne! — Omar, willst du deinen Freund nicht schützen?

Suche Schutz beim Schicksal und bei Gott! sagte Omar lachend.

Du hast sie mir gestohlen! rief Abdallah aus, gieb mir mein Eigenthum zurück! —

Er stürzte auf Omar zu und ergriff ihn wüthend bei der Brust.

Ich kann es dir nicht wiedergeben, antwortete Omar kalt, ich gehöre Mondal an. —

Abdallah stürzte mit neuen Schrecken rückwärts. — Mondal? schrie er, — o so ist es dennoch alles wahr? — Mondal!

Er saß starr und leblos da, alle Fürchterlichkeiten hatten seine Kräfte erschöpft. —

Jtzt mußt du alles wissen, sprach Omar, diese Quaalen hab' ich dir bis zuletzt aufgespart, damit du nicht darben dürftest. — Wisse, ich war es, der Ali Selim's Verschwörung verrieth, meine Abreise war eine Lüge um dich und Selim zu täuschen. — Mondal! meine Rechnung ist richtig und ich bin frei!

Abdallah wand sich in zuckenden Krämpfen, es zermalmte seinen Busen und er konnte lange nicht sprechen. — Du hast es meisterlich vollbracht, sagte er endlich, ich möchte dir verzeihen, wenn ich es nicht wäre, der zum

Abdallah verdammt worden ist; o wechsle mich mit dem elendesten Gewürme aus, und ich will jauchzen. — Sogar der armseligste Trost fehlt mir, mich zu laben, es ist auf dieser Erde kein Elenderer als ich; der gefolterte Sklave, der gespießte Verbrecher würde sich nicht gegen den glücklichen Gemal Zulma's austauschen lassen, o könnte mir die Wonne werden, daß ich ein Bösewicht würde, der unter Millionen Quaalen auf der Folter in Stücken gerissen würde, und nicht dieser Abdallah. —

Omar sahe triumphirend auf ihn hin: — Es war keine leichte Arbeit, sagte er, diese schöne Seele so zu verstümmeln.

Abdallah fuhr auf. — Erinnere mich daran nicht, schrie er mit den Zähnen knirschend, Hämischer! nicht diese Erinnerungen! — Omar, sieh wie weit du mich in den Abgrund hinabgerissen hast, laß mich nun ganz hinunterspringen! — Du gehst zu Mondal zurück, o nimm mich mit dir, laß mich nicht zurück, — ich muß ihn kennen lernen und sein Freund werden, ich will ihm bald ähnlich sein, meine Prüfuug habe ich schon überstanden.

Er blickte matt empor. — Omar war nicht mehr da, ein unbekanntes gräßliches Wesen saß neben ihm. — Abdallah stürzte wie eine Leiche zurück. —

Das hagre Gesicht beugte sich fürchterlich auf ihn herab. — Elender, krächzte es, — dies ist Omars wahre Gestalt, wenn er die lästige Larve abnimmt, — so kannst du ihn ewig nicht ertragen. —

Abdallah lag noch ohne Bewegung auf dem Polster. —

Es hob sich neben ihm auf, ging zur Thür, er hörte sie öffnen, der Fremde ging hinaus und schloß sie hinter sich wieder zu. —

Zehntes Kapitel.

Abdallah war auf seinen Sitz zurückgesunken. — Alles war still um ihn her, er schlug die Augen wieder auf.

Der runde Mond sahe durch die purpurnen Vorhänge der Fenster, die Stunde der Mitternacht ward ausgerufen. — Alle Lichter im Saale waren erloschen, nur ein einziges brannte in der Ferne noch matt und blau und zuckte sterbend und flimmernd auf und nieder. — Itzt erlosch es und ein kleiner Strahl von Dampf zog sich aufwärts und verflog in der Dämmerung. —

Nun bin ich allein, sagte Abdallah leise, — nun ihr Schauder, nun werft euch alle auf einmal über mich! — Ihr Flüche Selims, kommt heran, itzt habt ihr Zeit, mich zu zermalmen. — O sie sind schon gräßlich in Erfüllung gegangen, ich habe alles erduldet und überlebe die fürchterliche Zerstörung. — Die Schauder mögen sich itzt an mir versuchen, ich spiele vertraulich mit ihnen, die Gräßlichkeit ist meine Braut geworden, ich erschrecke nicht mehr vor ihr. —

Allem Entsetzen Preis gegeben, will ich itzt selbst einen kühnen Schritt meinem Feind entgegensetzen. Hier unten finde ich kein neues Grausen mehr, ich will nun durch unbekannte Gefilde wandeln und dort meine Freunde suchen. —

Er suchte nach seinem Dolch auf den Polster umher, als seine Hände plötzlich das kalte Gesicht eines Leichnams fühlten. — Eine Leiche ist mein Bett! rief er und taumelte bebend auf. — Der Mond schien auf das weiße Antlitz, aufgeschwollen, mit weit hervorstarrenden Augen

und verzerrten Zügen lag der Leichnam seines Vaters vor ihm. —

Darauf hätt' ich mich nicht besonnen! schrie er rasend, — der Scharfsinn der Hölle übertrifft den meinen, — sie hat gesiegt! —

Er sahe starr auf den Leichnam hin. — Regte er sich nicht? — sprach er leise. — Er starrte von neuem auf ihn hin. — Ha! er regte sich wieder! —

Wie das Stöhnen eines Schlummernden schallte es itzt aus der fürchterlichen Leiche heraus. — Abdallah hörte es bebend. —

Er schläft! — Er schläft! — sprach er im Wahnsinn. — O in der stillen Mitternacht neben einem Schlafenden zu stehn, ist fürchterlich, ich muß ihn wecken! — Er schlug mit der Faust auf die Brust des Todten. —

Bist du's, geliebter Sohn? — erhob sich eine dumpfe Stimme. — Die Leiche hob sich langsam auf. — Komm in meine Arme! — Komm! Ich muß von Tugend und Gott zu dir sprechen. —

Die Todten kommen wieder! schrie Abdallah, — meine Lehre war falsch. —

Der Todte kam mit offnen Armen auf ihn zu. — Abdallah fuhr zurück. — Hinweg! hinweg! brüllte er, — wir kennen uns nicht mehr!

Dann stürzte er auf ihn zu und schlug ihn wüthend mit der Faust auf den Schädel, daß er laut und fürchterlich erklang. — —

Als die Sklaven sich am Morgen zitternd in den Saal schlichen, fanden sie Abdallah mit wild verzerrtem Gesicht todt auf der Erde liegen.

Die Brüder.

Eine Erzählung.

1795.

In der Nähe von Bagdad lebten Omar und Machmud, die Söhne einer armen Familie. Als der Vater starb, erbten sie nur ein kleines Vermögen, und jeder von ihnen beschloß, zu versuchen, wie hoch er damit sein Glück bringen könne. Omar zog fort, um eine kleine Reise zu machen, und den Ort zu finden, wo er sich niederlassen wolle. Machmud begab sich nach Bagdad, wo er einen kleinen Handel anfing, der in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte. Er lebte sehr sparsam und eingezogen, und sammelte sorgfältig jede Zechine zu seinem Kapitale, um mit diesem wieder etwas Neues zu unternehmen. Auf diese Art bekam er bei mehreren reicheren Kaufleuten Kredit, die ihm zuweilen einen Theil der Schifffracht abtraten und gemeinschaftliche Spekulationen mit ihm versuchten. Durch wiederholtes Glück ward Machmud dreister, er wagte größere Summen, und sie trugen ihm jedesmal reichliche Zinsen. Nach und nach ward er bekannter, seine Geschäfte wurden größer, er hatte bei vielen Leuten Summen ausstehen, so wie er von vielen andern Gelder in den Händen hatte, und das Glück schien ihm beständig zu lächeln. Omar war im Gegentheil unglücklich gewesen, keiner von seinen vielen Versuchen war ihm gelungen; er kam jetzt ganz arm, fast ohne Kleider, nach Bagdad, hörte von seinem Bruder und ging zu ihm, um bei ihm Hülfe zu

suchen. Machmud freute sich, seinen Bruder wieder zu sehn, beklagte aber seine Armuth. Da er sehr gutmüthig und weich war, gab er ihm sogleich eine Summe aus seiner Handlung, und richtete ihm davon ebenfalls einen Laden ein. Omar fing an mit Seidenwaaren und Kleidern für Frauen zu handeln, und das Schicksal schien ihm in Bagdad günstiger, sein Bruder hatte ihm die Summe Geldes geschenkt, und er hatte es daher nicht nöthig, sich wegen der Wiederbezahlung zu ängstigen. Er war in allen Unternehmungen unbesonnener als sein Bruder, und eben deswegen glücklicher; er war bald mit einigen Kaufleuten bekannt, die bis dahin mit Machmud ihre Geschäfte gemacht hatten, und es gelang ihm, sie zu seinen Freunden zu machen: dadurch verlor sein Bruder manchen Vortheil, der jetzt auf seine Seite fiel. Machmud hatte sich jetzt eine Gattin gewählt, die ihn zu manchem Aufwande nöthigte, den er bis dahin nicht gemacht hatte; er mußte von seinen Bekannten Summen aufnehmen, um Schulden zu bezahlen. Andre Gelder, die er erwartet hatte, blieben aus, sein Kredit sank, und er war der Verzweifelung nahe, als er die Nachricht erhielt, daß eins von seinen Schiffen untergegangen sei, ohne daß man das mindeste habe retten können: jetzt meldete sich ein Gläubiger, der dringend die Bezahlung seiner Schuld verlangte. Machmud sah ein, daß an dieser Zahlung sein ganzes noch übriges Glück hänge, er beschloß also in dieser äußersten Noth seine Zuflucht zu seinem Bruder zu nehmen. Er eilte zu ihm, und fand ihn sehr verdrüßlich, weil er gerade einen kleinen Verlust erlitten hatte. — Bruder, begann Machmud, ich komme in der äußersten Verlegenheit mit einer Bitte zu dir.

Omar. Sie betrifft?

Machmud. Mein Schiff ist gescheitert, alle Gläubiger drängen mich und wollen von keinem Aufschube wissen, mein ganzes Glück hängt von diesem Tage ab, leihe mir nur auf kurze Zeit zehntausend Zechinen.

Omar. Zehntausend Zechinen? — Du versprichst dich doch nicht, Bruder?

Machmud. Nein, Omar, ich kenne die Summe recht gut, die ich fordre, und nur grade so viel, nicht eine Zechine weniger, kann mich von der schimpflichsten Armuth retten.

Omar. Zehntausend Zechinen?

Machmud. Gieb sie mir, Bruder, ich will alles anwenden, sie dir in kurzem wieder zu erstatten.

Omar. Wer sie hätte! — mir sind Schulden ausgeblieben, — ich weiß selbst nicht, was ich anfangen soll, — man hat mich noch heut erst um hundert Zechinen betrogen.

Machmud. Dein Kredit wird mir diese Summe leicht verschaffen können.

Omar. Aber niemand will jetzt Geld ausleihen, Mißtraun von allen Seiten: nicht ich bin mißtrauisch, das weiß der Himmel! — aber es würde jedermann vermuthen, daß ich das Geld für dich verlange, und du weißt selbst am besten, an wie schwachen Fäden oft das Zutrauen hängt, das man zu einem Kaufmanne hat.

Machmud. Lieber Omar, ich muß dir gestehen, ich hatte diese Bedenklichkeiten nicht von dir vermuthet. Ich würde mich in umgekehrtem Falle nicht so argwöhnisch und saumselig finden lassen.

Omar. Das sagst du jetzt. Auch bin ich gar nicht argwöhnisch — ich wollte, ich könnte dir helfen: Gott ist mein Zeuge, daß es mich freuen würde.

Machmud. Du kannst es, wenn du nur willst.

Omar. Alles, was ich besitze, würde die verlangte Summe noch nicht vollmachen.

Machmud. O Himmel! ich hatte mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß mein Bruder nicht der erste war, bei dem ich Hülfe suchte, — und warlich es schmerzt mich, daß ich ihm auch nur mit Einem Worte zur Last gefallen bin.

Omar. Du wirst böse; das solltest du nicht, denn du hast Unrecht.

Machmud. Unrecht? — Wer von uns beiden thut nicht seine Pflicht? — Ach, Bruder, ich kenne dich nicht wieder.

Omar. Ich habe erst heute hundert Zechinen eingebüßt, dreihundert andere stehn mir auch gar nicht sicher, und ich muß mich auf ihren Verlust gefaßt machen. — Wärst du in der vorigen Woche zu mir gekommen, o — ja, da herzlich gern —

Machmud. Soll ich dich denn an unsre ehemalige Freundschaft erinnern? — Ach, wie tief kann uns das Unglück erniedrigen!

Omar. Du sprichst da auf eine Art Bruder, die mich fast beleidigen sollte.

Machmud. Dich beleidigen? —

Omar. Wenn man alles mögliche thut, — wenn man selbst Noth leidet und fürchten muß, noch mehr zu verlieren; — soll man da nicht gekränkt werden,

wenn man für seinen guten Willen nichts als bittern Spott, tiefe Verachtung zurück empfängt?

Machmud. Zeige mir deinen guten Willen, und du sollst meinen wärmsten Dank empfangen.

Omar. Zweifle nicht länger daran, oder du bringst mich auf; ich bleibe lange kalt, ich kann viel ertragen, aber wenn man mich auf solche ausgesuchte Art kränkt —

Machmud. Ich merke es recht gut, Omar, daß du den Beleidigten spielst, um einen bessern Vorwand zu haben, völlig mit mir zu brechen.

Omar. Du würdest nicht auf diesen Gedanken kommen, wenn du dich nicht auf solchen Kleinlichkeiten ertappt hättest. Die Laster argwöhnt man von andern am leichtesten, mit denen man selbst am meisten vertraut ist.

Machmud. Nein, Omar, weil du mich doch durch diese Sprache zum Prahlen aufforderst, ich handelte nicht so gegen dich, als du, ein unbekannter Fremdling, nach Bagdad kamst.

Omar. Also für die fünfhundert Zechinen, die du mir damals gabst, verlangst du jetzt von mir zehntausend?

Machmud. Hätte ich's vermocht, ich hätte dir damals mehr gegeben.

Omar. Freilich, wenn du es verlangst, muß ich dir die fünfhundert Zechinen zurück geben, ob du es gleich nicht gerichtlich erweisen kannst.

Machmud. Ach, mein Bruder! —

Omar. Ich will sie dir schicken. — Erwartest du keine Briefe aus Persien?

Machmud. Ich erwarte nichts mehr.

Omar. Aufrichtig, Bruder, du hättest dich etwas mehr einschränken sollen, auch nicht heirathen, wie ich es bis jetzt noch immer unterlassen habe; aber du warst von Kindheit an ein wenig unbesonnen. Laß dir das zur Warnung dienen.

Machmud. Du hattest ein Recht, mir die verlangte Gefälligkeit zu verweigern, aber nicht dazu, mir so bittere Vorwürfe zu machen.

Machmud verließ mit tiefgerührtem Herzen seinen undankbaren Bruder. — So ist es denn wahr, rief er aus, daß nur Gewinnsucht die Seele des Menschen ist! — Nur sie selbst sind ihr erster und letzter Gedanke! für Geld verkaufen sie Treue und Liebe, stoßen die schönsten Gefühle von sich weg, um das nichtswürdige Metall zu besitzen, das uns mit schändlichen Fesseln an diese schmuzige Erde kettet! — Eigennutz ist die Klippe, an der jede Freundschaft zerschellt, — die Menschen sind ein verworfenes Geschlecht! — Ich habe keine Freunde und keinen Bruder gekannt, nur mit Kaufleuten bin ich umgegangen. Ich Thor, daß ich von Liebe und Menschenfreundlichkeit zu ihnen sprach! nur Geldstücke muß man ihnen wechseln!

Er machte einen Umweg, ehe er nach Hause ging, um seinen Schmerz etwas erkalten zu lassen. Er weinte, als er das tobende Marktgewühl sah, wie jedermann gleich den Ameisen beschäftigt war, in seine dumpfe Wohnung einzutragen, wie keiner sich um den Andern kümmerte, als nur wenn er mit seinem Gewinn zusammenhing, alle durch einander laufend, so empfindungslos, wie Zahlen. — Er ging trostlos nach Hause.

Sein Schmerz vermehrte sich hier; er fand die fünfhundert Zechinen, die er seinem Bruder einst mit dem besten Wohlwollen gegeben hatte; sie waren bald eine Beute der stürmenden Gläubiger. Alles was er besaß, ward öffentlich verkauft; eines seiner Schiffe lief in den Hafen, aber die Ladung diente nur, um alle seine Schulden zu bezahlen. Arm, wie der Bettler, verließ er die Stadt, ohne vor dem Hause seines hartherzigen Bruders vorüberzugehen.

Seine Gattin, die ihn in sein Elend begleitete, tröstete ihn und suchte seinen Kummer zu zerstreuen; aber es gelang ihr nur wenig, das Andenken seines Unglücks war noch zu frisch in Machmuds Gedächtniß, er sah noch immer die Thürme der Stadt vor sich, in der sein Bruder wohnte, der kalt und ungerührt bei seinem Unglücke geblieben war.

Omar fragte niemand nach seinem Bruder, um ihn nicht bemitleiden zu dürfen, er bildete sich ein, es könne vielleicht noch alles gut gegangen sein. Indessen hatte sein Kredit doch auch durch seinen Bruder gelitten, man ward mißtrauischer gegen ihn, und mehrere Kaufleute vertrauten ihm nicht mit der Leichtigkeit ihre Gelder wie ehemals. Dazu kam noch, daß Omar jetzt sehr geizig, und auf sein erworbenes Vermögen stolz ward, so daß er sich viele Feinde machte, die sich freueten, wenn er irgend einen Schaden erlitt.

Es schien, als wenn das Verhängniß seine Undankbarkeit gegen seinen Bruder bestrafen wolle, denn Ein Verlust folgte in kurzer Zeit auf den andern. Omar, der gern das Verlorne schnell wieder erlangen wollte, wagte größere Summen, und auch diese gingen verloren.

Er hörte auf, Gelder, die er schuldig war, zu bezahlen, das Mißtrauen gegen ihn ward allgemein, alle Gläubiger meldeten sich zu gleicher Zeit, Omar kannte niemand, der ihn aus dieser Verlegenheit würde helfen wollen; er sah keinen andern Ausweg vor sich, als in der Nacht heimlich die Stadt zu verlassen, und zu versuchen, ob ihm das Glück in einer andern Gegend günstiger sein würde. —

Das kleine Vermögen, das er noch mit sich hatte nehmen können, war bald verzehrt. Seine Unruhe wuchs in eben dem Grade, als sein Geld abnahm; er sah der drückendsten Armuth entgegen, — und doch keinen Ausweg ihr zu entfliehen.

Unter Klagen und schwermüthigen Gedanken war er so bis an die persische Gränze gewandert. Er hatte jetzt alles Geld, bis auf drei kleine Münzen ausgegeben, die grade nur noch hinreichten, um ein Abendessen in einer Caravanserei zu bezahlen; er fühlte Hunger, und da sich die Sonne schon zu neigen anfing, eilte er, um einen Zufluchtsort zu erreichen, in welchem er noch in dieser Nacht, vielleicht in der letzten, herbergen könne.

Wie unglücklich bin ich! sprach er zu sich selbst. Wie verfolgt mich das Schicksal und fordert mein Elend, welche schreckliche Aussicht eröffnet sich mir! — Ich werde von den Allmosen mitleidiger Seelen leben müssen, es ertragen müssen, wenn man mich verhöhnend abweist, nicht murren dürfen, wenn der Verschwender frech vorüber geht, mich keines Anblicks würdigt, und hundert Goldstücke für eine elende Spielerei verschleudert. — O Armuth, wie kannst du den Menschen erniedrigen! — wie unglücklich und ungerecht ist das Glück

seine Schätze aus. Es schüttet seinen ganzen Reichthum über den Lasterhaften, und läßt den Tugendhaften Hungers sterben.

Die Felsen, die Omar überstieg, machten ihn müde, er setzte sich auf eine Rasenerhöhung am Wege nieder und ruhte aus. Da schleppte sich an Krücken ein Bettler vor ihm vorüber und murmelte eine unverständliche Bitte; er war zerlumpt und abgezehrt, sein brennendes Auge stand tief im Kopfe, und seine bleiche Gestalt zerschnitt das Herz und zwang es zum Mitleiden. Die Aufmerksamkeit Omars ward wider seinen Willen auf diesen Gegenstand des Abscheus gelenkt, der murmelnd seine dürre Hand nach ihm ausstreckte. Er fragte nach dem Namen des Bettlers, und merkte jetzt, daß dieser Unglückliche auch taub und stumm sei.

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief er aus, — und ich klage noch? Warum kann ich nicht arbeiten; — warum nicht durch das Werk meiner Hände meine Bedürfnisse erwerben? Wie gern würde dieser Elende mit mir tauschen und sich glücklich preisen! Ich bin undankbar gegen den Himmel.

Von einem plötzlichen Mitleiden ergriffen, zog er die letzten Silbermünzen aus seiner Tasche und gab sie dem Bettler, der nach einem stummen Danke seinen Weg fortsetzte.

Omar fühlte sich jetzt außerordentlich leicht und froh, die Gottheit hatte ihm gleichsam ein Bild vorgehalten, wie elend der Mensch sein könne, um ihn zu belehren. Er fühlte jetzt Kraft in sich, die Armuth zu erdulden und durch seine Thätigkeit wieder abzuwerfen. Er machte Plane, wie er sich ernähren wolle, und wünschte

nur gleich eine Gelegenheit herbei, um zu zeigen wie fleißig er sein könne. Er hatte nach seinem edeln Mitleiden gegen den Bettler, nach der Freigebigkeit, mit der er ihm sein ganzes übriges Vermögen hingegeben hatte, eine Empfindung, wie er sie bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Ein steiler Fels stand an der Seite, und Omar bestieg ihn mit leichtem Herzen, um die Gegend zu überschauen, die der Untergang der Sonne verschönerte. Er sah hier zu seinen Füßen gelagert die schöne Welt mit ihren frischen Ebenen und majestätischen Bergen, mit den dunkeln Wäldern und rothglänzenden Strömen, über alles das goldene Netz des Abendroths ausgespannt; und er fühlte sich wie ein Fürst, der alles dies beherrsche, und den Bergen, Wäldern und Strömen gebiete.

Er saß oben auf der Felsenspitze in dem Anschaun der Gegend versunken. Er beschloß hier den Aufgang des Mondes abzuwarten und dann seine Reise fortzusetzen.

Das Abendroth versank und Dämmerung fiel aus den Wolken nieder, ihr folgte bald die finstre Nacht.— Die Sterne flimmerten am dunkelblauen Gewölbe, und die Erde ruhte und schwieg in einer feierlichen Stille. Omar sah mit starren Augen in die Nacht hinein, und sein Auge verlor sich schwindelnd in die unendliche Zahl der Sterne, er betete an die Majestät Gottes und fühlte heilige Schauer durch seine Seele ziehn.

Da war's als wenn sich ein Lichtstrahl am fernen Horizont erhöbe, blauleuchtend zog er empor und näherte sich wie ein glänzendes Feuer dem Mittelpunkte des Himmels. Die Sterne traten bleicher zurück, und wie ein Wiederschein des Morgens flimmerte es durch den ganzen

Himmel und regnete in zarten, rothdämmernden Strahlen herab. — Omar erstaunte über die wunderbare Erscheinung und ergötzte sich an dem schönen und seltsamen Lichte: die Wälder und Berge umher funkelten, die fernen Wolken schwammen in blassen Purpur, wie ein goldenes Gezelt wölbte sich der Schein über Omar zusammen.

Sei mir gegrüßt, Edler, Mitleidiger, Tugendhafter, rief eine süße Stimme von oben herab, du erbarmest dich des Elends, und der Herr sieht mit Wohlgefallen auf dich herab.

Wie verhallende Flötentöne säuselten die Winde der Nacht um Omar, seine Brust hob sich froh und beklemmt, sein Auge war vom Glanze, sein Ohr von den himmlischen Harmonieen trunken. Und aus dem Glanze schritt eine Lichtgestalt hervor, und stellte sich vor den Entzückten; es war Asrael, der glänzende Engel Gottes. — Steige mit mir auf diesen rothen Strahlen in die Wohnung der Seligen, rief die süße Stimme, denn du hast es durch deinen Edelmuth verdient, das Paradies mit seinen Seligkeiten zu schauen.

Herr, sprach Omar zitternd, wie soll ich dir als ein Sterblicher folgen können? Mein irdischer Leib ist noch nicht von mir genommen.

Gieb mir deine Hand, sprach die Lichtgestalt. — Omar reichte sie ihm mit bebendem Entzücken, und sie wandelten auf den rothen Strahlen durch die Wolken, zwischen den Sternen hindurch, und die süßen Töne gingen hinter ihnen, und Morgenroth legte sich in ihren Weg, und Blumendüfte würzten die Luft.

Plötzlich ward es Nacht, Omar schrie laut auf, und lag in dicker Finsterniß unten am Fuße des steilen

Felsen mit zerschmetterten Armen. Der Mond hob sich eben dunkelroth hinter einem Hügel hervor, und warf die ersten ungewissen Strahlen in das Felsenthal.

O ich dreimal Unglücklicher! rief Omar jammernd aus, als er seine Besinnung wieder gesammelt hatte. — Hatte der Himmel nicht genug an meinem Elende, daß er mich in einem lügnerischen Traume von der Spitze des Felsen schleudert, meine Glieder zerbricht, damit ich dem Hunger zum Raube werden soll? — Belohnt er so das Mitleiden, das ich mit einem Elenden hatte? — Wer war jemals unglücklicher als ich?

Eine Gestalt schleppte sich mühsam vorüber, die Omar für den Bettler erkannte, dem er heut den Rest seines Vermögens gegeben hatte. Omar rief ihn jammernd an, er solle die Wohlthat, die er von ihm empfangen, mit ihm theilen, aber der Krüppel keuchte gleichgültig in seinem Wege weiter, und Omar wußte nicht, ob er ihn nicht gehört habe, oder sich nur verstelle, um ein Recht zu haben, sich nicht um ihn zu kümmern. Bin ich nun nicht elender, als dieser Verworfene? klagte Omar durch die Nacht. — Wer wird sich mein erbarmen, da mir nun alles genommen ist, was mich noch trösten konnte?

Er seufzte tief und seine Arme schmerzten ihn, wie glühende Feuer brannte es in den Gebeinen, und jeder Athemzug gab ihm Pein. Er überlegte schweigend sein Schicksal, und dachte jetzt zuerst wieder an seinen Bruder. —

O, wo bist du Edelmüthiger! rief er aus, vielleicht hat dich das Schwert des Todesengels schon getroffen, das Elend hat dich vielleicht in der drückendsten Armuth verzehrt, und du hast in der Todesstunde deinem armen

Bruder geflucht. — Ach ich habe es um dich verdient, ich leide jetzt die Strafe für meinen Undank, für meine Hartherzigkeit, der Himmel ist gerecht! — Und ich konnte noch so stolz einhergehn, und Gott zum Zeugen meiner Tugend anrufen? — O Himmel! vergieb dem Sünder, der sich ohne Murren deiner Züchtigung unterwirft.

Omar verlor sich in trüben Gedanken, er erinnerte sich, mit welcher brüderlicher Liebe ihn Machmud damals, als er zum erstenmale verarmet war, aufgenommen hatte, er warf es sich vor, daß er es unterlassen habe ihn zu retten, und auf diese Art seinen Dank gegen seinen Bruder abzubezahlen; er wünschte den Tod als das Ende seiner Strafe und seiner Leiden.

Der Mond erleuchtete die Gegend hell, und eine kleine Carawane von einigen Kameelen zog sich langsam durch das Thal. Die Liebe zum Leben erwachte bei Omar, er rief die Vorüberziehenden mit kläglicher Stimme um Hülfe an. Man legte ihn behutsam auf ein Kameel, um in der nächsten Stadt seine Wunden verbinden zu lassen, die die Carawane mit dem Anbruch des Tages erreichte. Der Kaufmann verpflegte den Unglücklichen selbst, und Omar erkannte in ihm seinen Bruder. Seine Beschämung war ohne Gränzen, so wie das Mitleiden Machmuds. Der eine Bruder bat um Verzeihung, und der andere hatte schon vergeben; Thränen flossen von dem Angesichte beider, und die rührendste Versöhnung ward zwischen ihnen gefeiert.

Machmud hatte sich nach seiner Verarmung nach Ispahan gewandt, und war dort mit einem alten reichen Kaufmann bekannt geworden, der ihn bald lieb

gewann und ihn mit seinem Vermögen unterstützte. Das Glück war dem Vertriebenen günstig, und er erlangte sein verlorenes Vermögen in kurzer Zeit wieder; sein alter Wohlthäter starb, und setzte ihn zum Erben ein. —

Als Omar geheilt war, reiste er mit seinem Bruder nach Ispahan, wo ihm dieser eine neue Handlung einrichtete. Omar vermählte sich und vergaß nie, wie viel Dank er seinem Bruder schuldig sei. Beide lebten von dieser Zeit in der größten Eintracht, und waren für die ganze Stadt ein Muster der brüderlichen Liebe.

Almansur.

Ein Idyll.

1790.

Langsam erhob sich Almansur aus dem Schatten der Palme, eine Thräne rollte von seinen Wangen, er blickte ihr wehmuthsvoll nach, wie sie an seinem Stabe hinuntergleitete und sich im Staube verlor, die ganze Vergangenheit stand mit ihren hellen und finstern Farben vor ihm, Abendroth und Regennächte. Noch einmal blickte er rückwärts nach Bagdad und sahe wie sich der letzte goldne Mond hinter einem blauen Berge langsam hinabzog. — Nun so lebe wohl! Auf ewig wohl! rief er, und ging langsam weiter ohne selbst zu wissen, wohin. Die Sonne ging unter, die Vögel des Abends sangen im nahen Walde, aber seine Augen sahen weder das goldne Feuermeer um dort sich Trost zu holen, sein Ohr hörte nicht die Melodieen, die von jedem Zweige herab um ihn schwammen, der Wind spielte mit seinem Mantel, aber er ließ ihn nachläßig hängen und eilte weiter vom Wege ab, mit tiefgesenktem Blick.

Endlich blickte er auf, er sah sich in einem schönen Thale, rings um von grünen Bergen umschlossen, im Thale glänzte ein silberner See, auf den das Abendroth auf jeder Welle sich wiegte, die Berge erhoben sich sanft umher und auf ihnen schimmerten Reben, Palmen standen auf Abhängen und wiegten sich rauschend über das Thal hinab, die ganze Gegend spiegelte sich zitternd im See, und das Abendroth und der auf-

gehende Vollmond gossen ein so süßes Licht um alle Gegenstände, daß Almansur sich in einem Theile des Paradieses glaubte. Er stand und sahe die schönbewachsnen Berge, wie der Abendschein über die grünen Abhänge herüberschwamm und sanftes Roth auf den gegenüberstehenden Berg streute, durch einen Palmenhain schlängelte sich der schimmernde Glanz der Gluth des Himmels, und bebte zurück in jedem Tropfen der am Grase zitterte, von jedem Blatt, an welchem ein Rubin sich wiegte. Der Mond stand über einem finstern Tannenhain, ein kleiner Wasserfall rauschte, die großen Wälder sangen der Natur ihr Abendlied, der Tag eilte in sein Rosenbett hinab, das Heimchen zirpte, der Mond schien aus dem goldnen See zu trinken, und auf jedem leichten Wölkchen des Himmels, das unter dem Monde hinwegschlüpfte und ihm etwas von seinem goldnen Glanze stahl, schien Ruhe, Trost und Freude zu schweben. Lange stand noch Almansur so, doch endlich lößte sich sein Gefühl in die Harmonie einer wonnevollen Wehmuth auf, die Erinnerung seines Unglücks war mit dem letzten Streit der untergehenden Sonne hinter den Bergen hinabgeleitet. Er bestieg den Berg, ging bald hinauf, bald hinab, und sein Blick schwebte stets auf den gegenüberstehenden Abhang, oder auf den Spiegel des tief unten glänzenden Sees.

Er ging über einen Quell, der aus den Spalten des Berges sich drängte und sein Silber hinuntergoß; er kam zu einer kleinen Vertiefung, wo unter Weidenzweigen versteckt der Gipfel eines moosbewachsnen Daches hervorragte. Ruhe und Heiterkeit schienen hier ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; er ging herum um diesen Kranz von Weiden, und stand vor dem Eingang einer kleinen

Hütte. Ein Greis, dessen Silberhaar im Winde hin und her wallte, pflanzte mit ruhigem Lächeln Reben, und band sie an die schwesterliche Ulme, dann sah er zum Monde hinauf, dann in den goldnen See hinab, und setzte wieder freudig seine Arbeit fort. — „Der Himmel schütte seinen Segen auf dich herab!“ rief Almansur dem Greise zu; liebevoll dankte der Greis und führte den Jüngling in die dämmernde Hütte.

Freundlich sprangen dem Alten zwei Hunde entgegen, bellten und wedelten. Der Greis und der Jüngling setzten sich auf Flechtwerk von Binsen; dann holte der geschäftige Alte aus seiner Vorrathskammer Milch und Datteln. „Iß!“ sprach er. — Almansur aß wenig; bald sah er die niedren Wände der Hütte an, bald blickte er auf den lächelnden Alten. Nach der Mahlzeit setzten sich beide vor dem Eingang der Hütte.

Du bist recht glücklich! fing Almansur nach einer langen Stille an, wenn man je glücklich werden kann. — Ja, war die Antwort des Greises; ich stahl mich aus dem Getümmel der Welt hinweg, und niemand vermißte mich; ängstlich, mit Schweißtropfen auf der Stirn jagte ich dem Glücke nach — umsonst! Es floh wie der luftgewebte Morgentraum; verzweiflungsvoll schlich ich mich in diese Hütte, ich sah mich um, und es stand neben mir. — Ja! Dank dir großer Prophet! Ich bin hier recht glücklich! — O, wenn ich am Morgen hier stehe, der frischgebadete Tag, rosenroth an jener neigenden Spitze hängt, dann zollen dir meine Thränen heißen Dank, dann seh ich auf mein voriges Leben zurück, wie der müde Pilger am Grabe des Propheten auf die zurückgelegten Steppen; — dann schwebt vor mir die ferne Zukunft, dann fliegt mein Geist durch

das rosenrothe Gewebe des Morgens, er durchfliegt die Bahn der Sterne, und schwingt sich im Flug um die glühenden Räder des Sonnenwagens. — Jeder meiner Blicke schaut dann voll Dank zum Himmel!

Almansur horchte vorwärts gebeugt mit Ehrfurcht der Rede des Greises, er sah in seinen Augen eine Thräne glänzen, heiß rann eine Zähre über die Wangen Almansurs. — Dann ergriff er voll Zutraun die Hand des Greises; o weiter! sprach er, deine Stimme ist wie das Murmeln der fernen Quelle dem Durstigen. Weiter! Mein Geist fliege dir nach! — Versuch' es in todten Worten mir das Abendroth deines Glücks zu malen. —

O Jüngling, sprach der Greis, Glück läßt sich besser fühlen, als dies Gefühl sich in Worten zwängen läßt. — Leise schleicht sich durch das helle Weinlaub am Morgen die Sonne; sie fliegt zu meinem Bette und flüstert mir: „Erwache!" zu. Ich erhebe mich vom rothen Glanz umflossen, und sehe wie die Sonne majestätisch hinab ins Thal schreitet, die Natur wacht auf und lächelt freundlich der Sonne entgegen, unter mir glüht der See, über mir flammt der Himmel, die Waldung rauscht, die Lerche singt, der See bebt, und ihre Rosenwellen laufen mit dem Westwind um die Wette. Wenn das purpurne Gold des Himmels sich hinter den blauen Mantel stiehlt, dann besuch ich meine Heerden, die Ziegen blöken mir entgegen, die Lämmer hüpfen um mich her. — O ich lebe hier nicht ganz verlassen! Ich kenne jeden Baum dieser Gegend, jeden Zweig eines jeden Baums; wenn das erste Laub nach dem Winter erscheint, oder mein Blick des Frühlings erstes Veilchen erjagt, o dann freu ich mich eben so, als wenn

ein längst gewünschter Freund unvermuthet dem Schiff' entsteigt; das erste Sommerlüftchen, das meiner Wange vorüberbebt, ist mir, was dem Elenden ein blauer Hoffnungsstrahl ist. Als der Sturmwind im vorigen Monden von meinem Berge herab eine junge Pappel ins Thal warf, da weint' ich um den jungen Baum, als habe mir der Tod einen geliebten Jüngling davon geführt. Ach, dies einsame Thal möcht ich nur gegen Mahomets Paradies vertauschen, es gilt mir mehr als die Erde mit ihren Königreichen, diese Bäume gelten mir mehr als Könige und Fürsten mit ihren Unterthanen. Ich besuche oft drüben die alten Palmen, sehe nach jenen jungen Birken die ich selber pflanzte, und freue mich über ihren Wachsthum wie ein Vater über seine Kinder. Im kleinen Gärtchen hinter meiner Hütte scheint die Gluth der Rose auf die weiße Lilie, das Veilchen kniet zu den Füßen der stolzen Malve, und jede der Blumen kenn' ich, bei jeder erinnre ich mich im Vorbeigehn, wenn und wie sie pflanzte, jede habe ich selbst am Morgen und Abend begossen. Diese Blumen, diese Bäume sind meine Freunde, von ihnen brüstet sich keiner vor dem andern, von ihnen lacht mir keiner höhnisch nach. Neid und Verläumdung dürfen nicht über diese Berge fliegen, des Glückes Pfeil zerschnitt ihnen die Sehnen des Fittigs, sie liegen jenseits den Bergen und suchen vergebens mit schwarzen nachschleppenden Schwingen der Felsen Gipfel zu erklimmen; das Glück und die Ruhe fliegen hier verschlungen Arm in Arm durch den Himmel, in jedem Baum, in jeder Quelle flüstert Glück, in jedem Nachhall der Berge tönt ruhige Freude.

Wenn nach und nach das gelbe Laub zur Erde fällt,

wenn der Herbst auf selbst gesponnenen Seidenfäden durch die Lüfte schwebt, sie um die Bäume wickelt, und das reife Obst mit den Blättern abschüttelt, dann seh' ich, wie die Natur sich entkleidet, und unter dem glänzenden Schwanenbette schläft, um gestärkt mit neuem Glanze zu erwachen. Wenn dann Regen herabrauscht, wenn der Nordwind durch den Gipfel der Palmen saußt, wenn die Fichten knarren, der Wind Schneegestöber vor sich her wirbelt — dann nehm ich von der Wand die silberbezogne Leier, dann sing' ich dem Frühlinge meines Lebens Lieder, und sehe lächelnd dem Untergang meiner Sonne entgegen. Dann dämmert vor meinen Augen der Nebel der Vergangenheit, dann schwing ich mich auf dem Adlerfittig meiner Phantasie durch Dämmrung ferner Vorzeit, durch schweigende öde Nacht der Zukunft. — In diesem Kreislauf wallte mir mehr als ein halbes Jahrhundert vorüber, in dieser schönen, ununterbrochenen Einförmigkeit. — —

O Jüngling! Mit warmer Freundschaft drückst du meine Hand, eine Thräne zittert in deinen schwarzen Augenwimpern, — sprich — führte dich Kummer zu meiner einsamen Hütte?

Almansur. Ja, Kummer führt mich zu dir, Greis! — Ach, laß mich mit Dir diese Hütte bewohnen, laß mich dein Sohn sein. Die Freude ist für mich gestorben. — Ich muß die Gesellschaft der Menschen verlassen; hier laß unter dieser Palme den Wind am Abend meine Seufzer davon führen, laß am Morgen mich unter dieser Cypresse weinen. — Warum sollt' ich zu jenen Menschen zurückkehren, wo jeder dem fliehenden Glücke nachläuft, und keiner den Saum seines Kleides berührt, wo einer des andern lacht, und blind für eigne Fehler

ist, wo Verläumdung und Neid hinter mir gehn, die sich täuschend in das Gewand der Freundschaft hüllen. — Nein, hier will ich ein neues Leben beginnen, mein voriges Leben mir als einen Traum denken, den der Sonne heller Strahl verscheuchte. O Greis, weise meine Bitte nicht zurück, in keinem Winkel glimmt für mich ein Fünkchen Freude mehr als hier. Schon lange war es mir unerträglich, mich ohne Zweck und Absicht vom Wirbel der menschlichen Gesellschaft mit fortreissen zu lassen, warum sollt' ich noch ferner unter einem Haufen, wo jedes Gesicht mir zuwider ist, essen und trinken, schlafen und aufstehn, den einen Tag so wie den andern; warum leb' ich in der menschlichen Gesellschaft? Ich bin mir selbst und andern verhaßt! zu welchem Endzweck schuf der Schöpfer die Menschheit? Einer den andern zu quälen? Ihm den Genuß des Lebens zu rauben? Warum tanzen die zahllosen Welten den ewigen schwerfälligen Tanz um ihre Sonnen? Warum ließ der Schöpfer aus seiner Hand die Schöpfung hervorgehn? Warum warf er das Sternenheer durch den Himmel? Sollen wir hier leben, ohne glücklich zu sein, und dann wie der Baum verwelken; wozu dann dies qualenvolle Leben? — Oder harrt schönerer Sonnenschein unsrer nach dem Todesschlaf; wozu diese Pilgerschaft durch Dornen, über Felsen? — — O Greis! dies, dies hat mich schon längst unglücklich gemacht! —

Der Greis sah ihn an und schwieg. „Verweile!" sprach er dann. Ein frommer Eindsiedler schenkte mir schon vor vielen Jahren ein kleines Buch; es ist nur ein Märchen, der Mond scheint hell; ich will es dir lesen. — —

Er ging fort. Almansur sah indeß starr vor sich

hin ins Thal, sein Blick ruhte auf einen Zweig, den der Wind hin und her warf; sein Kummer war zurückgekehrt, die mancherlei Scenen seines Lebens wachten in seiner Seele auf. Er preßte eine Thräne in sein Auge zurück; der Greis kam, setzte sich nieder und las: — —

Nadir. Ein Mährchen.

Der finstre Menschenhasser Nadir wandelte über eine von Arabiens Steppen. Die Sonne stand in der Mitte des Himmels und warf ihre glühenden Strahlen auf den Wandrer, ringsum kein Baum, kein Gesträuch, welches einen erquickenden Schatten darbot; Nadirs Auge suchte vergebens eine Quelle, seinen brennenden Durst zu löschen, er ging matt und langsam, er sah schmachtend umher, ob keine mitleidige Wolke herbeischweben wollte, ihm Regen und Kühlung zu schenken; so weit sein Auge reichte, glänzte der Himmel im hellblauen Gewande, der Sonne Strahlen wurden immer heißer und heißer, kein milder Wind wehte ihm Kühlung zu, Stille lag ausgestreckt über der Erde, die Vögel waren im Schatten des fernsten Waldes zurückgeflogen, und kein Dorf, kein Haus winkte dem Wandrer. Vor sich und um sich sah Nadir nur eine unermeßliche Wüste, er beneidete die kleine Fliege die sich in den Schatten des verdorrten Grases setzen konnte.

Nadir verwünschte tausendmal sein Schicksal, tausendmal das Schicksal der Menschen, denen ewig Quaal und Schmerz auf jedem ihrer Schritte folgen. Durch den blauen Himmel goß sich nach und nach ein sanfter Purpur, die Sonne sank, der Schatten flog über die Ebne.

Dank sei dir großer Prophet! rief der schmachtende Nadir, indem er über sich den Mond und die Sterne hervorkeimen sah. Er schleppte sich langsam fort, seine Zunge lechzte nach einem einzigen Wassertropfen. O ging' ich im tiefsten Schnee des klippigen Caucasus, könnt' ich jetzt durch einen Strom des Nordpols schwimmen! Er ging weiter. Es wehte ein kühlender Wind über die Haide, Nadir kam in einen Wald. Der Wind ward stärker, Wolken flohen durch den Himmel, und löschten mit ihren schwarzen Fingern den Mond und die Sterne aus, der Sturm schüttelte den Wald, die Fichten seufzten, die Cypressen rauschten, Regen stürzte herab. Endlich sah Nadir durch den verschränkten Wald ein fernes, flimmerndes Licht, das durch das nasse Laub und durch den Regen ihm entgegenblickte: er drängte sich durch den Wald, durch Gebüsche, die ihn oft mit ihren nassen Armen umfaßten: er kam durch die Waldung, und sah über eine Ebne das Licht vor sich glänzen.

Es war eine niedre Hütte, deren moosiges Dach vom Regen triefte, er schlug an die kleine Thür, ein Hund bellte ihm aus dem Hofe entgegen, der Wetterhahn des Daches knarrte im Winde; leise öffnete sich die Thür des Hauses, eine alte Frau trat heraus. — Wollt ihr einem armen Wandrer erlauben, diese Nacht hier zu schlafen? flehte Nadir. Sehr gern war die Antwort. Sie führte ihn in das Haus durch einen Gang. Dort, wo du das Licht durch die Thüre flimmern siehst, dort geh' hinein; — sie verließ ihn. Nadir bewunderte den großen Gang in der kleinen Hütte, seine Schritte hallten von der Mauer zurück, als er durch die Stille ging. Er stand vor der Thür, aus der

das Licht ihm entgegenglänzte, — er öffnete sie — und das Erstaunen schlug seine geblendeten Augen zu. Er trat in einen großen unermeßlichen Saal, den tausend Lichter erleuchteten; die Wände glänzten von Marmor mit Gold umgossen, eine himmlische Musik schwamm auf den Wellen der Harmonie durch den Saal. — Wo bin ich? rief Nadir. — Ein prächtiggekleidetes Frauenbild kam ihm entgegen, sie führte ihn zu einem Tische und lud ihn zum Essen ein; Nadir aß und wagte kaum die Augen empor zu heben. Als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich durch neuen Muth, durch neue Kraft beseelt, er sah um sich. Tausend Lichter glänzten auf Kronenleuchtern von Diamant. Saphir, Rubinen und Gold waren über die schönpolirten Wände hingestreut, unsichtbare Musik goß sich umher und gaukelte um Nadirs Ohr, sein Auge verlor sich ermüdet in die entferntesten Bogengänge, ohne ihr Ende erreicht zu haben; Nadirs Staunen ward immer größer.

„Komm!" rief ihm die Besitzerin dieses Pallastes zu zu und führte ihn durch die blendenden Säle. Er sahe sie mit allen Arten von Menschen angefüllt und weidete sich an den verschiedenen Gruppen. Hier tranken und aßen einige, dort weinten andre, andre tanzten in fröhlichen Reihen. Dieser Pallast, begann Nadirs Führerin, ist ein Werk meines gestorbenen Gatten, er suchte das Glück lange vergebens und fand es endlich mit mir in der Einsamkeit; zu seiner Erinnerung hat er mir dies Spielwerk hinterlassen, das ich erneuern kann, so oft ich will. — Er war ein mächtiger Zauberer, gewandt in allen geheimen Künsten; auf sein Gebot entstand dieser Pallast, er brachte in ihm die Welt im Kleinen zusammen. Sieh, jede Art von Menschen befindet sich

hier; dort auf den Thron sitzt ein König, seine Stirn schmückt das Diadem, seine Schultern umfließt der Purpur, er wird von jedermann beneidet, aber ach! er beneidet heimlich den Sklaven, der jetzt vor ihm kniet und zittert; er ist ein gütiger Regent, er macht andre glücklich, ist aber selbst unglücklich. Jener Volkslehrer lehrt Demuth und haßt den der neben ihm steht, weil er ihn mehr als sich geehrt glaubt. Dort an jene Säulen gelehnt steht ein Haufe unglücklicher Menschen, in der Welt nennt man sie Kluge, sie sehn die Eitelkeit der Welt ein, sie lassen sich durch keinen Glanz von Ehre noch von Reichthümern blenden, ihre Wünsche scheinen so mäßig und sind doch so vielumfassend, werden fast nie erfüllt. — Dort stehen andre, für welche die Welt mit allen ihren Schönheiten gestorben ist, sie können keine Blume sehen, ohne ihr einen Namen zu geben und ihre Blätter zu zählen, keinen schönen Baum, ohne sein Laub und seine Rinde zu betrachten und zu bemerken, zu welchem Geschlecht er gehöre; sie kennen jeden Stern, der am Himmel flammt, und wissen die Stunde, wenn der Mond auf und untergeht, sie haschen jede Abendfliege, und stellen sie in ihren Rang in der Schöpfung, sie sagen uns, daß jeder Sonnenstaub bewohnt sei. — Dieser Pallast ist zugleich auf eine wunderbare Art mit Gemälden ausgeziert, sie sind doppelt; auf der einen Seite stellen sie alles ernsthaft, auf der andern dasselbe lächerlich dar. Sieh, hier trauert eine Mutter um ihren einzigen Sohn, dieser Zuschauer weint gerührt, jener auf der andern Seite lacht. — Siehst du jene dort, die so bleich sind und starr auf die Erde blicken? bei ihrer Geburt vergoß das Elend Thränen über sie und weihte sie sich dadurch zu seinen Kindern;

sie können über ein gelbes Blatt weinen, das vom Baume auf die Erde fällt, sie hassen die Welt und sich am meisten; sie machen oft andre glücklich, aber kein Anblick von Glück, kein Anblick der aufgehenden Sonne kann sie vergnügt machen; sie lächeln, aber ihr Lächeln ist als wenn die Abendsonne durch einen verdorrten Baum scheint, ihnen folgt das Unglück wie ihr Schatten, ihre Augen sind matt von Thränen, ihre Wangen bleich, sie sind die ärmsten Geschöpfe. — Jener jauchzende Haufe verspottet sie, ihr Mund lacht stets, ihre Augen blinzeln jedem freudig entgegen, die Welt nennt sie Thoren, sie sind glücklich, denn sie halten sich für weise, sie fragen nicht nach ihrer Bestimmung, sie durchlachen ihr Leben, lachen im Winter eben so wie im Sommer, bei dem Aufgang der Sonne wie beim Untergang, die Natur nahm ihnen jede sanftere Empfindung und gab ihnen das Vermögen alles lächerlich zu finden. — Jene spielten mit ihrer Phantasie, der Verstand löste die Fesseln der gebundenen Einbildung, sie schoß wie ein Blitzstrahl dahin und nun hinkt der Verstand an seinen Krücken hinter sie her und kann sie nicht einholen, jede Saite ihrer Laute ist verstimmt und giebt angeschlagen einen falschen Ton, man nennt sie Wahnsinnige, Unglückliche; aber sie sind wirklich glücklich. Jener hält die Kette, die ihn an die Mauer festhält, für ein goldnes Halsgeschmeide, seine Lumpen für den Purpurmantel des Königs. Jener glaubt in seinem Strohlager alle Schätze Indiens zu besitzen und fühlt sich beseligt. — Jener ist taub für jeden Harfenton, blind für jede Schönheit, die der Maler der Natur abstahl, seine Seele sitzt auf seiner Zunge, er freut sich nur wenn er sich an den Tisch setzt, er hört nicht die himm-

lische Musik, die ihn umfließt, aber er lächelt beim Becherklang, der Duft von Speisen bringt Freude in seine Seele. — Wer von allen diesen scheint dir in dem Zustande zu sein, in den die Natur den Menschen aus ihrer Hand hervorgehn ließ? — O jener, rief Nadir, der sich an den Dampf der Speisen weidet, denn er ist der glücklichste, an sein Herz reicht nicht die Stimme des Elends, ihn durchbohrt nicht des Mitleids scharfer Pfeil, er ist der glücklichste, er kann viermal täglich glücklich sein; wozu sind jene feinern Empfindundungen, sie bringen weit mehr Schmerz als Vergnügen hervor! — Sieh, jener Mann, fing die Führerin Nadirs an, der dort unbekannt herumgeht, ist ein verehrungswürdiger Mann; keiner kennt ihn, keiner achtet auf ihn, aber er findet sein Glück im Glücke anderer; manche heiße Thräne fleht im Dunkeln Segen für ihn vom Himmel, manche Brust athmet durch ihn freier, manche Klage verstummte durch ihn, er erfüllt den Beruf des Menschen, er macht andre glücklich, und nur dazu schuf uns die Natur. — Du willst die Gesellschaft der Menschen verlassen, komm und überzeuge dich, daß der Mensch da sei um in Gesellschaft glücklich zu leben; warum will der schwache Mensch seine Bestimmung erforschen, warum die Bestimmung der Welten? zwecklos rollen sie nicht um ihre Sonnen, aber warum wollen des Verstandes Maulwurfsaugen den Plan der Natur durchdringen? der Mensch ist da, das zu genießen, was ihm die freigebige Natur darbeut, sein Verstand soll aber nicht über die Gränze hinausschreiten wollen, die ihm gezeichnet ward. Sie gingen hin durch die hundert Bogengänge und Nadir bewunderte die Pracht des Pallastes; seine Augen wurden erhellt, er sahe ein, daß

es Frevel sei, sich von den Menschen zurückzuziehn, vor ihm zerrann der dunkle Nebel, er durchdrang den Plan der höchsten Weisheit; er versprach zur Gesellschaft der Menschen zurückzukehren.

Der Tag öffnete die blinzelnden Augen, das Morgenroth flog über die Ebne und schimmerte an den Fenstern; Nadirs Führerin verließ ihn, ein Bogengang verschwand nach dem andern, mit ihm ihre Gemälde und ihre Beschauer, ein Licht erlosch nach dem andern, die Pracht gleitete von den Wänden, die Decke sank, der Saal zog sich zusammen, ward immer kleiner und kleiner, immer düstrer und düstrer, und der helle Sonnenschein glänzte endlich an den Wänden einer niedern Hütte. Nadir öffnete vor Staunen stumm die niedre Thür, er suchte vergebens den langen Gang, die alte Frau öffnete die kleine Hausthür, er ging hinaus, die Thür ward hinter ihm verschlossen; dieselbe kleine Hütte, an deren Thür er gestern klopfte — der Hund bellte ihm wieder nach, der Wetterhahn knarrte in den Wind, das moosbewachsne Dach triefte noch vom gestrigen Regen und das Morgenroth schwamm in den großen Tropfen. „Wacht' ich, oder träumt' ich?“ rief Nadir aus; er sah über einen niedern Zaun in den Garten neben der Hütte, ein Knabe mit nackten Füßen pflückte sich Kirschen von einem Baume. Er stand lange stumm da, seine Phantasie malte ihm noch einmal den gestrigen Tag; stumm ging er weiter, blickte noch oft zurück nach der wundervollen Hütte, bis ein Wald den letzten weißen Schimmer von ihr ihm entzog. — —

Der Greis schwieg. Almansur sah starr vor sich hin. Der Mond schien hell, die Sterne bebten im schimmernden See, die Cypressen rauschten. Kehre zu-

rück, Jüngling, begann der Greis, kehre zur Welt zurück, wer weiß, wo dein Glück schlummert, gehe hin und erwecke es, du bist zur Gesellschaft geboren, gehe hin und erfülle deine Bestimmung, genieße ohne zu grübeln und du wirst gewiß glücklich sein.

Almansur. Verzeihe, edler Greis, daß ich dich täuschte, dir meinen Gram nicht ganz enthüllte. Wenn du die Geschichte meines Unglücks hörst, und du räthst mir dann noch zur menschlichen Gesellschaft zurückzukehren, so will ich dein Verlangen erfüllen.

Ich heiße Almansur, mein Vater war ein Kaufmann in Bagdad; ich hatte einen Freund, einen einzigen, ganz mir gleichgeschaffenen, er starb vor wenig Wochen; ich hatte eine Geliebte, ich liebte sie mehr als meine Seele, sie vermählte sich vor wenig Tagen. — Roxane war schön, wie der werdende Tag, schöner wie eine der Houris, auf ihren Wangen floß Abendroth, ihre Lippen waren wie der Purpur der untergehenden Sonne, die sich im Meere spiegelt, ihr Lächeln war der Sonnenschein des Frühlings, in ihren blauen Augen lachte das ganze Paradies Mahomets, ihre blonden Haare flossen um ihre Schultern, wie der Nebel im goldnen Glanze der Morgensonne um Felsen sich kräuselt; — sie kannte meine Liebe. — Ihr Vater lag einst auf dem Sterbebette, nur ein Trank konnte ihn retten, aber er mußte ihn trinken in weniger Zeit als die Biene am Abend braucht nach ihren Zellen zurückzufliegen, es war ein Quell, der in der schwarzen Kluft eines weitentfernten Felsen murmelte. Roxane liebte ihren Vater, ich sah die Thränen in ihren Augen glänzen, ich schwang mich auf mein Roß, eilte hin, füllte eine Flasche mit diesem wundervollen Wasser, ich stürzte

zurück, die Wälder sausten mir vorüber, eine Eiche raubte mir meinen Turban, mein Roß eilte dem Winde voraus, sein Hufschlag tönte laut, ich kam zurück; Roxanens Vater ward gerettet, ihr Lächeln dankte mir, und ich war vergnügt. Ich sank nieder von Schweiß und Staub bedeckt, mein gutes treues Roß starb noch an demselben Abend, Roxanens Lächeln dankte mir, und ich war vergnügt. O für sie hätte ich die heißen Ebnen Aethiopiens mit nackten Füßen durchmessen, für sie hätte ich unbedeckt den Schnee des Caucasus erklettert. Ach ich träumte eine so heitre goldne Zukunft in ihren Armen; mein Freund starb, sie trauerte mit mir, aber ach, sie gab ihre Hand einem andern, denn er war reicher als ich; vorgestern ward ihre Vermählung gefeiert, jeder Trompetenstoß, der aus der Ferne mein Ohr erreichte, jeder Klang der Cymbeln, jeder ferne Donner der Pauken, stieß einen glühenden Dolch durch meine Brust; in der Mitternacht verließ ich Bagdad kalt und stumm, verließ den Ort, wo jeder Baum, wo jedes Haus, verflossene frohe Scenen in meine Seele zurückriefen, die Sonne war für mich auf ewig untergegangen; ich ging fort ohne zu wissen wohin, endlich kam ich zu deiner glücklichen Einsamkeit. Edler Greis, o höre meine heiße Bitte, es ist der einzige Wunsch, der mir zurückblieb, laß mich an deiner Seite, im Schooße der Ruhe und der Einsamkeit, meine übrigen Tage verleben; ach, die Einsamkeit hat ja Trost für so manche Leiden, sie trocknet so manche Zähre, wiegt so manchen Kummer ein; hier in diesem glücklichen Thale will ich den Traum meiner Jugend noch einmal träumen, hier will ich weinen, wenn ich erwache. Laß mich bei dir wohnen, jedes Band, das mich an die

Menschheit fesselte, ist gerissen, jede Freude hat der Ostwind von dort weggeweht, sie sind alle hier auf diesen Bergen hingestreut, laß sie mich hier wiedersuchen; laß sie mich wiederfinden, Greis, denn beim Barte des Propheten! ich kann nie unter Menschen wieder glücklich sein. — Aber warum glänzen Thränen in deinen Augen und verlieren sich in die Silberwellen deines Bartes? Woher diese Seufzer, die deine Brust erheben? Woher diese fliegende Röthe auf deinen Wangen?

Greis. Ach, Almansur! — deine Worte haben meinen entschlafenen Kummer erweckt, ich hielt ihn für todt, aber er schlief nur. — O Jüngling, du hast den Morgentraum meiner Jugend, meiner Phantasie wieder vorübergeführt. — Ein ähnlich Schicksal führte mich hierher; ach, Fatime! diese Thränen fließen dir! dieser Seufzer fliegt zu dir! Vor meinen Augen webt sich die Vergangenheit noch einmal hin, sie glänzt im Sonnenschein, eine Nebelwolke verfinstert sie auf ewig. — O Almansur, bewohne mit mir diese Hütte, trinke mit mir von meiner Milch, laß uns beide in den Schatten eines Baumes ruhn. Ach, ich will denken, du seist mein Sohn, denke du, ich sei dein Vater. Jüngling, du bist mir theuer geworden, theile mit mir was ich habe, wir wollen wie die Sonne des Tages, wie der Mond der Nacht, in schöner Gleichförmigkeit unser Leben verfließen sehn, wollen sehn, wie sich unser Leben in einem Kreise dreht, so leben, wie eine Welle beständig um ihr grünes Eiland murmelnd fließt; beide bewundern wir nun den Aufgang der Sonne, wir beide sehn ihrem Scheiden nach, du hilfst mir Blumen in meinem Gärtchen pflanzen, du begießest sie mit mir am Abend, du brichst mit mir das Obst von den Zweigen und

freust dich mit mir des Frühlings und Sommers: Jeden Wandrer, der seinen Weg verfehlte, wollen wir mit Speise und Trank erquicken, und ihn dann auf die rechte Straße führen; dem Trauernden wollen wir den Balsam des Trostes reichen, vor dem Fröhlichen unsern Kummer in unsrer Brust verschließen. Wir erzählen uns dann die Geschichte unsrer verflossenen Jahre, wir tauschen unsre Erfahrungen gegen einander ein, ich lerne jeden Baum kennen, der dir einst mächtig war, du beschreibst mir deine vorige Wohnung so genau als wollte ich sie morgen beziehn, ich sage dir von jedem Bache, bei dem ich mich einst freute oder Thränen vergoß, ich zeichne dir jeden Gang in meines Vaters Garten, jede Rosenhecke, jeden Apfelbaum; so lebe ich in deiner vorigen Welt, du in der meinigen, oder wir sitzen am Abend unter dieser Cypresse und sehen wie sich der Mond auf jeder Welle wiegt, wie sich jene Ulme im Wasser spiegelt, wie ihre Zweige zittern, und durch ihr finstres Laub die Sterne gebrochen flimmern; wir erzählen uns wunderbare Mährchen so vertraut als wären es die alltäglichsten Dinge; wir träumen uns unser Leben nach dem Tode, bauen luftige Schlösser und reissen sie wieder ein; so leben wir, bis der Tod mir immer näher und näher schleicht und mich unvermerkt aus deinen Armen führt, dann häufest du mir einen Grabhügel unter jener Cypresse, die ich selber pflanzte, dann bewohnest du meine Hütte allein, dann sitzest du ohne mich vor dem Eingange, dann denkst du beim Schimmer des Mondes an den gestorbenen Abdallah, dann brichst du das Obst allein, und pflanzest Blumen ohne meine Hülfe, dem verirrten Pilger zeigst du das Gras auf meinem Grabe und sagst zu ihm: hier ruht ein biedrer Greis! dann sitzest du einsam in der kleinen Hütte und hörst den Regen gegen die Fenster schlagen, bis ich deinem Geiste mit einem Lichtkranze entgegenfliege.

Das grüne Band.

Eine Erzählung.

1792.

Durch die Thäler und über die Wiesen wandelte der graue Nebel; über einen Tannenhain blickte die Sonne noch einmal aus Westen auf die Fluren zurück, die sie itzt verlassen wollte; in den Wipfeln eines einsamen Gebüsches begann die Nachtigall ihr Lied, und das Murmeln eines kleinen Baches ward hörbarer: als über die Haide eine Schaar von Kriegern gegen die Veste Mannstein zog. Der letzte goldne Schein der Sonne flog zitternd die schönpolirten Rüstungen auf und ab, durch die abendliche Stille tönte laut der Huftritt ihrer Rosse. — Da schmetterte von der Zinne der Burg eine fröhliche Trompete, und weckte mit ihren Tönen den Widerhall am Tannenberge; die Zugbrücke ließ sich nieder, und Friedrich von Mannstein zog mit seiner Schaar in seine Veste, wo sein Hausgesinde sich um ihn her drängte, um ihm Glück zu wünschen, daß er aus der Fehde wohlbehalten zurück gekehrt sey.

Kaum war der Ritter von seinem Rosse gestiegen, als seine Tochter auf ihn zueilte und in die Arme ihres Vaters sank. „Meine Emma!“ rief Friedrich, „bist du wohl? Gottlob, daß ich dich wiedersehe!“ — „Kommt Ihr wohlbehalten zurück?“ sprach sie, indem sie schüchtern um sich blickte und sich etwas aus den Armen ihres Vaters zurück bog. — „Habt Ihr viele von euren Leuten verloren?“ — „Ja,“ antwortete Friedrich, „zwölf, und unter diesen einen meiner treusten Diener.“ — „Doch nicht“ — fiel Emma

schnell ein, — der Name Adalbert zitterte auf ihren Lippen, sie ward bleich, — „doch nicht — Willbald?" sagte sie, indem sie eine unwillkührliche Thräne in ihr Auge zurückzwängte.

Eben diesen, erwiederte der Vater; der Alte hielt sich wacker, — aber er fiel, — er hat sein Leben rühmlich beschlossen. Wohl jedem Kriegesmanne, der so wie er stirbt! — Ich werde seinen Verlust fühlen; ich liebte ihn, als wär' er mein Bruder. — Aber komm in die Burg, liebe Tochter, der Nebel hängt schon kalt und feucht in den Wipfeln der Bäume, dein Haar flattert in der kühlen Abendluft; mich dünkt, du siehst bleich aus, — du bist doch wohl?

Ihr seid ja wieder hier, antwortete sie schnell.

„Herr Ritter!" sprach ein Knappe, der aus dem Schloßhofe trat, „wollt Ihr nicht in die Burg gehn? Euer Waffenbruder Konrad von Burgfels harrt Eurer drinnen."

„Konrad? Er sei mir willkommen!" rief Friedrich, und ging in den Schloßhof; Emma, die Hausgenossen und sein Knappe Adalbert folgten ihm. — Adalberts und Emma's Blicke fanden sich. — Wie viel sagten sie sich nicht in diesem Blick! — Die Freude sich wiederzusehn, Dank für die Rettung, zärtliche Besorgniß, — dieß und hundert Fragen und hundert Antworten lagen in diesem einzigen Blicke. — Adalbert führte sein treues Roß in den Stall, Emma ging langsam aber heiter die Wendeltreppe hinan, blickte aus dem runden Fenster noch einmal in den Hof hinab, und begab sich dann in ihr Gemach.

Der wackre Konrad eilte dem Ritter Friedrich entgegen und schloß ihn froh in seine Arme. — „Gott

lob!" rief er, „daß ich dich einmal wiedersehe! — Du kommst aus einer Fehde mit Manfred?"

Friedrich. Ja, Freund! und du?

Konrad. Woher? Für mich, weißt du ja, giebt's schon lange keine Fehden mehr! ich komme von meinem alten einsamen Schlosse. — Seit mein Karl nicht mehr da ist, sieht es so öde und verlassen aus. Stehe ich auf dem Altan, oder sehe ich aus den Bogenfenstern, so muß ich immer wider Willen nach dem Berge hinsehn, hinter welchem er zuletzt verschwand; die eisernen Fahnen auf der Burg rufen mir immer den Namen Karl zu, und muß dann jedesmal an den Tod denken. — Ach! es ist traurig, Freund, wenn man alt wird, der Tummelplatz unsrer Wünsche wird dann so eng, wir können nur noch wenig hoffen, — aber dieß wenige wünschen wir mit einer Sehnsucht, mit einer Wehmuth — So lange sich mein Sohn in Palästina unter den Ungläubigen herumtummelt, werde ich dich öfter auf deiner Burg heimsuchen, die Einsamkeit macht mich traurig.

Sie waren indeß in den Saal getreten. — „Setz dich, Freund!" sprach Friedrich, „ich habe dich schier verkennen gelernt, Konrad saß lange nicht auf jenem Sessel."

Konrad. Es soll von itzt an öfter geschehen. — Du hast ihn geschlagen?

Friedrich. Den räuberischen Manfred, — ja — Zwölf meiner besten Leute hab' ich verloren, es war ein hitziges Gefecht. — Mein Knappe Adalbert, du wirst ihn kennen, hat sich heute wie ein wackrer Mann gezeigt, ohne ihn stand es so so — wir waren schon einmal zurückgetrieben, — ich sage dir, es wird ein tapf-

rer Ritter, ich will meinen Stolz an ihm erziehn. — Bringt Wein, Buben! —

Die Buben brachten Wein, und die Ritter tranken.

Konrad. Wir leben in unsern Nachkommen wieder auf; ich hoffe, mein Karl soll dem Namen Burgfels keine Schande machen.

Friedrich. Das wird er nicht. Welch ein glücklicher Vater bist du! Es war mein tägliches Gebet zu Gott, mir einen Sohn zu schenken, der mir einst die Augen zudrückte, der nach meinem Tode auf meiner Burg haußte, der — doch, wir wollen ja nicht traurig sein.

Konrad. Du hast es auch nicht Ursach, der weise Himmel erhörte dein Gebet vielleicht darum nicht, um dir Jammer zu ersparen. — Du weißt nicht, wie wehe der Kummer um einen geliebten, oder gar einzigen Sohn der Brust des Vaters thut. Man gewöhnt sich früh an Gram. — Bald siehst du den Knaben auf einen schroffen Felsen klettern, und zitterst bei jedem Schritte; der Jüngling kommt nicht von der Jagd zurück, und bei jedem Wiehern, bei jedem Hufschlag eines Rosses eilst du ans Fenster, aber er ist es nicht, dein schlafloses Auge starrt erwartend durch das Dunkel der Nacht, — und wenn du ihn gar fern von dir weißt, im Gewühl der Schlachten, — erst als Vater macht der Ritter mit der Furcht Bekanntschaft. — Alle Freuden seines vorigen Lebens, jede seligverflossene Stunde, jede schöne Erinnerung, das Glück der Vergangenheit und Zukunft flicht der Greis in einen freudenreichen Kranz und schlingt ihn um den Helm des Jünglings, — ach! und wie viel tausend Schwerter können diesen Kranz zerreissen. Wir setzen unser

ganzes Vermögen auf einen Wurf, und in jedem Augenblicke müssen wir zittern, zu verarmen. — Es ist warlich besser der Vater einer hoffnungsvollen Tochter sein!

Friedrich. Du bist undankbar gegen das gütige Schicksal. — Den Knaben zum Jüngling werden sehn, in jeder seiner Thaten sich selbst wiederfinden, — nenne mir eine Freude, die größer sei, als diese. — Und wenn er nun zurückkehrt, wenn er nun von jenem Berg wieder heruntersprengt, vor ihm her der Ruhm, hinter ihm der Jubel des Volks, in seiner Rechte eine erbeutete Fahne, wenn er nun so in deine Arme eilt, wie dann?

Konrad der sich die Augen trocknet. Dann? — Nun dann will ich dir Recht geben, aber eher nicht.

Friedrich. Immer find' ich doch noch in dir den alten Konrad wieder, der jedesmal im Wort- und Lanzenkampf das Feld behalten muß. — Trink! stoß an! auf den Ruhm deines Sohnes!

Konrad. Und das Glück deiner Tochter!

Friedrich. Denkst du, daß ich für sie unbekümmert bin? — Wollen wir mit unsern Kindern tauschen, Konrad?

Konrad. Freund und Waffenbruder! — ein Gedanke kömmt mir wieder, den ich schon oft dachte, wenn ich des Nachts in meiner einsamen Kammer schlaflos lag, und der Wind um den Schloßthurm saußte, — sei du der Vater meines Sohnes, deine Tochter sei mein, doch so, daß keiner von uns das Recht auf sein Kind verliert.

Friedrich. Topp, alter Freund! — Da hast du die Hand eines Ritters, der noch nie sein Wort

brach! — Bei Gott und Ritterehre! keiner als dein Karl soll der Gatte meiner Tochter werden, — nur muß er mit Ehre zurückkehren.

Konrad. Das wird er, wenn er zurückkehrt, dafür laß dir den alten Konrad bürgen. Mit Ruhm, oder nie sehn wir ihn wieder. —

Friedrich. Alter Freund! der Wein hat mich sehr froh gemacht. — Welch eine liebliche Zukunft seh' ich emporblühen! — Allenthalben winkt die schönste Blume des Lebens: Vaterfreude! — In diesem Garten wollen wir ruhen, bis wir in einen noch schönern hinüberschlummern.

Die Alten drückten sich schweigend die Hand, ihre Freude war eine wehmüthige geworden; ein Paar große Thränen fielen schwer aus ihren Augen, die sie in einem schönen Irrthum für Freudenthränen hielten. Sie merkten nicht, daß sie der bange Zweifel erzeugte: „Werden diese Träume in Erfüllung gehn?"

Sie saßen noch lange zusammen im traulichen Gespräch, und erzählten sich noch einmal die Geschichte ihrer Jugend und ihres männlichen Alters. Die Gesichter der Greise glühten voll Jugendkraft, beide vergaßen, daß sie Greise waren.

Die Mitternachtstunde rief sie endlich von ihrem Gespräche ab, jeder ging heiter in sein Schlafgemach.

Alles schlief schon in der Burg, der aufgehende Mond brach seine dämmernde Strahlen durch die Bogenfenster; eine heilige Stille schwebte über Flur und Wald mit leisem langsamen Fluge, nur die Burgglocke tönte durch die feierliche Einsamkeit: als die leisegezogenen

Schritte Emma's längst den Wänden des großen Gan-
ges, der die Zimmer der Burg theilte, hinrauschten.
Sie hatte Adalbert in der Ferne gesehn, und schien
ihm itzt wie von ungefähr zu begegnen.

Beide blickten sich froh in's Auge, denn sie wurden
itzt von keinem Ueberlästigen beobachtet. „Meine Emma!"
rief Adalbert aus, und schloß das Mädchen rasch in
seine Arme.

„Bist du endlich wieder da?" fing Emma an, —
„O! wüßtest du, wie vielen Kummer du mir indeß
gemacht hast, die ganze Burg war mir indeß so eng
wie ein Gefängniß, die Flur war für mich ein Kloster-
zwinger, denn Berge und Wälder schlossen mich ja
ringsum ein und trennten mich von dir. — Der Gar-
ten schien mir öde und finster, das Blaue des Himmels
hing düstrer als sonst über meinem Haupte — sage
mir doch, — was hat itzt alles wieder so hell und frei
gemacht?"

Adalbert. Die Sonne der Liebe, Emma!

Emma. Dein schönes Auge, Adalbert! — Ach!
wie viel hab' ich um dich gelitten, itzt erst weiß ich es,
wie theuer, wie unentbehrlich du mir bist. Beständig
hab' ich an dich gedacht, und wenn meine Phantasie
auch noch so fern umherschwärmte, so war die Rück-
kehr zu dir, ihrer lieben Heimath, doch stets das nächste:
der Gedanke, der der fernste schien, war doch unmittel-
bar eins mit der Liebe. — Bei Dingen, wobei ich bis
itzt nichts dachte, dacht' ich sehr viel, Vergangenheit,
Zukunft und — dich! — Ich schwatze, lieber Adal-
bert! aber die Freude ist ja geschwätzig. —

Adalbert. Und welcher Liebende hörte dieß Ge-
schwätz nicht gern?

Emma. Neulich ging ich jenen verdorrten Baum vorüber, — ich bin vor ihm hundertmal vorübergegangen, aber nicht mit diesem sonderbaren Gefühl — ich dachte plötzlich an jenes Jahr, in welchem er noch grünte; ich war noch ein Kind, als ich einst an ihn gelehnt die Frühlingsflur überschaute; — er blühte damals so schön, die Sonne glänzte so hell in seinen zitternden Blättern, o! wie fröhlich war ich damals, — die ganze Natur und der Baum schien mit mir fröhlich; — itzt stand er da, als wenn er mich traurig ansähe, als wenn es ihn schmerzte, daß er nicht mehr fröhlich seyn könnte. — Wie ganz anders war itzt alles um mich her als ehemals, und doch war mir diese Erinnerung nur wie von gestern. — Ach! Adalbert! da dacht' ich an dich und mich. —

Adalbert. Du erschreckst mich, Emma! ich war so heiter, du hast mich traurig gemacht.

Emma. Du glaubst nicht, Adalbert! wie sonderbar mir in diesem einzigen Augenblicke die Welt vorkam; die Vergangenheit schien mir ein Traum, die Zukunft ein Schatten. — Wie der Frühling entflieht dein Glück, sagte mir der ernste Baum; du wirst bald, sehr bald unglücklich sein. —

Adalbert. Verjage diese schwarze Ahnungen, laß diese grausamen Spiele deiner Einbildung! — Emma kann, darf nicht unglücklich sein!

Emma. Daß sie es kann, empfand ich in jedem Augenblicke deiner Abwesenheit. — Ach Adalbert! ich fange an zu glauben, daß Unglück sehr wohlfeil sei, und ich will mich an diesen Gedanken gewöhnen.

Adalbert. Du hast Recht. — Unglück ist ja der Preis, um den wir unser weniges Glück in diesem

Leben erkaufen müssen. — Du seufzest, Emma? — Himmel! du weinst? — O! ich verstehe diese Seufzer, diese Thränen. — Könnt' ich doch das Schicksal fragen: Wird Emma einst die Meinige?

Emma. Um gewisses Unglück für ungewisse Hoffnungen einzutauschen? Laß sie ungewiß seyn, es sind doch immer Hoffnungen.

Adalbert. Und werden diese Hoffnungen nie Verzweiflung werden? Wird diese schöne Frucht nie vertrocknet vom Baume fallen? — Ach, Emma! — der Winter kömmt endlich: und Sommer und Herbst sind nur ein schöner Traum gewesen. — Wie dann?

Emma. Dann laben wir uns an der Erinnerung dieses schönen Traums, wie Kinder, die im Finstern erwacht sind und gern wieder einschlafen möchten.

Adalbert. Emma! wird dein Vater je den armen verwaisten Knappen Adalbert, der nichts als sein Schwert besitzt, mit deiner Hand beglücken? — Er, der Herr so vieler Burgen, der Besitzer großer Schätze? Wird er das je?

Emma. Willst du denn, daß ich durchaus sagen soll: ich glaube es nicht. — Doch warum wollen wir nur immer zweifeln? — Er hat dich erzogen, er liebt dich wie seinen Sohn, er schätzt deine Tapferkeit — Adalbert! wir wissen ja nicht, was die folgende Stunde gebiert, warum wollen wir denn über künftige Jahre hinwegschauen? — Trage von itzt an dieß grüne Band um deinen Arm, es erinnert dich vielleicht im Kampfe, dein Leben nicht unnöthig zu wagen.

Adalbert. Grün ist die Farbe der Hoffnung.

Emma. Und die Meinige. Verlier' es nie, es sei dir ein Unterpfand meiner ewigen Liebe und Treue.

Adalbert. Auch wenn die Farbe verbleicht ist? —

Emma. Auch dann.

Jtzt rauschte die Thür eines Gemachs, die beiden alten Ritter traten heraus; ein stummer Händedruck, und Adalbert und Emma schieden. — —

Alles war wieder laut und geschäftig in der Burg, die Sonne war schon seit einigen Stunden aufgegangen, als vor den Thoren von Mannstein ein Ritter hielt, und begehrte eingelassen zu werden. Die Thore öffneten sich, im Burghofe stieg er ab, und ward dann in den Saal zum alten Friedrich geführt.

Friedrich ging ihm entgegen, ließ ihn sich niedersetzen, befahl ihm einen Becher Wein zu reichen, und fragte dann, was sein Begehr sei?

„Ich bin ein Abgesandter," begann der fremde Ritter.

„So seid mir in meiner Burg nochmals willkommen!" sprach Friedrich — „Aber wer sendet Euch?"

Ritter. Der Ritter Manfred, der Euch wohl bekannt sein wird.

Friedrich. Was verlangt er?

Ritter. Er ist gesonnen seine Fehde mit euch zu endigen, Frieden zu schließen und Euer Freund zu werden.

Friedrich. Mein Freund? —

Ritter. Aber nur unter einer Bedingung —

Friedrich. Sie ist? —

Ritter. Eure schöne Tochter! —

Friedrich sprang auf, schlug unwillig mit der Hand auf den Tisch und blickte den Ritter zornig an. Dann ging er lange mit großen Schritten auf und ab. — Endlich stand er still, sah den Ritter noch einmal lange und bedeutend an, und sprach dann mit lauter, starker Stimme, die zuweilen nur von einer unterdrückten

Wuth zitterte: „Geht zurück, Ritter! und sagt dem schändlichen Manfred, daß eher meine Burg in Trümmern stürzen soll, daß ich lieber mit eigner Hand meine Tochter ermorden, als in seinen Armen wissen will. — Ein Ritter, kein Meuchelmörder, soll ihr Gemal werden; unsre Fehde ist nicht geendet, kann nicht geendet sein, denn es ist die Pflicht jedes braven Ritters, Räuber zu vertilgen, und ein Räuber ist Manfred. — Sagt ihm nur, ich habe es nicht vergessen, wie er meuchlings den Grafen von Otterfeld gemordet, wie durch ihn des Edeln von Löwenau Burgen und Ländereien widerrechtlich gepreßt werden; sagt ihm, daß mein Schwert noch nicht in der Scheide ruhe, sondern bereit sei, den Kampf zu erneuen. — Will er Euch nicht glauben, so mag er sich von mir selbst die Antwort im Blachfelde holen."

Schweigend stand der Ritter auf, schwang sich auf sein Roß, und jagte hinweg ohne nur einen Blick nach der Burg zurückzuwerfen.

Friedrich ging noch lange auf und ab, bis sich sein Ingrimm in einem freundschaftlichen Gespräche mit Konrad von Burgfels nach und nach verlor.

Am Abend hatten Konrad und Friedrich schon die Gesandtschaft Manfreds vergessen. Der Wein machte, daß sie in der Zukunft, welche sie sich erträumten, allenthalben nur Glück und Freude sahen, und dadurch harmlos und unbefangen die traurige Wahrheit vergaßen: daß jeder Augenblick ein Unglück erzeugen könne.

Emma stand indeß an einem Bogenfenster und blickte in die schöne Gegend hinaus, welche der Mond beleuch-

tete. Sie träumte sich in die Zukunft hinüber, tausend angenehme Gebilde flogen vor ihrer Seele auf, in denen sie stets sich an der Seite ihres Adalberts erblickte.

Die Luft wehte warm und lieblich. Ein sanftes Rauschen ferner Wälder rief das Andenken der Vergangenheit in ihre Seele zurück. Um sich diesem Gefühle ganz zu überlassen, schlich sie sich langsam auf den Altan der Burg und sah itzt mit jenem ruhigen Entzücken auf ihre väterlichen Fluren herab, mit dem der Liebende den Abendschein der Erinnerung vorigen Glücks betrachtet.

Itzt schwebte der Mond noch eben über einen fernen Hügel, nun sank er langsam, und ein blasser zitternder Glanz überflog noch einmal die Eichenwäldrr, dann standen sie ernst und finster da; die fernsten westlichen Wolken tauchten sich im Vorüberschweben in einen bleichen goldenen Schimmer, und bald lag die ganze Gegend in Dunkel eingehüllt, finster und schauerlich, wie die Zukunft dem, der Unglück ahndet.

„O Bild des Glücks!" rief Emma aus. — „So stirbt die letzte Hoffnung auf dem Grabe des Geliebten, so welkt die letzte Blume im Kranze menschlicher Freuden, so weht der Sturm die letzte Blüthe vom verdorrenden Baum."

Eine heisse Thräne stieg langsam in ihr Auge.

Alles war still und feierlich, der Wind schwieg itzt, schwarze Wolken hingen ernst unter dem Glanze der Sterne über fernen Wäldern, und schon begann die Eule ihr einsames Klagelied aus der Felsenhöle — da braust es wie ein Waldstrom aus der Ferne, es rauscht daher wie ein Schwarm Gespenster, die durch den Ei-

chenforst fahren, — ein unwillkührlicher Schauer zitterte langsam über Emma's Körper hin. —

Wie Hufschlag von Rossen kam es itzt näher, wie ein Klang von Harnischen. — Wie sich um den Felsen eine schwarze Wolke schleicht, so lenkte itzt eine düstre Schaar um die Mauer der Burg.

Emma wollte zurück und in das Gemach ihres Vaters eilen, aber sie fühlte sich zu schwach, eine unbekannte Macht hielt sie gewaltsam zurück, sie drängte sich bebend in die Ecke des Altans.

Itzt schwebte es über den Wall herüber, — schon rauschte es durch den Graben der Burg — da schmetterte plötzlich laut und furchtbar von der Zinne der Burg die Trompete des Thurmwächters, und Emma schrak heftig zusammen.

Plötzlich kam die ganze Burg in Bewegung, die Sturmglocke hallte fürchterlich, Panzer rasselten, Pferde wieherten, Tritte dröhnten laut durch alle Säle, Stimmen schallten verwirrt durch einander, — ihr war, wie in einem Traume, große Tropfen der Angst standen auf ihrer Stirn, und ihre Bangigkeit stieg endlich so hoch, daß sie mit einem schmerzhaften Vergnügen die Entwickelung dieses fürchterlichen Traums erwartete.

Noch einmal schrie alles plötzlich laut durcheinander, Rüstungen erklangen, Schwerter klirrten, dann eine kurze Stille, die von einem neuen Geschrei unterbrochen wurde, die Krieger wütheten wie zwei Gewitter gegeneinander. — Itzt hörte sie Adalberts Gang, er ging durch die Säle, den Altan vorüber, sie wollte seinen Namen ausrufen, aber kein Ton stand ihr zu Gebot.

Als er vorüber war, rief sie laut: „Adalbert!" — Aber er konnte diesen Ruf nicht mehr vernehmen. Sie

raffte sich gewaltsam auf, und floh eilig durch die Säle, bleich und zitternd eilte sie durch die einsame Burg, in welche aus der Ferne der Kampf dumpf heraufstönte; sie rannte durch eine verborgene Thür, eilte über die niedergelassene Zugbrücke nach dem offenen Felde, wo ihr die Sterne bleich und erschrocken über ihrem Haupte zu flimmern schienen.

Hier setzte sie sich auf einen kleinen Hügel nieder, und sah nach der Burg zurück, die wie in Nebelwolken eingehüllt da lag. — Das Schmettern der Trompeten tönte durch die ruhige Nacht, weithin flog der laute Klang über Berge und Wälder, gebrochen schmetterte der Widerhall am fernen Felsen die Töne nach, die dann verhallten und wie im Gebrause des Kampfs versanken. —

Der Schein von Fackeln sprang itzt durch das Dunkel der Nacht, Schatten flohen hin und her, Nacht und Helle kämpften mit einander, alle Schrecken botten sich die Hand, und schwebten furchtbar vor Emmas Auge, die endlich das Gesicht mit den Händen verdeckte.

Das Geräusch des Kampfes kam ihr näher, Krieger flohen ihr dicht vorüber, andre sanken verfolgt zu Boden, sie hörte das Röcheln der Todesangst und schauderte noch stärker.

Ein Ritter eilt daher, der Flüchtlinge verfolgt, sie springt auf und stürzt athemlos in seine Arme! — Es war Adalbert. —

„Adalbert! Adalbert!" ruft sie mit bebender Stimme und drückt sich fast ohne Bewußtsein an seine Brust, — „rette mich!"

„Manfred siegt!" rief er wüthend aus, „aber ein guter Engel ließ mich dich finden, meinen Muth zu

stärken. — Zurück in den Kampf! — Ha! die Meutrer! — die Burg brennt!"

Er ließ sie sanft nieder, und stürzte wild hinweg.

Emma schloß die Augen, denn sie hörte noch immer die schrecklichen Worte: die Burg brennt! — Endlich blickte sie matt und schüchtern auf, — welcher Anblick! — Kühn wälzte sich eine Flamme aus der Burg himmelan, wie eine Welle im Sturm wogte sie majestätisch hin und her, und übersah mit kühnem Blicke die ganze Gegend. — Der Burggraben glühte im Widerschein, alle Wälder und Berge wankten hin und her im zitternden Flammenglanze, große Funken flogen Sternen ähnlich durch die Nacht, und sanken neben Emma im feuchten Grase verlöschend nieder! —

Im Schein sah sie die Kämpfenden gegeneinander wüthen, Arme gegen Arme in rastloser Arbeit aufgehoben; Schwerter glänzten wie fernes Wetterleuchten durch die Nacht, Trompeten und Hörner hallten wie Donner. — Ihre Augen schlossen sich müde und geblendet.

Sie öffnete sie nur mühsam nach langer Zeit, die Flamme war zurück gesunken, das Geräusch des Kampfes war verschwunden, die gräßlichste Stille lag schwer und drückend über der ganzen Natur. — Zweifel schüttelten itzt ihre Seele, eine noch schrecklichere Ungewißheit trat an die Stelle des vorigen Entsetzens. — „Gott!" rief sie lautseufzend, und im Ton der Verzweiflung.

„Emma!" seufzte es leise aus einem nahen Gebüsche mit dem ächzenden Tone eines Sterbenden. Emma bebte auf. Es rasselte im Laube. — „Mein Vater!"

rief sie aus, und stürzte in die Arme Friedrichs, der verwundet hieher geflohen und niedergesunken war. —

„Wüthet noch die Flamme in der Burg meiner Väter?" fragte er mit schwacher Stimme.

„Nein!" sprach Emma, „die Flamme ist gelöscht."

„Nun Gott sei Dank!" antwortete Friedrich und erhob sich.

Emma umschlang ihn mit ihren Armen, da fühlte sie das Blut des Greises über ihre Hand fließen.

„Himmel!" rief sie aus, „mein Vater, Ihr blutet!" — Schnell zerriß sie ihren Schleier und verband die Wunde so sorgfältig, als es die Finsterniß der Nacht erlaubte. Friedrich küßte sie und drückte sie stumm an seine Brust. — „O, ich bin glücklich!" sprach er endlich, „da ich dich wieder gefunden habe; mag Manfred doch in meinen Burgen wüthen, wenn du nur mein bleibst; mag das Feuer meine Schätze verzehren, wenn ich dich nur noch an meine Brust drücken kann. — Ich bin nicht unglücklich!" —

Der Tag fing an zu grauen, schwarze Wolken säumten sich mit sanftem Roth, ein kalter Morgenwind wehte, die Gegend trat nach und nach aus der Nacht hervor, und mit goldnem Gefieder schwang sich endlich das Morgenroth aus der Tiefe empor, und sein leuchtender Fittig umarmte den östlichen Horizont.

Friedrichs Wunde blutete nicht mehr, und er fühlte sich stärker, als er aus der Ferne über einen Berg einen Trupp Reiter auf sich zusprengen sahe; Adalbert war an ihrer Spitze.

„Sieg! Sieg!" frohlockte die jauchzende Schaar; „Sieg!" hallte das Thal mit seinen Felsen wieder; „Sieg!" sprach Emma freudig nach; eine Thräne der

Freude stürzte schnell aus ihrem Auge, und eine schöne Röthe überflog ihr bleiches Antlitz. Friedrich erhob sich schnell bei dem Worte, und sah wieder so kühn umher, als er es sonst gewohnt war.

Adalbert stieg von seinem Rosse. „Manfred ist geschlagen!“ sprach er, „nur wenige von seiner Rotte sind meinem strafenden Schwerte entronnen.“ Friedrich eilte ihm entgegen, und schloß ihn herzlich in seine Arme. „Sei mir willkommen!“ rief er ihm entgegen, „willkommen, mein geliebter Sohn!“

„Euer Sohn?“ sprach Adalbert froh auffahrend; er blickte schüchtern auf Emma, die bei diesem Blicke erröthete.

„Ja! wie meinen Sohn lieb' ich dich,“ sprach Friedrich, „verdank ich dir nicht alles? — Sage, wie kann ich dich belohnen? Fordre, bei meinem Ritterworte! alles was meine Ehre erlaubt sei dein.“

Adalbert blickte in Friedrichs Auge, schon wollte er den Namen Emma aussprechen, als er das Auge noch einmal zu ihr wandte. — Sie schlug schüchtern die Augen nieder, und schüchtern stammelten nun Adalberts Lippen statt Emma — „das Ritterschwert.“ —

Er kniete nieder und stand als Ritter wieder auf.

Manfreds Schaar war gänzlich zerstreut, und die Ordnung in Friedrichs Burg wieder hergestellt. Das Feuer hatte durch Adalberts Vorsorge nur wenigen Schaden thun können, und obgleich viele von Friedrichs Kriegern gefallen und verwundet waren, konnte dieser doch dem Glück und Adalbert Dank sagen, daß er den verrätherischen Ueberfall nicht theurer hatte bezahlen müssen.

Konrad von Burgfels verließ Friedrichs Veste, um die seinige zu besuchen, der nächtliche Ueberfall hatte ihn besorgt gemacht; er reiste mit dem Versprechen ab, in kurzer Zeit wieder bei seinem Waffenbruder einzukehren.

Unmuthig ging indeß Adalbert im Schloßgarten auf und ab, denn sein Gedächtniß wiederholte ihm alle Vorfälle dieser Nacht mit den kleinsten Umständen. — „Adalbert!" rief er endlich aus, „was hast du gethan? — Unbesonnen hast du den großen Augenblick deines Lebens verscherzt, in welchem die Waage deines Glücks im Gleichgewichte stand; — kam es nicht bloß auf dich an, glücklich zu seyn? — Ein Wort aus meinem Munde, und sie war mein, ewig mein! — Dein? Ist das so gewiß? — Welcher Sterbliche wagt es, so frech das ganze Glück seines Lebens einem einzigen Hauche anzuvertrauen? — Hätte mir nun das Nein wie meine Sterbeglocke fürchterlich aus seinem Munde getönt, Adalbert, wie dann? — Itzt bleibt dir doch noch die tröstende Hoffnung. — Aber hoffen, und ewig nur hoffen, indeß sich meine Kraft aufzehrt, und das Ziel meines Glücks immer weiter aus meinen Augen gerückt wird. — Hoffnung! dieser ärmliche Ersatz für Genuß, dieser schadenfrohe Schatten, der ewig uns freundlich winkt und uns so in unser Grab lockt, — lieber Gewißheit des Unglücks als dieses peinliche Schwanken zwischen Zweifeln und Hoffen, lieber sterben als in jedem Augenblick den Tod fürchten. Und muß ich nicht doch irgend einmal mein ganzes Glück einer Frage anvertrauen? — Ja! es sei gewagt, noch heut muß sich mein Schicksal entscheiden, — und was wag' ich denn dabei?

„Was?" fuhr er seufzend nach einer Pause fort, „die ganze Seligkeit dieses Lebens. Wie wird die ganze Welt verdorren, wie werden alle meine Freuden hinwelken, wenn der verdammende Urtheilsspruch mir tönt! — Aber sei's! der hat noch dem Glücke keine Krone abgewonnen, der nicht mit ihm zu würfeln wagte, — mag das Spiel um Tod und Leben gehn! — was ist mir ein solches Leben? der Tod sei mir willkommen! —

„O daß ich jenen Augenblick nicht benutzte! Jahre werden ihn mir nicht wieder anbieten, er nannte mich Sohn — Wird er mich je wieder so nennen? — Kenne ich nicht Friedrich, der so stolz auf seine Schätze ist?

„Und wer hat ihm diese erhalten? Und bin ich itzt nicht Ritter so wie er? — Itzt sind wir uns gleich, und die vorige glückliche Nacht hat mich noch über ihn gestellt.

„Stolzer Adalbert! Wer nahm dich verwaisten Knaben auf? Wer erzog dich? Wem dankst du dein Leben? — O, ich fühl' es! dieser Kampf meiner Seele wird nie enden."

So stritt Adalbert lange mit sich selbst. Er ging heftig auf und ab, bald stand er plötzlich still und heftete den Blick auf den Boden, dann ging er langsamer, stand wieder still, bis er erschrocken wieder auffuhr, und noch schneller auf- und niederging.

„Wir sind ja Beide Menschen!" sprach er endlich langsam und beruhigt, „es betrifft das Glück meines Lebens, und auch er soll dadurch glücklich werden; ich will der zärtlichste Sohn seyn, ihn im Alter schützen, sein pflegen, es soll ihn gewiß nicht reuen. Er findet keinen Eidam, der seine Emma so lieben, so glücklich

machen würde, als ich, das fühl' ich, und ihr Glück, hat er mir ja oft gesagt, wird auch das seinige sein."

So ausgerüstet ging er itzt muthig in Friedrichs Gemach. Die Sonne war schon untergegangen, und der Ritter saß still und gedankenvoll in seinem Zimmer.

Adalbert fühlte sein Herz heftig klopfen, als er die Thür öffnete, die Brust ward ihm zu enge, er war mit dem Ritter so vertraut, und doch war es ihm als wollt' er itzt mit einem Unbekannten sprechen.

„Willkommen, Adalbert!" rief ihm Friedrich entgegen, „gut daß du kömmst, ich wollte dich schon rufen lassen; wir haben lange nicht mit einander getrunken, und ich bin heut so traurig. Es wird doch wohl nicht das letztemal sein, daß wir mit einander trinken?"

„Das letztemal?" fragte Adalbert und eine glühende Hitze überflog ihn; er war itzt fest entschlossen, kein Wort zu sagen.

Friedrich. Setze dich zu mir, Adalbert! wir wollen uns heut wohl sein lassen, du hast gekämpft, dafür mußt du ruhen.

Buben brachten Wein, der Alte goß die Becher voll, und Beide tranken. Adalbert nachdenkend und traurig, fast ohne zu wissen, daß er trank, Friedrich desto fröhlicher.

Friedrich. Du bist nicht munter, Adalbert! du trinkst ja warlich wie ein Mädchen. — Was ist dir?

Adalbert. Nichts. — Er sahe starr vor sich hin, indem er mit Wollen und Nichtwollen kämpfte. Itzt riß er sich gewaltsam aus seiner Träumerei, glaubte falsch geantwortet zu haben und setzte noch schnell und zerstreut hinzu: O ja!

Friedrich. Adalbert! du sprichst im Traume. —

Sonst bist du ein fröhlicher Gesellschafter, man verkennt dich heute ganz.

Adalbert. Heut?

Friedrich. Am ersten Tage deines Lebens?

Adalbert. Ich bin unzufrieden, — eine peinigende Reue verscheucht allen Frohsinn.

Friedrich. Reue? worüber?

Adalbert. Ein einziges Wort bereu' ich, ich bin unzufrieden mit dem heutigen Morgen.

Friedrich. Wie? — Wäre es nicht dein heißester Wunsch gewesen, in den Orden der Ritterschaft zu treten?

Adalbert. Nicht mein heißester, — meine Zunge sprach es wider meinen Willen, — ich hätte Euch — um Emma bitten sollen! —

Die letzten Worte sprach er sehr schnell; laut und schmerzlich fühlte er itzt sein Herz schlagen, das Wamms ward ihm zu enge; er wollte nach einem Becher greifen um seine glühende Röthe zu verbergen, aber der Becher fiel aus seiner zitternden Hand.

Eine lange tiefe Stille. Adalbert hörte seinen heißen Athem wehen und zwängte ihn in seine Brust zurück, er wünschte sich itzt in das Geräusch einer Schlacht, mitten unter die Stürme einer Gewitternacht.

„Adalbert!" sagte Friedrich, und Adalbert schrak zusammen, als hätte ihn der Blitz getroffen.

„Adalbert!" fuhr Friedrich fort, „du bist undankbar, — du bist mein Freund, bist du damit nicht zufrieden?

Adalbert. Nein, edler Ritter! ich will, ich muß Euer Sohn werden. —

Alle seine Furcht war verschwunden, denn Friedrich

zürnte nicht, er hatte ihn angeredet, wie ein gütiger Vater seinen Sohn anredet. So tief vorher sein Muth gesunken war, so hoch stieg er itzt wieder empor.

„Du mußt?" sagte Friedrich, „wärst du boshaft genug, mir eine schwarze Mauer vor die schönste Aussicht hinzustellen? — Nein, Adalbert! — diese Bitte muß ich dir abschlagen."

„Abschlagen?" sprach Adalbert ganz leise nach, als wenn er sich fürchtete, dieß Wort noch einmal zu hören. — Aber die Bahn war gebrochen, er war in einer Lage, die an kalte Verzweiflung grenzte, daher behielt er Muth genug zu fragen: „aus welcher Ursach?"

Friedrich. Meine schönsten Träume waren von jeher, daß meine Tochter einem Ritter vermählt würde von edler und berühmter Abkunft, — die fehlt dir; ich habe keinen Sohn, sie ist mein Stolz und meine Freude, — sie erbt von mir Burgen und Schätze, diese muß mein Eidam auch besitzen, — du hast diese nicht. — Du kannst mein Freund sein, aber nicht mein Sohn.

Adalbert. Ritter! um Gottes willen, widerruft was Ihr da gesagt habt! — Ruhm und Schätze verlangt Ihr? wie nichtswürdig ist beides in den Armen der Liebe! — Vater! Emma an meine Seite, und Ihr sollt in einem Himmel leben, Ihr sollt ungern diese Erde verlassen! — Können Euch Ruhm und Schätze Glück bezahlen? Wiegen Goldstücke die Thränen Eurer Tochter auf? — Ich muß verzweifeln, wenn Ihr nicht widerruft!

Friedrich. Adalbert!

Adalbert. Wird Euch nach meinem Tode auf

dieser Stelle nie der Name Adalbert einfallen? — O Friedrich! Friedrich!

Er stürzte kraftlos nieder und umarmte heftig die Kniee des Ritters. — Friedrich beugte sich gerührt über ihn und hob ihn auf. „Unglücklicher!" sagte er, „Konrad hat mein Ritterwort, sie ist die Braut seines Sohnes."

Adalbert. O widerruft Euer Ritterwort, vernichtet Euer Versprechen —

„Halt!" rief Friedrich und stand wüthend auf, „Bösewicht! mein Ritterwort brechen! — Bei Gott! dann mag der Henker mein Wappen zertrümmern, und den Namen Mannstein an eine Schandsäule schreiben! Geh Verworfner! — Geh! du entehrst das Schwert an deiner Seite.

Er schwieg und erwartete eine Antwort, aber Adalbert stand stumm und unbeweglich vor ihm, ohne alle Zeichen des Lebens.

„Von itzt an," sprach Friedrich, „halte ich dich jeder Schandthat fähig; du verlässest morgen meine Burg, ich lasse dir ein Roß zäumen; bei meiner Ritterehre! ich will dich nicht wieder sehn, denn ein solcher Bube könnte Emma entehren, und Konrad von Burgfels ermorden."

Itzt ging Adalbert stumm fort, an der Thüre des Zimmers stand er still, seine Kniee wankten, seine Hände zitterten, so nahte er sich dem Ritter und sagte halblächelnd: „Seht Ihr! nun haben wir doch zum letztenmal mit einander getrunken."

Mit einer schweren Thräne sprach er die Worte „zum letztenmale" aus. Dann verließ er schnell und stumm das Gemach.

Friedrich sah ihm lange nach, dann starrte er auf die Thräne Adalberts, die brennend auf seine Hand gefallen war, er selbst konnte eine andre nicht in sein Auge zurückzwängen, sie rollte langsam über seine Wange.

Er wischte sie seufzend weg, trocknete dann die Thräne Adalberts, um es zu vergessen, daß ein Mann hier geweint habe.

Er hätte so gern diese Stunde vernichtet, ihm reute die Hitze, in welcher er Adalberts Leidenschaft zu unbillig behandelt hatte, — aber die Stunde war vorüber, die schrecklichen Worte waren gesprochen.

Betäubt ging Adalbert auf sein Zimmer. Das Loos ist gefallen! rief er wild und warf sich in einen Sessel; ich habe verloren, setzte er dann mit schrecklicher Kälte hinzu, — wie konnte ich auch auf einen Gewinn rechnen? — Dann ging er lange heftig auf und ab, öffnete stumm das Fenster und schaute mit starrendem Auge in die monderhellte Gegend.

Es war eine schöne Sommernacht, die Luft bebte ihm warm und lieblich entgegen, die ganze Gegend war still und ruhig; der Mond schien durch dunkele Tannen und warf in der Ferne auf die schlanken Erlen am See ein ungewisses Licht; Schatten und Helle flohen und wechselten; Eichen und Buchen standen da in Glanz und helles funkelndes Grün gekleidet, auf jedem sanftzitternden Blatte schien ein Flämmchen zu brennen und durch die Nacht zu leuchten. Durch die verschränkten Zweige schlüpfte der Strahl des Mondes und spielte wallend und webend auf dem grünen Rasen; die ganze bekannte Gegend war durch die magische Beleuchtung fremd und unbekannt; die Birken am

Abhang des Berges waren Wolken ähnlich, die in den ersten Strahl des Morgens getaucht aufwärts schweben; ihre weißen Stämme glichen Geistern, die ruhig durch die Wolkennacht den Berg erstiegen. Unken klagten aus fernen Teichen, eine Nachtigall sang aus dem Busche ihr entzückendes Lied, Feuerwürmchen schwebten wie kleine Sterne durch die Nacht und spielten fröhlich im weißen Strahl des Mondes.

Die kalte Verzweiflung Adalberts lößte sich bald in die Thränen der Wehmuth auf. — Wenn er jetzt den Tönen der Nachtigall folgte, wenn sein Blick durch den glänzenden Himmel dahin eilte, so schien ihm der ganze heutige Tag nichts als ein Traum zu sein. — Wie könnte Unglück diese schöne Welt entstellen? so dachte er und freute sich schon auf das angenehme Gefühl, wenn er aus diesem Traum erwachen würde.

Seine Phantasie begann ein bezauberndes Spiel mit den Strahlen des Mondes, sie zeichneten ihm im wankenden Grase das Bild seiner Emma, bald wie sie ihm froh entgegeneilte, bald wie sie kniend vor ihrem Vater lag und ihn um seinen Segen bat. In den wunderbaren Gebilden der mondbeglänzten Wolken sah' er bald Ungeheuer, die seine Emma verfolgten, dann sah' er sich selbst, wie er für sie kämpfte und siegte, — sie reichte ihm den Kranz der Belohnung, und der Kranz floß in einen glühenden Dolch zusammen; aber sein Auge verfolgte so lange das schwebende Wölkchen, bis er den Myrthen-Kranz in ihm wiederfand.

So schwärmte sein Geist in den süßesten Träumen umher, der Zorn Friedrichs lag ihm wie in einer weiten Ferne, reizende Bilder lebten und webten in seiner Seele

und stellten sich lächelnd vor jede traurige Erinnerung, — als nach und nach der Mond erblich und über die fernen Hügel das erste graue Licht des Tages zitterte.

Plötzlich war der schöne Schleier zerrissen, der seine Schläfe so sanft umfing, alle Täuschungen der Phantasie sanken plötzlich unter. Die Sterne verloschen, die Nachtigall verstummte, eine heilige Stille in der Natur — und er fand sich und seine Verzweiflung wieder. Mit dem Tage kehrten alle Gefühle des Schmerzes in seine Seele zurück. Alle Phantasien entflohen, die Freuden sanken mit dem Monde unter und der kalte Morgenwind wehte ihm die schreckliche Ueberzeugung zu: Du bist unglücklich!

Wie oft habe ich sie nicht unter jenem Baume gesehn, — dachte er jetzt, — ich werde sie dort nicht mehr sehn! Mein erster Gedanke beim Erwachen war sie, wie freudig sucht' ich den ersten Blick ihrer Augen! — jetzt wird der bleiche Gram an meinem Lager sitzen, und mir bei meinem Erwachen die dürre Hand entgegenstrecken. — Ach, Emma! wirst du mich vergessen? — O noch einmal wünsch' ich sie zu sehn, sie an das Versprechen ihrer Treue zu erinnern. — Werde ich sie noch einmal sehn? Sie schläft vielleicht noch und ahnet nicht, daß sie meinen Abschied auf ewig verschläft. — Emma! Soll ich fortgehn ohne wenigstens aus ihrem Munde ein süßes: Lebewohl! mitzunehmen?

Er verzögerte seine Abreise, er hoffte noch immer, daß sie bei seinem Zimmer vorbeirauschen würde, wie sie oft am Morgen that; er horchte aufmerksam auf jeden Zug des Windes. — Schon hundertmal hatte er die Thür geöffnet und hundertmal trat er wieder in das Zimmer zurück; es fiel ihm jedesmal ein, daß er auf ewig Abschied nehme, daß er, wenn er aus der Thür

getreten sei, vielleicht eben so aus dem Leben gehe, ohne sie wiederzusehen. — Eine Stunde nach der andern eilte hinweg, sie kam nicht, — da stieg die Sonne düster hinter schwarzen Wolken empor — wüthend öffnete er die Thür, schlug sie heftig zu und ging.

Adalberts Sinne waren verschlossen, er verließ die Burg wie ein Träumender. Kurd, ein Diener Friedrichs, kam ihm mit einem Pferde im Hofe entgegen und fragte ihn, ob er nicht aufsitzen wolle; aber Adalbert wies ihn mit bitterm Hohn zurück: Friedrichs Rosse sind zu edel für den Knappen Adalbert, ich bin kein Bettler, um ein Geschenk von ihm anzunehmen.

Seufzend schaute er nach Emma's Fenster empor, sein Blick haftete brennend auf der Stelle, wo er sie sonst so oft gesehen hatte; es war ihm, als müßte er sie wenigstens jetzt noch einmal sehen: er sah sie nicht. Schon kehrte er sich ungewiß wieder nach der Burg um, als ihm sein treuer Jagdhund entgegen kam und wedelnd zu ihm hinaufsprang. — Halb wider seinen Willen stieß er ihn zornig mit dem Fuße zurück. Der Hund legte sich traurig und schmeichelnd nieder und blickte bittend zu seinem Herrn empor. — Kann die Verzweiflung den Menschen so sehr verzerren? rief er aus; ja du treuer Gefährte, du sollst mich auf meiner Pilgerschaft begleiten; ich will ein Wesen neben mir haben, dem ich traurig in's Auge sehen kann, du sollst meinen Schmerz theilen, dich liebe ich noch, du bist kein Mensch!

Etwas leichter ging er über die Zugbrücke durch das äußere Thor. Er stand auf dem Wall nnd sah gedan-

kenvoll und schweigend nach der Burg zurück. Der Himmel hing düster und schwarz über der Gegend, ein kalter Wind knarrte mit der Wetterfahne, die Wellen des Burggrabens plätscherten schwermüthig gegen die Mauer und sonderbar traurig tönte aus den Regenwolken der frohe Gesang einer Lerche herab. Mit wehmüthigem Vergnügen suchte Adalbert die Plätze auf, wo er als Knabe mit dem alten Wilibald gespielt, wo Friedrich ihn von der Erde emporgehoben hatte, wo er mit der kleinen Emma so oft herumgeschwärmt war, — wie war das jetzt alles so verändert! damals schien die Sonne so heiter, die Zukunft lag wie ein goldner Maihimmel ausgespannt vor ihm, — und jetzt! — Er dachte an Emma's Ahnungen, schwermüthig sah er nach jenem verdorrten Baum hin, dem traurigen Sinnbilde seines Lebens.

Einige Landleute zogen am gegenüberliegenden Berge zu ihrer Arbeit hinauf. Die Stiere keuchten unter dem drückenden Joch, und schleppten den heiserknarrenden Pflug hinter sich. Armseliges Menschenleben! rief Adalbert aus. Ein Tag kriecht hinter dem andern verdrossen einher, jeder Morgen röthet sich zur Arbeit; unglückliche Menschen! die bloß heute leben, um morgen eben so wie heut für einen andern Tag zu sorgen, die das unerbittliche Schicksal fest hält, dieses langweilige Spiel zu spielen.

Er eilte hinweg und stand nach langer Zeit an einer Waldecke plötzlich still, denn er erinnerte sich, daß man von hier aus die Gegend der Burg zum letztenmale sähe. Er blickte noch einmal mit der wehmüthigsten Empfindung zurück, alle Freuden seiner Kindheit und Jugend schienen ihm jetzt gestorben und hundert wohlbekannte

Bäume und Felsen standen wie Leichensteine auf ihren Gräbern. Nach langem Hinstarren wandte er sich und ging, er kehrte sich noch einmal um; aber sie war verschwunden, der Wald hatte sich wie ein schwarzer Vorhang vorgezogen.

Adalbert vermied auf seiner Reise den Anblick der Menschen, er bahnte sich Wege durch einsame Wälder und wildes Obst und Waldwurzeln mußten seinen Hunger befriedigen. Er wollte niemanden Dank schuldig sein. Der Unglückliche glaubt sich so gern von der ganzen Menschheit gehaßt, er findet Trost in diesem Wahn und in der Freude die ganze Menschheit zu verachten. Diese Verachtung war die Begleiterin Adalberts und er reiste mehrere Tage ohne einen Menschen zu sehn oder ihn zu vermissen.

Die Sonne ging unter, ihre blassen Strahlen fielen gebrochen durch das grüne Dunkel und flimmerten sterbend auf den Wellen eines kleinen rieselnden Bachs. Adalbert setzte sich an das Ufer des Baches und dachte an die Vergangenheit. Der Wind spielte mit dem grünen Bande Emma's, das an seinem Arme flatterte. — Ha! du willst zu ihr zurück! rief er aus. — Nein, du mußt bleiben, denn deine Farbe ist ja die Farbe der Hoffnung. Wo die Blume der Hoffnung welkt, da sproßt der Schierling der Verzweiflung. Du bist das letzte, das einzige, was mir von Emma übrig blieb; wenn ich dich verliere, worauf kann ich dann noch rechnen? — Die erste Thräne seit seiner Verbannung fiel auf das grüne Band. — Unglückliche Vorbedeutung! fuhr er mit gepreßter Stimme fort. — Nur auf Thränen soll ich rechnen? Thränen sollen meine ganze Erndte sein. — Er trocknete sie ab, sie hatte den Ort gebleicht, wo sie hin-

gefallen war. — Emma! rief er plötzlich aus, — die Farbe der Hoffnung schwindet! — Wenn du mich je vergessen könntest!

Er lehnte sich an eine Birke, die über ihm säuselte; die einförmige Melodie des Baches wiegte ihn mitleidig in einen leichten Schlummer, aus welchem ihn das Klirren von Schwertern wieder weckte. — Das graue Licht des Abends flatterte ungewiß um die Wipfel der Bäume und furchtbar tönte das Waffengeräusch durch die Einsamkeit.

Er sprang auf und zog sein Schwert, indem er dem Schalle folgte. Ein kleiner Fußsteig führte ihn auf einen freien Platz des Waldes, wo er drei Männer gegen einen Ritter kämpfen sah, der unerschrocken und kalt mit einem Heldenblick unter allen Gefahren dastand. Er stürzte hervor und schlug den nächsten Räuber mit aufgehabenem Schwerte nieder; in eben dem Augenblicke fiel der zweite von der Hand des fremden Ritters, zitternd warf der dritte sein Schwert von sich und entfloh in die Nacht des Waldes.

Willkommen! mein Erretter, rief der fremde Rittersmann, indem er Adalberts Hand herzlich schüttelte; seid mir willkommen! Euch verdank' ich mein Leben!

Dafür will ich Euch den Dank erlassen, antwortete Adalbert bitterlächelnd.

Bist du so mit dem Schicksal zerfallen? — fragte der Fremde, — daß das Leben seinen Werth bei dir verloren hat?

Adalbert. Verschont einen Unglücklichen; ihn um sein Unglück fragen, heißt ihm einen Schlag auf seine frische Wunde geben.

Der Fremde erhob das Visier des Räubers, den Adalbert erlegt hatte. — Ha! Manfred! rief er aus.

Manfred? schrie Adalbert. — Ja, bei Gott! Mußtest du mir hier deine Schuld bezahlen? — Nun wirst du nicht mehr die Veste Friedrichs berennen wollen. —

Kommt mit mir, junger Held, sprach der Fremde, begleitet mich zu meiner Burg, ich bin der Ritter von Löwenau, wenn euch mein Name nicht unbekannt sein sollte.

Sie gingen. — Ich kenne ihn, begann Adalbert, der schändliche Manfred hatte während Eures Aufenthalts in Palästina eure Ländereien in Besitz genommen.

Ja, und als er vernahm, daß ich zurückgekehrt sei, legte er sich mit seinen Gesellen in das Dickicht dieses Gebüsches, weil er wußte, daß mich meine Straße hindurchführte. Wir sind meiner Veste nahe, ich schickte daher mein Gefolge voraus und setzte allein meinen Weg fort. Ich ward überfallen und wäre ohne Euren tapfern Beistand verloren gewesen.

Sie traten aus dem Wald heraus und die Burg lag vor ihnen. Adalbert wollte gehn. Wohin? fragte Wilhelm von Löwenau.

Wo ich keinen Menschen, wo ich keinen Glücklichen sehe, antwortete Adalbert. Warum sollte meine Traurigkeit eure Freude stören?

Löwenau. Bist du ein Verbrecher? — Er ließ seine Hand fahren.

Adalbert. Nein, dem Himmel sei Dank!

Löwenau. Und willst doch der Verbrecher Schicksal theilen? Willst dich wie ein Vatermörder in Wälder und dunkle Hölen verkriechen? Willst den Anblick der Menschen fliehen, wie einer, den sein Gewissen auf die

Folter spannt? — Der Unglückliche darf kühn emporblicken, die Schläge des Verhängnisses geben ihm ein Recht, allenthalben Liebe zu fordern. — Zögre nicht, wenn ich dich für einen braven Rittersmann halten soll. —

Adalbert bedachte sich noch; aber der Gedanke, für einen Frevler zu gelten, trieb ihn an, dem Ritter zu folgen.

In der Burg setzten sich beide an den Tisch und Löwenau beobachtete seinen Gast genau.

Fremdling, begann er, als ihre Mahlzeit geendigt war, ich habe dir viel zu danken, du scheinst ein edler Mann zu sein, nimm meine Freundschaft, meine Brudertreue an, und sage mir, kann ich etwas von meiner großen Schuld abtragen, kann ich dir helfen?

Adalbert. Du mir? — O Wilhelm, was kann menschliche Hülfe dem nützen, auf dem das Schicksal zürnt?

Löwenau. Das Schicksal? — Daß der Unglückliche doch so gern so stolz ist sich von der Gottheit verfolgt zu glauben! — Sei aufrichtig gegen deinen Freund. — Vielen ging dadurch alle Hülfe verloren, daß sie sich dem Freunde nicht vertrauten, und doch klagen sie nachher: ich bin verloren, Niemand will mir helfen! oder sie seufzen gar über ihr Schicksal, da sie doch selbst die Zügel ihres Lebens in den Händen halten. Glaube meiner Ueberzeugung, wir selbst regieren unser Schicksal, wir müssen nur nicht unthätig die Zügel fahren lassen, und sie voll Trägheit einer fremden Macht übergeben wollen. — Noch immer so stumm?

Ich will sprechen, antwortete Adalbert, denn du bist ein edler Mann, du denkst nicht wie die meisten Menschen, und darum will ich mich dir vertrauen, ob ich gleich vorher weiß, daß du mir nicht helfen kannst. — Er erzählte ihm die Geschichte seines Unglücks und schloß mit diesen Worten: Sieh, Freund, so elend hat mich die Liebe gemacht, durch sie bin ich verwaist und ohne Vaterland. Die Freude hat für mich ihre Thür auf ewig verschlossen; was hinter mir liegt ist Sonnenschein, vor mir dehnt sich eine unendliche Nacht aus. Die Welt ist für mich todt und ich bin der Welt gestorben, sie ist mir ein öder Strand, an den mich ein unglücklicher Schiffbruch warf; die einzige Hoffnung, die mir aus diesem Sturme übrig blieb, — ist das Grab, und diese Hoffnung kann mir, dem Himmel sei Dank, durch nichts entrissen werden, diese Zuflucht ist dem Unglücklichen gesichert.

Löwenau. Sollte sich aber ein so mannhafter Ritter, wie du, so unumschränkt von der Liebe beherrschen lassen?

Adalbert. O Ritter, nimm mir meine Liebe und du nimmst mir alles, was nicht an mir verächtlich ist. — Nur sie rief mich zur Tapferkeit, zur Menschlichkeit, in diesem reinen Feuer wurden alle meine Gefühle geläutert, und alle meine Tugenden sind nur der Widerschein der Liebe. Geht diese Sonne unter, so flieht auch der letzte erborgte Schimmer von dem Abendgewölk. Mit meiner Liebe stirbt alles in mir, was Mensch heißt.

Löwenau. Ich will dir glauben, denn ich habe noch nie geliebt, seit meiner Kindheit leb' ich im Geräusch der Waffen; ein schönes Pferd war für mich das Meisterstück der Natur, und ich verstand die Schönheit nur an Harnischen zu bewundern, — und du glaubst gewiß,

daß es für dich in dieser Welt kein andres Glück als die Liebe giebt. —

Adalbert. Keines! versagte mir die Liebe ihren Kranz, so sind für mich alle Blumen in der Natur gestorben.

Löwenau. Und Emma ist das einzige Mädchen, das du je lieben kannst?

Adalbert. Ich würde mir selbst verächtlich sein, wenn ich sie nicht mehr lieben könnte.

Löwenau. Sie muß sehr schön sein. — Adalbert, ich will dir einen Vorschlag thun, den du aber nicht zurückweisen mußt. Schon während deiner Erzählung faßte ich einen Gedanken, der gewiß, so sonderbar er ist, auszuführen wäre. — Doch noch vorher ein Wort. — Du nanntest mir in deiner Erzählung den Namen Konrad von Burgfels; ich kann dir gewisse Nachricht geben, daß er in Palästina geblieben ist. Er fiel im Kampf an meiner Seite. Wie, wenn du jetzt, da dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt ist, zu Friedrich von Mannstein gingest, und von neuem um seine Tochter anhieltest?

Adalbert. Um von neuem schimpflich zurückgewiesen zu werden? — Mein Stolz verbietet es, Emma auf diesem Wege zu suchen. — Deinen andern Vorschlag, er mag so sonderbar sein, als er will. —

Löwenau. Nun so will ich dir meinen ganzen Entwurf mittheilen, aber du mußt mich nicht unterbrechen, ehe ich geendigt habe. — Du bleibst hier auf meiner Burg und lebst in einiger Verborgenheit. — Ich will zu Friedrich von Manstein reisen und um seine Tochter anhalten; er schlägt sie mir gewiß nicht ab, denn er kennt mich als einen der reichsten Ritter dieses

Landes, auch ist mein Name in Schlachten nicht ganz unberühmt — Auf meine Ritterehre! auf meine Brudertreue! ich reise dann mit ihr hieher, wie ich sie aus der Hand ihres Vaters empfange; du bewohnst mit ihr dann diese Veste, oder eine andre, sie ist heimlich bis zum Tod ihres Vaters deine rechtmäßige Gemalin, nachher magst du sie auch öffentlich dafür erkennen. — Wende mir nichts ein, zu viel kann ich für dich nie thun. — Ich weiß, tausend Freunde an meiner Stelle würden nicht so handeln, und hundert Liebhaber würden sich bedenken, ihre Einwilligung zu geben; aber wenn du sie so liebst, wie du sagst, wenn Emma dich wirklich wieder liebt, so müßt ihr beide meinem sonderbaren Entwurf keine Bedenklichkeiten in den Weg legen, Aengstlichkeit darf kein Menschenglück verhindern. —

Adalbert. O wie soll ich dir danken? — Er umarmte ihn rasch und drückte ihn heftig an seine klopfende Brust. — Bruder, du bezahlst, wie man einem Bettler eine Wohlthat vergilt. — Wie wenig ist ein Leben ohne Liebe gegen die Krönung der feurigsten Wünsche?

Löwenau. Du traust doch meiner Redlichkeit?

Adalbert. Verdiente ich sonst wohl den Namen deines Freundes?

Löwenau. Auch keiner meiner Blicke soll sich feurig zu deiner Emma verirren.

Beide waren so munter, daß sie sich nicht schlafen legen mochten; sie tranken die Nacht hindurch und überdachten noch mehr ihren Entwurf. Adalbert lächelte wieder und Löwenau versprach alles für seinen Freund zu unternehmen.

Als die Morgenröthe durch die Bogenfenster dämmerte, ließ sich Wilhelm ein Roß satteln, und sprengte davon. Adalbert sahe ihm lange nach, bis der Ritter mit seinem Knappen in einen Wald verschwand.

Der Liebende, der noch gestern das Schicksal anklagte, und sich den Unglücklichsten aller Sterblichen nannte, eilte froh so in die Burg zurück, als wenn sein Glück schon entschieden wäre. Er sahe wieder die Möglichkeit, glücklich zu werden, und eine kühne Hoffnung riß ihn um so höher wieder empor, je tiefer ihn vorher das Unglück gestürzt hatte. Er athmete wieder frei und unbesorgt, und dachte an den morgenden Tag mit eben der Unbefangenheit, mit der ein Knabe an ihn denkt, der vom Spiele auszuruhen kömmt.

Er ging durch die Burg, um sich mit allen Zimmern bekannt zu machen, er dachte sich schon Emma in die Säle, setzte sich in einen Sessel, und träumte sich Emma in den neben ihm stehenden. In jedem Gemälde suchte er mühsam die Züge zusammen, die auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Gesicht seiner Emma hatten. Nur selten und schwach stieg der Zweifel an die glückliche Ausführung des Entwurfs seines Freundes in seiner Seele auf; er schien so unbesorgt, als wenn er mit dem Schicksal einen Vertrag geschlossen hätte.

Die Welt trat wieder aus dem Schatten hervor, die Natur blühte für ihn von neuem, ein neuer Frühling sank aus dem Morgenhimmel der Hoffnung nieder, und goß um jede Pflanze einen goldenen Schimmer; tausend schöne Träume tanzten um ihn her und reichten ihm

ihren Nektarbecher; alle seine Sinne waren dem Gefühl der Freude aufgeschlossen.

Wie ein Genesender die Rückkehr seiner Kräfte fühlt, wie ein sanfter Purpur wieder über die bleichen Wangen schleicht, in den erstorbenen Augen das erste Feuer zuckt, so fühlte sich Adalbert jetzt wieder mit der Welt, mit allen Menschen ausgesöhnt; er empfand, daß er itzt Niemand hasse, oder auch nur hassen könne; in jedem Wesen ahnete er den Geist der Liebe, er hätte die ganze Natur an sein Herz drücken mögen.

So schwelgte er in den Armen der Hoffnung, er verlebte an dem Busen der holden Betrügerin Stunden, die unendlich mehr Freuden gewähren, als die Stunden des Genusses. — Der Knabe steht vor einer grünen Anhöhe, die ein goldnes Morgenroth beglänzt, durch die grünen Büsche funkelt freundlich der Flammenschein; er ersteigt den Berg, in die bezaubernde Gegend zu kommen, — aber die Sonne ist indeß heraufgekommen, der lockende Schimmer verschwunden.

Adalbert wäre auch ohne Emma nie unglücklich gewesen, wenn er nur immer so hätte hoffen können.

Friedrich von Mannstein hatte indeß in einer traurigen Einsamkeit gelebt. An jenem Morgen schon, an welchem Adalbert die Burg verließ, war es sein erster Gedanke, seine Verbannung zu widerrufen; aber Niemand wußte, welchen Weg Adalbert genommen hatte. Emma war untröstlich, als sie seine Abreise erfuhr.

Sie hatte sich so an Adalbert gewöhnt, daß sie sich ohne ihn ihr Dasein gar nicht denken konnte: er war der Gespiele ihrer Kinderjahre gewesen, sie hatte nur immer

für ihn gelebt; seit sie gewünscht hatte, war er das Ziel aller ihrer Wünsche, denn in der Einsamkeit erzogen, hatte sie nie einen schönern Mann gesehen. — Sie dachte sich alles zurück, was sie mit Adalbert genossen und gelitten hatte, sie hatte so süß geträumt und unbarmherzig hatte sie das Unglück aus allen goldnen Phantasien gerissen, und vor ein wüstes Meer gestellt, in dem sich nichts als schwarze Wolkengebilde spiegelten. — Sie fiel nach und nach in eine Art von Betäubung, aus der sich der Geist zur Verzweiflung oder zur Versöhnung mit der Welt ermannt. Bei dem Mädchen, deren jugendliche Phantasie vor dem Bilde des Todes zurückschauderte, war das letzte der Fall, so sehr sie auch anfangs dagegen kämpfen wollte; aber der Schmerz hatte sie ermüdet, sie hatte das Maas der Traurigkeit erschöpft. Ihr Gram ward gemäßigter und sie fing ihre weiblichen Arbeiten wieder an, mit dem Vorsatz, ihren Kummer auf andre Stunden zu verschieben. Zwar flossen noch ihre Thränen sehr oft, wenn sie auf die Erinnerung Adalberts geleitet ward, aber es waren nicht mehr die heißstürzenden Thränen, die die Kinder des tauben Schmerzes, der Verzweiflung sind, bei denen der Leidende in der Natur nichts als sich und sein Unglück sieht; es waren die Thränen der Wehmuth, die auch oft nach Jahren noch fließen. Als sie zum erstenmal wieder lächelte, zürnte sie heftig auf sich selbst; das zweitemal zürnte sie nicht, aber sie nahm sich vor nicht wieder zu lächeln, und nachher glaubte sie, man könne doch trauern, ohne im Aeußern die Zeichen der Traurigkeit anzunehmen. Friedrich schien den Kummer seiner Tochter nicht zu bemerken, und dies war eine Ursach mehr, die sie bewegte, ihn zu unterdrücken.

hätte er von Adalbert gesprochen, so hätte sie Muth gefaßt, ihm ihre Liebe zu gestehn, und sie hätte einen Theilnehmer, einen Vertrauten ihres Schmerzes gefunden. — So verwandelte sich Emma's Gram nach und nach in Wehmuth. So steigt die Leidenschaft vom höchsten Gipfel der Leiter eine Stufe nach der andern herab, bis dahin, wo sie nicht mehr Leidenschaft ist. Emma wehklagte nicht mehr über den Verlust eines Geliebten, sie war nur noch wegen eines abwesenden Freundes bekümmert.

Sie fühlte lebhafter, aber nicht so tief als ihr Vater; dieser war daher am ersten Tage nicht so traurig, als an den folgenden. Sein Kummer nahm fast in eben dem Grade zu, in welchem der Gram seiner Tochter sich milderte; denn er empfand itzt erst, wie viel er an Adalbert verloren habe. Ihm war ein Sohn abgestorben, und diesen vermißte er weit mehr, als er je vorher würde geglaubt haben. Er war jetzt stets allein, wenn er nicht in Emma's Gesellschaft war, denn Konrad von Burgfels hatte ihn noch nicht wieder besucht.

So stand die Veste Mannsteins einsam und verlassen, seit dem Tode der Mutter Emma's war diese Gegend nicht so öde und still gewesen. Dieser Einsamkeit überdrüßig, beschloß daher Friedrich ein kleines Fest anzustellen, welches ihn wieder an die Thaten seiner Jugend und seines männlichen Alters erinnerte. Er lud mehrere Ritter aus der Nachbarschaft ein, ließ einen grünen Platz vor der Burg zu einem Turniere einrichten, und Schranken setzen. Ein Paar goldene Sporen waren der Dank des Siegers, Emma sollte ihn überreichen.

Am Tage des Turniers erschien Konrad von Burgfels auf Friedrichs Veste, aber stiller und verschlossener als je. — Was ist dir, Konrad? fragte Friedrich ihm entgegeneilend. — Bist du krank?

Wollte Gott, ich wär' es! antwortete Konrad.

Friedrich. Was fehlt dir Freund? Dir ist ein Unglück begegnet. —

Konrad. Ach! Friedrich! — siehst du, ich hatte wohl Recht; falle nieder und danke, daß dir kein Sohn geboren ist, — ich hatte Recht.

Friedrich. Dein Sohn —

Konrad. Schläft in Palästina den eisernen Schlaf. — Friedrich, nun werden die Fahnen meiner Burg ewig „Karl" rufen, und trauriger als je, — mein Geschlecht ist ausgestorben. — Nun werde ich nicht mehr nach jenen Berg hinblicken, denn ihn werde ich nie heruntersprengen sehn mit einer erbeuteten Fahne; — mußte er gerade fallen? — Der einzige Sohn, der einzige Trost eines alten Vaters? Mußte ihn gerade der schadenfrohe Tod erwürgen? — Nun kann ich ihn nicht anders als in meinen Träumen sehn.

Friedrich. Tröste dich. Wer kann wider den murren, der das Leben giebt und nimmt? — Laß ihn, wer als Jüngling stirbt, der hat nur das Schöne dieser Welt genossen, alle ihre Leiden sind ihm vorübergegangen. Wie viele Greise wünschen nicht, als Jünglinge gestorben zu sein. — Zu viele Klagen über seinen Tod ist Gotteslästerung. —

Konrad. Wie gut doch die Reichen immer über Ertragung der Armuth zu predigen wissen! — Du bist noch im Besitz deiner Schätze, du ersteigst einen Hügel,

auf dem die Aussicht umher immer schöner und schöner wird, oben entschlummerst du vom Strahl eines schönen Abends beleuchtet in den Armem deiner Kinder und Enkel; — ich gehe den Berg hinab, einsam und ohne Gefährten, in das enge schwarze Thal des Todes.

Friedrich. Auch ich habe einen Sohn verloren.

Konrad. Du?

Friedrich. Adalbert. — Er erzählte ihm die Geschichte seiner Verbannung.

Friedrich, begann Konrad, als der Ritter geendigt hatte, — rufe ihn zurück, mache ihn durch Emma glücklich, mache dich selbst in der Freude deiner Kinder glücklich. Ich habe nie so lebhaft gefühlt, was das eigentliche Glück des Lebens sei, als itzt, da ich keine Rechnung mehr darauf machen darf. Ach! Freund, Ehre, Geburt, Schätze, — betrügerische Schatten die uns necken, indeß das wahre Glück mitleidig lächelnd hinter unsern Rücken entflieht. — Wie gern möcht' ich mir durch meine Burgen, meine Ahnen, meinen Ruhm einen Sohn erkaufen können! unberühmt, arm und ohne Ahnen würd' ich mich doch von der ganzen Welt beneidet glauben. — Friedrich, folge meinem Rathe.

Friedrich. Wenn er hier wäre! — Niemand weiß, wohin er sich gewandt hat. —

Indeß waren die geladenen Ritter angelangt und Emma trat in ihrem festlichen Schmucke zu ihnen. Sie schien sich selbst zu gefallen.

Alles schickte sich zum Turnier an, die Ritter begaben sich in die Schranken und eine Menge Zuschauer aus der benachbarten Gegend versammelte sich. Emma saß auf dem Altan der Burg, die Kampfrichter gingen

zu ihren Sitzen und zu diesen schlichen sich auch Konrad und Friedrich, unwillig daß ihren Armen die Schwerter und Lanzen zu schwer geworden.

Die Trompete des Herolds erschallte und das Turnier nahm seinen Anfang, als auf einem schwarzen muthigen Rosse sich ein stattlicher Ritter den Schranken näherte. Er ward eingelassen und zog sogleich die Augen aller Anwesenden auf sich — Emma verglich ihn in Gedanken mit Adalbert, der weniger groß, nicht diesen majestätischen Anstand hatte. Sie gestand sich, der Fremde sei schöner als Adalbert und alle ihre Wünsche erflehten ihm den Sieg. — Konrad dachte an seinen Sohn und seufzte.

Der fremde Ritter schwang seine Lanze mit einer Leichtigkeit, welche zeigte, daß ihm dieses Spiel nicht unbekannt sei. Er betrachtete Emma genau, er hatte sie sich dem allgemeinen Rufe nach schöner gedacht, ja eine vollkommene Schönheit erwartet; er fand sich sehr getäuscht; aber doch zog ein unbeschreibliches Etwas ihres Gesichts seine Blicke stets wieder nach ihr zurück, er fing an zu glauben, daß eine vollkommene Schönheit für das Herz selten so gefährlich sei, als ein anziehender Blick und ein Mund, um den Gram und Heiterkeit stets zu kämpfen scheinen. — Emma schlug einigemal die Augen nieder und erröthete. —

Das Turnier war geendigt, dem fremden Ritter ward einstimmig der Dank zuerkannt, er kniete nieder und empfing ihn aus der zitternden Hand des Fräuleins. — Er öffnete sein Visir, es war Wilhelm von Löwenau.

Emma's Blicke trafen auf die schwarzen feurigen Augen des Ritters und sanken in eben dem Augenblick

beschämt auf ihr Busentuch; sie fühlte, daß in diesen Blicken etwas mehr als Neugier gelegen habe, aber doch konnte sie sich nicht enthalten, die Augen noch einmal aufzuschlagen, um den Anblick der vollkommnen männlichen Schönheit zu genießen. Löwenau kniete noch immer zu ihren Füßen und verschlang sie mit seinen Augen; das Geschmetter der Trompeten weckte ihn endlich aus seinem süßen Rausch und er erhob sich.

Friedrich eilte auf ihn zu und umarmte ihn, auch die übrigen Ritter begrüßten ihn und man begab sich zur Tafel.

Wilhelm von Löwenau saß als Sieger obenan und ihm gegenüber die schüchterne Emma, die jeden Gedanken an Adalbert zu verbannen suchte. — Löwenau aß und trank nur wenig, er schien unruhig und nachdenkend. Jeden Blick Emma's begleitete er und verweilte mit seinen Augen oft lange auf ihr. — Das Mahl war geendet, Emma ging in ihr Gemach und man brachte den Rittern die Pokale. Löwenau stand auf und ging in den Burggarten.

Mit niedergesenktem Haupte und verschlungenen Armen ging er hastig auf und ab, als ob er einen verlornen wichtigen Gedanken wiedersuche. — Er stand still, lehnte sich an einen Baum, und sahe mit einem wehmüthigen Blick nach den Fenstern der Burg hinauf, auf denen schon der sanfte Schimmer des Abends zitterte. Emma stand von ohngefähr an ihrem Fenster und ging wieder zurück, als sie den Ritter erblickte.

War das nicht Emma? rief er aus. — Warum klopft mein Herz ungestümer bei dem Gedanken? —

Emma. — Wie gleichgültig tönte mir noch gestern dieser Name! Welche verborgene Zauberei hat sich in den Klang gemischt, daß heut mein Blut ihm schneller hüpft? Ist dieß Liebe, Wilhelm?

Nein, nein, sie ist die Verlobte meines Freundes, meines Erretters. — Es kann nicht Liebe sein. Liebe, sagt Adalbert, macht menschlicher, wohlwollend gegen jedes Geschöpf, und ist mir doch, als ob ich den Namen Adalbert haßte seit ich den Namen Emma liebe! — Nein, es ist nur Zuneigung, nur der erste starke Eindruck, den jeder neue Gegenstand macht. — Zuneigung? Mehr nicht? Und warum konnt' ich es nicht über mich gewinnen, ein Wort mit dem Ritter zu sprechen, der neben ihr saß? Wie konnt' ich ihn beneiden, daß ihn der Saum ihres Kleides berühre? Warum haßte ich jeden, den nur einer ihrer holdseligen Blicke traf? Was machte mich glühend heiß, wenn ihr Auge auf mir verweilte? — Freundschaft ist dieß Gefühl nicht, wenn es nicht Liebe ist, so bin ich wahnsinnig! — ist es aber Liebe, so soll Adalbert sehen, wie ein Mann eine Leidenschaft besiegt.

Besiegt? als ob hier schon etwas zu besiegen wäre. — Als ob es schon ausgemacht wäre, daß i c h s i e liebte! — Es kann, es darf nicht sein. Ich will mich mit aller meiner Männlichkeit panzern; sie gehört Adalbert, er liebt sie, sie ihn, ich habe sie ihm versprochen, — ein Mann, ein Ritter muß auf sein Versprechen halten und wenn er selbst darüber zu Grunde ginge.

Er eilte in die Burg zurück, und freute sich dieses Sieges.

Emma hatte sich indeß einigemal wieder dem Fenster genähert, ohne von Löwenau bemerkt zu werden. Sie konnte den schönen Mann nie ohne eine gewisse Theilnahme sehn und diese Theilnahme ging sehr bald in den Wunsch über: wenn dieser dich liebte! Ohne es selbst zu wissen, spann sie denn diesen Traum weiter aus, und die spielenden Phantasieen schlossen mit der Frage: Du liebst ihn also?

Sie erschrak nicht mehr über diese Frage, schon während der Mahlzeit hatte sie sich an diesen Gedanken gewöhnt. — Ganz leise fing ihr Herz an diese Frage mit Ja zu beantworten; sie hatte ihn schon geliebt, ehe sie noch die Möglichkeit dieser Liebe dachte, itzt gab sie erst zu dieser Liebe nur noch ihre Einwilligung. Dieß war der erste Augenblick, in welchem sie eine Art von Freude darüber empfand, daß Adalbert nicht in der Burg zugegen sei, das Andenken seiner Liebe lebte nur noch ganz schwach in ihrer Seele, nur wie die Erinnerung des gestrigen Abendmahls beim majestätischen Aufgang der Sonne. Sie fühlte, daß sie ihren Adalbert noch lange nicht so geliebt habe, als sie lieben könne, ja sie fing so gar an, sich ihre Gefühle abzustreiten, er war wie sie jetzt glaubte, nur ihr Freund gewesen. Durch die Erscheinung Löwenau's war überhaupt auf sein Bild jener Schatten der Gleichgültigkeit zurückgeworfen, aus dem die Liebe den geliebten Gegenstand an das hellste Licht hervorzieht. Alle Vollkommenheiten, die sie einst an Adalbert bewunderte, fand sie ungleich vollkommner an Löwenau wieder und jener behielt am Ende nichts als seine Fehler, die sie sonst immer zu seinen Vorzügen gerechnet hatte; und da man auch andre gern seiner eignen Fehler wegen

anklagt, so glaubte sie darin, daß er nicht wenigstens Abschied von ihr genommen habe, einen Beweis zu finden, daß auch er sie nie geliebt habe. — In dieser Voraussetzung fand sie sehr viel Beruhigendes, und darum ward sie endlich Ueberzeugung.

Die Liebe stimmt die Empfindung feiner und roher, erhabner und niedriger; den vorher gemeinen Menschen erhebt sie oft zum Edelmuth; der Edle sinkt zum Gemeinen hinab, ein und ebenderselbe Gesang, der auf jedem Instrument in andern Tönen lebt. Was Emma sonst immer mit Verachtung angesehn hatte, schien ihr itzt wichtig; der geschmückte Löwenau gefiel ihr um ein großes Theil mehr als er ihr ohne Schmuck würde gefallen haben, sie gestand sich dieß Gefühl, und beschloß von jetzt an auch auf ihren Putz mehrere Aufmerksamkeit zu wenden. Sie sahe sogar die Erinnerung an Adalbert darum etwas gleichgültiger an, weil er nur ihres Vaters Knappe gewesen war.

Löwenau wollte eben durch den großen Gang in die Versammlung der Ritter gehn, als Emma, vielleicht zufällig, vielleicht mit Vorsatz, weil sie ihn hatte zurückkommen sehn, aus dem Gemache trat.

Ihr hier, Fräulein? rief Löwenau etwas hastig.

Sie wurde roth, denn sie glaubte in diesen Worten und in der Art, wie er sie sprach, einigen Unwillen des Ritters zu entdecken, oder den Gedanken, sie sei seinetwegen gekommen. — Um in den Garten zu gehn, antwortete sie, indem sie rasch vorbeihüpfen wollte. —

Ihr flieht mich? sprach der Ritter.

Euch fliehen? Dann müßtet Ihr nicht der Ritter Löwenau sein. —

Sie waren beide an ein Bogenfenster getreten und

der Schein des Abends überflog mit freundlicher Röthe das Gesicht des Mädchens. —

Fräulein, — fing der Ritter nach einigem Stillschweigen an, die Sonne nimmt durch einen holdseligen Kuß von Euch Abschied, um Euch morgen wieder mit einem Kusse zu wecken. — Um Euer Antlitz zittert ein blasser Flammenschein, man sollte Euch für eine Heilige halten.

Daß Ihr nur nicht in die Versuchung kommt, mich anzubeten, erwiederte Emma schalkhaft.

Löwenau. Und wenn ich nun in die Versuchung käme? — Würdet Ihr mein Gebet erhören, schöne Emma? —

Emma. Ich müßte erst wissen, um was Ihr mich bitten wolltet. — Sie sprach diese Worte leise und mit zitternder Stimme, denn sie fürchtete und hoffte viel.

So bitt' ich Euch, sprach Löwenau, nicht so schnell von mir in den Garten zu eilen.

Nicht mehr als das? rief Emma schnell, und mit einem kleinen Unwillen über ihre getäuschte Erwartung. —

Löwenau. Wenn Ihr so gütig seid, mein Fräulein, so werdet ihr mich leicht zu einem ungestümen Bitter machen.

Emma. Was könntet Ihr noch mehr wünschen? —

Löwenau. Euch sehen und nicht wünschen? —

Emma. Ihr sprecht in Räthseln.

Löwenau. Daß Euer Herz sie verstehen wollte!

Emma sahe starr vor sich hin. Löwenau's Augen wurzelten auf ihrem Antlitz, er zitterte, eine niegefühlte Empfindung bebte durch seinen Körper, wie mit Ketten riß es ihn zu Emma hin, er umarmte sie plötzlich und

sprach mit leiser unterdrückter Stimme: Emma, ich liebe dich! —

Betäubt hing er an ihrem Halse, Emma sprach nicht, eine von seinen Händen lag in der ihrigen, sie drückte sie schweigend.

Liebst du mich? rief er, wie aus einem Traum erwachend. — Ein leises flüsterndes „Ja," nur der Liebe hörbar, flog ihm entgegen.

Sein Gesicht sank auf das ihrige, er drückte einen brennenden zitternden Kuß auf ihre Lippen, — kein Gedanke, kein Gefühl, keine Erinnerung trat vor seine Seele, als daß er sie in seinen Armen halte; selbst daß sie ihn liebe, hatte er vergessen. —

Emma erholte sich zuerst aus ihrer Betäubung, noch einen Kuß drückte sie auf seine Lippen, und flohe dann zitternd in ihr Gemach, wo sie sogleich athemlos auf einen Sessel niedersank, als würde sie von einem Ungeheuer verfolgt. Löwenau starrte ihr nach, bis der letzte weiße Schimmer ihres Gewandes verschwand; lange noch blieb sein Auge unbeweglich auf einen Punkt geheftet, als wäre ihm ein Gespenst begegnet.

Endlich ging er in den Saal, wo alle Ritter noch fröhlich bei den Pokalen saßen; selbst Friedrich und Konrad hatten ihre verlornen Söhne vergessen.

Löwenau wandelte wie im Traum und beantwortete jede Frage nur unvollständig. — Friedrich glaubte, er sei von der Reise und vom Turnier ermüdet und ließ ihn durch einen Diener auf sein Zimmer führen. Auch die übrigen Ritter gingen aus einander. — Löwenau entschlief, als sich seine Phantasie müde geschwärmt, und seine Leidenschaften in Erschöpfung gekämpft hatten.

Als er am Morgen erwachte, war Adalbert und sein Versprechen sein erster Gedanke. Furchtbar trat diese Erinnerung auf ihn zu, und mahnte ihn schrecklich, auf dem Wege nicht fortzuwandeln, den er zu betreten angefangen habe. — Aber wie war es möglich rückwärts zu gehn? Er hatte ihr seine Liebe gestanden, und sie, daß sie ihn wieder liebe. Wenn dieß Geständniß nicht über seine Lippen geschlüpft wäre, so hätte er gegen seine Leidenschaft noch kämpfen können; jetzt aber würde er sich und Emma zugleich unglücklich gemacht haben. — Er überließ sich und sein Schicksal endlich ganz und gar der Zeit, wenigstens verschob er alles Nachsinnen, alle Entschlüsse bis auf jene Stunde, in welcher er bei dem Vater um sie anhalten wollte. — Weiß ich doch noch nicht gewiß, ob sie mir der Vater nicht abschlägt; geschieht es nicht, nun so kann ich ja auch dann noch immer für Adalbert handeln. — Mit diesen Täuschungen beruhigte er die Vorwürfe, die er in dem Innern seiner Seele fühlte.

Emma und Wilhelm waren sich bald nicht mehr fremd, das vertrauliche Du verdrängte bald die fremde steife Höflichkeit; denn Löwenau verachtete alle Zurückhaltung, alles Verschließen in sich selbst; er glaubte, es zieme dem Mann, stets gerade und offen zu handeln, keinem ungeprüft zu mißtrauen, von jedem Unbekannten das Beste zu denken, und ihn als Freund zu behandeln. So war Wilhelm der Freund der ganzen Welt. — Emma, die nie die Burg ihres Vaters verlassen hatte, die fast immer nur mit Geschöpfen ihrer Phantasie umgegangen war, besaß noch weniger Zurückhaltung; sie äußerte sich ganz so, wie sie war, kannte Verstellung kaum dem Namen nach, und traute jedem offenen Gesichte.

Er sprach itzt zuweilen von Adalbert, und sie gestand ihm, daß sie ihn nie geliebt habe. Sie glaubte es jetzt. — Löwenau fühlte sich durch diese Erklärung glücklich. — Beide waren sich bald unentbehrlich, und Löwenau gab den Einladungen Friedrichs, da die übrigen Ritter die Burg verließen, sehr gern Gehör. Wenn er jetzt nicht bei Emma war, war er sich selbst zur Last; jede Beschäftigung machte ihm Langeweile, und doch verlegte er die Stunde immer von einem Tag zum andern, in welcher er bei Friedrich um sie anhalten wollte; denn er fühlte sich in der Täuschung etwas beruhigt, daß er noch immer nicht gegen Adalbert handle.

Emma war jetzt liebenswürdiger als je; der leichte Gram um Adalbert hatte ihr manches von ihrer Lebhaftigkeit genommen, sie war jetzt mehr eine stille, leidende Schönheit, die sich um so reitzender an den stärkern Mann anschließt und hinter seiner Brust einen Schirm gegen alle Stürme des Schicksals sucht. Ihre neue Liebe hatte ihr einen seelenvollen Blick gegeben, in welchem ein schönes Feuer brannte. — Der heftige Löwenau liebte sie bis zur Anbetung, denn es war seine erste Liebe. —

Endlich aber fand er doch diese Lage peinlich, er beschloß noch heute mit sich und Adalbert Abrechnung zu halten, noch heute bei dem Vater um sie zu werben. Er ging zum alten Friedrich, den er in einem Sessel nachdenkend im Saale fand. — Woran denkt Ihr, Ritter? redete er ihn an.

Friedrich. Bei mir ist ja leider die Zeit gekommen, wo ich nur noch in der Erinnerung leben kann; die Zeit der Thaten ist verschwunden.

Löwenau. Aber könnt Ihr nicht auch in der Zukunft leben?

Friedrich. In der Rückerinnerung lernen wir mehr, nur Thoren sind in der Zukunft zu Hause. — Wenn man seinen ganzen Reichthum anwendet, in jenem goldnen Lande Palläste aufzubauen, und ein Windstoß sie alle niederreißt: wohin soll dann der verarmte Pilger fliehen? — Ueber dem Lande der Zukunft liegt ein dicker Nebel; oft scheint uns aus der Entfernung etwas ein Schloß zu sein, und wenn wir näher kommen, ist es eine überhangende Klippe, die sich im nächsten Augenblick auf unser Haupt herabwirft. —

Löwenau. Ihr wollt also nicht hoffen?

Friedrich. O ja, aber die Hoffnung, jene Betrügerin, nicht zu meiner täglichen Gesellschaft machen. Das größte Glück erscheint klein, neben dem Bilde, das uns die Hoffnung vorhielt.

Löwenau. Die Hoffnung trägt für Euch die Gestalt Emma's, und eine solche Tochter — —

Friedrich. Je besser sie ist, desto mehr hab' ich zu fürchten, und je mehr ich sie liebe, je mehr verlier' ich in ihr. Alles wär' mit ihr dahin! Ich wünsche nichts, als sie glücklich zu sehn; dann werde ich es auch sein.

Löwenau. Habt Ihr noch auf keinen Eidam gedacht?

Friedrich. Er schläft in Palästina, Konrad von Burgfels, ihr mußt ihn gekannt haben, — ein anderer, — o ich mag nicht gern daran denken! — ein gewisser Adalbert liebte sie, ich schlug sie ihm ab; wäre er jetzt hier, sie wäre sein. —

Löwenau schwieg, und sahe düster vor sich nieder. Ein gewisser — Wollt Ihr sie keinem Ritter von berühmtem Hause geben? fragte er endlich.

Friedrich. Wer weiß ob sie mit einem solchen glücklich wäre?

Löwenau. Wenn er sie, wenn sie ihn liebte?

Friedrich. Dann würd' ich mich keinen Augenblick bedenken.

Löwenau kämpfte jetzt einen schweren Kampf, sein Edelmuth und seine Liebe rangen hartnäckig mit einander; oft wollte er den Namen Adalbert aussprechen, aber der Name starb auf den Lippen bei dem Gedanken an Emma. — Die Liebe blieb Siegerin. — Würdet Ihr mich als Eidam verschmähen, Ritter?

Friedrich. Euch? — Ist das Euer Ernst?

Löwenau. Könntet Ihr mir jetzt wirklich Scherz zutrauen?

Friedrich. Sie ist Euer, wenn sie Euch liebt.

Löwenau. Dafür kann ich Bürge sein. —

Friedrich. Nun so darf ich doch endlich hoffen, ein glücklicher Vater zu werden; ich zweifelte schon daran, denn man muß sich gewöhnen, an allem in dieser Welt zu zweifeln, was dem Glücke ähnlich sieht.

Löwenau. Ihr seid heute besonders traurig gestimmt. —

Friedrich. Ich will es nicht länger bleiben, mein Eidam muß nicht glauben, daß er an mir einen mürrischen Vater erhält.

Die Ritter sprachen noch lange zusammen; Friedrich ward sehr heiter, Löwenau ging endlich spät in sein Schlafgemach.

Sie ist mein! rief er aus. — Unwidersprechlich mein. — Jtzt sei es fest beschlossen. — Sie ist mein, Adalbert! und sollt' ich darüber mein Leben, welches ich dir danke, gegen dich auf's Spiel setzen müssen. —

Die Freundschaft sterbe für die Liebe. Sie liebt ihn nicht; sie wäre unglücklich, und — bei allen Heiligen! — sie verdient es nicht zu sein. Auch er wird sie vergessen, — oder mein Leben — ein nichtiges Geschenk ohne sie, zurückfordern. Mag er! ich werde es vertheidigen, denn jetzt ist es Emma's Eigenthum. Der große Vertrag mit seinem Gewissen war bald von der Leidenschaft abgeschlossen; ihre Sprache hielt er für die Stimme der unpartheiischen Wahrheit, und schlief zu glücklichen Träumen ein.

Emma! du bist mein! dein Vater hat dich mir zugesagt, du mein! ich dein! so rief Löwenau als er in Emmas Zimmer trat und in ihre Arme eilte. — Jetzt kann uns nichts in der Welt von einander reißen.

Emma. Ich dein? du mein? —

Löwenau. Nur etwas mangelt unserm Glück und dieses Wort umfaßt noch mehr.

Emma. Was könnte dieses Etwas sein?

Löwenau. Daß Adalbert alle seine Rechte auf dich aufgiebt; so lange wir noch fürchten müssen, daß er zwischen unsre Umarmungen tritt, so lange sind wir nur halb glücklich. — Emma, ich weiß den Ort seines Aufenthalts, schicke ihm durch einen Bothen nur wenige Worte, die ihm sagen, daß du ihn nicht mehr liebst, daß er jeden Gedanken an dich vergessen solle, daß du mein seist. — Ich bitte dich darum, Emma. Dann wollen wir uns ohne alle Besorgnisse ganz dem Glück unsrer Liebe überlassen, dann soll keine ängstliche Furcht uns nahe treten, dann will ich es trotzig mit

der Zeit aufnehmen, ob sie durch unzählige Jahre im Stande sei, meine Liebe zu schwächen.

Emma gab sehr leicht ihre Einwilligung, auch Löwenau setzte sich und schrieb diesen Brief:

Adalbert!

Mein Versprechen ist gebrochen! rechte mit dem Schicksal und nicht mit mir! Ich bin unschuldig. — Engel gaben der Versuchung nach und verspielten ihr ewiges Glück; ich bin nur ein schwacher Mensch, mag der Verlust Deiner Freundschaft meine Schwäche bestrafen. — Emma gehört Dir nicht mehr, sie ist mein, mir von ihrem Vater und der Liebe zugesagt. Zweifle nicht Adalbert, sie liebt Dich nicht, sie hat Dich nie geliebt. Alle Deine Hoffnungen sind durch mich gemordet; ermorde mich, wenn Du Dich rächen mußt; aber ihren Besitz wirst Du mir nie streitig machen. Gieb sie verloren Adalbert, sie kann in Ewigkeit nicht die Deinige werden. Ich bin der Hüter dieses Schatzes; wer ihn erlangen will, muß mich erst tödten.

Löwenau.

Emma hatte indessen einige Worte geschrieben, die sie ihm gab. Er legte sie in seinen Brief und siegelte ihn.

Ritter,

Vergeßt mich, so wie ich Euch vergessen will, denkt an mich stets wie an einen verstorbenen Freund; ich bin die Verlobte eines Ritters und darf mich daher nicht mehr nennen:

Eure Emma.

Löwenau gab die Briefe seinem Knappen Franz, der ihn nach Mannstein begleitet hatte. Dieser ritt noch an eben dem Tage fort, um so früh als möglich auf der Burg Löwenau's anzukommen.

Friedrich und Löwenau dachten itzt nur an das Vermählungsfest, welches sie recht glänzend zu machen beschlossen. Emma war in den Armen ihres Geliebten so glücklich, als man es auf dieser Welt sein kann.

Adalbert lebte während dieser Zeit noch immer unter seinen schönen Hoffnungen und erwartete täglich die Bothschaft seines Glücks. Sein vergebliches Warten machte ihn nicht traurig, nur verdrüßlich, denn dieser Aufschub schien die Hoffnung von dem glücklichen Fortgang des Unternehmens zu bestätigen. Er war oft auf die Jagd gegangen, hatte die schönen Gegenden in der Nähe besucht und dachte jeden Abend bei der Heimkehr, einen Bothen seines Freundes zu finden.

Er war von einem seiner Spatziergänge zurückgekommen und stand an eine Buche gelehnt, das Wolkenspiel im Abendroth zu betrachten, als er in der Ferne einen Reuter erblickte, der sich dem Schlosse näherte. Er erkannte bald in ihm Franz, den Knappen Löwenau's. — Schnell eilte er mit der Frage auf ihn zu: ob ihn der Ritter gesendet habe. — Franz antwortete mit Ja und überreichte ihm den Brief Löwenau's. —

Adalberts Herz klopfte heftig als er den Brief und die Aufschrift betrachtete, er zögerte ihn zu erbrechen. — Unaussprechliches Glück, oder Tod springt mir entgegen, — noch, noch darf ich hoffen, noch bin ich glücklich. — Die Sonne war untergegangen, er ging auf

sein Zimmer, den Brief beim Schein eines Lichtes zu lesen. Dieser Augenblick war ihm feierlich, eine heilige Stille schwebte längst den Wänden des Gemachs, eine Grille zirpte leise und eine ferne Glocke tönte über den Berg herüber. — Er lößte das Siegel.

Emma's Brief fiel ihm zuerst auf, er kannte die Hand und küßte das Pergament. — Er las — und ward bleich, — er las von neuem und schaute wild mit weit geöffneten Augen empor, alle seine Gedanken verirrten sich, er wußte nur, daß er elend sei, kalt und fürchterlich faßte ihn diese Ueberzeugung an; was sein Elend sei, war aus seiner Seele geschwunden.

Emma! rief er endlich mit fürchterlicher Stimme, indem seine Besinnung zurückkehrte. — Er wagte es, noch einmal zu lesen, dann las er den Brief Löwenau's. — Seine Augen schlossen sich, wie von einer zu großen Helle geblendet, krampfhaft schlug er die Zähne zusammen und hing kalt und starr wie eine Leiche in dem Sessel. — Das hatte er nicht erwartet.

Er sprang nach einer Stille auf und brüllte wie ein Rasender: Fluch über alle, die in dieser Stunde glücklich sind! Fluch über alle Elende! — Ja, ich fluche mir selbst, ich fluche mir und ihr — o ihr Verzweifelten! kommt zu mir her an meine Brust und helft mich verfluchen! Eure Emma? Eure Emma? — Du lügst Meineidige! so hast du dich nie genannt! —

Mir hat noch keine Hoffnung Wort gehalten, keine Seligkeit der Erde hat mich Freund genannt. Mein Leben ist ein schwarzes Gewebe von Unglück, wie von einem Feind werd' ich vom Elend verfolgt, durch tausend Quaalen jagt es mich in den Rachen des Todes. Meinetwegen wird ein zärtlicher Vater grausam,

meinetwegen ein edler Freund ein Ungeheuer, — ich gebe die Hoffnung, ich gebe das Schicksal auf. Ein blindes Ohngefähr würfelt mit Glück und Unglück, — gut, so will ich denn auch handeln, so lange ich noch handeln kann, — ich will zu ihnen, sie sollen aus ihren Umarmungen zurückstürzen, als hätten sie den Schuppenhals eines Drachen berührt. — Ich will nicht allein unglücklich sein, die Liebe haßt mich, der Haß soll mich itzt glücklich machen.

Eure Emma? — Konnte deine Hand diese Worte schreiben? Dieselbe Hand, die mir so oft den Schweiß des Kampfes von der Stirn trocknete, dieselbe Hand, die so oft in der meinigen lag und mich deiner Liebe versicherte — o Himmel! was für ein armseliges Ding ist die Tugend, wenn sich in wenigen Wochen der Mensch so ganz umschaffen kann! Richtet keinen Bösewicht mehr hin, er ist in wenigen Tagen vielleicht ein Muster für seine Richter! — Tugend? — Für mich ist keine Tugend, kein Gott mehr, denn sie, das Unterpfand für beide, ist mir verloren.

Er drückte knirschend Löwenaus Brief zusammen, sein Athem drängte sich schwer durch seine Kehle, tausend Centner waren auf seine Brust gewälzt. — Sein Blick fiel auf Emma's grünes Band nieder, das er auf seiner Brust immer als eine Reliquie getragen hatte, er riß es wüthend herab.

Das Pfand ihrer Treue! ihrer Liebe! — — Sie will mich vergessen. — Ich kann sie nie vergessen, und warum sollt' ich es auch? — wenn ich sie vergessen könnte, dann könnt' ich einst wieder lächeln — aber das werd' ich nie wieder.

Er schwieg und lehnte sich in eine Ecke des Zimmers, alles war still wie eine Todtengruft.

Du hast mir mein Leben gestohlen, Emma, sprach er leise, um die tiefe Einsamkeit nicht zu stören; ich werde bald sterben und habe umsonst gelebt, von mir darf Niemand Rechenschaft dort jenseits fordern, nur über Jammer kann ich Red' und Antwort geben, — Emma, ich weise den fürchterlichen Richter an dich, und an dich Wilhelm!

Eure Emma! — Hättest du mir doch wenigstens das armselige „Du" übrig gelassen, — aber nichts sollte mir übrig bleiben. — Gut, setzte er mit schrecklicher Kälte hinzu, auch dies Band will ich dir zurückbringen.

Er glaubte einigemal, Emma und sein Freund hätten nur auf eine grausame Art mit ihm scherzen wollen, um seine Liebe auf die Probe zu stellen; er dachte, er hätte in seiner Wuth einige Ausdrücke zu stark empfunden, er suchte dann nochmals in den Briefen nach und quälte sich den fürchterlichen Sinn zu mildern, — aber umsonst! der kalte, gefühllose Buchstabe blieb derselbe, und seine Pein fand keine Linderung.

Der Ritter durchlebte eine fürchterliche Nacht, er konnte nicht schlafen, aber auch nicht wachen; tausendmal stand sein Verstand vor dem fürchterlichen Thor des Wahnsinns, er sahe tausend Gestalten vorüberziehn, die ihm bald mit Entsetzen, bald mit Wonne erfüllten; in dem einen Augenblick lag er in den Armen Emma's, alles war nur ein fürchterlicher Traum gewesen; er drückte sie an sein Herz, und das Knistern des Briefs, den er noch immer in seiner Hand fest eingeschlossen

hielt, weckte ihn wie durch schadenfrohen Zauber aus seiner Trunkenheit. Bald kämpfte er mit Löwenau um Tod und Leben und sah ihn unter seinen Streichen fallen; bald verschlang alles um ihn her eine große wüste Leere, er stand mit seinem Schmerz allein in der tauben ausgestorbenen Wildniß, von einer unendlichen Nacht umfangen; Geister fuhren auf fernen Donnern und schwache Blitze spalteten das ungeheure Reich der ewigen Oede.

Er fühlte, wie seine Kräfte merklich schwanden. Gott! rief er, wenn ich diese Nacht sterben müßte! ohne sie noch einmal zu sehn! — Mein Geist muß von meiner gestorbenen Emma Abschied nehmen, ich muß, ich muß sie sehn.

Er wartete ängstlich auf den Anbruch des Morgens, die Nacht schien ihm Hohn zu sprechen, der Morgen kam immer noch nicht. — Endlich zitterte der erste graue Streif des Tages empor und Adalbert sprang schnell auf, riß ein Roß aus dem Stalle, und sprengte hinweg. Sein treuer Hund, der ihm oft auf der Jagd gefolgt war, begleitete ihn.

Er jagte rasch der Sonne entgegen, er spornte sein Roß unaufhörlich, denn die größte Eile war ihm zu langsam.

Eine drückende Hitze zog herauf und sein Roß war schon ermüdet, als er einen Ritter einholte, der auch diese Straße zog. — Wohin? fragte er diesen. — Nach Mannstein, war die Antwort, zur Hochzeit des edeln Löwenau und der schönen Emma. — Adalbert lachte wild auf. — Worüber lacht Ihr? — Voll Freude, daß wir einen Weg haben. — In eben dem Augenblicke gab er von neuem dem Rosse die Sporen

und sprengte wie rasend hinweg. — Warum eilt Ihr so? rief ihm der Ritter nach. — Seht Ihr nicht, schrie Adalbert zurück, wie mir der bleiche Tod nachjagt? — Er war ihm bald aus den Augen.

Das grüne Band war um seinen Arm gebunden und flatterte ihm nach; Todtenblässe hatte sein Gesicht überzogen, sein Roß keuchte und sein treuer Hund lief ihm oft voraus, und sah ihm winselnd an, — aber ohne Bewußtsein jagte er immer wieder in neuer Wuth weiter. — Am Abend stürzte der Rappe todt nieder, der Hund war fort, als er sich nach ihm umsah. — Auch er hat mich verlassen, dachte Adalbert; aber der treue Gefährte lag schon weit hinter ihm sterbend am Wege.

Adalbert reiste zu Fuß die ganze Nacht hindurch, seine Kräfte schienen übermenschlich, tausend Schrecken schienen ihn unermüdet vor sich hin zu jagen. — Am Mittag des andern Tages entdeckte er in einem kleinen versteckten Thale eine Schäferhütte, sein Gaumen war von der Hitze aufgeschwollen, er trat in die Hütte und begehrte von einem Greise, den er dort fand, eine Schale Wasser. — Ihr sollt kühle Milch bekommen, sagte dieser, und gab seiner Tochter den Auftrag eine Schale voll zu holen. — Das kleine Mädchen eilte willig hinweg und Adalbert stand düster an die Thür gelehnt. — Das Mädchen verweilte etwas lange. Wo bleibst du, Emma? rief der Alte. Adalbert fuhr auf, das Mädchen trat in eben dem Augenblick herein und bot ihm freundlich lächelnd die Schale. Statt sie an den Mund zu setzen, warf er sie wüthend auf den Boden, daß sie in tausend Scherben zersprang; dann eilte er wie ein Wahnsinniger weiter.

Die Sonne ging schon unter, als er auf der Grenze des Horizonts einen Thurm erblickte, der ihm bekannt schien; — tausend Erinnerungen kamen in seine Seele zurück, — es war die Burg Mannstein.

Er stand still und sahe mit langem Blick nach der wohlbekannten våterlichen Gegend, und in seine Verzweiflung mischten sich einige Tropfen der Wehmuth, sie so wiederzusehn. Die Burg stand zaubervoll da in einem rothen Flammenschein. Die Sonne ging blutig unter.

Er eilte weiter. Der letzte Streif des Tages verschwand hinter einen grünen Berg; der Mond brach hervor, und glänzte durch die zitternden Tannenzweige. Schon unterschied er die erleuchteten Fenster der Burg, schon erblickte er in ihnen Schatten, die ungewiß hin und wieder schwebten, schon hörte er immer näher und näher das Tönen der Trompeten und den Donner der Pauken, — tausend brennende Dolche fuhren durch seine Brust.

Jetzt war er an die Burg gekommen. Er ging durch das offne Thor, das frohe Getümmel der Gäste lärmte ihm entgegen, er hätte gern geweint, aber seine Augen waren trocken. Er schlich sich in den Burggarten und setzte sich in eine kleine Laube, welche ein Fliederbaum bildete; bald sahe er still und mit anscheinender Ruhe durch die monderhellte Gegend, bald nach der geräuschvollen Burg. — Alle seine Empfindungen wurden nach und nach abgespannt; er war betäubt, als er zwei Gestalten auf sich zukommen sah, — es waren Löwenau und Emma. —

Löwenau hatte sich in sich selbst geirrt, er hatte sich für stärker gehalten, als er wirklich war, die Stimme seines Gewissens war nur unterdrückt gewesen, sie fing itzt um so lauter an zu sprechen. Er begann zu ahnen, daß er in Emma's Armen nie recht glücklich sein würde, aber ohne Emma lag ein grenzenloses Elend vor ihm. Er war am Abend still und nachdenkend gewesen, und wollte itzt mit Emma einen Spaziergang durch den Garten machen, um sich etwas zu beruhigen.

Emma war indeß immer froh und guter Laune gewesen; sie fühlte sich als Löwenaus Geliebte ganz glücklich — nur itzt, — so plötzlich aus dem Gewirre der Gäste, aus dem Klang der rauschenden Musik gerissen, mitten in die Einsamkeit eines schauerlichen Gartens gezogen, — itzt fühlte sie eine sonderbare Empfindung zu ihrem Herzen emporschwellen, sie hing an dem Arme Löwenaus und schloß sich fester an ihn. Mein Wilhelm, sagte sie endlich, — warum so traurig? Ich habe dich noch nie so still und gedankenvoll gesehn. — Deine Hand ist heiß.

Löwenau. Und die deine kalt. Du zitterst Emma?

Emma. Nicht vor Frost, die Sommernacht ist warm; — aber Wilhelm, es ist hier im Garten so heimlich, mir ist alles so sonderbar fremd, die Büsche rauschen und flimmern so wunderbar im Mondenstrahl; hast du nie einen Geist gesehn, Wilhelm?

Lwenau. Nie Geliebte; aber wie kömmst du zu der Frage?

Emma. Und wie kömmt dieser Gedanke zu mir? heut zu mir? — Mein Vater ist doch schon sehr alt, Wilhelm, ich habe ihn sonst nie so genau angesehn, —

der Gedanke ängstigte mich drinnen über eine Stunde lang: wie er mir so gegen über saß, schien er mir schon todt. — Der Anblick eines todten Menschen muß schrecklich sein, — wie mag ich wohl als Leiche aussehn?

Löwenau. Du quälst mich, Emma.

Emma. Sage mir, wie ich wohl als Leiche aussehn werde.

Löwenau. Wie der Frühling, der im Irrthum um einige Tage zu früh seine Blumen ausgestreut hat, und vom eisigen Winter wieder übereilt wird.

Emma. Wilhelm!

Löwenau. Was ist dir Emma? Warum fährst du zusammen?

Emma. Mir ist, als stünd' ich unter tausend Gespenstern! — sieh! jene Bäume dort sehn fürchterlich aus! —

Löwenau. Wir wollen in den Saal zurückgehn.

Emma. Wilhelm! — hörtest du kein Aechzen in der Nähe?

Löwenau. Nichts als den Wind, der durch die Laube rauscht.

Emma. Es war ein schweres Athmen — wie eines Sterbenden, — horch, wie die Blätter zusammenschlagen! — Gott im Himmel!

Sie sank ohnmächtig in seine Arme, denn Adalbert trat bleich und entstellt, mit verworrenen Haaren, dem Auge eines Wahnsinnigen, leise wie ein Gespenst aus der Laube; mit hohler gewürgter Stimme rief er: Emma!

Ihr Bewußtsein kam wieder, aber ihre Sinne blieben zurück, starr wie eine Leiche sahe sie in Adal-

berts Auge. — Emma! Emma! rief dieser wüthend, kennst du dies Band noch? — Er hielt es ihr mit zitternden Händen vor. — Geliebter! rief sie matt und wollte sich in die Arme Löwenaus werfen; Adalbert fing sie auf, zog einen Dolch und stieß ihn wüthend in ihre Brust. — Kaum war der Todesstreich geführt, so erwachte er wie aus einem tiefen Schlaf. — Emma! Emma! er hielt sie fest in seinen Armen; stirb nicht! ich war rasend! lebe, lebe, und sei glücklich! vergieb mir und lebe! laß mich für dich sterben! du darfst, du sollst nicht sterben. — Er kniete nieder und hatte sie fest in seine Arme gepreßt, als wenn er sie dem Tod abtrotzen wollte; er fühlte nicht, wie sein Blut aus zehn tödtlichen Wunden rieselte, die ihm indeß Löwenaus Dolch gestoßen hatte.

Endlich fühlte er seine Kraft ermatten, er ließ sie sanft auf den Rasen fallen. — Du stirbst, Emma? — Du stirbst? — Er sank neben ihr zur Erde.

Konrad und Friedrich kamen Arm in Arm durch den Buchengang die junge Braut zu suchen. — Wo ist meine Tochter? fragte Friedrich seinen Eidam.

Er wieß stumm mit dem blutigen Dolch auf sie hin.

Wo? fragte Friedrich.

Löwenau deutete noch einmal mit dem Dolch auf den Boden und Friedrich erkannte sie und Adalbert. Stumm schloß er Konrad in seine Arme und drückte ihn fest an sein Herz: nun haben wir beide nichts mehr zu hoffen!

Konrad. Das stille Grab, — und Jenseits!

Ein Minnesänger sang die traurige Geschichte und schloß mit diesen Versen:

Jenseit des Grabes wurden sie gekrönt,
Dort wurden ihre Herzen ausgesöhnt.
Oft schweben sie in feierlichen Stunden
Hin durch den wildverwachsnen Tannenhain,
Sie küssen wechselsweis im Mondenschein
Sich liebevoll die Todeswunden.
Manch Kind sieht sie auf Mondesstrahlen schweben,
Und fühlt ein leises schauerliches Beben:
O Mutter! ruft es aus, im blassen Schein,
Durchfahren Geister itzt den Hain. —
Die Mutter spricht: sei ruhig Kind,
In Silberpappeln wühlt der Abendwind.

Volu

9

Ludwig Tieck's

Schriften.

Neunter Band.

Arabesken:

Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger.
Die sieben Weiber des Blaubart.
Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli.
Das jüngste Gericht.

Berlin,
bei G. Reimer,
1828.

Dem

Professor Steffens

in Breslau.

Von vielen und mannichfachen edlen Geistern ward, in vertrauter Bekanntschaft mit diesen, meine Jugend verschönert. So tratest Du mir, Geliebter, schon vor mehr als dreißig Jahren als eine der erfreulichsten Erscheinungen entgegen, und wurdest mein Freund. Deine Liebe zu Novalis, Dein Sinn für alles Wunderbare und Poetische, verband uns noch inniger. Du kamst meinem Sinn entgegen und ich ging in Deine Studien und wissenschaftliche Bestrebungen ein, so weit ich folgen konnte. Freunde sind darum noch nicht getrennt, wenn sie von diesen und jenen, auch wichtigen Punkten, eine verschiedene Ueberzeugung haben. Ich kann Dich nicht zu denen zählen, die, wenn sie noch so

gründlich, oder auch auf ihre Weise fromm sind, Wissenschaft und Kunst, Poesie und Schönheit, Heiterkeit und Scherz, den Zauber und Reiz der Sinnenwelt, so wie den freien Gedanken für unerlaubt oder gefährlich halten. Deine heitere Natur, Dein freier Sinn, so wie Deine umfassende und reiche Phantasie können jene enge Dunkelheit unmöglich erdulden, die für manche Gemüther wohl heilsam, für wenige vielleicht nothwendig seyn mag. Was Du meiner Liebe warst und bist, werde ich niemals vergessen können.

L. Tieck.

Denkwürdige Geschichtschronik

der

Schildbürger,

in zwanzig lesenswürdigen Kapiteln.

1796.

Caput I.

Einleitung des Verfassers. — Geographische Nachrichten. — Beschreibung der Einwohner.

Es ist sonder Zweifel für den Menschen ein sehr interessantes Studium, zu sehn und zu erfahren, was sich vor seiner Zeit in der Welt zugetragen hat, um nach den verschiedenen Vorfällen in der alten Welt die Begebenheiten seines Zeitalters beurtheilen zu lernen. Die Wissenschaft der Geschichte ist eben darum von je sehr hochgeachtet worden, so daß man von ihr sogar behauptet hat, sie könne den Staatsmann, so wie den Kriegshelden erziehn; aber auch für den, der in keiner von diesen Laufbahnen groß zu werden denkt, sondern nur zum Nutzen seines Geistes die Begebenheiten aus einer ruhigen und sichern Ferne beschauen will, ist es angenehm, in denen Sachen, die in der Welt vorgefallen sind, nicht unwissend zu bleiben.

Darum sind von je an billig die Männer geachtet worden, die ihre Zeit und Arbeit darauf verwandten, Begebenheiten zu sammeln, um sie dem Verstande des Lesers in einer zierlichen und klugen Ordnung vorzuführen. Auch können wir in unserm Zeitalter nicht klagen, daß es uns ganz und gar an Geschichtsbüchern mangle, wenn der Mensch deren gleich nie genug erhalten kann, und noch manche Lücken auszufüllen wären. Dem Leser ist es vergönnt, alle Nationen genau

kennen zu lernen, um von allen Ländern und Städten die Beschreibungen in den Händen zu haben; daneben gebricht es ihm auch nicht an dem nöthigen Räsonnement, sondern wir haben unzählige weitläufige Werke, in denen fast nur geurtheilt wird, und wo die Geschichte selbst nur dem Scharfsinne des Scribenten dient. Es darf sich überdies der Leser nicht über Einseitigkeit der Anschauungen beklagen, denn er kann es häufig inne werden, wie man ohne sonderliche Verdrehung die größten Menschen zu kleinen, so wie die kleinsten zu den größten macht; ein Handgriff, der jetzt in der Geschichte fast nothwendig geworden ist, um den alten, längst bekannten Thaten und Männern wieder den Reiz der Neuheit zu geben, damit wir uns zugleich ergötzen können, indem wir uns um dergleichen alte Historien bekümmern.

Die Vergangenheit ist mit Recht ein Spiegel der Zukunft zu nennen, und deswegen ist schon zum bessern Verständniß der Zeitgeschichte die Kenntniß der alten Welt nützlich. Ich darf mir daher vielleicht einigen Dank von einem großgünstigen Leser versprechen, wenn ich ihm nachfolgende alte, längstvergangene Vorfälle erzähle, indem er dadurch vor der Einseitigkeit bewahrt wird, mit der er sonst gar zu leicht die moderne Weltgeschichte lesen könnte, die in Hamburg, Berlin, Leipzig, Erlangen, Bayreuth u. s. w. wöchentlich in zweien oder dreien kleinen Heften erscheint; ich habe darum auch keine Mühe bei'm Sammeln dieser Nachrichten gescheut.

Ich darf überhaupt in dieser Chronikgeschichte wohl am meisten auf den Beifall des Lesers rechnen, weil es doch viel ehrwürdiger ist, ein Historiograph,

als ein Mährchenerzähler zu seyn; ich hoffe daher hier auch diejenigen mit mir zu versöhnen, die wegen der andern Erfindungen vielleicht übel mit mir zufrieden sind. Der Leser hat es auch nur dem Zufall zu danken, daß diese Geschichtsdarstellung in diese Mährchen geräth, für die ich sie anfänglich gar nicht bestimmt hatte, und man erlaube mir, hierüber nur noch ein paar Worte zu sagen.

Wenn man sich einem Beschützer und Gönner empfehlen will, indem man wünscht, bürgerliche Pflichten zu erfüllen, oder ein gutes Auskommen zu erhalten, und man bei einer solchen feierlichen Gelegenheit seinen Verstand zu zeigen wünscht, so wäre es höchst lächerlich, irgend etwas Poetisches hervor zu bringen und es als ein Beglaubigungsschreiben einzureichen. Darum wird auch kein vernünftiger, im kultivirten Staate erzogener Mensch darauf verfallen, den Aufschneider umzuarbeiten, oder den Finkenritter zu elaboriren, wenn er sich zu einer geistlichen oder Civilstelle melden will, denn es sind Mährchen und Possen, und kein Gönner glaubt an den Eulenspiegel und Aufschneider, selbst dann nicht, wenn er sogar einer von beiden in eigener Person seyn sollte. Die Dankbarkeit des Staats, die Liebe unsrer Mitbürger, das Eingreifen und Mitwirken, das Helfen bei'm Fortschieben des Jahrhunderts, die zunehmende Aufklärung und Humanität, alle diese Sachen, die doch gewiß keine Mährchen sind (weil sonst ja der dankbare Staat keine Gehalte dafür bezahlen würde), wird man nie durch Mährchen erlangen; sondern eben deswegen hat es ja Griechen und Römer gegeben, und deswegen haben so manche Männer unter ihnen etwas ge-

than und gelitten, daß man in unsern Zeiten Programme und Disputationen darüber schreiben kann, um Ruhm und Aemter zu erlangen. So wenig es sagen will, ein Gedicht hervorzubringen, so viel hat es zu bedeuten, wenn man eine Abhandlung über ein Gedicht zu verfertigen im Stande ist, und dazu haben wir auch die alten Classiker.

So war ich neulich des unthätigen Lebens überdrüssig geworden, und beschloß also, am Baue des Staates mit Hand anzulegen. Ich hatte einen alten Verwandten von Einfluß, der mich aber schon längst vergessen hatte; darum wollte ich ihm das Gedächtniß auffrischen und ein kleines Buch schreiben, das den Beweis enthalten sollte, wie Nero nichts weniger als ein grausamer Kaiser gewesen sey, sondern im Gegentheil ein sehr gütiger Mann, ein Charakter, der in der Ausbildung zu groß und daher für diese kleine Welt unpassend geworden; unser Zeitalter liebt solche Bücher, und ich hätte mich dadurch vielleicht sehr empfohlen. Nachher wollt' ich von des Caligula Pferde schreiben und davon Gelegenheit nehmen, unser Zeitalter und unsre Bürgermeister zu loben; aber ein guter Freund warnte mich noch zur rechten Zeit und versicherte mich, daß man keinen Spaß verstehe. Ich schwur ihm, es sey mein bittrer Ernst, aber da er am Ende Recht behielt und ich nicht gern für boshaft ausgegeben seyn wollte, so ließ ich auch diese interessante Abhandlung liegen. Doch da ich wußte, daß mein Oheim, als ein rechtschaffener Geschäftsmann, alles Unernsthafte und Poetische verachtete, so mußte ich doch an irgend etwas Gründliches die Hand legen; und so verfiel ich denn auf die Geschichte der Schildbür-

ger, die ich nach allen meinen Kräften auszuarbeiten versucht habe. — Aber kaum war ich mit dem Werke fertig, als mein Oheim starb und ich auch nach bürgerlichen Geschäften zu streben aufhörte; damit aber meine Untersuchungen nicht ganz unnütz seyn sollten, habe ich, um der Welt zu nutzen, einen kleinen Verstoß gegen die Schicklichkeit begangen und diese wahre Geschichte in diese Erfindungen hineingetrieben.

So viel zur Einleitung!

Es fällt mir ganz unmöglich, dem wißbegierigen Leser nur einigermaßen befriedigende Nachrichten über die Geographie dieses Landes, Volksmenge, Anzahl der Feuerstellen u. s. w. zu geben, ob es gleich meine erste Pflicht wäre, denn ich habe davon gar keine Notizen, trotz aller wiederholten Nachforschungen, angetroffen. Der Leser kann sich überhaupt schwerlich vorstellen, welche Schwierigkeiten ich habe überwinden müssen, um ihm gegenwärtige Geschichtserzählung zu liefern, denn die Quellen dazu sind fast alle versiegt und vertrocknet. Ich ließ in den angesehensten Bibliotheken nachsuchen, ich gab vielen Buchhändlern Aufträge, um mir von der Messe dahin einschlagende Bücher mitzubringen, aber Alles vergebens; in den Buchläden selbst war keine Spur eines zu meinem Endzwecke brauchbaren Werkes anzutreffen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern besuchte aus reinem Enthusiasmus die Leipziger Messe in eigner Person. Einige unverständige Buchführer wollten mir Schmids Geschichte der Deutschen oder dergleichen aufheften, aber ich merkte bald, daß das nicht einmal Hülfsmittel, viel weniger gute Quellen zu nennen wären. Als ich schon

lle Hoffnung aufgegeben hatte, fand ich auf der Straße
ndlich noch einen kleinen, unansehnlichen Buchhändler
itzen, der aber bei aller seiner wenigen Figur die sel-
ensten Werke feil hatte, die man vergebens in den
größern Handlungen suchen wird. Das Exemplar,
as ich hier von der Geschichte der Schildbürger an-
raf, ist daher billig für ein Manuscript zu achten, und
us diesem habe ich auch in der That das Meiste ge-
chöpft. Der kleine Kaufmann erzählte mir unter
Thränen, wie sehr er sich wundere, daß ich dergleichen
Bücher kaufte, da ich doch wahrscheinlich zu den auf-
eklärten Männern gehörte, die jetzt dergleichen Bücher
o sehr verachteten und ihnen einen so schlimmen Ein-
luß auf die Sitten des gemeinen Mannes zuschrieben,
aß er bisweilen wohl gar auf den Gedanken gekom-
nen sey, sich für ein verderbliches Mitglied des Staats
u halten. Man suche ja zum Besten der Aufklärung
und der Menschheit den Till Eulenspiegel, die Hey-
monskinder, den gehörnten Siegfried und dergleichen
Bücher durch andere neuere, ungemein abgeschmackte,
zu verdrängen; es stehe, fuhr er fort, zu befürchten,
aß man ihn nächstens als einen Sittenverderber über
ie Grenze bringen würde, so wie er prophezeite, daß
nan diese Volksgeschichten mit der Zeit den Bauern
o gut mit Gewalt wegnehmen würde, wie das Schieß-
gewehr.

Ich wußte auch um diese Projekte, und hatte
chon oft gelesen, wie jeder unbeholfene Schriftsteller
in neugedruckten Büchern jene altgedruckten verachtet
hatte, ich suchte daher den Mann, mit dem ich ein
nniges Mitleiden hatte, einigermaßen zu trösten. Ich
agte ihm, nach meiner Ueberzeugung, daß er doch nur

glauben solle, es sey der pure Neid, der die neuen Schriftsteller dahin bringe, daß sie diese guten alten Deutschen zu verdrängen trachteten, denn sie fühlten, daß jene besser geschrieben hätten, als sie im Stande wären; daß überhaupt diese Vorschläge, dem Volke bessere Lesebücher unterzuschieben, eben ein Projekt seyen, recht im Sinne der Schildbürger gedacht; daß die Menschen das Volk am liebsten erziehn möchten, die das Volk nicht kennen und selbst der Erziehung bedürfen, so wie diejenigen gern Lesebücher für alle Stände anfertigen, die für keinen Stand lesbar schreiben. Er sollte, fuhr ich immer fort, der Noth- und Hülfsbücher, der Boten aus Thüringen und dergleichen Bücher wegen nur unbesorgt seyn, eben so wegen der neuen moralischen Volkserzählungen, die so unbeschreiblich albern sind, weil sich die Verfasser das Volk so gar dumm vorstellen und daher nicht wissen, wie sie sich genug herablassen wollen; denn in jenen alten sogenannten Scharteken stecke eine Kraft der Poesie, eine Darstellung, die im Ganzen so wahr sey, daß sie bei'm Volk, so wie bei jedem poetischen Menschen, noch lange in Ansehn bleiben würden. Seyd nur zufrieden, sagte ich weiter, denn, mein lieber Mann, wenn jene Herren aufrichtig seyn wollen, so denken sie vom Homer nicht besser, wie von den schlichten Heymonskindern; so ein Curius incomptis capillis kommt ihnen mit seiner natürlichen Natur, mit seiner Wahrheit der Gefühle viel zu unhöflich vor, sie möchten sich Alles auf Popische Weise in langweilige Stanzen auflösen und übersetzen lassen, damit sie aus diesen Büchern heraus nicht mit einer zu harten altfränkischen Stimme angeredet würden, damit man ihnen den Honig noch ver-

zuckerte, und statt der rohen Lächerlichkeiten lieber nichtswürdige, charakterlose Albernheiten zu genießen vorsetzte. Sie möchten gar zu gern, daß der simple, treuherzige Bauersmann eben so bei langweiligen, kraftlosen Büchern gähnte, wie sie, damit sie sich an seiner Bildung erfreuen könnten. Ich weiß es auch, daß die alten guten Jägerlieder, so wie die naiven verliebten Arien und Gesänge, die oft so kindlich reden und es so ehrlich meinen, abgedankt werden sollen, und daß der Märkische Herr Schmidt und noch ein anderer großer Dichter, Lieder bei'm Melken und Waschen will singen lassen, um die Kühe und das Gesinde poetischer Weise zu ermuntern; indessen, wie gesagt, seyd unbesorgt, ich hoffe, das Bessere wird oben bleiben. — Ich ging endlich so weit, daß ich dem Manne entdeckte, wie ich die Absicht hätte, diese alten Volksbücher zum Theil umzuschreiben und sie spitzbübischer Weise sogar in die öffentlichen Lesebibliotheken zu bringen, damit selbst aufgeklärte und wahrlich nicht schlecht fühlende Demoiselles sie mit lesen und sie eine der andern empfehlen möchte, ohne zu merken, daß es so alte verlegene Waare sey. Der Mann war sehr erfreut darüber und wir schieden als gute Freunde.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung; sie kann dazu dienen, ihm zum Theil deutlich zu machen, was ich von jenen Volksbüchern denke, und warum ich sie von Neuem abschreibe.

Von der Geographie des Landes also weiß ich nichts beizubringen. Einige haben die Scene nach Utopien legen wollen; indessen halte ich dies nur für einen gelehrten Kunstgriff, um sich aus der Verlegen-

heit zu ziehn, weil Utopien eine Gegend ist, die es verträgt, daß man ihr Alles aufbürde.

Aus dem Mangel der geographischen Nachrichten so wie der historischen Quellen, so wie aus der Geschichte der Schildbürger selbst, die fast etwas Possierliches an sich hat, haben Einige schließen wollen, daß diese Schildbürger niemalen existirt hätten, sondern nur eine Erfindung der Imagination seyen. Ich will nicht weitläuftig untersuchen, welche gefährliche Folgen dergleichen Hypothesen für die ganze Geschichte haben können und daß diese Sucht, Alles allegorisch zu erklären, am Ende nothwendig Geschichte und Poesie zerstören müsse. Ein guter Freund von mir ist dieser Erklärungsmethode gänzlich ergeben, und liest deswegen Banier's Mythologie, so wie die neueren noch tiefern Abhandlungen und etymologisch-, mystisch-allegorischen Werke fleißig; dieser leugnet mir gradezu, daß die Schildbürger jemals existirt hätten. Er hat sich die Mühe gegeben, die Odyssee und Ilias prosaisch aufzulösen, um zu beweisen, daß diese beiden Gedichte nichts sind, als eine wunderliche Einkleidung von allerhand Sittensprüchen und Gemeinplätzen. Er hält daher die Mühe der Botaniker für etwas sehr Ueberflüssiges, wenn sie sich quälen, den Homerischen Lotos ausfindig zu machen, denn er findet in der Geschichte der Lotophagen und der Gefährten des Odysseus, die sich in der Lotosspeise überessen, wieder nur eine scharfsinnige Allegorie. Ulysses war nämlich mit seinen Kameraden lange nach Art der Vagabunden umhergeirrt, die keine Gelegenheit fanden, sich zu fixiren, bis sie endlich in ein Land geriethen, das ordentlich mit Collegien, Accise, Lotterie und dergleichen eingerichtet war;

erhielten Alle Bedienungen, und schmeckten nun die
üßigkeit eines bestimmten bürgerlichen Einkommens;
waren in die politischen verschiedenen Fächer ver-
zt, übten Pflichten aus und hatten überdies noch die
offnung, zu avanciren. Als Ulysses sie nun wieder
rufen wollte, um das unstäte Leben von vorn anzu-
ngen, hatte, wie begreiflich, Keiner Lust, ihm zu fol-
en; und diese schöne Wahrheit hüllte nun Homer in
as Gewand der Fabel, und erfand so seine Lotopha-
en, die also nichts Anderes significiren, als einen gut
ngerichteten Staat. Ich will dem Leser in der Be-
rtheilung dieser Erklärung nicht vorgreifen; nur werfe
die Frage auf: Wohin führt das endlich? Wenn
emand nach mehreren hundert Jahren unsere ordent-
che deutsche Geschichte läse und ihm die religiöse und
atistische Einrichtung bekannt würde, wenn er die ver-
hiedenen Collegia und ihre Gewalt kennen lernte, un-
re Methode zu arbeiten, die mannigfaltigen Spal-
ngen, das verschiedene wechselnde Interesse, die Wir-
ngen des Aberglaubens und der Aufklärung, die Akten,
e Registraturen, die Controllen, die tausend und aber
usend Bogen, die Keiner liest, die Tabellen, die Steuern,
e Finanzprojekte, würde er, sag' ich, nicht vielleicht
die Versuchung kommen, unser ganzes Zeitalter, und
lles in ihm, nur für eine witzige, scharfsinnige Alle-
rie zu erklären? So absonderlich dürfte ihm Alles
nken; so daß ich und alle meine wirkenden und
wiß nicht zu verachtenden Mitbürger nur allego-
sche Personen wären, das heißt, abstrakte Verstan-
sbegriffe. Und doch versichern wir gegenwärtig (und
thue es hier um so lieber, damit auf keinen Fall
der Zukunft ein Irrthum entstehe), und unser gan-

zes Zeitalter stimmt mir darin bei, daß wir Alle wirklich existiren und also an Scharfsinn- und Witz bei uns gar nicht gedacht werden darf, daß wir uns auch daran begnügen wollen, lebende Personen zu seyn und uns das gute Zutrauen verbitten, für Verstandesbegriffe zu gelten.

Ich habe dies Exempel nur darum anführen wollen, um dem geneigten Leser recht klar zu machen, wohin die verderbliche Allegoriensucht führen könne.

Es scheint mir daher auch außer allem Zweifel zu seyn, daß die Schildbürger wirklich existirt haben, und in dieser Ueberzeugung will ich nun endlich zu ihrer eigentlichen Geschichte übergehn.

Höchst wahrscheinlich war es eine Colonie vertriebener griechischer Staatsmänner und Philosophen, die sich zuerst im Lande Schilda niederließen. Es entstand in diesem Lande wenigstens nach und nach eine Generation von Menschen, die einen ganz verwundernswürdigen Verstand in sich hatten. Sie unterschieden sich durch ihre Weisheit von allen übrigen Menschen, und wußten beständig, was recht und gut sey und was man schlimm und unrecht zu nennen habe; sie waren nicht nur im theoretischen Theile der Klugheit wohl erfahren, sondern auch im praktischen, so daß Alles, was sie thaten und riethen, einen glücklichen Ausgang gewann.

Dergleichen Vortrefflichkeit konnte nicht lange verborgen bleiben, und die ganze Welt sprach bald von der großen Weisheit und dem fast übermenschlichen Verstande der Schildbürger. Einige der benachbarten Könige und Fürsten zogen die berühmtesten an ihren Hof und machten sie zu Ministern, ja, was noch mehr

r, sie folgten ihrem Rathe und befanden sich wohl
bei; andere ahmten diesem Beispiele nach, und so
r bald ganz Schilda von Einwohnern entblößt, die
eignes Land unregiert lassen mußten, um dafür alle
rigen vortrefflich zu regieren.

Es war also nun dahin gekommen, daß ein jeder
rst einen Schildbürger als einen weisen Mann an
nem Hofe hielt, und daß der Verstand aller übrigen
nder in Mißkredit kam. Es schien, als hätte die
atur alle ihre Kräfte aufgewandt, um in dem klei-
n Lande Schilda die allervortrefflichsten Rathschläger
fsprossen zu lassen, und daß es deshalb bald Mode
haut goût werden mußte, einen rathschlagenden
ann nirgends anders her zu verschreiben, so daß
ch einige Fürsten, die keinen mehr überkommen konn-
, sich innerlich schämten und wenigstens ein Paar
hildknaben an ihrem Hofe erziehen ließen, um mit
stem Verstand und guten Rath als eine sichere
ndte davon zu bringen. Auch gab es hier und da
rrogate und nachgemachte Schildbürger, und der
th war dann freilich so, daß er einer feinen verwöhn-
Zunge nicht schmecken wollte.

Man darf sich übrigens über dieses anscheinende
nderwerk nicht verwundern, denn die Natur scheint
rall ihre Oekonomie so eingerichtet zu haben. An
end einem bestimmten Orte ist jeglichesmal jede
rte von Früchten die beste, so daß alle übrigen nur
arten von dieser Art zu seyn scheinen. Die Krebse
in manchen Gegenden weit vorzüglicher, als in
ern. Die Römer konnten es zu des Horatii Zeiten
Fischen anschmecken, wo sie waren gefangen wor-
. In den neueren Zeiten hat man beobachten kön-

en, wie die Treue so in dem engen Bezirke der Schweiz
usammengedrängt gewachsen war, daß kein anderes
Volk ein Talent dazu hatte, eine Leibwache der Für-
ten zu formiren, bis sich in den neuesten Zeiten diese
Fähigkeit der Schweizer wieder verloren zu haben
cheint, so wie auch die Früchte manchmal plötzlich
wieder aus der Art schlagen. So haben die Pariser
Pasteten, so wie die englischen Guineen, immer alles
ute Vorurtheil für sich; so wie ich auch nicht begrei-
en kann, warum ein Fürst seine Unterthanen nicht als
Soldaten solle vermiethen oder verkaufen können, wenn
r einmal eine ganz besondere Anlage in ihnen dazu
erspürt. Sollen denn Talente vergehen und verwe-
en? Ja, so wie ich es eben nicht unbillig finde, daß
er berühmte Redner Demosthenes zweien gegeneinan-
er streitenden Partheien die Reden machte, mit denen
e sich vortrefflich bekriegten, so halte ich es für bloße
Einseitigkeit, daß man nicht öfter beiden Partheien zu
em doch nothwendigen Kriege die Soldaten aus Ei-
em Lande übermacht hatte. Der Tadel dürfte auch
bel angebracht seyn, da in frühern Jahrhunderten schon
ie edle Unpartheilichkeit der Schweizer auch hierin
nit schönem Beispiele vorangegangen ist.

Auf diese Art waren also die Schildbürger im
Rathschlagen unvergleichlich; denn da sie vielen Fürsten
enten, geschah es eben so, daß einer oft Rath
egen den Rath seines Mitbürgers geben mußte, und
e sich also mannigfaltig mit dem einen Verstand be-
iegten, der auf demselben Boden gewachsen war.

Caput II.

Weiberversammlung zu Schilda. — Ihr Brief.

Es war jetzt geschehen, daß alle Männer aus Schilda mehrere Jahre hintereinander waren entfernt gewesen, und ihre Frauen indessen das Regiment zu Hause hatten führen müssen. Sey es nun, daß sie dieser Einsamkeit überdrüssig geworden sind, oder daß vielleicht ein durchreisender Fremder sie auf andere Gedanken gebracht hat, oder daß es gar der Wille des Schicksals war, welches beschlossen hatte, daß die Geschichte der Schildbürger von diesem Zeitpunkte die denkwürdigsten Vorfälle enthalten sollte; genug, die Weiber kamen an einem Morgen zusammen und beschlossen nach einer langen Berathschlagung, daß ihre Männer nothwendig zurückkehren müßten, und in dieser Absicht verfaßten sie folgendes Sendschreiben:

Vielgeliebten Männer!

Es ist uns lieb gewesen, zu vernehmen, daß Ihr Euch noch wohl befindet, und wir haben lange vergebens auf Eure Zurückkunft gehofft. Ihr dürft es uns nicht übel deuten, wenn wir auf Eure übergroße Weisheit gar nicht gut zu sprechen sind, da diese eben Schuld daran ist, daß wir Euren erwünschten Umgang entbehren müssen. Ihr habt, mit Erlaubniß zu sagen, Verstand für fremde Leute, aber keinen für's Haus, Ihr versteht nur zu säen, aber nicht zu erndten, und eben deswegen wird Euer Winter sehr karg ausfallen. Da Ihr die ganze weite Welt mit gutem Rath aus-

füllt, so möchten wir armen bedrängten Weiber uns auch wohl ein Stückchen ausbitten, was wir denn anfangen sollen, wenn, wie es zu vermuthen steht, Eure Abwesenheit noch länger währen sollte. Es ist sehr schmeichelhaft für uns, daß Ihr in uns're Treue ein so festes Vertrauen setzt, und doch sind wir nicht ganz außer Zweifel, ob wir Euch so unbedingt trauen dürfen, wenigstens hat es einen sehr zweideutigen Anschein, daß Ihr ganz keine Sehnsucht nach uns und nach Euren väterlichen Herden empfindet. Wollt Ihr denn bloß vielleicht dem Sprichwort zu gefallen: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande," niemals wieder zurückkehren? Denkt nur daran, daß es auch heißt: der Pfennig ist da am meisten werth, wo er geschlagen ist; und daß Ihr hier in Schilda geschlagen seyd, darüber werdet Ihr doch hoffentlich keinen Zweifel haben.

Ihr seyd durch Eure verdammte Weisheit über alle Eifersucht erhaben, sonst wollten wir Euch bald durch einige guterfundene Lügen hierherbannen können; wenn Ihr aber nicht aus Mißtrauen zurückkehren wollt, so kommt wenigstens zurück, um Euch unsrer musterhaften Treue zu erfreuen; laßt die Welt einmal ohne sonderliche Weisheit ihren Gang gehn und nehmt Euch des Hauswesens wiederum an. Schlagt Ihr aber unsern guten Rath in den Wind, so haben wir auch auf diesen Fall einen Entschluß gefaßt. Wir haben uns dann nämlich nach Männern umgesehn, die uns mehr lieben, wenn sie auch größere Dummköpfe sind; wir leben dann um so glücklicher mit ihnen, und haben des Bischen Verstandes wegen nicht so viel Sorge und Kummer. Wir wünschen insge-

sammt, daß diese verzweifelte Gegenwehr nicht nöthig sey und daß wir uns Alle unterschreiben dürfen

Eure Weiber.

N. N. n. n. etc.

Dieses Sendschreiben ward ohne Verzug durch einen Expressen an die Männer abgeschickt.

Caput III.

Berathschlagungen. — Philemon trägt seine Gedanken vor, die Beifall finden.

Die Männer, als sie diesen Brief empfingen, wunderten sich anfangs, dann aber gingen sie in sich und sahen ein, daß ihre Frauen das größte Recht von der Welt hätten. Sie beschlossen also, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und nahmen deshalb von den Fürsten und Königen Urlaub, die sie ungern entließen und nur auf das Versprechen, daß sie zurückkehren wollten, sobald man ihres Raths bedürfe.

Ein Jeder fürchtete sich vor seiner Hausfrauen, besonders vor dem ersten Empfange; aber als sie angekommen waren, vergaßen Alle über die Freude des Grolls, und man sah allenthalben Trinkgelage, man hörte Gesang und freundschaftliche Gespräche und Jedermann war zufrieden.

Als sich aber die Männer nach dem Zustande ihres Landes umsahen, fanden sie Alles in der größten Verwirrung. Das Gesinde war ungehorsam, die Aecker lagen unbebaut, die Werkzeuge waren in Stücken gegangen oder verrostet, das Vieh war abgestorben, Nes-

seln und Unkraut wucherten auf den Wiesen und in den Saatfeldern, die Kinder hielten sich für die Vornehmsten und sprachen in Alles mit, kurz, es läßt sich nicht beschreiben, welche Verwirrung, Verwickelung und Unordnung im ganzen Staate herrschte. Die Männer nahmen daraus so viel ab, daß ihre Gegenwart ganz unumgänglich nöthig sey; das machte ihnen schlaflose Nächte, denn sie sahen nicht ein, wie sie von den Fürsten und großen Herren abkommen wollten, die sie so lieb gewonnen hatten.

Sie hielten endlich eine allgemeine Versammlung, worin die Noth des Vaterlandes in einer recht kräftigen Rede Allen an's Herz gelegt wurde, und die der Redner endlich damit beschloß, daß man ein Mittel ersinnen müsse, irgend einen Anschlag, um von den Fürsten loszukommen, um im Stande zu seyn, die eigenen Angelegenheiten wieder einzurichten.

Die weisen Männer dachten nach, und endlich erhob sich einer, Gerard genannt, und sagte: Meine lieben Freunde und Mitbürger, es ist unsers Verstandes wegen, daß wir uns von unserm Vaterlande haben entfernen müssen, weil die Weisheit uns'rer Rathschläge uns weit und breit zu bekannt gemacht hat, so ist es meine unmaßgebliche Meinung, daß wir uns nicht gleich so plötzlich von den Fürsten und Herren losmachen, denn sie möchten über uns ergrimmt werden, gegen uns ausziehen, uns gefangen nehmen und den guten Rath mit Gewalt von uns fordern, den wir ihnen im Guten versagen; denn es ist immer ein gefährliches Unternehmen, sich den Großen zu widersetzen, ihr Verlangen mag nun billig oder unbillig seyn. Deshalb schlag' ich vor, daß wir noch auf ei-

nige Zeit zu den Fürsten zurückkehren, ihnen aber so schlechte Rathschläge ertheilen, daß sie uns bald freiwillig als untauglich entlassen.

Als er ausgeredet hatte, setzte er sich wieder nieder, und Barthel, ein sehr erfahrner Mann, stand auf und antwortete: Mein lieber Schwager, Dein Rath ist aus einer sehr guten Meinung hervorgegangen, nur glaub' ich, daß wir auf diesem Wege das Ziel gänzlich verfehlen möchten. Es ist mit dem Verstande und den Zufällen in dieser Welt eine so wunderliche Einrichtung, daß beide selten zusammentreffen. Ein verständiger Rath ist meistentheils nichts weiter, als ein gutgemeinter Wunsch, der bedächtlich ausgesäet wird, und über den die Folgezeit mit ehernen Füßen hinstampft und dadurch Schuld ist, daß er gar nicht aufgehn kann. Es ist daher nicht genug, daß man säet, sondern es muß auch eine Windstille folgen. Kein naschender Vogel darf die Saamenkörner wegfressen, dann muß ein milder Regen folgen, die Nachtfröste müssen ausbleiben, und unter diesen günstigen Umständen geht die Pflanze auf und wird nachher doch noch vielleicht vom Hagelschlag, oder durch Raupen und andres Ungeziefer verdorben. Eben also ist es mit der Weisheit, die ausgesprochen auf keinen dürren Boden fallen muß, wenn sie Wurzel fassen soll; ein guter Rath muß gerade so vernünftig gebraucht werden, wie vernünftig man ihn gegeben hat, denn sonst ist er oft wie ein übel zusammengelegtes Messer, das den verwundet, der es bei sich trägt. Auch müssen sich die Zufälle so schicken, alle Kleinigkeiten, auf die man vorher gar nicht rechnen kann, daß die Umstände und die Zeit den guten Rath vertragen. Denn so wie

es thöricht wäre, die Schafe in jeder Jahreszeit zu scheeren, wenn sie auch Wolle haben, eben so unbesonnen wäre es oft, den an sich guten Rath in der und jener Stunde zu befolgen, wo sich die Gegenwart, wie ein aufgebrachter Truthahn, mit allen Federn dagegen sträubt. Und habt Ihr es, meine Freunde, nicht selber aus der Erfahrung gelernt, daß guter Rath oft wie ein blinder Gärtner ist, der bei aller seiner Erfahrung die Obstbäume verdirbt und die Blumenwurzeln mit seinem Spaden zersticht? Befanden wir uns oft nicht in großer Noth, wenn wir guten Rath frisch und gesund vorangeschickt hatten, und er unterwegs krank ward und, von den Umständen aufgehalten, liegen bleiben mußte? Nun wurde nachgeräthelt und abgenommen und hinzugethan, verschoben und versetzt, gelenkt und gerenkt, daß wir manchmal unsere ersten eigenen Gedanken nicht wieder kannten. Statt daß oft der Unbesonnene einen Rath vom Bogen schießt, ohne hinzusehn, und doch das Weiße der Scheibe trifft. Hieraus, meine lieben Mitbürger, wollte ich nur die Anwendung auf uns machen, daß uns schlecht geholfen wäre, wenn wir uns damit abgäben, thörichten Rath zu ertheilen; denn wider alles Verhoffen könnte so in dieser thörichten und ungereimten Welt gerade der beste Rath entstehn und wir würden noch mehr hochgeschätzt und gesucht, und es gelänge uns denn das, was tausend andern Narren gelingt, die auf ihre Einfalt sich durch die Welt betteln, und eben dadurch reicher werden, als die verständigen Leute, die ihnen Almosen geben.

Diese Meinung des alten Barthel schien den Schildbürgern noch mehr Weisheit zu enthalten; sie

fielen ihm daher Alle bei und sahen sich dann einander an, da sie noch keine Arznei für ihre Krankheit gefunden hatten. Endlich erhob sich Philemon, den man fast für den hellsten Kopf erklärte, und redete. Er war noch jung, aber seine Gebehrden und sein Anstand, so wie seine deutliche, zierliche Aussprache, brachten ihm selbst bei den Aeltesten Ehrfurcht zuwege. Sein einziger Fehler als Redner war, daß er sich etwas zu lange vorher räusperte, den Kragen zurechtschob u. s. w., so daß er darin gleichsam den Fechtern nachahmte, die sich vorher mit Oel salben und alle Gelenke geschmeidig zu machen trachten. Er redete folgendermaßen:

Verehrungswürdige Freunde und Mitbürger!

Ich ersuche Euch demüthig, mir geduldig zuzuhören und Euch durch meine Vorschläge nicht erbittern zu lassen, wenn sie sich Eures Beifalls nicht erfreuen dürfen.

Es scheint eine eben so alte als ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß man viel leichter Andern als sich selber rathen könne. Dies beweiset diese ansehnliche Versammlung, die aus den erfahrensten Männern besteht, und die, um die Minerva und ihr ganzes Gefolge zu beschämen, ihrer eigenen Angelegenheiten wegen immer noch in Verlegenheit ist. Würden es jene Fürsten und Könige glauben können, wenn sie es hörten oder läsen, die lehrbegierig zu Euren Füßen saßen und Eure weisen Reden mit Aufmerksamkeit und tiefer Demuth auffingen? Ist denn der Verstand so kurzarmig, daß er sich selber nicht helfen kann, wenn es die Noth gebietet? Wir haben ein Handwerk daraus gemacht, Andre aus dem Wasser zu ziehn, ohne das

Naßwerden zu scheuen, und jetzt wäre fast nöthig, daß wir nach jenen Thoren um Hülfe riefen, da es scheint, als wenn wir die edle Kunst des Schwimmens verlernt hätten.

Man dürfte sogar darauf kommen, an unserer bisherigen Weisheit zu zweifeln, da wir unsern Staat haben verfallen lassen, um andern aufzuhelfen; denn so wenig das ein gutes Auge zu nennen ist, das nur das Nahe bemerkt und das Fernliegende nicht zu sehn im Stande ist, eben so wenig ist das ein gutes Gesicht, das nur das Fernliegende unterscheidet und dem das Nächste gleichsam zu nahe steht, so daß es deswegen darüber hinwegsehn muß. Ich wage es, zu behaupten, daß wir uns beinahe in diesem letztern Falle befunden haben. Wir sind Köche gewesen, die nur für Andre kochen und selbst mit dem Abhube vorlieb nehmen; da wir Tag und Nacht uns mit der Weisheit abgearbeitet haben, ist sie uns gleichsam zu unserm Gebrauch etwas zu Geringes geworden.

Gar vortrefflich hat der verständige Barthel in schönen Figuren deutlich gemacht, wie selten sich die Weisheit eigentlich mit den Begebenheiten dieser Welt vereinigen lasse, denn es ist fast immer, als wenn die schlanke Grazie mit einem unbeholfenen Bauerntölpel spatzieren gehn wolle; sie werden sich nicht mit einander vertragen. Eben darum ist es auch ein undankbares Geschäft, die Umstände mit der Weisheit auszugleichen und dann wieder den Verstand durch die Umstände zu verkümmern, so daß Beide nur so eben wie Mann und Frau mit einander leben können; und eben deswegen habt Ihr, verehrungswürdige Väter, nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn Ihr am Ende eine

heimliche Verachtung gegen die Wissenschaft der Erfahrung und gegen die Klugheit bekamt, so daß Ihr auch lieber in Euren eignen Häusern die Unwissenheit aufwachsen ließet, um nicht in den Ruhestunden auch das lästige Gewerbe fortzusetzen. — Bemerkt, wie fein ich nun den vorigen Tadel zum Lobe herumgedreht habe und wo ich alsbald hinaus will.

Es giebt nämlich gewiß noch einen höhern Verstand, als mit dem wir uns bisher in unserm undankbaren Leben beschäftigt haben; einen Verstand, der zarter und feiner ist, so daß man ihn vielleicht den wohlgerathenen, ausgebildeten jungen Sohn jener altfränkischen, bäurischen Erfahrungsweisheit nennen könnte. Ehe die Flöte erfunden war, war der Dudelsack das lieblichste Instrument, und als man noch keinen Kaffee kannte, war Warmbier ein vornehmes Frühstück. Daß aber alle menschliche Kenntniß wachsen und sich verfeinern müsse, werdet Ihr nicht im Stande seyn zu läugnen, denn es hieße nichts anders, als behaupten, man habe nun die Gestalt der Weisheit von oben bis unten genau gesehn, man sey bis an den kleinen Zehen gekommen und fühle nun ganz deutlich, daß hier die Schuhe anfingen. Das riesengroße Bild der Göttin steht aber mit dem Haupte über die Wolken hinaus, und mit den kolossalen Füßen ist sie tief in die Erde gegründet, so daß vielleicht noch viele Jahrhunderte vergehn, ehe das Menschengeschlecht ihre Form ganz kennen lernt. Es wäre aber ein unedler Vorsatz, wenn wir in der Kniekehle wollten stehn bleiben, in die wir uns jetzt eingegraben haben; wir sind bloß so weise geworden, indem wir immer nach größerer Weisheit strebten. So wie wir uns also für vollendet halten,

und das Trachten nach dem Höherklimmen aufhört, so schüttelt uns die Göttin wie Staub von sich, und wir fliegen dann weit in's Feld der Unwissenheit hinein und liegen im Sande der Thorheit und werden von den Dornen der Dummheit gestochen und gänzlich zerrieben.

Es giebt aber keinen bessern Ständer, keine bessere Grundlage, um das Gebäude des Verstandes aufzuführen, als wenn man stets vor Augen hat, was man eigentlich will. Wenn wir unsern Willen in einer ungewissen Ferne wandeln sehn und nicht darauf wetten mögen, ob er Vogel oder viergefüßt sey, dann ist unser Können nur ein tauber Handlanger, der sich aus den Befehlen des Baumeisters nicht zu vernehmen weiß. Und dies, meine Freunde, war in dem Auslande unser Fall. Wir mußten immer auf's Gerathewohl auf die Jagd gehn, da das Terrain zu groß war, um es genau kennen zu lernen; und so mußten wir freilich oft vorlieb nehmen, einen kleinen Hasen zu erschnappen, wenn wir uns auf einen ansehnlichen Hirsch Rechnung gemacht hatten. In solcher beschränkten Lage muß man sich genau an die Erfahrung halten, und an jene blöde Weisheit, die nicht wagt, weil statt eines großen Gewinnstes auch ein großer Verlust fallen könnte, und die den Zufall immer für verständiger als den Verstand halten muß, weil er sich durchaus nicht vom Verstande berechnen läßt. In solchen Umständen ist es gut, den Pferden des Scharfsinns die Augen von der Seite zuzubinden, damit sie immer nur gerade aussehn und das Lenken vertragen. Diesen Zustand, den wir nur verlassen haben, möcht' ich, wenn mir diese kühne Metapher erlaubt ist, den Milch-

bart unserer Weisheit nennen, den wir dem Auslande, als gleichsam einem Apollo, geopfert haben, um dem männlichen, kräftigern Nachschusse Platz zu machen. Denn hier sind wir nun in unserm kleinen beschränkten Vaterlande, wo es uns vergönnt ist, genau zu wissen, was wir wollen, wo wir Alles also auch um so dreister angreifen dürfen. Hier können wir Alles mit einem Blicke umschaun und unsre bisherigen Erfahrungen als Vordersätze zu weit scharfsinnigern Folgerungen benutzen; hier können wir die fliegende Spekulation mit kriechender praktischer Vernunft vermählen, und so in unserm Eigenthum eine Weisheit treiben, die Alles weit übertrifft, was die Sterblichen bisher auch nur geahndet haben.

Um diesen Vorsatz auszuführen, ist es aber nöthig, daß wir unser Vaterland nicht wieder verlassen, und ich komme also nun zum eigentlichen Zweck meiner Rede.

Der verständige Barthel hat Recht, wenn er Gerards gut gemeinten Vorschlag verwirft; ein besserer muß also dessen Stelle ersetzen. Hier ist er:

Um recht sicher zu seyn, müssen wir keinen der gewöhnlichen Wege gehn, weil man sonst unsre wahre Absicht gar zu leicht entdecken könnte. Wir müssen einen kühnern Plan entwerfen, den uns die Spekulation vielleicht an die Hand giebt.

Es ist bei manchen Gelegenheiten nicht undienlich, die Naturgeschichte nachzuschlagen, und jene unschuldigen, eingeschränkten Politiker, ich meine die sogenannten Thiere, zu beobachten, und einen Wink, den sie uns geben, auf eine klügere Art zu benutzen. So wissen wir, daß der Biber sich selbst der aromatischen

Arznei entäußert, wegen der ihn der Jäger verfolgt, um nur in Sicherheit zu entkommen. Uns hat man wegen unserer köstlichen Weisheit nachgestellt, die man in uns fand, und dieser wunderbaren Essenz wegen, die einmal ohne unser Zuthun in uns wächst, wird man uns auch niemals in Ruhe lassen. Guter Rath ist theuer, sagt das Sprichwort, und eben deswegen wird man noch immer Jagd auf uns machen. Wir sollten also scheinbar dem Biber nachahmen, und uns freiwillig dessen berauben, was uns so kostbar macht; der Verstand ist die Ursache unsers Unglücks, wir müssen daher dem Scheine nach den Verstand auf einige Zeit beiseite legen, und eben dadurch im höchsten Grade verständig seyn.

Da es keine Frage weiter ist, ob wir weise Männer sind, so wird es uns eben um so leichter werden, Narren zu scheinen, und dadurch wird die Welt bethört werden, und die Fürsten und Herren werden von uns ablassen. Einen solchen Plan auszuführen ist nur dem Weisen möglich, denn für den Thoren ist es ein gefährliches Unternehmen, sich mit der Narrheit vertraut zu machen; statt daß er sie regieren sollte, regiert sie ihn, und so muß er nach dem Anlaufe den ganzen Abhang des Berges wider seinen Willen hinunterlaufen.

Dies ist mein Vorschlag. Laßt uns thöricht scheinen, um klug zu bleiben, uns're Widersacher hintergehn, und unsern eigenen Verstand vollkommen machen, indeß wir in unserm kleinen Lande so glücklich sind, und es so glücklich machen, als es nur möglich ist. — Dixi. —

Er setzte sich nieder und ein lauter Beifall erscholl

durch die ganze Versammlung. Alle nahmen sich vor, die Thoren zu spielen, und Jeder überlegte, welche Rolle er wohl am besten durchzuführen im Stande sey. Nur Gerard stand auf, und sagte:

Wie, meine Freunde, sollt' ich denn mein ganzes Leben mit dem Studium der Weisheit verloren, und es nun endlich bis zum Narren gebracht haben? Sind das die Früchte des tiefen Forschens? Wahrlich, ich will doch lieber der ganzen Welt Rath ertheilen, als in meinem Hause für mich selber ein Narr seyn.

Es war aber Einer in der Versammlung, den die übrigen nur immer aus Scherz *Pyrrho* zu nennen pflegten, weil er oft an den unbezweifelsten Sachen zweifelte. Dieser antwortete:

Mein lieber Gerard, Ihr hättet ganz Recht, wenn die Rede davon wäre, daß wir simple Narren ohne weitern Zusatz seyn wollen. Wenn Ihr aber bedenkt, daß wir zum Besten des Vaterlandes es werden wollen, so könnt Ihr mir Euren Beifall nicht versagen. Ist es süße Pflicht, für sein Vaterland zu sterben, so ist es vielleicht eine noch lieblichere Aufgabe, den Kopf in der Thorheit unterzutauchen, und sich vom Grunde dieser wunderlichen Quelle herauf den Kranz eines Patrioten zu holen. Die meisten Menschen sind Narren ihr Lebelang, ohne sich und Anderen zu nutzen; wir haben den schönen Gewinn, daß wir den Staat und unsre Mitbürger damit erfreuen. Welches Opfer könnte zu groß seyn!

Nur erlaube mir diese verehrungswürdige Versammlung einige Zweifel, die ich nicht gänzlich verschweigen darf. — Es entsteht die Frage, ob es durchaus kein ander Mittel der Rettung giebt, als das vor-

geschlagene? Man sagt: Wer Pech angreift, besudelt sich; und so, fürcht' ich, ist es mit der Narrheit beschaffen. Es läßt sich nicht mit ihr spaßen, sie macht keinen Unterschied unter Groß und Gering, Arm und Reich, und ihre höchste Schadenfreude ist es, von einem verständigen Manne den Stempel der Vernunft wegzulöschen. Ja, es fällt mir ein, ob nicht vielleicht, ohne daß wir daran denken, unsere Zeit gekommen ist, daß wir umschlagen und aus gutem Weine ein kamiges Getränk werden. Ich meine, daß wir vielleicht schon Narren sind, und aus keiner andern Ursache einen solchen Vorschlag thun und ihn genehmigen; dann dürfte es uns vielleicht wider Willen ziemlich leicht werden, das aufgegebene Thema durchzuführen. Es ist mit dem Menschen vielleicht wie mit dem Obst, das auch nur auf eine kurze Zeit durch sich gut ist und einen natürlichen Hang zum Verwildern hat, eben so wie sich auch die Kartoffeln mit jedem Jahre verschlechtern, wenn man sie nicht wieder aus neuem Samen zieht. Wenn man etwas Besseres haben will, verliert man oft noch, so wie der Hund in der Fabel, das Gute obenein, und so könnte es uns mit unserer zukünftigen Weisheit gehn. Wir werden am Ende, zum Beispiel für die ganze Welt, aus Ueberklugheit dumm, und dann, — wie soll es dann werden? Bedenkt also, Ihr weisen Männer, bedenkt den Schritt, den Ihr zu thun gesonnen seyd; es ist fast eben so mißlich, als zu heirathen, und darum seyd um des Himmelswillen nicht allzurasch.

Er hatte ausgeredet, und man fand seinen Vortrag nicht unweise; aber dennoch ging das Gesetz

durch, das Philemon vorgeschlagen hatte, daß künftig jeder Schildbürger nur darauf sinnen solle, wie er den Narren natürlich genug darstellen könne.

Caput IV.

Die Narrheit nimmt glücklich ihren Anfang.

Da es der freiwillige Entschluß der Schildbürger war, sich in der Thorheit zu versuchen, so wird schon Jedermann vermuthen, daß sie es nicht gleich zum Eingange zu grob werden angefangen haben. Sie hatten sich klüglicherweise vorgenommen, nur Schritt für Schritt in dieser schweren Wissenschaft weiter zu gehn, damit sie die Welt um so besser betrügen könnten.

Es ward beschlossen, ein neues Rathhaus zu errichten, weil sich das alte in einem gar zu baufälligen Zustande befand. Die Schildbürger versammelten sich daher, um im Walde Holz zu fällen und es dann nach der Stadt zu schaffen.

Sie begannen das Werk ganz ordentlich, fällten das Holz und säuberten es von Aesten und Laubwerk, da ein ächter, unverstellter Narr im Gegentheil schon hier seine Thorheit würde offenbart haben.

Sie hatten viele Mühe, es auf dem Wege nach der Stadt über einen ziemlich hohen Berg zu schleppen, und auf der andern Seite die Bäume wieder hinunter zu schaffen. Aber die Schildbürger ließen bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zur Thätigkeit gewahr werden, denn es machte sie nicht verdrießlich, als sie schwitzten und heftig keuchten, sondern die Schwierig-

keiten, die sie zu überwinden hatten, machten ihnen gleichsam einen neuen Muth zur Arbeit.

Es war nur noch einer von den Bäumen oben auf dem Berge liegen geblieben, dieser riß sich wegen seiner Schwere von den Stricken los und rollte aus eigener Kraft den steilen Berg hinunter. Die Schildbürger standen oben und verwunderten sich über den Verstand eines so groben Klotzes, der freiwillig seiner Bestimmung entgegeneilte; daneben freuten sie sich über das possirliche Hinunterrutschen, und Einer unter ihnen sagte: Sind wir nicht rechte Thoren, daß wir uns also abgequält haben, da das Holz durch sich selbst geschickt genug ist, den Berg hinunterzugehn? Ihm antwortete behende ein Anderer: Dem Schaden, Freunde, kann leichtlich abgeholfen werden, wir dürfen nur die Bäume wieder heraufschaffen, so können sie dann von selbsten herunterlaufen, und wir uns an ihrer Schnelligkeit ergötzen.

Dieser Rath fand großen Beifall; obgleich die Mittagssonne brannte, so hielten die eifrigen Arbeiter doch nicht eher Ruhe, bis sie alle Bäume wieder auf den Gipfel des Berges geschafft hatten. Dann ließen sie einen nach dem andern los, und genossen nun im friedlichen Zuschauen den Lohn ihrer unermüdeten Thätigkeit, dann gingen sie in die Herberge und schmauseten auf Unkosten der Gemeine, weil sie ein so löbliches, allgemeinnützliches Werk glücklich vollbracht hatten.

Der Zweifler Pyrrho blieb noch eine Weile allein zurück und überlegte den ganzen Vorfall. Er war bei sich unschlüssig, ob er seine Stimme mitgegeben habe, um einen artlichen Scherz zu treiben und gleichsam einen Narren zu significiren, oder ob es sein

rnst gewesen. Er konnte sich seines Seelenzustandes
icht mehr so deutlich erinnern, um ein richtiges Ur-
heil über sich selber zu fällen; doch war er endlich da-
in mit sich einig, daß ihm das possirliche Hinunter-
utschen der Hölzer ein großes Vergnügen gemacht habe.

Nach diesem wurde das Rathhaus nach einem
erständigen Plane angefangen und glücklich zum Ende
inausgeführt.

Caput V.

Einrichtung des neuen Rathhauses.

Ich kann nicht bestimmen, ob es Zufall war, oder
urch die Absicht Philemons geschehen, der den Bau
irigirte, daß das neue Rathhaus, als es vollendet war,
eine Fenster hatte. Es war in einem länglichen Viereck
ebaut, und über der Thür stand mit großen Buch-
taben:

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

Als man sich nun das erste Mal versammelte,
m das Gebäude feierlich einzuweihen, siehe da, so
ehlte es inwendig gänzlich am Lichte, Keiner konnte
en Andern gewahr werden, Alle verfehlten ihrer Sitze,
e rannten mit den Köpfen gegeneinander, und es
ntstand ein großes Geschrei, Getümmel und Gepolter.
Man merkte, daß diese Verwirrung allein durch die
Finsterniß entstände, deshalb ließ man schnell ein Ka-
minfeuer anzünden, und nun fand ein Jeglicher seinen
Sitz und seinen Rang wieder. Einer der Aeltesten in

der Versammlung sagte hierauf: Es scheint, daß uns unser neues Rathhaus viele Verwirrung bringen wird; es wäre aber nicht gut, wenn wir jedesmal unter solchen Umständen zusammenkommen sollten, denn es wäre dann eine schlimme Handthierung, Rathsherr von Schilda zu seyn. Uebrigens mögt Ihr, werthgeschätzter Philemon, jetzt die Einweihungsrede halten.

Philemon stand auf, und Alle waren aufmerksam; er fing an:

Es ist heute für uns Alle, meine Freunde, ein feierlicher Tag. Nicht nur deswegen, weil wir an diesem Tage zum erstenmale uns hier in diesem Gebäude versammeln, sondern auch deswegen, weil es nun gerade drei Monate sind, als ich zuerst den Vorschlag that, uns thöricht und närrisch anzustellen. Es ist sehr von Nutzen, zuweilen still zu stehn, um zurückzusehn auf unsre Laufbahn, und zu überlegen, wie wir diesen weisen Vorsatz ausgeführt haben. Wenn ich an unser ganzes Betragen zurückdenke, so kann ich nichts anders thun, als uns selber loben und bewundern, daß wir als weise Männer uns in einer fremdartigen Maske doch so natürlich ausgenommen haben. Es ist aber auch sehr nützlich, so oft die Gelegenheit kömmt, uns ja zu erinnern, daß wir uns nur verstellen, und dabei genau untersuchen, ob nicht manche Thorheit etwa aus einem natürlichen Hange zur Narrheit entsteht, und wenn wir es gewahr werden sollten, uns ja in allem Ernste davor zu hüten. Denn es wäre doch ein schlimmes Beginnen, wenn wir das plötzlich im Ernste wären, wozu wir uns anfangs kaum aus Verstellung bekennen wollten; es würde für die Folgezeit alle weise Entschließungen in einen übeln

Kredit bringen und man würde sehr über uns spotten, daß uns unser Vorsatz nur gar zu gut gerathen wäre. Deshalb wollen wir uns immer mit beiden Händen an der Weisheit, als unsrer lieben Mutter, fest halten, damit sie das Schwesterkind, die Thorheit, die wir haben adoptiren müssen, in den gehörigen Schranken halte.

Ihr habt Euch nun vielleicht gewundert, warum es doch in diesem unserm neuen Rathhause also finster sey. Ihr habt es wahrscheinlich für einen Fehler erklärt, und gemeint, es sey meine Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Zerstreuung oder sogar unfreiwillige Thorheit, die dergleichen Finsterniß veranlasset habe. Ich freue mich, eine Gelegenheit zu haben, mich zu vertheidigen und zugleich eine kurze Rechenschaft von meinem Verstande abzulegen.

Es ist nämlich aus kluger Ueberlegung entstanden, daß ich dieses Haus der Rathschläge also habe einrichten lassen; und damit Ihr seht, wie viel ich mir dabei gedacht habe, will ich Euch alle meine Gründe nach einander zur Prüfung vorlegen.

1) Ohne alles Bedenken muß jeder Rathsherr mit ernsten Gedanken in die Rathsstube treten, voll von seinen Vorschlägen und Meinungen. Es ist unschicklich, wenn er sich durch Nichtswürdigkeiten in seinen tiefen Betrachtungen stören läßt, und etwa, ehe die Verhandlungen ihren Anfang genommen haben, wie ein gemeiner Mann aus dem Fenster sieht, die Vorübergehenden grüßt, und wohl gar mit einem oder dem andern spricht. Oft hab' ich es erlebt, daß eine ganze Rathsversammlung aufsprang, und neugierig die Fenster aufriß, wenn sich ein Lärmen auf der Gasse

hören ließ und etwa ein Puppenspieler mit seiner Trommel vorüberzog; ein plötzlich angespielter Dudelsack hat manchmal einem wichtigen Prozesse eine ganz falsche Wendung gegeben. — Diesem Uebel und dieser Unanständigkeit habe ich vorgebaut, denn Ihr werdet hier keine Fenster sehn, die uns irgend einmal in unsern tiefsinnigen Betrachtungen stören könnten.

2) Bringt die Dunkelheit schon immer ihrer Natur nach ernsthafte Gedanken mit sich. Darum sind auch die meisten Kirchen, in denen man andächtig und religiös seyn soll, etwas finster gebaut, weil das Licht gleichsam etwas Leichtsinniges in sich trägt, das unser Gemüth zerstreut und eine ungeziemende Heiterkeit auf uns herunterschüttet, so daß Licht und Finsterniß sich wie Scherz und Ernst gegenüberstehn und die Dämmerung ein Bastard von beiden ist, der zu gar nichts nützt. Ein Rathhaus kann aber darum nicht dunkel genug seyn, und Ihr seht, ich habe so ziemlich die beste Finsterniß getroffen.

3) Selbst das Alterthum spielt ganz deutlich auf die finstern Rathhäuser an, indem es die Gerechtigkeit beständig mit verbundenen Augen darstellt. Die Neueren haben es nachgeahmt, ohne zu wissen, was sie thun. Ich hoffe, wir sitzen hier Alle so gut, als wenn uns die Augen verbunden wären, und das ist es eben, was jeder Rathsherr inniglich wünschen muß, damit er ein ganz vollkommenes Bild der Gerechtigkeit ist.

4) Wird unsre Versammlung immer etwas Ehrwürdiges, ja für die übrigen Menschen etwas höchst Schauerliches haben, indem wir hier also im Finstern unser Wesen treiben. Ihr werdet bemerkt haben, wie die Dichter in ihren Trauerspielen das Theater immer

verfinstern lassen, wenn sie einen recht großen, tief eindringenden Effekt hervorbringen wollen; wie man schwarze Kleidung trägt, wenn man recht ehrwürdig auszusehn wünscht; wie aus keiner andern, als dieser schwarzen Ursache, Kinder sich vor den Mohren fürchten, und der, Gott sey bei uns! meistentheils deswegen so entsetzlich ist, weil er sich ganz schwarz trägt, so daß er sogar schwarzes Blut und eine ganz schwarze Seele haben soll. So sind wir nun auch hier mit unsern heiligen Amtskleidern, schwarz in Schwarz. Bedenkt nur, wie einem Missethäter, (die uns doch Gott hoffentlich bescheeren wird) zu Muthe werden muß, wenn er hier hereintritt, und so wenig Richter als Gesetze wahrnimmt, und sich nun die Stimmen aus dem heiligen Dunkel erheben, und ihn wie Richter eines heimlichen Gerichtes verdammen. Es wird ein solches Entsetzen unter die Leute bringen, daß schon deswegen alle Missethaten aufhören werden.

5) Man hat den Richtern so oft vorgeworfen, daß sie sich haben bestechen lassen. Ich möchte sehen, wie es ein Delinquent anstellen wollte, uns hier in dieser Finsterniß zu bestechen; denn wir wären ja nicht einmal im Stande, zu unterscheiden, ob das Geld, das er uns anböte, ächtes oder falsches Geld wäre. Die Schönheit einer Verbrecherin wird auch nicht unsere Herzen rühren können, weil wir nicht im Stande sind, sie zu sehn; und so werden unsre Urtheile immer unpartheiisch seyn. Ihr seht, ich habe durch diese Finsterniß zugleich dafür gesorgt, daß wir ohne Anfechtung tugendhaft bleiben können.

6) Ich komme nun zum sechsten, letzten und zugleich wichtigsten Grunde. — Es scheint einmal eine

ganz nothwendige Sache zu seyn, ein physischer Erfolg, der unmittelbar aus dem Rathschlagen entsteht, daß einige von Richtern bei den Verhandlungen einschlafen müssen. Es herrscht in einem Gerichtssaal immer eine Dosis narkotischer Ausdünstungen, die auf einige Köpfe fällt, und so das verursacht, was wir Schlummer oder Schlaf nennen. So wie es in einer Armee immer einige Leute geben muß, die sich fürchten, und die so gleichsam die Furcht verbrauchen, die einmal nothwendig da ist, und dadurch eben nützlich und Ursache sind, daß die übrigen desto muthiger bleiben. Eben so wie die Kranken in der Welt nur den Krankheitsstoff eingesogen haben, der in der Welt herumfliegt, und daß diese sich also zum Besten der Gesunden aufopfern. Es wäre gut, wenn Furcht in der Armee, Krankheit in der Welt und Schläfrigkeit in einem Gerichtssaale herumgehn könnten, damit es denen Wenigen nicht zu sauer würde, die sich damit einlassen müssen; aber die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Es ist, als wenn gewisse Menschen reizbarer für diese Eindrücke wären, und ihre Nerven am Ende, wenn der Eindruck öfter geschieht, einen gewissen Habitum darin bekommen, so daß sie dann leicht die andern übertreffen, und fast ausschließend diese Bemühung auf sich nehmen. Ist es also ausgemacht, daß bei'm Berathschlagen einmal geschlafen werden muß, so habe ich ohne Zweifel für meine Herren Collegen und Freunde weit besser gesorgt, als es bisher noch irgend ein Baumeister gethan hat. Denn es leidet keinen Zweifel, daß das muntre Licht, besonders aber wenn die fröhliche Sonne scheint, der Schläfrigkeit sehr entgegen arbeitet. Ich habe es auch oft be-

merkt, wie zuwider den Schlafenden die Sonnenstrahlen sind, so daß sie die Augen reiben, den Kopf verdrüßlich hin und her wenden und in ihrem Stuhle irgendwo einen sichern Schatten suchen. Diesem Uebel ist nun abgeholfen, und ich denke, ich habe Dank von Euch Allen verdient. Daneben ist auch nun der Uebelstand vermieden, daß die citirten Partheien es niemals wissen können, wenn ihre Richter schlafen; denn da diese Kläger und Angeklagten gewöhnlich unwissende Leute sind, die noch in ihrem Leben nicht auf einem Richterstuhl gesessen haben, so wissen sie auch nicht leicht, was zu einem Richter gehört; sie machen daher von der Schläfrigkeit oft sehr schiefe und unrechte Auslegungen, nehmen sie gewöhnlich übel, und bringen bei andern Dummköpfen die Richter in eine üble Nachrede. Wenn Ihr also nunmehr sicherer schlafen könnt, so schafft Euch diese heilsame Finsterniß zugleich Gelegenheit, im Schlafe bessere Gedanken zu bekommen, und Euer Richteramt ist dadurch um so mehr vervollkommnet. Denn es würde eine große Unwissenheit verrathen, wenn man es läugnen wollte, daß einem oft die schönsten und scharfsinnigsten Gedanken im Schlafe kommen; wie mir denn zum Beispiel die meisten dieser sinnreichen Gründe für die Dunkelheit im Schlafe beigefallen sind. Es wird also wohl dahin kommen, daß nach allem diesem unser Rathhaus der verehrungswürdigen und furchtbaren Höhle des Trophonius ähnlich wird, wo man in der Dunkelheit saß und endlich einschlief; im Schlafe aber offenbarte sich der Gott den um Rath Fragenden durch die seltsamsten Gesichter, und gab sein Orakel von sich. Wir haben also ein berühmtes und göttliches Beispiel als

Muster vor uns; wir können daher mit so größerer Zuversicht auf unserm Wege fortwandeln.

Dies war es, was ich Euch zu sagen hatte. Ihr seht, daß alle meine Gründe auf der sichern Stütze der Weisheit ruhen und deshalb begründete Gründe zu nennen sind; sie sind nicht von denen Gründen, die man aus der Luft greift, oder vom Zaune bricht, und die daher jeder Narr haben kann, sondern es sind tief versteckte Gründe, zu denen man nur durch schwierige Umwege gelangt, und deren daher nur der ächte Weise habhaft werden kann. Ihr seht aus meiner heutigen Rede zugleich, wie man in der Ferne eine Sache fast für thöricht erklären möchte, die doch in der Nähe die Weisheit selber ist. Im Gegentheil gleicht die Thorheit manchmal einem perspektivischen Gemälde, das in der Ferne nach etwas aussieht, wenn man aber näher geht, so sind es nur grobe und verwirrte Striche.

Laßt uns nun zum Schlusse noch versuchen, wie es sich in diesem neuen Gebäude rathet; denke ein Jeder fleißig für sich nach, damit sich das Haus daran gewöhne, denn es ist mit dem Denken wie mit dem Schall; neue Häuser wollen sich anfangs nicht recht dazu bequemen.

Er hatte ausgeredet. Alle saßen in tiefen Gedanken und über ein Kurzes schliefen sie und schnarchten so stark, daß die Vorübergehenden draußen still standen, und sich über den großen Eifer ihrer Rathsherren wunderten. Das Feuer im Kamine war längst ausgebrannt, und die Denker erwachten erst in der tiefen Nacht, sie tappten nach der Thür und gingen nach Hause; Alle waren darüber einig, daß, nach der ersten Probe zu urtheilen, das neue Rathhaus zum Rath-

schlagen ganz unvergleichlich sey. Ueberwacht und von ihren patriotischen Bemühungen ermüdet, legten sie sich zu Bette und schliefen, wie es allen so guten Bürgern zu wünschen ist, einen sehr gesunden Schlaf.

Caput VI.

Rede zum Besten der Experimentalphysik. — Ein physikalischer Versuch.

So war das Rathhaus der Schildbürger eingeweiht, und die Bürger eilten, irgend einen Prozeß zu haben, damit er in dem neuen Gebäude geschlichtet werden könnte. Es fanden sich bald mehrere Gelegenheiten, Recht zu sprechen, und die Justiz wurde vortrefflich im Dunkeln gehandhabt, denn wenn man auch keine Polizei, noch irgend einen Diener der Gerechtigkeit gewahr wurde, so ging das Staatssystem doch immer seinen Gang fort und die Bürger waren glücklich und zufrieden. Es entstanden aber bald mehrere Unannehmlichkeiten, an die man anfangs nicht gedacht hatte. In der Dunkelheit des Saals konnte man nie wissen, welcher von den Rathsherren da war, oder welcher fehlte, keinem konnten die ihm gebührenden Titel gegeben werden, und einigemal hatte man viel zu lange Rath gehalten, denn alle Anwesenden waren eingeschlafen und hatten darüber die Mittagstafel und das Abendessen versäumt. Es fügte sich auch einigemal, daß die Leute mit den ausgesprochenen Urtheilen nicht zufrieden waren und öffentlich über das Gericht murreten. Man kam nicht darauf, es auf die Dun-

kelheit der Rathsstube zu schieben, sondern man maß alle diese Unfälle den unglücklichen Sternen bei, und war auf keine Abänderung bedacht.

Als man sich wieder einmal versammelt hatte, begegnete es dem Pyrrho, daß er in der Finsterniß seinen Stuhl nicht finden konnte; er irrte lange umher und traf auf keinen, worauf er denn, da er müde war, sich ergrimmt in eine Ecke stellte und folgende Rede hielt:

Meine Freunde, ich kann den Stuhl immer noch nicht finden und muß mich hier an die Wand lehnen, welches sich für einen Rathsherrn sehr wenig schickt. Wenn ich es nicht zu gewiß wüßte, daß mein Stuhl hier stehen muß, so würde ich am Ende zweifeln, ob er sich wirklich hier befinde; ich weiß nicht, wo er hingerathen ist, und kann die Augen nicht zu Hülfe nehmen, weil es zu finster ist. Seht, solcher Nachtheil erwächst uns durch die neumodische Einrichtung unseres Rathhauses, so schwer wird uns der Stand eines Rathsherrn gemacht. Ich fürchte gar sehr, unser Freund und College Philemon hat uns mit seiner neulichen sophistischen Rede nur hinter's Licht geführt, und wir sind etwas zu leichtgläubig gewesen, ihm sogleich Recht zu geben. Man kann jegliches Ding immer von mehreren Seiten betrachten, und es ist eben nicht Unrecht, wenn man nun einmal wieder über denselben Gegenstand ganz andre Gedanken herauskehrt. Es läßt sich gewiß für die Dunkelheit sehr viel sagen, und ich bin selbst zuweilen gern im Dunkeln; nur warum ein Rathhaus grade so sehr finster seyn muß, kann ich nicht einsehn. Gehört denn nicht das Licht zu den Elementen, ohne welches nichts wächst,

gedeiht und zur Vollkommenheit reift? Die Pflanzen müssen so gut Licht, als Luft und Wasser und Erde haben, um sich zu entwickeln und ihr grünendes, liebliches Haupt hervorzuheben. Seht nur die kleinen Blumen an, wie sie sich manchmal winden und drehen, um nur ihr kleines Angesicht der Alles belebenden Sonne entgegen zu strecken. Sie härmen sich im Gegentheil ab und sterben elend dahin, wenn sie ohne Licht aufwachsen sollen; sie verschmachten in der Dunkelheit. Noch mehr Freude fühlen die lebendigen Kreaturen am Glanz des Tages; seht nur, wie der grüne Wald sich belebt, wenn am frühen Morgen die Sonne aufgeht und von allen Aesten der nasse Thau glänzt, und die Vögel von Zweig zu Zweig hüpfen. Das Wild brüllt vor Freude in den abgelegenen Gebüschen und springt dem jugendlichen Lichte entgegen; alle Vögel singen und zwitschern bis auf den kleinen Zaunkönig hinunter, der in seiner Freude doch auch nicht stumm seyn will; die Lerche schwingt sich über die Wolken hinaus, und spielt den Herold der übrigen Vögel, als wenn sie die Sonne im Namen Aller begrüßen wollte und ihr entgegenfliegen; so singt sie auch am Abend zur Ruhe, und legt sich dann zu Bette, bis sie die Dämmerung des Tages weckt. Dann steht sie in der Frühe auf, und bläst die fröhliche Trompete, die auch das andre Waldgeflügel munter macht. So gewaltig ist die Liebe zum Lichte, daß viele Völker deshalb die Sonne als ihre Gottheit angebetet, und ihr mit frühern Opfern gehuldigt haben. Warum, meint Ihr, soll ein Schildbürger Rathsherr allein keiner Sonne bei seiner Arbeit bedürfen? Warum wollen wir uns, gleich der lichtscheuen Fledermaus oder

dem blinden Maulwurf, in die Dunkelheit verkriechen? Wenn die Pflanzen ohne Licht nicht wachsen können, so ist es gar wohl möglich, daß der Kopf des Menschen ohne Licht nicht denken kann; mir ist es wenigstens oft so gewesen, als wenn die Nacht hier um mich her alle meine innerlichen Geister gefangen hielte. Ich glaube, daß die Dunkelheit uns eben so den Kopf verstopft, wie der Stöpsel die Bouteille, so daß nichts heraus kann, und daß darum das Licht ein Pfropfenzieher genannt werden könnte, weil es den brausenden und schäumenden Gedanken den Weg eröffnet. Darum hat auch wahrscheinlich unsre Religion die Nacht dem Schlafe und den Tag der Arbeit gewidmet. Ihr müßt Euch übrigens nicht darüber verwundern, und es mit meinen Behauptungen widersprechend finden, daß ich hier in der Dunkelheit eine so vortreffliche Rede zu halten im Stande bin, denn ich habe sie mir schon draußen im Sonnenschein ausgedacht, sonst wäre es mir freilich selber unbegreiflich.

Es wäre unbillig, wenn ich nun nach dieser Einleitung vorschlagen wollte, diese Mauern mit Fenstern zu verunstalten, und so das ganze Gebäude zu verderben, abgerechnet, daß es von neuem zu große Kosten machen würde. Ich habe daher darauf gedacht, uns auf eine leichtere Art ein angenehmes Licht zu verschaffen.

Ihr werdet es ohne Zweifel wissen, meine Freunde, daß die Wissenschaft der Physik in den neuesten Zeiten gerade dadurch sehr viel gewonnen hat, daß man nicht sowohl versucht hat, neue Theorien aufzustellen, sondern im Gegentheil durch Erfahrungen und wiederholte Experimente der Natur auf die Spur zu kommen.

Oft ist ein glückliches Ohngefähr der Erfinder der nützlichsten Sache gewesen. Vor dem Barthold Schwarz würde Jedermann gelacht haben, wenn man ihm vom Schießpulver hätte erzählen wollen; und doch ward die Sache nachher so einfach befunden, daß man glauben sollte, ein jeglicher Kopf hätte darauf verfallen müssen. So ist es auch mit der Schifffahrt und mit tausend andern Sachen gegangen. Es ist ein simples Wesen, daß der Tag durch's Fenster bricht, und da es in jedem Hause so ist, so kömmt es uns jetzt vor, als müßte es so seyn. Davon begreife ich aber die Nothwendigkeit nicht. Wer zuerst in der Nacht ein Licht anzündete, war gewiß ein großer Mann zu nennen. So wollen wir denn auch einen neuen Weg versuchen. Wenn man das flüssige Wasser in einem Gefäße tragen kann, warum nicht auch das Licht? Ihr werdet sagen, wenn Ihr nicht schlaft: es hat's noch keiner gethan, noch einer von uns jemalen thun sehen. Indessen ist das gar keine Antwort auf meine Frage. Nach der neuesten Meinung kömmt die Wärme nicht von der Sonne, wie doch Jedermann glauben sollte, sondern aus der Erde. Ihr werdet es öfters gelesen haben, wie man durch Bücher Licht und Aufklärung ordentlich ballenweise nach dunkeln Gegenden geschickt habe; nun, warum sollt' es denn also nicht möglich seyn, auf eine ähnliche Weise Licht in unser dunkles Rathhaus zu schaffen? Um unsern Ruhm zu verherrlichen, ist vielleicht noch kein Sterblicher auf diesen einfachen Gedanken gerathen; darum aber wollen wir auch die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen.

Weil man noch keine Erfahrungen darüber gesammelt hat, so kann es auch leichtlich seyn, daß es uns

nicht geräth. Allein ich bin auch auf diesen Fall gefaßt. Wir brauchen es denn gar nicht zuzugeben, daß es uns eigentlich Ernst damit gewesen sey, sondern es kann dann blos als eine neue, kräftige Probe unsrer verstellten Narrheit dienen. Seht, so ist diese Sache immer in jedem Falle von sehr großem Nutzen.

Die Rede Pyrrho's fand sehr vielen Beifall, so daß man beschloß, schon am folgenden Tage, wenn die Sonn schiene, den Versuch anzustellen. Um die Mittagsstunde versammelten sich daher die Schildbürger mit schicklichen Instrumenten, um in der Experimentalphysik etwas zu thun; der Eine kam mit einem Sacke, der Andere mit einer Schaufel und einem Kessel, ein Dritter lud das Licht in einen Eimer, und so war ein Jeder beschäftigt, Licht und Aufklärung in die Rathsstube zu schaffen. Die Geschichte erwähnt ganz ausdrücklich eines Schildbürgers, der die Sonne auf eine eigne Weise zu überlisten gedachte. Er hielt ihr nämlich geschickt eine Mausefalle entgegen, und ertappte so die Strahlen, die er dann, nach seiner Einbildung im Rathhause wieder laufen ließ.

Alle Mühe und Arbeit war aber gänzlich vergebens, denn es blieb darin so finster, als zuvor.

Caput VII.

Die Schildbürger trösten sich und verändern ihr Rathhaus.

Als die Schildbürger nun einsahen, daß ihr Beginnen gänzlich vergebens sey, standen sie endlich still, und Einer sah den Andern an. Der alte Gerard

sagte: Nein, wahrlich, meine lieben Mitbürger, wir greifen die Narrheit zu hitzig an; was unser großes Werk nach vielen Jahren hätte krönen sollen, um endlich etwas zu leisten, wobei der ausgemachteste Narr hätte gestehn müssen, daß er in der Kunst nicht weiter könne, dieses Allerhöchste haben wir gleich in unsern Bemühungen vorangestellt. Darum soll man doch selbst über etwas Gutes ja nicht zu heftig herfallen. Ich fürchte überhaupt, daß diese Thorheit, die wir hier vorgenommen haben, etwas so Thörigtes sey, daß sie fast aus keiner Verstellung herrühren könne. Bedenkt Euch, meine lieben Freunde, und thut Euch Einhalt.

Barthel sagte hierauf: Lieber Schwager, wie bist Du doch so ganz ohne Noth für uns besorgt? Du wirst fast etwas zu alt, und darum dünkt Dir in dieser Welt nichts mehr recht und gut eingerichtet, wie dann das Alter immer eine Unzufriedenheit mit andern Menschen mit sich führt. Denn ich kann nicht einsehn, warum wir hier etwas so Thörichtes gethan haben sollen; wir haben nur das unternommen, was sich für jeden Menschen ziemt, der mit den Begriffen seines Verstandes weiter zu kommen denkt. Wir haben eine Erfahrung mehr gewonnen, und können nun mit Gewißheit behaupten, daß sich das Licht nicht auf diese Weise fortbringen läßt; wir können nun auch Jedermann abrathen, der es vielleicht nach uns versuchen wollte; das konnten wir vorher nicht, denn wir hatten keinen vernünftigen Grund dazu. Jetzt aber sind wir unsrer Sache so ziemlich gewiß. Ihr erinnert Euch, wie der weise Aesopus seine Lehren und Reden fabelweise vorzutragen pflegte, um es seinen

Zuhörern und Lesern eindringlicher zu machen. So fällt mir jetzt auch eine Geschichte ein, die wie dazu gegossen, auf unsern Zustand paßt, und die jeden Unzufriedenen unter uns trösten und beruhigen muß; ich will sie Euch also vortragen.

Es trug sich einmal zu, daß meines Großvaters Vater von einem Andern diese Rede hörte: Ei, was sind Rebhühner doch für ein schönes Essen! Mein Urgroßvater fragte ihn, ob er dieses Geflügel gegessen habe, daß er es so genau wissen könne? Nein, antwortete der Andere, aber ich habe Einen vor dreißig Jahren gesprochen, dessen Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hat essen sehn. Mein Urgroßvater bekam durch dieses Gerede ein übermäßiges Gelüste zu Rebhühnern; da er aber keine Rebhühner haben konnte, so besann er sich auf das Beste, was er wußte, und das waren Butterküchlein. Er ging deshalb zu seinem Weibe, und begehrte, daß sie ihm diese Speise machen sollte, sie aber entschuldigte sich damit, daß sie keine Butter oder Sahne, Milch, enfin Fett im Hause habe; er möchte also seinen Appetit bis auf eine bessere Gelegenheit stillen. Damit aber war mein Urgroßvater nicht zufrieden, und sagte, daß, wenn sie keine Butter, Milch, Sahne, oder enfin Fett im Hause habe, so solle sie die Sache einmal mit Wasser versuchen. Es geht nicht, antwortete die Frau, denn sonst hätte ich schon lange Küchlein gegessen, und das Wasser sollte mich nicht gereut haben. Du kannst es nicht wissen, antwortete meines Großvaters Vater, denn Du hast es niemals versucht. Versuche es, und will es nicht gerathen, dann erst magst Du sagen: es geht nicht. Die Frau meines Urgroßvaters mußte endlich

ihrem Manne nachgeben, sie rührte deswegen einen dünnen Teig ein, und setzte dann eine Pfanne mit dem Teige über's Feuer. Mein Urgroßvater stand daneben und hielt einen Teller hin, und wollte das erste Butterküchlein gleich warm aus der Pfanne essen, ward aber betrogen, denn es war ein mehliger Teig oder Brei geworden, Die Frau sagte hierauf zornig: Nun, hab' ich Dir's denn nicht gesagt, daß es nicht geht? Immer willst Du Recht haben, und kannst doch viel wissen, wie man Küchlein backen soll. Schweig, liebe Frau, sagte mein Urgroßvater; laß Dich's nicht gereuen, daß Du es versucht hast, man versucht ein Ding auf allen Wegen, bis es zuletzt gerathen muß; ist es schon diesmal nicht gerathen, so geräth es vielleicht ein andermal; es wäre ja doch eine feine, nützliche Kunst gewesen, wenn es von ohngefähr gerathen wäre. — Nun seht, meine Freunde, eben also ist es uns auch mit unserm Versuche ergangen.

Die Schildbürger waren durch diese Rede wieder sehr getröstet, sie ließen in ihrem Archive mit großen Buchstaben die neuerfundene Wahrheit niederschreiben, daß sich das Tageslicht nicht in Säcken forttragen lasse. Einer von ihnen schrieb auch eine weitläuftige Abhandlung, worin er zu beweisen suchte, daß es unmöglich sey, und sich dabei besonders auf den neulich angestellten Versuch steifte.

Da die Schildbürger endlich so durch die Noth gezwungen wurden, der dummen gemeinen Weise zu folgen, so machten sie, wie alle übrigen Menschen, Fenster in ihr Rathhaus, und dem Schaden war abgeholfen.

Caput VIII.

Von der Verfassung, der Religion, der Philosophie der Schildbürger; Zustand der Künste und Wissenschaften.

Ich habe so weit dem Leser die Vorfälle vorgetragen, wie ich sie in der Geschichte der Schildbürger gefunden habe. Nach Art der griechischen und römischen Historiker habe ich ihm zugleich die Reden mitgetheilt, die bei den wichtigsten Begebenheiten gehalten wurden. Jetzt ist es ihm vielleicht angenehm, eine kurze, allgemeine Uebersicht des ganzen Landes zu bekommen.

Die Staatseinrichtung der Schildbürger war eigentlich monarchisch, denn ihr Bürgermeister, oder wie ihn andere Schriftsteller nennen, ihr Schultheiß, hatte das Meiste zu sagen, und ihm waren bei wichtigen Gelegenheiten die Rathsherren untergeordnet, so daß er jeder Sache den Ausschlag geben konnte.

Die Geschichte der Schildbürger ist so fragmentarisch, daß wir dem geneigten Leser hier unmöglich die Reihe ihrer Regenten und wie ein jeder beschaffen war, so auch, was sich unter jedem Merkwürdiges zugetragen, herrechnen können. Vor der gegenwärtigen Periode ist Alles in Dunkelheit, und man hat nur ungewisse und fabelhafte Traditionen. So nennt die Mythologie einige dieser Bürgermeister, die das Vorrecht ganz sollen aufgegeben haben, daß die Bürger den Hut vor ihnen abgezogen haben, und die sich mit einem simplen „guten Morgen," oder „guten Abend" sollen begnügt haben; einige andre sollen ihr

Gehalt unter die Armen haben vertheilen lassen; doch sind alle dergleichen Nachrichten, wie gesagt, billig unter die Fabeln zu rechnen.

Die Macht des Bürgermeisters griff in diesen Zeiten sehr um sich, so daß er sich auch in das geistliche Regiment mischte. Seit undenklichen Zeiten war es nämlich eine hergebrachte Sitte, daß der Prediger die freie Wahl hatte, welche Lieder er zu seiner jedesmaligen Predigt wollte singen lassen; dieses Vorrecht aber maßte sich Barthel, als dermaliger Bürgermeister, an, der gewählt worden, nachdem Gerard mit Tode abgegangen. So kam es, indem der Bürgermeister seine Lieblingslieder singen ließ, daß sie oft zum Text der Predigt gar nicht paßten; der Prediger sprach von Toleranz, der Staat ließ von Verfolgung singen, so daß oft die Kanzel und die Orgel mit einander einen Streit zu führen schienen, wer das letzte Wort behalten würde.

Das Reich war übrigens ein Wahlreich, und die Bürger hatten das Recht zu wählen. Nirgends aber, als in Schilda, kann das bekannte Sprichwort entstanden seyn: Wer die Wahl hat, hat die Qual; denn die Bürger waren eben wegen des Wahlrechts übel daran. Jeder Rathsherr suchte für sich durch Geld, Drohungen und alle mögliche Mittel, Stimmen zu sammeln, jeder suchte sich zu rächen, wenn er durchgefallen war; und so brachten Furcht und Bestechungen immer einen Mann auf den Thron, den die Bürgerschaft gewiß nicht gewählt haben würde, wenn sie freie Faust gehabt hätte.

Die Stoiker hatten den Lehrsatz: Nur allein der Weise sey ein König, selbst in der Sklaverei. Dieser

Satz fand unter den Schildbürgern viele Freunde, denn alle waren von ihrer Weisheit überzeugt, und darum hielt sich auch ein Jeder für den Vornehmsten. Damit ein jeder Einwohner, soviel als möglich, unumschränkt herrschen könne, verachtete er alle übrigen. Und eben dadurch entstand der edle Wetteifer, daß Jeder auch den andern durch Handlungen zu übertreffen suchte, wodurch sich die Schildbürger ihren unsterblichen Ruhm erworben haben.

Außerdem war in ihrer politischen Verfassung noch eine Art von Ostracismus üblich, wodurch sie eben, wie die Athener, diejenigen zu verbannen pflegten, die im Lande zu klug zu werden gedachten, da sie sich erst einmal zur Fahne der Narrheit bekannt hatten; nur daß sie sich nicht die Mühe gaben, ihre Meinung auf Tafeln zu schreiben, sondern diese weitläuftige und langweilige Procedur mehr in's Kurze zogen. Es hatten sich nämlich einmal zwei Fremdlinge in ihrem Lande niedergelassen, die ihre Narrheit nicht mit zu machen gedachten, sondern nach ihrer eigenen Weise lebten, ihr Gewerbe trieben und sich ehrlich nährten. Da diese Sonderlinge sich nicht zu den Landesgesetzen bequemen wollten, verfolgte man sie billig so lange mit Verläumdungen, bis diese sich nach einem andern Wohnorte umsahen, und das Land dadurch von diesen gefährlichen Menschen befreit war.

Was den Charakter der Einwohner anbetrifft, so scheinen sie, nach allen Nachrichten, das redlichste und edelste Gemüth von der Welt gehabt zu haben. Unter vielen Beispielen, die dies beweisen, will ich nur eins anführen. Sie hatten einen schlechten Dichter in ihrer Gegend, mit Namen Gottschalk. Die-

ser hatte es sich herausgenommen, einen berühmten Helden weitläuftig zu besingen; er hatte dabei, um das Gedicht poetischer einzurichten, dem großen Manne sehr unrecht gethan und aus Kurzsichtigkeit hinzugelogen und weggelassen, um nur die Einheit, die er beabsichtigte, hervorzubringen, so daß in seinem Werke Geschichte und Poesie gleich sehr verfälscht war. So hatte er auch die Verse schlecht gemacht, und mit einem Worte Alles verdorben. Dieses ließen ihm die Schildbürger, wie es billigen Leuten zusteht, ungerügt hingehn, denn kein guter Bürger hat sich darein zu mengen, wenn sich irgend einer an der Kunst vergreift, denn die ganze Bande der neun Musen mit ihrem Oberhaupte Apollo, war bei den Schildbürgern vogelfrei und genoß nicht des Schutzes der Gesetze. Als man aber vorgab, dieser Gottschalk habe einen höchst unbedeutenden Brief nur durch einen kleinen, höchst unbedeutenden Zusatz verfälscht, entstand ein großes Geschrei im ganzen Lande; man sprach heftig gegen ihn, man vertheidigte ihn, man konnte des Gewäsches und des Ereiferns gar nicht müde werden. Dies beweiset nach meinem Urtheile sehr gut, daß die Schildbürger über die Tugend so dachten, wie es edlen Männern geziemt.

Von der Religion der Einwohner haben wir nur sehr ungewisse Nachrichten. Man behauptet, daß die Vornehmern gar keiner bestimmten Religion sollen zugethan gewesen seyn. Im ganzen Leben hielt man viel von der Toleranz und Moral, man beeiferte sich gegenseitig, und einer suchte den andern in einer recht schönen, liebenswürdigen Toleranz zu übertreffen; dabei aber wurden die Gemüther unvermerkt so erhitzt,

daß sie gegen diejenigen sehr intolerant waren, die nicht so aufgeklärt dachten, als sie. Dies mußten auch die beiden Fremdlinge erfahren, von denen schon oben gesprochen ist, die es versuchten, eine wirkliche Religion zu haben, und darüber für abergläubisch ausgeschrieen wurden.

Auf dem Todbette wurden die Schildbürger immer fromm und bekehrten sich, auch in gefährlichen Krankheiten; es geschahe selbst manchmal, wenn einer des Nachts aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Am Morgen aber sahen sie ihre Thorheit ein und waren bis auf den Abend wieder starke Freigeister.

Die Philosophie der Schildbürger war von der Art, daß es Jedem im Lande leicht war, ein Philosoph zu seyn. Denn man hatte die Einrichtung getroffen, daß sich zur Zeit immer nur einer von den Bürgern damit beschäftigte, so daß es die Uebrigen dann darin leicht hatten, daß sie bloß das nachsagten, was ihnen ihr Vorphilosophirer vorsagte. Dabei befanden sie sich sehr wohl, Keinem ward das Denken sonderlich sauer, weshalb auch diese Gewohnheit immer ist beibehalten worden.

Die Wissenschaften und schönen Künste standen bei den Schildbürgern im großen Flor. Man zählt die Poesie zwar zu den brodlosen Künsten, doch unterließ man es nicht, großes Interesse an ihr zu nehmen. Ohne Zweifel ist es auch nur den Barbaren vergönnt, die Künste zu verachten und sie nicht auszubilden; dies sahen auch die Schildbürger sehr wohl ein, und darum thaten sie auch weislich das Gegentheil. Da aber dieses Studium viele Zeit er-

fordert und es auch einigermaßen beschwerlich ist, sich damit einzulassen, so hatte man auch hierin Leute angestellt, die den übrigen Bürgern sagten, was sie von diesem und jenem Buche zu halten hätten. Diese Einrichtung gefiel den Einwohnern ungemein und sie übten sich daher so lange darin, bis sie es dahin brachten, daß sie es gar nicht mehr nöthig hatten, die Werke selbst zu lesen, sondern sie erholten sich nur bei denen Raths, die sie in ihrem Namen beurtheilten. Daher kam auch die wunderliche Sitte, daß es jedem öffentlichen Beurtheiler erlaubt war, sich gleich den Königen und Fürsten in seinen Briefen Wir zu schreiben, weil Jeder fest überzeugt seyn konnte, daß er immer im Namen von tausend Andern spreche. So brachten manche Leute ihre ganze Zeit damit zu, über Bücher zu sprechen, ohne selbst nur ein einziges Buch zu lesen, und die Beurtheiler wurden in ihrer Kunst so perfekt, daß sie es auch am Ende unterließen.

Es sey mir vergönnt, nur noch einige Denkwürdigkeiten ihres Theaters beizubringen, bevor ich dieses Kapitel schließe. Die Schildbürger waren eine so edelmüthige Nation, daß sie ihre Schaubühne zu nichts Anderm brauchen wollten, als nur zu einem Anhange des Lazareths, um sich darin zu bessern. Sie sahen ein, daß sie viele Fehler an sich hatten, und deshalb gingen sie in's Theater, um sich davon zu reinigen. Das Schauspiel war also nicht etwa nur ein Spiel der Phantasie, oder ein Ort, wo man die Zeit mit angenehmen Possen hinbrachte, sondern eine wahre Schule der Sitten. Die Schildbürger nahmen es auch so genau, daß sie die Stücke gar nicht ausstehen konnten, in denen sie etwa unverhoffterweise hatten

lachen müssen; ja es ging so weit, daß sie selbst das Marionettentheater verabscheuten, das sich dort etabliren wollte: nicht etwa deswegen, weil die Marionetten sich vielleicht nicht mit dem besten Geschmack vertrugen, sondern sie erduldeten es deswegen nicht, weil diese unvernünftigen Puppen sich unterstanden, alberne Possen vorzubringen, und nicht edelmüthig dachten und empfanden, sie sahen daher ein, daß ein weichgeschaffener Mensch unmöglich mit diesen hölzernen Geschöpfen sympathisiren könnte, und deshalb untersagten sie dieses Schauspiel.

Mit eben dem Rechte, mit dem sie das Lustspiel verabscheuten, verfolgten sie auch das eigentliche Trauerspiel. Sie bekümmerten sich nichts darum, ob ein König sein Reich verlor und er im Elend verschmachten mußte, denn sie sahen ganz richtig ein, daß sie hier nicht mitfühlen könnten, weil sie keine Könige wären. Sie verstanden es nur, wenn einer unter ihnen Schulden hatte, oder einen Sohn, der lieber Geld verzehrte, als verdiente; hier waren ihre Herzen diesen tragischen Eindrücken offen, und die edlen Thränen ergossen sich haufenweise; besonders aber, wenn der großmüthige, wackere, arbeitsame Hans, die zarte, gutfühlende, liebeathmende Grete in den ersten Akten nicht heirathen konnte, so wußten sich die großmüthigen Zuschauer vor Mitgefühl nicht zu lassen, so daß man Beispiele hat, daß Einige in Ohnmacht gefallen sind, Andre zu den gebrannten Wassern ihre Zuflucht haben nehmen müssen, um vor den großen Eindrücken nur nicht gar zu Grunde zu gehen.

Man sieht, auf welcher hohen Stufe der Cultur diese unsere Vorfahren, die von Manchen verachtet

worden, gestanden haben, so daß sie wohl mit Recht die weiland atheniensischen Griechen über die Achseln ansehen konnten, als die ihre Trauerspiele mit Aberglauben und ihre Lustspiele mit den ungereimtesten Possen anfüllten. Die Vernunft und das Herz der Schildbürger im Gegentheil war in ihren Theatern sehr gut aufgehoben, denn man lehrte sie hier durch abschreckende Beispiele, wie Keiner falsche Testamente machen oder nach Italien reisen sollte, wie es unrecht sey, zu stehlen, oder auch im Gegentheil nicht zu heirathen; das achte Gebot der Verläumdung ward auch durchgenommen, so wie man in einem andern Stück die Einwohner um Gotteswillen bat, doch ja nicht zu witzig zu seyn, denn es könne wohl gar nach Algier in die Sklaverei führen.

Es wird vielleicht nicht undienlich seyn, die beiden hauptsächlichsten Dichter nur ganz kurz zu charakterisiren, die sich in der blühendsten Periode um die Nation verdient machten. Zu bedauern ist es, daß ihre Schriften verloren gegangen sind, so daß wir nur dunkeln Traditionen folgen können, die uns keine recht deutlichen Begriffe geben.

Der hauptsächlichste ihrer Dichter und der am meisten vergöttert wurde, hieß Augustus. Er war es vorzüglich, der den vorhin geschilderten Geschmack veranlaßt hatte. Ihm hatten die Schildbürger die schöne Erfindung zu danken, daß gegen Ende der Stücke ein edler Mann auftrat, der Schulden bezahlte, und der jedesmal die einzige Ursach war, daß die Zuschauer mit ziemlich leichtem Herzen nach Hause gehen konnten. Er soll auch der Erste gewesen seyn, der öffentlich vor Witz gewarnt hat, und durch sein eigenes

Beispiel bewiesen, wie man ihn am bequemsten vermeiden könne. Er soll auch die Präsidenten und vornehmen Bösewichter erfunden haben, an denen der Tugend zum Besten Exempel statuirt wurden, so daß die Biederkeit mit Recht den Sieg davon trug. Dieser große Mann schrieb sehr viel, und erschöpfte sich doch nie, denn er wußte einen einzigen trivialen Satz geschickter als der beste Musikus zu variiren.

Der zweite große Mann war Hans Knopfmacher. Er war der Erste, der in seinen Stücken die damals neue Maske der ehrlichen, fast zu tugendhaften Huren erfand. Diese Vorstellungen besserten die Schildbürger ganz ungemein, und Mädchen und Weiber bildeten sich nach diesen zarten Charakteren. Er liebte es sehr, wenn seine Stücke keinen Zusammenhang hatten; was Einige an ihm haben tadeln wollen. Sonst war er noch wegen einer andern Eigenthümlichkeit merkwürdig. So wie manche indianische Zeuge einen rothen Flecken als Zeichen der Aechtheit haben, so konnte man seine Stücke gewöhnlich an einem Mohren oder Araber erkennen, den er geschickt in die Handlung hineinzuflechten wußte; ja, man hat eine artige Anekdote von ihm, die seine Liebe zur Schwärze ziemlich deutlich macht: denn als er einstmals ein Stück schrieb, in das sich durchaus kein Mohr hineinschicken wollte, so verfiel er auf einen andern Kunstgriff; er beschloß nämlich sein Stück mit einer Decoration, die ein ganz schwarz ausgeschlagenes Zimmer vorstellte, worüber die Schildbürger laut ihren Beifall zu erkennen gaben, daß er so glücklich diese Schwierigkeit mit den Mohren überwunden habe.

So viel vom Theater.

Das edle Gemüth kann aber zu weit gehn und sich gleichsam überspringen, und dieser Satz bestätigte sich auch an den Schildbürgern. Denn sie gingen am Ende so weit, daß sie ihren Spitzbuben Gedichte und Oden vorlasen, um sie vom Laster zurückzubringen, und auf die gelindeste Weise ohne Galgen zu bessern; worüber man sich aber zu wundern hat, ist, daß die Poesie bei diesen abgehärteten Leuten ihre officinelle Wirkung gänzlich verlor, so daß sie eben so merkwürdig als der pontische Mithridates sind, bei dem im Gegentheil wegen der Uebung kein Gift anschlagen wollte.

Die Malerei benutzten sie vorzüglich dazu, daß sie alle Arten der Torturen darstellten, wodurch sie es dahin bringen wollten, daß die Criminalverbrecher sogleich bei'm Anblick der gepeinigten Menschen ihr ganzes Geständniß ablegten. Ich habe in den neuesten Zeiten denselben Vorschlag in dem bekannten Buche Orestrio wiedergefunden, so daß nichts wahrer ist, als das alte Sprichwort: Es geschieht nichts Neues unter der Sonnen.

Doch, es ist Zeit, daß ich mich zur Geschichte zurückwende.

Caput IX.

Der Bürgermeister stirbt. Ein andrer wird gewählt. Sein Charakter.

Die Schildbürger hatten sich nach und nach so in ihre Lage gefunden, daß Keiner unter ihnen mehr daran dachte, daß sie den Vorsatz gefaßt hatten, sich

närrisch zu stellen. Die Natur und das Genie machten, daß sie der Kunst gänzlich entbehren konnten. Alle Dinge, die sie unternahmen, trieben sie daher auch sehr ernsthaft; und so gingen sie immer tiefer in das Gebiet der Thorheit hinein, so daß es ihnen endlich unmöglich fiel, den Rückweg wieder anzutreffen.

Es traf sich, daß der damalige Bürgermeister starb, und daß daher ein neuer gewählt werden mußte. Die Einwohner hatten bis dahin immer die Aeltesten und Einsichtsvollsten zu diesem Amte genommen; jetzt fielen sie darauf, einmal eine Abwechselung vorzunehmen, und einen Mann einzusetzen, der stark von Gliedern wäre, damit er im Amte länger ausdauere und sie nicht zu oft die Mühe des Wählens hätten. So kam der Meister Caspar zur Regierung, der bis dahin Fleischer gewesen war.

Die ansehnliche Statur des Mannes schien dem ganzen Staate Ehre zu machen, und alle Schildbürger versprachen sich eine äußerst vortreffliche Regierung. Er trat sein Amt mit vielen guten Vorsätzen an, und ging daher zuerst in's Bad in die nächste Stadt, um Alles von sich abzuwaschen, was dem ehemaligen Caspar gehörte, damit er das neue vornehmere Leben nachher um so bequemer anfangen könnte. Diesem begegnete unterwegs ein Andrer, der ehemals sein Kamerad gewesen war und nicht wußte, daß er jetzt Bürgermeister zu Schilda war; er fragte also ohne Umstände: Caspar, wo gehst Du hin? Der Bürgermeister besann sich nicht lange, sondern antwortete sehr behende: Mein Freund, mit dem Du und dem Caspar ist es nun vorbei, denn wir sind solches nicht mehr, wir sind nunmehr unser gestrenger Herr, der

Bürgermeister von Schilda, geworden. Er ging hierauf in die Stadt in's Bad und setzte sich nachdenklich auf eine Bank. Nach einiger Zeit fragte er einen Andern, ob dies die Bank sey, auf der die Herren zu sitzen pflegten. Als man Ja antwortete, rief er: Seht, das habe ich mit meinem Verstande doch gleich gemerkt, denn ich bin Bürgermeister zu Schilda geworden. Die Uebrigen lachten, aber er beharrte in seiner tiefsinnigen Positur. Der Bader kam, und fragte, ob man ihn schon gerieben und ihm den Kopf gewaschen habe. Caspar aber sagte: Ach, lieber Bader, wir Bürgermeister in Schilda haben so wichtige Sachen zu sinnen, daß ich unmöglich darauf habe Acht geben können.

Als er gebadet war, ging er wieder nach Hause, und seine Frau trug ihm auf, ihr zum nächsten Sonntag einen schönen Pelz zu kaufen. Er ging also wieder in die Stadt und fragte gleich im Thore: wo der Mann wohne, bei dem die Bürgermeister ihren Frauen Pelze zu kaufen pflegten. Da die Leute seine Narrheit merkten, schickten sie ihn erst zu einem Wagenmacher und dann zu einem Bäcker; endlich aber gerieth er an einen Kürschner, wo er sich einen sehr schönen Pelz aussuchte. Die Frau war über die Maßen glücklich und konnte den nächsten Sonntag nicht erwarten, um sich damit öffentlich in der Kirche zu zeigen. In der Nacht vorher schlief sie gar nicht, und glaubte endlich, es würde gar nicht Tag werden. Die Sonne ging aber doch zu ihrer großen Freude auf, und nun fing sie sogleich an, sich zu schmücken, um dem neuen Pelze keine Schande zu machen. Sie hatte so lange gezögert, daß es sich also fügte, daß

man eben wieder aus der Kirche nach Hause gehen wollte; alle Weiber waren daher aufgestanden, als sie in die Kirche hereintrat. Sie glaubte nicht anders, als es geschehe ihretwegen, sagte also sehr bescheiden: Bleibt nur sitzen, lieben Nachbarsleute, denn ich überhebe mich meines jetzigen Standes nicht, ich weiß die Zeit noch gar wohl, da ich diesen schönen Pelz nicht hatte, und nicht anders einherging, als ihr jetzt thut. Der Mann trat auch hinzu, und sah, daß einige Hunde in der Kirche umherliefen; er sagte daher sehr zornig: Nun wahrlich, ich muß unter meinen Unterthanen ein andres Regiment einführen. Er gebot hierauf sogleich, daß sich kein Hund durfte auf den Straßen, oder an öffentlichen Oertern sehen lassen; womit die Schildbürger sehr unzufrieden waren.

Caput X.

Der Handel und die Wissenschaften werden eingeschränkt.

Die Einwohner glaubten sehr bald Ursache zu haben, die Wahl ihres neuen Bürgermeisters zu bereuen. Gleich bei'm Anfang seiner Regierung zeigte er eine große Abneigung gegen alle Künste und Wissenschaften, die er nur für den unnützen Zeitvertreib der Müßiggänger ansah.

Was aber den Staat in die größte Verwirrung brachte, war, daß der Regent allen auswärtigen Handel untersagte und die Verordnung gab, daß man alle Bedürfnisse im Lande selber erzeugen solle. Das Land war sehr klein und brachte weder Baumwolle,

noch Wein, weder Citronen, noch schlesische Leinwand hervor, so daß den Einwohnern nach diesem Befehle fast nichts mehr übrig blieb.

Er verordnete ebenfalls, daß alle Bücher, die im Lande gelesen würden, auch im Lande geschrieben werden sollten; er verbot die Einfuhre alles fremden Verstandes; denn er sagte, die Sachen in den Büchern sind entweder bekannt, oder unbekannt; im ersten Falle können sie ungelesen bleiben, im zweiten aber gar leicht gefährliche Folgen haben, da sie nicht im Lande ersonnen sind.

Alle Schriftsteller und Künstler mußten daher Landeskinder seyn; und so litten die Einwohner großen Mangel an geistiger und körperlicher Nahrung.

Caput XI.

Vorbedeutungen einer Veränderung.

Die Schildbürger gaben sich unter einander ihr Mißvergnügen zu verstehen, und die Aeltesten unter ihnen schüttelten über die Einrichtungen des neuen Bürgermeisters sehr die Köpfe. Sie fürchteten für die Wohlfahrt des Staats, besonders da sie sahen, daß der Regent sich selber nicht scheute, Contrebande zu machen, und seine Kleider aus fremden Ländern zu holen, um sie nur kostbarer zu haben.

Es fing an im Lande eine schwüle Luft zu entstehn, die gewöhnlich vor einem Gewitter hergeht. Man hörte Jedermann murren, man kam in der Schenke häufiger zusammen und blieb länger, als ge-

wöhnlich. Die Leute fingen an, über die Menschenrechte zu denken und zu sprechen; einige Redner standen auf, die den Uebrigen ihre verworrenen Begriffe auslegten. In jeder Gesellschaft sprach man gern über die Staatseinrichtungen, Jedermann tadelte und es währte nicht lange, so belegte man Caspar mit dem Namen eines Tyrannen. Alles dieses war für den feinern Politiker von schlimmer Vorbedeutung, der mit vieler Wahrscheinlichkeit eine Veränderung des Staats vorhersagen konnte.

Caput XII.

Die Revolution bricht aus.

Es geschah von ohngefähr, daß durch ein Versehen der Brief eines Auswärtigen an einen Einwohner in Schilda dem Bürgermeister in die Hände fiel. Aus diesem Briefe wurde deutlich, daß viele Bürger damit umgingen, in Schilda eine Empörung zu veranstalten, das alte Regiment umzustürzen und ein neues einzurichten. Man ließ sogleich diesen Empörer, an den der Brief gerichtet war, einziehn, so wie die Uebrigen, die in dem verdächtigen Schreiben genannt waren. Man untersuchte ihre Papiere und fing ihre Briefe auf und es fand sich, daß immer mehr Leute eingezogen werden mußten, weil ein oder der andre Umstand in diesen Briefen vorkam, der sie verdächtig machte. Da man jeden Wink benutzte, so hatte der Verdacht gar kein Ende und die eigentliche Untersu-

chung der Sache konnte immer noch nicht ihren Anfang nehmen.

Die Schildbürger lebten in der größten Angst, da sie so viele von ihren Freunden und Bekannten im Arreste sahen, und mit jedem Tage Andre in's Gefängniß gesteckt wurden. Der öffentliche Kerkermeister hatte mit ihrer Verpflegung alle Hände voll zu thun und erschrak, als das Gefangennehmen immer noch kein Ende nehmen wollte.

Schon saß ganz Schilda in den Gefängnissen, als sich noch ein Brief fand, der auch den Kerkermeister verdächtig machte; ja was noch mehr war, ein andres Schreiben schien sogar den Bürgermeister selbst als einen Empörer anzuklagen. Der letzte ließ sich daher, um zu zeigen, daß er ein guter Bürger sey, gefangen setzen, und der Kerkermeister mußte sich selber bewachen.

Da nun kein Gericht niedergesetzt werden konnte, der Kerkermeister also nicht die Erlaubniß erhielt, frei herumzugehn, so bekümmerte sich Niemand um die Gefangenen und sie mußten in ihrem Arreste hungern und große Noth leiden. Statt in den gewöhnlichen Häusern zu wohnen, lagen die Einwohner im Kerker einquartiert und wußten nicht, woran sie waren, bis sie endlich, vom Hunger und Ungeduld getrieben, Alle zugleich herausstürzten, durch die Gassen liefen und einmüthiglich ausriefen, daß die Empörung nun wirklich ausgebrochen sey.

Caput XIII.

Eine neue Verfassung wird eingeführt.

Da man nun nicht nur die Mehrheit der Stimmen, sondern sogar alle Stimmen für eine Staatsveränderung zu haben schien, so ward sogleich ohne Weiteres der Bürgermeister seines Amtes entsetzt, und Caspar sah sich gezwungen, wieder eine Privatperson vorzustellen. Als Einige nunmehr zu einer neuen Wahl schreiten wollten, stand Einer unter ihnen auf und sagte:

Warum wollen wir uns denn stets wieder die alte Qual verschaffen? Warum wollen wir nicht irgend etwas Neues versuchen, um zu erfahren, ob wir es auf diesem Wege nicht vielleicht besser haben? In der ganzen Welt sind, wie man sagt, Regierungen und Staatsverfassungen eingeführt, aber daraus folgt noch gar nicht, daß sie nothwendig sind, denn sonst müßten auch tausend andre Sachen nothwendig seyn, deren Entbehrlichkeit doch selbst der blödeste Verstand begreifen kann. Jedes Regiment, es mag Namen haben, welche es will, ist nur darum erfunden, um die Menschen im Zaum zu halten, weil sie Narren sind. Das Gesetz und der Zwang müssen die Stelle der Weisheit vertreten, weil sie sich von der Minerva nicht wollen regieren lassen. Die Strafen müssen an die Stelle der philosophischen Beweise treten, und so sieht jeder Bürger am Ende in der Ferne so ziemlich tugendhaft aus, weil er von allen Seiten so eingeschnürt und eingeengt ist, daß er sich weder rühren noch regen kann. Diese Gesetze und Regierungen sind

aber weisen Männern unanständig, die durch sich selber immer gut und ohne alle Gesetze strenge nach den Gesetzen handeln. Wenn wir Autorität und Zwang verbannen, ist es dem Tugendhaften erst möglich, zu zeigen, daß er um ihrer selbst willen die Tugend liebe, weil sonst Jeder, ja er selbst, glauben könnte, er fürchte sich vor dem Zwange und vor der Strafe. Darum wollen wir die höchste Freiheit unter uns einführen, und der Welt zeigen, wie es möglich sey, auf diese Art glücklich zu werden. Dann erst werden große Männer unter uns aufstehn, gegen die alle diejenigen, die sonst an den Höfen der Fürsten dienten, nur Kinder und Narren waren.

Die Schildbürger gaben dieser Rede den ungetheiltesten Beifall; Jedermann versprach laut, tugendhaft und ein großer Mann zu werden, und so hob man alle Gesetze auf, so wie die ganze Verfassung, und ein Jeder ging als der freieste Mann nach Hause. So war der Staat beruhigt, und die reinste Demokratie eingerichtet.

Caput XIV.

Der König besucht die Einwohner. — Diogenes der Zweite.

Es traf sich um diese Zeit, daß der benachbarte König eine Reise vorhatte, und durch das Gebiet der Schildbürger gehn mußte. Die neuen Republikaner erfuhren den Tag, an welchem er kommen würde, und beschlossen, vor seinen Augen etwas Denkwürdiges auszurichten. Sie kamen also zusammen und wurden

dahin einig, daß man ihm nicht die mindeste Ehre erweisen müsse, um ihm dadurch zu verstehn zu geben, daß sie ganz freie Männer wären. Ein Andrer schlug noch außerdem vor, daß es zu solchem Zwecke noch tauglicher sey, ihm gewissermaßen grob zu begegnen, damit er begriffe, daß sie keine Sklaven und Tyrannenknechte wären. Dieser Vorschlag gefiel außerordentlich und man las noch vorher einige Bücher, um sich recht in die Stimmung zu versetzen, die solchen freien Menschen ansteht.

Einem unter ihnen, den man für den witzigsten hielt, ward aufgetragen, sich als Nachahmer des griechischen Diogenes mitten auf dem Markt in einer Tonne häuslich niederzulassen, man wolle den König alsdann dorthin, als zum größten Philosophen, führen, und wenn er sich dann eine Gnade ausbitten dürfe, so solle er ebenfalls die Worte des Griechen wiederholen: Ich verlange nichts, als daß Du mir aus der Sonne gehst. — Dadurch sollte nun dem König recht in die Augen springen, welch ein armseliges Geschöpf er gegen einen freigebornen Schildbürger sey, und er würde, im innersten Herzen bewegt, dann auch wahrscheinlich die Worte Alexanders sagen: Wahrlich, wenn ich nicht ein König wäre, so möcht' ich ein Schildbürger seyn.

Die Bürger freuten sich sehr über ihre witzige Erfindung, und Jeder lernte ein paar ächtrepublikanische Reden auswendig, womit er gesonnen war, dem Könige zur Last zu fallen. Sehr Vieles wollten sie ihm über die angebornen Menschenrechte, über die ursprüngliche Freiheit und dergleichen vortragen, so daß

sie vor Ungeduld den Tag seiner Ankunft kaum erwarten konnten.

Endlich erschien der Tag. Die Schildbürger waren vorbereitet, der Philosoph lag in seiner Tonne und repetirte unaufhörlich seinen philosophischen Spruch; die Sonne schien, es fehlte nichts mehr, als der König. Auch dieser kam endlich. Die Ersten, die mit ihm reden sollten, waren bei seinem Anblick so erschrocken und verwirrt, daß sie keinen tüchtigen Grundsatz und keine zureichende Tyrannenverachtung in sich auftreiben konnten; sie standen stumm und verlegen da. Einige aber, die jünger und kecker waren, sahen die Beängstigung ihrer Brüder, und schämten sich, daß der Republik eine solche Schande zustoßen sollte; sie traten daher hinzu und wollten das Versehen ihrer Mitbürger wieder gut machen. Sie überhäuften den König mit unzusammenhängenden Grobheiten und Schimpfreden, der nicht begreifen konnte, warum ihm eine solche Ehre widerführe. Als er endlich von einigen der Aeltesten hörte, daß es nur geschähe, um ihre neue Freiheit zu probiren, daß es nur Edelmuth der Bürger verrathe, die sich vom Sklavensinn zu entfernen trachteten, und daß er es aus dieser Ursache nicht übel nehmen möchte, so fing er an, aus vollem Halse zu lachen. Die Schildbürger waren sehr vergnügt darüber, daß er über ihre republikanischen Gesinnungen eine solche Freude hatte, und fuhren nun in ihrer patriotischen Declamation um so eifriger fort.

Da der König gar keine Miene machte, nach dem Markte zu gehn, so fragten sie ihn, ob er gar nicht gesonnen sey, ihren merkwürdigsten Philosophen zu sehn, der dort in einer Tonne liege und fast göttlich

zu nennen sey. Der König folgte ihnen und betrachtete den Mann, der sich mit vieler Mühe ein sehr wildes Ansehn gegeben hatte; er mußte von Neuem über die wunderlichen Gebehrden des Menschen lachen, und ein Schildbürger sagte: Nun seht Ihr, ich sagte es Euch wohl vorher, daß es Euch gefallen würde; er hat einen tüchtigen Kopf, und trefflich geschickt ist er in kurzen, tiefsinnigen Antworten. Ihr dürft ihn nur etwas fragen, und er wird Euch wahrhaftig schnell genug bedienen, denn er ist Einer von den Hellen, das versichre ich Euch, er kann manchmal Worte sagen, die man vor tiefem Sinn gar nicht versteht. Er wird Euch, mein Seel, gut abfertigen mit Eurer ganzen königlichen Würde, denn im Patriotismus versteht er keinen Spaß. Fühlt ihn nur auf den Zahn, so wird er Euch weisen, daß er Haare auf den Zähnen hat. Fragt ihn einmal zum Exempel, was er sich für eine Gnade von Euch ausbitten will.

Dem König fing die Zeit an lang zu werden, und er sagte daher: Nun, mein lieber Schildbürger, welche Gnade soll ich Dir gewähren? Sprich! Hierauf antwortete der gute Schildbürger: Gnädiger Herr König, schenkt mir tausend Thaler und ich bin mit den Meinigen auf immer glücklich. — Du sollst sie haben, sagte der König schnell, und ich sehe, Deine Mitbürger wissen Dich zu schätzen, denn Du bist wirklich der Weiseste in der Stadt.

Ach Du Bösewicht! riefen die Schildbürger aus, hältst Du so Dein Versprechen? Sind das die Antworten, die Du zu geben hast, Verräther? Herr König, wir schwören's Euch zu, aus der Sonne solltet

Ihr ihm gehn, weiter war nichts unter uns abgeredet. Und deswegen haben wir Dir Flegel die Tonne machen lassen, in der Du so bequem, wie in einem Bette liegst? O Du Spitzbube! und wo bleibt denn nun das, daß er Dir aus der Sonne gehen soll?

Nun, hört nur die Narren, Herr König! rief Diogenes erzürnt aus. Aus der Sonne gehn, und es scheint jetzt keine Sonne, es hat sich zusammengezogen, als ob es regnen wollte. Nicht der Herr König, Ihr, meine eselhaften Mitbürger, steht mir im Lichte, und darum geht nur plötzlich fort, daß ich meine tausend Thaler in Ruhe empfangen kann. Meint Ihr denn, es soll unter Euch keinen einzigen vernünftigen Menschen mehr geben, weil Ihr in die Narrheit so vernarrt seyd?

Wir verbannen Dich aus dem Lande, riefen die Uebrigen.

Gut, sagte Diogenes; kommt, Herr König, gebt mir mein Geld und dann wollen wir die Narren hier sitzen lassen.

So endigte sich dieser merkwürdige Tag, und Diogenes war sehr froh darüber, daß er seine ihm aufgetragene Rolle so sinnreich verbessert hatte, er verließ das Land und der König setzte seine Reise fort, nachdem er über die Thorheit der Einwohner noch viel gelacht hatte.

Caput XV.

Berathschlagungen. — Seltsame, doch glückliche Vorbedeutung.

Die Schildbürger trieben nun ihr republikanisches Wesen immer fort, und fühlten sich sehr glücklich, daß ihre Freiheit durch nichts beschränkt wurde. An einem Morgen ging ein junger Schildbürger herum und bat die Uebrigen, sie möchten sich doch in ihren Rathskleidern auf der grünen Wiese versammeln, denn er habe ihnen etwas Wichtiges vorzutragen.

Alle kamen aus Neugier auf der Wiese zusammen und setzten sich in einen Kreis, die Füße durch einander geschlagen und die Köpfe gegen einander gekehrt, worauf derjenige, der den Rath berufen hatte, also anfing:

Meine Freunde, es ist ausgemacht, und Jeder von uns fühlt es, daß wir glücklich sind; dieses rührt aber blos von unsrer Verfassung her, indem wir die alte hergebrachte Ordnung umgekehrt haben. Sollen wir denn nun so neidisch seyn, sollten wir Alle ein so enges Herz haben, daß wir damit zufrieden sind, wenn wir uns nur allein glücklich fühlen? Nein, meine Mitbürger, das sey fern von uns. Der wirklich große und edle Mensch zeigt sich eben darin, daß er das Glück über den Erdkreis zu verbreiten trachtet, und sich dann im Glücke der Menschheit vollkommen glücklich fühlt. Darum verehren wir die Erfinder der nützlichen Künste und Wissenschaften, und nennen sie die Wohlthäter der Menschheit. Darum ist es von den

Stiftern und Erfindern der Religionen groß und heilsam gewesen, ihre Religion und ihre Lehren auszubreiten, damit auch andre Menschen im Lichte wandeln konnten. Wer verübelt es den Königen, wenn sie mit Gewalt die Wohlfahrt ihrer Länder auch über andre, die ihnen nicht gehören, auszustreuen suchen? Die späteste Geschichte nennt ihre Namen noch mit Ehrfurcht, und legt ihnen den Beinamen der Großen bei. Diesen Beispielen laßt uns folgen. Wir wollen unsre Verfassung auch über die benachbarten Länder erstrecken; der König muß abgesetzt werden, eben so, wie unser Bürgermeister abgesetzt ward, und er wird sich auch gewiß freiwillig dazu bequemen; das Volk muß getröstet und beglückt werden, und es wird uns auf den Knien danken.

Noch nie hatte ein Vorschlag bei den Schildbürgern so lauten Beifall gefunden; man wollte sogleich aufstehn und zum Werke schreiten, nur Pyrrho hielt sie noch zurück und rief: Haltet nur noch einen Augenblick ein, geliebte Mitbürger! wohin führt Euch ein edler, aber dennoch blinder Eifer? Wendet die Augen von der Wohlfahrt der Nationen ab, und seht auf Euch selbst.

Du widerräthst uns also diesen Vorschlag? riefen Alle.

Mit nichten, antwortete der weise Pyrrho, Ihr versteht mich falsch, nur seht für diesen Augenblick einmal hieher zur Erden, ich meine auf Eure Beine. Wir sitzen hier in einem runden Kreis, unsre Tracht ist ganz gleich, wie es Rathsherren ziemt; wollt Ihr nun wohl so unbesonnen seyn, und so rasch und plötz-

lich aufspringen? Könnte nicht, da unsre Beine Alle gleich aussehn, im Irrthum Einer des Andern Beine erwischen und so das Beinwesen der ganzen Bürgerschaft unter einander verwechselt werden? Ob es gleich Unrecht ist, von edeln Männern einen solchen Argwohn zu hegen, so fürcht' ich doch, daß diejenigen Füße, die mit Hühneraugen, oder diejenigen Beine, die vom Podagra geplagt sind, gar dahinten bleiben würden, und daß sich Keiner würde zu ihnen bekennen wollen. Es ist eben denjenigen, die von diesen Krankheiten leiden, auch nicht gar zu sehr zu verübeln, denn es liegt einmal das Bestreben in uns, daß wir uns Alle gern auf einen guten Fuß setzen wollen, wie man zu sagen pflegt. Laßt uns daher auf einen Anschlag sinnen, wie wir Alle unsre Beine wieder herauskriegen, und Jedem auch die rechten zu Theil werden, damit keineswegs res publica detrimenti capiat.

Sie saßen Alle still und dachten mit vielem Eifer nach. Keiner getraute sich zu bewegen, aus Furcht, plötzlich fremde Beine an sich zu ziehen, da sie alle so verwickelt waren; man dachte alle Hülfsmittel durch, aber es wollte sich gar nichts Heilsames ergeben.

Indem sie noch so im heftigen Rathschlagen saßen, zog ein Fremder vorüber, der einen tüchtigen Wanderstab in der Hand trug. Sie riefen ihn zu sich, und erzählten ihm ihre verwickelte und verwirrte Lage mit den Beinen, und ob er, als ein gereister Mann, nicht vielleicht durch lange Erfahrung in fremden, weit entlegenen Ländern wundersame Mittel dagegen kennen gelernt habe; wenn es sey, so möchte er sie ihnen mit-

theilen, sie wollten auch zur Dankbarkeit ein gutes Stück Geld nicht zu sehr bedauern.

Der Reisende sah sie eine Zeitlang an, dann sagte er: Seht, meine bedauernswürdigen Freunde, diesen Stab, er ist in der geheimnißvollen Mitternacht, bei'm Schein des Vollmondes in der längsten Nacht, in Mesopotamien von einem eingeweihten heiligen Baume, durch einen achtzigjährigen Priester abgeschnitten. Dieser Priester hat ihn mir verehrt zum Schutz gegen meine Feinde, zur Beschirmung der Freunde; wollt Ihr mir nun ein gutes Trinkgeld geben, so denke ich Euch auch mit diesem bezauberten Zweige aus der Noth zu helfen.

Sie versprachen es, worauf er anfing, mit seinem Stocke auf ihre Beine zu schlagen, so daß Jeder erschrocken aufsprang und auf seinen Beinen stand. Ein Einziger, der nicht getroffen war, blieb sitzen und sagte: Lieber Gesell, warum wollet Ihr Euer Geld nicht auch an mir verdienen? Ich bitte, Ihr wollet mich nicht sparen, oder sind denn jene Beine dort etwa die meinigen? Der Fremde gab auch diesem einige Hiebe und er war auch mit Beinen versorgt, worauf er seine Danksagung empfing und fröhlich von dannen zog.

Hierauf gingen die Schildbürger gutes Muths nach ihrer Stadt zurück und Pyrrho sagte zu ihnen unterwegs: Diese Ineinanderschränkung der Beine ist für uns zweifelsohne von sehr guter Vorbedeutung, denn sie bedeutet unsre unzertrennliche Einigkeit, das Ineinanderfügen unsers Willens und unsrer Macht, und darum können wir uns auch einen glücklichen Ausgang unsers Unternehmens versprechen. Wir sind

wie ein Bündel Pfeile, und ich mag Euch die schöne Fabel nicht noch einmal erzählen, die sich am lieblichsten von den holländischen Dukaten lesen läßt. Schließlich aber wollte ich Euch nur noch erinnern, daß es gut sey, wenn wir uns künftig mit den Beinen etwas mehr hüten, denn wenn eine ähnliche heilige Ruthe nicht in der Nähe ist, so könnte uns großer Schaden daraus erwachsen.

Unter derlei weisen Gesprächen kamen sie in ihre Häuser zurück.

Caput XVI.

Der Krieg angekündigt. — Enthusiasmus der Bürger.

Auf allgemeine Beistimmung ward nunmehr eine Gesandtschaft an den benachbarten König erlassen, als er von seiner Reise in sein Reich zurückgekehrt war. Das Ansuchen der Schildaschen Gesandten bestand darin, der König möchte ohne weitere Umstände den Thron räumen, und seine Unterthanen frei und glücklich machen, oder man würde ihn durch die dahin passenden Mittel zu zwingen wissen. Der König lachte und fragte, wie sie an dieses Begehren gerathen wären, worauf die Abgesandten erklärten, daß sie im Namen der ganzen Menschheit das Wort führten, daß sie dahin trachten würden, daß die ganze Menschheit das Glück genösse, das sie selber nunmehr errungen hätten. Der König gab ihrem thörichten Ansinnen keine bestimmte Antwort, und so zogen sie nach ihrer Stadt zurück.

Die Einwohner beschlossen sogleich, dem halsstarrigen Könige den Krieg anzukündigen, damit er durch die Gewalt der Waffen gezwungen würde, ihnen nachzugeben. Es ward ein Herold abgefördert, der dem Monarchen den Zorn der Schildbürger ansagen mußte, und daß er auf eine Gegenwehr denken möchte.

In Schilda selbst war Alles im größten Enthusiasmus, Weiber und Kinder redeten sogar auf den Gassen von diesem Kriege, man sah nichts als patriotische Bemühungen, denn hier sah man den Einen sein Gewehr putzen, ein Anderer bemühte sich, einen uralten, eingerosteten Säbel aus der Scheide zu ziehen, dort stand ein Anderer und zeichnete mit einem Stabe den Plan zum Feldzuge im Sande.

Wie sehr die Schildbürger ihr Vaterland liebten, davon kann nachfolgende Geschichte von einem Müller zum Beweise dienen. Dieser ritt um dieselbe Zeit in Geschäften an die Gränze des Landes; da hörte er auf einem Baume einen schildbürger Kukuk, der mit einem königlichen Kukuk im Wettgesange begriffen war. Der Müller merkte sehr bald, daß sein Kukuk den Kürzern ziehe, und der königliche dem schildbürgerischen im Rufen überlegen war. Dies verdroß ihn in die Seele, daß ein Fremder so sein Vaterland verspotten sollte; er stieg also von seinem Pferde ab und auf den Baum hinauf und half seinem Kukuk so lange rufen, bis der Royalist überwunden war und das Feld räumen mußte.

Als der Schildbürger mit dem fremden Kukuk im hitzigsten Treffen lag, nahm ein Wolf, der gar nicht patriotisch gesinnt war, die gute Gelegenheit in Acht,

und fraß das Pferd des Müllers auf, so daß er nach gewonnener Schlacht zu Fuß nach seiner Vaterstadt zurückkehren mußte. Hier erzählte er den ganzen Vorfall, und die Bürger freueten sich seines Eifers; sie schenkten ihm ein neues Pferd, und verehrten ihm außerdem eine Bürgerkrone von Eichenlaub.

Caput XVII.

Einrichtung der Schulen zum Besten des Vaterlandes.

Es sahen die Schildbürger aber sehr wohl ein, daß nicht bloß kräftige Arme und geschliffene Schwerter der Sache den Ausschlag geben würden, sondern daß Kriegeswissenschaft und Staatskunst, so wie die übrigen Wissenschaften, in ihrer jetzigen Lage fast unentbehrlich wären. Sie nahmen daher in der Eil eine Reform der Schulen vor, um schnell noch große Männer zu erziehen, die dem Vaterlande und der Menschheit Nutzen brächten.

Die Jugend ward daher zusammengetrieben und mußte Tag und Nacht in den Lehrstunden aushalten; da gab es keine einzige Wissenschaft, über die nicht etwas Weniges wäre gelehrt worden und von der die Schüler nicht etwas begriffen hätten. Um das ganze Werk desto schneller umzutreiben, hatte man den Staatskniff gebraucht, auch unwissende Leute zu Lehrern anzusetzen, damit diese doch eine Gelegenheit fänden, von denen Sachen etwas zu lernen, über die sie Unterricht ertheilten.

Man sah auch bald die Früchte dieser weisen Einrich-

tung. Es war kein zehnjähriger Knabe in Schilda, der nicht auswendig herzusagen wußte, was Menschheit und Aufklärung sey, warum die Monarchie zu verwerfen, die Republiken im Gegentheil anzuempfehlen seyen, was Bürgerpflicht auf sich habe, und dergleichen mehr. In Quinta urtheilte man über die großen Heroen des Alterthums ab, und in Quarta fing man schon an, die Existenz Gottes und der Tugend zu bezweifeln. Dann fing man schnell an verliebt zu werden und Metaphysik zu treiben, und so wurde man zwar nach und nach, aber doch immer schnell genug, ein heller Kopf und großer Mann. Ja, als die Zeit am Ende so genau zugeschnitten war, daß man jede Minute sparen mußte, so brachte ein Vater manchmal seinen Sohn in die Schule, und wenn er ihn nicht abmüßigen konnte, wartete er indessen draußen eine halbe Stunde, bis er ihn als vollendeten Gelehrten zurückempfing.

Man hatte, um dieses durchzusetzen, eine sehr heilsame Encyklopädie der Encyklopädie erfunden, die kompendiöseste Bibliothek aus der kompendiösen Bibliothek. Wenn man einen jungen Menschen in die Lehre bekam, so brachte man ihm zu allererst eine große Verachtung gegen viele Wissenschaften bei, dann ein festes Zutrauen zu sich selber, und den Glauben, daß die übrigen Menschen nur Dummköpfe gegen ihn wären, war diese Medicin vorangeschickt, so ward es einem solchen nachher leicht, es bis zu einer merklichen Originalität zu treiben, um nach wenigen Wochen ein fast zu großer und genievoller Mann zu werden.

Dies ist die Auflösung von dem, was Vielen als ein Räthsel, oder gar als eine fabelhafte Tradition vorgekommen ist, daß man nämlich in der Schule zu

Schilda Alles, und zwar in einer sehr kurzen Zeit, habe erlernen können.

Caput XVIII.

Krieg. — Flucht der Schildbürger.

Die Zeit war nunmehr gekommen, da alle Vorbereitungen sollten gebraucht und dadurch auf die Probe gesetzt werden. Die Schildbürger zogen bewaffnet und mit vielem Muthe aus und rückten in das Gebiet des Königs. Dieser hatte sich eines so schleunigen Ueberfalls nicht versehen, und schickte ihnen einige Mann von seiner Wache entgegen; an einem Graben kam es zum Treffen. Die Schildbürger ließen ihre muntern Trompeten blasen, und fühlten dadurch eine große Lust zum Kriege in sich. Als aber die Armeen handgemein wurden, verließ die Schildbürger der Muth, sie flohen alle schnell zurück, ohne daß sie das Zeichen zum Zurückzuge abgewartet hätten.

Caput XIX.

Berathschlagung und Entschluß.

Als sie nun wieder in ihrer Stadt waren und sahen, daß sie vom Feinde nicht verfolgt wurden, kamen sie Alle zusammen, um zu berathschlagen, was nunmehr zu thun sey.

Meine Freunde, fing ein bejahrter Einwohner an,

ich sehe jetzt ein, daß wir bei weitem größere Staatsmänner als Soldaten sind. Wenn wir daher unsern großen, schönen, zum Wohl der ganzen Menschheit abzweckenden Entschluß durchsetzen wollen, so müssen wir einen andern Weg einschlagen. Hier sind wir nun nicht mehr sicher, auch scheint es mir nach diesem ersten Versuche nicht rathsam, die Welt durch die Gewalt unsrer Waffen zu bekehren, aber es ist gut, daß uns noch mehrere Wege offen bleiben. Wir waren schon ehemals weit umher zerstreut und verbreitet, indem uns Fürsten und Herren als nützliche Staatsmänner zu sich riefen, ohne daß irgend Jemand uns rufte; wollen wir uns jetzt eben so in der Welt ausstreuen, und wo einer von uns hinfällt, da wird er bald wuchern und Früchte tragen und ringsum seine Weisheit und Tugend verbreiten. So können wir nützen, ohne jene gewaltsame Mittel zu ergreifen, und so kann sich füglich die Welt am Ende nach uns bequemen, so daß dann unsere Verfassung und unsere Lehren, so wie unsere Geschichte, die Verfassung, Lehre und Geschichte der Menschheit wird.

Man fiel ihm bei; die Schildbürger nahmen Abschied von einander und Jeder suchte sich eine Stadt oder Gegend aus, in die er wanderte, um dort zu wirken.

Schilda ist seitdem verfallen und auch keine Ruinen sagen uns mehr, wo es gestanden hat. So vergänglich ist die menschliche Größe und Alles erreicht sein Ende, so geht es auch Dir, geliebter Leser, wie mir mit dieser Geschichte, und darum wende ich mich schnell zum letzten, oder zwanzigsten Kapitel.

Caput XX.

Beschluß und Nutzanwendung.

Seit jener Zeit ist die Nachkommenschaft der
Schildbürger in der ganzen bewohnten Welt ausge-
reitet. Man weiß kein Amt, in das sie sich nicht
ingeschlichen hätten, keine Einrichtung, an der nicht
iner von ihnen Theil genommen hätte. In Akade-
nien, auf Universitäten, in den Collegien, auf den
Richterstühlen treiben sie ihr Wesen und suchen die
brige Welt nach sich zu bequemen. Sie verschmä-
en keinen Stand, sondern suchen sich in jedem häus-
ch niederzulassen. Solltest Du, lieber Leser, auch ei-
er von diesen Nachkommen seyn, so hoffe ich, Du er-
ennst meine Bemühungen in dieser Geschichtserzählung
nit Dank.

Ich will nur noch aus dem Ganzen eine kleine
Nutzanwendung ziehn, und dann den Lesern gute Nacht
agen. Daß man sich nämlich vor der Thorheit eben
gut, wie vor den Eroberern hüten müsse; man er-
aubt ihnen nur einen Durchzug, und sie nehmen gleich
as ganze Land auf immer in Besitz. Man kann fast
icht denken, ich will heute einmal ein Narr seyn!
hne es auch morgen und übermorgen, ja die ganze
Woche hindurch zu bleiben. Ahme daher, lieber Leser,
ie Vorsichtigkeit der Stadt Hamburg nach, die nach
Sonnenuntergang ihre Thore verschlossen hält, und
aum noch fremde Briefe annimmt, weil sie Verräther
eyn könnten. Hüte Dich eben so vor jedem fremden,
hörichten Gedanken, laß ihn in der Ferne stehen
nd nicht in Deine Mauern kommen, wenn nicht

an Deinem Himmel die Sonne der gesunden Vernunft steht; leide es nicht, wenn die Leidenschaften und Launen heimlich oder mit Gewalt die Thore aufmachen wollen.

Ein Nachkomme der Schildbürger wird über meine Furcht vor der Narrheit lächeln, weil sie das Lieblichste ist, was er kennt, die Würze und das Salz des Lebens. Mag er es thun, ich habe wenigstens nach meiner Ueberzeugung gehandelt und Jeglichen gewarnt.

Die sieben Weiber

des

Blaubart.

Eine

wahre Familiengeschichte

herausgegeben

von

L. T.

1797.

Zuschrift

an den

Herrn Peter Lebrecht.

Bester, unbekannter Freund!

Mit welcher Ueberraschung und welchem Vergnügen zu gleicher Zeit ersah ich aus den Zeitungen, daß Sie sich darauf legen, jene alten Historien wieder in der Lesewelt herzustellen, die man jetzt beinahe ganz vergessen hat. Ich ließ mir den Ritter Blaubart sogleich kommen, und als ich ihn geendigt hatte, fühlte ich Lust, gegenwärtige Geschichte zu schreiben, die ich Ihnen hiemit übersende. Ich wünsche, daß sie Ihnen nicht ganz mißfallen möge; ist sie schlecht, so sind Sie in einem gewissen Sinne Schuld daran.

Es wird Ihnen nicht darauf ankommen, von mir, einem ganz unbekannten Manne, gelobt zu werden,

wie es denn überhaupt in der Welt gar wenig ist, wenn man gelobt wird, denn der Panegyrist meint es selten so, wie es der zu Lobende gern gemeint wissen wollte, und so könnte es gar leicht kommen, daß ich Ihnen Sottisen sagte, indem ich Ihnen recht galant tournirte Complimente beibringen wollte. Auch will ich unsern berühmten Professoren des Lobes nicht in ihr Amt greifen. Ich kann Ihnen also nur sagen, daß mir Ihr Stück gefallen hat, und daß man keine zu große Prätensionen daran machen muß. Ihr Genie hat das meinige entzündet, das ist, dünkt mich, der größte Lobspruch.

Ich habe Ihre Arbeit einigen Freunden gezeigt, die überaus kritisch sind. Einer davon hat es gar nicht gelesen, weil er behauptete, aus einem solchen Stoffe lasse sich nichts Vernünftiges herausarbeiten, der andere, der billiger ist, hat das Stück studiert, und erklärt es nur für abgeschmackt; er findet weder eine gute Anordnung der Scenen, noch eine tüchtige Moral darin; die Späße hat er vollends gar nicht verstanden, oder vielmehr nicht verstehen wollen (welches so ziemlich auf eins hinausläuft), weil sie nicht kunstmäßig genug angelegt sind. Er behauptet, die Tollheit im Stücke sey nicht toll und der Verstand nicht verständig genug, das ganze Stück Arbeit liege also noch in der Minorennität und wage es nicht recht, die Glieder aus einander zu dehnen. Was

ich von allen diesen Urtheilen halten soll, weiß ich nicht.

Sie könnten aber wohl gar glauben, unbekannter Freund, ich hätte diese Wendung nur genommen, um Ihnen diese Bitterkeiten beizubringen; ich versichere Sie, daß mir eine solche freundschaftliche Spitzbüberei gar nicht ähnlich sieht, und daß wir uns gewiß einmal besser wollen kennen lernen. Leben Sie bis dahin wohl!

Nachschrift. So eben habe ich den gestiefelten Kater erhalten. Ein andrer guter Freund, der eben zum Besuch bei mir war, konnte sich nicht genug darüber verwundern, wie sich ein ernsthafter, erwachsener Mensch mit dergleichen Possen beschäftigen könne; es gäbe ja noch so Manches zu thun; warum zum Beispiel ein Schriftsteller nicht darauf komme, die Gymnastik des Herrn G. in ein Compendium zu bringen, die Geschichte der französischen Revolution in einer Fibel mit Bildern zu bearbeiten, u. dgl.; Alles dies sey den Menschen nützlich, ja wohl gar nöthig, aber keinesweges dergleichen elende Späße. Als er die Vignette auf dem ersten Blatte sah, mußte er lachen, und bat mich sogleich um Verzeihung, daß er sich von einer solchen Albernheit habe anwandeln lassen.

Sie werden noch viele dergleichen Urtheile hören; ich wünschte aber dennoch, daß Sie fortführen, und

wenn diese Aufforderung hier nichts hilft, so will ich sie von einem Ungenannten noch in den literarischen Anzeiger rücken lassen, damit Sie sich einbilden können, ganz Deutschland fordere Sie einstimmig dazu auf.

Die sieben Weiber des Blaubart.

Erstes Kapitel.

Moralität.

So oft ich über dieses Wort nachgedacht habe, habe ich immer empfunden, daß das Denken darüber mit vielen Schwierigkeiten verbunden sey. Ein Mann, der viel Erfahrung in tausend Sachen hat, hat mich versichern wollen, daß man sich sogar bei'm vielen Denken leicht der Gefahr aussetze, über alle diese Grübeleien konfus zu werden, und plötzlich, ohne daß man wisse, wie es geschehe, unmoralisch zu handeln. Ja, fügte er hinzu, es giebt so wunderbare Seiten in dieser Wissenschaft, so seltsame Ansichten, daß einem raffinirenden Kopfe gerade das höchst moralisch vorkommen kann, was der gewöhnliche Dilettant der Moralität schändlich nennen würde, und wie es bei allen übrigen Künsten geht, daß man nur dadurch Kenner wird, indem man den einseitigen Enthusiasmus verliert, so auch hier. Der Mann, den ich hier nicht nennen will, weil seine Bescheidenheit darüber erröthen würde, schwur mir zu, die ganze Welt nenne ihn blos deswegen den elendesten Egoisten, weil er im Grunde gar zu uneigennützig sey, und er sey schon zuweilen darauf gekommen, etwas von seiner strengen Tugend nachzulassen, damit ihn die Menschen nur besser verstehn möchten.

So mag es hin und wieder gar Manchem gehn; zu großer Glanz wird wieder Finsterniß, indem er die gewöhnlichen Augen blendet. Viele Leute üben die großen Tugenden aus, und müssen dann nothwendig die kleinen vernachlässigen, denn man kann nicht alles in allem seyn. Ich weiß hundert meiner Bekannten, die von Tag zu Tag darauf warten, das Vaterland zu retten, eine Erfindung zu machen, die der ganzen Erde wohlthätig ist, einen Telegraphen zu entdecken, der vom Volke hinaus bis zur Regierung reiche, um beide mit einander sich über ihre wahre Lage besprechen zu lassen; aber dergleichen Leute können sich unmöglich mit jenen Bagatellen von Tugenden abgeben, die nur den Subaltern kleiden. Wo die übrigen Erdbewohner Berge und Thäler sehn, können sie nicht einmal Hügel bemerken, weil ihr Standpunkt zu erhaben ist.

Es giebt noch tausend andere Rücksichten und Gründe und Ursachen, warum es mit der ganzen Moralität in der Welt nicht so recht fort will. Der Leser kann unmöglich verlangen, daß ich hierüber zu weitläuftig seyn sollte, denn Niemand anders, als er, würde es mit der Langenweile entgelten müssen: denn ich sehe mich hier genöthigt, die Ehre zu haben, zu versichern, daß es mir so ziemlich einerlei ist, was ich schreibe, wie es denn jedem redlichen Schriftsteller seyn muß, und indem ich mich über die Tugend recht weitläuftig ausließe, fände ich vielleicht Gelegenheit, mich selber noch zu bessern. Außer des Lesers Langenweile giebt es aber noch eine andre und viel bessere Ursach, warum ich hier abbreche; der Leser wird sie weiter unten erfahren.

Der größte Theil der bewohnten Welt hat nun auch eingesehn, daß die Moralität zwar an sich etwas Vortreffliches sey, daß sich jeder Mensch auch kennen lernen müsse, eben so, wie er Recensionen lesen muß, um im Stande zu seyn, ein Urtheil zu fällen, oder um sich wenigstens vor allem Moralischen zu hüten. Die Moralität ist nichts weiter, als das unbeholfene eiserne Geld der Spartaner, das allen Handel unmöglich machte, das sich nicht fortbringen läßt, denn die Akademiciens in Sparta mußten sich ihre Pension immer durch einen Wagen mit sechs Pferden abholen lassen; das Schlimmste aber ist, daß die Nachbarn diese eisernen Münzsorten gar nicht für Münzen wollen gelten lassen, daß sie ihnen immer nur wie Eisen vorkamen. Dieses eiserne Geld findet man daher nur noch in den Antikensammlungen, wo man so manches Unnütze aufbewahrt, und die aufgeklärte Welt gebraucht jetzt allenthalben das gestempelte Gold, oder das Papiergeld der Klugheit, und Handel und Wandel, Wissenschaften und Künste, Gewerbe und Fabriken und Philosophie treiben und blühen seit der Zeit, daß es den Gärtnern allenthalben die größte Freude macht.

Es wäre aber wirklich zu bedauern gewesen, wenn die Moralität so ganz hätte in Vergessenheit kommen sollen; es wurde daher darauf gedacht, sie irgendwo unterzubringen, wo man ihrer gleich und ohne Umstände habhaft werden könne, wenn man in müßigen Stunden einen Trieb nach ihr empfinde. Da sahen die Klügsten unter dem Volke die nichtsthuende, leichte, gewandte Landstreicherin Poesie einhertanzen, die mit einem zierlichen Korbe voll Blumen über die Erde

ging und Augenpracht und süßen Duft einem Jeden anbot. Gleich wär der Entschluß gefaßt. Wozu, sagte man, soll sie in unsern fleißigen Zeiten allein müßig gehn? Könnte die leichtsinnige Dirne nicht spinnen, oder sich in einer Fabrik unterbringen, wo es immer noch an Händen und Füßen fehlt? Man fange sie und bringe sie vor uns.

Die Poesie sträubte sich und wollte bald fortspringen, bald fortfliegen, aber die rüstigen Arme der Geschäftsmänner waren ihr zu mächtig, sie mußte sich ergeben und ward nun vor den Rath geführt. Man gab ihr erst ihres Müßiggehens wegen derbe Verweise, da sie nun aber doch einmal nicht anders zu brauchen sey, so solle sie wenigstens Alles, was von Moralität da herum liege, mit in den Blumenkorb legen und sich nicht unterstehen, eine Rose zu verschenken, ohne auch zugleich ein Stückchen Moral mit abzubrechen. Die Poesie schüttelte den Kopf, aber die Richter kümmerten sich wenig darum, denn das Urtheil war einmal gesprochen, sie waren froh, die Moralität nun ganz los zu seyn, und hin und wieder läuft noch einer zur Poesie hin, um zu sehn, ob sie auch dem Befehle gehorcht. Die Poesie tanzt nun nicht mehr, sie hat schwere Last zu tragen und ist in der Ferne nicht von den alten Semmelweibern zu unterscheiden, die mit ihrem Korbe von einem Dorfe zum andern wandern.

Seit der Zeit ist es für den Schriftsteller eine wahre Freude, zu arbeiten, denn er kann sich darauf verlassen, und es ist ihm nun erst möglich gemacht, Nutzen zu stiften. Nebenher, daß er irgend eine schöne Liebesgeschichte erzählt, macht er dem Leser das Ermor-

den leid, oder warnt ihn, nicht zu stehlen, und bringt ihm überhaupt auf eine geschickte Weise irgend eins der zehn Gebote bei, wobei der beste Spaß noch der ist, daß der Leser es gar nicht recht merkt, sondern in aller Unschuld meint, Alles sey der liebe pure Kunstgenuß, und es gehöre so zur Sache, und es ihm also auch wirklich leicht ist, sich auf eine Minute zu bessern.

Sehr natürlich sind also die Schriftsteller zu verwerfen, die sich unterstehn, etwas ohne moralische Anwendung zu schreiben, denn wozu kann das nützen? Was helfen mir die fingirten Prinzessinnen, und Castelle, und Liebe und alle Rührung, da ich doch vorher weiß, daß es nicht wahr ist, wenn nicht irgend ein Satz darin liegt, der mich bessern kann? Ja, wo soll denn überhaupt die Tugend hin, wenn sie in den Erfindungen der Romanschreiber kein Quartier mehr findet? Wenn man alle Poesie zusammenschmelzen wollte, muß aus jedem Kunstwerke ein moralischer Satz als caput mortuum zurückbleiben, und die Scheidekünste, die die Kunstrichter bei allen Büchern anwenden, beweisen, wie bald sich die luftige Erfindung und die wässerige Einkleidung verflüchtigen lassen, und die trockne Erde, die Moral, das Element der Kunst zurückbleibt.

Außer der Moral muß auch noch die poetische Gerechtigkeit beobachtet werden, und hierin lassen sich oft sonst löbliche Schriftsteller zu Fehlern verleiten, weil sie nicht das Criminalgesetzbuch der Kunst genug im Kopfe haben. Es wundert mich um so mehr, da diese Gesetze so einfach sind; denn da es ohne Tod und Ermorden in den Büchern nicht hingeht, so muß der Schuldige seinen Tod verdienen, und der Unschuldige, der stirbt, muß wenigstens dem Mörder so viel

Gelegenheit zur Reue und Zerknirschung vor dem Gnadenstoß auf dem letzten Blatte geben, daß der Leser selbst die Hinrichtung beschleunigt wünscht. In allen diesen Sachen hat sich der sonst vortreffliche Peter Lebrecht in seinem Stücke: Ritter Blaubart, vergangen; denn weder poetische Justizpflege, noch Moralität herrschen hinlänglich darin. Die Richter des heimlichen Gerichts, die Recensenten, die über Beides wachen, werden es ihm schon vorrücken, daß er seiner Phantasie zu sehr gefolgt ist, denn wenn man sein Mährchen verflüchtigen wollte, so würde gerade gar nichts Anschauliches zurückbleiben. Ich führe dies nur zum Exempel an, wie selbst sonst große Männer gar zu leicht den wahren Weg verfehlen können.

Ich mache nun den Uebergang zu gegenwärtiger Geschichte. Der Leser wird schon merken, daß Viel darin umkömmt, und die Personen thun mir schon jetzt im Voraus mehr leid, als ihm, aber es ist nicht zu ändern, denn es ist nichts weiter, als ein großes Opferfest, das angestellt wird, um den Leser zu bessern. Es muß also dabei bleiben, und alle Anstalten sind auch schon dazu getroffen. Ich muß fast lachen, wenn ich daran denke, wie die Charaktere, die nun auftreten werden, sich im Anfang nichts weniger vermuthen, als daß man sie umbringen wird; aber warum sind auch Leser und Leserinnen so schlimm, daß man sich solche Executionen vorzunehmen genöthigt sieht?

Der Leser darf also nicht besorgen, nicht hinlängliche Lehren zu bekommen, denn wo es nur die Gelegenheit im Mindesten mit sich bringt, werd' ich es nicht unterlassen, ihn auf seine Laster aufmerksam zu machen. Der Ton soll auch nicht zu sanft seyn, son-

dern eine gewisse Härte kriegen, damit ich es in einem folgenden Buche desto bequemer habe, und schon säuberlicher mit ihm verfahren kann. Weil also das ganze Werk so viel Moral erfordert, so muß ich darauf bedacht seyn, sie weise zu vertheilen, und darum wollte ich mich nicht schon im ersten Kapitel mit Anmerkungen darüber erschöpfen.

Ich nenne übrigens diese Geschichte eine wahre Geschichte, weil sie wirklich wahr ist, so wahr, wie irgend etwas Anderes, das man lesen kann. Es ist Alles aus Documenten und geheimen Papieren gezogen, und ich würde auch diese abdrucken lassen, wenn ich's mit manchen Familien verderben wollte. Manche der Nachkommen Blaubarts haben immer noch etwas von ihrem Vorfahren an sich, und manche Ehescheidungen und Wiederverheirathungen sind nur ein Naturfehler. Alle diese Leute würden sehr böse auf mich werden, wenn ich so die Wahrheit geradezu, ohne alle Umschreibung, sagte. Ich hoffe aber, meine Leser sollen mir auf's Wort glauben, was ich erzähle, wie es eigentlich mit Blaubarts Geschichte zusammenhängt.

Doch es ist endlich Zeit, diese Geschichte selber anzufangen.

Zweites Kapitel.

Anfang der Geschichte.

Nichts ist gewöhnlicher, als eine Geschichte auf eine recht wunderliche Weise anzufangen; je verworrener sie gleich im Anfang ist, je interessanter. Man

darf erst gar nicht begreifen, wer wohl unter den auftretenden Personen der Held der Geschichte seyn könnte, sondern dieser entzieht sich unsern Augen auf die künstlichste Weise, und wechselt, wenn das Buch recht unterhaltend seyn soll, wie Proteus, in jedem Augenblicke seine Gestalt. Eben darum hat der Leser auch einen Pfiff erfunden, der gewissermaßen nöthig ist: er schlägt nämlich künstlicherweise die letzte Seite auf, und wird nun gewahr, wer der Held der Geschichte ist, ob er am Leben bleibt, und wen er heirathet; dadurch ist er nachher im Stande, sich über alle Finten des Verfassers hinwegzusetzen und ohne sonderliche Unruhe das ganze Buch zu Ende zu lesen. So sucht der Autor den Leser und der Leser den Autor zu überlisten, und der Letztere scheint nach meiner Meinung den Sieg davon zu tragen. Denn es giebt kein besseres Mittel, alle Verwickelungen und gespannte Situationen, alle Todesgefahren des Helden, und alle unübersteiglichen Schwierigkeiten gegen die Heirath zu verachten, als sich von der letzten Seite den Schlüssel zu allen Räthseln zu holen, und so das Buch zu lesen, um gewiß nicht erschüttert zu werden. Der Dichter mag dann den Leser mit noch so vieler Kunst in medias res versetzen, der Leser weiß doch, daß Alles nur Spaß ist, und daß er schon aus dem Ganzen, aus Plan und Anlage klug werden wird.

Ich habe keine solche künstliche Anstalten getroffen, weil ich gesonnen bin, die Gemüthsruhe des Lesers auf keine Weise zu stören.

Drittes Kapitel.

Erziehung des Helden.

Ich will den Leser nicht sogleich in den Mittelpunct der Lebensbeschreibung versetzen, sondern ihm im Gegentheil das Vergnügen machen, den Helden schon in der Jugend kennen zu lernen. —

„Der losgelassene Sturmwind zog mit aller seiner Macht durch den Wald, und schwarze Wolken hingen schwer vom Himmel herunter; in einer abseits liegenden Burg brannte ein einsames Licht, und ein Wandersmann ging durch die Nacht auf der großen Straße fort.“ —

Da ich voraussetzen kann, daß nur sehr wenige meiner Leser Spaß verstehn, so wird die Geschichte bei manchen Gelegenheiten überaus ernsthaft werden. Ich glaube, ein Verfasser kann nicht ernsthaft und feierlich genug schreiben, wenn er verlangt, gelesen zu werden; er darf ohne Bedenken die kläglichsten eingebildeten Leiden der Menschen auf eine lächerlich übertriebene Weise schildern, und er kann auf dankbare Thränen rechnen, so daß die meisten Romane ordentliche Anstalten sind, um die überflüssigen Thränen aus dem Menschen zu schaffen, daß aber dieselben reizbaren Geschöpfe sich nur sehr schwer zum Lachen verstehn.

Ich will hier nur einen ganz kurzen Dialog einführen:

A. O, gnädiger Herr, was haben Sie Alles versäumt! Die ganze Gesellschaft war so lustig, besonders war Herr C. witzig, und da Sie nun selbst ein lustiger Mann sind —

v. B. Lustig? Pfui, mein Herr, wie meinen Sie das? Lustig? Abscheulich! Ich ließe mich eben so gern einen Narren nennen.

A. Aber wenn Herr C. witzig ist, so steht Ihnen doch das Lachen so gut.

v. B. Höchst lächerlich! Sie irren sich, mein Herr. Ich versichere Sie, mein Herr, ich lache über Niemandes Spaß, als über meinen eigenen, oder wenn eine Dame scherzt, das kann ich Sie versichern.

C. Wie? sag' ich denn nie etwas, das sich der Mühe verlohnte, darüber zu lachen?

v. B. Pfui doch, Sie verstehn mich falsch, lächle ich doch sogar manchmal über Ihre Einfälle. Aber nichts ist für einen vornehmen Mann so unschicklich, als Lachen; es ist so ein pöbelhafter Ausdruck der Leidenschaft, jeder Mensch kann lachen. Vollends zu lachen, wenn eine geringere Person scherzt, oder wenn ein anderer vornehmer Mann nicht mit uns lacht; höchst abgeschmackt, daß einem das gefallen soll, was dem gemeinen Haufen gefällt! Wenn ich lache, lache ich immer ganz allein.

C. Vielleicht, weil Sie nur über Ihre eigenen witzigen Einfälle lachen.

D. Gehn Sie aber nie in die Komödie, gnädiger Herr?

v. B. O ja, aber ich lache nie.

D. Nie?

v. B. Bewahre! — Ich lache nie.

D. Warum aber gehen Sie hinein?

v. B. Eben um mich von den gemeinen Leuten zu unterscheiden und die Poeten zu ärgern; die Kerls werden so stolz, wenn ihre Einfälle in den Logen Sen-

sation machen. — Ich schwöre, — he he he! ich habe mich sehr oft quälen müssen, das Lachen zu unterdrücken — he he he! um sie nur nicht noch mehr aufzumuntern.

D. Sie sind gegen sich und gegen die Dichter zugleich grausam.

v. B. Im Anfange, das gesteh' ich, mußte ich mir Gewalt anthun, aber jetzt bin ich in der Uebung.

Diese Stelle steht eigentlich im Congreve, und ich möchte sie gern für meine Erfindung ausgeben, da sie für angesehene und gesetzte Leser eine so vortreffliche Vorschrift enthält, wie sie sich in Ansehung des Lachens zu verhalten haben. Jetzt aber lachen auch die jungen Leser und Leserinnen nicht mehr, und eben dadurch, daß man das Weinen und Gerührtseyn mehr ausbildet, wird man fast einseitig, und thut dem Lachen großen Eintrag. Da man nicht mehr unter uns lachen sieht, haben Einige daraus schließen wollen, man treffe auch nichts Lächerliches mehr an, nam deficiente causa etc. und das Lachen sey nur für Barbaren, es sey nichts als das Getöse, das der Marmor macht, indem er geschliffen wird, das aber mit der Politur in gleichem Grade abnimmt. Es läßt sich gegen diese Behauptung wenig einwenden, und also voraussehn, daß im künftigen goldenen Zeitalter nur die Thränen noch und der freie Wille, die Vernunft und dergleichen Privilegien seyn werden, die die Menschen vor den Thieren voraushaben, und das bisherige Monopol des Lachens wird dann vielleicht um ein Billiges diesen unterdrückten Erdbürgern zur unschuldigen Ergötzung überlassen. — Jener Wandrer also ging in der wüsten Nacht auf seiner Straße fort, wendete

sich aber bald feldeinwärts, da er das einsame Licht gewahr ward.

Als er näher kam, sah er ein kleines Haus vor sich liegen, und aus dem Zimmer herunter ertönte folgender Gesang:

Schlafe, mein Kind,
Regen und Wind
Verrauschen geschwind.
Tag und Nacht
Wechselt mit Bedacht,
Fröhlichkeit und Leid;
Drum werde früh gescheid.
Manch Glück und Unglück wirst du tragen
Lerne dankbar seyn und klagen.
Schlafe, mein Kind,
Regen und Wind
Bestandlos wie Glück und wie Traurigkeit sind.

Wer hätte aus diesem moralischen Gesange nicht geschlossen, daß hier eine überaus philosophische Mutter oder Amme ein Kind in den Schlaf gesungen? Der Alte stand eine kleine Weile nachdenkend vor der Thür; dann entschloß er sich, anzupochen.

Die Thür eröffnete sich, und eine alte Frau führte ihn in ein Zimmer, in dem eine Wiege stand, in welcher ein gesunder Knabe schlief; die Alte war die Sängerin und setzte ungestört ihre Beschäftigung wieder fort. Der alte Wanderer trocknete seine Kleider am Feuer, dann wurde ihm stillschweigend ein Abendbrod aufgetragen und man wies ihm ein Lager an. Er verwunderte sich sonst über wenig in der Welt, aber diese Aufnahme kam ihm doch sonderbar vor.

Als die Sonne aufging, erwachte er. Die Ge-

gend war wüste und ohne Berge, so weit sein Auge reichte, nur kleine Wälder und Gebüsche standen einsam in der weiten Fläche; auf dem Dache des Hauses hörte er einen Vogel singen:

Was gestern war, ist nun vorbei,
Die Luft bleibt mir lieblich und frei,
Was gestern war, weiß ich noch kaum,
Das Leben ist doch nur ein Traum,
Drum sing' ich, und bin ich nicht krank,
Ergötzt mich mein eigner Gesang.
Der Regen und Sturm ist vorbei,
Nun klingt wieder die Melodei.

Viertes Kapitel.

Eine gelehrte Disputation.

Es wird Jedermann schon errathen haben, daß der Knabe in der Wiege Niemand anders, als der Held unsrer Geschichte sey.

Der Unbekannte ging wieder zu ihm hinüber, und betrachtete den Knaben genau; er nahm eine sehr nachdenkliche Miene an, und schüttelte dann mit dem Kopfe. Die Alte war zugegen und that, als bemerkte sie es nicht.

Indem wurde an die Thüre geklopft, und die Sängerin ging hinab, um sie zu öffnen. Gleich darauf trat eine schöne Dame in's Zimmer, setzte sich ohne Umstände nieder, und Alle schwiegen still; die Dame schien müde, die Alte setzte die Wiege in Bewegung, und da der Unbekannte nichts Besseres zu thun wußte, fing er wieder an, den Knaben zu betrachten und mit dem Kopfe zu schütteln.

Indem hörte man eine Stimme, wie einen Vogel singen:

Wer Fröhlichkeit liebt,
Ist selten betrübt.
Geht Lachen und Scherzen
Nur immer von Herzen,
So läßt sich das Leben
Mit Leichtigkeit weben.
Kein Knoten beschränkt es,
Kein Verwickeln beengt es,
Zu Ende kommt der Faden sacht
Und unvermerkt die Ruh der Nacht.

Welch ein triviales Lied! sagte der Unbekannte.

Sie sind alle nicht besser, die der abgeschmackte Vogel singt, antwortete die Alte.

Das Lied ist für einen Vogel gut genug, sagte die Dame.

Ich habe mir schon Mühe gegeben, ihm andre Lieder zu lehren, fing die Alte wieder an, aber er hat einen ungelehrigen Kopf.

Zum Exempel? fragte die Dame.

Die Alte fing ohne weitere Umstände an zu singen:

Sagt, wer sind auf jenen Matten,
Wo so manche Blumen blüh'n,
Die verwandten stillen Schatten,
Die in holder Eintracht zieh'n?
Schmerz und Leben heißen beide,
Beide sind sich nah verwandt,
Manchmal grüßet sie die Freude
Und das Leben reicht die Hand.
Aber dann tritt Schmerz dazwischen,
Schnell entflieht dann zu den Büschen

Freude, sie verbirgt sich in den tiefsten Hain,
Schmerz und Leben bleiben stets allein.

Das ist melancholisch, sagte die Dame.

Aber doch ächte Poesie, sagte der Unbekannte mit einem Seufzer.

So weiß ich noch hundert Lieder, antwortete die Alte, und ich singe sie alle dem Kinde vor.

Wozu soll das nützen? fragte die Dame.

Wer ist der Knabe? fragte der Unbekannte.

Die Alte erzählte: Von dem Kinde kann ich weiter nichts sagen, als daß es mir von einem unbekannten Rittersmann anvertraut worden ist. Es soll hier erzogen werden und aufwachsen. Man hat mir anbefohlen, es so viel als möglich schlafen zu lassen, denn das ist der einzige Weg, wie der Mensch so manchem Unglück, das ihm im Leben bevorsteht, aus dem Wege gehen kann. Ueber jeden Sterblichen sind viele Schicksale verhängt, und diejenigen Verhängnisse, die ihn nicht wachend treffen, fallen ihn im Schlafe an; darum kann ein Kind in Träumen so manches Unglück seines künftigen Lebens durch Angst und Thränen abverdienen, und darum singe ich ihm auch dergleichen Lieder vor, um ihn schon früh an die Abwechselungen des Lebens zu gewöhnen.

Ihr thut sehr Unrecht daran, sagte die Dame, denn dadurch wird das Gemüth des Kindes vielleicht so trübe und verwirrt, daß es eben dadurch eine Verwandtschaft zu allen Unglücksfällen bekömmt. Das Gemüth der Kinder ist ein Spiegel, in den schon durch die frühen Eindrücke das künftige Schicksal hineinwachsen kann, so daß ein solcher Mensch nachher Elend erleben muß, weil er in sich ein beständiges Unglück

wahrnimmt; alle schlimmen Zufälle treffen dann in ihm einen willfährigen Beherberger an, und so wird der Knabe künftig unglücklich, weil er jetzt Unglück träumt.

Diese Theorie ist mir ganz fremd, antwortete die Alte, aber so wird Euch die Erziehung hier neben an vielleicht um so besser gefallen. — Sie eröffneten eine Thür, und traten in ein anderes Zimmer; hier sahen sie ein Mädchen, das sie mit hellen blauen Augen aus der Wiege anlächelte. Dieses Kind, fing die Alte wieder an, ist jener jungen einfältigen Wärterin zur Erziehung anvertraut, sie läßt es schlafen, wenn es Lust hat, und aufwachen, wenn es aufwachen will, spielt mit ihm kindische, ja beinahe alberne Spiele, so daß man kein vernünftiges Wort zwischen ihnen wechseln hört. Zum Ueberfluß ist der Vogel dort vor dem Fenster noch als eine Art von Hofmeister hinzugethan, der dem Kinde unaufhörlich die trivialsten Lieder vorsingt, so daß aus dem Mädchen unmöglich eine gescheide Person herauswachsen kann, denn er singt beständig, wie sie lustig seyn soll und dergleichen.

Der Vogel saß vor dem Fenster, und sah mit klugen Augen in die Stube hinein; er war fast so groß, wie ein Pfau, und hatte ohngefähr dieselbe Gestalt.

Die ernsthafte Alte drohte ihm mit dem Finger, aber er schien es nicht zu achten, sondern schüttelte leichtsinnig mit dem Kopf, und schien von der Pädagogik der Erzieherin nichts zu halten. — Nun, mein Freund, sagte die Dame, und wandte sich gegen den Unbekannten, was sagen Sie zu dem Allen?

Daß es gewissermaßen ein Unglück ist, das Schicksal der Sterblichen vorher zu wissen, antwortete er mit einer feierlichen Stimme. Es bleibt mir das ernste

Nachdenken über alles Unglück zum traurigen Genuß, ohne jene Ueberraschung über die seltsame Art, wie sich das Elend manchmal wirft und bricht. Ohne Neugier haben wir eine unaufhörliche Begier, etwas Neues zu erschaffen, wir wissen Alles vorher, und wünschen nichts so sehnlich, als uns selbst einmal überraschen zu können.

Haben Sie das trübselige Handwerk noch nicht aufgegeben? fragte die Dame.

Nein, erwiederte der Unbekannte, gestern ist der Mann gestorben, der unter meiner Leitung Glück und Unglück erlebte. Und ich will nunmehr der Führer dieses Knaben werden, ihn beschützen, da ich vorhersehe, daß ihm viele Gefahren bevorstehn; ich will ihn mit Kühnheit begaben, und wenn er seinem Unglücke nicht entrinnen kann, so soll er's wenigstens auf eine seltsame Art endigen.

Halt ein! rief die Dame aus, du solltest doch nun schon aus der Erfahrung wissen, daß es um das Lenken des Schicksals eine mißliche Sache ist. Wie manchen guten Lebenslauf, der ohne Dich ohne Abenteuer und ohne Merkwürdigkeiten abgelaufen wäre, hast Du nicht schon verdorben? Du bildest Dir ein, Mannigfaltigkeit und Einheit zugleich hineinzubringen und hast von beiden keinen deutlichen Begriff. Deine Mannigfaltigkeit ist zu einfach und in Deiner Einheit steckt immer noch eine willkührliche Mannigfaltigkeit; für den vernünftigen Beschauer ist ein besserer Zusammenhang in dem unzusammenhängendsten Lebenslaufe.

Unbekannter. Almida, Du gehst mit meinen Arbeiten doch auch gar zu unbarmherzig um!

Almida. Nein, lieber Bernard, Du bist der

Vorläufer und Ankündiger aller schlechten Schriftsteller. Aber welcher ungeheure Unterschied! sie verderben nur schlechtes, höchstens gutes Papier, aber Du mit Deiner Wahrsagerkunst und dem bischen Zauberei ganz gesunde Lebensläufe und bekömmst weder Honorar, noch Autorexemplare dafür. Laß doch lieber das Leben ablaufen, wie es will.

Bernard. Ich kann's unmöglich mit ansehn, daß die Leute so in's weite Blaue hineinleben, und darum muß ich immer den Helden einer Geschichte vor Augen haben und ihn erziehn. Du solltest doch selbst an Deine sonstigen Schriftstellersünden denken.

Almida. Ich denke so sehr daran, daß ich nun das Gewerbe ganz aufgegeben habe; mich reut noch immer das gesunde Mädchen, der ich den einseitigen Geschmack am Mondschein beigebracht habe, noch mehr ihr Liebhaber, der sie schon vor drei Jahren geheirathet hätte, wenn er nicht ein zu großes Vergnügen am Unglücklichseyn gefunden hätte. — Ich will daher auch dies Mädchen hier, Adelheid, vor allen Abenteuern, vor glänzender Schönheit und vor einem übergroßen Verstande, der nur Mangel an Verstand voraussetzt, bewahren; sie soll auch keine seltsamen Zufälle erleben, sondern ohne sonderliches Glück und Unglück die Erde liebgewinnen und sie ohne zu großes Bedauern verlassen, wenn es nöthig ist.

Bernard. Es ließe sich aber so viel aus ihr machen —

Almida. Oder verderben! Das höchste Glück ist jenes stille Glück, das von Wenigen gekannt und genossen und von den Meisten verachtet wird.

Bernard. Ich gehöre auch zu den Meisten,

und ich will diesen Knaben hier, Peter, auf die wahre Art glücklich machen.

Almida. Welche nennst Du die wahre Art?

Bernard. Natürlich die meinige.

Almida. Wir werden nicht einig werden.

Bernard. Heute am wenigsten, weil Dir Deine jetzige Art zu denken selbst noch etwas Neues ist.

Sie verließen Beide das Haus und gingen ihre Straße.

Fünftes Kapitel.

Jugendliche Liebe.

Ein sehr schwieriges Kapitel. Lieber Leser, hier ist es für den Autor fast gar zu schwer, etwas Neues zu sagen.

Die beiden Kinder, Peter und Adelheid, wurden nämlich größer, sie sahen sich gern, und da sie ein gewisses Alter erreicht hatten, waren sie sich überaus gut.

Ich kann aber der ganzen Schilderung überhoben seyn, denn Herr la Fontaine (nicht der französische Dichter) wiederholt sie in allen seinen Büchern auf die weitläuftigste Art; und da die Leser diese Schilderungen in jedem seiner Bücher von Neuem lesen, so brauche ich sie nur darauf zu verweisen. Es wäre mir auch unmöglich, so viele Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zu erfinden, wie z. B. im Sonderlinge stehn, der weder ein Sonderling noch sonderlich ist, ob ihn gleich die nachsichtige Lesewelt

für Beides gehalten hat; die Tischlerfamilie nnd das Opferfest und das Oelen hat ihnen überaus gefallen.

Ich übergehe also hier alle Rührung, weil meine Geschichte einen weit ernsthafteren Zweck hat, und weil ich mich auch nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen darf. Ich bin nämlich gar nicht gesonnen, einen sogenannten historischen Roman zu schreiben, und dadurch die Wahrheit zu verstellen und die Geschichte ungewiß zu machen, sondern Alles ist auf Dokumente gegründet, wie ich schon in einem vorigen Kapitel sagte, und ich will lieber den Vorwurf der Langenweile tragen, als die Weltgeschichte konfus machen, indem ich den Blaubart anders darstelle, als er wirklich gewesen ist.

Der Knabe war groß geworden, Adelheid ebenfalls, und es traf sich, daß Beide an einem Tage aus dem Hause abgeholt wurden, um ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Die philosophische Wärterin, so wie die Unbefangene wurden versorgt.

Sechstes Kapitel.

Die Klippe.

Die Burg und die Güter des jungen Peter waren nach dem plötzlichen Tode seines Vaters von habsüchtigen Anverwandten in Besitz genommen; ein alter Ritter hatte den Knaben Peter Berner ihren Nachstellungen entrissen und ihn in der abgelegenen Wohnung erziehen lassen. Jetzt war der Knabe erwachsen, und der Ritter hatte mehrere Ritter und eine Anzahl

von Knechten versammelt, um ihn wieder zu seinem Rechte zu verhelfen.

Peter Berner kam mit dem alten Ritter, der auch ein weitläuftiger Verwandter von ihm war, bei dem kleinen Heere an. Alle waren voller Muth, als sie ihren künftigen Herrn erblickten; sie leisteten ihm den Eid der Treue und beschlossen, die Burg sogleich zu belagern.

Der junge Peter hatte sich um keine Gelehrsamkeit bekümmert, er hatte immer unbesorgt von einem Tage zum andern hinübergelebt und sich ohne sonderlichen Nutzen tiefsinnige Lieder und weise Sprüche von seiner alten Wärterin vorsagen lassen. Oft hatte er sich in der Stille nach Krieg und Streit gesehnt, und nichts war ihm daher erwünschter, als sich plötzlich in ein Leben versetzt zu sehn, das bis dahin seine höchste Hoffnung gewesen war.

Er ließ sich also bewaffnen und Schwert und Schild reichen, sein alter Vetter schlug ihn zum Ritter, und nun war Peter eifrigst bemüht, mit seinen Verwandten in der Burg in nähere Bekanntschaft zu treten. Dazu ereignete sich bald eine Gelegenheit. Die Belagerten thaten einen Ausfall, und es entstand ein blutiges Gefecht. Peter verwunderte sich über seine eigne Tapferkeit, da er zum ersten Mal die Waffen führte, und alle Ritter prophezeieten, daß aus ihm ein sehr braver Kämpfer werden würde.

Die Anverwandtschaft, die sich der Burg bemächtigt hatte, hatte ihn sogleich bei seinem Erscheinen für ein unächtes, untergeschobenes Kind erklären lassen. Für und gegen diese genealogische Meinung wurde auf beiden Seiten heftig gestritten, und die Unter-

suchung wurde mit solchem Feuer betrieben, daß mancher Ritter und Knecht für todt in der Abhandlung liegen blieb, ehe sie noch zu Ende gebracht war. Die in der Burg wollten anfangs gar nicht von ihrer Behauptung weichen, aber sie sahen sich doch am Ende genöthigt, Frieden zu schließen. Durch diesen Friedensschluß wurde Peter ein ächter und wahrer Sohn, und Derjenige wurde sogar für einen Nichtswürdigen von Allen erklärt, der seine Aechtheit je wieder bezweifeln würde. Der Gegenpart hatte seinen Irrthum so heftig eingesehn, daß er es gern mit unterschrieb, als die Uebrigen diesen Irrthum künftig bei Todesstrafe untersagten.

Peter war nun Herr von seiner Burg, die Verwandten gaben alle Ansprüche auf, und zogen sich in ihre eigenen Ländereien zurück; sie lebten seit dieser Zeit in einem sehr freundschaftlichen Umgange, ja sie würden ohne Zweifel auch Briefe gewechselt haben, wenn Peter die edle Kunst des Schreibens und Lesens inne gehabt hätte. Da er aber ein ungebildeter Naturmensch war, besuchten sie sich nur zuweilen, und schmausten mit einander.

Der junge Rittersmann übte sich in der Einsamkeit fleißig in den Waffen, so daß man ihn in kurzer Zeit für den tapfersten und gewandtesten im ganzen Lande hielt. Er hatte seine jugendliche Liebe und Adelheid bald vergessen, er brachte seine ganze Zeit entweder im Waffensaale, oder im Walde auf der Jagd zu.

Er hatte sich an einem Tage auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt, und suchte eben nach dem Rückwege, als ihm plötzlich aus einem Busche ein

alter Mann entgegentrat. Der Alte ging ohne Umstände auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, worüber sich Peter sehr verwunderte. Kennest Du mich nicht? rief der Alte aus.

Nein, antwortete Peter.

Erinnerst Du Dich meiner nicht?

Nein.

Ich heiße Bernard.

Wenn auch, ich kenne Euch nicht.

Bernard erzählte nun dem Helden der Geschichte, was unsere Leser schon wissen, daß er Niemand anders sey, als ein weiser Mann und ein Zauberer, und daß er ihn schon in der Kindheit gekannt und beschützt habe. Peter hörte seine Erzählung geduldig an, und freute sich nachher, ihn kennen zu lernen.

Sie gingen nun mit einander. Peter betrachtete seinen Beschützer genau und war nicht ganz mit seiner Gestalt zufrieden. Der Alte hatte mehr Lächerliches als Ehrwürdiges in seinem Aeußern, und Peter konnte ihm daher unmöglich vielen Verstand, oder viele Macht zutrauen.

Als sie an einen freien Platz gekommen waren, setzte sich Bernard nieder, und bat den Ritter, ein Gleiches zu thun. Sie ergötzten sich erst eine Weile an der lieblichen Aussicht, dann sagte der Alte:

Ritter, Ihr müßt nicht glauben, daß ich mich Eurer ohne Noth so sehr annehme; tausend Gefahren stehn Euch bevor, und Ihr werdet ihnen ohne meine Beihülfe unterliegen. Ihr seyd unter einem ungünstigen Gestirn geboren, und es wird viel Kunst kosten, den unglücklichen Einfluß unschädlich zu machen. Bei nächster Gelegenheit will ich Euch mit Eurer mäch-

tigsten Beschützerin bekannt machen, gegen deren Gewalt die meinige nur unbedeutend ist.

Also giebt es doch Zauberer? fragte Peter.

Wer zweifelt daran? antwortete Bernard, und ich selbst bin ja eben der beste Beweis davon. Glaubt mir, ohne etwas Zauberei kann gar nichts aus Euch werden, ohne sie kommt Ihr gar nicht durch die Welt, folglich je früher Ihr Euch dazu bequemt, je besser ist es für Euch.

An mir soll's nicht fehlen, antwortete Peter.

Nun gut, fuhr Bernard fort, jetzt ist ein wichtiger Augenblick für Euch, Euer ganzes Leben steht jetzt still, und alle Gestirne machen Halt, um dann bald eine neue Epoche anzufangen. Alles Glück der Welt wird ein Mensch niemals in seinem Lebenslauf vereinigen können, und der ist schon selig zu preisen, dem so wie Euch die Wahl gelassen wird. Auf welche Art wünscht Ihr also glücklich zu seyn? Wollt Ihr Reichthum, Ehre, Glück gegen jeden Feind, Liebe? Nennt itzt was Ihr wollt, und es ist Euch gewährt; aber sammlet ja Eure Gedanken vorher.

Peter sah seinen Freund zweifelnd an, der ihm hier mehr Glück anbot, als die Lotterie ihm je gewähren kann, ja als kaum Herr S. für 1 thlr. 8 gr. in seinem Himmel auf Erden verspricht. Er dachte nach, ob ihn der Unbekannte nicht etwa für einen Narren hielte.

Wählt! rief Bernard, ehe der günstige Augenblick vorüberfährt.

Nun, weil es denn so seyn muß, sagte Peter, so gebt mir nur Glück gegen meine Feinde, und alles Uebrige mag zum Henker gehn.

Es ist Euch gewährt, sagte Bernard feierlich; aber Ihr müßt wissen, daß sich nun das übrige Glück zusammenzieht, um diesem Platz zu machen und Euer Unglück durch zu lassen. Ihr habt auch hier zu wählen; darum sagt mir ohne Bedenken, welche Sorte von Unglück ist Euch nunmehr gefällig?

Peter bedachte sich eine ganze Weile, denn es kam ihm ein wenig zu frech und unverschämt vor, sich selber sein Unglück aus dem unermeßlichen schwarzen Heere auszulesen. Er konnte keine Wahl treffen und keinen Entschluß fassen, so viel Mühe sich auch der Alte gab, ihm einzuhelfen. Von dem schlimmsten Elende mag ich gar nicht reden, rief Bernard endlich ungeduldig aus, aber wenn ich Euch als Freund rathen soll, so wählt unter den drei Uebeln: Schande, Unglück mit Euren Weibern, oder Kindischseyn im Alter.

Halt! sagte Peter, ich nehme das Unglück mit Weibern an, und zwar aus mehr als einer Ursache. Denn erstlich liegt in den Worten die Prophezeiung, daß ich mehrere Weiber haben werde, welches mir nicht unlieb ist, zweitens kann man mit diesen schwachen Geschöpfen noch immer am ersten fertig werden. Also, dabei bleibt es.

Ich hätte Euch, antwortete Bernard, zu dem Kindischseyn gerathen; ein Unglück, das so unbedeutend ist, daß es die meisten Menschen für Glück achten; indessen Ihr habt einmal gewählt, und dabei muß es also sein Bewenden haben. Ich mag Eure Wahl nicht zu sehr mißbilligen, um Euch den Handel nicht zu verleiden, aber ich wette, daß Euch diese Worte noch gereuen. Denn da alles übrige Unglück

Eures Lebens sich nun über Eure Weiber zusammenzieht, so werdet Ihr auch mehr zu leiden haben, als die gewöhnlichen Ehemänner, besonders da Ihr in dem irrigen Wahne steht, daß Ihr mit einem zarten, schwachen Geschlechte zu thun habt.

Ihr seyd ja ein Weiberfeind, sagte Peter.

Bernard antwortete: Nur allein Erfahrung spricht aus mir; lernt die Weiber nur früh kennen, damit Ihr nicht Euer ganzes Schicksal verwünscht. Lieber Ritter, nie lernt man sie zu Ende kennen, und je mehr Mißtrauen man in sie setzt, desto sicherer ist man. Doch genug, daß Ihr nun doch ein großer und merkwürdiger Mann werdet, ein Mann, der durch ganz Europa berühmt seyn wird, dessen Namen sogar die Kinder im Munde führen. Nur noch eins: Hütet Euch vor den Tollen; die Verständigen unter den Männern können Euch nicht schaden, aber ich glaube es an Euren Lineamenten wahrzunehmen, daß Ihr von einem Wahnsinnigen Alles zu befürchten habt.

Aus der Tollheit, rief Peter, mache ich mir gar nichts, denn einen wahnsinnigen Menschen verachte ich gleichsam, und ein solcher wird nie im Stande seyn, mir zu schaden; denn warum? er hat keinen Verstand.

Dies war die erste Gelegenheit, bei der sich eine gewisse Blödsinnigkeit im Peter zeigte, die ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Bernard bemerkte diesen Zug in seinem Charakter mit Bedauern, denn er paßte so ganz und gar nicht in das Ideal, das er sich von seinem Helden gemacht hatte. Denn wie falsch der obige Ausspruch Peters sey, brauche ich wohl nicht erst auseinander zu setzen.

Sie gingen weiter, und Bernard führte seinen Freund auf wunderbaren Fußsteigen durch den Wald und über Felsen; sie stiegen immerfort eine Anhöhe hinan, und endlich standen sie oben.

Eine einzige spitze Klippe war der Gipfel des Gebirges, und von hier sah man hinab in ein unermeßlich tiefes Felsenthal, durch das sich ein Waldstrom drängte und schäumte und wie geängstigt zwischen den Klippen ächzte. Es war schrecklich, den Blick die schroffe Felsenwand hinabgleiten zu lassen, und über die Felsenrücken hinweg, die wie kleine Hügel da standen, zum Strom tief hinab, der nur wie ein Silberfaden da lag, und von dem kein Ton in die Höhe und durch die stille Einsamkeit hinaufdrang. Peter sah sich wild in der Gegend um, und schaute hinunter, und stieg beherzt und ohne zu wanken auf den äußersten Stein der Klippe, und beugte sich nach dem Thal hinüber. Der Alte schrie laut auf, und warf sich vor Schwindel auf den Boden, da er die menschliche Gestalt so abgerissen hoch oben hängen sah. Peter mußte zu ihm kommen, und sie traten den Rückweg an.

Du gefällst mir gar nicht, fing der Alte nach einigem Stillschweigen an; ich habe Dich hieher gebracht, um zu sehen, wie sich Dein Geist bei'm Anblick der unermeßlichen Natur äußern würde. Der Schüchterne, der vor den schwindlichten Tiefen und vor der Allmacht der weitliegenden Welt zurückbebt, der zittert, da er die großen Glieder der Muttererde gewahr wird, ist nicht für den Ruhm gemacht. Aber wessen Auge hier glänzt, wessen Herz sich hier erhebt, und der sich und alle seine Kräfte zuerst hier kennen

lernt, der ist ein Mann; er wird seine Größe und seinen Ruhm ertragen können, doch muß er auch seine Menschlichkeit fühlen und mit Ehrfurcht vor der Hoheit der Welt dastehn, sich nicht vermessen und über seine eigne Kleinheit hinwegsehen; ein solcher, der nie schwindelt, ist frech, aber nicht muthig; für ihn ist es nichts Großes, die Gefahr zu verachten, da er sie durchaus nicht fürchten kann. — Nein, Ritter, Ihr werdet tapfer seyn, aber nie erhaben, Eure Feinde aus dem Felde schlagen, aber sie nie besiegen. Euer Verdienst und Euer Glück sind so unzertrennlich, daß kein Auge sie von einander sondern kann.

Siebentes Kapitel.

Der Kopf.

Unter solchen weisen Gesprächen hatten sie den Weg zurückgelegt, und Bernard bestellte den Ritter in der künftigen Woche wieder auf denselben Platz im Walde; dann zeigte er ihm den Weg nach seinem Schlosse.

Peter kam mit vielen neuen Gedanken auf seiner Burg an, er überdachte sein künftiges Schicksal, das er sich selber ausgewählt hatte. Er überlegte, ob er sich auch die rechten Loose ausgesucht habe, und war doch mit sich selber unzufrieden, wie denn der Mensch nie mit seinem Schicksale zufrieden ist, es mag ihn unvermuthet treffen, oder er mag es vorher wissen. Er ließ alle Güter des Lebens vor sich vorübergehn, und verwünschte am Ende die wunderliche Einrichtung

des menschlichen Verhängnisses, daß es dem armen Menschen nicht gegönnt sey, Alles durch einander und zu gleicher Zeit zu genießen.

Er war sehr unruhig und wartete mit vieler Sehnsucht auf den Tag, an welchem er den alten Bernard wiedersehn sollte; denn dieser hatte ihm versprochen, ihn zu der wunderbaren Frau zu führen, die eigentlich die Zügel seines Verhängnisses lenke. Er machte tausend Plane, er wünschte nichts so sehnlich herbei, als die Zukunft, um seine Feinde besiegt zu sehn, sein Gebiet vergrößert, seine Reichthümer vermehrt und seinen Ruhm durch das Land ausgebreitet. Wie viel Bilder entwickelten sich aus seinem Gehirne! Er vergaß in seinen Aussichten sein ganzes gegenwärtiges Leben.

Endlich erschien der bestimmte Tag. Ohne Begleiter ging er wieder nach dem Waldplatze, und fand schon den alten Bernard, der unter einer Eiche saß und auf ihn wartete. Sie gingen stillschweigend neben einander hin, und Peter war auf etwas Großes und Seltsames gespannt.

Sie verließen bald den großen Weg und gingen durch ein einsames Felsengewinde; sie kamen in eine Gegend, in der Peter noch nie gewesen war, steile Hügel lagen umher, einzeln Gesträuch war wild und unordentlich dazwischen gewachsen, kein Fußsteig führte durch das Labyrinth und man hatte keine Aussicht umher, sondern ging immer zwischen den Felsen hindurch, bald wie durch kleine Grotten und Hallen, bald stieg man wieder empor, bald senkte sich der Weg.

Jetzt standen die Wanderer vor einer schwarzen

Felsenmauer, vor der ein zottiger großer Hund lag und Wache zu halten schien. Bernard näherte sich, sprach einige unverständliche Worte und schmeichelte ihm, worauf sich der Hund freundlich spielend zur Erde niederwarf und aus Lustigkeit seinen schwarzen Pelz durcheinander schüttelte. Dann rührte der Alte die Felsenwand an und plötzlich zeigte sich dicht über dem Boden eine kleine Oeffnung; Bernard stieg hinein und Peter mußte ihm folgen.

Wie auf Stufen stieg man inwendig in die Dunkelheit des Felsens hinab, der Weg war naß und schlüpfrig und Peter hielt sich an dem kalten vorragenden Gestein in der Höhlung. Nach einer langen Wanderschaft standen sie in einem großen, geräumigen Saal, der aus Kristallen, Muscheln und glänzenden Steinen zusammengesetzt war; ein ungewisses röthliches Licht schimmerte herein und belebte die wunderbaren Gestalten der Felsen und Mauern, man konnte keine Oeffnung entdecken, durch die der Lichtstrahl in diesen unterirdischen Dom herunterzitterte. Wie kleine Quellen lief es die Wände hinab und unter dem Fußboden hinweg und dadurch erklang ein seltsames Getön, wie Harfensaiten, die vom Winde angerührt werden. Der singende Regen goß sich von allen Wänden herab und verschwand im Boden. Das unbegreifliche Licht und die wunderlichen Töne machten auf den Ritter einen seltsamen Eindruck.

Nach einer kurzen Ruhe ging Bernard weiter. Die Höhle schien weiter keine Oeffnung zu haben, und doch entdeckte sich jetzt ein Gang im Hintergrunde, der unermeßlich schien und ohne Gränzen, als Peter näher trat. Eine sonderbare Finsterniß, durch die einzelne

Lichtstrahlen zuckten, blendete ihn, und er konnte nur tappend, langsam und mit Mühe seinen Weg fortsetzen.

Plötzlich war es, als wenn er Wälder rauschen hörte, als wenn feine Stimmen von oben hereinfielen. Bernard stand still und sagte, daß es nichts als der Klang der Luft sey, die in solchen Tönen durch die unterirdischen Gemächer ziehe. Sie stiegen nun auf breiten Stufen aufwärts und traten in ein großes Gemach, das schöner als das erste mit Kristallen und Steinen ausgelegt war. Das Licht fiel durch eine große Glasthür, durch die man Felsen und blinkendes Gestein und nasses Moos wahrnahm. Peter war von der seltsamen Wanderung ganz betäubt, ihn setzte nichts mehr in Erstaunen, er überließ sich ganz seinem Führer und den Eindrücken der Gegenstände.

Wir müssen nur die Hausfrau aufsuchen, sagte Bernard und trat aus der Glasthür heraus. Peter folgte ihm. Die Felsenwand lag hoch und kraus dicht vor ihnen, sie stiegen zwischen den Steinen hinauf und standen nun in einem wunderlichen Thale, das von beiden Seiten mit schroffen, unermeßlich hohen Felsenwänden eingefaßt war, die blendend weiß da standen, und zwischen denen die Sonne herunterschien. Ein einsamer Wind wehte dazwischen und die großen Eichenwälder oben sahen von unten aus, wie kleines, kaum bemerkbares Moos, das grünlich auf dem Rande der Mauer schimmerte. Bernard zog ein Birkenblatt aus der Tasche und pfiff darauf so laut, daß der schneidende Ton kreischend durch das Thal hinlief und sechsfach wiederhallte. Plötzlich, ohne daß man begreifen konnte, wo sie her kam, stand eine kleine, ein-

geschrumpfte, weißliche Figur vor ihnen, die sie freundlich grüßte und mit ihnen in das Gemach zurückstieg. Sie setzte sich in eine Nische und nahm eine Art von Scepter in die Hand. Was wollt Ihr? fragte sie dann mit einem schnarrenden Tone.

Bernard erzählte ihr nun, daß der vor ihr stehende junge Ritter Peter Berner sey, den sie schon immer geliebt habe und daß er sich jetzt den weiten und beschwerlichen Weg nicht habe verdrießen lassen, um sie näher kennen zu lernen. Die Alte wurde mit jedem Worte freundlicher, sie lobte den Ritter und versprach ihm viel Glück. Sie erzählte, daß sie eben jetzt auf der Jagd gewesen sey, die sie am meisten vergnüge, so theurer Gesellschaft wegen aber wolle sie ihren lustigen Zeitvertreib gerne aufschieben.

Peter dankte auf eine so galante Weise, als es ihm nur möglich war, er sagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre vortreffliche Wohnung, über ihre Art sich auszudrücken, und die freundliche Alte war mit Allem sehr zufrieden. Sie sagte endlich: Aber wir wollen nur auf das eigentliche Thema unserer Rede kommen. Ich habe Euch, Ritter, nämlich rufen lassen, um Euch noch glücklicher zu machen. Ihr seyd tapfer und brav, aber es mangelt Euch Weisheit und Verstand; Euer Kopf ist geschickt, den Helm zu tragen und manchen Schwertstreich des Feindes auszuhalten, aber nicht klugen Rath zu ersinnen, und deswegen muß ich Euch darin beistehn. Ihr seyd jetzt jung und es steht vorauszusehen, daß Ihr mit den zunehmenden Jahren immer dummer werdet, denn Ihr habt eine unvergleichliche Anlage dazu.

Peter war im Begriff, böse zu werden, er nahm sich aber noch zusammen, um zu sehn, was aus dem Allen folgen würde.

Ihr habt Euch darum, fuhr die Alte fort, so ganz ohne Vernunft ein höchst elendes Unglück ausgesucht, und blos deswegen muß nun Euer ganzes Schicksal eine andre Richtung nehmen. Damit Ihr also in Zukunft nicht ähnliche Streiche macht, muß ich Euch einen Freund mitgeben, der für Euch denkt, da Euch diese Arbeit zu beschwerlich wird.

Sie schlug mit ihrem Stabe an die Wand, und sie that sich auf, wie ein Schrank. Bedächtig nahm sie einen kleinen bleiernen Kopf heraus und gab ihn Petern, der ihn mit Erstaunen betrachtete. Der soll Euch rathen, sagte die Alte; fragt ihn, so oft Ihr wollt, er wird der Antwort wegen nie in Verlegenheit seyn; er weiß immer vorher, was Ihr im Kriege zu thun oder zu lassen habt, er kennt jede Gefahr; hört daher auf seinen Rath und laßt ihn vor allen Dingen ein eignes verschlossenes Zimmer bewohnen, damit er nicht von Narren gestört und so sein Verstand unnöthigerweise verschwendet werde. Nehmt diesen goldenen Schlüssel; damit könnt Ihr die Thür verschließen, wo er wohnt, und wenn Ihr damit den Kopf berührt, wird er antworten.

Peter betrachtete den bleiernen Kopf genau und glaubte etwas Moquantes in seiner Physiognomie zu bemerken. Die Alte aber sagte, er solle sich dadurch nicht irre machen lassen, diesen spöttischen Zug hätten alle kluge Leute. Peter bedankte sich für den erhaltenen bleiernen Staatsminister und versprach, ihn in großen Ehren zu halten, ihn auch nicht gar zu oft

um Rath zu fragen, damit sich sein Verstand nicht etwa abnütze. Die Alte entließ ihn hierauf sehr gnädig.

Er trat mit seinem Führer, der indessen kein Wort gesprochen hatte, den Rückweg an; Beide waren stumm und Peter war nur besorgt, seinen rathschlagenden Kopf gesund und wohlbehalten aus den engen Felsengewinden herauszubringen. Der Rückweg war fast noch beschwerlicher, als der Hinweg; sie kamen endlich tappend und stolpernd in das klingende Gewölbe, und von da gingen sie die schmale und schlüpfrige Steintreppe hinauf. Endlich mußten sie still halten. Bernard klopfte laut an die Mauer; eine unfreundliche Stimme fragte: Wer da? Gut Freund, sagte der Führer, und der Hund, der die Stimme kannte, eröffnete den Felsen.

Sie standen wieder im Freien, der Hund war vergnügt, und nachdem ihm Bernard lange geschmeichelt hatte, brachte er den Ritter wieder nach dem Platz im Walde, wo sie sich getroffen hatten. Sie nahmen zärtlichen Abschied und Peter ging auf sein Schloß zurück.

Achtes Kapitel.

Mechthilde.

Peter betrachtete seinen bleiernen Kopf genauer und konnte immer noch nicht begreifen, wie ein so kleines unscheinbares Ding guten Rath ertheilen könne. Er wußte nicht, ob ihn Bernard und die Fee um die

Wette foppten, oder ob wirklich etwas an den vorgegebenen Dingen sey. Indem er den Kopf genauer betrachtete, setzte ihn der kluge Blick und der spöttische Zug um den Mund gewissermaßen in Verlegenheit; er stellte daher den Kopf auf einen Tisch und fuhr dann in seinem Nachdenken fort.

Sollte man nicht, sagte er zu sich selber, manchmal glauben, man träume? Wahrhaftig, ich wäre jetzt im Stande, alle Feen- und Geistergeschichten zu glauben; denn wenn ich die Sache nur etwas genau überlege, so giebt es im Grunde gar keinen Aberglauben. Wer darf an den alten Orakeln zweifeln, wenn ich sogar einen bleiernen Kopf vor mir sehe, der mit einer zuversichtlichen Miene da steht und im Ratherteilen vielleicht seines Gleichen sucht.

Er ließ nun ein schönes Zimmer aufputzen, dem seinigen gegen über, das diesem Kopfe zur Wohnung bestimmt war. Er stellte ihn hier in einen schönen Schrank, und ging zu wiederholtenmalen hin, um ihm den Schlüssel anzulegen und sich Rath ertheilen zu lassen. Der Kopf gab ihm zuerst den Rath, sich eine Haushälterin zu suchen, die seiner Wirthschaft vorstehen könnte, damit er lieber von einer Person, als von vielen Knechten betrogen würde; denn, schloß der bleierne Kopf, der Betrug, den man von einem Einzigen leidet, ist kaum noch Betrug zu nennen; nehmen sich aber im Hauswesen Viele dieses nöthigen Geschäftes an, so geht darüber die gute Ordnung zu Grunde.

Peter erstaunte nicht wenig über die Weisheit des Kopfes und folgte sogleich seinem Rathe. Er reiste im Lande umher und fand endlich ein Mädchen,

das ihm gefiel. Sie hieß Mechthilde und war nicht mehr jung, und eben deswegen traute ihr der Ritter mehr Verstand und Erfahrung zu. Außerdem gefiel ihm ihre Schönheit, denn sie hatte schwarze, sehr lebhafte Augen, ihr Betragen war sehr gefällig und munter, so daß Peter sehr von ihr eingenommen ward. Sie schlossen den Vertrag und Peter nahm Mechthilden als Haushälterin mit auf sein Schloß.

Der Ritter glaubte, man könne einen guten Rath dadurch am bequemsten noch besser machen, daß man von seiner eigenen Klugheit etwas hinzuthue und so die fremde Weisheit mit eigener Vernunft beschlage. Aus dieser Ursache verliebte er sich sehr bald in Mechthilden, theils damit sie ihn dann um so weniger betrügen möchte, und zweitens, um eine Frau zu sparen. Auf diesem Wege dachte er am bequemsten dem geweissagten Unglücke mit den Weibern zu entgehen. Mechthilde war auch dem Ritter nicht abgeneigt, denn sie sah ein, daß er ein junger, unerfahrner Mensch sey, und daher glaubte sie, würde es ihr leicht werden, ihn zu beherrschen. Peter wollte Mechthilden nicht heirathen, damit nicht schon mit ihr sein Weiberunglück anhebe; sie hatte einen eben so starken Widerwillen gegen die Ehe, weil sie gern ihre Freiheit behalten wollte, und so kamen denn Beide endlich dahin überein, daß sie als seine geliebte Haushälterin oder seine haushälterische Geliebte bei ihm blieb. Peter setzte sein ganzes Vertrauen auf sie und bekümmerte sich seit der Zeit gar nicht um die Hauswirthschaft, so daß Mechthilde nach kurzer Zeit die eigentliche Gebieterin in der Burg wurde.

Ohngeachtet ihr Peter Alles vertraut hatte, so

hatte er ihr doch das Geheimniß mit dem bleiernen Kopfe verschwiegen, weil er gern Etwas für sich behalten wollte, was er nur allein wüßte; er ging aber fleißig in die Kammer und fragte seinen Freund heimlich um Rath, und richtete nach seiner Meinung alle seine kleinen Fehden und Kriege ein. Er besiegte seine Nachbarn in allen Zweikämpfen, alle Fehden gingen ihm glücklich von der Hand, so daß er wohl einsah, sein bleierner Kopf sey nicht zu verachten.

Um die Zeit wurde ihm von einem sehr reichen und mächtigen Ritter eine Fehde angekündigt. Peter ging in seine Rathsstube und hörte, was der Kopf dazu sagen würde. Dieser prophezeiete ihm alles Glück, nur schloß er seine Weissagung damit, er möchte nach geendigter Fehde schnell zurückkehren, weil er sonst in seinem eigenen Hause ein großes Unglück erleben könnte. Der Ritter versprach diesen guten Rath zu befolgen, versammelte alle seine Knechte und Reisigen und machte sich fertig, sein Schloß zu verlassen. Er hatte Mechthilden immer die Schlüssel zu allen Zimmern übergeben, ihr aber noch nie den goldenen Schlüssel anvertraut; heute aber hielt er es für unedel, gegen seine Geliebte mißtrauisch zu seyn; er übergab ihr daher auch diesen Schlüssel, verbot ihr aber bei seinem Zorn und bei seiner Ungnade, dieses Zimmer zu betreten. Mechthilde versprach es ihm feierlich, und der junge Peter reiste mit großer Zufriedenheit ab.

Indem sich Peter mit seinen Feinden herumschlug, untersuchte Mechthilde alle Zimmer der Burg, sie besann sich nicht lange, sondern ging auch in das Gemach, das zu besuchen ihr so strenge verboten war. Sie sah nichts Merkwürdiges im ganzen Zimmer und

wunderte sich über die Thorheit des Ritters, der mit diesem Zimmer gerade so geheim gethan hatte. Als sie sich genauer umsah, fand sie den Schrank mit dem kleinen bleiernen Kopfe. Die Sache kam ihr bedenklich vor, und sie betrachtete den Kopf sehr genau; es war im Zimmer etwas dämmerig, und sie wußte daher nicht, ob sie ihren Augen trauen solle, als es ihr vorkam, als wenn der Kopf seine Mienen veränderte. Sie hielt den goldenen Schlüssel in der Hand und legte ihn durch einen Zufall an den Kopf, indem sie fragte: Ich möchte doch wohl wissen, was der Ritter mit diesem kindischen Spielzeuge macht. — Er fragt mich um Rath, antwortete der Kopf sehr behende, denn ich weiß Alles und von mir ist viel zu lernen!

Mechthilde erschrak erst ein wenig; doch begriff sie bald das ganze Geheimniß. Sie wollte diese Entdeckung nicht ohne Nutzen gemacht haben, und fragte deswegen den kleinen Wahrsager nach ihrer Familie, nach der Zukunft, ob sie heirathen sollte und dergleichen, so daß der Kopf genug zu thun hatte, um nur die passenden Antworten hervorzubringen. Mechthilde vergaß über diese unterhaltende Conversation Mittags- und Abendessen, sie schloß sich in dem Zimmer ein und schöpfte unermüdet die geheimnißreiche Weisheit. Da sie merkte, daß der Kopf sehr gründliche Kenntnisse hatte, so ließ sie sich auch am Oberflächlichen nicht genügen, sondern fragte immer weiter nach und brachte es, als es gegen Mitternacht kam, dahin, daß sie klüger war, als ihr Lehrer. Ihr ging am Ende selbst der Kopf von dem wunderlichen Zeuge herum, ihr Geist, der plötzlich so gewachsen war, fühlte sich in ihrem Körper zu beengt, aber sie hörte doch nicht

eher auf, sich zu unterrichten, bis ihr Lehrer nicht mehr zu antworten wußte und bei allen Fragen stumm blieb, so daß sie wohl merken konnte, er habe sich nun mit seiner Weisheit erschöpft. Es war diesem Lehrmeister so gegangen, wie manchem Liebhaber, der sich gegen seine Geliebte ausgesprochen hat und kein Wort mehr zu sagen weiß, so daß Beiden nachher nothwendig die Zeit lang werden muß. Mechthilde legte sich nun schlafen und war in allen geheimen Künsten der Zauberei, so wie der Weltweisheit, wohl erfahren.

Am folgenden Tage kehrte der Ritter zurück; schon seit drei Tagen war der Feind aus dem Felde geschlagen, und er hatte sich nur noch auf dem Schlosse eines guten Freundes verweilt, wo er ein Fräulein hatte kennen lernen, das ihn die Rückkehr fast ganz hatte vergessen machen. Jetzt kam er wieder, um sich bei seinem Kopfe Raths zu erholen, ob er sie heirathen sollte, oder nicht. Er ging daher sogleich in das Zimmer, legte den Schlüssel an den Kopf und ihm die Frage vor. Er erstaunte nicht wenig, als der Kopf gar kein Zeichen des Lebens und Verstandes an sich spüren ließ, sondern ganz stumm und kaltsinnig die Frage anhörte. Er schlug mit der Wünschelruthe des Schlüssels an, aber vergebens; er wurde zornig und hielt den Kopf für tückisch und verstockt, daß er nur aus Eigensinn nicht antworten wollte, er berührte und schlug ihn daher mit dem Schlüssel ziemlich unsanft, aber Alles war umsonst. Er faßte endlich den Verdacht, daß Mechthilde ihm den Kopf möchte verdorben haben, da er sich überdies erinnerte, daß ihn die unterirdische Fee gewarnt hatte, nicht zu viel zu fragen, weil sich das Orakel sonst leicht erschöpfen möchte.

O, dies ist, rief er, das Unglück, vor dem mich der Kopf selber gewarnt hat! Nun ist es zu spät und ich bin verloren.

Er stürmte auf Mechthilden zu, die seine Wuth wohl vermuthet hatte. Nichtswürdige! schrie er heftig, schaff mir meinen Verstand, schaff mir meinen Rathgeber wieder! Seine Einsicht ist jetzt fort, er weiß kein einziges Wort mehr vorzubringen.

Er zog den Degen, um die Haushälterin zu tödten; Mechthilde fiel ihm zu Füßen. Warum bist Du in das verbotene Zimmer gegangen? schrie er laut.

Mechthilde bat um Gnade und versprach, es niemals wieder zu thun; doch damit war dem Ritter wenig geholfen. Er wollte ihr ohne weitere Umstände den Kopf abhauen, da sie ihn nur noch um eine kleine Geduld ersuchte.

Warum habt Ihr mich, sprach sie, so in Versuchung geführt? Wenn ich nicht hätte neugierig seyn sollen, so hättet Ihr mir auch keine Veranlassung zur Neugier geben müssen. Was kann ich dafür, daß ich so eingerichtet bin, wie es alle Frauenzimmer sind? Ihr selbst seyd jetzt an Eurem Unglücke Schuld. Konntet Ihr nicht Euren verwünschten Schlüssel behalten? Warum mußtet Ihr ihn denn mir in die Hände geben?

Weil ich Dir traute, sagte Peter.

Ihr hättet mir nicht trauen sollen, antwortete Mechthilde. Daß Weiber nicht neugierig seyn sollten, ist eben so unmöglich, als daß die Sonne kein Licht verleiht, daß der Tiger nicht auf Raub ausgeht, daß auf heute nicht Morgen folgen sollte, oder daß Ihr

einen Schimpf, den man Eurer Ehre anthut, geduldig einstecken könntet.

Also ist es Eure Natur so? fragte Peter besänftigter.

Allerdings! Und darum muß uns jeder vernünftige Mensch auch diese Neugier zutrauen. Wer aber seinen ganzen Verstand in einen bleiernen Kopf eingeschlossen hat, der verdient es freilich auch, daß er übel anläuft, und darum ist Euch in so weit ganz recht geschehn.

So verwünsch' ich Euer ganzes Geschlecht! rief Peter in der höchsten Wuth aus; so seyd Ihr nicht werth, daß Euch die Erde trägt, und ist es eine Wohlthat für alle Männer, Euch auszurotten. Ich will keiner von Euch mehr trauen, ich will so viele abstrafen, als mein Schwert nur erreichen kann, und mit Dir will ich den Anfang machen.

Mechthilde sagte ganz gelassen: Gebt Euch keine Mühe, denn dagegen habe ich eben von Euerm Kopfe Hülfsmittel gelernt. Wenn Ihr nicht mein guter Freund bleiben wollt, so weiß ich Euch wohl noch zu strafen.

Hiemit berührte sie seinen Arm, und Peter fühlte sich augenblicklich so ohnmächtig, daß er das Schwert fallen lassen mußte. Er sah Mechthilden verwundernd an, die über ihn lachte und sagte: Seht, Euer Kopf hat mich sehr gute Künste gelehrt; ich denke, wir versöhnen uns wieder.

Peter ging nachdenkend in sein Zimmer; er sah ein, daß mit Mechthilden nichts anzufangen sey, that sich aber selber den Schwur, sich dafür am ganzen weiblichen Geschlechte zu rächen.

Neuntes Kapitel.

Ein zweiter Besuch bei der Fee.

Peter war nun in der größten Unruhe, weil er durchaus nicht wußte, was er thun sollte, da sein Kopf ihm die Dienste aufgekündigt hatte. Er ging hin und her, bald durch die Zimmer des Schlosses, bald in den nahen Wald, und getraute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen, weil ihm der gute Rath gänzlich mangelte. Er hoffte irgend einmal auf den alten Bernard zu stoßen; aber so oft er auch in die dunkeln, abgelegenen Büsche hineinging, kam dieser treue Freund doch niemals auf ihn zu. Bernard beschäftigte sich eben damit, den Plan recht zu überdenken, wie der Lebenslauf seines Lieblings verständig einzurichten wäre, und darüber vernachlässigte er den Ritter in dieser mißlichen Situation.

Peter lief oft verzweifelt nach jener Richtung, um den Felsenweg wieder zu finden, auf dem ihn Bernard zur unterirdischen Wohnung der Fee geführt hatte, aber er konnte auch keine Spur dieses Weges entdecken.

An einem heißen Nachmittage durchstrich er das Feld, und kam endlich an einen Wald. Er ging hinein, um der Hitze zu entfliehen und sich im Schatten abzukühlen. Er hatte den erschöpften und nunmehr unverständigen Kopf mitgenommen, und setzte sich unter einen Baum, indem er ihn genau betrachtete. Wie behende, sprach er dann wehklagend zu sich selber, ist nicht die Veränderung in dieser Welt? Worauf soll man sich noch verlassen, wenn selbst Klugheit

und Einsicht nichts Selbstbeständiges sind? Worauf soll sich der schwache, leicht veränderliche und Krankheiten unterworfene Mensch stützen, wenn es selbst dem Bleie nicht gegeben ist, die jugendliche Kraft der Phantasie, die frische Thätigkeit des Geistes zu behalten? Meinem Freunde hier waren nun die Nerven auf die Dauer gearbeitet, und doch muß er der Zerstörung der Zeit nachgeben; dennoch hat er sich überspannt, und muß vielleicht ein Bad und eine Stahlkur gebrauchen. O man tadle doch ja nicht mehr unsere alten abgelebten Dichter und Gelehrten, wenn es selbst den leblosen Dingen so geht. Es ist schlimm, daß die Vernunft sich eben so gut, wie jede andre Maschine, durch den Gebrauch abnutzt und der arme Mensch das Nachsehn hat; daß die Dummheit in uns wuchert und den Weizen gar zu leicht erstickt.

Solch Wehklagen trieb Ritter Peter, indem er seinen theuern Rathgeber mit heißen Thränen benetzte und die Augen gar nicht von ihm abwenden konnte. Er stand auf und irrte durch den Wald; bald wählte er diesen Fußsteig, bald jenen, und so geschah es endlich, daß er sich nicht wieder aus dem Labyrinthe der Eichen zurückfinden konnte.

Die Hitze war indessen vorüber, die kühlen Winde des Abends rauschten durch die Blätter. Peter verlor nun auch den Fußsteig, und mußte sich durch die dicht verwachsenen jungen Bäume drängen. Endlich erreichte er das Ende des Waldes, und die Sonne ging eben unter. Er stand auf einem Felsen, und vor ihm war eine tiefe, unabsehliche Bucht gerissen; die Strahlen des Abendroths fielen hinein auf die tausend Klippen und Felsenhügel, und dann auf die schroffe Wand, die

roth erglänzte und einen Wiederschein auf die dicht gegenüber stehende Felsenmauer warf. Der Wind ging in furchtbaren Tönen durch diese Kluft, und Peter setzte sich nieder und sah schwindelnd in den unermeßlichen Abgrund hinein.

Warum ist nun der alte Bernard nicht hier? dachte er bei sich selber. Nun schwindelt mir, so wie er es verlangt, und er würde mit mir zufrieden seyn.

Indem er noch hinuntersah, war es ihm, als wenn er die Gegend kennte, und nach einigem Nachdenken glaubte er, daß es die tiefe Schluft seyn müsse, in der die unterirdische Zauberin wohne. Je länger er den Abgrund betrachtete, je deutlicher ward ihm die Erinnerung, und er dankte endlich dem glücklichen Zufall und beschloß, in die Kluft hinabzusteigen. Wenn er die unermeßliche Höhe betrachtete, so grauete ihm innerlich, wenn er aber daran dachte, daß dadurch sein Kopf vielleicht wieder hergestellt werden könne, wenn er die alte Zauberin anträfe, so wurde sein Muth wieder fest, und er entschloß sich, den Versuch zu wagen.

Er fing also an, behutsam hinabzuklettern, indem er bald hinuntergleitete, bald von einer Klippe zur andern sprang, bald Fuß für Fuß auf den schlüpfrigen, steilen Abhang setzte. Als er schon eine Weile mit Gefahr seines Lebens geklettert war, hörte er Jemand oben, der aus vollem Halse schrie. Er sah hoch über sich, und Bernard stand auf der äußersten Klippe, und winkte ihn mit gewaltsamen Bewegungen zurück. Peter schüttelte stillschweigend mit dem Kopfe und senkte sich immer tiefer hinab, indeß Bernard oben ein Angstgeheul erhob, indem er seinen Liebling zwischen den Felsen hängen sah. Am Ende hörte Peter nicht

mehr die Stimme seines Lehrers, das Licht nahm ab, und in der Dämmerung konnte er seinen Weg kaum mehr sehn.

Er stand nun auf einem schmalen Steine still, und konnte nicht vorwärts und auch nicht zurück. Er wußte nicht, was er thun sollte, und bedachte sich lange, indem es noch finsterer wurde; nun erst vermißte er recht lebhaft seinen rathgebenden Kopf.

Er sah aber ein, daß er sich doch zu irgend etwas entschließen müsse, denn die Nacht ward immer finsterer, zurück konnte er nicht, folglich mußte er suchen, vorwärts zu gehen, so gut es sich wollte thun lassen. Er überließ sich also dem blinden Ohngefähr, gleitete hinab, und trat bald auf spitzige Steine, bald fuhr er wieder tiefer nieder, und so stand er endlich nach einer langen und unbequemen Reise unten auf dem Boden des Abgrunds.

Die finstre Nacht war indeß heraufgezogen, hell funkelten die Sterne am Himmel, und Peter stand unten und war in Verzweiflung, denn er wußte nicht, was er nun thun solle. Er sah die schroffen Felsenwände hinauf, und gab auf die Töne Acht, die in die verworrene Felsenwüstniß hinabfielen; ihm graute in der Einsamkeit und von den abenteuerlichsten Gestalten umgeben. Er wußte nicht, wo er die Wohnung der Fee suchen sollte, ja er wurde endlich ungewiß, ob er sich nicht gänzlich in seinen Muthmaßungen geirrt habe. Eulen und Fledermäuse flogen über seinem Haupte hinweg, und schwirrten mit traurigen Tönen durch die traurige Gegend. Peter tappte an den Felsen umher, um irgendwo einen Ausgang zu entdecken. Ein leiser Gesang erklang durch die Finsterniß:

In Gärten, im Feld,
Fernab in der Welt,
Stehn Blumen und lächeln
Und Westwinde fächeln
Durch Rosen und Nelken,
Die eilig verwelken,
Und wieder entstehen,
Und wieder vergehen.
Das blumige Land
Mir unbekannt.

So sitz' ich und spinne
Und webe und sinne,
Die Zukunft zu finden,
Die Nacht zu ergründen.
Im wüsten Felsenland
Von Niemand gekannt.

Nacht und einsamer Wind
Meine Gesellschafter sind.

Die wunderbaren Töne waren für den Ritter eine Erquickung; er ging dem Schalle nach. Er stieg einige Felsenstufen hinauf und wieder hinab, und stand nun wirklich vor der großen gläsernen Thür, die in das Gemach der Zauberin führte.

Er sah in die abenteuerliche Grotte hinein, die von einer kleinen schwachen Lampe erhellt wurde, welche in der Mitte des Gewölbes hing. Die Alte saß in einer Ecke des Gemachs in tiefen Gedanken, vor ihr stand ein Spinnrad, das sich von selbst drehte. Um den Schein des Lichtes sumsten in dichten Kreisen

Nachtschmetterlinge, und erfüllten mit ihrem Getöne das Gemach. Peter klopfte an die Thür und ging dann hinein. Die Alte wunderte sich anfänglich, ward aber bald wieder freundlich, indem sie den Ritter erkannte; er mußte sich niedersetzen und ihr die Ursach seines unerwarteten Besuchs erzählen.

Seht, sagte Peter, ich bin ein Mann, schlecht und recht, und Keiner soll mir nachsagen, daß ich krumme Wege gehe, den Weg ausgenommen, den ich heute zu Euch hieher gemacht habe. Doch was thut man nicht, um Euch nur wieder zu sehn? Euer Rathgeber aber, den Ihr mir so gütig mittheiltet, ist hin, völlig abgedankt ist er; er hat jetzt weit weniger Verstand, als ich, so daß ich ihn gewiß richtig beurtheilen kann.

Er erzählte ihr hierauf sein Unglück mit Mechthilden, und die Fee hatte großes Mitleiden mit ihm. Wir wollen sehn, antwortete sie, wie wir ihn wieder herstellen können, ruht indessen aus und nehmt mit dem vorlieb, was mein armes Haus vermag. Es ist jetzt gerade die schlimmste Jahreszeit, man kann hier nichts bekommen, Ihr müßt den Willen für die That nehmen.

Sogleich erschien ein Tisch, reichlich mit Speisen von aller Art besetzt, dazwischen standen Pokale mit dem besten Weine angefüllt. Peter aß und trank; bei dieser Beschäftigung vergaß er bald seine beschwerliche Reise, an den Rückweg dachte er gar nicht.

Als er sich mit Speise und Trank erquickt hatte, verschwand der Tisch wieder, und auf einen Wink der Fee erscholl eine äußerst liebliche Musik, die wie ein Wohlgeruch durch das Gemach zog, und leise an den

Felsenwänden klang. Euch zu Ehren, sagte die Alte, will ich Euch auch ein kleines Fest geben, Turnier und Ritterspiel, so gut es sich in der Eile veranstalten läßt; Ihr werdet selbst wissen, daß zu solchen Feierlichkeiten Zeit gehört.

In demselben Augenblick sah man Schranken und eine ebene Bahn, Alles wie zu einem Turniere zugerichtet. Etwas erhöht war ein prächtiger Söller, mit Teppichen behängt, für die vornehmsten Zuschauer. Auf den leisen, dröhnenden Schall einer Trompete entstand ein wunderbares Gewimmel, wie aus einem unkenntlichen Chaos entwickelten sich tausend und tausend Gestalten, die hieher und dorthin sprangen und ein verwirrtes Geschrei durch einander erhoben. Einzelne Haufen glichen den Heuschrecken, andre den Wieseln und Mäusen; dann erhob sich eine Katze, die mit aufgerecktem Buckel über die Andern hinwegsah; in der Mitte des Getümmels nahm man zuweilen kleine Figuren wahr, ohngefähr so wie Menschen gebaut, die über die Uebrigen lachten. Vögel flatterten durch die Luft und schrien alle zugleich ihre mannigfaltigen Gesänge durch einander, und Jeder schien sich zu bestreben, das letzte Wort zu erhalten. Dem Ritter schwindelte, als er in dieses lebendige Gewimmel sah, das keine feste Gestalt bekam, sondern sich unaufhörlich veränderte. Ihm war, als wenn sich alle lächerliche Traumgestalten aus seinen Kinderjahren ihm jetzt sichtbar vor die Augen drängten, um die Schauspiele nun wirklich vor ihm auszuführen, die sie sonst nur in seiner Phantasie begonnen hatten.

Ihr seht hier, sagte die Fee, die neugierigen Zu-

schauer, aber sogleich wird das Fest selbst seinen Anfang nehmen.

Es erklang ein stärkerer Trompetenruf, und das Gewühl stand nun still; in den buntesten Reihen sah man die prunkvollste Versammlung, das ganze Thierreich und alle Insecten und Vögel standen geordnet neben einander. Viele sprachen mit einander, oder wiesen nach der Kampfsbahn hin, noch Andre stritten, Einige waren ganz still und blos der Neugier ergeben.

Jetzt wurden die Schranken eröffnet, und auf einem stattlichen Hahn ritt ein rothgefleckter Papagei hinein, und stellte sich in die Mitte. Auf einem andern Streitroß kam ein blaugepanzerter Uhu, der seine Lanze gegen den muthigen Papagei schwenkte, sie trafen auf einander und der Uhu war aus dem Sattel gehoben. Trompeten und Pauken verkündigten den Sieg des schönen Ritters, und oben auf dem Altan sah man, wie sich die Versammlung der Prinzessinnen freute, lauter bunte Tauben, die gegen einander mit den Köpfen wackelten, und sich Bemerkungen über die kämpfenden Ritter mittheilten. Ein Specht ritt nun gegen den Papagei und ward ebenfalls überwunden, und so ging es eben auch einer Rohrdommel und zwei Rebhühnern; der rothe Papagei blieb unüberwindlich, und eine grünliche Taube oben vergoß häufige Freudenthränen.

Der Papagei blieb als Sieger übrig, und er erhielt den Dank des Turniers, der in einer schönen Schärpe bestand, aus hundert Schmetterlingsflügeln gewebt. Der Papagei senkte sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, indeß ihm ein anderer Ritter dieses kostbare Geschenk um den Leib gürtete. Dann stand ein

Hahn auf, der ein guter Barde war, und besang sein Lob in folgenden feurigen Versen:

Wessen Lob ist es, das die Sterne singen,
Von wem sprechen die künftigen Jahre und alle Zeiten?
Auf den Flügeln des Sturmwinds rauscht's daher
Und alle Völker horchen ehrfurchtsvoll.
Deinen Ruhm, Unüberwindlicher, singen
Sterne, Zeiten, Zukunft und Gegenwart,
Erden, Sonnen und tausend mal tausend Völker
Sprechen nur von dir, du bist der Rede einziger Inhalt.
Fielen nicht, rasch von deinem Arm getroffen,
Selbst die tapfersten Uhu's, Specht' und Sperber nieder?
Niemals hat die uralte Zeit, die seit lange
Denken kann, einen Mann, einen Helden gesehen,
Dir nur ähnlich.

Peters Sinne waren bezaubert. Die Figuren bewegten sich unaufhörlich, schienen zu reden und alle einen vernünftigen Sinn auszudrücken, und wenn er sich nur ein wenig besann, so schien ihm wieder Alles so unmöglich und erlogen, so kindisch und furchtbar zugleich, daß er in seinem ganzen Leben noch nie eine ähnliche Empfindung gespürt hatte. Denn wie in einem muntern Tanz stand hier die ganze Welt vor ihm, seine höchsten Wünsche flogen hier wie leichte Gespenster umher, Alles war albern, und führte eine ernste Meinung in sich, er fühlte es, daß er noch ein Kind sey, ob er gleich an Jahren zugenommen hatte.

Plötzlich verlief sich Alles wieder in die Dämmerung der Luft, und es blieb keine Spur von dem vorigen Schauspiele zurück.

Siehe, sagte die Fee, Dir zu Gefallen habe ich ein solches Spiel angestellt. Betrachte die lebendige wirkliche Welt, und es ist nichts anders. Ruhm und Unsterblichkeit ist auch nur ein Hahnengeschrei, das früh oder spät verschallt, das die Winde mit sich nehmen, und das dann untergeht. Alles will klingen und tönen auf seine Weise und rührt sich mit übermäßiger Emsigkeit, dann ist es aber bald vorbei, und eine unkenntliche Form bleibt zurück, und verschwindet nach und nach gänzlich. Und so fallen auch Schlösser und Berge ein, und der Mensch und die Natur arbeiten immer nur für den Anfang, immer bleiben sie bei'm Anfang stehn, und so wird man nichts als Vorsatz gewahr. Die Zukunft streift einst mit plumper, unbarmherziger Hand über Alles hinweg, und wischt es aus, wie eine unbedeutende, unrichtige Rechnung von einer Tafel; dann ist das verschwunden, was im Grunde nie war, und der leere Raum treibt mit der Vergessenheit da sein Spiel, wo sonst die irdischen Träume standen.

Sehr wahr, antwortete Peter, sehr wahr, aber auch eben so unverständlich. Indessen schadet das Unverständliche den Wahrheiten niemals, je dunkler sie sind, je besser kommen sie fort; sie wohnen gleich den Nachtigallen am liebsten in der Finsterniß, und so muß es mir denn auch schon recht seyn. Aber mit der Zauberei ist es denn doch wahrlich ein ganz gutes Ding, sie nutzt zu Allem, und wenn man nicht wüßte, daß es Zauberei wäre, so sollte man Alles so was

kaum begreifen können. — Was fangen wir nun aber mit dem Kopfe an?

Wenn Ihr immer dankbar seyn wollt, antwortete die Fee, so will ich diesmal schon Rath schaffen. Wir müssen ihn vor's Erste trepaniren, damit es ihm nur wieder möglich gemacht wird, Verstand zu bekommen.

Sie bohrte darauf ein kleines Loch in den Kopf, dann holte sie ein Fläschchen aus einem Schranke, davon goß sie einen Tropfen hinein; ein kleiner blauer Funke erhob sich, und sank dann in den Kopf zurück, worauf die Alte die Oeffnung schnell mit etwas geschmolzenem Blei verschloß. Nun ist er wieder, sagte sie, so klug, als er nur je gewesen ist.

Ist es möglich? fragte Peter.

Sehr möglich, war die Antwort. Ihr glaubt gar nicht, welche Kleinigkeit der menschliche Verstand ist, und welche Nichtswürdigkeiten ihn veranlassen und zerstören. In dieser Flasche, die nur so groß ist, wie mein kleiner Finger, ist Verstand für zwanzig Collegien, für eben so viele Consistorien und funfzig naturforschende Gesellschaften. Ja, was sag' ich? dreihundert Generale mit ihren Auditeuren und Compagniefeldscheren, so wie eine halbe Welt voller Amtleute würden für Kinder und Kindeskinder daran genug haben.

So laßt es mich, sagte Peter, schnell austrinken, und König werden.

Nein, antwortete die bedächtige Fee, Ihr würdet Euch sehr schlecht darauf befinden, denn keinem Menschen ist so viel Verstand gesund. Behelft Euch lieber so, Ihr würdet Euch sonst nur bei einem Theologen, Philosophen und Doctor zugleich in die Cur verdingen müssen, um nur etwas wieder zu menschlichen

Kräften zu kommen, Ihr könntet nicht Journale genug lesen, um wieder hergestellt zu werden, ja kaum Theatercritiken könnten Euch wieder etwas auf den rechten Weg lenken. Glaubt nur, daß diese Krankheit, am Verstande zu laboriren, die gefährlichste und unheilbarste sey. Ihr führt ein bequemeres und tugendhafteres Leben, wenn Ihr Euch gar nicht damit befaßt.

Peter dankte ihr für den guten Rath und versprach ihn zu befolgen; aber, schloß er seine Rede, gnädigste Frau Fee, nun habe ich noch eine unterthänigste Bitte.

Ihr habt nur zu befehlen, antwortete die Alte.

Nun, so seyd so gut, sagte Peter, und schafft mir einen tüchtigen, anständigen Bart. Die ältern Ritter spotten oft über mich, daß ich noch so wie ein Knabe herumlaufe, und mir bei aller meiner Tapferkeit noch immer dies äußere Zeichen der Männlichkeit fehlt. Glaubt mir nur, daß alle meine Thaten dadurch ihren besten Glanz verlieren, darum gebt meiner Bitte Gehör.

Ihr seyd nicht ganz weise, sagte die Alte, wie ich das schon längst an Euch bemerkt habe, sonst würdet Ihr nicht darum bitten. Ihr solltet dem Himmel danken, daß es Euch noch vergönnt ist, jung zu seyn, daß der Frühling von Euch noch nicht Abschied nimmt; wie könnt Ihr Euch schämen, jung, das heißt, glücklich zu seyn?

Das ist ganz gut, sagte Peter, nur etwas zu schwärmerisch und poetisch. Man achtet dann doch das Alter mehr, man bekömmt doch dann Weisheit

und Verstand, und das ist es, wonoch ich jetzt unermüdet trachten will.

Dazu habt Ihr ja den Rathgeber, sagte die Fee mit einigem Unwillen, der wird für Euch denken, und Ihr braucht Euch daher nicht selbst mit einer so gemeinen Beschäftigung abzugeben. Seyd und bleibt noch einige Zeit ein Jüngling, das träge, langsame Alter schleicht doch heran, man weiß nicht wie. Ihr dürft ihm nicht noch muthwillig entgegengehn, darum ist es am besten, wenn Ihr meinen Rath befolgt.

Ich weiß nicht, rief Peter aus, was Ihr so sehr dagegen seyd, daß ich einen Bart tragen soll, es ist doch nun einmal mein Beruf, und je früher ich ihn antrete, je besser ist es für mich. Ich begreife überhaupt nicht, was Ihr am Alter auszusetzen findet, da Ihr doch selber so steinalt seyd.

Unverschämter Dummkopf! schrie die Fee mit einer kreischenden Stimme auf; ist es an Dir, mir meine Gebrechen vorzurücken? Ich finde ein Vergnügen daran, alt zu seyn, und folglich hat sich Niemand weiter darum zu bekümmern. Und wie alt bin ich denn? Immer noch nicht alt genug, um Dich wegen Deiner Lästerung umzubringen. Aber zur Strafe sollst Du doch nicht von mir gehn; Du hast einen Bart von mir verlangt, gut, Deine Bitte sey Dir gewährt.

Sie berührte hierauf mit ihren Fingern sein Kinn, und augenblicklich schoß ein langer spitziger Bart hervor, der sich unten in einer kleinen Welle endigte. Peter war schon im Begriff, mit dieser Strafe sehr zufrieden zu seyn, als er mit Erschrecken bemerkte, daß dieser Bart ganz blau sey, und er also

schloß, daß dadurch sein Gesicht ein sehr wunderliches Ansehn bekommen müsse. Die alte Fee lachte laut auf, als er in dieser Gestalt vor ihr stand.

Wollt Ihr nun so gefällig seyn, sagte sie mit einem höhnischen Tone, Euch nach Hause zu bemühen, denn Ihr fangt sehr an, mir zur Last zu fallen. Ihr habt nun Weisheit und Verstand, wohin Euer lobenswürdiges Trachten gestanden hat; mit diesem schönen Bart im Gesicht werdet Ihr wohl nicht mehr darauf fallen, Euch Unglück mit Weibern zu wünschen. Ihr werdet nun nicht mehr einer Haushälterin Euer Glück anvertrauen und Euch so plump mit Eurer mächtigsten Beschützerin benehmen. Wenn ich dächte, wie manche Feen, so könnt' ich Euch in ein Einhorn, oder in irgend ein andres Ungeheuer verwandeln; aber dazu bin ich zu sanftmüthig; Ihr seyd gestraft genug, und da ich Euch wohl schwerlich wieder sehen werde, so wünsche ich Euch wohl zu leben.

Peter stand in der dummsten Unbefangenheit vor ihr, und wußte nicht, was er antworten sollte; sie aber öffnete ganz leise die Thüre der Grotte, und rieth ihm, denselben Weg zurück nach Hause zu gehn, den er einst mit Bernard gekommen sey, weil der andere über die Felsenmauer hinweg doch gar zu viele Unbequemlichkeit habe. Peter ging stumm zur Thür hinaus, und wußte noch immer nicht, was er that; er tappte mit den Händen an den feuchten Felsenwänden umher. So kam er wie träumend in das klingende Gemach, und suchte von dort den Weg zur Oberwelt.

Er kam endlich an die verschlossene Pforte und klopfte an; der wachhabende Hund fragte: Wer da? Blaubart, antwortete Peter im höchsten Grimme,

und sogleich öffnete sich der Felsen, und der Hund trat ehrfurchtsvoll aus dem Wege, als wenn er sich in Demuth vor der vorübergehenden Gestalt neige. Peter ärgerte sich über den Hund, weil er diese Ergebenheit nur für Ironie hielt; er fragte daher: Warum gehst Du so von der Seite? Soll man nicht, antwortete der Pudel, seinen Respekt bezeigen, wenn man Weisheit und Verstand so handgreiflich wahrnimmt? Wahrlich, ein schöner Bart, fuhr er knurrend fort, und ein so vortreffliches ächtes Blau! wie einem das in die Augen funkelt! Wenn man auch sonst nicht neidisch ist, so könnte man es doch hier mit leichter Mühe werden. Tragt Ihr aber diesen kostbaren Bart für alle Tage? Nein, wahrlich, das wäre Schade, und nur eine unnütze Verschwendung.

Solche Spottreden hielt der Hund, und Peter verließ ihn, äußerst aufgebracht. Als er auf seinem Schlosse ankam, erschrak Mechthilde vor seiner Gestalt, einige Knechte lachten, keiner konnte aus dem Vorfalle klug werden.

Es geht mancher nach Wolle, und kommt geschoren wieder nach Hause, sagte Peter zu sich selber, und legte sich schlafen.

Zehntes Kapitel.

Bernards Schmerz.

Peter betrachtete sich am folgenden Morgen im Spiegel, und da sein Schicksal nun nicht mehr zu ändern war, so gab er sich auch darüber zufrieden.

Man weiß nicht, ob es aus Mangel an Eitelkeit, oder aus herzlicher Eitelkeit entstand, daß er glaubte, als er noch eine Weile in den Spiegel sah, daß ihm dieser Bart unaussprechlich gut stehe, und daß, so wie ein rother Bart ein Zeichen der Falschheit sey, so sey der seinige, im höchsten Grade blau, im Gegentheil der Beweis eines fast überflüssigen Edelmuths. Er ließ daher den Bart zierlich beschneiden, und eine gute Einrichtung mit ihm treffen, daß er schön und ordentlich wachsen sollte, kurz, er erklärte diesen Bastard für ein rechtmäßiges Kind, und behandelte ihn ganz so, wie andre Ritter mit ihren gewöhnlichen Bärten umzugehen pflegten.

Für seinen Rathgeber beschloß er jetzt bessere Sorge zu tragen. Er ließ ihm daher oben auf dem Dache seines Schlosses einen eigenen Pavillon bauen, da setzte er ihn hinein, und vertraute Niemand den Schlüssel dazu. Da der Rathgeber nun mehr in Acht genommen ward, auch nebenher von oben eine schöne freie Aussicht hatte, so wuchs sein Verstand und seine Erkenntniß mit jedem Tage, so daß es eine ordentliche Freude war, sich mit ihm in Conversation einzulassen. Wir wollen nur eine ganz kleine zur Probe hersetzen, damit sich der Leser einen Begriff von dem Witz des Mannes machen könne.

Peter hatte im Sinne, das Fräulein von Bergfeld zu heirathen; er ging daher zu seinem Freunde hinauf, und legte ihm mit Anlegung des goldenen Schlüssels folgende Frage vor:

Soll ich heirathen?

Antwort. Ich mag weder ja noch nein sagen.

Das Fräulein von Bergfeld.

Antwort. Mit dieser wirst Du nicht sonderlich glücklich seyn.

Ich weiß es wohl, denn es ist mein Destinée; aber ich bin verliebt.

Antwort. So wirst Du auf meinen Rath nicht achten.

Rathe besser!

Antwort. Bessern Rath würdest Du den nennen, der Deinen Leidenschaften schmeichelte; ein solcher ist aber eigentlich gar kein Rath zu nennen.

Du willst nur nicht.

Antwort. Mir fällt es stets bequem, Dein Freund zu seyn.

Sie ist aber schön.

Antwort. Nicht Alles was schön ist, ist gut, nicht alles Gute ist schön; fändest Du auch Schönheit und Güte vereinigt, so ist diese Güte und Schönheit doch deswegen noch nicht für Dich.

Du bist und bleibst ein Narr.

Antwort. Schwerlich kannst Du es beurtheilen, denn Du bist verliebt.

Du mußt immer das letzte Wort behalten.

Hiermit ging Peter wieder fort und warf die Thür stark hinter sich zu, denn die Antworten des Kopfs gefielen ihm gar nicht.

Nach einigen Wochen begegnete Bernard seinem Freunde Peter. Sie grüßten sich Beide freundlich, und indem Peter den Helm abnahm, bemerkte Bernard die Veränderung im Gesichte des Ritters. — Was ist das? fragte er erstaunt.

O die Weiber! die Weiber! rief Peter aus; das Otterngezücht ist an allem Unheil Schuld. Ich ver-

liere alle Geduld, wenn ich daran denke, was ich schon jetzt von ihnen gelitten habe; und wenn ich mich erinnere, daß ich noch mehr leiden soll, so möchte ich lieber gleich in Verzweiflung fallen. Eure Fee, oder wie das Weib heißt, ist nichts als eine alte Hexe, wenn ich die Wahrheit sagen soll, und das will ich auch vor jedem Gerichte beschwören. Erst habt Ihr mir das Maul nach ihrer Macht und Gewalt wässerig gemacht, und was ist es nun, das ich davon trage? Nichts als einen blauen Bart! Eure ganze Familie ist nicht den Henker werth, denn Euren Rathgeber, den möcht' ich auch nur gleich einschmelzen und Suppenlöffel aus ihm gießen, damit man doch nur etwas Gesundes von ihm in den Mund bekäme.

Peter ging verdrüßlich fort, und Bernard sah ihm lange mit einem betrübten Gesichte nach. Indem strich die holdselige Almida durch die Luft, und grüßte ihren Nachbar Bernard. Wie geht's? fragte dieser; was macht Deine Adelheid?

Sie wird sich bald verheirathen, antwortete die Fee; ich will eben hin zu ihr.

Sie zog weiter, und ließ einen weißen Lichtstreif hinter sich, in den die Lerchen hineinflogen und ihre fröhlichen Lieder sangen.

Was ist nun anzufangen? sagte Bernard in der Einsamkeit zu sich selber. Ich will jeden Menschen von Gefühl fragen, ob es wohl schon irgend einmal einen Helden einer Geschichte mit einem blauen Barte gegeben habe? So sehr ich auch mein Gedächtniß anstrenge, so kann ich mich doch keines ähnlichen Falls entsinnen. Ist dieser nun das Ideal, das sich meine trunkene Phantasie entwarf? Almida hat

sich gleich auf die Idylle gelegt, und sie hat wohl daran gethan. Das läßt sich leicht übersehn, das läßt sich bequem in Ordnung halten. Die schönsten Gedanken bleiben mir im Kopfe stecken und schämen sich, herauszutreten, wenn ich mich erinnere, daß Peter einen blauen Bart hat. Wenn es nur möglich wäre, so möcht' ich Alles umarbeiten, und aus dem ganzen Dinge eine Geschichte nach dem Leben, oder gar einen komischen Roman machen; aber dazu ist es zu spät, die Einleitung ist zu pathetisch.

Eilftes Kapitel.

Friederike von Bergfeld.

Peter Berner war jetzt fast unaufhörlich in Fehden verwickelt, die er aber alle glücklich beendigte. Er faßte nun den Vorsatz, sich mit dem Fräulein von Bergfeld zu verehelichen, weil er einsah, daß sich sein Unglück doch nicht zurückhalten lasse.

Friederike von Bergfeld hatte aber gerade um diese Zeit einen andern Liebhaber, einen jungen, schönen Ritter, und deshalb mißfiel ihr der Antrag des blaubärtigen Peter sehr. Sie war in der höchsten Bedrängniß, denn sie wußte, daß ihr Vater den Peter Berner sehr begünstigte, weil dieser reich und angesehen war, ihr Liebhaber im Gegentheil arm und aus keiner altadlichen Familie. Als daher Peter angekommen, warf sie sich einst ihrem Vater zu Füßen, als sie mit ihm allein war.

Was willst Du, meine Tochter? sagte der alte Leopold.

Daß Sie Mitleid mit Ihrem einzigen Kinde haben, rief sie aus, daß Sie nicht mein Unglück wollen.

Wie kann ich Dein Unglück wollen? Wie kannst Du nur so albern sprechen?

O mein Vater, lassen Sie mich ausreden, und dann sprechen Sie mein Urtheil.

Rede, mein Kind, und vor allen Dingen steh' von der Erde auf.

Dieser Peter Berner ist hieher gekommen, um mich zu lieben und dann zu heirathen, aber weder das Erste, noch das Letzte ist mir wohlgefällig.

Weswegen nicht?

Weil ich schon liebe, mein Vater.

Das konnt' ich mir vorstellen. Wenn Ihr ohne Gängelband gehn könnt, so fangt Ihr auch schon an zu lieben, und eben so zuversichtlich darüber zu sprechen. Ihr redet über das Verliebtseyn und über's Theetrinken mit gleichem Eifer und seht Beides auf Eine Art an. Sprich mir nicht diese abgeschmackten Wörter aus, die Du gar nicht verstehst.

Aber Sie wollten mich ausreden lassen.

Nun so sprich; wer stört Dich denn?

Ich kann diesen Berner nicht heirathen, weil er mir zuwider ist. Sehn Sie nur seine Figur, sein ganzes Wesen, seinen häßlichen blauen Bart.

Possen, mein Kind, wer wird sich an so etwas stoßen? Denn bedenke nur den Umstand, daß ich sage: Du mußt! und dann geh' in Dich, gieb Dich für's Erste zufrieden, dann betrachte ihn genauer, dann lege Dein Vorurtheil gegen die blaue Farbe ab,

und so wirst Du Dich allgemach in ihn verlieben und ihn heirathen, Du weißt nicht wie, und dann ist er Dein Mann, und Du denkst so wenig daran, seinen Bart, als seinen Verstand zu untersuchen. Sieh', wenn ich ihn Dir zum Liebhaber bestimmte, so könntest Du mir mit Recht alle diese Einwendungen machen, aber so soll er Dein Mann werden, und mit Männern nimmt man's gar nicht so genau.

Ach! mein Vater, den Gesichtspunkt, den Sie mir da angeben wollen, werd' ich nie haben können.

Und warum denn nicht, Du eigensinnige Närrin? Zwing' ich Dich denn? Hab' ich Dich denn je schon zu etwas gezwungen? Und so kannst Du auch meinethalben jetzt thun, was Dich gut dünkt, ich will Dir wahrhaftig nicht im Wege seyn. Aber ich sage Dir nur so viel, daß ich Dir meinen schweren väterlichen Fluch gebe, wenn Du gegen meinen Willen handelst, daß ich Dich nicht mehr für mein Kind erkenne, daß ich Dich aus dem Hause stoße, daß Du Dein Brod vor den Thüren suchen und betteln kannst. Nun, heißt denn das in aller Welt zwingen? Antworte! Du kannst ja thun und lassen, was Du willst.

Grausamer Vater!

Das ist auch eins von den abgeschmackten Wörtern, womit Ihr keinen Sinn verbindet. Solcher Redensarten habt Ihr tausende, bloß nur die Luft anzufüllen und die Zeit hinzubringen. Ich fühle sie nicht, ich verstehe sie nicht, und ich sage Dir, bequeme Dich bald nach meinem Entschlusse, oder es soll Dich wahrlich gereuen. Ein närrischer Zustand, Vater zu seyn! Man macht die Bälge glücklich, und muß sie

noch obenein zu ihrem Glücke zwingen! Ich bin es überdrüßig, länger zu reden, Du weißt nun meine Meinung.

Er setzte sich hierauf nieder; um seine Mittags-ruhe zu halten, und Friederike ging auf ihr Zimmer, um zu weinen.

Peter ließ indessen auf seinem Schlosse alle Anstalten zur Hochzeit machen, denn er hatte nun die Einwilligung des starrköpfigen Vaters erhalten. Mechthilde machte die prächtigsten Anstalten, indessen Peter sich gar nicht einmal die Mühe gab, die Gunst seiner Braut zu gewinnen.

Der Hochzeitstag rückte heran; Ferdinand, der Liebhaber Friederikens, war auswärts in einer Fehde verwickelt, so daß sie keinen Trost, keine Hoffnung hatte. Sie mußte mit ihrem Vater nach Berners Schlosse reisen, die Heirath ward vollzogen und ihr Vater reisete wieder ab.

O ich Unglückselige! klagte Friederike in der Einsamkeit. Wo ist nun so plötzlich mein Lebenslauf geblieben, auf den ich mich so sehr freute! Warum bin ich nicht vor dieser Zeit gestorben, als ein treues Mädchen, als die Geliebte meines Ferdinands? Dann hätte er auf meinem Grabe weinen können, und mich noch im Tode die Seinige nennen; aber nun bin ich von ihm abgefallen, ich komme mir selber als eine Nichtswürdige vor, und das ist mein innigster Schmerz; das ist das Gefühl, worüber mich nichts zufrieden stellen kann. Die Welt kömmt mir seitdem wie eine wüste, unangebaute Einöde vor, ich irre allenthalben umher, wie in einem fremden Hause, wo ich nicht

hineingehöre, wo Jedermann mit Verachtung auf mich sieht.

Sie weinte heftig, Peter trat herein und fragte, was ihr fehle.

Und Du kannst noch fragen? antwortete sie schluchzend. Du unbarmherziges, tigerartiges Geschöpf bist mein Unglück; Du hast mich dem ungetreu gemacht, dem ich ewige, felsenfeste Treue angelobt hatte. Du bist die Ursach, daß das beste, zärtlichste Herz nun mich und die Welt verflucht; daß er an einsamen Waldströmen sitzt, und seinen Schmerz in stürzenden Thränen ergießt; daß er sein Blut Tropfen für Tropfen und unter einer langsamen Pein verschütten möchte, um dieses Lebens nur los zu werden. Und kann ich Dich denn lieben? Nimmermehr, Du hast mir mein Glück geraubt, und meine Seele wendet sich mit Entsetzen von Dir zurück; nie werde ich mit Dir vertraut seyn können, ja nie werde ich Dir nur trauen können. Alle Gestalten meiner Furcht sehn aus, wie Du; so ein Bild, als das Deinige, hat mich schon in den Träumen meiner Kindheit erschreckt, und darum wirst Du ewig mein Abscheu bleiben.

Ich weiß wohl, antwortete Peter kaltblütig, daß ich mit meinen Weibern nie recht glücklich seyn werde; ich muß Dir sagen, daß das schon ein altes Orakel ist, das jetzt nur anfängt, in Erfüllung zu gehn. Und sieh, eben darum ist es auch nicht zu ändern; denn wenn Du mich auch anbetetest, wenn Du mich auch so liebtest, daß es mir, als einem ernsthaften Manne, selber zur Last fiele; schau nur, so wäre es doch nimmermehr zu ändern, daß ich mit Dir unglücklich seyn und bleiben müßte; eben dieses Unglück ist der Salat,

den ich wider meinen Willen zu allen Dingen essen muß. Da es nun aber nicht zu ändern ist, so müssen wir uns schon in diese Fügung des Schicksals ergeben; da es das Einzige ist, was wir hierbei thun können, so werden wir es schon deswegen thun müssen. Was übrigens Deinen Geliebten anbetrifft, so sitzt er gar nicht an einsamen Waldströmen und weint, sondern er hat eine ansehnliche kriegerische Mannschaft zusammengebracht, um mich damit zu überziehn, und aus dieser Ursach muß ich jetzt auch gegen ihn in's Feld gehn. Eben darum muß ich Dich auf einige Zeit verlassen; ich denke Dich aber bald wieder zu sehn, denn sobald er todt ist, hat das nichts weiter zu sagen; und sterben wird er hoffentlich wohl, denn er ist ein ganz junger, unbesonnener Mensch, der bei weitem nicht so kaltblütig ist, als ich es bin. Lebe wohl.

Er verließ seine Frau in den tiefsten Schmerzen. Was soll ich wünschen? rief sie aus. Und was würde es mir helfen, wenn meine Wünsche auch in Erfüllung gingen? Ich bin auf immer verloren, das ist bei der Verwirrung aller meiner Sinne das Einzige, was ich weiß; aber daran weiß ich genug. O wär' ich todt, daß ich diesen Jammer nur nicht empfinden dürfte!

Sie ging oben auf das Dach des Schlosses, und sah mit beklemmtem Herzen dem Ritter und seinem Heereszuge nach.

Zwölftes Kapitel.

Das Verbot.

Die Klagen Friederikens ermüdeten die Haushälterin Mechthilde sehr; sie suchte sie daher zu trösten, und sagte zu ihr in guter Absicht: Mein Kind, Du mußt diese Welt, in der wir leben, gar nicht für eine ordentliche, fertige Welt ansehen, in der wir uns nun auf- und abtreiben, und in der unser Bleiben eigentlich seyn soll; sondern unser ganzes Leben gleicht der eingesperrten Nachtigall, es ist ein ewiges Streben nach Freiheit und nach dem Gute, das wir nicht zu beschreiben wissen, und das wir mit unserer groben, unbeholfenen Sprache Glück benennen. Es ist daher unverständig, dieses Glück in diesem Gefängnisse zu erwarten; wir können höchstens nur davon träumen, und das sind unsre seligen Augenblicke, die sich aber immer von uns in einer scheuen Entfernung halten. Der Mensch wird darum geboren, um sich in das Entsagen einzulernen; die Kinder wimmern, die Männer seufzen, weil ihnen nichts recht ist, und noch der abgelebte Greis sucht aus den entferntesten, dunkelsten Winkeln seines Gedächtnisses Trostgründe hervor, um sich über sein Leben zu beruhigen. Was wir Leben nennen, ist nur Wunsch nach dem Tode, nach dem wir innerlich streben und uns geheimnißvoll darnach sehnen; aber äußerlich erschrickt wieder der arme Mensch vor dem schrecklichen Bilde, das sich ihm aus der Finsterniß entgegenstreckt. Drum müssen wir uns über Alles beruhigen; unsre Wünsche sind blos deswegen in uns, daß sie uns in einer lebendigen Thätigkeit erhal-

ten sollen, sie erfüllen sich aber nie, denn es wäre gerade so viel, als wenn man einen Traum im wirklichen Leben fortsetzen wollte. Trockne also Deine Thränen und laß der alten, gleichgültigen Mutter Zeit, die durch keine Klage gerührt wird, ihren Lauf, denn sie sieht sich auf ihrem Wege doch nicht nach den jammernden Menschenkindern um. Deine Seufzer verfliegen, Deine Thränen werden vertrocknen, Deine Leiden werden in Dir ersterben.

Du hast wohl nie gelitten, sagte Friederike.

Meinst Du denn nicht, daß ich gelebt habe? antwortete Mechthilde verdrüßlich. Ich habe geliebt, ich habe geweint, und Alles ist nachher doch nur wie ein albernes Possenspiel, indem die oft wiederholten Späße unser Ohr beleidigen. Damals hielt ich die Welt und das Leben für etwas Wichtiges, weil in mir das zarte Morgenroth der Empfindungen aufging, aber nun ist Alles versunken; ich kenne mich selber, und sehe auf meine Jugend wie auf eine gestorbene Freundin hin, von der die Zeit selbst die Liebe und die Erinnerung ausgelöscht hat. Ich mag über nichts trauern, nichts kann mich erfreuen; ich zucke über das wunderliche Gaukelwesen die Schultern und sehe, wie in jedem Menschen sich das alte Spiel wiederholt, und Jeder glaubt, nur in ihm sey es etwas Neues, es nehme in ihm seinen Anfang. Drum fange nur an, mit mir zu lachen, füge Dich in Deine Bestimmung, und gieb der Nothwendigkeit nach; daß es so seyn muß, sollte Dich beruhigen.

Eben das muß mich um so mehr niederschlagen, rief Friederike laut schluchzend aus. So kann mich denn nichts über meinen Jammer trösten? So ver-

steht denn das unerbittliche Schicksal nicht das Herz des Menschen? So leb' ich allein in einer dürren, ausgestorbenen Wüste, meine Liebe giebt sich mit Steinen und verbrannten Gesträuchen ab, meine unbegreifliche Sehnsucht geht nach dem giftigen Unkraut. Kein Klang, kein Gefühl antwortet mir, und das unverständliche Gesause dreht sich um mich herum, es nimmt mich mit, und läßt mich niemals wieder los; ich strecke die Hände nach Freundschaft aus, und es steht kein solches Wesen da. — O so kann ich ja nicht laut genug klagen, so giebt es ja keine Gebehrden der Verzweiflung, die es gehörig ausdrücken könnten, so möcht' ich mir mit diesem Dolche Luft machen und den nichtswürdigen Kerker zersprengen, so möcht' ich in Thränen zerfließen, und Augen und Leben hinwegweinen.

Du würdest einschlafen, antwortete Mechthilde kaltblütig, und nachher wieder eine stille Sehnsucht nach dem Leben empfinden, die Du Dir gerne nicht gestehn möchtest, die aber doch einmal in jedem Busen wohnt. Am meisten sollten wir darüber klagen, daß wir Menschen sind, daß wir uns nicht selber beherrschen, daß die kalte, todte Natur uns tyrannisirt, ja daß wir am Ende so nichtswürdig sind, diese Tyrannei heimlich zu lieben.

Ich will nicht, rief Friederike wüthend aus, ich will frei seyn! Ich will, sag' ich Dir!

Es kann seyn, daß Du es jetzt willst, sagte die Haushälterin; aber jetzt ist nicht immerdar, und kein einziger Augenblick hängt mit dem folgenden zusammen. Unser Wille wechselt; was wir jetzt selber sind, ist im nächsten Momente unser ärgster Feind, den wir verachten und hassen, und dann kehrt jenes Selbst wie-

der zurück, und so wanken wir hin und her, ein ewiger Aprilwechsel.

Du bist ruhig, antwortete Friederike gelassener, und ich leide unaussprechlich; und doch möcht' ich nicht Du seyn. Ich glaube an die unwandelbare Dauer meiner Gefühle, und möchte darum meinen Schmerz nicht gegen Dein bestes Glück austauschen. In der höchsten Seligkeit bist Du einsam und verloren, und ich finde im Unglücke doch Gott, die Tugend und die Liebe als Gesellschafter. Dein Lächeln ist Finsterniß, aus meinen Thränen lächelt noch Sonnenschein hervor; meine Klagen lobpreisen noch das Schicksal, wenn Dein Dankgebet den Himmel lästert. Nein, Mechthilde, wenn ich auch älter werde, so werde ich doch nie so seyn, wie Du; das fühl' ich so lebhaft, wie ich meine Seele fühle. — Sollte mir aber dieser letzte Trost auch noch entgehn, o, so will ich es hier auf meinen Knien demüthig und inbrünstig vom Himmel erflehen, daß er mich jetzt in der kindlichen Unschuld meines Herzens hinwegraffe, daß er mich niemals älter und klüger werden lasse, um mich zu verachten und eine schöne Welt zu verhöhnen. Laß mich an die Liebe glauben, gütiges Schicksal! und sollte der schreckliche Gedanke wahr seyn, wie es nicht möglich ist, daß einst mein Herz in mir vertrocknen müßte, noch ehe ich todt bin; sollt' ich mich einst so trösten können, wie diese hier, o so laß sogleich im ersten Augenblicke einen schrecklichen Mordgedanken über mich kommen, daß ich, ohne zu wissen, was ich thue, dieses nichtswürdige Herz durchbohre.

Du schwärmst, sagte Mechthilde.

Ich weiß wohl, daß Ihr es so nennt, antwortete

das begeisterte Mädchen. Ich will aber nicht kaltblütig seyn; ich will meine Phantasie und meine Gesundheit zerrütten, bis ich für den Tod reif bin; sieh, dicht und hell wie meine Erinnerung will ich mir das liebe Bild Ferdinands hinstellen, wenn ich untergehe, noch nach ihm zurücksehn, und im Tode in seine Arme stürzen, statt daß Dich die weite, trostlose Leere dann umgiebt und die Vernichtung alle ihre Hände nach Dir ausstreckt. Sieh, jetzt hast Du mich getröstet, aber so, wie Du mich gewiß nicht beruhigen wolltest; nun will ich ohne Zagen der Zukunft entgegensehn.

Nun, sagte Mechthilde, Ihr mögt es halten, wie Ihr wollt, aber Eure Hitze wird doch nicht lange währen; in Worte gebracht, nehmen sich dergleichen Empfindungen hübsch aus; wenn Ihr aber an der Seite Eures Gemahls liegt, so kommen sie Euch selber albern vor. Ich will Euch nächstens, wenn Ihr aufgelegt seyd, meine Geschichte erzählen.

Friederike blieb allein, und Peter kam sehr vergnügt aus dem Schlachtfelde zurück. Er erzählte, daß er Sieger sey, daß er viele Gefangene gemacht habe, aber vom Schicksale des jungen Ferdinands sagte er kein Wort. Friederike war in der peinlichsten Ungewißheit, sie mochte nicht fragen, um sich nicht vor der gewissen Nachricht seines Todes zu entsetzen; jeder Blick ihres Gemahls war ihr fürchterlich, sie hatte es noch nie so lebhaft empfunden, wie sehr sie ihn verabscheue.

Peter reiste am folgenden Morgen schon wieder ab, weil ihm ein andrer Nachbar Fehde angekündigt hatte. Er war sehr strenge gegen Friederike, übergab ihr die Schlüssel der Burg und auch den goldenen

Schlüssel, wobei er ihr sehr strenge verbot, das Gemach, das er eröffne, zu betreten. Er reiste fort.

Friederike weinte, als er fort war. O des Thoren, sagte sie, mit seinem albernen Verbote! Wenn ich an Ferdinand denke, soll mich da wohl die Neugier plagen, ein Zimmer zu betreten, in dem vielleicht alte Harnische liegen, oder bestäubte Familiendocumente aufbewahrt sind? Zu ihm möcht' ich fliegen, ihn an mein Herz drücken, und kein Verbot, keine Gefahr sollte mich zurückhalten. O es ist gut, daß die Menschen nicht das Herz des Leidenden verstehn, daß ihnen das Elend etwas so Fremdartiges ist, daß sie ihre Nichtswürdigkeiten so köstlich achten; denn sonst müßten die Engel selbst, wenn sie von oben herab den großen Haufen der Unglückseligen beachteten, in Seufzern vergehn und in Thränen zerschmelzen.

Sie sah aus dem Burgfenster, und trübe und schwermüthig floß der Strom ihren Blicken vorüber, alle Lust des Lebens erstarb in ihr, sie wollte sich hinunterstürzen, als sie ausrief: Sollt' ich ihn nicht noch einmal wiedersehn?

Plötzlich hielt sie inne. Dieser letzte Wunsch riß sie wie mit Riesenarmen wieder in's Leben zurück.

O Mechthilde hatte recht, dachte sie bei sich. Ich will es erdulden und gelassen erwarten, wie es mit mir werden will.

Dreizehntes Kapitel.

Mechthildens Geschichte.

Werd' ich ihn jemals wiedersehn? war der erste Gedanke, den Friederike am folgenden Morgen dachte. Aber wo? Wo ist die Möglichkeit? Er ist schon todt, und die ganze Folgezeit meines Lebens ist dürr und wüste; immer werd' ich ihn beweinen, aber nie sein tröstend Antlitz wiedersehn. — Wie? oder sollte er jetzt ein Gefangener meines Gemahls seyn? Sollte dahin sein Gebot zielen, jenes Zimmer nicht zu betreten? Vielleicht liegt Ferdinand dort und schmachtet nach meinem Anblicke. Warum sollt' ich mich denn zurückhalten? — Aber er würde mir in diesem Falle den Schlüssel nicht selbst gegeben haben. — Ich weiß nicht, was ich denken, wie ich mir rathen soll. Ich muß es wagen. Und doch, — wenn ich nun dort seinen Leichnam finde, wenn alle Hoffnungen, alle Wünsche dort zerrissen zu meinen Füßen lägen, — o dieses beängstigte, schweraufathmende Herz! Nein, ich kann nicht mehr.

Sie irrte hin und her durch alle Gemächer, immer noch unentschlossen, ob sie das verbotene Zimmer mit dem goldenen Schlüssel eröffnen solle. Sie traf auf Mechthilden, und setzte sich zu ihr. Heute, fing sie an, heute, Mechthilde, erzähle mir Deine Geschichte, wie Du mir versprochen hast, denn ich bin grade in der Stimmung.

Viel läßt sich von meiner Geschichte nicht sagen, antwortete die Haushälterin, es ist die Geschichte von vielen tausend Menschen, die auch nach dem Glücke

strebten und im Kampfe unterlagen. Es ist etwas so Alltägliches, daß man gar nicht mehr davon reden sollte; es ist thöricht, sich über dasjenige zu verwundern, was sich von selbst versteht. Du bist heute in der Stimmung, zu hören, ich aber nicht, zu erzählen; wir wollen indessen den Versuch machen.

Mein Vater war kein Ritter, ich bin nur von bürgerlicher Herkunft. Von meiner Erziehung, von meinen Jugendjahren weiß ich Dir nichts zu sagen. Ein Tag verging wie der andre, dieselben Spiele, dieselben Gedanken kehrten wieder, die Zeit floß so unmerklich dahin, daß ich mich wunderte, als ich zusammenrechnete, und fand, daß ich schon sechszehn Jahr alt war. Einen Morgen werde ich nie vergessen, wenn auch Alter und Schwäche mein Gedächtniß einst matt machen und alle Erinnerungen ausbleichen sollten. Ich war gewohnt, immer früh aufzustehn, um die Blumen meines kleinen Gartens zu begießen. Wunderlich war's, daß ich an diesem Morgen weit früher munter war: es war im Sommer. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die frühe Lerche stieg empor, und jauchzte ihr fröhliches Lied, das sonderbar in meinem Herzen wiederklang. Ich kannte mich in der neuen seltsamen Empfindung nicht wieder, und stand noch so träumend, als das Morgenroth immer glühender und glühender ward, und nun der holdselige Tag selber emporstieg, von Flammen und Glanz getragen. Wie die schönste Entzückung fuhr es durch die ganze Natur hin, rothe Wolken küßten sich, und die goldenen Wiederscheine flimmerten in den hellgrünen Bäumen. Ganz in der Ferne schimmerten Birken, von der sanften Luft gefächelt, und mein ganzes Herz that sich den Strahlen

auf, wie die Blumen zu meinen Füßen. Wie freut' ich mich auf mein Leben! Wie dankt' ich dem Himmel inniglich für dies schöne frohe Daseyn! Ich fühlte mich zum ersten Male so ganz glücklich in der Welt, ich wünschte mir und allen Geschöpfen alles Gute, und konnte an Haß und Feindschaft, an Neid und Zwietracht gar nicht glauben. — O könnten wir dieses schöne Gefühl durch unser ganzes Leben behalten, wie selig würden wir seyn! Aber die menschliche Natur wickelt sich aus diesem Gefühl wieder heraus, um dann in todter Dürre zu verschmachten.

Ich konnte nicht begreifen, wie sich mein Gemüth verändert hatte. So wohl mir war, so war ich doch still und nachdenklich; ich ging im einsamen Walde spazieren, und suchte den dichtesten Schatten, um mich tief in den Abgrund meiner Empfindungen zu versenken. Es war, als wenn wohlwollende heilige Geister mir zur Seite gingen, und leise von uralten, längst vergangenen Dingen sprächen, und dadurch in mir die tiefsten Ahndungen weckten. Plötzlich ward ich in meinen Träumen gestört; am Rande eines kleinen Bachs lag ein Jüngling und schlief, sein Schwert lag neben ihm im Grase. Er war noch sehr jung, seine Brust hob sich sanft, seine Wangen waren mit dem schönsten Roth gefärbt, über das der grüne Waldschatten hin und her zitterte. Ich stand und betrachtete ihn lange, ich konnte nicht wieder umkehren, ich sah ihn und sah ihn auch nicht, alle meine Besinnung war wie in eine tiefe Ferne geworfen. Endlich ging ich. Die Bäume traten zwischen uns und verdeckten mir seinen Anblick. Ich stand wieder still. Wie, wenn ihn jetzt eine Schlange stäche? sagt' ich

zu mir selber, und ich könnte ihn von dem tödtlichen Wurme erretten! Ich kehrte zurück, und er schlief noch wie vorher, keine Schlange ließ sich merken.

Ich mußte aber nach Hause gehn. Wie unruhig war ich in den engen Wänden unserer Wohnung! Wie widrig war mir jedes Geschäft! Ich fuhr zusammen, wenn mein Vater durch einen Zufall meinen Namen nannte, mir war, als hätte ich etwas Außerordentliches, ja Entsetzliches zu fürchten.

Nach kurzer Zeit ward mein Vater mit einem fremden Edelmanne bekannt, den er auch bald in unser Haus führte. Wie erschrak ich, als es derselbe war, den ich im Walde gesehn hatte! Nun standen die geliebten Augen offen, die verschlossen waren; wenn er mich ansah, wußte ich mich vor Verwirrung nicht zu lassen. Wie liebt' ich ihn! Ich hätte etwas thun mögen, um es ihm zu zeigen, ihn aus einer Gefahr erlösen, seinetwegen Schmerzen dulden.

Wir wurden bald mit einander bekannter, und es war meine größte Wollust, mit jedem Tage vertrauter mit ihm sprechen zu dürfen, ihm Alles zu sagen, was ich dachte und empfand. Er war so gut, er kam mir mit jeder Stunde liebenswürdiger vor; o ich hätte mein Glück mit keiner Königin ausgetauscht.

Laß mich nun davon schweigen, wie ich mich vergaß, und schwach, nur allzu schwach wurde, und wie er diese Schwäche mißbrauchte. Meine unschuldige Liebe war verschwunden, ich fühlte mich schwanger, und war in Todesangst, was mein Vater sagen würde. Seinem Zorne auszuweichen, wär' ich gern gestorben; es kostete mir daher nicht viel Ueberwindung, zu ent-

fliehen, das väterliche, mir so bekannte Haus auf immer zu verlassen.

Ich wohnte in einer einsamen Hütte, mein Gatte besuchte mich täglich, von meinem Vater hatte ich keine Nachrichten. Ich ward Mutter. O wie gut war ich damals! Wenn ich jener Zeit gedenke, — ach! muß es denn Alles so vorübergehn, was in uns ist — darf nichts zurückbleiben?

Plötzlich verließ mich mein Geliebter, ich hoffte mit jedem Tage, er sollte zurückkehren, an jedem Tage glaubt' ich, nun müßte er kommen; oft hört' ich ihn reden, oft vernahm ich den Klang seiner lieben Stimme. Ich Unglückliche täuschte mich selber, eben so, wie er mich getäuscht hatte.

Mein Kind lächelte mich an, und sah ihm so ähnlich, aus jedem Zuge redete Er zu mir. Ich konnte mich nicht mehr lassen. Ich machte mich auf, und durchstreifte die ganze Gegend; hier, dacht' ich oft, in diesem Hause muß er sein, und er war nicht dort. Ich hörte endlich, er habe sich verheirathet, er lache meiner und spotte über meine Schwäche. Erst konnt' ich es nicht glauben, aber es war wirklich. Nun gab ich mich verloren, ich verachtete mich von dem Augenblicke; alles Edle und Große schien mir Erdichtung, alle Schönheit Traum, ich sah die nackte Erde vor mir, alles Schmucks beraubt.

Ich war der Gegend nahe, in der mein Vater wohnte. Unwiderstehlich trieb mich ein wehmüthiges Gelüste, die Stellen wieder zu besuchen, wo ich als Kind gespielt hatte. Ich sah sie wieder, aber Alles kam mir so verändert vor. Ich ließ mir einfallen, in mein väterliches Haus zu treten; alles Geräth war

anders gestellt, meinen Vater fand ich sehr krank im Bette. Er kannte mich anfangs nicht, und erhob ein entsetzliches Geheul, als ich mich zu erkennen gab; er verwünschte und segnete mich; bald schloß er mein Kind in die Arme, bald stieß er es wüthend zurück; mein ganzes Herz ward zerschmettert. Mein Vater starb noch an demselben Tage.

Bald nachher verlor ich auch das Kind, und ich glaubte nun ganz von der Welt getrennt zu sein; ich wünschte zu sterben, und dachte, der Tod wäre mir nah. Aber bald empfand ich in meinem Herzen die elende Lust nach dem Leben, um morgen und morgen wieder die Luft des Himmels einzuziehn. Ich wünschte mir jene todte Gefühllosigkeit wieder zurück, die mich angefallen hatte; aber aller Muth, alle Größe des jugendlichen Leichtsinns war in mir untergegangen. So trieb ich mich denn auf und ab, war bald hier, bald dort, ich flehte das Mitleid meines ehemaligen Geliebten an, aber er wollte mich nicht wieder kennen.

Mir war es gleichgültig, wie ich lebte, wenn ich nur mein Leben davon trug. Ich lernte einige junge Ritter kennen, die mir sagten, daß sie mich liebten; ich that, als wenn ich ihnen glaubte. Bei allen traf ich dieselbe niedrige Gesinnung. Ich glaube, daß der Mensch so seyn muß, und darum bin ich eben so geworden.

Jetzt hab' ich mich darein gefunden, und mir ist wohl, wenn man es so nennen will. So bin ich endlich in die Dienste Deines Mannes gerathen, und ich denke auf diesem Schlosse zu sterben, wenn er mir die Ruhe hier gönnt. Er ist einfältig genug, so daß er beinahe gut ist.

Träume ängstigen oft meine Seele. Dann sehe
ch meinen Vater, und was noch schrecklicher ist, im
nnersten Herzen erleb' ich oft die Empfindungen mei-
ner frühen Jahre wieder. O wie ich mich dann vor
dem Erwachen fürchte! — Doch Alles ließe sich noch
rtragen; aber eine Erinnerung, eine, die letzte, die
ich nie aus dem Gedächtnisse weglöschen läßt, selbst
wenn ich froh bin oder arbeite, — nein, ich kann es
nicht sagen.

Sie stand plötzlich auf, und ging fort. Friede-
ike sah ihr erstaunt nach.

Friederike dachte wieder an ihren Geliebten. Wenn
r in dem Zimmer wäre! sagte sie zu sich. Und was
vag' ich denn, wenn ich hineingehe, da ich das Mit-
el in Händen habe, es zu erfahren? Mein Leben
höchstens. Nun wohl, so werd' ich denn dieser drük-
kenden Bürde los. Ich gewinne in jedem Falle. Welche
Furcht kann mich also noch zurückhalten?

Als es Abend geworden war, nahte sie sich der
verbotenen Thür und schloß sie leise und mit Vorsicht
auf. Sie erstaunte, als sie hineintrat und ein leeres
Gemach fand. Sie ging mit dem Lichte hin und her,
und Alles war leer. Die Wand war von bunten,
wunderbaren Tapeten bekleidet, die rothe Farbe und
das Gold darauf schillerte, indem sie die Leuchte vor-
übertrug, und die grotesken Figuren schienen Leben
und Bewegung zu bekommen. Es waren alte bibli-
sche Geschichten, von Schlachten und Verhören, die
hier dargestellt waren; die häßlichsten Umrisse hoben
sich durch die grellsten Farben heraus, und ein König
David sah mit einem unwilligen, fürchterlichen Blicke
nach Friederiken hin.

Sie erzitterte und spottete wieder selbst über ihre ungereimte Furcht; denn sie sah recht gut ein, daß sich im Zimmer gar nichts befand, wovor sie sich entsetzen könnte. Aber wider ihren Willen entwickelten sich die frühsten Erinnerungen aus den fernsten Kinderjahren, alle jene Schreckgestalten näherten sich, und wollten sich aus dem Nebel herausarbeiten, der sie umdämmerte und nur dadurch desto entsetzlicher machte. Zitternd setzte sie das Licht auf den Boden nieder, und konnte es nicht lassen, den furchtbaren David noch genauer zu betrachten, und sich noch inniger vor ihm zu entsetzen. Alle seine Züge wurden noch wilder und lebendiger, und wie ferne, bekannte und unbekannte Stimmen fing es an, hinter der Wand zu reden. Nun blickte sie nach ihrem Schatten um, der aufgebäumt an der Wand gegenüber stand. Schnell sah sie wieder zurück, und erwartete mit jedem Augenblicke, daß der alte König aus seiner Tapete heraustreten würde, und sie anreden, um Alles wissen und etwas Wunderbares und furchtbar Unverständliches dazu sagen.

Sie stand noch immer fürchtend da, und suchte den gräulichen Erinnerungen zu entfliehen, den Gestalten zu entkommen, die sie wie mit gräßlichen Spinngeweben umzingelt hatten, als sich die Thüre des Gemaches öffnete, und Peter Berner hereintrat.

Friederike fuhr vor dieser Gestalt mehr zusammen, als sie vor einem Gespenste würde gethan haben. Peter schien sich nicht zu wundern, eine kalte, entsetzliche Wuth hatte sich seiner ganzen Gestalt bemeistert. Friederike schrie laut auf und sank in Ohnmacht nieder; als sie sich erholte, sah sie sich in den Armen Peters und das entsetzliche Gesicht mit der schneiden-

en Kälte, das auf sie herunterblickte. Sie sank zu
inen Füßen nieder und umfaßte sie weinend, und
at um Gnade; aber Peter war unerbittlich, er hatte
in Schwert in der Hand und sagte ihr, daß sie ster-
en müsse. Friederikens Sinne waren in der größten
Verwirrung und Kampf; sie konnte sich als eine Ver-
irrte nicht zu sich und zum Leben zurückfinden, alle
Gestalten standen starr und unbeweglich vor ihren Au-
en, alle Schrecken kamen näher, alle Hoffnungen nah-
en auf ewig Abschied. Noch nie als in diesem schreck-
chen Augenblicke hatte sie es lebhaft empfunden, was
as Wort Tod bedeuten wolle; sie hatte es so oft
usgesprochen und viel dabei gedacht, aber noch nie,
ie das Wunderentsetzliche dieses Begriffes gefühlt.

Sterben? rief sie aus. — O warum sterben? Ist
s nicht genug, daß mein ganzes Leben geschlachtet ist,
oll ich selber auch noch dem Tode geopfert werden? —
Gott! wenn Du mich jemals geliebt hast, so ver-
ieb mir; wenn Du jemals Deinen Eltern oder Ge-
chwistern wohlgewollt hast, so laß es mir verziehen
eyn; ja, wenn Dich nur ein Trunk in einer heißen
Stunde, die Ruhe nach einem arbeitsamen Tage so
echt erquickt hat, wie es den Menschen freut, o so
edenke nur an diese Stunden zurück, und sey auch
enschlich gegen mich. Du hast dieselben Wünsche,
ie auch meinen Busen anfüllen, Dein Herz schlägt
ie das meinige. Solltest Du mich dennoch Deinen
ilden Grimm empfinden lassen, den ich nicht ver-
iene? O ich will nichts von Dir bitten, Du sollst
ir nichts gewähren, nicht Geschenke, Theilnahme oder
iebe; nur laß mir dieses letzte, einzige Leben, über
as Dir keine Gewalt gegeben ist. — Sieh, wie ich

elend bin, daß ich um mein Leben, als das einzige Gut bitten muß, das mir übrig geblieben ist.

Peter antwortete nicht und stand kalt und gefühllos da, und glich den bunten, abgeschmackten Bildern der Tapete.

Hast Du noch in keiner Stunde gefühlt, fuhr Friederike fort, wie sehr Du Dein Leben liebst? Wie innig der Wunsch der Selbsterhaltung Dir an die Seele geheftet ist?

Warum hast Du mein Gebot übertreten? rief Peter wüthend aus.

Und willst Du deswegen, sagte das geängstigte Geschöpf, jenes Gebot übertreten, welches Dir verbietet, kein Blut zu vergießen? Ach, die Reue kriecht doch einmal dem armen Menschen nach, wenn ihr Schritt auch noch so langsam ist; aber dann ist es zu spät. Dann wirst Du nach mir zurücksehn; dann wirst Du gern die jetzige Stunde zurückrufen wollen, um Alles ungeschehn zu machen; aber dann ist es unmöglich. Dann steht mein armes Bild vor Deinen verwirrten Augen, die Rache donnert von oben, und jedes Bewußtseyn entgeht Dir; nur die Erinnerung Deiner Schuld bleibt bei Dir zurück, um Dich zu peinigen. — Ist es nicht besser und kürzer, daß Du Dich meiner erbarmst, als daß Du nachher ein langes und qualenvolles Leben hinter Dir schleppst?

Halt ein mit Deinem Geschwätz, antwortete Peter grimmig, Du mußt nothwendig sterben, denn es ist mein Gelübde so.

Friederike hob sich vom Boden auf und sah ihn eine Weile stillschweigend an. Dann fuhr sie mit einem gräßlichen Tone auf: Nun so thu, vollbringe

deinen Willen und ende mit mir. Ich denke eben
tzt daran, daß das Leben mir auch gräßlich ist, weil
Du darin lebst und es verwüstest, und so viele Men-
hen Dir ähnlich sind. Da ich nun einmal sterben
uß, so kümmert's mich auch nicht weiter, denn end-
ch, endlich muß ja doch die letzte Stunde herange-
hlichen kommen, der ich nur jetzt, jetzt in diesem
Momente ausweiche. Ich stehe auf dem letzten schma-
n Ecksteine der Zeit, und stürze dann in den dunkeln
bgrund hinunter. Ich kann nicht anders, und ich
ete Dir also Trotz, Dir und mir zugleich. Halte
dich aufrecht, mein Gemüth, und höre Du mich, Fer-
nand, jetzt werden wir uns wiedersehn. Diese Hoff-
ung nehm' ich als ein großes Reisegeld mit mir.
Du, Grausamer, fahre hin, fühle noch jetzt meinen
bscheu, und wie ich Dich von Grund meines Her-
ns verachte.

Peter wurde noch wüthiger und stieß ihr den
Degen in die Brust, so daß sie sogleich todt niedersank.

Plötzlich rührte sich die Tapete, als wenn sie von
nem Winde hin und her bewegt würde. Es arbei-
te drinnen und emsige Stimmen redeten durcheinan-
r. Ferne Instrumente klangen und kamen mit ihren
underlichen Tönen immer näher und näher. Peter
and still, und wußte nicht, was aus dem Allen wer-
n wollte.

Die Figuren im Teppich wurden größer, und
uchsen immer mehr vor seinen Augen. Plötzlich kni-
erte es, so wie wenn eine Kohle aus dem Feuer
ringt, und alle Helden des alten Testaments schrit-
n mit lebendigen Beinen aus der alten Tapete her-
us, die Bedienten und Kriegsknechte folgten ihnen,

und der Saal, der sowohl in den Linien als Luft-
perspectiven nur schlecht gemalt war, blieb allein und
leer zurück. Alle Figuren schwebten um den erstaun-
ten Peter her, der nicht wußte, was er mit der selte-
nen Gesellschaft beginnen sollte. In der Verlegenheit
grüßte er Jeden, und kaum hielten es einige Bedien-
ten und Mohren der Mühe werth, ihm zu danken.

David stellte sich vor ihn hin und neben ihm
Tobias mit seinem Hündlein, und alle Drei schüttelten
sehr ernsthaft mit dem Kopfe. Peter war überzeugt,
daß er die Tapeten, wenn sie gleich moralischen In=
halts waren, doch nicht dazu gekauft hatte, daß sie
ihm den Text lesen sollten; er bezeugte ihnen daher
auch nicht überflüßigen Respekt, sondern verließ sich
im Nothfall auf sein gutes Schwert, das er in der
Hand hielt.

Das bunte Gefolge ging in Zauberkreisen um
ihn her, die Gewänder und goldenen Spangen schim-
merten vor seinen Augen, und er bemerkte es deutlich,
wie dem großen Saul öfter auf den nachschleppenden
Mantel getreten ward. Am meisten fiel ihm der
schöne Helm eines Kriegsknechts in die Augen, der
hell und kriegerisch aussah und nach welchem er end-
lich ein inniges, unbegreifliches Begehren verspürte.
Er war eben daran, den Knecht darum anzusprechen,
als sich das ganze Gefolge wieder in die gewöhnliche
beschränkte Lage zurückzog und als bloßes Gemälde
an der Wand figurirte. Der Ritter tröstete sich da-
mit, daß er am folgenden Tage mit eigenen Händen
dem Soldaten den schönen Helm vom Kopfe herun-
terbrechen wollte.

Funfzehntes Kapitel.

Jakobine von Strahlheim.

Peter erwachte am folgenden Morgen mit einem
ehr schweren Kopfe, und der gestrige Abend schwebte
hm nur noch dunkel vor dem Gedächtnisse.

Sieh, sieh, sagte er zu sich selber, nun kommt
 mein Weiberunglück in den allerbesten Gang; der
estrige Abend ist die beste Vorrede dazu geworden.
Ja wohl hatte Mechthilde Recht, daß sie sagte, alle
Weiber taugten nichts, und alle könnten die verfluchte
Neugier nicht lassen. Ich habe es ihr damals nicht
lauben wollen, aber es scheint sich doch nun wahr-
aftig zu bestätigen. Dafür aber will ich auch keiner
Einzigen trauen, sey es auch, welche es wolle. Das
Beste bei der ganzen Sache ist, daß ich niemals außeror-
entlich verliebt zu werden scheine, und daß mir deswe-
en das Abstrafen immer noch so erträglich leicht wird.
Ich darf mich auf kein Weib verlassen, das der Neu-
ierde Raum giebt, denn ich weiß es schon, daß dieses
aster immer alle übrigen nach sich zieht; ein laster-
aftes Weib aber ist ein Abscheu in meinen Augen.
Wenn ich dem Schicksale entgehn könnte, so möchte
h viel lieber gar nicht wieder heirathen; aber es
würde nichts helfen, ich würde trotz dem mit meinen
Weibern unglücklich seyn, und darum will ich dem
Fatum lieber so seinen Gang lassen.

Was hab' ich denn aber gestern im Kopfe ge-
abt, als ich drüben im Zimmer war? Wahrhaftig,
ie Zauberwelt muß mit mir ganz etwas Eigenes vor-
aben, daß mir so sehr besondere Zufälle begegnen.

Wozu das Alles nutzen soll? Denn ich nehme doch keinen Zusammenhang und Menschenverstand darinnen wahr. Wenn ich nicht wüßte, daß Alles Zauberei wäre, so würde ich Alles platterdings nur für dummes Zeug erklären. So aber läßt sich mit dem Hexenwesen kein Spaß treiben, diese unsichtbaren Gewalten verstehn keinen Spaß, und nehmen Alles im äusserſten Grade ernsthaft.

Welch' ein wundersames Gelüste befiel mich gestern nach dem Helme des alten Kriegsknechtes! Als wenn ich nicht selber Helme genug hätte, und gewiß bessere. Da kommen die Leute nun und sprechen immer, es gäbe ganz und gar nichts Unbegreifliches. Begreift mir einmal dies Alles zusammen, und Ihr werdet gewiß eine tüchtige Arbeit vor Euch finden. Ich bin aber doch neugierig, die Tapeten bei'm hellen Tage wieder anzusehn.

Er ging wieder nach dem Zimmer hinüber und stellte sich mit verschränkten Armen und aufmerksamen Augen vor die Wand hin. Wunderlich, fuhr er fort, daß ich diese Tapeten schon so lange habe, und sie bis dato noch nicht auf ähnliche Streiche verfallen sind. Ich bin zu einer Art von Vexiermenschen gemacht, dem alles Wunderliche begegnen muß, was sich für die übrigen ordinären Sterblichen nicht schicken würde. Aber der König David hat sich seit gestern, seit der Anstrengung recht verfärbt, er ist viel blasser geworden, und hier vom Mantel ist die rothe Farbe abgesprungen, Wenn das noch öfter vorkömmt, so verderben mir die ganzen Tapeten. — Still! Ich gerathe auf einen Gedanken. Das Wesen und dieser Unfug ist vielleicht das, was die Maler immer das

Leben in einem Gemälde nennen. Ich habe oft einen Narren sagen hören: das Bild ist, als wenn es einen anspräche, als wenn es so eben vom Tuche herunter-steigen wollte. Nun so sind dies hier ganz deliciöse Stücke, denn sie steigen wirklich herunter, die Figuren treten so sehr heraus, wie ich noch bei keinem nieder-ländischen oder italiänischen Künstler wahrgenommen habe. Und dann muß auch jeder Halbkenner zugeben, daß diese Gemälde viele Haltung, ja die größte Kon-tenance von der Welt haben, daß sie sich wieder an Ort und Stelle zurückverfügen, nachdem sie vorher in aller möglichen Freiheit herumgeschwärmt sind.

So philosophirte Peter vor seinen Tapeten, und ward nicht müde, alle einzelnen Figuren genau zu be-trachten. Denn so bekannt sie ihm auch waren, so waren sie ihm doch durch den gestrigen seltsamen Zu-fall ganz neu geworden, und er machte immer neue Entdeckungen, die ihm ungemein wichtig waren.

Der Helm des Soldaten, der gestern seinen Neid erregt hatte, hatte eben nicht viel Besonderes. Es war ein gewöhnlicher Helm, der vorn mit einem Adler verziert war, die hintere Seite konnte man jetzt nicht sehn, weil sie dermalen im Gemälde steckte. Peter konnte immer noch nicht begreifen, was er an dem Helme so Sonderliches hatte finden können, und sagte endlich: Seht, so kann man wieder zum Kinde wer-den, wenn man es am wenigsten denkt; die Kleinen greifen auch nach gemalten Figuren, und ich bin seit der unendlich langen Zeit auch noch nicht klüger ge-worden. Weisheit hin, Weisheit her, die alte Fee hat Recht, der Verstand der Menschen steht auf gar schwachen Füßen. —

Peter, der die Ruhe nicht vertragen konnte, durchstreifte nach dem Tode seiner Frau das Land weit und breit, um Abentheuer aufzusuchen. Es stieß ihm aber nichts auf, das der Erzählung würdig wäre, als daß er sich an einem Abend verirrte und auf der Burg des Ritters Strahlheim einkehren mußte.

Strahlheim war einer von den äußerst seltenen Rittern, einer von denenjenigen, die vielleicht in keinem einzigen der zu häufigen Ritterromane vorkommen und dort beschrieben werden. Denn er war klein von Person und dick, und mußte sich in der Jugend als Liebhaber ungemein lächerlich ausgenommen haben; jetzt aber war er in denen Jahren, in denen die Leute von selbst ehrwürdig sind, denn er war Vater, und eine seiner Töchter hieß Jakobine. Die Hauswirthschaft war wunderlich genug beschaffen, denn der Vater glaubte Alles allein zu regieren; und doch kümmerte sich im Grunde Niemand um ihn; er tadelte sich in manchen Stunden selbst über seinen zu großen Despotismus, und nahm sich vor, sich zu bessern; und doch ward er beständig von seinen Töchtern tyrannisirt, er mußte thun, was sie haben wollten, und sie bekümmerten sich nie um seine Einwilligung. Vor allen übrigen war Jakobine herrschsüchtig, und hatte den meisten Willen im Hause. —

Der Verfasser bittet sich die Erlaubniß aus, hier nur eine ganz kleine Anmerkung zu machen.

Ich bin nämlich in Gefahr, daß mir hier viele Leser viel zu viel Verstand und Scharfsinn zutrauen und nach ihrem eigenen Scharfsinne den ganzen Pfiff zu merken und mich ungemein gut zu verstehen glauben. Sie meinen nämlich im Stillen, ich

vertappe mich hier in die Allegorie hinein, und werde das Ganze nachher äußerst witzig, aber für die Staaten auch eben so gefährlich enden. Das Mädchen heiße natürlicherweise nicht umsonst gerade Jakobine, und man werde nachher schon gewahr werden, daß ich (der Verfasser nämlich) zu den hellen Köpfen gehöre, die u. s. w. — Andre Schriftsteller führen häufige Klagen, daß sie einen Leser haben, von dem sie nicht verstanden werden; ich klage im Gegentheil darüber, daß ich von dem meinigen viel zu gut verstanden werde. Wo ich zu denken aufhöre, fängt er sein rechtes Denken erst an, und macht es mir vielleicht eben dadurch möglich, im ganzen Buche geistreich zu bleiben, was ich gar nicht einmal anfangs gewünscht habe. Denn einem Buche, wenn es gefallen soll, sind die schlechten Stellen, (wenn man die Sache genau nimmt) eben so nothwendig, wo nicht nothwendiger, als die guten. Der Beweis ist leicht zu führen: Wir sehn es alle Tage, daß Bücher von allen Lesern mit der größten Begierde gelesen werden, die kaum zwei bis drei erträgliche Stellen aufzuweisen haben; daß im Gegentheil unsere klassischen Autoren, die vortrefflich sind, nur daß sie den Fehler haben, daß sie so gar nicht auf schlechte Stellen ausgegangen sind, ungelesen bleiben. So oft ich über Göthe's Werke urtheilen höre, wird es mir deutlich, ja die Menschen sagen es mir fast mit dürren Worten, wie sie sehr schlecht damit zufrieden sind, daß es durchgängig gut ist. Noch weit schlimmer ergeht es Richtern, in dessen Mondschein- und Zauberbüchern die Leser gerade die schönsten Stellen überschlagen und blos deswegen behaupten, Vieles in ihm sey geschmacklos, damit

sie doch für sich selber einen hinreichenden Grund auf-
finden, warum sie ihn lesen.

Uebrigens, um wieder auf meine eigentliche Ma-
terie zu kommen, so bekenne ich hier frei und offen,
daß ich bei diesem unschuldigen Buche gar nichts Ge-
fährliches im Schilde führe, daß es überhaupt wohl
endlich Zeit wäre, daß die Leser der witzigen und un-
witzigen Anspielungen überdrüßig würden. Ich muß
immer darüber lachen, wenn ein Schriftsteller viel auf
sich selber hält, wenn er es durch Schimpfen und hin-
längliche Demokratie in seinen Büchern dahin bringt,
daß ihn die arme unschuldige Lesewelt für einen ge-
fährlichen Menschen erklärt. Die Leser wollen dadurch
blos ausdrücken, daß sie sein übermäßiges Winken
verstanden haben; da aber unter den Lesern selbst
Niemand, wie bekannt, gefährlich ist, wie steht es denn
da um seine eigene Gefährlichkeit? —

Peter verliebte sich bald in Jakobinen und ward
von ihr eben so heftig wieder geliebt. Sie hatte von
je das Seltsame dem Gewöhnlichen, das Einfältige
dem Verständigen vorgezogen; beides fand sie in Pe-
tern vereinigt, ihr Herz flog ihm daher sogleich bei'm
ersten Anblick entgegen. Peter machte seinen Antrag
bei'm Vater, der aber viel dagegen einzuwenden hatte,
und ihm endlich die Tochter gänzlich abschlug. Peter
ward zornig darüber und klagte Jakobinen sein Un-
glück; diese gestand ihm schnell ihre Liebe, und eine
zärtliche Umarmung beschloß die Unterredung.

Jakobine ging sogleich zu ihrem Vater, der eben
von einem kleinen Schlummer erwacht war, weil er
die meiste Zeit damit zubrachte, sich zu erholen, so wie
einige Schriftsteller fast nichts als Nebenstunden ge-

schrieben und dabei eben nichts anders vorgenommen haben. Der Vater fing an:

Mein Kind, der fremde Ritter da hat so eben bei mir um Dich angehalten, aber ich habe Dich abgeschlagen, und ich denke, Du wirst mit meinem Willen zufrieden seyn.

Warum nicht, lieber Vater? denn Sie wissen ja doch am besten, was mir dienlich ist.

Natürlich, mein Kind, denn ich bin alt, ich habe Erfahrung, ich liebe Dich. Sieh, da kömmt bei mir Alles zusammen, weswegen ich Dein Glück am besten verstehn muß.

Was haben Sie aber gegen den Fremden?

Ich weiß nicht. Er gefällt mir nicht.

Er ist aber reich.

Ja, darin magst Du wohl Recht haben, das kann ich Dir in der That nicht abstreiten.

Er sieht gut aus.

So ziemlich, er sieht in der That ziemlich gut aus, wie Du da so eben sehr richtig bemerkt hast. Er sieht gut aus, das ist wahr, aber ich weiß doch nicht —

Was meinen Sie?

So ein gewisses Wesen hat er doch; der Bart da steht ihm nicht ganz gut, er hat ihn sich zu künstlich verschneiden lassen, so im holländischen Geschmack, den ich gar nicht liebe. Er kann nicht dafür, das ist freilich wohl wahr.

Er liebt mich.

Richtig, das hat er mir auch gesagt; das war just sein nämlicher Ausdruck.

Eine solche Parthie findet sich nicht alle Tage.

Darin magst Du auch wohl Recht haben.

Und ich liebe ihn ebenfalls.

Nein, mein Kind, hör' auf, mich zu bitten, denn es ist vergebens, da kann nun und nimmermehr etwas daraus werden. Schlage Dir diese unnützen Gedanken aus dem Sinne, oder, es thut mir sehr leid, aber im entgegengesetzten Falle muß ich das Vergnügen haben, Dir zu sagen, daß ich Dir meinen väterlichen Fluch gebe.

Gleich sind Sie mit dem Fluch bei der Hand.

Ja, wie soll ich Euch denn sonst bezwingen?

Aber, liebster Vater, sollten Sie denn mein Unglück wollen?

Gewiß nicht, Kind, gewiß nicht, da müßt' ich ja ein sogenannter grausamer Vater seyn; aber was den Ritter betrifft — —

Ich sterbe, wenn er nicht mein Mann wird.

So wird mir Deine Beerdigung sehr viel Umstände machen; bis jetzt ist noch aus unsrer Familie Niemand als eine Jungfer gestorben, und da Du die Erste wärst, so müßte es sehr prächtig dabei zugehn.

Ich sage Ihnen ja aber, daß ich nicht sterben will, sondern ihn heirathen, und durchaus will ich es, durchaus!

Also gänzlich durchaus? Da hilft keine Widerrede? Nun, liebe Tochter, hätte ich gewußt, daß es Dein ernster Wille wäre, so hätte ich Dir gleich meine väterliche Einwilligung gegeben, ohne weitere Umstände. Gieb Dich also nur zufrieden, Du sollst ihn haben, und ich will Dir auch meinen Segen geben.

Er segnete sie hierauf und fuhr dann fort: Ja, Du hast Recht, er ist ein vortrefflicher Mann;

ich hatte diese Parthie auch schon im Stillen überlegt, und es freut mich, daß Du so ganz als eine gehorsame Tochter meinem Willen gehorchest.

Wie konnten Sie aber so grausam seyn, mir sogleich mit Ihrem Fluche zu drohn?

Ich sehe es freilich recht gut ein, ich muß Anstalten treffen, mir diese verdammte Hitze abzugewöhnen, die mich immer so unvermuthet überrascht. Man ist nicht immer Herr über sich, mein Kind, aber ich will mich bessern, Du kannst Dich darauf verlassen, vergieb mir nur diesmal.

Sie umarmten und versöhnten sich völlig; die Verlobung der beiden Verliebten ward noch an eben dem Abend vollzogen. Der alte Strahlenberg ging vergnügt zu Bette und schlief sehr ruhig.

Jakobine hörte bald nach der Hochzeit auf, den Blaubart zärtlich zu lieben, aber an die Stelle der Liebe trat die Eifersucht. Es ist gar nicht nothwendig, daß derjenige, der eifersüchtig ist, auch liebt, so wie der, der wirklich liebt, nicht immer eifersüchtig ist. Sie quälte daher den guten Ritter unaufhörlich mit den Fragen: ob er sie auch wirklich liebe? Ob er ihr nicht ungetreu sey, oder noch werden könnte? Petern fielen diese Besorgnisse sehr zur Last, und er kam ihr am Ende mit seinen Betheuerungen der ewigen Liebe immer schon entgegen. Sie aber fragte jedesmal von neuem: Liebst Du mich auch wirklich?

Peter sagte unwillig: Theuerste Gemahlin, ich liebe Dich unaussprechlich, aber eben deswegen laß mich in Ruh, weil es mir fatal ist, beständig davon zu reden.

Aber ist es nicht Dein Scherz? Liebst Du mich so, wie ich es verdiene?

Ich scherze fast niemals, mit der Liebe vollends nicht, und daß ich Dich wirklich liebe, siehst Du ja daraus, daß ich Dich wirklich geheirathet habe.

Das ist eine schlechte Versicherung. Man sollte in jeder Stunde sein Herz fragen, ob es auch etwa noch nicht im Begriff sey, zu erkalten, denn nichts ist in der Seele des Sterblichen so zart und eben darum auch so vergänglich, als die Empfindung der Liebe. Man glaubt oft noch diesen schönen Gast zu beherbergen, wenn die kalte Gleichgültigkeit in unserm Herzen ihr Lager aufgeschlagen hat. Darum, überlege wohl, was Du sagst.

Ich kenne mich und rede nicht in den Wind.

Nun so wirst Du mir auch meine Bitte nicht abschlagen, an der mir so viel liegt.

Nenne sie.

Schaff' die Haushälterin ab, schaff' Mechthilden fort; denn wenn sie auch älter ist, als ich und Du, so kann ich sie doch nicht mit ruhigem Auge betrachten.

Peter versprach es, gerieth aber mit seinen Gedanken in große Verlegenheit, denn er fürchtete die Macht Mechthildens, die er schon hatte kennen lernen. Er glaubte, Jakobine würde mit der Zeit wohl ihrer Bitte vergessen, und es hernach überdrüßig werden, ihn öfter daran zu erinnern.

Durch diesen Zufall aber kam Peter seit langer Zeit wieder zum ersten Male darauf, Mechthilden genauer zu betrachten. Er erinnerte sich bei der Gelegenheit, daß sie einst seine Geliebte gewesen sey, und sie

fing an, ihm von neuem zu gefallen. Er sprach öfter mit ihr, er erinnerte sie an die ehemaligen zärtlichen Empfindungen, die sie für einander gehegt hatten, und der scharfsichtigen Jakobine entging kein Gespräch, kein Blick. Ja, als sie an einem Abend wahrnahm, daß der Ritter die Haushälterin küßte, konnte sie unmöglich ihren Zorn länger zurückhalten; sie beschloß, sich an Mechthilden zu rächen.

Die Rache bestand in jenem barbarischen Zeitalter selten, wie bei uns, in einer Verläumdung oder in einem verächtlichen Gruß, oder darin, daß man gar nicht grüßte, sondern jene Menschen in dem sogenannten Mittelalter (das daher auch für Romanenskribenten an interessanten Situationen sehr reichhaltig ist,) trieben gewöhnlich eine etwas handfestere Rache. Jakobine war nämlich ohne weitere Umstände fest entschlossen, ihre Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen. Sie hatte bemerkt, daß man den lästigen Fliegen und Ratten Gift zu streuen pflegte, und wollte diese Gewohnheit auf die Haushälterin anwenden.

Mechthilde merkte bei aller ihrer Weisheit nichts von diesem Vorsatze, und Jakobine war heimtückisch genug, sich freundlich gegen sie zu stellen, um ihr jeden Argwohn zu benehmen; als sie aber an einem heißen Nachmittage über ihre Weinflasche ging, um nach den Regeln der Diät sich durch ein hitziges Getränk etwas abzukühlen, empfand sie bald schreckliche Schmerzen in der Brust. Peter kam zu ihr, sie zu besuchen, und erstaunte, da er sie krank fand. Mechthilde war im Begriff, den Geist aufzugeben, als sie sich zum Glück noch plötzlich auf kräftige Gegengifte besann, und sie eben so schnell mit ihren geschickten

Händen zubereitete. Sie trank sie gierig ein und rettete dadurch ihr Leben; aber ein anderes, weit größeres Wunder ging nun vor Peters Augen vor. Durch die Gewalt des Giftes, das nicht ganz gedämpft werden konnte, verwandelten sich alle Züge im Angesicht der Haushälterin, ihr Auge fiel zurück und wurde matt, ihre Wangen sanken ein, die Arme wurden dünne, sie wurde eine kleine, alte zusammengebogene Figur, mit einem Höcker auf dem Rücken und einer langen Nase.

Peter schlug zu wiederholten Malen vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen und konnte sich in der Begebenheit gar nicht zurecht finden; Mechthilde besah sich stillschweigend im Spiegel, und brach dann seufzend in die Worte aus: O wie gerecht ist das Schicksal!

Sechszehntes Kapitel.

Die Versuchung.

Peter blieb nachdenkend für sich und sagte: O wie sehr wird es mir doch zur Last, daß mich meine Gemahlin so übermäßig liebt! Wohl ist es wahr, daß Alles sein Ziel haben will. Ich wollte, ich wäre ihrer erst wieder erledigt, da sie überdies so boshaftig ist und mir meine getreue Haushälterin gänzlich verdorben hat. Da sie mich aber so sehr liebt, wird sie der Versuchung mit dem Schlüssel gewiß widerstehen; sie ist ganz ohne Zweifel tugendhaft, und dann muß ich meine ganze Lebenszeit mit ihr aushalten. Auf den Fall wäre ich gewiß übel gebettet. Ach! Unglück mit

Weibern zu haben, ist kein so leichtes Unglück, das seh' ich jetzt wohl ein, ich hätte mich doch besser bedenken sollen, die Feinde hätte ich mir schon so wollen vom Halse schaffen. Aber nunmehr ist alles Klagen zu spät.

Er reiste hierauf wieder fort, und gab Jakobinen den goldenen Schlüssel, mit dem strengen Befehl, das Gemach ja nicht zu eröffnen. Sie versprach es.

Mechthilde hatte mit ihrer äußern Gestalt zugleich ihren ganzen Charakter verändert; sie war boshaft und heimtückisch geworden, und nahm sich vor, sich an allen Menschen, zuerst aber an Jakobinen zu rächen. Der Ritter war daher kaum fort, als sie das Gespräch auf das verbotene Zimmer lenkte und bei der Frau daher bald den Argwohn erregte, daß irgend eine Geliebte Peters sich dort versteckt halten könne, und daß er es deswegen so strenge verboten habe, das Zimmer zu eröffnen. Jakobine konnte nicht widerstehn, sie ging hinein, und Mechthilde verwandelte den goldenen Schlüssel in einen schwarzen, so daß der Blaubart das Vergehn sogleich entdeckte, als er zurückkam.

Siebenzehntes Kapitel.

Peters Gespräch mit Bernard.

Nach meinem Urtheil ist es in vielen Rücksichten ein übles Gewerbe, Schriftsteller oder Schauspieler zu seyn. Kein Mensch fragt nach der Stimmung, in der sich der spielende oder schreibende Mensch befindet;

sondern er muß den Gang fortgehn, der ihm vorgeschrieben ist, die traurigsten Sachen darstellen, wenn er fröhlich, die lustigsten, wenn er schwermüthig seyn möchte. Wenn ein Romanenschreiber in dem genau berechneten Plane seines Werkes eingespannt liegt, und sich, wie ehemals Trenk aus dem Magdeburger Gefängnisse, schon zur Hälfte durchgearbeitet hat, und nun nicht weiter kann; wenn er fortfahren muß witzig zu seyn, und es ist ihm ein Unglück begegnet, oder er hat sich gerade an Witz erschöpft, oder er möchte gern einen pathetischen Schriftsteller nachahmen; man denke sich die schreckliche Lage eines solchen Mannes, der nun weder vor-, noch rückwärts kann! Er hat Alles motivirt und begründet, er hat sich alle Mühe gegeben, die Ver- und Entwickelung zu präpariren, er hat zu seiner eigenen Qual einen höchst scharfsinnigen und durchdachten Plan ersonnen, von dem er nun nicht abweichen darf, ohne sein vortreffliches Werk zu verderben — und doch kann er die Stimmung, die Lust, den Muth nicht wiederfinden, mit dem er es bis dahin geführt hatte. So wie der Mensch einer Situation überdrüßig werden kann, die sonst sein höchster Wunsch gewesen war, so kann ihm auch ein Buch fatal werden, das er mit dem größten Eifer zu schreiben angefangen hatte.

Sind deswegen wohl jene liebenswürdigen Schriftsteller zu verachten, die sich niedersetzen und schreiben, um ganz Deutschland zu unterhalten, und dabei nicht ein Jota eines Plans im Kopfe haben? Sie machen sich aus ihrer Arbeit einen Spatziergang durch Blumen, durch schattige Wälder und sonnige Ebenen, sie amüsiren sich selbst über ihre Schreiberei, und ver-

wundern sich mehr, als der Leser, über die eintretenden Vorfälle. Ihre Erfindungen gehn unmittelbar vom Kopfe auf's Papier, sie machen vorher keine Skizzen ihres Werks, keine Studien, die sie nachher ausführen, sondern ein Wort giebt das andre, ein Held lockt den andern hervor, und der deutsche Leser liest es und freut sich, er kümmert sich eben so wenig um die regelgerechte Pedanterie, als der Verfasser, genießt eben so ohne Nachdenken, das ihn nur stören würde, und ist mit sich und dem Dichter sehr zufrieden.

Ist es einem Menschen, der sich bilden möchte, daher wohl zu verdenken, wenn er sich diese Leute als Muster vor die Augen stellt, und ihnen ohne weitere Umstände nachahmt? Ich bin aufrichtig genug, zu erklären, daß ich es so gemacht habe, und darum habe ich mir eben unter so vielen tausend Geschichten, die ich nehmen konnte, gegenwärtige ausgesucht, weil sie meinem Humor am besten zusagte. Charaktere treten auf und verschwinden wieder schnell, ohne daß sie die närrische und lästige Prätension machen, daß man sie genau beibehalten und durchführen soll; denn der scharfsinnige Leser wird es ohne Zweifel wohl von selbst verstanden haben, daß Jakobine nunmehr auch umgekommen ist; und wenn ich nicht über jeden Todesfall die Glocken läuten lasse und den Leser dadurch zu einer viel zu großen Rührung und Theilnahme zwinge, so muß der Leser mir eben darum manchmal auf mein Wort, ohne weitere Umstände glauben, daß der und jener gestorben sey. Denn so sind auch schon manche Leute, die ich nicht namhaft gemacht habe, in den Fehden umgekommen, die Peter immer glücklich zu Ende führt.

Ich muß den Leser versichern, daß mir wirklich die Geschichte an manchen Stellen zu grausam wird; denn ich habe auch so ein nárrisches Ding von weichgeschaffenem, edelmüthigem Herzen in mir. Aber ich stecke nun einmal in der Erzählung, die zwar mannigfaltig genug ist, dabei aber doch immer Mord und Todtschlag zur Hauptsache macht. Wenn man sich niedersetzt, ein solches Buch auszufertigen, so interessirt den Schreiber der Gegenstand, ohne daß er es sich deutlich denkt, was eigentlich das Umkommen seiner Personen alles auf sich habe; jetzt ist es zu spát, und ich muß mich nun schon gefaßt machen, alle die Rührungen zu überstehn, die ich in diesem Buche noch zu erleben habe. Wenn ich es nur dahin bringe, daß der Leser sich Exempel nimmt, spiegelt und in diesem oder jenem Puncte bessert, so will ich meine Haut gerne dran setzen und alle die Erschütterungen nicht achten, die etwa noch vorfallen dürften. Der Leser hat es darum sehr gut und bequem, weil ich das Wichtigste immer auf mich nehme und den besten Theil des Pathetischen vertusche: solches geschieht aus bloßer Liebe gegen den Leser, damit auch schwáchliche und nervenkranke Personen ohne Nachtheil ihrer Gesundheit diese Geschichte lesen und verstehen mögen.

Peter war sehr verdrüßlich und ging im Walde auf und ab, als ihm nach langer Zeit wieder einmal der alte Zauberer B e r n a r d begegnete. Bernard freute sich, ihn zu sehn, und fragte ihn dann, ob er zufrieden sey.

Gar nicht, antwortete Peter.

Ihr seyd selber Schuld, sagte Bernard, ich betrübe mich, so oft ich an Euch denke. Eure Lebens-

zeit vergeht, es geschieht nichts, und ich hatte so große, so übergroße Dinge mit Euch vor. Ich hatte Euch zum Helden einer wunderbaren, fast unglaublichen Geschichte auserlesen; Alles, was Alexandern, Cäsarn, Hannibaln und die übrigen schon einzeln groß machte, hatte ich in Euch vereinigt, daneben war Euer Leben mit den interessantesten Verwickelungen angefüllt, Eure Liebe ging mit Euren großen Thaten immer Hand in Hand, und in Eurer Geliebten hatte sich die höchste Schönheit und der größte Geist vereinigt. Ich wollte Euch dann Episoden interessanter Nebenpersonen herbeischaffen, die Euch als Hauptperson noch mehr emporhöben; ich habe auch aus dieser Ursach mit einigen Rittern Bekanntschaft gemacht, die dazu gut genug taugen, aber nun habt Ihr mir das ganze Concept verdorben, und ich möchte darüber in Verzweiflung fallen.

1) Seyd Ihr an Euch selbst ein uninteressanter Charakter, der keine hervorstechende Seiten hat und keinen Leser besonders anziehn kann. Doch davon kann man mir die meiste Schuld beimessen, denn ich hätte in der Wahl des Helden etwas vorsichtiger seyn sollen.

2) Habt Ihr Euch mit Eurer Beschützerin erzürnt, und Ihr habt nun gleichsam keinen festen Grund, auf dem Ihr fußen könnt. Eure Geschichte wird nimmermehr einen recht brillanten Schluß bekommen können. Daran seyd Ihr selber Schuld.

3) Seyd Ihr einfältig und habt gar einen blauen Bart. Ich frage Euch um's Himmels willen, wo Ihr dergleichen in Eurem Leben gehört, oder auch nur gelesen habt. Ihr dürft mir Friedrich mit der gebissenen Wange nicht anführen, denn ein Biß in

der Wange ist von einem blauen Barte immer noch sehr verschieden, und dient nur dazu, jenen Mann individuell, nicht aber komisch zu machen. Er ist auch außerdem bei weitem nicht so dumm, als Ihr es seyd. Das sind sehr wichtige Unterschiede, mein Freund, auf die Ihr etwas mehr Acht geben müßt. Auch den Dummkopf Hasper a Spada könnt Ihr mir nicht einwerfen, denn es kommt bei der Gelegenheit doch viel vor von den Brückenketten, vom Burgverließ und so weiter, wovon aber bei Euch nimmermehr die Rede ist.

4) Nehmt Ihr gar nichts Merkwürdiges vor, Fehden und immer Fehden, lauter unbedeutende Kleinigkeiten, um die sich kein Mensch bekümmern möchte. Ihr thut nichts Großes, Ihr rettet Niemand das Leben, Ihr besteht keine große Gefahr, Ihr begeht nichts Eigenthümliches, Ihr seyd nicht im mindesten originell.

5) Ist gar keine Einheit in Eurer Geschichte, und das ist einer der schlimmsten Vorwürfe, die man Euch machen kann. Ihr werdet mir einwenden, daß man dasselbe von vielen Helden des Alterthums sagen könne, wie z. B. von dem unbekannten Buche: Hiero und seine Familie. Ihr müßt aber so gut seyn, zu bemerken, daß hier im Titel schon die ganze Entschuldigung liegt, daß man den Verfasser eben so wenig, wie eine alte Muhme anklagen könne, die nicht bei Einer Person stehn bleiben können, wenn sie uns versprechen, von einer ganzen Verwandtschaft Nachrichten zuzutragen. Dabei müßt Ihr nicht vergessen, daß dieses Buch mehr geschrieben ist, daß Fürsten sich darnach bekehren und bessern, als daß es von unfürst-

lichen Lesern gelesen und verstanden werden soll. Eine gleiche Absicht hat die Bibliothek, die uns der Verfasser des Marc-Aurel mitgetheilt hat, und Ihr dürft daher diesen Helden so wenig als den Theodot oder Gelon anführen, um mir beweisen zu wollen, daß der Hauptheld ein Dummkopf seyn dürfe. Steift Euch auch nicht auf den Joseph in den Pyramiden, denn dieses Buch enthält eine geheime Geschichte und so viele Anspielungen, daß man es schwerlich verstehn wird; dieser Joseph kann kaum von seinen Brüdern wieder erkannt werden. Wenn Ihr mir aber einige Personen des Veit Weber einwenden wollt, so weiß ich Euch darauf freilich nicht zu antworten; nur halte ich es immer für gefährlich, wenn Ihr Euch nach denen bilden wollt. — Also, mir ist es gar nicht recht, daß Eure Weiber kommen und verschwinden, man weiß nicht wie; das müßt Ihr Euch abgewöhnen.

6) Seyd Ihr ein grausamer, roher Mensch, ein unmoralischer Charakter. Legt diese Untugenden ab; denn ich will Euch nur zu bedenken geben, in welche Gefahren Ihr Euch dadurch muthwillig stürzt. Ich will gar nicht einmal davon sprechen, daß Ihr als ein edlerer Mensch zufriedner leben würdet und bei andern mehr Interesse erregen, sondern ich will Euch nur auf die bekannte poetische Gerechtigkeit aufmerksam machen, die es gewiß am Ende erfordern und verlangen wird, daß Ihr zum Nutzen der Moralität auch umkommt. Vor dem Tribunal gilt kein Apelliren, und selbst ich, ja sogar Eure ehemalige Beschützerin, könnten Euch davon nicht erretten; denn thäte ich es auch, so fiele die ganze Schmach der verletzten poetischen Gerechtigkeit auf mich, und es wäre ein

Glück für mich, wenn ich selber der Todesstrafe entginge. Bessert Euch, bessert Euch, es ist die höchste Zeit. —

Ihr kommt mir fast närrisch vor, erwiederte Peter verdrüßlich, laßt mich mit meinem Lebenslaufe in Ruhe.

Mit nichten, sagte Bernard hitzig, denn Ihr müßt wissen, daß Ihr kein gewöhnlicher Mensch seyd; Ihr seyd gleichsam ein abstracter Begriff, eine Vereinigung und Mixtur, aus allem dem zusammengesetzt, was man an den übrigen Menschen wahrnimmt. Denkt Ihr denn, mein Freund, daß Ihr ein unidealisches Leben führen dürft? Ihr werdet mich am Ende dahin bringen, daß ich Euch mit Gewalt zum Anders- und Besserseyn zwinge, so wie es dem Attila ergangen ist, der auch so ein Starrkopf war, wie Ihr seyd; derselbe ist in seinem eigenen, fast ganz dialogisirten Leben in ein reines Vernunftprinzip verwandelt, zum Warnungsexempel und Schrecken für alle ähnliche eigensinnige Bösewichter.

Haltet Ruhe mit Eurem Geschwätz, sagte Peter erzürnt, ich weiß so nicht, wo mir der Kopf steht.

7) Fuhr Bernard ungestört fort, taugt das Zauberwesen in Eurem Leben gar nichts, es grenzt gar zu sehr an's Kindische und Abgeschmackte. Aber Ihr seyd Schuld daran, weil Ihr die Fee böse gemacht habt, so daß nun gewiß keine interessante Geistererscheinung weiter auftritt.

Peter wandte sich stillschweigend um, und wollte nach Hause gehn, aber Bernard hielt ihn mit Gewalt zurück. — Nun, was hattet Ihr mir denn zu sagen? fragte er freundlich.

Herr Bernard, sagte Peter, ich höre alle Tage, daß alle Menschen sterben müssen; ist das wahr?

Nichts ist so sehr wahr, sagte der Alte. Alle sind bis jetzt gestorben, und es wird uns auch so ergehn.

Aber wir sind doch noch nicht todt, fuhr Peter fort, wir können ja also nicht wissen, ob mit uns nicht eine Ausnahme gemacht wird.

Verlaßt Euch darauf nicht, rief Bernard aus, denn es ist äußerst unwahrscheinlich.

Also Ihr meint nicht, daß unser eins davon käme?

O, das ist ja eine Narrenhoffnung.

Es ist aber doch schrecklich, so zu sterben. Nicht sowohl, weil ich mich vor dem Tode fürchte, als daß ich es gerade seyn soll, der sterben muß, es thut mir nur um meine Person leid.

Ihr fangt an, toll zu werden, sagte der Alte ergrimmt, so daß freilich meine Warnung sehr unnöthig war, daß Ihr Euch vor den Tollen hüten solltet.

Nein, versteht mich nur recht, sagte Peter, versteht's nur so, wie ich es meine, so ist es ein ganz verständiges Ding. Seht, man sagt das Wort Tod oft, man spricht oft vom Sterben, und giebt den ganzen Satz zu; aber man denkt nie daran, was, was er eigentlich zu bedeuten hat. Wenn ich in der Nacht allein bin, und mir fällt es auf's Herz, daß das Wesen, das so dicht an mir im Bette liegt, das eben Niemand, Niemand anders ist, als ich, daß dieses in die feuchte, kalte Erde soll eingegraben werden, von Wandrern zerstampft, von Würmern zernagt; daß ich da liegen soll, wo keine Sonne zu mir kömmt, wo ich keine Trompete und kein Siegsgeschrei mehr

höre; wo Menschen über mir sind, die mich nicht kennen, und von denen ich nichts weiß, — bedenkt einmal, ob mir dann nicht Alles soll jämmerlich und verächtlich vorkommen, was ich jetzt thue und worüber ich mich freue. Wenn ich denn doch einmal sterben muß, warum sterb' ich nicht jetzt? Warum ward ich nur je geboren? Was wollen sie mit mir, daß ich so in die Welt hineinkam, und daß ich mich nun ablebe, und es denn doch irgend einmal aus und ganz vorbei ist? Seht, darin liegt eben kein Menschenverstand, und das macht mich so betrübt. Wenn Ihr es überlegt, daß im ganzen Menschenleben kein Zweck und Zusammenhang zu finden ist, so werdet Ihr es auch gern aufgeben, diese Dinge in meinen Lebenslauf hineinzubringen.

Wahrhaftig, Du hast Recht, sagte Bernard, und Du bist wirklich verständiger, als ich dachte.

Ich bin vielleicht klüger als Ihr, sagte Peter, ich lasse mir nur selten etwas merken.

So wäre also, sagte Bernard tiefsinnig, das ganze große Menschendaseyn nichts in sich Festes und Begründetes? Es führte vielleicht zu nichts, und hätte nichts zu bedeuten, Thorheit wäre es, hier historischen Zusammenhang und eine große poetische Composition zu suchen; eine Bambocchiade oder ein Wouvermanns drückten es vielleicht am richtigsten aus.

Das kann wohl seyn, sagte Peter, aber helft mir doch gegen meinen Gram. Gebt mir irgend eine Medicin, die mir das kalte Grauen vertreibt, wenn ich manchmal meinen Körper betrachte; macht, daß ich meine Sterblichkeit vergesse und so leben kann, als wenn Heute immer Heute bleiben würde, als wenn

kein Morgen dahinter stände, und wieder ein zweites Morgen und so ein Tag dem andern die Hand gäbe, und mich endlich als einen Gefangenen dem letzten gräßlichen Tage überlieferte.

Eine Medicin dagegen? fragte Bernard verwundert. Ich sage Euch ja, daß diese Gemüthsstimmung Euren Verstand ausmacht, Euren Werth.

Hol der Teufel den Verstand! sagte Peter, er ist mir äußerst ungelegen. Ich merke, man kann in dieser Welt nicht dumm genug seyn, um fortzukommen.

Aber wolltet Ihr denn ewig leben? fuhr der Alte heraus.

Warum nicht?

O pfui, über die Unverschämtheit! Immer wieder und immer von Neuem durch unendliche Zeiten das alte Spiel zu beginnen, und nie, nie ein Ende zu ersehn! Wie nichtswürdig müßte der Mensch werden, wenn er nicht endlich von sich selber erlöst würde! — Lebt wohl, es ist mit Euch nichts anzufangen.

Sie schieden verdrüßlich von einander.

Achtzehntes Kapitel.

Caroline.

Peter fragte seinen bleiernen Kopf wieder um Rath, ob er sich verheirathen sollte, der von Neuem Nein sagte. Du hast gegen Alles etwas einzuwenden, rief Peter aus, und hältst Dich immer für den Klügsten; aber Dir zum Possen will ich es dennoch thun,

und wenn auch alle Weiber nichts taugen sollten, so will ich eben deswegen eine nach der andern heirathen, um sie umzubringen.

Er hatte ein Mädchen gesehen, das sein Herz gefesselt hatte. Sie war die Tochter eines sehr armen Edelmanns, und der Vater gab deswegen gern seine Einwilligung. Caroline hatte den Ritter mit ihren zärtlichen Blicken erobert, und er hatte sich eingebildet, daß er nur allein solche Blicke bekäme; Caroline aber sah jeden Mann so an, der noch unverheirathet war, und kannte keine größere Freude, als recht Viele dahin zu bringen, daß sie in sie verliebt wurden.

Als Peter sie geheirathet hatte, fing sie sogleich an, ihre ganze Lebensart abzuändern. Es war ihr etwas Neues, Geld ausgeben zu dürfen, und sie ließ es also daran nicht fehlen. Peter ließ sie gewähren, weil er ihr nicht gleich die ersten Wochen des Ehestandes verleiden wollte. Caroline gab daher große Gesellschaften, zu denen sie meistentheils Frauenzimmer bat und in denen ihr Mann auch nicht erscheinen durfte.

Beide Verehlichte sahen sich nachher sehr selten, und Peter stellte mit ihr, als er wieder einmal abreiste, auch die Schlüsselprobe an. An demselben Tage war bei ihr eine große Theegesellschaft von vielen Damen, und nach mancherlei Gesprächen und Verläumdungen ließ Caroline auch den goldenen Schlüssel herumgehen, und jedes Frauenzimmer betrachtete ihn sehr genau.

Das Kleinod sollten Sie auf der Brust tragen, sagte die Eine.

Oder in einen Ring fassen lassen.

Man könnte es auch in den Haaren tragen, bemerkte die Dritte.

Jede hatte einen Vorschlag, und Alle bewunderten den schönen Schlüssel. Caroline erzählte ihnen, daß es ihr verboten sey, das Zimmer zu eröffnen, zu dem er gehöre.

Und Sie kehren sich daran? fingen Alle mit Einer Stimme an.

Ich muß wohl, mein Mann —

Ei, was Mann? Wenn man Alles thun wollte, was die Männer verlangen —

Ja wohl, man muß es ihnen gar nicht in den Kopf setzen, daß sie etwas zu befehlen haben.

Ich wollte meinen Mann führen, wenn er sich so etwas herausnähme.

Alle. Es wäre himmelschreiend, wenn uns die Männer so behandeln wollten.

1) In dem Zimmer müssen doch Heimlichkeiten seyn.

2) Die Sie nicht wissen sollen.

3) Er macht vielleicht Contrebande.

4) Oder zitirt Geister.

5) Oder hat sein Geld da liegen.

6) Es ist schlecht, daß er Ihnen etwas verschweigt.

Alle. Sie müssen's nicht leiden.

1) Ich bin sonst nicht neugierig, aber ich möchte wissen, was in dem Zimmer wäre.

2) Ich wollte es gewiß nicht weiter sagen.

3) Ich auch nicht.

4) Er würde es uns vielleicht von selbst zeigen, wenn er zu Hause wäre.

5) Vielleicht Seidenstoffe.

6) Oder Juwelen.

Alle. O, seyn Sie so gut und zeigen Sie uns das Zimmer.

Caroline hatte genug zu thun, sie abzuhalten, daß sie nicht mit Gewalt hineindrangen; aber sie hatte Muth genug dazu, weil sie doch den strengen Befehl ihres Mannes fürchtete. Die Weiber verließen sie endlich, und waren Alle sehr aufgebracht, daß sie ihnen eine solche kleine Gefälligkeit abgeschlagen hatte; sie erklärten die Frau und den Mann für gleich große Narren, und also für ein Paar, das für einander geschaffen sey.

Neunzehntes Kapitel.

Bernards Monolog.

Aber die Weiber haben nicht Unrecht, sagte Caroline, als sie allein war. Mein Mann handelt nicht so gegen mich, wie es seine Pflicht wäre, er vernachlässigt mich, er verachtet mich. Warum hat er Geheimnisse vor mir? Und warum gebietet er mir so strenge, wie einer Sclavin? Er hätte mich bitten sollen, so hätte ich ihm gehorcht, aber jetzt sehe ich keine Nothwendigkeit dazu. Der Tyrannei muß ein freies Gemüth nie gehorchen.

Aus Verdruß gegen ihren Mann eröffnete sie das Zimmer, und erstaunte nicht wenig, als sie den Schlüssel hernach in eine eherne Schlange verwandelt fand.

Ueber ihren Tod lassen wir, um den Leser zu schonen, wieder den Vorhang fallen.

Bernard wußte sogleich diesen ganzen Vorfall.

Ist es nicht eine Schande? rief er aus; nein, es ist nichts mit ihm anzufangen, und er bessert sich auch nicht. Was soll ich mit einem Solchen beginnen? Kein Streben nach der Größe, nach dem Edelmuthe, nach dem Idealischen liegt in ihm; alle meine Mühe ist vergebens, er erlebt nichts, und ich erlebe keine Freude an ihm. Ich wette, daß seine einfältige Geschichte noch einmal ein altes Weibermährchen wird; daß man seinen Namen gebraucht, um unruhige Kinder in den Schlaf zu bringen. Noch einen Versuch will ich machen, gelingt der nicht, so ziehe ich meine Hand von ihm ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Peter faßt einen Vorsatz.

Bernard war entschlossen, seinen Liebling noch einmal aufzusuchen, und den letzten Versuch anzustellen, ob er ihn nicht bessern könnte. Er traf ihn in dem Wäldchen an, das an die Burg stieß.

Seyd Ihr noch nicht besser entschlossen? fragte er den Ritter.

Nimmermehr, antwortete Peter ergrimmt, alle Deine Reden sind umsonst, ich lebe fort, wie es sich eben fügen will, und weiter bekümmere ich mich um nichts.

Sie gingen neben einander, und Peter suchte seinem Helden die Reize einer romantischen Lebensart recht anlockend darzustellen, um ihn für seinen Plan zu gewinnen.

Ihr sprecht immer, rief Peter aus, und wißt nicht, was Ihr wollt. Hat sich da was romantisch zu seyn, wenn sich die Gelegenheit dazu nicht finden will. Wo soll ich die interessanten Situationen, Verwickelungen, Empfindungen und dergleichen denn nun vom Zaune brechen? Es sollte für Euch selber ein Kunststück seyn, einen solchen Lebenslauf zu führen, ob Ihr Euch gleich für so außerordentlich klug haltet.

Jetzt, sagte Bernard, fändet Ihr zwar da die schönste Gelegenheit, etwas aus Euch zu machen.

Wie so?

Erinnert Ihr Euch vielleicht noch der kleinen Adelheid, die mit Euch auferzogen wurde?

O ja.

Sie ist von ihrer Kindheit an von der Fee Almida beschützt worden, die sich eine Freude daraus macht, sanfte Ruhe und Stille, liebliche Heiterkeit über jeden Lebenslauf zu verbreiten. Diese Fee ist in allen Sachen die Feindin von jener unterirdischen, die Ihr die Ehre gehabt habt, kennen zu lernen. Sie wohnt auf einer weit entlegenen Insel in einem Palaste, der mit lauter Gesang und Sonnenschein angefüllt ist, kein Sterblicher naht ihrer Behausung, kein lautes Geräusch ertönt auf der Insel.

Was geht mich das Alles an? fragte Peter.

Adelheid, die sie beschützt, wird sich in Kurzem verheirathen; entführt sie, so habt Ihr eine Braut und eine Fehde mit dem Bräutigam, zugleich ist dies ein Mittel, jene uralte Fee wieder zu versöhnen.

Das Ding sollt Ihr mir nicht zweimal sagen, rief Peter aus; Adelheid war überdies meine Geliebte, als ich noch klein war.

So gefallt Ihr mir, sagte Bernard, dadurch wird also auch noch zugleich das Interesse der Empfindung erregt.

Sie überlegten hierauf, auf welche Art sie ihren Vorsatz am besten ausführen könnten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Peter geht auf Abenteuer aus.

Es war nun der Tag gekommen, an welchem Adelheid mit ihrem Bräutigam, dem Ritter Löwenheim, verheirathet werden sollte. Es war ein großes Fest in den Dörfern angestellt, und Löwenheim wollte mit einem fröhlichen Zuge die Braut von ihrem Landsitze abholen, und sie so dem seinigen zuführen, der nicht weit davon lag. Bernard hatte alle Anstalten und die Gelegenheiten auskundschaftet, und gab von Allem seinem Freunde, dem Blaubart, sichere Nachricht.

Peter zog mit einer gerüsteten Mannschaft aus und legte sie in den Hinterhalt, er selbst kletterte auf einen hohen Baum, der die Gegend übersah, um das Brautpaar zu erwarten.

Hier sitze ich nun wie ein Vogel in den hohen Lüften, sagte Peter, wie ein Jäger, der auf Raub ausgeht, und nachher mit seiner Beute fröhlich nach Hause kehrt. Ich wiege mich in den Wipfeln, und warte auf ein Abenteuer. Wahrlich, Bernard hat Recht, wenn er sagt, daß ein solches Leben mehr werth ist, als jenes andere ruhige. Wie schön ist es, wenn man so hoch sitzt und über viele Sachen hin-

wegsehn kann, die einem sonst im Wege sind. Mich wundert, daß die Vögel nicht deswegen eine sehr stolze Nation werden, weil sie in ihrem Fluge gar nicht die Irrthümer begehn können, in denen wir auf unsern Reisen immer leben.

Ueber solche Gedanken schlief Peter oben ein und merkte es nicht, daß sich der Zug der Neuvermählten näherte.

Es war ein heller, warmer Frühlingstag, und Löwenheim zog jetzt mit seiner Braut durch den sonnenbeglänzten Wald, in dem Nachtigallen lieblich sangen und Finken aus ihren Nestern schrieen. Voran gingen Spielleute mit fröhlichen Schalmeien, Flöten und Waldhörnern, geputzte Dorfleute folgten mit Tänzen und einigen geschmückten Gästen. Die Heiterkeit leuchtete auf allen Gesichtern, und Alle überließen sich der Fröhlichkeit, als plötzlich Peters Hinterhalt hervorbrach und unter die musicirenden und singenden Hochzeitsleute hineinstürzte. Alle waren erschrocken, Alle kamen in Verwirrung, es entstand ein großes Geschrei, Viele entflohen, Löwenheim setzte sich zur Wehr. Ueber das Getöse erwachte Peter oben im Baum, er kletterte schnell hinunter, da er den Krieg wahrnahm, und sprang und fiel in das Gefecht hinein, wo es am hitzigsten war. Peter bemächtigte sich sogleich der Adelheid, und eilte mit ihr fort, er setzte sie auf ein Pferd und nahm den Weg nach seinem Schlosse. Löwenheim bemerkte anfangs im Gewirre den Verlust seiner Braut nicht; aber kaum vermißte er sie, als er einen Knecht vom Pferde stieß und dem Räuber nacheilte. Peter hatte sich auf einer Wiese, nicht weit von einer Schäferhütte gelagert, um die ermüdete und

auch ihren Sinnen geschreckte Adelheid rasten zu lassen. Löwenheim stürzte auf den Blaubart zu und es entstand ein hartnäckiger Kampf, in dem anfangs der Bräutigam zu unterliegen schien; aber dieser raffte alle seine Kräfte zusammen und überwältigte endlich Petern, dieser fiel unter einem heftigen Blutverlust zur Erde. Löwenheim nahm seine Geliebte und führte sie zurück; unterwegs aber traf er auf einige von Werners Knechten, mit denen er kämpfen mußte. Plötzlich senkte sich während des Getümmels ein dunkler Schatten vom Himmel nieder und schwebte wie eine leichte Wolke immer näher und näher zur Erde hinab, wickelte sich um Adelheid wie ein Gewand, und sie verschwand darin in dem blauen Himmel.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Peter unter den Schäfern.

Der verwundete Peter ward von dem Schäfer und seiner Frau in die Hütte aufgenommen, wo sie seine Wunden verbanden und freundlich für ihn Sorge trugen. Unter ihrer Pflege erholte er sich bald, besonders da die Tochter Magdalene, ein gutes, unschuldiges Mädchen, fleißig für ihn Sorge trug. Er fühlte, daß man in dieser Lage ein recht angenehmes Leben führen könne, und sagte: O wohl hat der alte Horatius Flaccus Recht, wenn er sagt: Beatus ille, qui procul negotiis etc. — Ich habe bisher diese stille Lebensart immer verachtet, aber ich finde, daß sie angenehmer ist, als ich mir vorstellen konnte. Hier lebt

sich's so ruhig fort, kein Unfall stört uns, der Schäfer treibt seine Heerde aus und kömmt am Abend sicher zurück, er verschließt sie in den Ställen und legt sich dann selber ohne Furcht zu Bette. Kein Feind macht ihn besorgt, kein plötzlicher Ueberfall reißt ihn vom Schlafe. Niemand beneidet ihn, er haßt Niemand, seine frommen Lämmer spielen unschuldig um ihn her, und er kennt sie alle; ein Tag vergeht wie der andere, und er nimmt jede Gabe des Himmels mit inniger Dankbarkeit an. O wenn es mir vergönnt wäre, ein solches Leben zu führen! all' dem wilden und ungestümen Ritterwesen Lebewohl zu sagen, und in der ruhigen Einsamkeit das zu finden, was ich seit so lange vergebens gesucht habe! Dann nähm' ich hier ein Weib, wie ein Bauer, und freute mich meiner gesunden Kinder; so würde ich alt, die Zeit ginge mir schnell vorüber, ohne daß ich ihre Flüchtigkeit bedauerte; dann trüge ich keine Wunden, keine Stöße und Hiebe davon; dann müßte mich der unkluge Bernard in Ruhe lassen, der offenbar nur meinen Untergang will. — Vielleicht aber, wenn ich ein Schäferleben führte, möchte ich von Neuem das tolle Ritterwesen wieder anfangen. Das Unzufriedene steckt schon im Menschen, und davon wird ihn keine Arznei befreien können.

Er sprach viel mit Magdalenen und lernte ihre Schäferlieder; dann sprach er mit dem alten Martin von der Bebauung des Landes und der Viehzucht, und ward so unvermerkt mit jedem Tage gesunder und froher.

Löwenheim suchte seine Braut in der weiten Welt und konnte sie nirgend finden, nirgend hatte

man sie gesehn, Keiner wußte Nachricht von ihr zu geben. Er durchirrte Wälder, Dörfer und Städte, aber alle seine Nachforschungen waren vergeblich.

Adelheid war in der dunkeln Wolke aufgefahren, und alle Besinnung hatte sie sehr bald verlassen. Sie erwachte wieder zum Leben, und fand sich in einem goldenen Wagen, den schneeweiße Schwäne durch den Luftraum zogen. Wolken segelten unter ihr hinweg, und sie sah die Welt mit ihren Städten, Thürmen und Schlössern weit unten in einem weißen Nebel eingeschleiert. Ihr Blick schwindelte, als er so ungeheuer tief hinabfiel, und sie hielt sich ängstlich auf ihrem Sitze fest.

Nach einiger Zeit senkte sich der Wagen, warme Lüfte umflossen sie und schmeichelten ihrer Wange. Ihr Herz that sich auf, und eine unbeschreibliche frohe Empfindung erfüllte ihre ganze Brust, alle Leidenschaften, alle Unruhe, alle Beängstigungen verschwanden wie das Dunkel vor der Sonne, sie fühlte, daß sie sich einem glücklichen Aufenthalte nähere.

Und vor ihren Augen lag eine liebliche Insel da, von hellem Grün bekleidet, von süßmurmelnden Bächen durchflossen, mit schattigen Gebüschen und Wäldern, durch welche süße Töne irrten und ein hellerer Himmel den elysischen Aufenthalt umfing. Die Schwäne ließen sich sanft nieder, und Adelheid stieg vom Wagen. Ohne Furcht durchirrte sie die einsamen Gänge und Gebüsche, eine ferne, liebeathmende Melodie zog sie mit Gewalt nach. Ein Gesang rieselte durch die Blumen hin, und die unbeständigen Schmetterlinge saßen auf den Rosen still und aufmerksam, und wiegten ihre breiten himmelblauen Flügel nach dem Takte

des Gesanges, die Nachtigallen hielten sich schweigend, die Blätter rauschten nicht.

Adelheid kam näher und ging bei silbernen Lilien vorüber, die größer waren, als sie, und wie zum Gespräche ihre prächtigen Häupter gegen einander neigten. Jetzt sah sie eine dämmernde Laube vor sich, von Geisblatt durchschlungen und von Rosen durchwachsen, die wie rothe Sonnen durch das dunkelgrüne Laub blickten. Eine Gestalt, wie die eines freundlichen Engels, saß auf dem Rasen, und Blumen aller Art keimten zu ihren Füßen hin, liebliche Genien standen umher. Es war Almida, die in ihrem Lande die Frühlingsfeier beging; sie sang aus der Laube heraus:

Blumen küssen
Sich mit Tönen;
Zu den Füßen
Ihrer Schönen
Liegen seufzend, liegen schmachtend
Alle glückliche Geliebten,
Die die Edle nie betrübten,
Nur nach Gegenliebe trachtend.

Es tönt im Haine,
Im Sonnenscheine
Fliegt muthig hin
Gesang mit Scherz und fröhlichem Sinn

Durch rauschend Gebüsch
Gehn Quellen so frisch,
Und sprechen heimlich in grüner Nacht
Von Liebe, von des Frühlings Pracht.

Geht der Abend durch die Wiesen,
Seh' ich Mondschein golden fließen,
Auf des Baches Wellen flimmern,
Bleiche Schatten magisch schimmern.
O so finde ich den trauten
Gatten tief im Tannenwald,
Wandeln einsam dann, und Lauten
Klingen ungesehn, es schallt
Liebeston aus allen Klüften,
Und uns wiegen in den Lüften
Lieb' und trunkne Phantasei,
Nachtigallenmelodei,
Mondenschein und Zauberei.

Als Adelheid näher kam, stand die Fee auf und ging ihr entgegen. Adelheid war vom Glanz der Schönheit geblendet, aber die Fee schloß sie liebreich in die Arme. Sie sagte zu ihr: Ich habe Dich gerettet, Adelheid, um Dich Deinem Geliebten zurückzugeben.

Schweigend gingen sie nach dem Palaste, und süße Melodien folgten ihnen allenthalben gleich Dienern, alle Papageien auf den Bäumen neigten sich, und rothgesprenkelte Vögel mit grünen Schwingen flogen gleich Herolden vorauf.

Im Palaste setzten sie sich in Sessel nieder, und Adelheid erquickte sich an schönen Früchten, die von Genien in kristallenen und goldenen Schalen aufgetragen wurden; dann schlief sie, von der lieblichsten Musik und von dem Geschwirre der Bäume eingewiegt, die vor dem Fenster standen und einen grünen, kühlenden Schatten im Gemache verbreiteten.

Jetzt war es Abend geworden. Die Sonne ging so schön unter, wie es Adelheid noch nie gesehen hatte, das Purpurroth erfüllte den ganzen weiten Himmel und regnete in Westen mit goldnen Strahlen nieder, die beglänzten Bäume schüttelten voll Freude ihr Haupt, alle Nachtigallenzungen wurden gelöst, und die süßen Gesänge gaukelten und scherzten durch die Lindenblüthen, die weißen Nachtschmetterlinge erwachten, der Mond zog roth herauf.

Als er höher stieg, begann auf der Insel das Fest und die Andacht der Geister. Ein runder Platz war zubereitet, den schöne Palmen umgaben, von einem Baum zum andern waren Blumenkränze gehängt, die süß dufteten und hin und wieder wankten, scherzend von der leisen Abendluft angerührt. Golden sah der Mond durch die Baumgipfel herab, und ein heiliges Feuer brannte auf einem Altar in der Mitte des Platzes. Alle Feen und Geister faßten sich bei den zarten Händen und tanzten umher, indem sie ihre wunderbaren Gesänge absangen, und der Schimmer des Feuers und das Licht des Mondes seltsamlich auf ihren Antlitzen wechselte. Dann standen Alle plötzlich still, das Opfer war niedergebrannt, die Bäume fingen an zu klingen und melodische Töne erzitterten fernab unter der Erde. Nun erhob sich das Spiel der Gewässer und Bäche, die sich alle gleich lustigen, springenden Brunnen in die Höhe richteten, und plätscherd und rieselnd die lauen Lüfte kühlten, und in schönen Bogen golden im Mondschein funkelten. Hierauf verliefen sich die Geister in die Dunkelheit des Waldes, einige flogen in die Luft empor, einige kletterten die springenden

Bäche hinan, und sanken mit dem Wasser unter. Adelheid war allein geblieben.

Die tiefe Nacht des Tannenwaldes lockte sie an sich, um da ihren Begebenheiten, ihrem Gefühle recht nachzuempfinden. Wie von einer Traumwelt ward sie von den dichten Schatten empfangen, ganz in der Ferne hörte sie leise Lieder gehn, tausendfarbige Schimmer hingen in Blumenkränzen oben in den dunkeln, zackigen Tannen. Adelheid war ihrer Erinnerungen nicht mehr mächtig, ihre Besinnung versank in den wunderbaren Erscheinungen, sie hörte kaum noch die leisen Tritte der Geisterwelt um sich her, den flötenden Gesang, der alle Blätter einschläferte, das Geplauder der Nachtigall, kaum sah sie noch die Regenbogenschimmer, den Mond und die glänzenden Quellen; sie wollte sich niederlegen und schlafen, um von ihren Empfindungen auszuruhn, als sie in der Ferne einen dunkeln Schatten wandeln sah; er kam näher; sie erkannte ihren Geliebten, nun war ihr Glück zum innigsten Gefühl geworden. Beide dankten in ihren Entzückungen der wohlthätigen Fee, Beide fragten sich erstaunt, wie sie dorthin gekommen. Die Königin kam jetzt zurück, sie sanken zu ihren Füßen nieder und flehten: O Gütige, da Du uns Deines Schutzes gewürdigt hast, so laß uns nun auch hier bleiben; wie werden wir von jetzt das Leben auf der Erde aushalten können? Laß uns in Deinem Glanze wohnen, diese liebe friedliche Luft einathmen, diese Lieder um uns spielen.

Nein, sagte die Fee mit der süßesten Stimme, Ihr müßt zurück, aber nach Eurem Tode treffen wir uns Alle hier wieder an. Ihr werdet auf der Erde,

in irdischen Träumen gefangen, Alles, was Ihr hier seht, für Traumgestalt halten, aber die Erinnerung dieser Empfindungen wird mit Euch gehn, und auf Euer ganzes künftiges Leben eine stille Heiterkeit verbreiten.

Sie schieden, und Löwenheim kam mit seiner Braut am Morgen zur Erde und zu seinem Schlosse zurück.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Magdalena.

Peter war nun von seinen Wunden wieder hergestellt, er fühlte sich frisch und munter, und dachte darauf, nach seinem Schlosse zurückzukehren. Er hatte indeß Magdalenen täglich gesehn, und gestand es sich, daß er in sie verliebt sey.

Warum sollt' ich, sagte er zu sich selber, mich von den Vorurtheilen meines Standes zurückhalten lassen? Hat man mir denn nicht neulich das Kind der Liebe vorgespielt, wo Alles, was ich vorbringen könnte, so gründlich von dem liebenswürdigen Prediger widerlegt wird? Bei'm Bürgerstande wohnt noch die ächte Tugend, dort beherrscht der Edelmuth noch die Herzen. Bin ich denn darum Fürst, daß ich elend seyn soll? — Ja so, ich bin nur ein simpler Edelmann. Ich merke, die verdammten Tragödien liegen mir zu sehr im Kopfe. Des Landlebens hier bin ich überdrüßig, ich bin daher fest entschlossen, Magdalenen als meine Frau mit mir zu nehmen, und

glücklich zu seyn. Sie ist die Unschuld selbst, ein ächtes Original zur anbetungswürdigen Gurli. Ich weiß nicht, warum ich mich noch länger bedenke. Ich wollte, ich hätte meinen verdammten langweiligen Rathschläger hier; gegen diese Parthie würde er gewiß keine Einwendungen machen.

Indem kam Magdalene über's Feld gegangen, aufgeschürzt und mit einem hochrothen Leibchen geziert. Als sie herankam, that sie ihre Schürze aus einander, und überschüttete den Ritter mit einer Menge schöner großer Krebse, die sie für ihn gefangen hatte. Er erstaunte und fragte, was die Thiere bedeuten sollten? Meine Liebe sollen sie bedeuten, antwortete Magdalene lachend; seht nur, wie groß sie sind.

Aber sonst, sagte Peter, pflegen sich Geliebte einander mit Blumen, aber nicht mit Krebsen zu bestreuen.

Was können Blumen helfen? rief Magdalene aus, ich mag die Eßwaaren lieber; aber zum Angedenken Eures Namens Peter will ich jetzt gehen und Petersilie pflücken, und dann will ich sogleich die Krebse beisetzen. Gebt indessen auf die Thiere Acht, daß sie nicht wieder davonlaufen.

Sie ging schnell fort, und ließ den Ritter als Hüter der Krebse zurück, der bald diesem, bald jenem wehren mußte, daß er nicht die Gränzen überschritt. Welche unnachahmliche Unschuld! sagte er, indem er einem Verwegnen auf den Kopf schlug; wo findet man noch solche Natur? O Du Muster und Vorbild zu einem Kalender der Musen und Grazien, ich will Dich mit mir nehmen und besser einbinden lassen, so bist Du das Modell zu einer Venus. Bei Dir

werde ich gar nicht mehr nöthig haben, die Probe mit dem Schlüssel anzustellen, denn Du, liebliche Tochter der Natur, kannst Deine Neugier gewiß bezähmen, Dir gnügt an meiner Liebe. Aber ich weiß nicht, was die Krebse für verdammte Thiere sind, sie laufen über und durch einander, und ich kann sie nicht im Zaume halten. — Wie wohl wird mir seyn, wenn ich nun völlig der goldenen Ruhe genieße, wenn alle meine Wünsche in Erfüllung gehen, wenn der tolle Bernard mich zufrieden läßt, wenn ich ganz so leben kann, wie ich will; und das Alles habe ich dann Dir nur zu danken, süße Magdalene! — Magdalene, ich kann die Krebse nicht mehr bezwingen, sie werden mir zu gewaltig; es scheint Zeit zu seyn, daß sie gekocht werden. Dein liebes Geschenk ist gar zu munter auf den Beinen, befreie mich von der Obhut.

Ihr seyd auch zu gar nichts zu gebrauchen, sagte Magdalene, und sammelte die Krebse wieder in einen Topf, um sie auf's Feuer zu stellen. Sie wurden nachher in holder Eintracht verzehrt.

Der Ritter hielt noch an demselben Tage um Magdalenen bei den Eltern an, die sie ihm zusagten; die Hochzeit wurde auf dem Dorfe gefeiert, dann zog Peter nach seinem Schlosse und war sehr glücklich.

Er vergaß es beinahe ganz, daß er einen goldenen Schlüssel besaß, und erinnerte sich nur von ungefähr daran, als ihn ein benachbarter Ritter zu Gevatter bat. Er vertraute das Kleinod Magdalenen mit dem gewöhnlichen strengen Verbot, und reiste dann ab, völlig überzeugt, daß er diesesmal nicht nöthig habe, besorgt zu seyn.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Sonderbares Verhör.

Peter kam vom Gevatterschmause zurück, und brachte einige Gewissensbisse mit sich, da er nach langer Zeit zum erstenmale wieder in einer Kirche gewesen war. Die Kruzifixe und Gemälde hatten ihn melancholisch gemacht, und er beschloß, sich mit der ersten Gelegenheit zu bessern. Sollt' ich nicht auch einmal, sagte er, auf das Heil meiner Seele denken, da ich oft auf so erzdummes Zeug denken muß? Meine Seele, mein' ich, ist denn doch auch nicht gänzlich zu verachten, wenn sie gleich besser seyn könnte, es ist doch immer ein Stück von mir, das ich in Ehren halten muß, sie kann sich noch bessern, und mir selber nachher Ehre machen. Man muß sich auch nicht so unbesehen dem Teufel in die Hände liefern, denn sonst möchte am Ende die Waare für ihn zu gut seyn. Es giebt aber immer noch Menschen, die weit ruchloser sind, als ich, das kann mich beruhigen, und wenn die Christen sind, so gehöre ich auch mit darunter. Ich will eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande vornehmen, mich von allen Sünden zu reinigen, und damit ist denn, mein' ich, dem Himmel mehr als genug geschehn; indessen soll es mir darauf nicht ankommen.

Er wollte vorher aber die Meinung seines getreuen bleiernen Kopfes vernehmen, ging deshalb nach dem Pavillon herauf, erinnerte sich aber, daß er den Schlüssel nicht bei sich habe, der dem eigensinnigen Rathe nur die Zunge öffne, so wie es auch bei vielen wirklichen Räthen der Fall ist, so daß ich ungewiß

bin, wer hier wohl dem andern nachahmen dürfte. Sogleich stieg er die Treppen wieder zurück, und suchte Magdalenen auf, die eben in der Küche bei'm Feuer stand.

Gieb mir doch, geliebte Gattin, sagte er mit sehr sanfter Stimme, den goldenen Schlüssel, den ich Dir anvertraute.

Da hab' ich jetzt Zeit, schrie die geliebte Gattin Magdalene, mich mit Deinem einfältigen Schlüssel abzugeben, der Hase würde indessen verbrennen.

Ich muß ihn aber jetzt haben.

Und ich sage, daß ich ihn Dir jetzt unmöglich geben kann!

Magdalene, Du wirst mich böse machen.

Sey so böse, als Du immer willst, ich kann doch den Braten nicht verderben lassen.

Es liegt mir nicht am Braten, rief Peter ungeduldig aus, ich will nach dem gelobten Lande ziehn, und dazu brauche ich nothwendig den goldenen Schlüssel.

Mir kann es recht seyn, antwortete Magdalene, indem sie sich noch immer bei'm Feuer beschäftigte; so zieh' meinetwegen dahin, wo der Pfeffer wächst.

Nun verlor der Ritter die Geduld; aus der ruhigen niederländischen Familien- und Küchenscene ward nun plötzlich ein historisches Gemälde voller großen Affekte, denn Peter gerieth in Wuth, Magdalene stemmte die Arme in die Seite, und der unschuldige Hase verbrannte wirklich.

Ich habe Deinen dummen Schlüssel gar nicht! sagte endlich Magdalene in der höchsten Ungeduld, und glaubte dadurch dem Zanke ein Ende zu machen.

Du hast ihn nicht? rief Peter aus.

Nein, sagte Magdalene, der Teufel weiß, wo er hingekommen ist; wer kann auf solche Lappalien so genau Acht geben, vielleicht hat ihn gar die Katze verschleppt.

O Magdalene! Wo sind meine goldenen Erwartungen geblieben? Ist dies das schöne häusliche Glück, das ich mit Dir zu genießen dachte?

Habe ich Dir denn aber nicht vorhergesagt, daß der Hase verbrennen würde?

Ach was Hase! schrie Peter mit den Zähnen knirschend, von meinen hohen idealischen Träumen ist hier die Rede, von meinem Schwung der Phantasie, von Allem, was dem menschlichen Herzen so unaussprechlich theuer ist.

Nun seht den Narren, rief Magdalene dazwischen, verlangt da Dinge, die es in der Welt gar nicht giebt.

Sprich, Falsche, nahm Peter das Wort und faßte sie hart an, bist Du nicht in dem verbotenen Zimmer gewesen?

Nun ja, sagte die Gattin, wenn Du es nun doch durchaus wissen mußt.

Peter stand erstaunt. Ist es denn Keiner gegeben, sagte er, ohne Neugier zu leben? Keiner? Auch die können sie nicht lassen, die so einfältig sind, daß sie vor sich selber nichts wissen; die aus den Winkeln herausgerissen werden und die dann eines Glücks genießen, auf das sie niemals rechnen konnten? O was soll ich dann von den Menschen denken! Sie stoßen Glück und Leben, Alles, was sie haben und wünschen, von sich, um eine nichtswürdige Leidenschaft zu befriedigen, den elendesten von allen Affekten,

einen Appetit, den der vernünftige Mensch gar nicht kennen sollte. Aber Alle, Alle haben sie das verfluchte Trachten, von dem verbotenen Baum zu essen, blos weil er ihnen verboten ist. So muß ich Alles, was lebt, für meinen Feind erkennen, nichts geht freundlich mit mir um; meine Liebe, Dein Leben war Dir nichts gegen die Wuth, dieses verbotene Zimmer zu sehn!

Aber welch' Lärmen um nichts! Es ist ja nichts einmal im Zimmer darin, als die leeren Wände; ist es der Mühe werth, deswegen in solche Wuth zu gerathen?

Es ist nicht dies, Dummkopf, sagte Peter mit unterdrücktem Grimme. Wo ist der Schlüssel?

Ich sage Dir ja, daß ich ihn nicht habe, schrie Magdalene, und fing an zu weinen.

Wo ist er?

Ich habe ihn weggeschickt.

Weggeschickt? — Bekenne mir Alles und schnell, denn sieh, dieser Degen soll sogleich Deine Brust durchbohren, wenn Du mir nicht Alles sagst.

Er machte bei diesen Worten so wüthende Gebehrden, daß Magdalene anfing zu zittern. Ich will Alles gestehen, sagte sie schluchzend. — Da ich das Zimmer so hübsch geräumig fand und gar nichts darin, da ich auch bemerkt hatte, daß Du so wenig, wie Jemand anders hineingeht, so nahm ich mir vor, es für mich selber zu bewohnen. Ich schickte deshalb den Schlüssel an Hans, daß er sich in das Schloß schleichen, die Stube aufschließen und dort bleiben sollte.

Wer ist der Hans?

Du willst auch Alles wissen: mein alter Liebster!

Peter trat einige Schritte zurück; dann rief er mit lauter Stimme aus: O, Asträa! so bist Du es denn nicht allein, die der Teufel von der Erde weggeholt hat, sondern auch die ländliche Unschuld? O, woran soll man nun noch glauben? Aus dem Regen bin ich in die Traufe gerathen, denn das hat doch noch keine von meinen vorigen Weibern gewagt. Verflucht sey das Landleben, verflucht sey alle ländliche Natürlichkeit! Zum Henker mit der Gurli, wenn es so um solche Charaktere steht!

Magdalene wurde von Neuem unwillig. Wozu soll das Gelärme? sagte sie beherzt. Bist Du der einzige Mensch, dem man gut seyn soll? Bist Du so schön, daß Du so etwas verlangen kannst? Den Hans habe ich eher gekannt, als Dich, und ist doch wohl noch ein Mensch, der solch eine kleine Stube und etwas Liebe von mir verdient.

Wir wollen nicht weiter streiten, sagte Peter. —

Ach! ich muß hier die Feder vor Rührung aus der Hand legen, denn am folgenden Morgen war auch sie, die Gute, nicht mehr. Zärtliche Schäfer und Schäferinnen weinten ihrem Andenken manche Thränen, und erzählten sich von ihr in den trauten Abendstunden; und ich kann es nicht unterlassen, auf den Blaubart immer böser zu werden. Ich hoffe, er soll seiner Strafe nicht entgehn.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Streit zwischen Bernard und Peter.

Es traf sich wieder, daß Bernard und Peter auf einander stießen, und sich nach den ersten zärtlichen Umarmungen heftig mit einander zankten. Es war nichts weiter, als die alte Ursach des Streites, daß Peter keinen Lebenslauf führe, der interessant genug sey. Beide stritten über den Begriff des Interessanten und sahen ein, daß sie niemals einen Vereinigungspunkt finden würden.

Peter war gröber als gewöhnlich, denn er hatte sich vorgenommen, endlich vor dem lästigen Bernard Ruhe zu bekommen, sey es auch, auf welchem Wege es wolle.

Bernard wiederholte die alten Klagen, und Peter wurde endlich ungeduldig. Ich sage Euch, laßt mich gehen, rief er aus, oder Ihr macht mich wahrlich noch böse.

Aber ich verlange ja nur ganz etwas Billiges, sagte Bernard dagegen. Ihr sollt ja gar keinen neuen Plan anknüpfen, sondern nur den alten fortsetzen, der muß Euch ja ganz bequem fallen, und es ist nothwendig, damit doch nur etwas Einheit in Euer Leben kömmt. Ihr dürft die Adelheid so nicht aufgeben, Ihr müßt sie nun weiter lieben, Ihr müßt sie dem Löwenheim abzukämpfen suchen, sie entführen, so bleibt von nun an in Eurer Geschichte ein stets lebendiges Interesse.

Gehorsamer Diener! rief Peter aus, ich habe ein Haar darin gefunden, und ich bedanke mich für sol-

ches Interesse. Nennt Ihr das ein lebendiges Interesse, wenn man mich beinahe todt geschlagen hätte? Nein, so dürft Ihr mir nicht wieder kommen. Ihr habt da gut schwatzen, denn Ihr habt nichts von den Wunden gefühlt, die man mir beibrachte, Ihr habt nicht bluten dürfen, aber mir ist alle Liebe zu Adelheid aus dem Herzen herausgeschlagen; ich bin davon kurirt, das glaubt mir nur.

Ihr solltet diese Liebe wieder anknüpfen.

Nein, nein, es war für's erste Mal gut genug. Ich bedanke mich für eine solche Liebe, wo ich meine Haut dran setzen soll. Nein, mein lieber Freund Hexenmeister, solche Forderungen müßt Ihr Euch aus dem Sinne schlagen. Ich mag die Liebe gern so, daß sie mir nicht viele Unbequemlichkeiten macht, das ist so für meinen Geschmack die beste Sorte von Liebe; wenn ich mich aber deswegen auf Tod und Leben herumschlagen soll, so laß ich lieber das ganze Lieben bleiben.

Ihr seyd ein roher, prosaischer Mensch, rief Bernard aus.

Schimpft nur, so viel Ihr wollt, sagte Peter kaltblütig, Ihr bekehrt mich doch nimmermehr zu Euren Narretheien.

Ihr werdet in allen gelehrten Zeitungen schlecht recensirt werden.

Das mag seyn, aber ich werde mich darum nicht kümmern.

Die Nachwelt wird Euren Namen mit Verachtung nennen.

Was Nachwelt? Meint Ihr, weil es bis Dato so Mode gewesen ist, daß die Vorwelt eine Nachwelt

gehabt hat, daß das mit uns auch der Fall zu seyn braucht?

Lebt wohl! rief Bernard sehr verdrüßlich aus, ich lasse Euch nunmehr gänzlich laufen, ich bekümmere mich nicht mehr um Euch, Ihr mögt nun anfangen, was Ihr wollt, Ihr seyd mir im höchsten Grade fatal!

Das ist es gerade, rief Peter zurück, warum ich Euch schon längst habe bitten wollen. Ich wünsche, daß wir uns nimmer wieder sehn.

So gingen sie aus einander. Bernard warf noch einmal einen wehmüthigen Blick nach seinem ehemaligen Helden zurück; dann bogen Beide um eine Ecke und sahen sich seitdem nicht wieder.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Höllenbreughel. — Peters Kampf mit Hans.

Ich betrachte mit Vergnügen die Werke des wunderlichen Höllenbreughel. Die Figuren ziehn mich an, die seltsame Composition nimmt meine Phantasie gefangen und versetzt sie in einen traumähnlichen Rausch. Man kann nicht gut darüber streiten, ob er sich in seinen Gemälden als Dichter zeigt, aber gefühlt habe ich es jederzeit. Der widersprechende Unsinn, die Tollheiten und Unnatürlichkeiten sind grade das, was er ausdrücken wollte und was er nicht weglassen durfte, wenn er Gemälde von diesem ungeheuern Charakter liefern wollte. Einfachheit und Schönheit wären hier sehr am unrechten Orte gewesen.

Der Leser erlaube mir, hiervon eine Anwendung auf mein Buch zu machen, und verzeihe es mir nachher. Kein einziger Leser kann es so sehr fühlen, als der Verfasser, daß es gänzlich an guter Simplicität Mangel leide, daß es gar kein Ziel und keinen Zweck habe, und sich in jedem Augenblicke widerspreche, daß es nur der geringste Unsinn sey, wenn der Blaubart nicht lesen könne, und doch eine Stelle aus dem Horaz citire. Warum, geliebter Leser, soll es aber nicht auch einmal ein Buch ohne allen Zusammenhang geben dürfen, da wir so viele mit trefflichem, dauerhaftem Zusammenhang besitzen? Soll es denn dem wunderbaren Geschöpfe, Schriftsteller genannt, nicht irgend einmal vergönnt seyn, Sattel und Zaum von sich loszuschütteln? Lieber Leser, Du sprichst so viel von der Einheit, vom Zusammenhange in den Büchern, greife einmal in Deinen Busen, und frage Dich selber; am Ende lebst Du ganz so, oder noch schlimmer, als ich schreibe. Bei tausend Menschen, die zugleich christliche und geschmackvolle Leser sind, nehme ich in ihrem Lebenslaufe lauter abgerissene Fragmente wahr, keine Ruhepunkte, aber doch einen ewigen Stillstand, keine lebendige Fortschreitung der Handlung, obgleich viel Bewegung und hin und wieder Laufens, kein Interesse, obgleich ängstliche Verwickelung, keine Originalität, aber wohl gesuchte Seltsamkeit, keine Empfindung, sondern Schwulst oder Reminiscenzen aus Dichtern, von denen jetzt die armen Menschen so viel zu leiden haben, daß sie deswegen nicht nach ihrem eigenen Geschmacke empfinden können.

Nehmt Ihr es nun bei gedruckten Büchern so genau, warum nicht mit Eurem Leben, das ein so

vortreffliches, für die Ewigkeit bestimmtes Werk werden könnte? Ihr seht es den Versen an, ob sie für die Nachwelt taugen werden, und vergeßt darüber Eure eigene unsterbliche Seele, die ewige Harmonie in Euch selber, die für Folgezeiten bestimmt ist. Duldet also mein Buch und ich will Euer Leben dulden, wie ich es bisher geduldet habe und dulden mußte, wenn ich es gleich nicht wollte.

Doch, um wieder auf ernsthafte Dinge zu kommen, so hatte Peter jetzt einen Zweikampf mit dem eben erwähnten Hans vor; denn so uninteressant der Blaubart ist, so liegt er dem Leser doch immer noch mehr am Herzen, als der Leser sich, und darum wird er auch hoffentlich obige Stelle überschlagen. Hans war nämlich gesonnen, den Schlüssel wieder herauszugeben, wenn sich der Ritter dazu verstehn wollte, sich mit ihm zu schlagen; er hatte ihn daher auf einen Messerkampf nach Holländischer Weise gefordert.

Beide Duellanten kamen auf einer Wiese bei'm Mondschein zusammen, jeder mit einem langen Messer bewaffnet.

Ich kann diesen Kampf nicht weitläuftig beschreiben, weil die Beschreibung doch unmöglich in's Heroische fallen könnte. Genug, Peter siegte, indem er geschickter Weise dem Hans ein Ohr abschnitt und dadurch seinen Schlüssel wieder gewann. Sie schieden darauf als ziemliche Freunde, und Peter machte sich auf den Weg, um nach seinem Schlosse zurück zu gehn.

Er überlegte unterwegs, daß es doch besser sey, nicht nach dem gelobten Lande zu reisen, weil der Weg weit und beschwerlich sey, es auch auf dieser Straße sehr an guten Wirthshäusern fehle.

Indem er noch mit diesem Gedanken beschäftigt war, gesellte sich ein kleines Wesen zu ihm, und ging mit ihm eine Straße. Der Ritter verwunderte sich über die seltsame Gestalt, und wußte nicht, was er aus dem kleinen Burschen machen sollte; dieser redete ihn endlich an, und sagte mit einer feinschnarrenden Stimme: Herr Ritter, braucht Ihr keinen Diener?

Warum? wolltest Du mir dienen?

Gern.

Wie heißest Du, wer bist Du?

Eine Art von Satan, ein kleiner Auszug aus dem Teufel, die Leute nennen mich Kobold. Ich bin jetzt ohne Herrn, und da möcht' ich Euer Brod am liebsten essen. Womit sich der Teufel nicht selbst abgeben will, weil es ihm zu geringe ist, das habe ich zu besorgen, denn ich bin ein eben so großer Freund alles Mikrologischen, als er ein geschworner Feind davon ist. Ich hetze die Gelehrten an einander, ich erfinde die Lesarten und Conjecturen, um die sie nachher so laute Kriege führen, ich bin derjenige, der die Stellen in die alten Autoren hineinhext, in denen die größten Männer hängen bleiben, ich erfinde die Abhandlungen über Nichts, ich wäre mit einem Worte ein wahrer Teufelskerl, wenn ich nicht gewissermaßen der Teufel selber wäre.

Ich kann Dich also nicht brauchen, sagte Peter, ich habe auch schon eine Haushälterin, ihr würdet euch schlecht mit einander vertragen.

Außerdem kann ich auch noch andre Künste, fuhr der Kobold fort, denn die Gelehrsamkeit ist freilich nicht mein einziges Fach. Ich kann zum Exempel, was auf dem Boden steht, in den Keller tragen, die

Fässer aus dem Keller trage ich im Gegentheil gern auf den Boden, meine größte Freude aber ist eigentlich das Rumormachen, daß ein Spectakel um nichts entsteht, daß ich großen Lärmen mache, und man nicht weiß, was herauskommen soll, und am Ende auch wirklich gar nichts herauskommt, daß es weit in die Welt hineintößet, und doch gar nichts zu bedeuten hat.

Herr Kobold, sagte der Blaubart, das sind alles brodlose Künste, Ihr müßt Euch mehr auf das eigentliche Praktische legen, sonst findet Ihr schwerlich Dienste.

Aber zum Henker, kreischte der Kobold auf, ist denn das nicht genug? Was verlangt Ihr mehr, und was thut Ihr Menschen denn mehr? Ich habe ja eben dies dumme Wesen von Euch gelernt, um mich bei Euch beliebt zu machen. Ihr seyd undankbares Volk, und so altklug, daß Euch gar nichts recht ist, wenn Ihr es nicht selber thut.

Seyd nur nicht böse, sagte Peter, kann ich Euch jetzt nicht brauchen, so findet sich wohl ein andermal Gelegenheit, es ist noch nicht aller Tage Abend.

Der Kobold verließ ihn hierauf, und es währte nicht lange, so rasselte es hinter Petern her, wie ein schwerbeladener Rüstwagen, so daß der Ritter auf die Seite trat, um das Fuhrwerk vorüberzulassen; aber nun war von dorther der Wagen wieder hinter ihm, Peter wandte sich wieder anders um, wo er auch stand, war ihm der rasselnde Wagen mit den schnaubenden Pferden im Rücken. Peter verlor die Geduld und kletterte auf einen Baum, um das Ungethüm nun endlich vorüber zu lassen; aber als er oben saß, war es, als wenn sich Holzhauer unten fertig machten, den

Baum zu fällen, er hörte die Axt klingen, er hörte bei jedem Hiebe den nachgebenden Baum krachen. Er fing daher schnell an, hinunterzuklettern, aber je eiliger er abwärts kletterte, je höher kam er, so daß er zuletzt oben in dem höchsten Wipfel saß. Nun fing der Baum an sich zu neigen und hin und her zu schwanken, und Peter kam, ohne daß er begreifen konnte, wie es geschah, von einem Baum auf den andern, so daß es schien, als wenn ihn der Wald sich zuwürfe, und alle Bäume Ball mit ihm spielten. Der letzte Baum an der Waldecke ging endlich gar mit ihm fort, und setzte ihn dicht vor einem Sumpfe nieder. Die ganze Gegend war ihm fremd, er konnte durchaus nicht entdecken, wo er war, als viele tausend Lichter vor seinen Augen erschienen, als wenn eine große hellerleuchtete Stadt in der Ebene läge. Er ging dem Schimmer nach und gerieth wieder in einen Sumpf. Unter langem Hin- und Herirren ward es endlich Morgen, die Hähne krähten, die Gespenster verkrochen sich, und er sah, daß er vor seinem Schlosse stand.

Nun, sagte der ermüdete Peter, diesmal mit einem Gelehrten umgegangen und nie wieder; dies Studium ist nicht meine Sache.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Sophie.

Das hätte mir noch gefehlt, sagte Peter nach einigen Tagen, daß ich mir eine neue Zauberei auf den

Hals geladen hätte; ich habe an der alten genug zu tragen, und wenn ich doch etwas leiden muß, so ist es immer noch am besten, ich nehme mir wieder irgend eine Frau, und das will ich auch thun. Vorher aber will ich nur sehn, ob der Rathgeber noch lebt.

Er ging hinauf, berührte den Kopf und fragte: Soll ich heirathen?

Antwort. Nein.

Nein und immer nein, rief Peter aus, zu Allem, was ich vorhabe; das ist mir unausstehlich, und ich verliere fast die Geduld.

Kopf. Du willst nie etwas Kluges.

Peter. Was ist klug?

Kopf. Das, wovon Du keinen Begriff hast.

Peter. Halt inne mit Deinen Grobheiten! Gebe ich Dir darum Lohn und Brod?

Sie trennten sich wieder, und Peter that, was er wollte, und der Kopf dachte, was er wollte.

Nicht weit von Peters Schlosse lebte ein Mädchen, das Sophie hieß. Sie war von einer Tante erzogen, das heißt, sie war in deren Hause groß geworden; denn sonst hatte sie nicht die mindeste Bildung. Sie war eines von denen Geschöpfen, an denen man selbst mit dem schärfsten Auge keinen Charakter wahrnehmen kann; sie wollte nichts, sie wußte nichts, Alles war ihr gleich. So wie es die Umstände gaben, war sie gut oder schlecht, großmüthig oder nicht, sie that Alles, was man verlangte, und unterließ, was ihrem Willen überlassen blieb. Diese hielt Peter für geschickt genug, seine Frau zu werden, er hoffte, daß sie am wenigsten den Schwächen der übrigen Weiber unterworfen seyn würde.

Die Hochzeit wurde bald vollzogen, und Peter übergab ihr auch bald nachher den Schlüssel. Sie dachte nicht daran, in das verbotene Zimmer zu gehn, und verträumte den ganzen Tag; Mechthilde aber war sehr unzufrieden damit, daß diese aus Dummheit die Tugendhafteste seyn sollte; sie fragte sie daher, warum sie nicht in das Gemach ginge, da es doch schwerlich so viel auf sich haben könne, und sogleich ging sie hinein, ohne die mindeste Neugier zu haben.

Sie starb, wie die Uebrigen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Catharine.

Von dem Charakter Sophiens ist nicht viel anzumerken; es läßt sich nichts weiter von ihr sagen, als daß sie gelebt hat. Peter vergaß sie auch sehr bald, wie er denn überhaupt nicht das beste Gedächtniß hatte.

Er ritt und jagte, und vertrieb sich mit Zänkereien mit seinen Nachbarn die Zeit. Unter diesen Umständen lernte er Catharinen von Hohenfeld kennen, die in einem Kloster auferzogen wurde. Sie war kränklich und nervenschwach, und Peter wollte es auch einmal mit einer solchen Frau versuchen.

Catharine hatte von Jugend auf viel von einer trüben, melancholischen Phantasie gelitten, von jeher hatte sie sich gern mit betrübten und seltsamen Gegenständen beschäftigt, viel geweint, Legenden von Heiligen gelesen, und überhaupt ihr ganzes Gedächtniß mit den wunderlichsten Gegenständen angefüllt.

Sie hatte schon im Kloster von Peter und seinen vielen Weibern gehört, und sie war sehr neugierig, diesen sonderbaren Mann, der in der ganzen Gegend unter dem Namen des Blaubart bekannt war, näher kennen zu lernen.

Es fügte sich dies, indem sie einen Oheim besuchte, und Beide gefielen sich gleich so sehr, daß sie sich ohne weitere Umstände die Ehe versprachen. Peter hatte ein lustiges Wesen angenommen, womit er am geschicktesten seinen heimlichen Grimm zu verdecken glaubte.

Catharine war sehr begierig, sein Schloß und die ganze Einrichtung näher kennen zu lernen; sie versprach sich vielen abenteuerlichen Genuß, und darum folgte sie ihm freudig dorthin.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Mechthilde erzählt eine Geschichte.

Catharine stand gewöhnlich in der dunkeln Nacht auf, und sah aus dem Fenster der Burg, um sich an den wunderbaren Gestalten der Wolken zu ergötzen, die dazwischen glänzenden Sterne zu sehn und zu hören, wie der feuchte Nachtwind über die einsame Haide ging.

So stand sie auch nachdenkend in der einen Nacht, und sahe von ferne her sich ein Lichtlein bewegen, das gleichsam gebückt auf der Erde schlich. Sie heftete ihre Aufmerksamkeit darauf, und sie glaubte auch dar-

unter Figuren in der Ferne zu bemerken, die hin und wieder schwankten.

Es war Mitternacht vorüber und die heiligste Stille lag über der Natur ausgebreitet, da hörte sie ganz deutlich fernab ein klägliches Gewinsel, wie einen traurigen Todtengesang. Sie wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und ein stilles Grauen bemeisterte sich ihrer.

Nun kam der Zug näher, er stand jetzt unten an der Burg. Es war ein schwarzes Gefolge, voran ging eine betrübte, jämmerliche Gestalt, wie die des Todes, und trug ein kleines Laternlein in der Hand, und das Licht brannte bläulich. Dann folgte ein Sarg und ein Chor von schwarzen eingehüllten Figuren, die so kläglich sangen, daß schon ihr bloßer Ton den Menschen hätte wahnsinnig machen können, so höchst trübselig war es anzuhören.

Jetzt wurde der Leichnam in die Erde gesenkt, und der dröhnende Todtengesang schwieg auf einen Augenblick still, da faßte sich Catharine ein Herz, und redete die fremden Leidtragenden an und fragte: Wen begrabt ihr da? Der Tod nahm seine Laterne vom Boden auf, und hielt sie in die Höhe, so daß sie ganz deutlich sein nacktes Gebiß und seine leeren Augenhöhlen sehn konnte, und antwortete: Wir begraben hier Catharinen, die Frau des Blaubart; Ihr müßt es aber noch Niemand sagen.

Catharine fing an zu zittern, sie erwiederte mit bebender Stimme: Diese Frau lebt ja noch. — Nein, sagte der Tod und winselte, sie ist gestorben, wir begraben sie hier. Catharine war verrückt geworden,

und schrie zum Fenster hinaus: Ihr irrt Euch, lieben Leute, denn ich bin es ja selber.

Nun, seht ihr, sagte der Tod, daß wir eine ganz falsche Leiche hatten, ich dacht' es gleich; kommt, wir wollen uns nun die rechte holen. — Und nach diesen Worten sprangen sie Alle sehr åmsig nach der Burg zu, und die kleinen Gestalten wurden plötzlich ungeheuer groß, und der Tod konnte mit dem Kopfe zum Fenster hineinreichen. Catharine lief wahnsinnig zurück, und verbarg sich in ihr Bette; kein Schlaf kam in ihre Augen, sie lag in einer Fieberhitze.

Am Morgen reiste Peter fort, und gab seiner Gattin den Schlüssel, um sie zu erforschen. Du willst gehn? rief sie aus; o bleibe hier, ich kann jetzt nicht ohne Dich seyn, ich sterbe, noch eh' Du zurückkömmst. Ich kann es Dir nicht beschreiben, welche Schrecken mich umgeben, aber ich weiß es gewiß, Du siehst mich nicht wieder.

Wie ist Dir, Catharine? fragte Peter.

Wunderlich, entsetzlich, antwortete sie. Wo ich hinblicke, seh' ich Gräber, wider meinen Willen drängen sich gräuliche Empfindungen zu mir hinan. Schatten gehn um mich herum, die ich nicht kenne, sie winken mir, sie gebieten mir, und ich darf nicht auf ihre Befehle hören. O bleibe hier, damit ich nicht mitten unter den Gräßlichkeiten umkomme.

Peter schien selber beklemmt zu werden, er wandte sein Haupt scheu von der Seite und sagte: Nein, ich kann nicht hier bleiben, Catharine, aber sehr bald komme ich zurück.

Er ging und ließ Catharinen trostlos zurück; sie hatte ihn mit der Furcht angesteckt, und es währte

eine geraume Zeit, bis er die trüben Vorstellungen aus seinem Gemüthe verbannen konnte. Catharine irrte durch alle Gemächer des Schlosses, sie glaubte immer, sie müsse dem Tode zu enteilen suchen, der ihr nachstrebe und sie als seine Beute mit sich führen wollte. Sie hörte ihn an den Thüren rasseln, wie er die Klinken bewegte, um zu ihr zu kommen. Sie traf auf die alte Mechthilde, und bat diese um ihre Gesellschaft; Mechthilde war nicht im Stande, ihre Angst zu vermindern, es wurde Abend und Nacht, und Catharine zitterte immer noch.

Ein Gewinsel schlich um die Burg, und in der Luft erklang es, wie ein fernes Glockenläuten; Catharine fuhr zusammen und hörte dann nachdenkend darauf hin. O Mechthilde! rief sie aus, was ist das?

Nichts, antwortete Mechthilde ganz kaltblütig.

Nein, es ist wohl nichts, sagte Catharine dann; komm, setze Dich zu mir nieder, und verkürze mir durch Erzählungen die trübseligen Stunden, damit ich die Zeit hintergehe. Nimm ein wunderbares Mährchen und Gedicht der Phantasie, womit wir die schwermüthige Wirklichkeit übertäuben.

Ich weiß nichts, sagte Mechthilde.

Du mußt erzählen, fuhr Catharine auf, Du mußt.

Weil Ihr denn also wollt; aber Ihr müßt meinem schlechten Vortrag verzeihen.

Mechthilde fing an:

Es wohnte ein Förster einmal in einem dicken, dicken Walde; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Stückchen hinunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang dies fürchterlich. In der dichtesten Gegend des

Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. — Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf und sahen gar keine Leute, als ihren Vater, denn die Mutter war schon seit lange gestorben.

Um eine gewisse Jahrszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm, wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehn.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag gerade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle; aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. — Nicht weit vom Hause lag ein grauer, stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegensehn; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird immer schwärzer und schwärzer; — mit einemmale ist es, als wenn so Frösche darin umher hüpfen, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor, und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin. —

Sie erschrickt und weiß sich nicht zu lassen, sie will fortlaufen, aber sie wird am Boden festgehalten, und indem sieht sie sich um, und ein kleiner Zwerg,

mit einem ungeheuern Kopf, steht freundlich hinter ihr und sagt:

Liebst Du mich?
Liebst Du mich?
Komm mit mir.
Geh mit mir.

Und dabei machte er die wunderlichsten Gebehrden, so daß man nicht sagen konnte, ob es fürchterlich, oder ob es lächerlich war. Indem sich das Mädchen noch bedachte, schwimmt eine alte Frau oben auf dem See, die ihr zuruft, sie solle nicht mit dem Ungeheuer gehn, denn es würde sie erwürgen, damit es sich aus ihren schönen Knochen Spielsachen für sich und seine Kinder machen könnte.

Die Kleine sehnte sich nach ihrem Vater, aber er war nicht da; sie sah nach der Hütte, es war so finster geworden, daß sie sie mit den Augen nicht wiederfinden konnte. Da war sie allein und ganz ohne Hülfe, und wußte nicht, was sie thun sollte.

Traue Keinem! traue Keinem! sang es kläglich vom Baume oben herab, sie sind Beide Wütheriche, sie sind Mann und Frau, und sie haben ihre eigenen drei Kinder gefressen, nur die Hände sind übrig geblieben.

Es war ein weißer Vogel, der so rief, er sah fast aus, wie ein Storch, nur daß er ein ordentliches menschliches Antlitz trug, mit einem langen Barte. Hilf mir! schrie das Mädchen und weinte. Klettre zu mir herauf, sagte der Vogel. Die Alte drohte ihr, der Zwerg wollte sie zurückhalten, aber sie faßte ein Herz, und stieg auf den Baum zum wunderbaren Vogel hinauf. Willkommen! sagte derselbe. Sie setzte sich auf einen Zweig und der graue See unten ver-

schwand, und die verwitterten Weiden tanzten rund umher, und auf dem Boden des Sees lag die Alte und konnte sich vor den drei blutigen Händen nicht retten, die ihr unaufhörlich nachliefen und sie gewaltig ängstigten.

Plötzlich ward der Vogel zum Zwerg, der unten gestanden hatte, und die alte Seemutter fing darüber heftig an zu lachen. Nun konnte sich das Kind nicht mehr halten, verrückt sprang und fiel es den hohen Baum hinunter, und fing an zu laufen; die Alte schickte die blutigen Hände nach, um es fest zu halten. Das Mädchen schrie und weinte, und rannte nach der Hütte zu, wo es seinen Vater drinnen beten hörte und sagen: Wäre nur meine arme Tochter hier! — Gottlob, daß ich hier bin! schrie sie auf und stürzte in die Hütte; aber der Vater war nicht darin, sondern an den Wänden saßen ganz fremde eisgraue Männer umher, und ein Todtengerippe, mit bunten Bändern geschmückt, sprang in der Stube lustig hin und her, woran sich die Alten sehr ergötzten. Das Mädchen rannte wieder hinaus, und Wald und Alles war verschwunden, und der Vogel stand riesengroß da und riß sich Federn aus, aus denen Eulen wurden. Das Kind sah durch's Fenster in die Stube hinein, und wie erschrak sie, als sie sich drinnen mit dem Todtengerippe tanzen sah, sie aber stand draußen als eine steinalte Frau. — —

Genug, genug, schrie Catharine auf, der Kopf schwindelt mir schon, ich weiß mich nicht mehr zu lassen. Welchen ungeheuern Unsinn häufst Du zusammen, um mich in eiskaltes Entsetzen unterzutauchen? Sprich von Wirklichkeiten, damit ich nur wieder zu mir kommen kann.

Soll ich Euch von mir selber erzählen? sagte Mechthilde.

Ja, ja, rief Catharine, nur nicht jene Schreck-lichkeiten.

Ach meine eigne Geschichte, fuhr Mechthilde fort, ist schrecklich genug. Wenn Ihr es mir auch jetzt nicht anseht, so gab es doch eine Zeit, in der ich liebte, in der ich wieder geliebt ward.

Sprich nicht so, sagte Catharine; o welche me-lancholischen Rückerinnerungen! Was ist denn der Mensch? Was ist denn die Liebe?

Hört nur weiter, sagte Mechthilde. Mein Lieb-haber ward mir ungetreu, er wollte mich nicht wieder kennen, ich war durch ihn Mutter gewesen. O meine Verzweiflung überstieg damals alle Grenzen! Wenn ich noch jetzt daran denke, o so tritt mir alles Blut kalt vom Herzen zurück. Ich sah ihn, und schüttete heimlich ein starkes Gift in sein Getränk. Es währte nicht lange, so spürte er die Wirkungen meiner Rache! Wie er sich wand, wie er endlich bewußtlos zu meinen Füßen niedersank, wie alle seine lieben verfüh-rerischen Züge entstellt waren! Ach, nun kam plötzlich die Reue in mein zerrissenes Herz, und es war zu spät! Ich wußte mich selber nicht mehr zu lassen, er knirschte mit den Zähnen und krampfte sich auf dem Boden umher, und so starb er.

Mechthilde fuhr wie rasend auf. — Ach! wo ist er? rief sie laut. Soll ich ihn noch wiedersehn? Wer-den nun so plötzlich alle meine Träume erfüllt, wie ich es niemals denken konnte?

Sie stürzte auf Catharinen zu und schloß sie in ihre Arme; dann wurde sie still und nachdenklich, und

ging so aus dem Zimmer, als wenn sie sich auf etwas besänne.

Catharine war wieder allein. Sie konnte unmöglich einschlafen; nach allen diesen Erschöpfungen der Phantasie dachte sie an den Schlüssel und an das verbotene Zimmer. Eine unbeschreibliche Lüsternheit ergriff sie, sich mit etwas neuem Wunderbaren zu sättigen; sie konnte sich nicht länger zurückhalten, sie ging und schloß auf.

Bei einem matten Kerzenschimmer lag eine weibliche Leiche auf einem Paradebette, schwarze verhüllte Gestalten saßen als Wächter umher und scheuchten die Fliegen zurück; die Figuren aus den Wandtapeten standen auf und winkten ihr, daß sie still seyn und nicht die heilige Ceremonie stören sollte. Sie schlich leise näher und erkannte sich selber, denn sie lag im Sarge, und einer von den Eingeschleierten stand auf und schlug sein Gewand zurück, es war der schreckliche Tod, den sie schon vorher gesehn hatte. — Sieh, sagte er feierlich und nahm sie bei der Hand, nun haben wir Dich ja doch eingeholt, da ist kein Entrinnen nütze.

Sie sank nieder und blieb todt im Gemache liegen.

Dreißigstes Kapitel.

Bernard begiebt sich zur unterirdischen Fee.

Bernard hatte jetzt einen festen Entschluß gefaßt; er ließ sich eines Morgens bei der Fee Almida melden, als diese eben Kaffee trank. Verzeihung, sagte er und trat hinein, daß ich hereintrete; ich wollte mir

die Erlaubniß ausbitten, ein Paar Worte mit Ihnen zu sprechen.

Die Fee setzte ihm einen Stuhl hin, und schenkte ihm eine Tasse ein.

Sie wissen, sagte der Alte, daß Herr Peter Berner bisher mein Held war, an dem ich lenkte, erzog und schob. Das ganze Werk ist aber leider ganz anders ausgefallen, als ich es mir nur je konnte träumen lassen; er ist ungelehrig und hat mir meinen ganzen schönen Plan verdorben, so daß ich nun nicht weiß, was die gelehrte Welt dazu sagen wird. Das Beste ist noch, und das tröstet mich einigermaßen, daß es gar nicht meine Schuld ist. Sie haben sich der Adelheid und des Herrn Löwenheim angenommen, und ihre Geschichte schreitet immer so still und ruhig fort, daß man sie gleich in den häuslichen Gemälden könnte abdrucken lassen. Ich komme nun eben deswegen her, um Ihnen eine Proposition zu machen. Wie wär' es, wenn wir uns nun Beide zusammen thäten, um diese Lebensgeschichte fortzusetzen? Mir gelingen vielleicht die erhabenen, starken Stellen mehr, Ihnen aber die sanften, zärtlichen, und so könnte das Werk vielleicht ausnehmend und klassisch werden. Wir wären auch nicht das erste Beispiel einer solchen Alliance, denn so haben zum Exempel Beaumont und Fletcher manche Stücke mit einander geschrieben, so daß man noch jetzt nicht herausfinden kann, was einem Jeden gehört; mehrere Maler haben sich oft, wie Rubens mit andern, zusammengethan, um in Gesellschaft etwas zu Stande zu bringen; der eine malte die Liebeshistorie, der andere das Federvieh. — Nun, was sagen Sie dazu? schloß er, indem er die Tasse umstülpte

und dadurch hieroglyphisch zu verstehen gab, daß er nicht mehr zu trinken begehre.

Ich habe Ihnen, lieber Freund, antwortete die liebreiche Fee, schon oft meine Gesinnungen darüber zu erkennen gegeben, aber Sie scheinen mich immer mit Vorsatz nicht zu verstehen. Ich kann mich auf dergleichen literarische Spekulationen durchaus nicht einlassen, und ich rathe Ihnen ebenfalls, daß Sie sich endlich zur Ruhe setzen, da Sie schon so alt sind, und sich nicht mehr Zeit und Laune von solchen Hauptcharakteren verderben lassen, die sich doch nie so fügen werden, wie Sie es wollen.

Hohl's der Henker, gnädige Frau, sagte Bernard, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich habe nach meinen vielen schriftstellerischen Arbeiten wohl die Ruhe verdient, ich kann ja nun auf meinen Lorbeeren einschlafen. Ich habe so ein superbes unterirdisches Landgut, dorthin will ich mich jetzt begeben, um mit meiner Gränznachbarin, der alten Fee, in einer holden Eintracht zu leben.

Er beurlaubte sich hierauf, und ging nach der Wohnung der alten Fee. Einen guten unterirdischen Tag! sagte er. Nun Gottlob, die Geschichte ist endlich zu Ende.

Schon? sagte die Alte.

Ja, höchstens kann es noch ein Paar Kapitel geben, aber dann hat meinen bisherigen Helden wahrscheinlich der Teufel geholt, und mir ist deshalb ganz leicht um's Herz. Jetzt will ich nun in Ruhe leben und Sie öfters besuchen. — Sie halten doch nicht etwa die Literaturzeitung?

Nein.

Nun gut, ich denke, wir bleiben gute Freunde.

Er empfahl sich, um seine Güter in Ordnung zu bringen, auf die sein Sohn, ein ruchloser Zaubergeist, viele Schulden gemacht hatte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Exekution des Kopfes.

Es war nun die Zeit gekommen, daß Peters Sinn gänzlich geblendet ward, und daß er mit raschen, verdoppelten Schritten seinem Untergange zueilte. Er hatte Agnes, die Schwester des Ritters Anton von Friedheim, gesehn, und beschlossen, sie zu heirathen. Und ich glaube in der That, daß, wenn es nicht Verfasser und Leser überdrüßig würden und dem Blaubart endlich ein Ziel setzten, so wäre es dem Blaubart recht, wenn man einen großen Folioband von ihm schriebe, in welchem beständig wiederholt würde, daß er sich von Neuem verheirathet hätte.

Er ging zum Rathgeber, und fragte ihn wieder, ob er heirathen sollte: Nein, antwortete der Kopf; indeß war dem Ritter das schon etwas Altes, er kehrte sich daran nicht, sondern nannte dem Kopf den Namen Agnes, worauf der Bleierne winselte und sagte: Heirathe nicht in diese Familie, denn es ist Dein Untergang. Ein toller Bruder von ihr, Simon —

O, nun bin ich es endlich überdrüßig, rief Peter in der höchsten Wuth aus; darfst Du Dich unterstehn, von allen Menschen schlecht zu sprechen? Der Mann ist wohl klüger als Du, keine Spur von Tollheit ist an ihm, an der Du einen so großen Ueber-

fluß hast. — Und wo hast Du Dich denn nun bis jetzt, mein Freund, vernünftig bewiesen? Was hast Du mir denn für vortrefflichen Rath gegeben? Lauter Narrenwesen ist es mit Dir, und ich will Dich jetzt auch endlich abdanken. Ist es wohl der Mühe werth, daß ich Dich so weit aus dem Mittelpunkt der Erde heraufgeholt habe? Fort mit Dir!

Er faßte den bleiernen Kopf, der sich vergeblich mit Händen und Füßen sträubte, und warf ihn gewaltig oben von der Burg herunter. Er fiel auf einen spitzigen Stein und sprang in mehrere Stücke; eine kleine Schlange schoß aus dem Kopfe hervor, lief eine kleine Strecke, und arbeitete sich dann mit großer Emsigkeit in den Boden hinein.

Es war, als wenn sie von der Hinrichtung des Kopfes der Unterwelt die schreckliche Nachricht überbracht hätte; denn kurz darauf sah man, daß die ganze Erde lebendig ward; sie that sich auf, und Wiesel und Mäuse, Insekten und andres Gewürme versammelten sich um den todten Kopf, und winselten und wehklagten laut. Dann wurde eine Bahre mit einem köstlichen Sarge aus der Erde gebracht, vier Hunde trugen die Leiche und trockneten sich die Thränen mit weißen Tüchern bei jedem Schritte; vorn ging der Pudel, der am Felsen der Fee Wache hielt, als Marschall mit einer Trauerfahne und einer Citrone in der Hand, dann kam unter einem kläglichen Gesange das Heer der unterirdischen Thiere, dann folgten in einer Trauerkutsche, die um und um mit Spinnweben behängt war, Bernard und die alte Fee, die Pferde waren mit Decken von Spinnweben behangen, dann folgten Prediger und Küster.

Die Leidtragenden stiegen aus, als man an Ort und Stelle gekommen war; man hielt dem Kopfe die Parentation, und das Heer der kleinen Thiere schloß einen Kreis um den Pudel, die Maulwürfe, Wiesel und Hamster zurückwiesen, die sich etwa zur heiligen Ceremonie drängen wollten. Es war kläglich, den Schmerz der Tiefbetrübten anzusehn, die Wehklagen der Fee, die Theilnahme des alten Bernard, den Jammer des Pudels.

Jetzt war er eingesenkt, und ein dumpfer Schmerz folgte auf den lauten. Ein prächtiges Grabmal ward dem verblichenen Verdienstvollen gesetzt, mit dieser Inschrift:

> Steh, Wandersmann! Hierunter liegt die große Seele, die sich ganz dem Studium der Weisheit ergab, und nur den Kopf, als den edelsten Theil ihres Körpers, ausbildete.

Das Trauergefolge versank wieder in die Erde, und lange Zeit geschahen von Rathsbedürftigen Wallfahrten nach diesem Grabmale; nachher ward ein Rathhaus hingebaut, und über den Gebeinen des Verstorbenen steht der Rathskeller. Noch weht dort ein leiser, begeisterter Hauch und erinnert die Sterblichen an den großen Mann, den sie verloren haben.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Agnes. — Beschluß dieser Geschichte.

Der Blaubart war an die Erscheinungen der Zauberwelt so gewöhnt, daß ihn dieses rührende Leichenbegängniß gar nicht einmal in ein merkliches Er-

staunen versetzte. Er glaubte, dem Rathgeber sey nun genug geschehen, so daß er sich bei dieser großen Ehre wohl über seinen Tod zufrieden geben könnte.

Er heirathete nun die Agnes von Friedheim wirklich, und ich freue mich, daß ich die Geschichte nun bis zu dem Zeitpunkte geführt habe, wo Herr Lebrecht den Faden aufnimmt, und sie dramatisch beschließt.

Ich habe also auch nicht nöthig, hier noch etwas hinzuzusetzen, weil ich voraussetze, daß jeder meiner Leser den Blaubart gelesen hat, und es mir also sehr bequem fällt, dieses letzte Kapitel zu schreiben, in welchem ich nichts darzustellen brauche. Peter kam endlich von der Hand Simons um, und die gottlose Mechthilde stürzte sich aus dem Fenster und starb.

Wir lassen den Vorhang vor diesen betrübten Scenen fallen, und wollen den Leser bitten, nur noch in ein einziges, kleines Kapitel hineinzutreten; dann mag er gehn, wohin es ihm beliebt.

Drei und dreißigstes, oder letztes Kapitel.

Abschied vom Leser und dem Herrn Peter Lebrecht.

Selbst ein Buch, das keinen Zusammenhang hat, muß wenigstens einen Beschluß haben; und so geht es nun auch wahrhaftig mit diesem Werke. Es ist mir rührend, Abschied davon zu nehmen, und mir die Leser zu denken, die mit Thränen in den Augen das Buch zumachen und bedauern, daß es schon geschlossen wird. Ich empfehle mich hiermit dem günstigen Leser, und will mich nur noch mit ein Paar Worten an den Herrn Lebrecht wenden.

Ich habe unmöglich, wie Sie einsehn werden, Herr Lebrecht, den Totaleindruck der Geschichte beibehalten können, den sie bei Ihnen macht, ich mußte mehr darauf ausgehn, die etwanigen dunkeln Parthie in ein deutliches Licht zu setzen.

Ich habe Sie hier mit dem Leser zusammengestellt, um Ihnen allen Beiden ein Kompliment zu machen; Sie werden es einsehn, und mir dafür danken. Sie wundern sich vielleicht selbst darüber, Herr Lebrecht, wenn Sie Manches in der Geschichte nun deutlicher einsehn, was Sie vielleicht vorher nicht so genau gewußt haben; es macht eine seltsame Empfindung, wenn man in manchen andern Büchern die Personen als Nebenrollen wiederfindet, von denen man ein Buch so eben gelesen hat, in denen sie die Helden vorstellen, oder wenn man umgekehrt eine episodische Person als Hauptcharakter antrifft. So erwähnen Sie, werthgeschätzter Herr, gar keines Bernards und keiner Fee, die Mechthilde ist dunkel gelassen, warum die Hauptperson einen blauen Bart hat, weiß man nicht, eben so wenig, warum sie die Weiber so haßt; ich schmeichle mir, daß ich alle diese Umstände in das beste Licht gesetzt habe, und nenne mich außerdem noch

meines hochzuverehrenden Herrn Lesers
und des Herrn Lebrechts

Ergebensten,
der Verfasser.

Leben des berühmten Kaisers
Abraham Tonelli;

eine

Autobiographie

in drei Abschnitten.

1798.

Erster Abschnitt.

1.

Habe hier in meiner Einsamkeit und mitten unter meinen Regierungsgeschäften vernommen (weil mich auch stets für Literatur interessire), daß man sich sehr um wunderbare Begebenheiten in Deutschland, meinem lieben Vaterlande, bekümmert. Aber noch ist kein König oder Kaiser aufgestanden und hat seine Memoirs oder Confessions niedergeschrieben, so daß mir dieses vorbehalten scheint, in diesem Fache der Erste zu seyn. Ich schreibe also mein eignes, wahrhaftiges Leben für den Druck und für die Nachwelt nieder, weil dergleichen Denkwürdigkeiten oft eine nützliche Nacheiferung veranlassen, und so der Weg der Tugend und der wahren Größe immer mehr ausgetreten und gangbarer wird. Daneben ist meine Geschichte so anziehend, so sehr mit Wunderwerken und Gespenstern angefüllt, daß sie zugleich eine überaus angenehme und anmuthige Unterhaltung vorstellen kann. Ich kann mir's vorstellen, daß man neugierig seyn wird, und darum will ich lieber sogleich zum Anfang schreiten.

2.

Ich bin nur von geringem Herkommen und nicht sonderlicher Erziehung. Meine Eltern wohnten in der

Nähe von Wien; es waren arme Handwerker, die mich zu einem Schneider in der Stadt in die Lehre thaten. Mein Taufname war Abraham Anton, und ich wurde von meinem Meister und den Gesellen gewöhnlicherweise nur Tonerl genannt.

Die Stadt Wien ist eine große Stadt und liegt an der Donau; das hab' ich dazumal mit meinen eignen Augen gesehn, und kann es daher auch um so dreister behaupten. Man nannte sie auch zu meiner Zeit die Residenz; auch soll sie die Hauptstadt von ganz Oesterreich seyn. Will manchmal, wo's paßt, Statistik und dergleichen einfließen lassen. Ist um Politik und alle Kenntniß gut Ding.

Ich fühlte bald, daß ich zu größern Dingen bestimmt seyn müßte; denn ich merkte keinen sonderlichen Trieb zur Arbeit in mir. Ich wünschte mir immer zaubern zu können, oder ein König zu werden, und vertiefte mich dann mit meinen inwendigsten Gedanken oft in delikate Gerichte, so, daß man mich ordentlicherweise mit der Elle wieder in die Richte messen mußte, wollt' ich nicht gar darüber einschlafen.

Hört' ich nun vollends von wunderseltsamen Hexenkünsten, von Geistern und unterirdischen Schätzen, so konnte oft davor den ganzen Tag kein Auge zuthun; schlief dann aber in der Nacht desto besser. Manchmal wünschte mir nur unsichtbar seyn zu können, oder zu fliegen, oder ein Tischtuch, das alle Speisen, Braten, Kuchen und Wein brächte; — war aber Alles vergebens.

3.

Indessen ich nun obgedachtermaßen meine Phantasie in dergleichen Idealen abarbeitete, machte ich auch in der Schneiderkunst nicht wenige Progressen. Gedachte nämlich in meinem kindischen Gemüthe, den güldenen Boden anzutreffen, den jedes Handwerk in sich führen soll, wollte auch schon Land rufen und Anker auswerfen, als mir einmal prächtige goldene Tressen in die Hände fielen, wenn mich nicht glücklicherweise der Meister darüber erwischt und mich auf den Pfad der Tugend, sogar bei den Haaren, zurückgerissen hätte.

4.

Je älter ich ward, je mehr Lust verspürte ich zu einem wunderbaren Lebenswandel in mir. War unzufrieden, daß es den einen Tag wie den andern herging, und nur sehr selten Trinkgelder einliefen. Ich suchte zwar aus meinem Stande so viel zu machen, als mir nur möglich war, denn ich sprach Jedermann an, sobald ich auch nur eine Bestellung hatte; aber es gerieth mir nicht immer, denn oft ward ich ausgescholten; woran mich aber bald gewöhnte.

Was mich noch verdroß, war, daß alle Menschen über mein Handwerk spotteten, denn wenn ich einmal zu Biere ging, wobei mir immer mit Schinken und andern Leckerbissen aufwarten ließ, ward ich von allen anwesenden Gästen herumgenommen und dermaßen tribulirt, daß ich oft aus den Eßwaaren den Wohlge-

schmack gar nicht herausschmecken konnte, sondern nur in der Eil Alles hinunterschluckte. Was mich sehr verdroß.

Ich klagte dem Meister meine Noth, der mich ermahnte, keinen Anstoß daran zu nehmen, weil das einmal eine hergebrachte Gewohnheit sey; die Leute ließen sich von der Religion und ihren herkömmlichen Sitten nicht gern etwas schmälern. Die Juden würden ja noch mehr verfolgt, oft sey es nur Neid, der aus den Leuten spreche; ich solle nur tapfer darauf antworten.

5.

Ich hatte die Lehrjahre überstanden, und glaubte nun ein ganzer Kerl zu seyn; aber nun ging mein Leiden unter den übrigen Handwerksburschen erst an. Da war Keiner, der nicht den neuen Gesellen vexirt hätte, um seinen Verstand an mir zu beweisen; ja es geschah wohl zuweilen, daß sie sogar Händel suchten. Ich trachtete gewöhnlich, mich durch eine glückliche Flucht zu retten. Mein Meister führte mir meine Zaghaftigkeit zu Gemüthe, und sagte etwas unfreundlich: Lumpenhund! (NB. Muß lachen, wenn ich daran gedenke, daß ich jetzt ein Kaiser bin.) also: Lumpenhund! hast Du denn keinen Witz, keine Einfälle? Ist Dir der Verstand denn ganz verregnet, daß Du Alles so auf Dir sitzen lässest?

Nun ging wieder in's Wirthshaus und nahm mir fest vor, gewiß etwas Tüchtiges und Gesalzenes aus meinem Munde hören zu lassen. Kaum war ich

hineingetreten, so nahm richtig die Schrauberei wieder ihren Anfang; sonderlich thaten sich zwei Leinwebergesellen hervor. Nun überlegte ich meinen Spruch eine kleine Weile (denn man soll nie auf's Gerathewohl sprechen, wenn der Himmel uns auch noch so große Weisheit verliehen hat), und nach einiger Ueberlegung fuhr ich so heraus: Ihr erzdummen Esel! Ihr untersteht Euch, über einen Schneider zu spotten, da Ihr selber doch nur Leinweber seyd?

6.

Alle Gäste lachten über meinen Einfall so laut, daß man es gemächlich über die Gasse hören konnte; ich war in meinem Herzen mit dem Gefühl zufrieden, daß ich es ihnen reichlich vergolten hätte und verblieb über meinen Sieg so ziemlich bescheiden, ob es mir gleich etwas sauer ward; denn es war in meinem Leben das erste Mal, daß ich meinem Witze so den Zügel schießen ließ, hatte auch nicht erwartet, daß mein bischen Mutterwitz einen so gütigen, aufmunternden Beifall finden würde; aber es waren noch mehr Leinweber zugegen, die plötzlich zu den Prügeln griffen, da sie keinen Verstand bei der Hand hatten. Das zog mir zu Gemüthe und entwich eiligst, worauf ich dann zum Meister kam, und sagte: Mein Witz bekömmt mir noch schlechter, so daß ich sogar, ohne mein Bier auszutrinken, habe davon laufen müssen. Das ist hier ein übler, ungesunder Ort, ich will mich auf die Wanderschaft begeben, vielleicht, daß es mir in andern Gegenden besser geht.

Der Meister war mit meinem Entschluß zufrieden; ich nahm von den Eltern Abschied und begab mich unverdrossen auf die Wanderschaft.

7.

Nun war ich auf der Wanderschaft, von der ich oft so Vieles hatte erzählen hören. Es ereignete sich, daß ich immer einen Fuß vor den andern setzen mußte, worauf jener wieder nicht der hinterste seyn wollte, indem der andere voranlief und aus diesem Wettstreit war das Wandern zusammengesetzt. Im Anfange däuchte mir diese Uebung ganz lustig und ich glaubte sogar, ich würde hinter dem nächsten Hügel schon in ein ganz fremdes, wundervolles Land gerathen. Ich hatte dazumal noch gar keine Erfahrung, und stellte mir daher vor, wie leicht es mir fallen müsse, binnen Kurzem ein großer und wohl vornehmer Mann zu werden. Ja, mein geliebter Leser, es kostet manche Künste, ehe man es nur dahin bringt, Graf oder Herzog zu werden, wie du im Verlaufe meiner Begebenheiten gewahr werden sollst.

Bald ging mir der Proviant aus, das Reisegeld nahm ab und mußte nun die Künste treiben, in denen die meisten Handwerksbursche wohl bewandert sind. Das ging noch an. Aber nach einigen Tagereisen gerieth ich in eine fürchterliche Wüste, die so einsam war, daß ich auch nicht einen einzigen Menschen darin antraf.

8.

Hatte mir unter einer Wüste immer ganz etwas Anderes vorgestellt, als was mir jetzt vor der Nase lag; denn das war eben nichts Besseres, als ein Wald. Ich konnte den großen Weg nicht wieder finden, dabei auch keinen Menschen, kein Haus, kein Dorf. Ich dachte anfangs, daß das auch mit zum Reisen gehöre; da aber endlich der Hunger allzusehr überhand nahm, wurde ich meines Irrthums gewahr. Ich hatte mich nämlich verirrt, und lief bald links, bald rechts, wobei mir die Knie vor Furcht zitterten; auch rief ich um Hülfe, aber Alles vergebens. Wobei mich bis Dato noch darüber verwundere, daß sich alle Menschen ihre Häuser und Städte von dieser Wüste so weit ab gebaut haben; vielleicht, daß sie eben so vielen Abscheu dagegen haben, als ich selber, und dem Hunger eben so gern aus dem Wege gehn.

Das wär' Alles noch zu ertragen gewesen; aber nun brach gar die finstre Nacht herein. Darüber kam ich in großes Schrecken, und dazumal habe ich es eingesehn, daß die Nacht wirklich keines Menschen Freund ist. Denn es dauerte nicht gar lange, so machten sich Wölfe, Bären und dergleichen Creaturen in meiner Nähe etwas zu thun; im Grunde nur Vorwand, weil sie mich fressen wollten. Selber nichts zu beißen und zu brechen und noch dergleichen Zumuthungen. Sehr fatal!

Mußte in den Umständen auf einen Baum steigen, was ich sonst noch nie gethan hatte: aber die Löwen turnirten und lärmten um mich herum, daß ich mich dazu zu resolviren genöthigt sah. Sie kehr-

ten sich aber daran nicht, sondern gingen insgesammt mit Brummen und Zähneblöcken um meinen Baum herum. Wünschte mir wieder, nur auf die gewöhnliche Art im Wirthshause vexirt zu werden, und hätte viel darum gegeben.

9.

Die Nacht über hatte ich in der That eine schlechte Schlafstelle gehabt. Das Morgenroth brachte mir viele Freude, denn nun gingen die ungebetenen Gäste wieder von meinem Baume weg. Ich stieg vom Baum herunter und sah mich genöthigt, einige rohe Wurzeln zu frühstücken, die mir nicht sonderlich schmeckten. Ich lief umher und traf auch kein besser Mittagsbrod. Hätte mich geschämt, wenn mich ein einziger Mensch hätte die rohen Wurzeln essen sehn; aber bei so bewandten Umständen war von meiner Seite eben nichts anders zu thun. Ich verfluchte oft meine Auswanderung und meinen Stolz, daß ich in der Welt was Besonderes hatte werden wollen: aber das war nun Alles zu spät.

10.

So bracht' ich noch zwei Tage zu, indem ich immer in meiner Wüstenei herumreiste. Ich glaube, daß ich an manche Stellen drei bis vier Mal hingekommen bin, weil, wie gesagt, kein Weg anzutreffen war, sich auch alles Buschwerk so gleich sah, daß ich es nicht einmal wissen konnte. In der dritten Nacht war heller

Mondenschein und ich retirirte mich wieder auf eine sehr hohe Tanne. Als ich noch mein Unglück bejammerte, kamen zwei Kerls aus dem Dickicht, mit zwei geladenen Gewehren, die sie nach mir hinzielten. Ei, wie hätte ich die Löwen lieber gemocht, als diese verruchten Mörder! War auch nicht verzagt, sondern fing gar erbärmlich an zu schreien, und sie möchten Mitleid haben u. s. w.; ich wäre ganz ohne mein Zuthun und unverhofft in diese Wüstenei gerathen; ich sey ein wandernder Schneidergesell u. s. w.; sie möchten ein Einsehen haben, und um Gotteswillen das liebe Schießen lassen; ich sey nicht der Mühe werth u. s. w.

Weil sie die Absicht hatten, Mörder zu seyn, kehrten sie sich an meine beweglichen Reden nicht, sondern zielten mir mit den Röhren immer noch unter die Nase. Der eine meinte, wenn ich Schätze bei mir hätte, sollte ich sie nur gutwillig herausgeben, denn sie wären Straßenräuber, die sich am liebsten in solchen Wüsten aufhielten, widrigenfalls wollten sie mich wie einen Vogel von meiner Tanne herunter schießen, und mir nachher das Meinige mit Gewalt wegnehmen.

Erwiederte, daß mich schäme, nicht mehr als zwei baare Groschen in meinem Vermögen zu haben, wenn ihnen damit gedient wäre, sollten diese ihnen gern gegönnt seyn. Ich wüßte aber nicht weit von Polen einen vergrabenen Schatz, den ich ihnen anzeigen wollte, wenn sie mir das Leben gönnen möchten. Ich sey eigentlich aus dieser Ursach von Wien abmarschirt, um diesen Schatz zu heben, den mir eine weise Frau angezeigt habe. Diesen wollt' ich ihnen lieber gönnen,

wenn sie mir zur Vergeltung nur das Leben lassen wollten.

II.

War Alles nicht wahr, mein hochgeehrter Leser, sondern 'ne verflucht fein ausgesonnene Lüge von mir; es war eine Kopfarbeit, die sich sehn lassen durfte, die ich da oben auf meiner Tanne nächtlicherweise vornahm. Beinahe wäre ich vor purem Zittern herabgefallen, mitten unter die Mörder hinein, wenn mich nicht die Vorsehung glücklicherweise zu etwas Besserm aufgehoben hätte.

Die Mörder glaubten meinen Worten, sie sagten, ich möchte heruntersteigen und ihnen den Weg weisen. War contentirt und willigte ein, falls sie mich nur aus der Wüstenei hinausführen wollten. Das versprachen sie ihrerseits auch, und somit stieg ich wirklich hinab.

Habe in meinem Leben nicht wieder Leute angetroffen, die nach einem Schatze so überaus begierig gewesen wären, als diese Mörder. Sie konnten mit Fragen kein Ende finden, und ich wußte ihnen immer wieder etwas Neues aufzuheften. Als wir eine Weile mit einander gegangen waren, war ich mit den Mördern ordentlicherweise bekannt und vertraut: sie konnten sich recht freundschaftlich anstellen, und ich hätt' es nimmermehr hinter ihnen gesucht, wenn sie nicht vorher so tückischer Weise mit den Flinten nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe; denn es sey nichts Kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das Alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versinke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den Alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben loskommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen, denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt, Alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehn wollten, was da so schrie; die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß Alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet, konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft seine Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meister wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir die Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sey, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an, mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sey in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, spazirt ein großer, gewaltiger Löwe darin

umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und sagte, daß oben ein großer Löwe in der Studirstube sey. Die Bedienten lachten und der eine sagte: Wer weiß, was Ihr Narr da oben gesehn habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht bei'm Teufel fluchen, weil mir hier Alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien; werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte vorangehn, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu ausersehn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war Niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nur desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, Du hast Dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe Dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Compliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbige aus mir. Wenn Du mir nun treu und redlich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst Du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger, als zuvor.

16.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen, niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herum wuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüsteneien und jedem Hunger Trotz. Sie war so gut, wie eine Pension, oder eine Stelle als Akademicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum, Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von Neuem in die herrlichen Disteln hinein.

17.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein Bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch

geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn eben Alles gefressen seyn? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem uninteressirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber; um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren, brachte es auch darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines

Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein Bis-chen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Lö-wen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete mich an demselben Tage. In aller Unschuld geh' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldi-ges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem unge-schlachteten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht an-ders gedachte, als der jüngste Tag sey vielleicht unter-wegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich stille stand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzusetzen, um da mein Heil besser zu versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu einem Menschen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Ab-rede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziem-lich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, ka-men ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angesprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich mas-sakriren sollten. Ich merkte den Vorsatz und war bald

eine Fliege; denn es kostete mich nur ein Wort und ein Riechen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß sie mich umbringen wollten, im Fall sie mich erwischen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da setzten sie hinter mir her; aber ich war eben so geschwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunststücken weggeschnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was sie denken sollten, denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn sie mich sahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es also zwischen den Zähnen verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn sie hatten mich nicht gefangen, ja nicht einmal massakrirt: worüber im Herzen sehr kontentirt war.

20.

Da ich nun sicher war, wurde ich wieder zum ordentlichen Schneider, weil ich so, wie gesagt, den Sperlingen weniger ausgesetzt war, und ging wieder an das Seeufer. Da sah ich über's Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberschweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fing mich nämlich vor seinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleich-

sam in eine kleine, unansehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatstand, keine Unbedeutendheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwischen seinen Krallen und immer damit weg über's wüste, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das ist wohl wahr; aber ich stand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmlischen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter dessen Flügeln ich wohnte, würde mich in's Wasser fallen lassen, oder unterwegs verspeisen. Aber er schien nur am Fliegen einen Narren gefressen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

21.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da setzte mich der hohe Unbekannte auf den alleroberſten Gipfel nieder, und begab sich von Neuem auf's Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und stieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Mensch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute standen; an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perser waren, denn bei meinem ehemaligen Schneidermeister hatten Kupferstiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten sich, wo ich herkäme; der König kam gelaufen, denn sie erzählten, daß plötzlich ein

fremder Mensch in einer unbekannten Kleidung da stehe. Der König fragte mich, wer ich sey, ich scharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten, denn das Herz saß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald zischend, bald miauend, und siehe da, es war das schönste Persisch. Ich hatte kein Wort davon verstanden, was ich erzählte; die übrigen Perser hatten Alles begriffen und freuten sich darüber. Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unversehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es gewesen ist.

22.

Mein erstes Bestreben war nun dahin gerichtet, meine eigne persische Sprache zu verstehn, weil in der Besorgniß stand, ich möchte endlich gar die menschliche Vernunft darüber verlieren, wenn ich Tag für Tag so viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bei dieser Gelegenheit, und ging in der Philosophie augenscheinlich rückwärts; verspürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl schwatzen möchte; denn das Maul stand mir wirklich nicht eine Minute still. Lernte also aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein Paar Stunden in der persischen Landessprache.

Bald brachte ich es dahin, daß ich mit Verstand reden konnte, und wunderte mich bei der Gelegenheit oft über meine eigenen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet ist.

Der König hatte von mir schon längst erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherlei Kunststücke ich in meiner Gewalt besäße; ich wurde daher überaus köstlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikatessen zu essen, die schönsten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben, wie im Paradiese; denn ich hatte nichts weiter dabei zu thun, als daß ich mich manchmal ein Bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgesetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O Ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in Euren Bestrebungen, und bleibt auf halbem Wege stehn, so muß es Euch jederzeit gelingen; denn die Tugend dringt doch immer hindurch.

23.

Der König in Persien liebte die Vögel besonders, und ich ließ es mir daher angelegen seyn, mich oft als einen solchen zu präsentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen persischen Vogel zu repräsentiren, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte; indessen that mir das fast gar nichts zur Sache; ich machte es, und sah ungemein schön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieses Thier in meinem Vaterlande titulire? ich sagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

24.

Dieser König liebte die Künste aus der Maaßen, er zog alle geschickten Leute an seinen Hof; aber einen so wunderbaren Menschen, wie ich war, hatte er noch nie gesehn. Wußte mich darum auch nach Würden zu schätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienste ansehnlich dick wurde, daß auch selbst die gemeinen Lakeyen einen Respekt vor mir hatten. Solche Constitution hatte mir immer gewünscht, und mich bei meinem ehemaligen Handwerk am meisten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiser zu sich invitiren, und schrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menschen und Künstler an seinem Hofe habe, der ihm tausend Ergötzlichkeiten verschaffen würde. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchse hatte machen lassen, womit ich immer herumging, wenn ich ein Kunststück gemacht hatte. Erwartete also den türkischen Kaiser mit vielem Wohlgefallen.

25.

Dieser türkische Kaiser kam nun wirklich an, und der König nahm sich vor, ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ sich dabei vorzüglich auf meine raren Kunststücke.

Auf den allergnädigsten Befehl meines Königs, mußten Trompeter und Pauker dem Kaiser entgegen-

ziehn, und so wie er herankam, wurde die kompleteste Janitscharenmusik ausgemacht; dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: Nun, Tonerl, halt' Dich in's Himmels Namen fertig! Ich merkte mir diese Worte sehr gut und brauchte eben nicht viele Anstalten zu treffen.

26.

Der Kaiser kam an und mein König hatte ihn unter'm Arm, um ihn gleich nach dem Speisesaal zu führen. So wie der Kaiser die Thür aufmachte, lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und spuckte ihm, jedoch manierlich, ein Bischen Feuer entgegen. Der Kaiser trat zurück und wurde ganz blaß vor Entsetzen, was meinem Könige sehr lieb war, daß er ihm so eine heimliche Freude hatte veranstalten können; er sagte hierauf: Geruhen Ew. kaiserliche Majestät nur dreist voranzugehn, dieser Drache thut Niemandem etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiser suchte in der größten Angst seine Geldbörse hervor; ich stellte mich sogleich höflich auf meine zwei Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchse entgegen; er warf wirklich die Börse hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angst gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldstücke gerechnet.

Die Majestäten setzten sich zu Tische und ich blieb als Drache immer noch vor der Thüre liegen. Es wurde prächtig gespeist; denn der persische König

hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Geld angesehen, wollte auch nicht am türkischen Hofe von sich sagen lassen, daß er geizig sey. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen den delikaten Gerichten, die aufgetragen wurden, worüber die beiden Majestäten inständigst zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt Ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

27.

Bei Tische sagte der Türke: Aber Ihro Majestät haben mir von einem wunderlichen, raren Menschen geschrieben, der sich an Ihrem Hofe aufhielte; wo ist derselbe? Der König wies darauf lachend nach mir hin, und sagte: Da liegt er vor der Thür, Ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich sogleich zum Menschen verwandelte, und dem Kaiser die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich; denn ich wurde sogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlschmecken. Der Türke konnte in seiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar sagte, daß dieses Kunststück mit dem Drachen nicht mein einziges sey, sondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, schlug er gar die Hände über seinem Turban zusammen, wie denn die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl sogleich in einen Wolf, wieder in mich; dann in einen kostbaren Vogel, dessen Federn wie Gold und Edelgestein in der Sonne glänzten, setzte mich auf die Tafel und sang

ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anwesenden.

28.

Ich mußte in dieser Zeit trefflich mit meinen Kunsttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich so viel zu thun hatte. Die hohen Majestäten stellten sich zuweilen mit der Naturgeschichte vor mir hin, und lasen die Beschreibung eines jeden Thiers, wobei ich denn als Exemplar vor ihnen stehen mußte. Der Türke fand ein so großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkischer Kleinodien abkaufen wollte; doch dieser sagte: Mein Herr Bruder, dieser rare Mensch ist meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, sondern er ist völlig sein eigner Herr; er ist aus der Luft plötzlich herunter gekommen, so daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch länger wohlgefällig ist, an meinem geringen Hofe vorlieb zu nehmen.

Dermaßen war mir bis dahin noch niemals geschmeichelt worden; ich glaubte in meinem Sinn, der alleroberste und fürnehmste Künstler in der ganzen Welt zu seyn. Ich blies das Gesicht auf und erwiederte: es gefalle mir noch an diesem Hofe und gedenke also für's Erste noch dorten zu verbleiben; worüber mir mein König die Hand drückte, dem Türken aber die Thränen in die Augen kamen; so lieb hatte er mich gewonnen. Reiste auch bald nachher ab, nachdem er mir eine ansehnliche Verehrung zurückgelassen hatte.

29.

Ich war immer noch in meiner vollen Herrlichkeit, als sich am Hofe ein fremder Künstler anmelden ließ. Er gab vor, er komme aus Arabien und habe einen sehr kostbaren arabischen Stein bei sich, mit dem er alle möglichen wilden Thiere so bannen könne, daß sie sich nicht aus der Stelle zu rühren vermöchten.

Es war mir ungelegen, daß mir Einer am Hofe in die Queere kommen sollte, und ich lachte also nur darüber und gedachte, der andere Virtuose solle keine Gewalt über mich haben, da ich mich nur in die Thiere verstellte. Ward aber leider bald das Gegentheil inne. Denn der König war voller Freude, daß sich ein Künstler von ganz andrer Sorte an seinem Hofe hatte melden lassen, befahl uns Beiden sogleich, unsre Künste zu probiren. Um meiner Sache gewiß zu seyn, machte ich mich zu einem polnischen Ochsen, in der Meinung, den Künstler auf die Hörner zu nehmen und ihn in der Stube herumzutragen, daß seine Kunst zu Schanden würde. Der wischte aber mit seinem Steine hervor, und bannte mich von Stund' an so fest, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte.

30.

Ich war sehr böse, daß der Stein so viele Gewalt über mich hatte. Der König rief endlich: Ihr Künstler, von einander! Sogleich nahm er den Bann-

stein zurück, und nun war ich erst meiner Glieder wieder mächtig.

Ich machte dem Könige recht schiefe Gesichter, und hätte den Fremden gern umbringen mögen; denn ich merkte, daß ihm der König schon mehr zugethan war, als mir selber. Der König sagte: Künstler! ich will Euch Beide an meinem Hofe behalten, mit einem gleichen Gehalte, aber keiner muß dem andern zuwider seyn, sondern Ihr müßt nur immer fleißig dahin trachten, wie Ihr mir die Zeit vertreiben wollt. Das ist Euer Hauptaugenmerk, und darum laßt nur allen Neid und Zwiespalt, denn das ist mir zuwider.

Wir versprachen es dem Könige und ergötzten ihn auch wirklich unverdrossen.

31.

Es war nun an dem, daß der König ein großes und kostbares Fest geben wollte, wozu alle Minister und auch die fremden Gesandten eingeladen wurden. Uns Beiden war vorher aufgegeben, die Fremden vollkommen zu erlustriren, wenn sie erschienen wären. Wir thaten es aus allen Kräften, und als die Tafel aufgehoben war, verfügten sich Alle in den herrlichen Schloßgarten. Auch hier verwandelte ich mich in unterschiedliche Thiere und wurde dann gebannt; auch wurde ich zu einem schönen Pudel, auf dem der Zauberer herumritt. Alle Menschen gestanden, daß sie noch nie dergleichen gesehn hätten.

Unter andern Denkwürdigkeiten machte ich mich zum Adler und nahm dem obersten Staatsminister die

Perücke vom Kopf, mit der ich in der Luft auf eine artliche Weise spielte, sie mir auch selber auf meinen Adlerskopf setzte, und so hin und her flog, worüber ein lautes allgemeines Lachen entstanden, so, daß sich der König, so wie die Uebrigen, gewiß rechtschaffen von ihren Regierungsgeschäften erholten.

32.

An dem Tage löste aus meiner Kunst sehr vieles Geld; denn ich sprach den Herren mit meiner Büchse gar fleißig zu. Der Zauberer wurde darüber neidisch und eifersüchtig, was ich aber nicht gleich gewahr wurde.

Verwandelte mich in aller Unschuld in ein wildes Schwein, um die Hoflustbarkeiten fortzusetzen; der neidische Künstler bannte mich, wie immer geschehen war, nahm aber zum Ueberfluß einen derben Knittel, womit er dermaßen auf mich zuschlug, daß ich fast alle Besinnung verlor.

Lag noch in Ohnmacht und hörte, wie der ganze Hof über mich lachte. Die Wahrheit geht mir nur über Alles, sonst würde dergleichen Abenteuer lieber verheimlichen. Der König insonderheit wollte sich vor Lachen beinahe ausschütten; kurz, es war Keiner, der an meinem Unglücke nicht eine innige Ergötzlichkeit genossen hätte.

Ich sahe, daß der Fremde dadurch noch beliebter ward, wurde augenblicklich dadurch und durch die empfangenen Prügel disgustirt, verwandelte mich in eine Fliege und flog nach dem türkischen Hof, wo der Kai-

ser meines Umgangs so gern hatte theilhaftig werden wollen.

33.

Des türkischen Kaisers Freude läßt sich durchaus nicht beschreiben, als er hörte, daß ich mich nun an seinem Hofe aufhalten wollte. Er fiel mir um den Hals, und kreuzigte und segnete sich vor lauter Entzücken. Mir war es lieb, daß er von meiner Person so viel hielt.

Er schenkte mir sogleich eine Equipage, damit ich beständig um ihn seyn könnte, ohne so viel zu Fuß zu laufen. Da es so weit gekommen war, mußte ich ihn in meinem Wagen auf seinen Spazierfahrten, Reisen und Jagden begleiten, damit ich ihn gleich erlustigen könnte, sobald es ihm nur in den Sinn käme. Ich war mit allen diesen Einrichtungen sehr zufrieden.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, eine große Jagd einzurichten, zu der ich ebenfalls eingeladen wurde. Unterwegs vexirte ich die Bedienten auf eine ziemlich sinnreiche Art, indem ich mich bald in einen Vogel, bald in ein wildes Thier verkleidete, und sie so erschreckte.

Auf der Jagd selbst hatte kein sonderliches Glück, welches daher kam, daß ich mit meinem Gewehre immer weit daneben schoß, worüber auch viele Sticheleien von den Bedienten aushalten mußte. Dies ging mir durch die Seele, weil von jeher auf meine Ehre gehalten habe. Der Kaiser verlangte, ich sollte mich als Mensch davon machen und lieber als ein Thier erscheinen, weil er mich so lieber leiden mochte. Ge-

horsamte auch augenblicklich, und lief als ein Bär im Walde unter den übrigen Thieren herum.

Meine Bereitwilligkeit hätte beinahe zu meinem größten Unglücke ausschlagen können; denn ein Bedienter, der mir nicht sonderlich gewogen war, zielte nach mir, und ich hörte die Kugel dicht vor meinen Ohren vorbei sausen. Das war ein Schreck!

War auch nicht faul, sondern ging gleich in meiner eigenen Person zum Kaiser und klagte ihm diese Niederträchtigkeit. Er war erschrecklich ungehalten; der Bediente gab vor, er hätte gar nicht nach mir geschossen, es sey unbekannterweise geschehn, und es sey nur einem veritabeln Bären zugedacht gewesen. Mußte mich mit dieser kahlen Ausflucht zufrieden stellen, weil es ihm nicht beweisen konnte.

Seitdem wurde etwas bange, mich zu verändern. Der Kaiser befahl aber, daß Niemand von seinen Bedienten schießen sollte, er wollte es allein verrichten; sollte sich auch Keiner unterstehn, nur geladen Gewehr zu führen. Worauf mir wieder etwas ein Herz fassete.

34.

Ich machte mich nun zu einem Wolf und spazierte so in den grünen Wald hinein. Es war in der That ein angenehmes Wetter, und von jeher bin für schöne Natur empfindlich gewesen. Dachte aber auch daran, nicht blos so müßig herum zu laufen, sondern Nutzen zu stiften; trieb also alle erschreckten Thiere im Walde meinem gnädigsten Kaiser

entgegen, daß er sie desto besser schießen konnte. Die Aufmerksamkeit wurde gut vermerkt und so der ganze Tag zugebracht.

Auf dem Rückwege neckte die Bedienten wieder in unterschiedlichen Gestalten, weshalb mir auch fast alle ziemlich aufsäßig wurden. Doch macht sich ein Mann meines Gleichen niemals etwas daraus, was dergleichen gemeine Bedienten von ihm denken mögen.

35.

Es ist eine Einrichtung des Schicksals, daß die größte Herrlichkeit des Menschen niemalen allzu lange dauert; und das war auch leider mit mir der Fall. War so hübsch dick geworden und mußte bald wieder um so Vieles rückwärts kommen.

Der Kaiser gab allen seinen Bedienten, worunter ich mich diesmal auch mit zählen ließ, einen großen Schmaus. Da war an Wein und allen Eßwaaren ein großer Ueberfluß. Wir ließen es uns Alle herrlich schmecken, sonderlich ich, der ich mich in dieser Gesellschaft für den Vornehmsten hielt. Es kam bald dahin, daß so gut, wie besoffen war, worauf mich denn so gemein machte, unter diesen schlechten Bedienten mit meiner Wurzel allerhand Kunststücke anzustellen. Hätte es dazumal wohl schon überdrüßig seyn können.

Die Canaillen merkten sich die Wurzel und als ich nachher in einen tiefen Schlaf verfiel (hatte kaum noch so viel Besinnung, mich wieder zum Menschen zu machen), nahm mir einer von diesen Schurken die Wurzel heimlich weg und warf sie in's Wasser. Lie-

fen darauf nach Hause und ließen mich im Wirthshause schlafen.

36.

Ich erwachte erst am folgenden Mittag und erschrak, daß es schon so spät sey, und daß ich meinen Kaiser in so langer Zeit nicht gesehen hatte. Ich ging nun sogleich an den Hof.

Man saß schon bei der Tafel und der Kaiser hatte schon viele Künste von mir wollen machen lassen, deshalb war er ungehalten, als ich so spät erschien. Ich sollte gleich ein Pferd werden, und war auch willig und bereit dazu; aber ich mochte mich abarbeiten, wie ich wollte, es half nichts, ich blieb immer nur ein Mensch. Erst sah ich mich an, dachte, wäre noch besoffen; da ich aber an meinen Füßen deutlich die Schnallen sah, blieb mir kein Zweifel übrig. Quälte mich von Neuem, aber es wollte durchaus nichts aus mir werden.

Ich suchte in der Tasche, und nun merkte ich, daß mir die Wurzel fehlte. O wie fing ich an zu heulen und zu schreien! Der Kaiser glaubte erst, das sollte eine Kunst vorstellen, und sagte: es wäre gut, ich sollte mich nun aber auch sputen und ein Pferd werden. Worauf ihm denn mein Anliegen entdeckte, daß mir meine Wurzel gestohlen wäre, und fing von Neuem an zu heulen. Nun aber erschrak er und wurde ungehalten. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, da ich nicht zum Thier werden konnte.

Einer am Hofe, der mich immer mit Neid ange-

sehn hatte, sagte: meine ganze Kunst sey gewiß nur eitel Blendwerk gewesen und das mit der Wurzel ein leeres Vorgeben. Meine Zeit sey nun aus und ich könne darum nichts mehr machen.

Der Kaiser glaubte, was der Esel sagte, und wurde sehr ergrimmt über mich, daß ich mich bisher unterstanden hätte, ihm einen blauen Dunst vorzumachen, und daß nichts hinter mir sey. Er sagte mir also ohne Weiteres, ich möchte mich aus seinem Schlosse fortscheeren und ihm nie wieder unter die Augen kommen. Mit welchen Worten er fortging.

Die Bedienten warfen mich lachend zur Thür hinaus; der Thürhüter ergriff sogar die Peitsche, womit er mir meinen Abschied gab, und so gelangte ich Unglückseliger aus der Türkei, die ich mit keinem Auge wieder zu sehen wünschte.

Ende des ersten Abschnitts.

Zweiter Abschnitt.

I.

So war mein großes Glück zu Schanden geworden und Alles verloren. Ich konnte mich lange nicht darein finden, als ich so unverhoffterweise aus der Türkei war verbannt worden. Oft glaubte ich, wenn ich Seelenerfahrungskunde überlegte, alle diese Uebernatürlichkeiten wären nur ein natürlicher Traum gewesen, und gewiß ist die Natur an tausend Dingen reich, die ganz natürlich sind, und bei denen dem Beobachter doch der Verstand stille steht. So überlegte ich es nun mit der Wurzel hin und her, und ihre wunderbare Kraft und Tugend kam mir manchmal sogar possirlich vor. Ich verfiel oft auf den Idealismus und stellte mir vor, alle diese Wirklichkeit sey nur meine überaus närrische Einbildung; denn ich habe seitdem in Büchern gelesen, daß es wirklich Leute gegeben hat, die ganz allein für sich in der Welt existirt haben, und um die sich alles Uebrige in der Welt nur so gleichsam in ihrer Einbildungskraft bewegt hat. Verfiel dazumal in diese gefährliche Irrlehre, und meinte, ich könnte vielleicht zu dieser sonderbaren Sekte gehören. Wenn ich denn aber wieder die Bäume um mich her ansah und meinen hungrigen Magen fühlte, so sah ich wohl ein, daß ich Unrecht haben müsse.

2.

Wanderte nun wieder auf gut Glück umher, und hatte dazumal alle Lust zum Arbeiten verloren. Das kommt leicht, besonders wenn man sich, wie mir geschehn war, durch das Künstlerleben verwöhnt hat; so hatte ich mich auch in die Kunst vernarrt, und darum kam mir mein Handwerk als was Gemeines vor. Es kam so weit mit mir, daß mich geradezu auf's Betteln legen mußte, um nur meinen Lebensunterhalt zu finden. Hatte bei dieser Gelegenheit mancherlei Schwierigkeiten zu überstehn.

So war ich bis nach Sibirien gekommen, wo es recht kalt ist. Hier ward mir das Betteln zuwider, weil die Leute in den Gegenden sehr grob sind. Ich meldete mich also wieder bei den Schneidermeistern, in der Absicht, mein Handwerk fortzusetzen; aber keiner von allen wollte mir Arbeit geben. Daneben erfuhr ich (wie ich es auch wirklich sah), daß man in diesen Gegenden viele Pelze trug, die ich nicht zu nähen verstand. Es geschah der Kälte wegen. So kam ich in immer größre Noth. Dazu kam noch, daß man um die Zeit, von wegen eines Krieges, viele Soldaten aushob, so daß auch fürchtete, Rekrut werden zu müssen, wogegen von meiner Geburt an eine große Furcht getragen. Wußte also unter diesen Umständen nicht aus noch ein.

3.

So lief immer weiter in Sibirien hinein, und fiel endlich gar auf den Entschluß, desperat zu werden.

Doch besann mich noch ein Weilchen, und nahm mir vor, das zu meiner letzten Zuflucht aufzuheben. Wohl tausendmal zog ich Wurzeln aus und probirte daran, mich zu verwandeln; aber immer vergebens.

Ich kam eines Abends an ein Wirthshaus und war schon so müde, so daß ich unmöglich weiter gehn konnte. Ich meldete mich bei'm Wirthe, da ich aber vielleicht dermalen etwas Unansehnliches in meinem äußern Ansehn hatte, so wollte er mich nicht aufnehmen, weil er sagte, daß sein ganzes Haus schon mit Gästen besetzt sey. Ich hörte auch, wie sie lustig waren und mit den Kannen lärmten, welches mir einen doppelten Trieb verursachte, hier einzukehren. Der Wirth war anfangs gar nicht gut auf mich zu sprechen, so daß er so weit ging, mir die Thür vor der Nase zuzuwerfen, worüber mich erzürnte, und in meinen Bitten noch dringender fortfuhr.

Er ließ sich endlich erweichen, daß er mir eine Stelle auf der Ofenbank gönnen wollte, um dort in der Nacht auszuruhn. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen und folgte ihm in die Stube, wo mich an Branntwein und Bier dermäßen erlabte, daß ich nun in den Wirth drang, mir doch ein Bett zu verschaffen, weil ich auf meiner Wanderschaft seit lange dergleichen Bequemlichkeiten habe entbehren müssen. Hieß mich einen groben Esel nach dem andern, der nimmermehr zufrieden sey, und hatte bei aller seiner Grobheit gewissermaßen Recht. Ich suchte einen andern Diskurs auf, und brachte auf's Tapet, daß ich schon der Favorit eines Königs und Kaisers gewesen sey, wodurch ich den Wirth in ein ziemliches Erstaunen

versetzte, so daß er meiner Rede mit großer Begierde zuhörte.

Er fing nunmehr an, andre Saiten aufzuziehn, und gestand, daß er noch ein Bett übrig habe, könne es aber keinem honetten Menschen anbieten, weil die Kammer, worin es stehe, von einem Gespenste, in Gestalt einer Katze beunruhigt wäre. Sagte darauf, ich wollte mit dem Gespenste schon fertig werden, wenn er mir nur das Bett wolle zukommen lassen; sey selbst oft eine Katze gewesen und wisse also ein Wörtchen darüber mitzusprechen; dürfe mich also nicht fürchten. Eine Katze sey ein nothwendiges, gutes Hausthier, und dergleichen wunderliche und witzige Einfälle mehr, weil ich dachte, der Wirth sage dergleichen nur, um mir bange zu machen. Da der Wirth meinen großen Muth sah, brachte er mich auf die verdächtige Kammer.

4.

War im Grunde so dreist, weil ich fest überzeugt war, es sey kein Ernst mit dem Gespenste; denn sonst hatte immer vor Gespenstern große Furcht; aber ich dachte, er wolle mir das Bett nicht in Ruhe gönnen.

Nun war ich allein und dachte an die Worte des Wirths, und da es in der Kammer wüst und unordentlich aussah, auch Nacht war, und Niemand weiter zugegen, so fing schon an, mich meine freche Redensart gereuen zu lassen. Ueberdachte dann wieder, daß doch Aufklärung in der Welt sey, die Gespenster abgeschafft und dergleichen. War überhaupt nur für das Mittelalter die Einrichtung mit dem Aber-

glauben, um die rohen, einfältigen Leute zu lenken, und unser Zeitalter ist nun darüber weg. Habe auch jetzt in meinem Kaiserthum eigene Leute angestellt, die täglich gegen den Aberglauben predigen müssen und Bücher dagegen drucken (ein mühsames Geschäft), um nur die lieben Unterthanen nicht gar in der angebornen Dummheit verwildern zu lassen.

Alles das wurde mir aber dazumal gar übel versalzen.

5.

Ich war noch immer allein auf meiner Stube und ließ sich kein Gespenst, vielweniger eine Katze, hören oder sehn. Darüber wurde mir immer mehr bange, und beschloß endlich, zu Bett zu gehn. Richtete diesen Vorsatz auch in's Werk, nachdem vorher gebetet und gesungen hatte. Ich schlief auch wirklich bald ein und schlief recht gut. Außer, daß ich nach einiger Zeit wieder aufwachte und vor meiner Thür ein Gerassel, wie mit Ketten, vernahm. Gedachte anfangs, es möchte wohl die oft erwähnte Katze seyn; doch beruhigte mich wieder, indem mir vorstellte, daß mir der Wirth oder seine Magd ohne Zweifel nur einen Schrecken veranstalten wollten. Beruhigte mich damit und schlief wieder ein; denn ich konnte, wie schon gesagt, an Gespenster durchaus nicht glauben.

Schlief wieder ein, da hörte ich die Kammerthür ganz deutlich aufmachen; natürlich wachte ich auf, um nachzusehn, wer da seyn könnte. Das war gut. Es war aber Niemand da; denn ich konnte mich ganz

deutlich und genau umsehn, weil der Mond in der Nacht sehr hell schien. Nun kam mir das Grauen von Neuem an, und ich glaube, daß dergleichen Umstände Jedermann bedenklich scheinen würden, vollends wenn man schon vorher von einem Gespenst hat reden hören. Indem ich noch so nachdachte, kam wirklich eine große schwarze Katze zum Vorschein, die sich mit allerhand wunderlichen Geberden in der Stube auf und ab trieb; aber sonst nichts von Bedeutung vornahm.

Ich wollte mich von dergleichen Ceremonien nicht länger beunruhigen lassen, weil gern schlafen wollte, mir auch Gespenster außerdem zuwider, ich nun auch noch vollends dachte, es sey nichts weiter, als eine pur natürliche Katze. Derohalben machte keine großen Complimente, sondern griff ohne weiteres zu meinem Stocke und damit über die Katze her. Weil ich glaubte, der Wirth habe sie etwa mir zum Possen in die Kammer gesetzt.

Ich mochte dieselbe Katze ohngefähr ein Vater Unser lang geprügelt haben, als sie sich unvermutheter Weise auf die Hinterbeine stellte, und alsdann die steile Wand hinaufkletterte. War mir dessen nicht versehn, ob ich gleich selbst als Katze sonst dergleichen Kunststück gemacht hatte; denn bei den Krallen, die eine Katze in den Beinen hat, ist dergleichen eben nichts Unnatürliches. Was nun aber geschah, hatte ich niemals machen können. Ohne Umstände eröffnete sich nämlich mit großem Krachen die Decke der Stube, und mit einem fürchterlichen Brausen fuhr die Katze hindurch.

Ich stand lange und wußte nicht, was ich denken

sollte; da aber die Stube wieder ordentlich zu war, wie vorhin, so legte mich wieder nieder und schlief weiter.

6.

Es war beschieden, daß ich in dieser Nacht noch einmal aufwachen sollte; denn nach einer Stunde ohngefähr, ließ sich derselbe Lärmen von Neuem spüren. Ich ließ mich sogleich munter werden, und siehe, es war Niemand anders wieder da, als die obenbemeldete schwarze Katze. War böse, daß immer so im Schlafe turbirt seyn sollte; aber da half kein Sauersehn, denn die Katze fragte nichts darnach, sondern machte im Gegentheil ein erschreckliches Gerassel und Geprassel, so daß man hätte denken können, die Welt solle einfallen.

Als ich so in den größten Aengsten lag, sagte die Katze mit vernehmlicher Stimme: Fürchte Dich nicht, mein Freund. — Als ich nun gar diese Katze mit einer menschlichen Stimme reden hörte, kroch ich vor Angst unter die Decke des Betts und hielt mir mit Gewalt Augen und Ohren zu. Aber die Katze sagte noch einmal: Fürchte Dich nicht, werthgeschätzter Freund! worauf alsbald erwiederte: Da mag sich der Teufel nicht fürchten! geh, ich will mit Dir nichts zu thun haben.

Ermannte mich doch und dachte innerlich, hinter der Katze möchte vielleicht ein Künstler stecken, der eine wunderbare Wurzel, wie die meinige gewesen, in seiner Gewalt besitze, fragte also ohne Umstände: Wenn

Sie, werthgeschätzter Herr Freund, ein Künstler sind, so geben Sie sich nur augenblicklich zu erkennen; denn ich habe mich ehemals wohl auch von der Kunst ernährt; ein Kamerad darf dem andern kein Leids zufügen; sondern wollte im Gegentheil gebeten haben, mir lieber ein Stückchen Ihrer Wurzel zukommen zu lassen, damit wieder mein altes Handwerk zu treiben im Stande bin, weil mir bis Dato nicht der gute Wille zur Arbeit mangelt, sondern es mir nur am Handwerkszeuge gebricht, als welches einmal verloren hatte, da außer der Maaßen besoffen war.

Die Katze machte große Augen, als dergleichen Rede führte. Was fabelst Du, sagte sie, von einer Wurzel? Ich bin kein Künstler, sondern im Gegentheil ein höchst unglückseliges Gespenst, das nach Erlösung schmachtet, die ich auf keine andre Art, als durch Deine Hülfe zu erlangen weiß. Bist Du aber ein Künstler, so ist das desto besser für Dich; glücklich ist der Mensch, das weiß ich nun aus Erfahrung, der nicht als eine Katze umzugehn nöthig hat.

Habe immer bemerkt, daß kein Mensch recht mit seinem Stande zufrieden ist, und diese Erfahrung bestätigte sich auch hier. Trachtete überhaupt von jeher dahin, auf meinen Reisen meine Menschenkenntniß zu vermehren, und wenn man so reist, sind Reisen einem jungen Menschen überaus nützlich.

Ich mochte übrigens mit dem Erlösen nichts zu thun haben, und sagte es auch der Katze gerade heraus, daß das meines Amts nicht sey, daß ich Niemand in sein Handwerk pfuschen wolle, und dergleichen mehr. Sey ein Mensch, der sich von Jugend

auf nicht auf dergleichen applizirt habe und könne in der Unwissenheit vielleicht Uebel nur ärger machen.

Die Katze, da sie hörte, daß ich ihr ihre Bitte geradezu abschlug, stellte sich erbärmlich an und heulte und maute dermaaßen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, wurde also ebenfalls gerührt, und betheuerte, daß ich gerne dienen wollte, wenn es mir nur möglich sey. Die Katze sagte hierauf, ich möchte ihr nur vertrauen, so wolle sie mich glücklich machen: sie wolle mir nämlich einen Schatz gönnen. Bedankte mich gar höflich für die gütige Gesinnung, und nahm die Nachtmütze ab, ihr mein schuldiges Compliment zu machen, wobei mich aber so verlauten ließ: Ja, traue doch der Henker irgend einem Eures Gelichters, ich weiß wohl, wie es oft mit dem Schätzeheben zugeht. Erstens, ist oft gar nichts dahinter, und ich habe manche saubere Geschichte von den Betrügereien der Schatzgräber gehört; zweitens, bricht Eures Gleichen gern die Hälse, wenn auch Schätze da sind; denn ich weiß, das ist Eure Passion; drittens, habe ich Sie, werthgeschätzteste Katze, vollends mit dem Knittel heimgesucht, weil ich Ihren Stand als Gespenst nicht wußte, und dadurch ein grobes Versehn gegen die Etikette und gute Lebensart begangen, was Sie mir gewiß wieder eintränken werden. Thut mir also leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, den Schatz zu heben, oder Ihre Erlösung zu bewerkstelligen.

Da die Katze merkte, daß sie mit trocknem Maule wieder würde abziehen müssen, fing sie auf die kläglichste Art an zu winseln und sich auf bewegliche Bitten zu legen. Sie versicherte mir, daß sie ein Ge-

spenst sey, das Ehre im Leibe habe und keine Tücke oder Bosheit hinter den Ohren; sey ihr auch mit Halsbrechen gar nicht gedient, sondern wünsche im Gegentheil nichts so sehr, als mir nützlich seyn zu können, habe mir auch die Prügel vergeben, und wünschte nur, als eine arme Seele im Grabe Ruhe zu haben und dergleichen; denn Irregehn sey ihre Sache nicht, habe immer ein stilles, einfaches und häusliches Leben geliebt, sich zwar immer die Fortdauer nach dem Tode gewünscht, aber nicht gerade als Katze. Und was dergleichen Rednerkünste mehr waren, die sie vorbrachte, um mich zu bewegen.

Traute ihr immer noch nicht, weil ich weiß, daß Katzen falsche Thiere sind, und machte ihr diesen meinen Einwurf. Sie war aber gleich mit Antworten fertig und bat inständigst, ich möchte mich nicht an ihr Aeußeres stoßen; denn das sey nur Nebensache, sie sey eigentlich ihrem wahren Stande und Herkommen nach, eine unglückliche Menschenseele, die mit einem Schatze zusammenhänge und nur zur Ruhe komme, wenn dieser fatale Schatz durch mich gehoben würde. Ich solle mich auf ihr Wort verlassen, daß mir kein Leids geschehn würde.

Ich hatte vor, mit Schwatzen so lange die Zeit zuzubringen, bis in der Nähe ein Hahn krähe, oder der Morgen anbreche, weil ich alsdenn vor dem Gespenste sicher war. Bat also, man möchte mir seine Geschichte erzählen, wie dergleichen gebräuchlich sey, und mir sagen, wie man dazu gekommen sey, im Tode keine Ruhe zu haben, und dergleichen. Die Katze, die aber wohl meine hinterlistige Absicht merken mochte, fing bitterlich an zu weinen und beschwur mich von Neuem,

wobei sie zu Betheurung ihrer Unschuld die Hand auf die Brust legte, in Summa, sich so kläglich gebehrdete, daß ich zum Gespenste mehr Zutrauen faßte.

Verlangte also, sie möchte mir nur einen Wechsel ausstellen für meinen Hals, damit ich's doch Schwarz auf Weiß habe, daß sie mir nichts thun wolle, und daß sich bei der Hebung des Schatzes keine höllischen Heerschaaren drein mengen dürften; ich sey nicht für mich selber besorgt, sondern es schiene mir auch des Halses wegen nothwendig, dergleichen Präkaution zu gebrauchen.

Hierauf machte die Katze einen hohen Buckel und fragte erbost: ob ich sie etwa gar zum Narren habe; wenn ich sie erlösen wolle, so solle ich sie erlösen, besonders da es ein so leichtes Stück Arbeit sey, sonst wolle sie den großen Schatz einem Andern zuwenden. Es sey weder Papier, noch Feder oder Dinte in der Kammer, und es mache viele Umstände, den Wirth erst zu wecken. Gebe mir außerdem ihr Wort, daß mir nichts geschehn solle; ich müsse wohl noch wenig mit Gespenstern umgegangen seyn, oder an wahre Galgenstricke gerathen, daß ich ihnen nicht mehr Rechtschaffenheit zutraue; sey schon genug, daß Menschen Spitzbuben wären, brauchte dergleichen nicht auch in der Geisterwelt einzureißen; der Satan mit seinen Schaaren habe mit ihr durchaus nichts zu schaffen, sie führe ein Privatleben und wäre im Grunde selig, das bischen Umgehen abgerechnet. Sie wolle mir die Hand darauf geben, daß mir nichts geschehn solle. Mit Erzählen könne sie sich durchaus nicht abgeben.

Ich ließ mir die Hand geben und dachte immer, die unglückselige Person würde kratzen; aber sie behielt

die Krallen inwendig, worauf mich denn in der Eile anzog und wirklich mitging.

7.

Wir gingen Beide über den Hof, die Katze voran, weil ich den Weg nach dem Schatze nicht wußte. Hinter dem Pferdestall mußte eine Axt aufheben und damit die Schwelle des Stalles loshauen. Es dauerte nicht lange, so kamen Funken von den wiederholten Schlägen, worauf denn immer muthig fortfuhr.

Nach einiger Zeit kam ein eherner, großer Topf zum Vorschein, voll schöner, blanker Dukaten. Die Katze sagte, sie sey nunmehr erlöst, gab mir ein zusammengelegtes Papier, und befahl mir, es ja nicht zu öffnen, weil sonst mein Glück sogleich wieder verschwinden würde. Darauf begab ich mich mit meinem Schatze hinweg, und hinter mir geschah ein so heftiger Donnerschlag, daß ich voller Schrecken zur Erden fiel, dabei aber den Geldtopf in beiden Armen eingeklammert hielt. Kam glücklich damit in meine Kammer zurück, worauf mir denn alle Taschen voll Dukaten steckte, den Topf selbst aber im Bette verbarg. Am Morgen bezahlte ich meine Zeche und ging von dannen.

8.

Ich lebte nun auf eine prächtige Art; denn mein Geld belief sich auf viele tausend Thaler, so, daß ich

nun von aller Noth gerettet war, auch mein Handwerk nicht wieder hervorzusuchen brauchte. War also immer gutes Muths und verzehrte nach Herzenslust. Wie mir denn überhaupt von je an ungern etwas habe abgehen lassen, weil man sich doch immer der Nächste ist.

Quälte mich nun nichts weiter, als die Neugier, was wohl in dem Papiere stecken möchte. Es fühlte sich hart an, was darinnen war. Ich hatte aber doch nicht das Herz, es aufzumachen, weil mir die Drohung des Geistes immer noch im Sinne lag, sah mich also genöthigt, anderweitig mit Essen und Trinken mein Gemüth zu zerstreuen. In allen Widerwärtigkeiten des Lebens habe in den mancherlei Eßwaaren von jeher einen zuverlässigen Trost angetroffen, und die große Güte und Weisheit des Schöpfers immer bewundert. Wie es denn wohl gewiß ist, daß ein gütiges Wesen über uns waltet, das uns auf unsern Wegen, wenn sie auch manchmal etwas wunderlich laufen, der Glückseligkeit entgegen führen will.

Die Neugier ist ein großes Uebel. Als ich an einem Nachmittage durch eine schöne Gegend ging, und die Hände (wie es denn meine Gewohnheit ist), in der Tasche trug, hatte ich, ohne es selber zu wissen, plötzlich das geheimnißvolle Papier auseinander gemacht. Da entstand ein solches Donnern, Lärmen und Poltern in den Wolken, als wenn der ganze Himmel über mir einfallen wollte, und siehe da, alle mein schönes Geld war wieder verschwunden.

9.

Ich wußte nun zwar, was in dem Papiere gewesen war; allein das konnte mich wenig trösten, denn ich hatte nun nichts weiter, als ein kleines, blankes Steinchen in der Hand. Ich besah es hin und her und weinte meine bittern Thränen.

Da war ich nun wieder so arm, als ich nur je gewesen war, und keine Aussicht auf ein neues Glück. Verlor aber darum doch den Muth nicht, sondern überließ mich ganz der Führung der Vorsehung, weil ich überzeugt war, daß sie schon wieder auf eine andre und bessere Art für mich sorgen würde.

10.

War, wie schon gemeldet, sehr mißvergnügt und wußte gar nicht, was nun in der Welt anfangen sollte, so daß auch schier alle Hoffnung verlor und manchmal beschloß, mich aufzuhängen. Gedachte wohl freilich manchmal, es müsse wohl wieder anders und besser werden; indessen konnte ich es doch niemalen gewiß wissen.

Mußte also wieder Hunger und Kummer leiden; denn ohne Geld ist man gewiß ein verlassener Mensch, und das Elend ist um so empfindlicher, wenn man schon einmal die Freude des Wohlstandes gekostet hat.

Ich dachte oft, in dem zurückgelassenen Steine müsse vielleicht eine wunderbare, übernatürliche Kraft verborgen liegen, weil er doch von einem Gespenste herrühre, und gab mir deshalb alle Mühe, etwas der-

gleichen an ihm zu entdecken, wovon ich wieder mein Brod in Ruhe essen könnte. Ich glaube, es ist fast nichts in der Welt, worauf ich nicht in meinen damaligen Umständen verfallen wäre, weil einen großen Trieb in mir verspürte, mich aus meiner gegenwärtigen Noth zu reißen. Mußte aber noch ziemlich lange darinnen verharren.

Damals gab mich ungemein mit Naturwissenschaft ab, und legte mich vorzüglich auf die sogenannte Experimentalphysik. Ich machte unaufhörlich Versuche, wozu der Stein doch in aller Welt zu brauchen sey; bald wollte ich mich damit verwandeln, bald gedachte ich, er solle etwa andre Materialien in Gold verwandeln; aber er wollte sich in der That zu nichts bequemen, so daß alle mein Studiren nur weggeworfene Zeit war. Ich wurde oft darüber böse.

Damals habe ich eingesehn, was für eine gute Sache die Wissenschaften sind, hatte nichts zu beißen und zu brechen, nichts auf und nichts im Leibe, meine Seele abgerechnet, die ich auch unermüdet beschäftigte. Es kam so weit, daß ich wieder bettelte, wobei mich trefflich mit Lügen behelfen mußte, um die Leute nur in Mitleiden, Theilnahme, Menschenliebe und dergleichen hinein zu bringen. Gab mich oft für einen Krüppel aus, oder einen Abgebrannten, that auch manchmal, als wenn ich nicht sprechen könnte, welches mir recht leicht zu bewerkstelligen war, da an manchen Orten überdies die Sprache nicht inne hatte. So hatte immer alle Hände voll zu thun, um mich nur ehrlich durch die Welt zu bringen.

Habe seitdem aber keine Katze vor Augen leiden können, was gewiß eine große psychologische Merk-

würdigkeit ist, da ich ihnen vor dem Vorfalle mit dem Gespenste ordentlicherweise gut war. Aber ich war innerlich zu sehr erbost, daß so meine Schätze wieder verschwunden waren, ob es gleich meine eigne Schuld war. Dachte aber oft, daß mir die Bestie nur den Stein gar nicht hätte geben dürfen, so wäre mir auch das Unglück nicht begegnet.

Es ist viel, daß ich bei meinen mancherlei Unglücksfällen kein einziges Mal in die eigentliche Verzweiflung gefallen bin. Aber ein großer Mann läßt sich sein Schicksal nicht anfechten, und von Kindheit an haben immer schon Spuren und Saamenkörner meiner jetzigen Größe in mir gesteckt.

Mußte mich damals mit Wünschen und mit meiner Phantasie begnügen, wenn ich manchmal großen Appetit zu delikaten Eßwaaren und Getränken hatte.

11.

Es kam aber die Zeit, wo ich die Kraft und Tugend des Steins erproben sollte; denn es begab sich, daß ich in eine wunderbare Gegend kam. Es war nämlich an einem Orte, an dem Ruinen eines ehemaligen Schlosses standen; die Berge waren wüste und voller wilden Felsenstücke. Wurde mir angst und bange, als ich durch diese Gegend ging, und ich hatte noch niemals dergleichen gesehn. Wie wurde mir nun aber erst, als ich oben auf dem Berggipfel allerhand wunderliche Gestalten in den seltsamsten Posituren wahrnahm, die sprangen und tanzten, und sich mit fürchterlichen Geberden umhertrieben. Es war nicht an-

ders, als daß diese Personen Gespenster vorstellen mußten, und da ich dies merkte, war ich in der vollkommensten Angst.

12.

Da ich mich so fürchtete, wollte ich an diesen Creaturen die Gewalt meines Steins versuchen, und siehe da, diesmal gelang mir's über meine Erwartung. Die Gespenster, die vorher ein großes Lärmen gemacht hatten, waren plötzlich stille und alle gebannt, daß sie sich nicht rühren konnten. Ich merkte gleich, daß der Stein dies Kunststück gemacht habe, worüber eine große Freude empfand und überlegte, was es mir etwa für Nutzen bringen könne.

War noch etwas furchtsam, kletterte aber darnach mit einiger Mühe das Gebirge hinauf und befand mich nach einiger Zeit oben. Worauf ich die Gespenster in eigner Person besichtigte und Figuren von allen möglichen Farben antraf. Es war mir eine große Freude, daß mir keiner von diesen bösen Geistern etwas anhaben konnte, sondern sie sich alle vielmehr vor mir fürchteten und entsetzten. War mir bis dahin noch nicht begegnet.

Da ich sah, daß es so gut ablief, machte ich sie wieder von ihrem Banne frei und erlaubte ihnen, die vorhin gehabten Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten fortzusetzen. Worauf sie denn für erlaubte Permission dankten, und ihre unterbrochenen Quadrillen und englischen Tänze wieder anfingen.

13.

Ich fragte hierauf, was diese Festlichkeit zu bedeuten hätte, und warum sie, da sie doch, wie ich wohl sehn könnte, Gespenster wären, ihre Zeit mit Tanzen und Springen zubrächten.

Einer, der der Aelteste und Vernünftigste unter ihnen schien, trat hervor und sagte: Mein Herr, es scheint, Sie kommen aus einer fremden Gegend, und darum will ich Sie von Allem unterrichten. Sie haben einen Stein in Ihrer Gewalt, der uns zwingt, Alles zu thun, was Sie uns befehlen, und darum muß ich auch antworten, was sonst meine Art gar nicht ist. Wir stehn, mit Erlaubniß zu sagen, unter der Botmäßigkeit des weltbekannten Satans, sonst auch Teufel genannt; dieser Unmensch hat uns schon seit lange auf dies Gebirge zur Strafe hergebannt, und uns jährlich nur einen Tag vergönnt, an dem wir uns lustig machen dürfen. Gerade heute ist dieser Mardi gras, und wenn es Ihnen sonst gefällig ist, so dürfen Sie nur an unserm Balle Theil nehmen.

Bedankte mich für die Höflichkeit des Gespenstes, sagte aber auch zugleich, daß ich nie ein großer Tänzer gewesen, sondern mich immer ohne dergleichen Freudensbezeugungen beholfen. Worauf sie Alle bedauerten und versicherten, Keiner unter ihnen, den ich aufgefordert, würde mir es abgeschlagen haben.

Ich fing nun an, meine Kräfte und Talente zu fühlen, und sagte: ich hoffte nun sogar, den Teufel selbst unter meine Botmäßigkeit zu bringen; worauf Jener antwortete, daß es mir mit dem Steine gar nicht fehlen könne.

14.

War also nicht langsam, sondern fing an, den Satan zu beschwören, der sich auch sogleich in Gestalt eines gräßlichen Löwen einstellte, und so fürchterlich brüllte, daß die Gebirge davon wiederhallten. Kümmerte mich aber nicht viel um sein Brüllen. Fragte mich obbesagter Teufel hierauf mit feurigen Blicken: ob ich gesonnen sey, einen Contrakt mit ihm zu machen und mich ihm mit meinem leibeigenen Blute zu verschreiben. Mußte lachen, ob es gleich der Satan war, und fragte ihn: ob er dächte, daß ich ein Narr sey, daß er dergleichen Anerbieten sich zu machen unterstünde, da er schon überdies in meiner Gewalt sey. Ich habe meine Oberherrschaft über die Geister einer sichern Katze zu danken, der ich einen kleinen Dienst geleistet, worauf sie sich auf diese Art erkenntlich bezeigt.

15.

Ließ mich nun ohne weiteres Bedenken vom Satan selbst zu einem vergrabenen Schatze führen, der in einem verfallenen Brunnen verborgen lag; selbigen mußte er in eigener Person holen und mir einhändigen. Hatte nunmehr noch größern Muth und deutete ihm an (dem Satan), er möchte sich künftig nicht als Löwe zu mir bemühen, sondern als ein ordentlicher, vernünftiger Mensch erscheinen, falls ich darauf fallen sollte, ihn zu zitiren. Worauf er mir die Hand geben mußte. Ging fort und war sehr verdrüßlich, daß ich ihn so bezwungen hatte.

16.

Ging nun fort und hatte vermittelst meiner dienstbaren Geister niemalen Geldmangel; denn so oft ich wollte, ging ich aus und zitirte, und ließ mir Schätze holen. War ein bequemes Leben, und hatte es doch nunmehr wieder mit des Himmels Beistand durchgesetzt, daß nicht zu arbeiten brauchte.

17.

Ich schaffte mir eine Kutsche, Pferde und Bedienten an, und reiste immer in der Welt umher; allenthalben traktirte man mich wie einen großen Herrn, weil die Leute glaubten, ich sey ein Graf, Minister oder dergleichen. War aber nichts dahinter, konnte aber gewahr werden, daß das Geld in diesem irdischen Leben die Hauptsache sey.

Damals studirte alle Lebensmittel durch, die es nur gab; weil mir dieser Zustand der Herrlichkeit etwas Neues war. War überaus vergnügt.

18.

Da ich nun ein bemittelter und wohlhabender Mann war, so schaffte mir auch einen Narren oder sogenannten Hanswurst an. Derselbige Mensch mußte sich immer dumm anstellen; war aber im Grunde klüger, als ich. Er mußte auf nichts, als Narrenstreiche denken, während ich meine ernsthaften Beschäftigungen vornahm, damit ich mich nachher wieder erholen und zerstreuen konnte. War dergleichen auch

überaus nöthig, um am Ende nicht gar melancholisch zu werden, als wozu in meinem Temperamente große Neigung verspürte; noch mehr aber zum phlegmatischen.

19.

Damals gab ich mir auch einen andern Namen und nannte mich Tunelli, weil man mich in der Jugend immer Tonerle genannt hatte. Wurde gewissermaßen dick und fett, als wozu zweifelsohne die sorgenfreie Lebensart Vieles beitrug, denn ließ mir gerne Essen und Trinken gut schmecken, und machte wohl 5 bis 6 Mahlzeiten des Tages, als welches sehr gesund seyn soll; war aber doch niemalen dabei unmäßig.

Da ich sah, daß es mir so gut bekam, machte ich immer mehr Aufwand. Wenn mein Geld verzehrt war, ließ ich mich mit meiner Kutsche ausfahren. Im Walde oder Feld ließ dann still halten, mit dem Bedeuten, sey gesonnen, mich ein wenig in der schönen Natur umzuschauen, um die Gegend und dergleichen zu genießen. Mit dem Vorgeben ging ich dann bei Seite und zitirte ohne Umstände den Teufel, der denn als ein Cavalier von vornehmem und vortrefflichem Ansehen erschien und mir Diamanten und Juwelen überlieferte. Diese Kleinodien steckte ich behende zu mir, setzte mich in meine Kutsche und fuhr dann weiter.

20.

Nach einiger Zeit kam ich in eine große und wohl vornehme Stadt, die man mir auf meine Er-

kundigung Monopolis nannte. Ich ließ nach dem besten Gasthofe fragen, und stieg also mit allen meinen Bedienten im goldenen Drachen ab.

Der Wirth schien ein Mann von Verstand und Bildung, befahl ihm also gleich, eine überaus delikate Mahlzeit anzurichten und mich ja in nichts zu vernachläßigen. Der Wirth machte viele Complimente, und versprach seine Ergebenheit und unermüdeten Fleiß mit Herz und mit Mund.

Konnte die Zeit kaum erwarten, als ich mich auf meinem prächtigen Zimmer allein befand, bis das Essen fertig war. Ließ mir also unterdeß von meinem Harlekin einige wenige Narrenpossen in der Eil vormachen, die mich nicht sonderlich ergötzten, weil nämlich hungrig war, obgleich sich der Mann alle Mühe gab.

Endlich kam die Zeit und es wurde eine große Tafel servirt, voller überaus schöner Speisen. Da ging mir das Herz auf und ich wurde wieder lustig, so daß ich ordentlich zu scherzen begann. Denn es ist immer meine Meinung gewesen, daß man gute Laune und Witz eigentlich für die Tischzeit aufheben müsse, weil Beides außerdem weggeworfen ist. Bat also den Wirth, er möchte sich ohne Umstände niederlassen und mit mir vorlieb nehmen. Der Wirth wäre über meine gütige Herablassung beinahe vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, weil er mich für einen Herzog oder dergleichen Creatur ansah. Ich aber fuhr fort in ihn zu dringen und erklärte ihm, ich sey nichts weiter als ein reisender Schneidergeselle. Worauf der Wirth sich ordentlich vor Freuden kreuzigte, daß ich so guten Humors sey und aus vollem Halse über

meinen Einfall lachte, als wofür er es ansah. Ich ließ ihn endlich bei dem Gedanken, daß ich ein vornehmer Cavalier sey, weil die Menschen doch einmal an diesen Vorurtheilen hängen.

Der Wirth setzte sich endlich auf wiederholtes Bitten zu mir, weil immer lieber in Gesellschaft speise. Ich muß sagen, er aß mit vielem Appetit. Der Narr mußte uns Beiden Narrenpossen machen, und ich war nicht der Einzige, der lachte, sondern der Wirth auch, was mir lieb war; denn es bewies, daß der Narr gewiß gut und nicht zu verachten war.

Bei Tische kamen wir auf allerhand Materien zu reden. Der Wirth erzählte viel von der Beschaffenheit des Orts und der Einwohner; von dem Geschmack, der dort herrsche, Theater und dergleichen; ich gab aber nicht viel Acht, sondern beschäftigte mich gänzlich mit Speisen. War mir aber doch lieb, daß einer in meiner Gegenwart was redete, damit der Geist, dem man nichts Besseres bieten kann, doch auch einige Nahrung bekäme.

So kam er auch auf den König des Landes zu sprechen. Jetzt fing ich an Acht zu geben; denn es war auch kein Wunder, daß ich schon satt war. Hatten schon seit drei Stunden bei einander gesessen. Kriegte einen guten Einfall. Erkundigte mich nämlich, was denn der Herr des Landes wohl für ein Herr sey, von was für Complexion, ob er gern esse, ob lieber Fleisch oder Fische, ob er melancholisch oder vergnügt sey.

Merkte bei der Gelegenheit, daß der Wirth ein recht enthusiastischer Patriot sey; denn er strich seinen Fürsten auf die allerbeste Art heraus, so, daß ich wohl abnehmen konnte, wie glücklich sich die Unter-

thanen eines solchen Landes vorkommen müssen. Ich fragte den Wirth weiter, ob es dieser König wohl ungnädig vermerken würde, wenn ich ihn unterthänigst am folgenden Tage zu mir in's Wirthshaus an die Tafel bitten ließ. Der Wirth antwortete: der König würde es sich gewiß zur Ehre schätzen, denn er sey so populär, daß es ihm eine ordentliche Freude sey, gemein zu seyn. Anbei liebe er Häuslichkeit und spreche gern Fremde, spare auch gern, würde also in allen Fällen mein Anerbieten gern annehmen.

Wer war froher, als ich. Schickte gleich meinen Jäger an Ihro Majestät, und ließ ihn am folgenden Tage, im Namen eines Wiener Cavaliers Tunelli, zum Essen bitten.

Der Jäger kam mit der Antwort zurück, daß der König so frei seyn würde, zu erscheinen.

21.

Wie wunderlich ist das Schicksal? Vor kurzem noch gebettelt, hatte nun einen ansehnlichen König zu Gaste. Konnte kaum die Zeit erwarten, bis er kam.

Ich ließ eine Mittagstafel zubereiten, die sich vor jedem Monarchen der Erde sehn lassen durfte. Der König kam in seiner Kutsche, und ich nahm mir die Freiheit, ihn selber aus seinem Wagen zu heben. Ich hatte es so eingerichtet, daß, so wie die Majestät in den Saal traten, ihm schon die Schüsseln entgegen dampften; worüber Sie gnädigst zu lächeln geruhten und eigenhändig Beifall klatschten. Wurde dadurch

ungemein zum Essen aufgemuntert und machte dem Könige dadurch doppelten Appetit.

Mußte erzählen, durch welche Länder ich gereist sey, und sprach daher von Polen, Persien, Türkei und Sibirien. Verschwieg aber meinen Stand und meine gehabten Avanturen weislich, weil es mir hätte zum Schaden gereichen können. Habe von jeher nach feiner Politik gehandelt, und mich in jeden Stand, mit dem ich umging, zu schicken gewußt.

Wir tranken auch ziemlich viel Weinflaschen aus, und da kam mein König erst recht in seine Laune hinein. Muß aber auch der Wahrheit die Ehre geben, daß ich es nicht an Witz gebrechen ließ, um meinen hohen Mitspeisenden zu unterhalten, welches er gnädigst und mit vielem Lachen vermerkte. Glaube, war vor Ehre, Freude und Wein halb betrunken.

Ich erzählte dem Könige von einem schönen Berge, den ich vor der Stadt gesehn hatte, und der mir in Ansehung der Gegend und Aussicht erstaunlich gefiel. Der König war eben der Meinung, sagte, er hätte schon viele Länder durchreist, habe aber keinen so schönen Berg angetroffen. Ob er ihn mir käuflich überlassen wolle? Der Regierende besann sich eine Weile und sagte: es wäre um den Berg Schade. Ich glaubte, er weigere sich nur aus Verstellung, um einen bessern Handel zu machen, wie es sich nachher auch befand. Er wolle mir den Berg abtreten, sagte er, daß ich mir ein prächtiges Schloß dort bauen könne, erlauben; aber es sey ihm platt unmöglich, ihn unter zwei Millionen zu lassen, das sey der genauste Preis, wovon er sich keinen Pfennig könne abhandeln lassen; dabei bedinge er sich noch aus, daß nach

meinem Tode oder Ableben der Berg an sein Königreich zurückfallen müsse.

Was waren mir zwei Millionen! — Wir gaben uns also die Hände, der Wirth schlug durch, und der Handel war gemacht.

Ich ließ die Kutsche anspannen und fuhr noch mit dem Könige hinaus, um mein Grundstück in Augenschein zu nehmen. Als ich nüchtern geworden war, merkte ich doch, daß er mich angeführt hatte; denn der Berg war mir eigentlich für meine schönen zwei Millionen nur auf meine Lebenszeit geliehen. Der Wirth lachte auch und schüttelte den Kopf.

Was konnte ich dafür? Es war das erste Mal, daß ich mit einem Könige einen Handel machte. Beschloß, mich in der Zukunft besser in Acht zu nehmen.

22.

Ich baute ein prächtiges Schloß auf mein Gebirge hin, das mich auch über eine Million kostete; denn ich sah das Geld nicht viel an, weil mich im Fall der Noth immer auf den Teufel verließ. Hatte also in kurzer Zeit eine Menge Geld ausgegeben.

Als selbiges Schloß fertig war, nannte ich es Tunellenburg, mich selbst aber den Grafen Tunelli. Will von den Festins schweigen, die bei der Einweihung veranstaltet wurden; der Rede nicht erwähnen, die der Zimmermann oben auf dem Dache zu meinem Lobe hielt; die Gedichte übergehen, die zu meinem Besten abgesungen wurden. Alles das würde zu viel Eitelkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich

es weitläuftig beschreiben wollte. Will nur so viel kürzlich melden, daß im ganzen Lande berühmt, ja beinah angebetet wurde. War auch kein Wunder, da ich so viel Geld bei mir verspüren ließ.

Uebrigens ließ mir selber an nichts abgehn, speiste auch öfters bei oberwähntem Wirthe, weil er ein überaus geschickter Koch war und wie gesagt, viele Bildung hatte. Das war jetzt ein ander Leben, als wie ich mich in tausenderlei Thiere verwandeln mußte, um nur das liebe Brod zu haben, nach mir mußte schießen lassen, von Raubvögeln über's Meer tragen und dergleichen Unannehmlichkeiten.

23.

Der König hatte mich schon einige Mal gefragt, warum ich mich nicht lieber verheirathete, als ein so einsames Leben führte?

Fiel mir selber auf's Herz, daß ich noch kein Mal in meinem Leben verliebt gewesen war. Rührte wahrscheinlich daher, daß ich immer noch zu sehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt.

Ich sah gerade bei'm Könige aus dem Fenster seines Schlosses, als wir diesen Diskurs führten. Indem so geht ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer vorbei, und wie ich sie ansah, war auch mein Herz bewegt (hatten schon gespeist), meine Empfindungen wurden angeregt, mit einem Wort, ich wurde verliebt. Zeigte dem Könige das Mädchen und meinte, daß ich diese am liebsten zu meiner Gemahlin erwählen möchte. Der König gab mir seinen Beifall und

sagte, daß er sie selber für schön erkenne. Er sandte also in meinem Namen seinen Kammerhusaren hinunter, der sie einladen mußte, auf's Palais hinauf zu kommen, weil sie ein Cavalier sprechen wolle.

Das Mädchen war aber kurz angebunden, sagte, sie habe auf dem Schlosse nichts zu suchen, sie kenne schon den Herrn König, und sey nicht eine von denjenigen, und dergleichen Redensarten mehr; worauf sie denn ihren Weg fortsetzte. Ich war erschrocken und bange, ich möchte sie gänzlich aus den Augen verlieren, schrie und heulte vor Liebe im Fenster, daß es den König zu Thränen rührte. Umarmte mich weinend und suchte mich zu beruhigen, schickte auch alsbald zwölf Mann Wache aus, die das widerspenstige Mädchen mit Gewalt in's Schloß bringen mußten.

Sie zitterte und bebte und war sich nichts Guts versehn, ward dadurch in meinen Augen noch viel liebenswürdiger. Es war mir immer die größte Freude, wenn Leute vor mir zitterten und ich ihnen nachher vergab und nichts that. So glaubte meine Geliebte auch, sie würde ihr junges Leben im Schlosse einbüßen müssen und fiel daher aus den Wolken, als ich ihr in den beweglichsten Ausdrücken meine Liebe und Anbetung ihrer Schönheit gestand. Sie war ganz versteinert. Ich und der König freuten uns so sehr darüber, daß wir laut lachen mußten.

Sie sagte, sie sey nur die Tochter eines Kaufmanns und verdiene eine so hohe Ehre nicht. Antwortete ihr galanter Weise: die Schönheit sey die einzig wahre Beherrscherin der Erde, und wahre feurige Liebe, wie die meinige, mache alle Stände gleich; solle mich demnach nur aus vollem Herzen lieben,

und sie sey dann fast eben so viel, als ich selber. Könne nicht ohne sie leben, möchte also ohne weitere Umstände mein Leben oder meinen Tod beschließen.

24.

Sie sah mich mit zärtlichen Augen an, und ich merkte aus allen Kennzeichen, daß sie eine wahre und ungeheuchelte Liebe zu mir trüge, es nur nicht zu sagen sich unterstehe; denn ich war eine schöne Person, ansehnlich und wohlbeleibt, hatte überdies einen großen Stern auf der Brust und einen Orden um, brillantne Ringe an den Fingern; in Summa: sie verspürte wohl, daß ich was Extraordinaires sey, auch viel Geld hinter mir stecke. Gestand mir also ihre Neigung und wurde noch an demselben Tage auf dem Schlosse unsre Hochzeit und Trauung vollzogen. Die Eltern meiner Gemahlin durften aber nichts davon erfahren; denn ich hatte vor, diesen nachher eine recht heimliche Freude zu machen.

Nachdem wir gegessen und getrunken und uns auf allerlei Weise erlustigt hatten, begaben wir uns nach der prächtigen Tunellenburg, wo in aller Eil ein neues Banket zugerichtet wurde. Dann ließ ich eine prächtige Jagd anstellen, war und blieb aber ein ungeschickter Jäger.

25.

Hatte schon mehrere Wochen mit meiner Gemahlin äußerst vergnügt und zufrieden gelebt; dieselbe

aß dieselben Sachen auch gern, die ich am liebsten mochte, und waren also, so zu sagen, Beide ein Herz und eine Seele. Schmeckte in voller Glückseligkeit also die Freuden des Ehestandes und wunderte mich, daß nicht eher darauf verfallen; denn hatte nun immer Jemand, der sprach, und brauchte gar nicht Unterhaltung aus dem Hause zu suchen.

Als die erste Leidenschaft der Liebe vorüber war, dachte ich an den Vater meiner Gemahlin, daß er wahrscheinlich über den Verlust seiner Tochter untröstlich seyn würde, da er durchaus nicht wußte, wo sie hingekommen war; denn ich hatte es sehr strenge verboten, ihm etwas zu verrathen, aus Ursach der heimlichen Freude.

Ließ ihn also endlich einmal auf mein Schloß bescheiden, diesen Kaufmann. Er kannte mich gar nicht, und wunderte sich also, warum ich ihn doch wohl rufen ließe. Sah ganz krank aus, der arme Mann, als er ankam, und mußte vor Freude lachen, als ich dachte, daß nun seine Angst bald vorüber seyn würde. Er hatte Edelsteine mitgebracht, weil er dachte, ich sey etwa gesonnen, Pretiosa zu kaufen und habe ihn deswegen rufen lassen. Er zeigte sie mir mit der größten Demuth und Unterwürfigkeit, und es fiel ihm wenig ein, daß ich sein Schwiegersohn sey.

Als ich sie alle genug betrachtet hatte, gab ich ihm einige von meinen Diamanten, wie eine halbe Faust groß in die Hand und fragte, ob er sie nicht von dieser Sorte habe? Er erschrak über die großen Steine und antwortete, daß er dergleichen Diamanten noch niemals gesehn, viel weniger besessen habe. — Andre könnte ich nicht brauchen; und da er keine von

dem Caliber habe, wolle ich ihm die sechse schenken, die er gerade in den Händen habe.

Der Kaufmann wußte nicht, ob er im Himmel oder auf der Erde war; er sah mich mit großen Augen an und konnte aus meiner Person nicht klug werden. Ich mußte innerlich lachen und konnte mich vor Freude nicht lassen. Er mußte sich nun neben mich setzen, und ich ließ für uns Beide etliche Flaschen von meinem besten Weine aus dem Keller heraufholen.

Bei diesem Anblick schien mein unbekannter heimlicher Schwiegervater etwas beruhigt und getröstet. Er trank von Herzen und ich nöthigte ihn so lange, bis ich merkte, er sey seiner Sinne nicht mehr mächtig. Um seine Freude und sein Glück auf den höchsten Gipfel zu bringen, mußte meine Gemahlin plötzlich hereintreten.

Der alte Mann erschrak vor Entzücken, als er seine Tochter so unvermuthet wiedersah; er wollte aufstehn und sie umarmen, wie es einem Vater zukommt; aber es hatte ihn so überwältigt, daß er der Länge nach in meinen Speisesaal hinfiel. Erinnere mich nicht, daß in meinem Leben schon eine solche Freude gehabt hätte, als an dem Tage, da diese beiden liebenden Herzen sich wiederfanden.

Aber keine Feder kann es beschreiben noch ausdrücken, was der alte Mann für dummes Zeug anfing, als er hörte, daß seine Tochter meine Gemahlin sey und ich selber sein Schwiegersohn. Das Händeringen und Bockspringen wollte gar kein Ende nehmen. Ich mußte mir vor Lachen und Freude Bauch und Seiten halten.

Er mußte mit uns essen, mit uns auf die Jagd gehen, wozu er noch weniger taugte, als ich selber; dann mußte er wieder trinken, dann ein Feuerwerk ansehn, in Summa, er genoß alle Seligkeiten dieser Erde.

Darüber wurde er auch am Ende sehr verdrüßlich, denn er sagte, wir sollten ihn nun auch einmal wieder nach Hause gehn lassen, seiner Frauen wegen, die nicht wisse, wo er bliebe; erst hätte ich ihnen die Tochter weggenommen, nun würde er selber seiner Frau vorenthalten, die sich vielleicht gar zu Tode ängstigen könne.

Er schimpfte und fluchte so lange, bis ich einsah, daß er Recht habe, und ihn wieder in Gnaden entließ.

Ich schlief mit den Vorstellungen ein, wie glücklich sich nun die ganze Familie fühlen müsse.

26.

Ich mußte nun meiner Frau alle meine Kostbarkeiten zeigen, alle Diamanten, Ringe und andre Kleinodien. Den größten Wohlgefallen äußerte sie aber am baaren Gelde: eine Folge ihrer Erziehung und weil ihre Eltern Kaufleute waren.

Nahm mir also vor, ihr eine rechte Freude zu machen, sagte ihr, daß ich nur auf eine Stunde nach der Stadt fahren wolle, um die Einkünfte einzunehmen, die mir meine großen Güter in Deutschland einträgen.

Fuhr also ab, stieg aber im Walde aus der

Kutsche und bannte den Teufel zu mir. Er wußte schon, was ich wollte, und kam mit vielen Edelgesteinen zu mir. Immer als Mensch, wie ich es befohlen hatte. Ich sagte, wenn es ihm nichts verschlüge, möchte er mir diesmal baares Geld in Dukaten bringen. War zufrieden, wenn ich drei Prozent am Werthe der Kleinodien verlieren wollte. Ich mußte mich drein finden, weil es mir auf baare Münze ankam. Nach einer Viertelstunde kam der Teufel schwitzend wieder und hatte wohl 20 Beutel mit Dukaten bei sich. Gab die Edelsteine zurück, behielt aber heimlich zwei von den besten Ringen zurück, so daß doch keinen Schaden hatte.

Fuhr hierauf nach meinem Schlosse und meine Gemahlin amüsirte sich vierzehn Tage hinter einander damit, daß sie die Dukaten zählte. Wir waren recht glücklich und bei Tische immer sehr vergnügt.

27.

Um die Zeit begab sich's bald nachher, daß beide Eltern meiner Frau Gemahlin uns besuchten. War schönes Wetter und sehr bei Laune, wie immer gern zu seyn pflegte, war mir daher dieser Besuch sehr willkommen und angenehm. Was mir aber noch mehr Freude machte, war der Umstand, daß sie von mehr als zweihundert Personen aus der Stadt begleitet wurden, die Musik mitbrachten und ein verteufeltes Lärmen machten: Alles mir und meiner Frau Gemahlin zu Ehren. Es war lustig, die Musik und das wiederklingende Echo aus dem Fenster wahrzunehmen.

Wurde an dem Tage ein großes und herrliches Traktament angestellt, womit aus der Maßen Ehre einlegte. Fraßen auch Alle, daß wohl ein Stein hätte Appetit kriegen mögen, viel weniger wohl ich. Daneben viele Gratulationen abgestattet erhalten, und von allen Seiten Complimente eingesammelt. Ließ auch meine Gnade hinlänglich verspüren; denn als das Festin vorbei und es Abend war, erhielt Jeder von den zweihundert Personen einen köstlichen Ring mit einem trefflichen Diamantstein. Aergerte sich nachher die ganze Stadt, daß sie nicht mitgegangen war.

28.

Glück ist unbeständig. Währte nicht lange, so wurde meine theuerste Gemahlin von einer kleinen unbedeutenden Krankheit angefallen. War nicht saumselig, sondern schickte sogleich nach dem Leibarzt des Fürsten, mit dem Erbieten, wolle ihm überflüßig Geld geben, wenn er sie kurire. Da der Leibarzt dies Anerbieten hörte, brachte er noch vier von seinen guten Freunden mit, und hielten alle zusammen Collegium medicum. Ging mir viel Geld darauf, und ehe vierzehn Tage verlaufen waren, war meine liebwertheste Gemahlin gestorben.

Weinte, wie sich's gebührte, und fiel beinahe in Verzweiflung, so daß der König, so wie viele Leute vom Stande, genug an mir zu trösten hatten.

29.

War doch nun durchaus nicht zu ändern, ließ mir daher auch endlich den Trost meiner Bedienten zu Herzen gehn, die gewaltig an mir arbeiteten. Trachtete nun, ihr, meiner gewesenen Gemahlin, ein anständiges Begräbniß zuzubereiten, damit mir nichts vorzuwerfen habe. Geschah mit aller Solennität; denn dieselbe wurde in der Stadt, in der Domkirche, unter Begleitung von vielen Fackeln, begraben, wobei viele Menschen häufige Thränen vergossen.

Hatte daran noch nicht genug, sondern ließ ihr auch ein herrliches Denkmal aus Marmorsteinen setzen, wozu eine lateinische Inschrift ausarbeiten ließ, die passend war. Alles vergoldet, kostete auch vieles Geld, war aber auch im besten Geschmack.

30.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, ließ ich ein prächtiges Trauermahl anrichten, um meiner Gemahlin alle Ehre zu erweisen. Hatte für delikate Speisen gesorgt, und lief zu meiner und zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Waren auch die Weine im geringsten nicht gespart, so daß eine herzliche Freude darüber empfand.

31.

Mein Umgang mit dem Könige dauerte immer mit gleicher Zärtlichkeit fort. Aßen oft zusammen,

und die Majestät schärfte mir manchen Trost ein, und sprach vortrefflich über die nothwendige Verknüpfung der Dinge, Schicksal und dergleichen, so daß fast kein Wort davon verstand.

Suchte mich auch durch Ergötzlichkeiten und andre Diskurse zu zerstreuen, um mich nur vor Verzweiflung zu bewahren. So erzählte er mir eines Tages, daß man eine große Anzahl Diebe und Mörder eingefangen habe, und er nun nicht wisse, ob er sie hängen solle, oder ihnen nicht lieber Pardon ertheilen. Ich wunderte mich über dergleichen schlechte und offenbar zu menschenfreundliche Gesinnungen. Sagte ihm rund heraus, er sey ein schlechter König, wenn er nicht am Umbringen das gehörige Vergnügen finde, und werde nachher in seinem Leben nicht mit Sicherheit regieren können. Man sehe es ihm wohl an, daß er bis dato noch mit Spitzbuben keinen sonderlichen Umgang gehabt; solle sie aber nur kennen lernen und werde dann einsehen, daß gegen dergleichen Ungeziefer der Galgen, als das einzige kräftige Mittel, vorhanden. Hätte selber von solchen Creaturen einmal von einem Baume heruntergeschossen werden sollen, habe mich aber glücklicherweise noch durch eine glückliche List gerettet.

Kurz, predigte dem Könige so lange vor, bis er seine gnädigste Einwilligung dazu gegeben hatte, daß die Spitzbuben gehängt wurden, damit nur ordentliche Ruhe in's Land käme. Kriegte auch Lust, die armen Spitzbuben selber in Augenschein zu nehmen, machte ihnen also mit dem Könige einen Besuch. Sie hofften bei der Gelegenheit Pardon zu kriegen, aber darinne hatten sie sich sehr geirrt: wir sagten ihnen

Beide rund heraus, daß auf dieser Erde ihre Bestimmung nun einmal der Galgen sey; bei welcher Gelegenheit ich manchen schönen Spruch von der nothwendigen Verknüpfung der Dinge wieder an den Mann brachte. Die Spitzbuben wurden aber darüber ganz mißvergnügt.

Erstaunte nicht wenig, als die beiden ansehnlichen Kerle wieder gewahr ward, die mich ehemals in der Gegend von Polen hatten ausplündern wollen. Gab mich ihnen ohne Umstände zu erkennen und sagte, daß sie nunmehr das vom Baum Herunterschießen wohl würden lassen müssen. War ungemein vergnügt, daß an diesen Bestien meine Rache ausüben konnte, weil sie mich damals so über die Gebühr geängstigt hatten.

Am folgenden Tage wurden sie Alle hingerichtet, die Beiden ausgenommen, die meine Bekannten waren; denn diese hatten Mittel gefunden, aus dem Gefängnisse zu entwischen. Hatte sie nun Alle aufknüpfen sehn, und ging mit zufriedenem Gemüthe nach Hause, denn ich wußte nicht, was mir noch in dieser Nacht bevorstand.

Es mochte ohngefähr um Mitternacht seyn, als ich etwas so prasseln hörte, als wenn es Feuer wäre. War auch wirklich Feuer und ich wachte darüber auf. Alles stand in Flammen, die Tapeten brannten schon; ich griff nach den Kleidern, kaum daß ich noch meine Beinkleider rettete. Alles Uebrige, worunter auch mein herrlicher, trostreicher Stein befindlich, war fort und verloren. Die beiden entwischten Canaillen hatten das Feuer angelegt.

Nun stand ich unten vor meinem Schlosse in Hemd und Beinkleidern, indessen die Flammen Alles

geruhig niederbrannten. Die Bedienten liefen mit Zetergeschrei umher, und da ich mich einmal in der höchsten Trostlosigkeit befand, gab ich Allen auf der Stelle gleich ihren Abschied. Sagte, daß ich verarmt und abgebrannt wäre, ohne Mittel, könnte sie also nicht weiter brauchen. Sie gingen mit Thränen von mir und schwuren hoch und theuer, kriegten Zeit Lebens nicht wieder so herrliches Essen zu sehen, viel weniger zu genießen.

32.

Wußte keinen andern Entschluß zu fassen, als daß mich den Tag über im nächsten Walde einquartierte, weil in meinem nackenden Anzuge nicht durch die Straßen der Residenz gehn wollte.

Botanisirte in der Verzweiflung.

33.

Als es dunkel geworden, begab ich mich in die Stadt zum Kaufmann, meinem Schwiegervater. Derselbe glaubte, ich sey vielleicht gar vor Schmerzen oder Langerweile toll geworden, daß ich, als ein Graf, in solchem Aufzuge zu ihm gelaufen kam. Erklärte ihm aber bald das Räthsel, und erzählte ihm von meinem Stein und dessen Eigenschaften, vom Teufel und so weiter, in Summa, vertraute dem Manne Alles, und daß ich nun ein armer Abgebrannter sey: wodurch denn seine Verwunderung aufhörte, er aber in ein unbeschreibliches Erstaunen gerieth.

34.

Der König, dem ich schriftlich mein gehabtes Unglück anzeigte, stattete mir schriftlich sein Condolenzschreiben ab, mit eigenen hohen Händen abgefaßt, wodurch gewissermaßen in eine Art von Beruhigung überging.

Der Kaufmann, mein gewesener Schwiegervater, hatte für sein großes Vermögen, das er großentheils durch mich erworben hatte, zwei Schiffe ausgerüstet, die damals auf der See waren. Es dauerte nicht lange, so kriegten wir die Nachricht, daß das eine gescheitert, das andre aber von Seeräubern weggekapert sey.

35.

Nun hätte ein Mensch sehn sollen, wie dieser Kaufmann sich bei dergleichen Nachrichten anstellte, und merkte schon damals, daß ich ein großer Philosoph sey, daß schon gewöhnt, so überschwengliches Elend mit exemplarischer Geduld zu ertragen. Einmal die Wurzel meines Glücks verloren, jetzt sogar mit meinem Steine abgebrannt.

Kam der Mann sogar darauf, ich sey ein Hexenmeister, sey am Tode seiner Tochter Schuld und auch an seinen Schiffen. In Summa, machte in der Verzweiflung nicht große Complimente, sondern schmiß mich zum Hause hinaus.

36.

Der König hatte durch den Kaufmann denselben Argwohn gefaßt, von wegen der Hexenmeisterei. Schickte mir also die Bettelvögte nach, und ließ mich geradesweges über die Gränze bringen, mit dem kurzen, doch verständlichen Bedeuten, daß, falls ich mich unterstehn würde, wieder einen Fuß in sein Land zu setzen, er mich an den lichten Galgen wolle henken lassen.

Ging mit betrübten Gedanken aus seinem Lande hinaus.

Ende des zweiten Abschnitts.

Dritter Abschnitt.

1.

Sahe nun klärlich ein, daß man sich in dieser Welt auf nichts völlig verlassen und vertrauen könne, wenn man nicht sein bestimmtes Auskommen habe. Nahm mir daher vor, mein Glück wieder zu suchen und mich empor zu bringen; aber nicht auf die gewöhnliche Weise, wie bisher geschehen, sondern lieber gleich zu trachten, König oder Kaiser zu werden, damit ich mein Stückchen Brod in Ruhe und Frieden verzehren könne. Ist es doch so Manchem gelungen, sagte ich zu mir selber, warum soll es denn mir gerade fehlschlagen? Wenn man alle Könige und Kaiser zusammenzählt, die seit Erschaffung der Welt regiert haben, so kömmt eine hübsche Summe heraus; warum soll ich denn nicht Einer von diesen Vielen werden können? Und Creaturen haben sich darunter befunden, wie der hochselige Nebukadnezar, der sich nicht entblödete, auf vier Füßen zu gehen; wie Nero, der die Christen verfolgte; wie Caligula, der sein Pferd zum ersten Burgermeister machte; nicht des Saul zu gedenken, der David umbringen wollte; oder des Salomo, der sich ein Paar tausend Weiber hielt. Keine dieser Bosheiten habe ich bisher ausgeübt, sondern im Gegentheil einen stillen und vernünftigen Lebenswandel geführt. Das Bischen durch die Luft fliegen als

Maus abgerechnet, als mich der erschreckliche Vogel nach dem Reiche Persien brachte. Warum soll ich nun verzweifeln?

2.

Tröstete mich mit diesen und dergleichen Gedanken, hatte aber unterdessen nichts anders zu verzehren. That mir sehr leid und wünschte von Herzen, die Zwischenzeit bis zu meiner künftigen Größe möchte erst überstanden seyn. Aber da half kein Wünschen. Ging von Ort zu Ort, und trieb wieder das alte Bettlerhandwerk, das mir in der ersten Zeit, nach dem Grafenstande, recht sauer ankam.

3.

Irrte weiter umher und kam in eine sehr wüste Gegend. Traf auch keinen Menschen, außer nach etlichen Tagen auf zwei Personen, die sich für Leineweber ausgaben und mir sagten, daß sie umherwanderten, ihr Glück in der Welt zu suchen. Freute mich ungemein, daß es noch mehr solche Leute gebe, als ich selber einer war, und indem genauer hinsah, waren es zwei von denen, die mich ehemals in Wien wegen meines fast zu beißenden Witzes hatten ausprügeln wollen. Wir erzählten uns unsre Geschichten, und als ich die meinige vortrug, hielten mich die Gesellen für einen wackern Aufschneider; denn es war ihnen so etwas Unglaubliches noch nie begegnet.

So ist der Mensch. Was er nicht selber erfahren hat, scheint ihm unmöglich.

4.

Wir wanderten eine geraume Zeit mit einander. Eines Tages wurde es Abend, und es fing an sehr finster zu werden. Wir erkundigten uns nach einem Wirthshause, und man beschrieb uns die Gegend. Als wir ankamen, sagte uns der Wirth, daß er uns unmöglich aufnehmen könne, weil alle seine Stuben schon von Gästen besetzt wären. Wir baten ihn recht flehentlich; allein es war Alles umsonst und vergebens. Endlich sagte er, er habe noch ein Haus, das er aber immer müsse leer stehen lassen, weil es von Poltergeistern beunruhigt würde, mit diesem könne er uns dienen, wenn wir es verlangten, doch sollten wir nachher nicht die Schuld auf ihn schieben, wenn Einigen von uns die Hälse gebrochen würden, und dergleichen mehr.

Ich dachte gleich an meine sonst gehabte Geschichte mit der Katze, dem einen Kameraden fiel sie auch ein, und da er gern auch einen Stein bei'm Teufel im Brete haben wollte, so drang er bei'm Wirthe darauf, daß er uns nur hinbringen möchte, und Licht, Bier und Karten geben, wir wollten es dann mit den Geistern schon aufnehmen.

Der Wirth, nachdem er uns noch einmal gewarnt hatte, erfüllte unser Begehren.

5.

Wir waren lustig, spielten um das wenige Geld, das wir bei uns hatten und tranken unser Bier, indem wir dabei an nichts weniger als an einen Geist dachten. Glaubten auch am Ende, daß keiner kommen würde, als sich plötzlich um Mitternacht die Stubenthür öffnete, und ein vornehmer Cavalier mit vielen Complimenten hereintrat.

Meine werthesten Herren, sagte er recht höflich, es freut mich, daß Sie in mein schlechtes Haus einsprechen wollen. Ich bin allein und werde die Ehre haben, von Ihrer angenehmen Gesellschaft zu profitiren. Wir wollen eins zusammen trinken.

Aber wir Alle waren nicht dazu aufgelegt, sondern saßen schon längst unter dem Tische, und Keiner kuckte hervor.

Da der Herr fand, daß wir so ungesellig waren, verschwand er wieder.

6.

Wir suchten wieder unsre Karten zusammen und glaubten, daß uns nun kein Geist weiter besuchen würde. Zechten Alle noch lustiger als zuvor, weil wir dachten, wir hätten nun allen Schrecken überstanden.

7.

Dauerte aber nicht lange, so kamen zwei Kerle gar aus dem Fußboden hervor, wovon einer eine

Violine in der Hand, der andere aber eine Flöte am Maule hatte. Sie tanzten und spielten wie toll in der Stube herum, so daß Zeit meines Lebens keinen so unvernünftigen Geist gesehn habe. Nachdem sie viel dummes Zeug getrieben, ja mit ihren Possen sich so weit vergessen, daß wir in ihrer Gegenwart, ob sie gleich Geister waren, lachen mußten, verschwanden sie wieder auf eine wunderbare Weise.

8.

Nun dachten wir, wäre es der Poltergeisterei genug; aber weit gefehlt, denn die Hauptsache sollte nun erst vor sich gehn.

Es that sich nämlich die Decke der Stube aus- einander, und der erst erschienene Herr fuhr mit einer ganzen großen Gesellschaft herunter, in die Stube her- ein. Bediente kamen mit, die eine große Tafel ser- virten, und sie mit goldenen und silbernen Geschirren besetzten. Dann wurden herrliche Speisen und treff- liche Weine gebracht, und die Gesellschaft schmausete und zechte, daß, wenn es ordentliche Menschen gewe- sen wären, man seine Lust von bloßem Zuschauen ge- habt hätte. Wir hielten uns still in unserm Winkel und dachten: Wo will doch das hinaus?

Der Oberste an der Tafel rief einen Bedienten und sagte: Bringe den Herren im Winkel da diesen Becher, den sie uns zu Ehren austrinken sollen.

Der Bediente kam auf uns zu, wie ihm befohlen war, und wir weigerten uns nach Herzenslust, sagten: wir wären sehr verbunden, hätten aber schon Bier ge-

nossen, wozu sich der Wein übel schicken würde, tränken nicht so spät Wein, und dergleichen mehr. Da aber der Bediente gar nicht zu nöthigen aufhörte, so ergriff endlich der eine Leineweber den Becher, der in der That zu gerne trinken mochte, trank ihn aus und fiel alsbald todt darnieder.

9.

Darüber erschraken wir andern Beiden, wie billig, und nahmen uns vor, an diesem armen Kerl ein Exempel zu nehmen, der sich so unverhofft zu Tode gesoffen. Als nachher von Neuem die Einladung an uns erging, bestanden wir durchaus darauf, daß wir nichts mit Trinken zu thun haben wollten. Daran kehrte sich aber der abgeschickte Bediente ganz und gar nicht, sondern da wir nicht zum Trinken aufgelegt waren, brach er dem andern Gesellen mit Gewalt den Mund von einander und goß ihm den Wein hinunter, worauf dieser ebenfalls des Todes verblich.

Da ich dergleichen Ceremonien sah, wollte mir das Herz fast vor Angst zerbersten, suchte meine Rettung daher in der Flucht. Da war mir aber übel gerathen, denn der Bediente erwischte mich am Kleide und hielt mich fest, indem er mir immer den Becher zum Trinken präsentirte.

Noth lehrt beten! Die Wahrheit dieses Sprichwortes habe ich damals recht einsehn lernen, denn als ich nun in der höchsten Angst war, suchte ich in meinem Gedächtnisse nach einem recht kräftigen Stoßge-

bete umher, und rief in der Verzweiflung: Pereat der Teufel, Vivat der Herr!

Sogleich verschwanden alle Gespenster, doch ließen sie in der Eile die prächtige Tafel in der Stube.

10.

Wer war froher als ich! Es that mir jetzt nur Leid, daß ich einen solchen wilden Studentenausdruck gewählt, um die höllischen Geister zu vertreiben; denn ich hatte eigentlich das Vater Unser beten wollen, in der Angst aber ein wenig die rechte Straße verfehlt, und dadurch auf eine fast beleidigende Art mein Wohlwollen gegen den Schöpfer an den Tag gelegt.

Es erschien ein Geist, in Gestalt eines großen schönen Vogels. Wir machten gegenseitig unsre Complimente und freuten uns, uns kennen zu lernen. Daneben bat ich meines unhöflichen Gebets wegen um Verzeihung, es sey in der Angst geschehen; wie man in den Wald hineinschreie, so schalle es wieder heraus; auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil, und dergleichen mehr. Der Vogel antwortete: dergleichen habe nichts zu sagen, ein Jeder mache es so gut, als er könne, und in der Angst gelte ein leichter Fluch auch. Hierauf fragte ich an, ob ich nicht so frei seyn dürfte, das Beste von den goldenen Geschirren zu mir zu stecken und für meine gehabte Angst einen kleinen Rekompens zu genießen. Der Vogel widerrieth ein solches, und sagte, ich solle Alles dem Wirthe lassen, der sein Haus so lange nicht habe brauchen können und dadurch ziemlichermaßen Scha-

den gelitten; ich solle nichts, als einen Pokal zu mir stecken, in dem sich eine überaus köstliche Perle befinde. Diese Perle sey vorzüglich dazu zu gebrauchen, daß sie Alles, was man damit anrühre, in Gold verwandle, es aber dann wieder in seinen vorigen Zustand herstelle, wenn man es haben wolle. Außerdem, fuhr der Vogel fort, steht hier vor der Thür ein gesattelter schöner Esel, der Dich fortbringen wird, sobald Du ihm nur ein wenig in die Seiten trittst.

Ich bedankte mich für die große Gnade und das schöne Geschenk, steckte den Pokal zu mir und damit sogleich zur Thür hinaus. Der Esel stand wirklich draußen, ich setzte mich auf, und wie ehemals der Vogel, so ging jetzt dieser Esel mit mir durch alle Lüfte. Schloß fest an, weil beständig in der Furcht lebte, herunter zu fallen.

Flogen Beide, und flogen beständig fort, es war, als hätte der Esel Flügel gehabt. Es war auch dunkle Nacht; aber die Sonne mit ihrer Morgenröthe ging schon auf, als ich noch immer auf meinem Esel saß, der des Fliegens nicht überdrüßig wurde.

Endlich sahen wir ein hohes und steiles Gebirge vor uns liegen, darauf setzte sich der Esel mit mir nieder und stand still. Hielt solches für eine feine Art, mir seine Meinung zu verstehn zu geben, und stieg augenblicklich ab.

11.

Als ich abgestiegen war, unterließ nicht, mich nach allen Seiten wohl umzuschauen, weil gern wissen

wollte, wohin ich gerathen sey. Sah aber nichts als steile Berge um mich her. Ich fragte, wo wir wären, bedankte mich bei dem gutwilligen Esel, und wollte schon in der Stille meine Perle herausnehmen, um ihn in Gold zu verwandeln und nachher zu verkaufen, als er, der gewiß meine Absicht merkte, sich plötzlich in ein herrliches Pferd verwandelte.

Ich erstaunte, und merkte nun wohl, daß ich einen Geist vor mir habe; erwies ihm auch von diesem Augenblick alle nur mögliche Ehre, die man unter solchen Umständen einem Gespenste schuldig ist. Behielt immer meinen Hut unter'm Arm, ließ es auch an Schauder und Angst nicht gebrechen, denn ich dachte, das Pferd könne mich am Ende noch gar mitten in dem wüsten Gebirge auffressen.

Das Pferd war aber seinerseits auch sehr höflich, und hatte, ob es gleich seinen Stand verändert hatte, immer noch die bezaubernden Manieren des Esels an sich, so daß unter gegenseitigem Complimentiren eine gute halbe Stunde verstrich. Das Pferd machte so viele Kratzfüße, daß die Funken nur immer aus dem Felsen sprangen.

War endlich so dreist, zu fragen: warum es nicht lieber gleich ein Pferd gewesen wäre, sondern sich erst in einen Esel verwandelt hätte, hätte auf die Art nur doppelte Mühe gehabt; worauf das Pferd mit einem liebenswürdigen Wiehern, das auf seine Art ein Lachen vorstellen sollte, antwortete: Halte endlich Dein Maul, Tonerle, oder Tunelli, und sey froh, daß Du mit heiler Haut aus den Händen der Gespenster gekommen bist. Geh Deiner Straße. Dort unten

liegt eine große Stadt, da wirst Du Dein sicheres und beständiges Glück machen. — Wo? fragte ich.

Das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine und sagte verdrüßlich: Da vor Dir, Du Ochsenkopf! indem es das vordere Bein mit dem Hufe gerade vor sich hin streckte. Ich sah noch einmal hin und bemerkte nun auch eine gewaltig große Stadt vor mir liegen. Konnte nicht begreifen, daß ich sie nicht gleich gesehen.

Das Pferd stand noch aufgerichtet vor mir, ich hielt es für meine Schuldigkeit, nahm den Vorderfuß in meine Hand, drückte ihn ein wenig zärtlich in meinen Fingern und versiegelte dann meine Dankbarkeit mit einem auf den Huf gut angebrachten Kuß.

Das Pferd machte eine zierliche Verbeugung und verschwand.

12.

Ich fing nun an, mit Gemächlichkeit vom Gebirge herunter zu steigen, wobei zu meinem großen Leidwesen Hunger verspürte. Um mich zu zerstreuen, verwandelte sogleich einen großen Stein in Gold, dann wieder in Stein, steckte mir alle Taschen voll Holz und Steine, die ich zu Gold machte, um in der Stadt sogleich davon zehren zu können. Nun ward mir das Gehen sehr beschwerlich, von wegen der großen Last. Sah bei der Gelegenheit ein, daß zuweilen mit Dummheit behaftet, weil ja die Perle besitze, warf daher wieder Alles von mir und machte es wieder zu Stein und Holz.

Nun hoffe doch endlich den Hafen des Glücks zu finden, sagte ich zu mir selber, da der Hunger immer mehr überhand nahm: hange ich doch nun von Niemand ab, brauche mich nicht zu verwandeln, um meinen Lebensunterhalt zu genießen, habe auch durch des Himmels Hülfe weiter keine Gemeinschaft mit dem Teufel, der das Bannen und Zitiren und Schätzebringen doch auch einmal hätte überdrüßig werden können. O wohl dem Manne, der Alles sich selber, seiner eigenen Kraft und seinen Talenten zu verdanken hat!

Unter diesen Worten war ich bis an das Stadtthor gekommen.

13.

Verwandelte in der Eil eine Menge nichtswürdiger Sachen in Gold, um mich mit Sicherheit in einem Gasthofe niederlassen zu können. War der Wirth über meine Ankunft sehr vergnügt, denn verzehrte gar nicht sparsam, so daß er seit langer Zeit keinen so guten Gast gesehn hatte.

Erfuhr von ihm, daß diese Stadt und dies Land Aromata genannt werde und daß es einen Kaiser habe. Gefiel mir die Lage und die Art der Lebensmittel ungemein; mit einem Worte, wünschte, hier mit der Zeit einmal Kaiser zu werden.

14.

Nachdem einige Wochen ohne Beschäftigung im Wirthshause still gelegen, um mich nun auf die gehö-

rige Weise zu erholen, so fing auch wieder an, an die dem Menschen nöthige Thätigkeit zu denken. Ging daher spatzieren und betrachtete mir die Straßen der Stadt.

Muß sagen, daß mir dieses Land von Tage zu Tage mehr gefiel. Straßen waren breit; probirte die übrigen Gasthöfe, waren auch gar nicht zu verachten; fand aber doch, daß mich im besten einquartiret.

Nachdem die Landesart erkundet, wollte ich auch einen Vorsatz in's Werk richten, nämlich: nichts Geringeres, als in dieser Stadt großes Aufsehn zu erregen. Verwandelte also die ganze Straße, die nach dem kaiserlichen Palast führte, in Gold.

Erst wußten die Leute gar nicht, was sich zugetragen; dann verwunderten sie sich aber desto mehr, als sie es gewahr wurden. Es entstand ein großer Auflauf; Goldschmiede erprobten das Gold und fanden es ächt und vortrefflich. Ist nicht zu sagen, welch' ein Lärmen und Geschrei in der ganzen Stadt vorhanden war.

15.

Es konnte gar nicht fehlen, daß des Kaisers Person nicht Einiges davon zu Ohren gekommen wäre. Er, der ein Liebhaber von Curiositäten war, ließ sogleich seine sechsspännige Kutsche vorfahren, setzte sich allda hinein und fuhr durch die goldene Straße, um das Wunderwerk selbst in Augenschein zu nehmen. Ist nicht zu läugnen, daß es sehenswürdig war, und bin fast der Meinung, daß keiner meiner hochzuehren-

den Leser je wohl dergleichen mit Augen erblicket, wenn er sich nicht um die Zeit in Aromata sollte aufgehalten haben.

16.

Dem Kaiser, der sogar eine Porzellainmanufaktur eingerichtet, dem Seidenbau aufgeholfen und den Kartoffelbau in seinem Lande verbreitet, auch Noth- und Hülfsbücher veranstaltete, konnte dergleichen Fortschreitung in den Wissenschaften keinesweges gleichgültig seyn. Hatte daher kaum gemerkt, daß das Gold ächt und brauchbar sey, so ließ er gleich einen Herold, mit einer großen Posaune, die Straßen hinunter reiten und ausrufen: daß derjenige vortreffliche und große Mann, der dies Kunststück bewerkstelligt, sogleich bei Hofe sich einfinden möge, inmaßen der Kaiser gesonnen sey, ihn ziemlich in Ehren zu halten.

Unter dem Gedränge der Leute schlich ich mich indessen wieder an die Häuser und verwandelte sie durch meine Wissenschaft in eine gewöhnliche Gasse. Nun vermehrte sich das Erstaunen und Lärmen noch um ein Großes; einige junge Bursche, die sich damit beschäftigt hatten, einiges Gold von den Ecksteinen abzukratzen, sahen, daß ihr gehoffter Gewinnst nun wieder verschwunden, und wurden dermaßen ungehalten, daß sie sogar heftige Flüche ausstießen.

17.

Was mich aber am meisten ergötzte, war des Kaisers Majestät selbst. Stand der ehrwürdige, große

Mann da, und hatte vor lauter Erstaunen das Maul und die Augen weit aufgesperrt. Mußte über Dero Possirlichkeit laut lachen, und ließ mich geschwinde, um nicht noch mehr Unschicklichkeit zu begehen, bei Hofe anmelden, als derselbe Künstler, der die bekannten Wunderwerke veranstaltet habe.

18.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kaiser sogleich gelaufen kam, um mich in genauen Augenschein zu nehmen. Die Audienz ging vor sich und lief sehr gnädig ab. Sagte unverhohlen, daß ich dergleichen Kunststück zu machen fähig. Worüber der Kaiser eine große Freude empfand, und sagte: ich würde ihn verbinden, wenn ich mich an seinem Hofe aufzuhalten geruhete. Sagte es ihm auf einige Zeit zu.

19.

Bat mich Ihro Majestät, ihm doch, in Gegenwart des hohen Ministerii, einige exquisite Kunststücke vorzumachen, weil er gerade ein großes Traktament zu geben gesonnen. Sagte demselben meine Dienste zu, und daß er nach seinem Belieben mit meinem geringen Talente schalten und walten könne.

Ihm aber selber eine Ergötzung zu machen, verwandelte sogleich seine Frau Gemahlin in pures Dukatengold, worüber er vor Verwunderung mit den Händen zusammenschlug. Bat mich aber, sie wieder

rückwärts in seine Frau zu verwandeln. Geschahe von meiner Seite.

20.

Nun wurde mit der Kaiserin eine sehr interessante psychologische Untersuchung angestellt, was, und wie sie als Gold empfunden, gedacht und sich vorgestellt habe. Waren alle Anwesende von Herzen neugierig; sie sagte aber, daß sie durchaus gar keine Empfindung gehabt habe. War immer merkwürdig genug.

Mir, für meine Person, schien sie als Gold viel reizender, als in ihrem wahren und natürlichen Zustande.

21.

Die Minister waren jetzt versammelt, und der Kaiser bat mich, in ihrer Gegenwart etwas vorzunehmen. Die Tafel war aufgetragen, alle Speisen standen in Bereitschaft, und schon war das hohe Ministerium im Schnappen begriffen, als ich Alles sammt und sonders in Gold verwandelte.

Wollte, ich könnte das Erstaunen beschreiben, das sie Alle ergriff: es war in der That zu verwundern.

Um die Kränkung aber aufzuheben, stellte ich nach einiger Zeit die wirklichen Speisen wieder her.

22.

Noch als wir bei Tische saßen, erhielt der Kaiser einen Brief, durch den er erfuhr, daß einer von den

anwesenden Ministern ein Hochverräther sey. Er gestand auch seine Missethat, und bat um Pardon.

Der Kaiser sprach ihm das Todesurtheil, daß er sogleich sollte hingerichtet werden. Ich aber schlug mich in's Mittel, und bat für ihn um Gnade, verwandelte ihn sogleich in Gold, und rieth dem Kaiser, ihn nun zur Strafe in die Münze zu schicken, um zur Warnung für andre Hochverräther, Dukaten aus ihm prägen zu lassen. Geschahe; ein Bedienter, der sich hierüber moquiren wollte, wurde in der Eile noch mit verwandelt.

23.

Der Kaiser hatte ein unbeschreibliches Wohlgefallen an mir. Er hatte vor, eine große Jagd anzustellen, und invitirte mich, gleichermaßen Theil daran zu nehmen. Versicherte ihn, sey von jeher ein großer Verehrer der Jagd gewesen.

Schoß wieder nichts, weil, wie gesagt, nicht zu treffen verstand. Verwandelte aber Löwen und allerhand Thiere in Gold und ließ sie dann wieder lebendig werden und davon laufen. Der Kaiser hatte dergleichen Freude noch Zeit seines Lebens nicht empfunden.

24.

Versicherte mich auch derselbige Kaiser seiner immerwährenden Protektion, und daß ich beständig an seinem Hofe verbleiben sollte, womit außerordentlich

zufrieden war; denn hatte mein sehr schönes Essen und ging mir auch in keinem andern Dinge etwas ab.

25.

War nicht lange am Hofe gewesen, so entstand ein ziemlich ansehnlicher Krieg; denn die benachbarten Völker griffen das Reich an, zerstörten die Dörfer und Festungen; in Summa, richteten großen Schaden an.

War mein Kaiser um diese Zeit ganz und gar verblüfft.

26.

Er stellte eine Rathsversammlung an, die aus den erfahrensten Männern bestand; darunter ich auch gehörte. Es kam dazu, daß alle zum Frieden riethen, weil sie Alle nicht Muth genug hatten; ich war der Einzige, der zum Kriege anrieth, auch zugleich die Anführung der Armee versprach, mit dem Erbieten, die Feinde gewißlich totaliter zu schlagen.

27.

Man wollte mir erst nicht trauen, setzte aber durch mein Bitten durch, daß zum Feldmarschall ernannt wurde. Merkte, daß die Soldaten muthig waren, und rückte gleich in das feindliche Gebiet ein.

28.

Kam bald zum Treffen, worin unverhoffter Weise und zu meiner größten Freude die Feinde wirklich besiegte, wie ich es bis dahin nur versprochen hatte. Nicht faul zogen wir in das feindliche Land, eroberten die Festungen und Städte, legten Garnison hinein und kehrten dann, mit Ehre und Ruhm gekrönt, nach Aromata zurück.

29.

Die Einwohner liefen uns mit einem fürchterlichen Vivat entgegen. Der Kaiser umarmte mich, man konnte sich nicht satt an mir sehn. Hatte noch niemals dergleichen Ehre genossen.

30.

Es war die Zeit gekommen, daß ich in meinem Leben die Liebe zum zweiten Male empfand. Die reizende Tochter des Kaisers hatte nämlich mein Herz gefesselt. Wurde deshalb melancholisch, hing das Maul und ließ auch den Kaiser je zuweilen grob an. Er dachte wohl, daß mir was fehlen müsse. Fragte mich oft um die Ursache, blieb aber immer die Antwort schuldig, weil mich vor ihm fürchtete.

31.

Endlich faßte mir doch ein Herz und gestand ihm meine Liebe, unter Thränen der Entzückung und Zähn-

knirschen. Sah der Kaiser dadurch wohl, daß mit mir nicht zu spaßen sey, und versprach mir seine Tochter, wenn ich ihm meine wunderbare Perl überlieferte.

32.

Ich mußte in diesen sauern Apfel beißen, wenn mir die Perl auch noch so lieb war, wollte ich anders die schöne Prinzessin zur Gemahlin bekommen. An demselben Tage, da ich die Perl ablieferte, war mir die Braut überantwortet, und ein so kostbares Hochzeitfest veranstaltet, daß meine gegenwärtigen Unterthanen immer noch davon zu erzählen wissen.

33.

Mein Schwiegervater schenkte mir auch einige ausgesuchte Herzogthümer, von denen ich bequem meinen Lebensunterhalt ziehen konnte. War im Privatstande ziemlich vergnügt.

34.

Wurde mein glorreicher Schwiegervater krank, und machte mir nun schon starke Rechnung auf die Krone von Aromata, weil ich der nächste Erbe war. Legte mich daher im Voraus auf die Regierungskunst und studirte meine Unterthanen. Kamen mir jetzt die Vorkenntnisse herrlich zu statten, daß ich schon ehemals die Wirthshäuser ausprobirt hatte.

35.

Der Kaiser starb, und ich ward wirklich an seiner Stelle Kaiser. Wußte nicht, wie mir geschah, als ich mich zum Erstenmal „Von Gottes Gnaden" unterschrieb; hatte seitdem mein sicheres Brod und dazu Liebe und Anbetung meiner Unterthanen. Bin jetzt alt und grau, und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig das am Ende durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gott Lob! noch guten Appetit, und hoffe ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen.

36.

Und hier schließe ich meine Geschichte.

Ende des dritten und letzten Abschnitts.

Das jüngste Gericht.

Eine Vision.

1800.

Ich hatte schon manches Jahr in der Welt gelebt, und niemals war es mir im Traum eingefallen, daß man dergleichen Dinge träumen könne, wie ich sogleich beschreiben werde. Ich hatte mich immer mit dem gewöhnlichen angenehmen Schlafe beruhigt und geglaubt, es sey schon genug, die Augen zuzumachen und auszuruhen, als ich in einigen Büchern las, wie es die Autoren bedauerten, daß sie die Zeit der Nacht als wahre unnütze Faullenzer hinbrächten, ohne im Schlaf ihre Pflichten und Berufsgeschäfte forttreiben zu können, zu denen doch gleichsam nur wenig Wachen gehöre; aber es sey pur unmöglich. Durch diese Winke ging mir über mein eignes unnützes Schlafen ein Licht auf, und ich beschloß, den Fehler, den ich bisher gemacht hatte, zu verbessern und durchaus meinen wachenden und schlafenden Zustand in einander zu ziehen, und zu einem einzigen zusammenhängenden Lebenslaufe zu verarbeiten, was bei mir auch weit eher, als bei Andern möglich ist, weil mein Wachen schon ein Träumen und Phantasiren ist, so daß ich fast nichts zu thun hatte, als meine Imagination noch etwas mehr überhand nehmen zu lassen, und die Sache war geschehn. Welche Aussichten, sagte ich zu mir selbst, bieten sich auf diesem Wege dar! Du

brauchst keine Minute deines Lebens unnütz und ohne Beschäftigung verschwinden zu lassen, du wirst der Erste seyn, der sogar seinen Schlaf nützlich und fleißig anwendet.

Im Anfang aber ging es übel. Aus Angst, ob ich auch schicklich und zweckmäßig träumen möchte, konnte ich in der ersten Zeit nicht einschlafen, denn die Materie war gleichsam noch zu zähe, daß sie sich nicht wollte verarbeiten lassen, so daß ich den folgenden Morgen recht verdrüßlich war und besser gethan hätte, lieber gleich bei einem guten Buch aufzusitzen, da ich doch einmal überwacht war und nun den ganzen folgenden Tag schlafen mußte. Diesen verschlafenen Tag zog ich nun natürlich nicht mit in die Beschäftigung, weil es ein außerordentlicher Zufall war, und auf diese Art hatte ich von meiner Bemühung mehr Schaden als Vortheil. Bald darauf gerieth es mir ein wenig besser, nur versah ich es darin, daß es, bei'm Lichte besehn, Lappalien waren, die ich geträumt hatte, fast nur Wiederholungen meiner Beschäftigungen und Gedanken am Tage, was mir auch nicht viel helfen konnte; doch war ich in der Kunst immer schon um einen Schritt weiter gekommen, und ich mußte mich damit trösten, daß der Anfang von allen Dingen schwer sey.

Als ich weiter kam, hatt' ich wieder damit meine Noth, daß ich die schönsten Träume bei'm Aufwachen vergaß, oder mich während des Träumens so ängstigte, Alles zu behalten, daß ich darüber erwachen mußte. Ein andermal schien es, als wenn ich Alles recht gut behalten würde, aber wenn ich mich recht besann, so war es Tag, und ich wachte wirklich, so daß mir über

die Anstrengung mein klares Bewußtseyn verkümmert wurde. Kurz, ich sah ein, wie schwer es sey, selbst in der geringsten Kunst zu einer gewissen Vollendung und Vortrefflichkeit zu gelangen.

Durch meine wiederholten und fortgesetzten Bemühungen ist es mir nun aber endlich so gelungen, daß ich fast träumen kann, was ich will, so daß ich mir ordentlich des Abends ein Thema aufgebe, worüber ich nachsinnen, oder mir Vorstellungen erwecken will; so lege ich mich nieder und führe meinen Vorsatz gut durch, indem ich auch im Schlafe meine Phantasie in Schranken halte und keinen Gedanken passiren lasse, der mir nicht gut und brauchbar scheint.

Mit dieser Uebung kam ich darauf, einige Bücher von den Leuten zu revidiren, die schon vor mir auf demselben Wege gewandelt waren. Ich las die Träume des Quevedo und die seines Nachahmers Moscherosch, der unter dem Namen Philander von Sittewalt geschrieben und seinen Vorgänger sehr übertroffen hat. Ohne einen von Beiden übertreffen zu wollen, setzte ich mir einen Traum zum Thema, den Beide geträumt und geschildert haben, um zu sehn, welchen Weg ich einschlagen würde, nämlich den vom jüngsten Gericht, und so mag ihn der Leser, indem ich ihn hier wieder darstelle, mit jenen beiden vergleichen, und um mir nichts übel zu nehmen, niemals vergessen, daß es nichts als ein Traum ist, in welchem die Imagination immer alle ihre Ufer und Schranken übertritt und gleichsam ihr höchstes Vergnügen darin setzt, dem gesunden Menschenverstand vor den Kopf zu stoßen, der zum Glücke tüchtige Kopfstöße vertragen kann. Wie es nichts Ungewöhnliches ist, daß viele

denkende Männer über mancherlei Materien ihre Gedanken dem Publikum mitgetheilt haben, so werde ich es auch in Zukunft nicht unterlassen, über sehr verschiedentliche Gegenstände für Wißbegierige meine Träume niederzuschreiben.

Ich war kaum eingeschlafen, als es mir vorkam, die ganze Welt um mich her habe ein neues Gesicht, die Bäume verzogen ihre Mienen, die ernsthaften Berge und Felsen schienen zu lachen, die Ströme flossen mit rauschendem Gelächter ihre Bahn hinunter, die Blumen dehnten sich aus und streckten sich in allen ihren Farben und schienen wie von einem tiefen Schlafe zu erwachen. Es überfiel mich, daß die ganze Welt in allen ihren Theilen sich zu einem fröhlichen Bewußtseyn entzünde, und daß ein neues Licht die uralten Schläfer anrühre, in alle tief verschlossenen Kammern gehe und sie rufe und erwecke. Wo will es hinaus? sagte ich zu mir selber. Die muntern Winde machten sich auf und zogen in ihrem fröhlichen Gange über die Fluren und Gebirge, das Gras und Laub wurde grüner, eine holde Röthe färbte den Frühling höher und die Waldvögelein wußten sich mit ihren Stimmen nicht seltsam genug zu geberden. Indem ich noch im Verwundern war, fühlte ich ganz deutlich, wie es unter meinen Füßen wühlte und den Kern der Erde wie in tausend Pulsen schlug; die unterirdischen Gewässer stritten mit dem inwendigen Feuer, und Erze und Steine strebten, die bevorstehende Geburt noch in sich zu verschließen und fest zu halten. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte verzehrend herunter, sie saugte mit ihren Strahlen die Berge und Ströme an, und die Geister der Welt

fühlten ihr ursprüngliches Schmachten nach der Sonne hinauf. Es geschah plötzlich, daß aus der ganzen Natur der Tod und die hemmenden Kräfte herausgenommen wurden, und nun schwang sich die Uhr mit allen ihren Rädern gewaltsam und reißend herum, die Ströme stürzten mächtig und unaufhaltsam die Thäler hinunter, die Felsenstücke trennten sich ab und wurden lebendig wie Blumen, die grünen Thäler hoben sich und sanken wechselnd nieder. Alle Schöpfungskräfte rannten und stiegen wettlaufend die Adern der Natur hinauf nnd hinab, die Bäume knospeten und blühten, und Augenblicks quollen die Früchte hervor, sie fielen vom Stamme nieder und das Laub verwelkte, worauf ein rascher Frühling sie wieder dehnte und in ihnen trieb, und so jagten sich Frühling, Sommer, Herbst und Winter; die Ströme rissen und waren vom augenblicklichen Eise gehemmt, worauf die stürzende Woge wieder lebendig wurde. So ängstigte und erhitzte sich die Natur in sich selber, und endlich sprang die Knospe der Zeit und gab die eingefesselte Ewigkeit mit einem gewaltigen Klange frei, das verhüllte Feuer brach aus allem Irdischen hervor und das ewige uralte Element des Lichtes herrschte wieder über der Tiefe, und alle Geister rannen in Einen Geist zusammen.

Nun schwangen sich die leichten fließenden Ströme in schönen Bildern hinunter, die Gewässer ein leuchtender Krystall, die Blumen durchsichtig, die Gräser leise grüne Flammen; auf der Oberfläche der Erde schwammen die Edelgesteine und das Gold jubilirend, die Sonne schaute sie fröhlich an und hatte sich wieder auf ihre vergessenen Strahlen besonnen, die in der Schöpfung sich in die tiefen Schachten verirrt hatten.

Alle Töne wurden Musik und Freudejauchzen, alles Dürftige war reich geworden, alles Unzufriedene und Geängstigte glücklich und zufrieden.

Ich war nun nicht mehr in Zweifel, was es sey, das sich zutrug, es war nämlich der sogenannte jüngste Tag, den ich so oft zu erleben gewünscht hatte, ohne mich mit dem Sterben zu bemühen. Immer war es mein Wunsch, es möchte sich fügen, daß er mir plötzlich auf die Nase schiene, indem ich an nichts weniger gedächte. Wie es denn oft geschieht, daß die fast unmöglichen Ideale und Wünsche der Jugend in Erfüllung gehn, so war es mir auch dies eine Mal so gut geworden, ohne daß ich selber etwas dazu zu thun brauchte, was in der That nur selten vorkommt.

Ich war nun schon darauf gefaßt, daß sich Alles so zutragen würde, wie man es immer in Ansehung dieser Feierlichkeit beschrieben findet, und ich hatte mich nicht geirrt, denn es kam ohngefähr so heraus. Ganze Schaaren von Engeln und Geistern zogen durch die verklärte Luft und ein feuriger Thron ward für den Richter zubereitet, der sich niedersetzte, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ein großes Posaunen fing an, zwischen dem so wunderbare Stimmen klangen, daß mein ganzes Gemüth davon erschüttert wurde. Es währte nicht lange, so zeigte sich eine Anzahl von bunten und seltsamen Gestalten, die lustig und possirlich durcheinander sprangen, es war nicht anders, als wenn sich ein Füllhorn mit den fabelhaften Göttern der alten Zeit ausgeschüttet hätte; da rannten Satyrn mit Figuren aus dem Tartarus, der finstere Pluto bewegte sich dazwischen, sammt den Furien und den Schrecknissen der Hölle, doch hatten alle ein etwas

teufelmäßigeres Colorit, als man in der Mythologie an ihnen gewohnt ist, so daß ich wohl sah, es würde nunmehr Ernst werden, und ich für mich nicht wenig besorgt war. Wie ich mich noch neugierig und besorgt umsah, wurde ich unter den Satyrn einen sehr armseligen gewahr, der eine Büchse in der Hand hielt und auf mich zielte, als wenn er im Begriff wäre, loszudrücken. Weil man in Träumen gewöhnlich kindisch und furchtsam ist, so fürchtete ich mich auch vor diesem Schützen, vollends da er noch ausrief: Hier gilt weder Uebersetzen noch übersetzt werden! Welches sich darauf bezog, daß ich im ersten Taumel und Rausch gleich einen nahe stehenden Teufel nach den beiden großen Gestalten Cervantes und Shakspeare gefragt hatte. Der Schütze drückte und drückte immer noch mit drohender Miene, und ich war in jedem Augenblick besorgt, daß der Schuß herausfahren würde, da ich mich aber stillschweigend fortzumachen suchte, faßte mich ein anderer Gesell mit Hörnern bei den Armen und rief: Bleib, Du Bärenhäuter, wie kannst Du Dich vor diesem anmaßlichen Satyr fürchten, den wir alle nicht dafür erkennen? Ich sagte hierauf: Siehst Du denn nicht, daß er hier seinen Schützenplatz aufschlagen und mich zum Schießvogel aufstellen will? Jener aber sagte wiederum: Seine Schützengilde ist verdorben und vergessen, auch hat er das Schießen niemals gelernt, er hat sich Zeit seines Lebens mit dem Zielen, Anschlagen und Gewehr-Präsentiren begnügt, auch ist zum Ueberfluß kein Schuß in seiner Büchse, so daß er sich verschossen hat, ohne jemals geschossen zu haben. Ich fragte ihn, wie denn dergleichen unschuldiges Volk in ihre Gesellschaft käme

und dabei so erschrecklich große Patron-Taschen umhängen hätte? — Darüber mußt Du Dich nicht wundern, fuhr der Teufel fort; es hat sich allerhand Volks unter uns eingeschlichen, die immer lieber Teufel als Verdammte seyn wollen; aber ich hoffe, der jüngste Tag wird diesem Unfuge, nebst vielem andern ein Ende machen.

Nun sollte der Weltgeist alle seine Todten wieder lebendig machen und von unten herauf senden, worauf auf Erden ein gewaltiges Wühlen, Zittern, Rauschen, Rühren, Rutschen, Handthieren, Conferiren, Confisciren und Spekuliren entstand, indem alle die Millionen gestorbener Creaturen wieder lebendig zu werden suchten und sich die äußerste Mühe gaben, ihrer ehemaligen Seelen wieder habhaft zu werden. Da konnten nicht Seelen genug gefunden werden; es war ein solcher Handel und Wandel, eine solche Concurrenz der Leiber und ein solches Laufen nach den unsterblichen Geistern, daß ein Commerzienrath, der durch einen Zufall zuerst lebendig geworden war, die Hände vor Entzücken zusammenschlug, und sich keine andre Seligkeit wünschte, vorausgesetzt, daß er dazu gelangen sollte.

Endlich hatten sich einige Hunderttausend hervorgemacht und standen da und schauten um, ohne recht zu wissen, was mit ihnen vorgehn sollte. Der alte Nikolai steckte noch in der Erde und wollte durchaus nicht heraus, weil er gehört hatte, daß nun die reine Ewigkeit anfange; er wollte durchaus mit nichts zu schaffen haben, das irgend rein sey, weil er diesem Begriffe einen unversöhnlichen Haß geschworen habe. So sehr ein Greifen und Haschen nach Seelen war,

so wollte doch kein Mensch die seinige zu sich nehmen, so daß diese arme Seele, von ihrem Körper verschmäht und von den übrigen verachtet, ganz roth vor Schaam, immer um den eigensinnigen Körper herumflatterte und ihm die besten Worte gab, daß er sie doch nur in sich stecken möchte; er aber grub sich eigensinnigerweise immer tiefer in die Steine hinein und behauptete dreist, seine Bildung lasse es durchaus nicht zu, auf eine so erbärmliche Art wieder aufzuleben.

Da es immer wimmelnder wurde und immer voller, weil unaufhörlich neue Gestalten aus der Erde nachwuchsen, so fing der Platz bald zu gebrechen an, und einige Statistiker freuten sich laut über die große Population im Himmel, indem sie die Ursachen der Bevölkerung bald dem Clima, bald der Staatsverfassung zuschrieben, die sie sich zu studiren vornahmen, um hinter das Geheimniß zu kommen. Einige, die Könige gewesen waren, gingen unter den Leibern mit Entzücken hin und her, um die Conscription einzurichten, wobei sie den Vortheil hatten, daß jeder gestorbene Soldat von Neuem aufleben und zum Dienste wieder tüchtig seyn könne. Es thut nichts, sagte ein General, wenn auch bei'm Verhör drei Viertel von dem Geschmeiße verdammt werden sollten, sie sind nachher nur desto besser zu gebrauchen, denn so sind sie das Feuer schon gewohnt.

Einige Engel erhoben sich in himmlischer Musik und machten die ganze weite Atmosphäre wohlklingend, so daß sich die entzündeten Töne brünstig umarmten und ein mächtiger Liebesathem durch die erwachte Ewigkeit kindlich spielend zog, so daß sich die

Herzen der Frommen verklärten und sich den Strahlen der Gottheit aufthaten, wodurch in ihnen die Melodien einwohnend wurden und sich mit der dürstenden Seele küßten. Die Luft klagte und sang bräutlich nach, und wundervolle Harmonien lösten sich wie Feuerfunken auseinander ab und regneten golden in herrlichen Bögen und Schwingungen nieder. Das vollstimmige Engelchor ward entzückt und sang ein jubilirendes Lied und spielte lustig und fröhlich auf seinen himmlischen Instrumenten. Einige eben erwachte Musiker aber schrieen dazwischen: Ei was, wo bleibt der Ausdruck? Welche Empfindung soll dargestellt werden? Gebt mir den Text der Worte dazu, damit ich kapabel bin, die Musik zu verstehn, auszulegen und zu beurtheilen. Als nun die Elemente wiederklangen und sich die verklärten Erze wie Posaunen, Cymbeln und machtvolle Trompeten gebehrdeten und in sich selber willkürlich phantasirten, wollten sie diese Incorrectheit durchaus nicht leiden und fragten nach dem Musikdirector, um ihn deshalb zur Rede zu stellen. Seyd ruhig, meine Freunde, rief ein englischer Arzt, und beobachtet nur mit mir, wie hübsch und dick alle diese Engelskinder sind, wie glatt und schier; ich wollte eine ansehnliche Summe Geldes verwetten, daß sie sich die Kuhpocken haben inoculiren lassen, und auf demselben Wege hoffen wir Engländer auch noch Engel zu werden.

Das jüngste Gericht war indessen schon angefangen, und Nikolai war trotz seiner Bildung auf zweitausend Jahre verurtheilt, von den Teufeln immer Spaß anzuhören, ohne ein Wort zu sprechen. Er hatte Alles für Phantasma und übertriebene Einbil-

dungskraft erklärt und sich unvermerkt Blutigel angesetzt, um sich die ungehörige Poesie absaugen zu lassen; so stand er vor Gericht und empfing sein Urtheil, mit den Blutigeln hinten, indem er sich höflich verneigte, um seine Welt zu zeigen, die er auch noch in die jenseitige Welt hinüber gebracht hatte. Sonderbar ist es, sagte er zu sich selbst, indeß die Satyrn sich schon auf beißende Einfälle besannen, um ihn zu strafen, sonderbar ist es immer, daß diese Phantasmen nicht verschwinden, ohngeachtet die Feinde alles Excentrischen ganz lieblich saugen, und satyrisch ist es von den Bestien, daß sie mich loslassen, so wie sie nur irgend Salz wittern. Diese meine Erscheinung vom jüngsten Tage muß ich aber sogleich meinem Freunde Biester mittheilen; es soll in die berlinische Monatsschrift kommen und zwar mit der Bemerkung, daß, so wie ich mit dem Jahrhundert fortschreite, die Blutigel im Gegentheil zurückgehn, ihre Kraft verlieren und selber an Gespenster zu glauben scheinen. — Einige Satyrn führten ihn hierauf fort, um ihn in seinen künftigen Wohnort zu bringen.

Jetzt sah man eine Heerde von modernen Theologen vorbeiziehn, die alle gegen den Richterstuhl ein sehr anständiges Compliment verrichteten, sich darauf ebenfalls gegen die Herren Teufel wandten, sich mit vieler Artigkeit und freundlichem Lächeln gegen sie verneigten und dann zwischen Beide mit einer zierlichen Leichtigkeit vorbei zu schlüpfen dachten. Die Teufel aber stellten sich ihnen entgegen, so daß sie stehn bleiben mußten, worauf die Theologen ein unterhaltendes Gespräch anfingen, auch einige darunter sehr geläufig Anekdoten erzählten, um sich ein Bischen die Ewigkeit

zu vertreiben. Sie redeten viel über Toleranz und Humanität, andre hatten Listen bei sich, zum Besten der Armenanstalten, und wollten den Gehörnten eine Feder präsentiren, um sich ebenfalls in die Reihe der Wohlthuenden einzuschreiben. Die Teufel aber, die keinen Spaß verstanden, schleppten sie mit groben Redensarten vor den Richterstuhl, um da ihr Urtheil zu empfangen. Hier wurden sie verhört, doch konnte ich von der Sentenz nichts vernehmen, nur schloß ich aus den Mienen der Satyrn, daß es mit ihnen nicht zum Besten stehen würde, auch hörte ich den einen brummen, als sie wieder vorbei kamen: Dies soll Aufklärung seyn? Das sind die Früchte nach aller Cultur und der reinen Lehre, daß wir, die wir nie die Hölle genannt haben — Indem entstand ein großes Geschrei, denn einige Teufel kamen wieder hervor und baten, den gebildeten Nikolai lieber in den Himmel oder anderswo aufzunehmen, denn er sey so übermäßig langweilig und könne durchaus nicht schweigen, so daß es kein Teufel bei ihm aushalten könne, und das höllische Feuer selber auszugehn drohe. Die unendliche Barmherzigkeit ward gerührt, und er verurtheilt, in die Nichtigkeit sich zu begeben, in einem Thal, das zwischen Leben und Tod liegt, das weder Himmel noch Hölle ist, das, genau genommen, gar nicht existirt. Er ging mit Freuden hin und sagte, er wolle es sich dort wohl seyn lassen, denn es sey sein altes Vaterland, was ihm bei der Auferstehung am meisten leid gethan habe, es zu verlassen. Ueberhaupt, fuhr die Stimme des Richters fort, wollen wir die edle Ewigkeit nicht länger damit verderben, über solche Creaturen zu urtheilen, die nie da gewesen sind, und um die

ich niemals gewußt habe, laßt alle diese Gesellen dorthin abtreten, denn sie taugen so wenig für die Hölle wie für den Himmel, wir können die Seligkeit und auch die höllischen Flammen besser brauchen. Wie war ich verwundert, daß die Menge der unzählbaren Schaaren durch dieses einzige Wort so auffallend vermindert wurde; von den Scharrfüßen, die diese Nichtigkeits-Dilettanten vor dem Throne machten, entstand ein solches Geräusch, daß man die himmlische Musik auf lange nicht hören konnte, sie zogen mit Freude und Jubiliren in ihren Aufenthalt, und an vielen wurde ich Manuskripte gewahr, die sie mit hinüber nahmen, um sie dort zu vollenden.

Eine Menge von Weibern war aufgestanden, und die Prüden drängten sich mit Gewalt vor, um zu zeigen, wie schaamhaft sie wären, denn alle waren nackt. Sie gaben mit ihrer ausgesuchten Tugend dem ganzen Himmel einen Anstoß und wollten durchaus unschuldig seyn, indem sie nichts unschuldig fanden; Alles kränkte sie und war im Stande, sie zu verführen; einige davon suchten auch ihre Seele mit den Händen zu verdecken, so außerordentlich schaamhaft waren sie. Die Teufel setzten ihnen mit groben Einfällen sehr zu, und so wie sie vor Schaam roth oder blaß wurden, leuchtete es um sie her, wie es vor einem Gewitter in den Wolken zu thun pflegt. Sie wurden alle ohne Ausnahme verdammt und klagten nur darüber, daß die Teufel, genau genommen, Männer wären, und was man also im Himmel von ihnen Arges denken könnte. Andre sagten, es wäre ihnen lieb, wenigstens mit Flammen zugedeckt zu werden, denn in der Ge-

ligkeit würde ihre Keuschheit auf eine zu schlimme Probe gesetzt seyn. Darauf gingen sie mit vieler Decenz fort und mir war wieder frei zu Muthe, weil ich mich bis dahin geschämt hatte, ihre unanständige Schaam mit anzusehn.

Indem ich noch nachdachte, kam Jean Paul herbeigesprungen und sagte: Ist es nicht zu arg, daß da der jüngste Tag plötzlich hereinbricht, ohne ihn nur ein Bischen zu motiviren? denn was wollen denn die paar sechs oder sieben tausend Alphabete sagen? Und seht Euch nur um, wie prosaisch und gewöhnlich es dabei zugeht. Das hätte ich ganz anders beschreiben wollen. Er hörte meine Antwort nicht an, sondern lief in aller Eil den Prüden nach, die schon weit entfernt waren und von denen er nur noch die letzte erhaschte. Edle, reine Seele! rief er aus, liesest Du noch so fleißig die Rolle der Klotilde? Sie verneigte sich und trat anständig zurück, entschuldigte sich, daß sie für diesmal verdammt wäre, aber vielleicht in Zukunft wieder die Ehre haben würde. Er schüttelte voll Verwunderung den Kopf und verlor sich in der Menge.

Jetzt traten viele Hausväter und Hausmütter mit vielen Kindern auf, und jedes hatte etliche Kinderbücher unter dem Arm, in die sie zuweilen sahen, um ihr Betragen zu reguliren, auch wurden sie nicht selten von den verständigen Eltern zum guten Wandel vermahnt. Der Vater, ein sehr achtbarer Mann, schaute mit einem bedeutungsvollen Blicke umher, schien die Anstalten zu mustern und zuckte mit den Achseln. Ei, ei, hub er hierauf an, indem er sich ge-

gen den allmächtigen Richter wandte, hätt' ich doch gedacht, daß einer, der seit Ewigkeit ist, also ein ziemliches Alter hat, mehr Rücksicht auf Kinder und ihren zarten Verstand haben würde! Was sollen sie sich nun wohl hieraus nehmen? Habe ich sie dazu so fleißig unterrichtet, daß sie nun noch, nach ihrem Tode, in einen gefährlichen Aberglauben fallen sollen? Als nun Alles so blieb, wie es war, wandte er sich an einige von den angesehensten Engeln und sagte: Ei Kinder, thut mir doch den Gefallen und schafft mir die Fratzen fort, besonders die Teufel da, die ich gar nicht ausstehn kann; was soll die zarte Kinderphantasie mit dergleichen Mißgeburten der Phantasie? — Als die Teufel über diese Reden sämmtlich zu lachen anfingen, wandte er sich unwillig weg und demonstrirte seinen Kindern, daß sie nur an nichts glauben möchten, was sie dort vor sich sähen, denn es sey zumal nur Phantasterei, und Ueberbleibsel aus dem Mönchszeitalter. Nach einigen Unterredungen mit den Teufeln, begab er sich, nebst allen Kindern, in die Nichtigkeit, wo er viele vernünftige Aufklärung anzutreffen hoffte.

Es war eine kleine Ruhe gewesen, als man plötzlich, mit großem Erstaunen, ein fürchterliches Wühlen und Arbeiten im Erdboden wahrnahm; es warf mit großen Schollen um sich, und die Erde schien sehr von den Geburtsschmerzen zu leiden und wenigstens einige entsetzliche Riesen anzukündigen. Einige riethen auf den Goliath, Andre auf Titanen, aber Beide irrten, denn es kam nichts weiter, als große Ballen Papier hervor, überschrieben: Allgemeine

Literatur-Zeitung. Nun wahrlich, rief ein alter Gelehrter, wem fällt doch hierbei nicht das Horazianische Parturiunt montes ein? Kaum hatten die Teufel das Schauspiel gesehn, als eiligst einige herbeikamen und die Papiere vollends hervorholten, indem einer unter ihnen in einem erschrecklichen Aerger schrie: Nein, wahrlich, die Unverschämtheit geht denn doch zu weit, daß ein Ding, das niemals eine Spur von Leben gezeigt hat, nun bei der allgemeinen Auferstehung auch mit auferstehen will! Ihr denkt wohl, ihr Jahrgänge, daß man auch hier in der Confusion fünfe wird gerade seyn lassen? Ihr meint, wenn ihr euch nur lebendig anstellt, so sey es damit schon genug, wie in jenem Leben. Aber nein, mein Freund, hier lassen wir uns nicht die Katze im Sacke verkaufen. Die Literatur-Zeitung stellte sich hierauf hin und sprach in lateinischen Lettern allerhand von den Zeichen der Zeit und von jungen übermüthigen Menschen, und daß sie schon sechszehn Jahre gedruckt werde, und daß sie viel für's Geld liefre und daß sie freilich lebe, und daß sie, und daß sie, ꝛc. — Der Teufel aber nahm sie ohne Umstände bei den Ohren und riß ihr unvorsichtig das All vom Kopfe herunter, so daß nur noch Gemeine übrig blieb, und so wurde sie vor den Richterstuhl hingestellt. Der Richter sah sie ungnädig an und sagte: Hab' ich in meinen Gesetzen nicht geboten, Du sollst nicht recensiren? Ich habe, rief hierauf mit großem Eifer der Herausgeber, der in den Papieren wohnte, verstanden: Du sollst nicht raisonniren, und das habe ich auch treulich gehalten; aber wo steht übrigens das Gebot? denn die Orientalia sind

nicht mein Fach. In dem Gebote ist es mit begriffen, versetzte der Richter: Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen wider Deinen Nächsten.

Wenn sie nur Verstand gehabt hätte, sagte ein Philosoph, so hätte man ihr die falschen Zeugnisse noch verzeihen können, aber so war keine Spur einer Intelligenz in ihr zu finden. Nun meiner Seel, hörte man den Sekretair von unten rufen, der noch wie die Wurzel in der Erde saß, das sind doch handgreifliche Lügen, denn jedermann weiß, daß wir sogar ein eigenes Intelligenz-Blatt gehalten haben, was überdies noch unentgeltlich ausgegeben wurde. Ueberhaupt, fuhr der Herausgeber fort, kehre sich ein hohes Gericht nur an keine Pasquille gegen die löbliche Anstalt, denn Alles, was man dagegen sagen kann, ist doch nur erstunken und erlogen. Seyd nicht so grob, fuhr ihn ein Teufel an. Warum haben sie uns ein Ohr abgerissen, sprach Jener, es geschieht nur, um im Charakter zu bleiben. Nein, im Gegentheil, allerseits hochzuehrende Unsterbliche, hier treffen wir eine allerliebste Ewigkeit an, da hoff' ich noch manchen Jahrgang zum Druck zu befördern, und da doch gleichsam ein neues Jahrhundert eintritt, so wollen wir auch einen ganz neuen Plan dazu machen und sauber mit der Zeit fortgehn, denn stehn bleiben muß man freilich nicht. Wie wär's, meine sämmtlichen Herren Theilnehmer (die Sie an der Literatur und an meinem Unfalle Theil nehmen), wenn wir hier, wo wir leider so viel Leben, Unsterblichkeit und dergleichen vor uns sehn, womit wir nichts anzufangen wissen, aus unsrer Literatur-Zeitung vermöge des neuen Plans

eine Allgemeine Lethargie-Zeitung einrichteten, so wäre uns trefflich geholfen! Er wollte immer noch weiter sprechen, aber er wurde mit allem Papier in das Reich der Nichtigkeit transportirt, wo er fast unentbehrlich war.

Ich hatte mich an dem letzten Schauspiele sehr ergötzt, als mich ein gewandter Teufel, ehe ich's vermuthen konnte, selber bei'm Kragen ergriff, und mich, alles meines Zappelns ungeachtet, vor den Richterstuhl führte. Ich hörte rings um mich her lachen, und mir fiel unter Seufzen das Sprichwort ein: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Der Richter fragte mich sehr ernsthaft, wie ich mich hätte unterfangen können, im Zerbino würdige Schulmänner, die zur Verbesserung der Schulen und der Aufklärung, zur Einführung von gutdenkenden Monatsschriften so vielen Eifer, Mühe, Zeit, fast Verstand aufgewandt hätten, unter dem nichtswürdigen Bilde eines Stallmeisters, eines Hundes vorzustellen? Ich antwortete, er suchte Personalien, ich habe es nicht so schlimm gemeint, hoffe ich doch auch nicht jener Autor zu seyn, der dort geschildert sey.

Aber, fuhr die Stimme fort, Du kannst nicht läugnen, daß Du große und angesehene Männer in demselben Werke heruntergesetzt und verachtet hast, sie zum Theil mit Namen genannt, zum Theil in Wortspielen hämischer Weise versteckt, wie Dir denn fast Niemand recht ist.

Es war so böse nicht gemeint, fiel ich zitternd ein, ich habe gedacht, Du hieltest vom Spaße was.

Das ist Deine ewige Ausrede, war die Antwort,

wenn Du nicht weiter kannst, aber wenn ich Dir auch Alles vergeben wollte, kannst Du es läugnen oder entschuldigen, daß Du schon gegenwärtiges jüngstes Gericht im Voraus geschildert und lächerlich gemacht hast?

Der Vorwurf kam mir unerwartet, ich verstummte, die Angst bemächtigte sich meiner, als ich zu meinem Glücke erwachte.

Volu

1

Ludwig Tieck's

Schriften.

Zehnter Band.

Prinz Zerbino,
oder
Die Reise nach dem guten Geschmack.

Berlin,
bei G. Reimer,
1828.

Meinem Bruder,

dem Bildhauer

Friedrich Tieck

in Berlin.

Dir, meinem geliebtesten Bruder, widme ich dieses jugendliche Werk, das Erzeugniß mancher frohen und begeisterten Stunde, das Resultat und die Wiederholung manches Scherzes, so mancher Ansicht und Meinung, die Dir schon früher bekannt waren, da Dir, als den Gefährten meiner Kindheit und Jugend, meine Seele stets offen da lag. Wir erlebten ja mitsammen die jugendliche Freude an Poesie und Kunst, an Frühling und Natur, und theilten eben so alle Trauer und allen Schmerz. Oft hat uns unsre Lebensbahn getrennt und wieder vereinigt. Für die Liebe, die ich von Dir erfahren habe, größer

und reiner als sie unter so vielen Geschwistern sich findet, kann ich Dir nie genug danken. Ungleich der Zeit und jenem allgemeinen Egoismus, der sich oft entschuldigen läßt, und der sich zuweilen selbst den edelsten Eigenschaften beimischt, stehst Du im Gegentheil fast dem Tadel bloß, daß man Deiner aufopfernden Großmuth, die für Freunde, Familie, oder wer sonst Deiner Hülfe bedarf, zu bereitwillig thätig ist, etwas von jenem Eigennutz und jener Selbstliebe wünscht, die Dich gewiß doch niemals beherrschen würde. Auch in der Kunst möchtest Du vielleicht durch etwas mehr Vordringen und Selbstliebe, die bei Großen und Kleinen zuweilen wirken, mehr für

Deinen Nutzen gethan haben, wenn dies Deiner bescheidenen Natur nicht zu sehr widerspräche. Ich habe noch niemals die Veranlassung ergriffen, so nahe sie auch liegen mochte, Dein Lob ganz nach meiner Ueberzeugung laut werden zu lassen. Deine Werke verkündigen Dich dem Kenner jetzt, und hoffentlich auch einer kunstliebenden Nachwelt. Wenn ich aber jetzt zum erstenmal einige Worte über Deine Meisterschaft sage, so wird mir derjenige, der Dich nicht kannte, um so lieber glauben, wenn er weiß, daß nicht Partheilichkeit eines Bruders, blinde Vorliebe oder Sucht auch gegen eigne Einsicht den Nahbefreundeten zu loben, aus mir sprechen, denn sonst hätte ich

wohl früher die Gelegenheit finden können, und nicht erst das Alter von uns beiden abwarten dürfen. Deine Werke sind in München, Berlin, Weimar und Coppet, einige in Italien. Deine Büsten dürfen sich den besten der neuen und alten Zeit vergleichen, nur stehen viele derselben, meist historische Bildnisse der Vorzeit, schon seit Jahren in München verpackt, und warten noch immer des Gebäudes, das sie an das Licht führen wird. Dies ist für den Künstler ein Unglück, und ein großes. Deine meisterhafte Statue, Dein herrliches Basrelief in Coppet sind auch nie so bemerkt worden, wie beide es verdienten. Deine jugendlichen Arbeiten in Wei-

mar, und die der späteren Zeit in Berlin, Deine Zeichnungen und Entwürfe, dasjenige, was Du noch ausführen kannst, wenn Dir Leben und Gesundheit bleibt, wird ohne Zweifel Deinen Namen, als einen ehrenvollen, der Nachwelt überliefern. Erkennt man dann noch deutlicher Dein großartiges Streben, die Gründlichkeit und Correktheit Deiner Werke, den Geist, den Du zugleich mit dem ansprechenden Leben und der höchsten Wahrheit, die zugleich edel und poetisch ist, Deinen Arbeiten hast einprägen können: so wird diese Nachwelt dann auch vielleicht mit mir bedauern, daß ein solcher ächter deutscher Künstler nicht noch mehr Veranlassung

hatte, nicht noch mehr Kunstliebe und Kenner-schaft bei seinen Gönnern und der Mitwelt an-traf, um in noch größeren Aufgaben die ganze Kraft seines Genius zeigen zu können.

Prinz Zerbino

oder

die Reise nach dem guten Geschmack.

Gewissermaßen eine Fortsetzung

des gestiefelten Katers.

Ein deutsches Lustspiel in sechs Aufzügen.

1796. 1797. 1798.

Zuerst
Dann

Ein Jäger tritt als Prologus mit einem Waldhorn auf.

Scene: ein dichter Wald.

Zuerst zum Gruß ein lustig Jägerstück,
Dann sag' ich Euch mein Bitte und Begehren:

Er bläßt auf dem Horn, eine Stimme singt dazu:

Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd! auf zur Jagd!
Wann der rothe Morgen lacht.
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.

Meiner Liebsten Stimm' ist schön
Wann ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämmrung bricht,
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,

Wann des Waldhorns Stimme spricht
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang!

Vielleicht ist Euch der Busen nun erweitert,
Daß Ihr es gerne faßt und liebreich duldet,
Wenn Phantasie vor Euch die muntern Flügel
In Wolken wiegt, mit Abendröthe Scherz treibt:
So hat die himmlische Musik mit Wunder,
Geberden, und mit ihrer Stimme, die
An's Herz geht, das vermocht, was sonst nicht Rede,
Geberde irgend eines Menschen mag.
Horcht also nun auf das Geräusch der Eichen,
Das Waldgebrause, das wie Geisterspruch
Vom fernsten Raum weg über unser Haupt
In schauerlicher Ferne sich verliert.
So gehn auch Töne hiehin, dorthin, Zweige
Sind Zungen, führ'n Gespräch und Waldgeflügel
Schwärmt durch die grüne Nacht und ist so ämsig. —
Nun ist den Freunden Jagdlust zubereitet,
Wer frischen Sinn zur muntern Arbeit bringt.
Die Hunde bellen, Jägerschrein erschallt,
Das Wild springt durchs Gebüsche, hinten nach
Die Jäger, alles tummelt sich und rührt sich. —
Seid auch nicht träge, Freunde, schüttelt ab
Die zugewohnte Ruh, vergeßt im Schwarm
Der alten Sprüchlein, die von Sicherheit
Und von Gefahr so überweislich reden.
Befürchtet nicht, daß Euch vom Weg entferne
Das muntre Wild, wenn Ihr es rasch verfolgt,
Ihr findet rückwärts, wenn Ihr munter bleibt;

Denn keinem war es noch gegeben, frei
Auf offnem Wege, auf der sichern Straße
Ein Jäger zu sein; verliert auch nicht den Muth,
Wenn manchmal sich kein Wildpret blicken läßt,
Oder wenn durch ferne Büsche etwas schimmert
Unkenntlich, ob es Hirsch, obs Haase sei:
Verzeiht, wenn's manchmal scheinen sollt', als ob
In diesem lustigen, aus Luft gewebten
Gedichte der Verstand so gänzlich fehle,
Dem man doch sonst gewöhnlich in den Träumen
Der nichtgen, müßgen Phantasie begegnet.
Ihr müßt auch manchmal auf dem Anstand lauern;
Wenn man den fetten Hirsch sogleich erjagte,
Wär Jagdlust nüchtern und bequem Vergnügen.
Dann wieder geht's durch Dick und Dünn, durch Busch
und Dorn,
Zu Pferde taumelt's oft dem Reiter, der
Den Waldabgrund beherzt hinunter schießt,
Die Aeste sausen über ihm, der Athem stockt,
Das Herz klopft ungestüm und ängstlich, Freude
Erfüllt ihn, wenn er sicher unten steht.
So haltet unser Spiel für nichts als Spielwerk.
Kein Vogel darf mit schwerer Ladung fliegen,
Ein Liebesbriefchen tragen wohl die Tauben,
Die Schwalbe Wolle nach dem warmen Nest,
Nur jenem großen Vogel Rock ist es
Vergönnt, die Luft mit kühnem Flug zu theilen,
Den Elephanten in den Klauen haltend. —
Zum Schluß ein kleines, unbedeutend Lied:

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen

Ach! sie trachten,
Weit nach Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne.
Leise Lüfte
Wehen linde,
Durch die Klüfte
Blumendüfte
Gesang im Winde.
Geisterscherzen,
Leichte Herzen!
Ach! ach! wie sehnt sich für und für
O fremdes Land mein Herz nach dir!
Werd' ich nie dir näher kommen,
Da mein Sinn so zu dir steht?
Kömmt kein Schifflein angeschwommen,
Das dann unter Segel geht?
Unentdeckte ferne Lande, —
Ach mich halten ernste Bande,
Nur wenn Träume um mich dämmern,
Seh' ich Eure Ufer schimmern,
Seh von dorther mir was winken, —
Ist es Freund, ist's Menschgestalt?
Schnell thut alles untersinken,
Rückwärts hält mich die Gewalt. —
Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten
Nach der Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne. — —

Vergönnt dem spielenden Geiste die Flur zu eichnen,
Die Rennbahn unsrer herzgeliebten Wünsche,
Turnierplatz unsrer liebevollen Träume,
Da wir als Sterbliche den schönen Ort
Nicht selbst besuchen dürfen. —
Lebet wohl! —

Ein Jägermarsch, Prologus geht ab.

Erster Akt.

Pallast.

Curio, Selinus.

Curio.

Wie befindet sich der Prinz?

Selinus.

Immer noch beim Alten. Es wird mit jedem Tage schlimmer.

Curio.

Aber in aller Welt, was soll daraus werden und giebt es denn gar kein Mittel dagegen?

Selinus.

Man sagt, es sei alles nur die Anstellung eines bösen Geistes, der diesem Reiche seine Macht und Größe beneidet, er will den Glanz unsers Hofes verdunkeln und auf diese Art das Oberste zu unterst kehren.

Sicamber tritt auf.

Curio.

Nun, Sicamber?

Sicamber.

Nun, Curio?

Curio.

Hast Du den Prinzen heute schon gesehn?

Sicamber.

Ja wohl.

Curio.

Und er wird mit jedem Tage dummer, wie man sagt?

Sicamber.

Dummer? — Sie setzen mich in Erstaunen, meine Herrn.

Selinus.

Nun, oder einfältiger, nennen Sie es wie Sie wollen, genug, die Hauptsache ist doch einmal wahr.

Sicamber.

Einfältiger? — daß ich nicht wüßte!

Curio.

Nun, wie willst Du denn seine Krankheit nennen?

Sicamber.

Ich mag ihr gar keinen Namen geben, denn ich mag nichts zu verantworten haben. Es ist die Krankheit, die der Größe so oft zu folgen pflegt, von der man lieber gar nicht spricht, die sich nicht beschreiben und noch weniger beurtheilen läßt.

Der Arzt aus dem Innern des Pallastes.

Curio.

Nun Herr Doktor?

Arzt.

Ihro königliche Hoheit sind jetzt damit beschäftiget, ein wenig zu ruhen: es kann wohl bald besser werden.

Selinus.

Wie mag diese Krankheit entstanden sein, lieber Herr Doktor?

Arzt.

Zu große Anspannung der Gehirnnerven. Wenn man den menschlichen Geist mit einer Springfeder vergleichen dürfte, so möcht' ich wohl sagen, daß die gute königliche Hoheit seinem Witze zu viel geboten hat, und daß nunmehro die Elasticität darunter gelitten.

Curio.

Ich prophezeite das gleich, als er sich den Wissenschaften ergab.

Arzt.

Er hätte es nicht thun sollen; es gereicht ihm zum Ruhm sie zu beschützen, aber gleichsam aus seinem Pallaste in die Philosophie und Litteratur hineinzuziehn, daraus mußte sich nothwendig ein solcher kläglicher Fall ergeben.

Curio.

Was haben Sie für Hoffnung?

Arzt.

Die beste Hoffnung von der Welt, ich denke, wir sollen das Trepaniren nicht nöthig haben.

Selinus.

Das verhüte der Himmel!

Arzt.

Nein, ich denke, daß wir dem wohl aus dem Wege gehn werden, daß wir umhin können. Die Diät muß das Beste thun.

Curio.

Er beobachtet sie doch ohne Zweifel?

Arzt.

Sie thun noch immer zu viel mit Lesen, besonders der angreifenden Sachen. Ich habe Journale verordnet, auch einige Musenkalender, aber sie gehn mir zu sehr auf die schwere Kost, als da giebt es manche Dichter, die die Phantasie beschäftigen, das taugt in den Umständen nun und nimmermehr.

Selinus.

Jetzt ist gerade der kritische Zeitpunkt.

Arzt.

Ja, es muß sich nunmehro bald zur Tollheit, oder zur ordinären Vernunft entscheiden, so in der Schwebe hält sichs unmöglich lange mehr. Der hohe Patient fragten mich heute: welches ich für die beste Regierungsform hielte; ich merkte mir das Symptom und verspürte auch augenblicklich am Pulse eine merkliche Veränderung. Wir müssen jetzt nur in Geduld den neunten Tag abwarten.

Hanswurst schnell herein.

Hanswurst.

Herr Doktor! Herr Doktor!

Arzt.

Was giebts?

Hanswurst.

Der Prinz schreit nach Ihnen, ich glaube er will sterben.

Arzt.

Potz tausend! dabei darf ich nicht fehlen.

Schnell ab.

Curio.

Sterben? der Prinz?

Hanswurst.

Ja meine Herrn, er wird den Augenblick abscheiden und uns und das Reich in trostlose Waisen verwandeln. Wir kriegen so einen hoffnungsvollen Kronprinzen nicht wieder und wenn wir alle mit den Raben in der Wette lebten.

Selinus.

Wie ist er denn aber so viel schlimmer geworden?

Hanswurst.

Werther Herr Selinus, er hielt mich für den Herrn Hofgelehrten Leander und das war schon gleich kein gutes Zeichen, darauf hustete er etliche mal und behauptete, die Welt sei ewig, denn die Masse wäre unvergänglich. Ich erschrak und führte ihm zu Gemüth, daß der jüngste Tag die schönste Widerlegung sei, um ihn nur wieder auf den rechten Weg zu lenken, da warf er mir aber ein, daß der Aetna viel leichter den ganzen Philosophen Empedokles habe verdauen können, als dessen Schuhe, und darauf wußt' ich denn freilich nichts zu antworten.

Sicamber.

So wahr ich ehrlich bin, ich würde auch die Antwort darauf schuldig bleiben.

Hanswurst.

Wenn Sie sonst nichts schuldig blieben, Herr Kammerherr, so könnten Sie immer noch der angesehenste Mann bei Hofe sein, aber ich sprach letzthin einige Kaufleute, die mir sagten, daß Sie ihnen keine einzige ihrer Fragen gehörig beantwortet hätten, sondern immer im Vordersatze wären stecken geblieben.

Sicamber.

Herr Hofrath, man siehts Ihnen immer noch an, daß Sie vormals ein Narr gewesen sind.

Hanswurst.

Wollte Gott! ich könnte dasselbe von Ihnen behaupten.

Sicamber.

Was wollen Sie behaupten?

Hanswurst.

Ich behaupte in meinem Leben nicht das mindeste, es müßte denn etwa der Satz sein: daß die Aufklärung der Menschheit ungemein zuträglich sei.

Curio.

Lieben Sie die Aufklärung?

Hanswurst.

O mit Passion. Ob ich sie liebe? Wer wär' ich, wenn ich mich nicht für die Aufklärung todtschlagen ließe? Nein, ich habe einen wahren Narren daran gefressen, um mich populär, verständlich und zugleich sprichwörtlich auszudrücken.

Curio.

Ich hätte nicht gedacht, daß Sie mit dem Zeitalter so fortgeschritten wären.

Hanswurst.

O mein Herr, man sucht manchmal nicht in den Leuten, was in ihnen steckt, es kömmt auch an unsereins die Reihe, ich bin ja auch ein Mitglied in Ihrem Lesezirkel.

Curio.

Mögen Sie auch wohl das Glück der Menschheit leiden?

Hanswurst.

Ach lieber Freund, da fassen Sie mich bei meiner schwachen Seite. Herzlich gern mag ich all das Zeug durcheinander leiden.

Der Arzt kömmt zurück.

Arzt.

Nun ja, da haben wir die Bescherung. Die königliche Hoheit ist mit genauer Noth dem Tode entgangen und daran sind bloß Sie schuld, Herr Hofrath.

Hanswurst.

Ich? wie so?

Arzt.

Läßt sich mit dem Patienten in einen tiefsinnigen philosophischen Diskurs ein und macht meine ganze Kur beinahe wieder zunichte.

Hanswurst.

Soll er denn aber gar nicht vernünftig sprechen dürfen? So wär' es ja fast besser, er würde gar nicht kurirt.

Arzt.

Vernünftig, aber nicht methaphysisch; es ist ein Unterschied zwischen Vernunft und Vernunft.

Hanswurst.

Prima sorte ist ihm also nicht zuträglich.

Arzt.

Durchaus tödtlich, keine andere als praktische Gespräche muß er in seinem jetzigen Zustande führen.

Hanswurst.

Darf er an Gespenster glauben?

Arzt.

Durchaus nicht, auch nicht an die Schwärmerei, an nichts von der Art, derowegen les' ich ihm auch oft aus der blauen Monatsschrift vor.

Hanswurst.

Sie werden ihn noch erst recht konfuse machen.

Arzt.

Nein, mein Freund, ich gehe auf die Wirklichkeit los und halte mich nicht an leeren Idealen.

Hanswurst.

Die Wirklichkeit ist leer.

Arzt.

Nein, mein Freund.

Hanswurst.

Ja, Herr Doktor!

Arzt.

Nein, Herr Hofrath!

Hanswurst.

Es giebt gar keine Wirklichkeit.

Arzt.

Keine Wirklichkeit? Nun hören Sie einmal, meine Herren! Keine Wirklichkeit? O so müßte ja der Donner drein schlagen, wenn es nicht einmal eine Wirklichkeit geben sollte? Und was wär denn ich, und diese Herren, und der König, und der Hof, und der Hof-

gelehrte, und unsre königliche Bibliothek und der Teufel und seine Großmutter?

Hanswurst.

Geburten der Phantasie.

Arzt.

Sie mögen selbst ein Phantast sein. O mein Herr Hofrath, erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen meine aufrichtige Meinung als ein Freund, als Ihr Verwandter und Schwager sagen darf?

Hanswurst.

Reden Sie, Herr Doktor.

Arzt.

Man sieht es Ihnen, dünkt mich, immer noch an, daß Sie ehemals als ein Narr gedient haben. Der alte Spruch hat wohl recht, der da sagt: und wenn du den Narren in einem Mörser zerstießest, ja wenn du ihn zum Hofrath machtest, so ließe er doch von seiner Narrheit nicht.

Hanswurst.

Mein Herr Doktor, ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß ich das äußerst übel nehme. Sonst bin ich nicht empfindlich, aber in dem Punkt kommen Sie mir an die Seele. Ich bin ein Narr gewesen, das ist wahr, aber die Zeiten sind gottlob vorbei. Sehen Sie dieses graue Haupt, sehen Sie dies Kreuz, das mir des Königs Gnade hat zukommen lassen; sehen Sie in mir den ehrwürdigen deutschen Hausvater einer zahlreichen Familie vor sich und dann unterstehn Sie sich noch zu sagen, daß ich ein Narr bin! Mein Herr, ein Mann, der dreimal das hitzige Fieber überstanden hat; mein Herr, ein Mann, der mit dem Könige so

vertraut ist, — der ein Narr! Das Wort sollen Sie mir theuer bezahlen. Des Königs Majestät hat mich zum Stande eines Hofraths erhoben und dadurch gleichsam bestimmt ausgedrückt: der Mann hier soll, so weit meine Länder reichen, durchaus für keinen Narren gehalten werden! Auswärts mag man von ihm denken, was man will. — So weit werden sich hoffentlich die Regalien eines Throns noch erstrecken, Narren zu kreiren, Ihnen zum Trotz, und wenn Sie der ausgemachteste Demokrat wären.

Arzt.

Mir zum Trotz? Nun und nimmermehr, mein Herr!

Hanswurst.

Meine Herren, Sie hören hier den Landesverräther.

Curio.

Er führt anstößige Reden, das ist nicht zu läugnen.

Hanswurst.

Und Injurien gegen mich. — Nun, ich hoffe, die Revolution soll noch zur rechten Zeit entdeckt werden.

Arzt.

Meine Herren, ich bin unschuldig.

Hanswurst.

Listig hat es die Parthei bei alle dem ausgedacht, daß sie den Leibarzt in ihr Komplott gezogen hat.

Arzt.

Meine Herren, ich bin zwar Doktor, aber ich weiß von nichts.

Hanswurst.

Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß der Prinz seinen Verstand verloren hat.

Arzt.

Ich protestire — —

Hanswurst.

Wenn man nur erst den Hauptverräther wüßte!

Leander tritt auf.

Leander.

Ist es erlaubt, den Prinzen Zerbino zu besuchen?

Arzt.

Nein, mein Herr, er läßt sich jetzt nicht sprechen.

Leander.

Warum nicht?

Arzt.

Ich habe ihn mit vieler Mühe zum Schlafen gebracht.

Leander.

Ich spräche ihn gar zu gern.

Sicamber.

Was haben Sie an ihn?

Leander.

Ich habe hier ein Buch geschrieben, das ich ihm dediciren und vorlesen möchte. Es ist ganz eigen für seinen Zustand eingerichtet.

Curio.

Wie heißt es denn?

Leander.

Grundsätze der Kritik, und ist in zweien Bänden abgefaßt. Es soll dazu dienen, die gespannte Phantasie wieder etwas herabzustimmen, den Verstand aufzuklären, indem wir das Unförmliche einsehn, und

uns so in der Poesie unvermerkt zum Klassischen und Vollendeten zu führen.

Curio.

Nun, das ist warlich ein christlicher Vorsatz.

Hanswurst.

Man sollte den Prinzen schnell aufwecken, damit man ihn in den Schlaf lesen könnte, so käm' er doch zur Ruhe.

Arzt.

Aber in der That, wenn diese Grundsätze officinell abgefaßt sind, so könnten sie vielleicht von einigem Nutzen sein.

Leander.

Es ist alles sehr schön eingetheilt, und schon das zerstreut nach meiner Meinung das Gemüth außerordentlich.

Hanswurst.

Wenn Sie mich lieb haben, so lassen Sie mich den Index lesen.

Leander.

Warum den Index?

Hanswurst.

Die Vorrede, den Hechtkopf, in dem sich Kreuz und Schwert und Dornenkrone befinden, lese ich von keinem Buche, eben so wenig das Mittelstück, oder das eigentliche Buch, aber eine unbeschreibliche Freude macht es mir, wenn ich das Schwanzstück genieße, und eine so schöne Anzahl von Wörtern alphabetisch rangirt antreffe.

Leander.

Sie sind ein Humorist.

Zerbino, drinnen.

Sicamber!

Sicamber.

Ja, Ihro Hoheit. — Geht schnell ab.

Curio.

Der Prinz ist aufgewacht, wie es scheint.

Sellinus.

Wie ich glaube, schläft er nicht mehr.

Leander.

So könnte man ihm ja die Grillen mit Lesen vertreiben.

Sicamber zurück.

Sicamber.

Der Prinz wacht; wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, Herr Leander?

Leander.

Ich stehe zu Befehl. Schnell ab.

Curio.

Wir wollen folgen. Sicamber, Sellinus und Curio ab.

Arzt.

Ich muß die Wirkung beobachten. Ab.

Hanswurst.

Er weiß im Grunde nicht, was Wirkung und beobachten auf sich hat. Wie leichtsinnig die Menschen gemeiniglich mit den schönsten Wörtern umgehn! Es fehlt nicht viel, so gehe ich auch hinein, um einen Zuhörer abzugeben; denn was hab' ich jetzt gerade Besseres zu thun? Man sollte wahrhaftig daran zweifeln lernen, ob die Sprache auch für uns Menschen erfunden sei, denn aus dem schönsten Lomber machen

sie ein ungeschicktes Hazardspiel, von den Chikanen wissen die meisten gar nichts, und die Bêtes wachsen unter ihren plumpen Fingern so an, daß sie am Ende Verstand und Scharfsinn unbesehen in den Kauf geben müssen, um nicht völlig insolvent zu sein. Und darum glaub' ich auch, daß das sogenannte Sprechen ein schönes Ding unter vornehmern Wesen war, und daß die Menschen nur einige ihrer Redensarten im Auskehricht gefunden haben. Dieser Hofgelehrte ist eine Art von Gelehrten und er war ein ganz guter Mann, als er noch etwas dummer war, aber der verderbliche Scharfsinn hat ihn nun gänzlich hingeopfert, denn er kann nun nicht drei mal drei zusammenrechnen, ohne an die neun Musen, ein Spiel Kegel und die vollkommenste Zahl des Pythagoras zu denken, und weil ihm alles zugleich einfällt, so ist er des Glaubens, diese Begebenheit müßte auch in sich selbst zusammenhängen.

Nestor tritt auf.

Nestor.

Ist der Herr Leibdoktor nicht hier?

Hanswurst.

Nein, mein Freund.

Nestor.

Wenn ich ihn doch irgendwo anzutreffen wüßte.

Hanswurst.

Er ist beim Prinzen, ich will ihn herausschicken.

Nestor.

O Sie sind allzugütig. Hanswurst ab. Es muß untersucht werden, ehe es noch ärger wird. Warum sollt' ich mit einem Schaden behaftet sein und nicht lieber

in Zeiten dazu thun, als gelassen zusehn, wie das Uebel immer weiter um sich greift? Die Vernunft, sehe ich wohl, räth mir selber zu diesem Schritt, und darum will ich mich auch nicht dagegen sträuben.

Der Arzt tritt auf.

Arzt.

Was will Er, mein Freund?

Nestor.

Bester Herr Doktor, ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Arzt.

Sprech' Er.

Nestor.

Sie wissen, daß der Prinz von einer schlimmen Krankheit befallen ist.

Arzt.

Ja.

Nestor.

Ich fürchte, es wird eine Epilepsie daraus.

Arzt.

Wie so?

Nestor.

Ich wollte eigentlich sagen, Epidemie, und daß am Ende noch der ganze Hof angesteckt wird.

Arzt.

Das wäre ein großes Unglück, mein Freund.

Nestor.

Ich bin des Prinzen Bedienter, ich bin viel um ihn und mir ist immer, als wenn ich schon so etwas Aehnliches spüre.

Arzt.

Woraus kann er das schließen?

Nestor.

Gestern, Herr Doktor, wollte mir die Zeitung gar nicht gefallen, ich weiß nicht, wie es kam, aus meiner frühen Jugend fielen mir allerhand Sachen ein, und eh' ich mir's versah, hatt' ich wieder den alten Respekt vor dem Epaminondas, ja sogar vor dem römischen Brutus.

Arzt.

Ei! ei! das sind schlimme Symptomen.

Nestor.

Noch mehr; ich fing an mit einer gewissen poetischen Ehrfurcht an meine Unsterblichkeit zu denken, und als ich Sie um dieselbe Zeit beweisen hörte, daß alle moralische Gebrechen und große Tugenden nur physische Krankheit und Gesundheit zu nennen wären, so kam mir das dumm und abgeschmackt vor.

Arzt.

Ei, mein Freund, wo hat Er denn diesen gefährlichen Wahnsinn aufgegriffen? Zeig' Er einmal seinen Puls.

Nestor.

Hier, Ihnen aufzuwarten. — Nun, sehn Sie, Herr Doktor, fürchte ich immer, könnte es gar so weit mit mir kommen, daß ich die Verachtung gegen Cäsar und Alexander den Großen verlöre, oder ich geriethe vielleicht gar ins Delirium und liebte die Religion — und, Herr Doktor, dann getrauete ich mir doch nicht mehr gegen einen ehrlichen Mann die Augen aufzuschlagen.

Arzt.

Er hat Recht, mein Freund, dem muß eiligst vorgebaut werden, sonst geht Er drauf. — Wenn es

wirklich eine ansteckende Säuche wäre! Ich habe seit einiger Zeit einige Debilitäten an meiner eigenen Vernunft bemerkt, dann der Hofrath, — komm' Er, mein Freund, ich will Ihm eiligst etwas verschreiben. Es wäre doch Schade um diesen angenehmen Hof.

Sie gehn.

Marktplatz.

Die große Wachtparade. Einige Regimenter marschiren auf; ein feierlicher Zug; Zuschauer.

Der General.

Halt!

Die Regimenter rangiren sich; Trommelschlag.

Ein Kapitain.

Willst Du denn gern die Schwerenoth kriegen, Kerl, daß Dir der Hut nie ordentlich sitzt? —

Er schlägt ihn.

Ein Bürger.

Der hat nun seinen richtigen Tribut bekommen.

Ein Andrer.

Tribut? — Ich denke, es war wohl eher eine gezwungene Anleihe.

Dritter Bürger.

Nein, versteht mich, Gevatter, das Dings da muß sein, wenn die Staaten in ihrer gehörigen Ordnung bestehn bleiben sollen.

Vierter Bürger.

Das sag' ich auch immer, Ordnung will Zwang haben.

Erster Bürger.

Ja, wie Ihr's versteht. Wenn Euch der Stock so zwischen den Ribben präludirte, würdet Ihr's schon anders meinen.

Dritter Bürger.

Aber, Gevatter, so seid doch nur in's Henkers Namen ein Patriot und besinnt Euch, daß es nicht anders sein kann.

Vierter Bürger.

Es geschieht zur Warnung.

Dritter Bürger.

Wer ein rechtschaffener Patriot ist, seht Ihr, der muß das zugeben, das hängt alles mit dem großen Gleichgewicht zusammen.

Vierter Bürger.

Ja wohl, ja wohl. Und ohne dieses große Gleichgewicht verlören wir alle das Gleichgewicht.

Erster Bürger.

Still, da kommt der König.

Zweiter Bürger.

Ein angesehener Herr.

Erster Bürger.

Angesehn?

Dritter Bürger.

Je nun, ich meine ansehnlich, was man so untersetzt nennt.

Vierter Bürger.

Untersetzt sind die Unterthanen.

Zweiter Bürger.

Und dabei ist er so gnädig.

Der König Gottlieb mit Gefolge.

Gottlieb.

Guten Tag. — Alles in Ordnung?

General.

Zu Ew. Majestät Befehl.

Gottlieb.

Sind die Patrontaschen neu?

General.

Wie es befohlen ist.

Gottlieb.

Ich habe verwichene Nacht daran gedacht, ob man nicht lieber an der Mütze noch einen Püschel befestigte?

General verneigt sich.

Gottlieb.

Somit wäre denn alles komplet. —

Fahnenmarsch; die Regimenter marschiren vor dem Könige vorbei.

Gottlieb.

Es ist all gut so. — Die Garde soll auch andre Stiefeletten kriegen.

General.

Die Akten darüber sind schon eingeschickt.

Gottlieb.

Nun das ist mir lieb, ich hab's gern, wenn meine Regierung hübsch in der Ordnung bleibt. — Jetzt die Parole.

Die Generale versammeln sich um den König; Wachen werden ausgestellt: eine feierliche Stille.

Erster Bürger.

Jetzt wird die Parole ausgetheilt.

Zweiter Bürger.

Ja freilich, freilich.

Dritter Bürger.

Er giebt sie gewiß tüchtig und gut, die Parole, dafür steh' ich Euch.

Ein Bauer kömmt auf einem Wagen gefahren.

Soldat.

Zurück!

Bauer.

Warum denn?

Soldat.

Zurück! — Er winkt.

Bauer.

Was giebt's denn hier?

Erster Bürger.

Der König giebt die Parole aus.

Bauer.

Was ist denn das?

Erster Bürger.

Wißt Ihr nicht einmal, was die Parole ist?

Bauer.

Nein, Gott sei Dank!

Erster Bürger.

Die Parole ist gleichsam, — nun, als wenn Ihr so sagen wolltet, — Ihr müßt mich nur recht verstehn, — wenn ich nun die Parole — — nun, dummer Teufel, stellt Euch nicht so an, Ihr werdet ja wohl wissen, was die Parole ist.

Bauer.

Bedank mich. — Und ist das Zeug gut?

Erster Bürger.

Gut und unentbehrlich! — Das ganze Land wird dadurch glücklich, — die Sicherheit, — wenn Ihr wißt, was Ordnung heißt. —

Bauer.

Nun, und warum soll ich denn da mit meinem Wagen nicht heranfahren? Darf denn der arme Bauerstand nichts davon abkriegen?

Erster Bürger.

Beileibe nicht, denn das ist ganz allein für die Soldaten. Der Soldatenstand, seht Ihr, lebt davon fast ganz allein.

Gottlieb.

Zerbino! — verstanden? — Jetzt will ich mich von meinen Geschäften erholen. —

Der König geht; die Generale und Soldaten zerstreuen sich.

Zweiter Bürger.

Was hat Er denn auf dem Wagen, Landsmann?

Bauer.

Rüben. —

Erster Bürger.

Sind sie auch gut?

Bauer.

Delikat; seht Ihr Herren, bei mir werden sie überaus sehr gebaut, da wir nichts von der Parole genießen, müssen wir uns auf die Rüben legen. — Kauft Rüben! Rüben!

Dritter Bürger.

Ich will doch meine Frau herschicken.

Vierter Bürger.

Ich auch. — Adies, Gevatter, die Parade war schön. —

Zimmer des Prinzen Zerbino.

Zerbino auf einem Ruhebette, Leander neben ihm. Sicamber, Selinus und Curio in einem Winkel eingeschlafen. — Hanswurst.

Zerbino.

Kein Wort mehr, kein Wort mehr, — das ist ärger als Arsenik. Diese Eintheilungen, die wie mit Schießpulver gesprengt sind, verrücken mir erst ganz den Kopf.

Hanswurst.

Mein Prinz, es ist nur um die Uebung zu thun, so werden Sie es bald gewohnt.

Zerbino.

Ich will nichts gewohnt werden; das ist eben das wahre Unglück, daß man sich leicht gewöhnt.

Hanswurst.

Das ist denn was anders. Freilich ist die Gewohnheit, wie ein überwachter Gelehrter, der bei seiner Oehllampe gar nicht bemerkt, wenn der herrliche Morgen wieder heranbricht.

Zerbino.

Sehr wahr, wenn ein Bild Wahrheit haben kann.

Hanswurst.

Warum wollen Sie einer armen Metapher nicht die Wahrheit gönnen? Es ist ja das Wenigste, was sie haben kann.

Zerbino.

Ich gönne sie ihr.

Hanswurst.

Das Leben eines solchen poetischen Bildes ist ein armes, sehr kurzes Leben, mit dem man etwas mehr

Mitleid haben sollte: es entsteht und vergeht, ohne gewürdigt, ja fast ohne bemerkt zu werden, man rangirt es höchstens, wie die Blumen in Register, wie auch unser Herr Leander hier gethan hat, und doch, mein Prinz, ist eine einzige Blume mehr werth, als zwanzig, ja hundert solcher Register.

Zerbino.

Du solltest mir so ein Buch von Grundsätzen schreiben, Hofrath.

Hanswurst.

Das wäre eine Sünde gegen die vernünftigen Grundsätze.

Zerbino.

Warum?

Hanswurst.

Weil ich den Grundsätzen und dem Zusammenhange zu Gefallen die Lücken mit Abgeschmacktheiten würde füllen müssen, und da dergleichen gegen meine Grundsätze läuft, so nenne ich es eine Sünde gegen die Grundsätze.

Leander.

Herr Hofrath, Ihr seid ein Sophist.

Hanswurst.

Wie man's nimmt, aber es kommt mir auf keinen einzigen Namen an und darum will ich mich auch gegen diesen nicht wehren.

Zerbino.

Hofrath, ob Du gleich ein geborner Narr bist, so bist Du doch der vernünftigste Mann im ganzen Lande.

Hanswurst.

So behauptet es ja nicht in Eurem eignen Lande, sonst habt Ihr die Stimmenmehrheit gegen Euch.

Zerbino.

So sind wir Beide auf die Art die einzigen Klugen; Du, indem Du vernünftig bist, ich, indem ich das Geschick habe, Deine Vernunft zu bemerken.

Leander.

Das ist gerade Ihre Krankheit, dergleichen irrige Meinungen zu hegen.

Zerbino.

Beweise, daß sie irrig ist. —

Leander.

Weil, — indem, — wenn es mir erlaubt wäre, wollte ich mich doch erst auf einige Zeit nach Hause verfügen, um da zu Papier meine wichtigsten Einwürfe zu verfassen und nachher das Concept in's Reine zu schreiben. —

Zerbino.

In's Reine wirst Du es nimmermehr schreiben, Gelehrter.

Hanswurst.

Die Natur hat ihn wie seines Gleichen, selbst nur so aufs Concept hingeworfen; er ist eins von den falschen Worten, das sie auszustreichen vergessen hat, und darum zerbrechen wir uns nun über dem Zusammenhang unnützerweise den Kopf.

Zerbino.

Ha ha ha! — O das könnte einen so gesund wie einen Fisch machen, wenn man immer in dem Humor bleiben könnte.

Hanswurst.

Wenn man nur immer die Courage behielte, aber so läßt man sich gar zu leicht von der Altklugheit, die-

ser französischen Mamsell herausweisen, und läuft der Dummheit in die Arme, um bei den Dummen nur für verständig zu gelten.

Zerbino.

Was ist die Dummheit?

Hanswurst.

Ein Wesen, das allenthalben und nirgends wohnt, weil, wenn die Nachfrage umgeht, jeder Wirth diesen Miethsmann verläugnet. In der Putzstube wird er gepflegt und gehätschelt, in den Armen des Richters, des Fürsten, des Ministers, des Schulmeisters, des Tabakrauchers liegt er wie Johannes zärtlich am Herzen und keiner ließe ihn sich nehmen, eher das Leben. Mit Bändern wird er aufgeputzt, in Saffian eingebunden und in die Bibliotheken gestellt, für die Geliebte, oft für den Sohn ausgegeben, selten oder nie gegen den Verstand ausgetauscht.

Zerbino.

Warum verläugnet aber jeder diesen Miethsmann, wie Du ihn nennst?

Hanswurst.

Die Ursach ist ganz simpel folgende. Als die Erde fertig war, sagten die Engel unter einander: Aber, lieber Himmel, was soll nun das arme Menschengeschlecht anfangen? da es sterben muß, wird es sich ewig vor dem Tode fürchten, da Krankheiten, Plagen und Schmerzen tausend offne Thore am Körper finden, werden sie keine Minute ruhig sein, nun haben sie gar vom Baum des Erkenntnisses genascht, die Augen sind ihnen so sehr aufgegangen, daß sie ihnen übergingen, sie haben die unglückselige Vernunft erwischt, sind aus

dem Paradiese gejagt und laufen nun in ihren Pelzen hin und her und wissen nicht, wie sie sich die Zeit vertreiben sollen, dieselbe Zeit, die sie gerne festhalten möchten, um spät und immer später dem unvermeidlichen Grabe überliefert zu werden. — Da die Engel sich so unterredeten und alles überlegten, fingen die meisten vor Mitleid an zu weinen. — Einer unter ihnen, der der weichherzigste war, fiel endlich auf ein Mittel.

Zerbino.

Ich bin neugierig.

Hanswurst.

Im Paradiese lag eine Art von Küchengarten hinter dem eigentlichen Park, der bloß für die Thiere angelegt war. Denn hier wuchs unter andern Kräutern auf mancherlei Art die Dummheit, die diese unschuldigen Erdbürger so liebenswürdig macht. Hieher verfügte sich der Engel mit seiner Frau, denn alles stand in der schönsten Blüthe; sie sammelten die Frucht, die wie Baumwolle wuchs, und drehten sie zu einer niedlichen Puppe zusammen. Diese nahm der gutherzige Engel unter seinen Mantel und ging damit zu den Menschen. Sie saßen gerade bei Tische und erzählten sich bei der Suppe ihren kläglichen Fall. Seid ruhig, rief der Engel aus, denn ich bringe hier Euren Trost. Was Ihr gegessen habt, war ein Apfel, der Baumflecke hatte und darum seid ihr dumm geworden und haltet das in der Verblendung für Euren Verstand. Seht, hier bring' ich Euch den wahren Verstand, die tugendreiche Weisheit, indem er den Wulst mit Feierlichkeit hervornahm, hebt den Schatz gut auf, denn nur dadurch seid Ihr die edelste Kreatur auf Erden. Glaubt

alles, was dieser Prophet euch sagen wird. — Die Wirkung des Geschenks äußerte sich bald, denn die Menschen glaubten dem Engel. — Hütet Euch, fuhr der himmlische Gesandtschafter fort, daß Ihr Euch diese vortreffliche Baumwolle nicht wieder ablocken laßt, denn unter allerhand Gestalten werden Spione herumgehn, besonders wird man den Kniff gebrauchen und Euch weiß machen wollen, dies Wesen sei die Dummheit; aber glaubt keinem, der umgeht und nach der Dummheit fragt, denn er sucht nur die Weisheit. — Der Engel ging fort. — Und daher kommen die seltsamen Antworten, wenn man in aller Unschuld einen guten Freund fragt: Freund, wohnt hier nicht Dummheit? — Sogleich ertönt es: Herr, für wen seht Ihr mich an? Wollt Ihr einen Esel aus mir machen? — Ihr mögt wohl selbst dumm sein. — Und auf die Art ist die sonst unbegreifliche Verläugnung entstanden.

Zerbino.

Du solltest eine Geschichte der Menschheit schreiben.

Der Arzt kömmt.

Arzt.

Wie stehts, Ihro Hoheiten?

Leander.

Herr Doktor, durch den Hofrath wird das Uebel immer ärger; er trägt orientalischen Schwulst vor, und vermehrt dadurch den Krankheitsstoff.

Arzt.

Mein Herr Hofrath, wenn Sie nicht des Landes Unglück wollen, so entfernen Sie sich.

Hanswurst.

Mein Herr, es ist nichts weiter, als daß mich der Prinz angesteckt hat und darum habe ich mich zu beklagen.

Arzt.

Kurz, Sie müssen fort und sollt' ich deshalb beim Könige einen Fußfall thun.

Hanswurst.

Fallen Sie, denn hier kommt der König.

Gottlieb mit einem fremden Doktor.

Gottlieb.

Nun, mein Sohn.

Zerbino.

Mein theuerster Herr Vater — —

Gottlieb.

Du bist noch immer krank? — Es ist hart, wenn man die Regierungssorgen hat und noch obendrein einen kranken Sohn. — Aber seht doch die Schliffel von Hofleuten, die da im Winkel sitzen und schlafen. — Er zieht sie nach der Reihe bei den Ohren. Heißt das Hofdienst haben, Ihr Schlafmützen Ihr? seid Ihr dazu Kammerjunker?

Sicamber.

Mein gnädigster König, das Lesen hat Schuld, der Herr Leander —

Gottlieb.

Ei was, wenn er ein Esel ist, müßt Ihr es sein? Aber er wacht ja.

Selinus.

Er hat auch vorgelesen.

Gottlieb.

Nun so lies auch vor, das ist der kürzeste Weg. — Hier, mein Sohn, hab' ich einen fremden Doktor mitgebracht; nun, ich denke, es soll denn doch bald besser mit dir werden.

Fremder Doktor.

Ihren Puls, mein Prinz. — Schlimm, sehr schlimm, — es kann alles noch gut werden, — ei! ei! — so schlimm hätt' ich's mir nicht gedacht. — Nun, es hat bei alledem nicht viel zu bedeuten.

Arzt.

Der Prinz hält keine Diät.

Fremder Doktor.

Das hat er auch eben gar nicht nöthig. Sie haben einen ganz falschen Weg in der Kur eingeschlagen.

Arzt.

Ich habe ihn zur Vernunft zurückbringen wollen, und deshalb, mein König, trage ich darauf an, daß der Hofrath von ihm entfernt werde, denn der erhitzt seine Phantasie immer mehr.

Fremder Doktor.

Gerade umgekehrt, denn seine Phantasie soll und muß erhitzt werden; man muß der Natur, die sich zur Tollheit neigt, nachhelfen, damit die Materia peccans zum Durchbruche komme. Gesundheit und Verstand sind nichts, als das Gleichgewicht im Körper und in der Seele; man muß das Uebel austoben lassen, so stellt sich das Gleichgewicht von selbst wieder her. Darum sollen der Herr Hofrath Ihre Gesellschaft bleiben, mein Prinz, und die übrigen vernünftigen Leute sich von Ihnen entfernen.

Gottlieb.

So wollen wir denn also gehn.

Fremder Doktor.

Und geniren Sie sich nur nicht, mein Prinz, wenn Sie den Anfall kriegen, denn da hilft doch kein Sperren; sein Sie nicht zu sparsam mit Rasen, denn es kann nun doch nicht anders werden, und Sie Herr Hofrath, — nur immer zugeschürt und nachgeschoben — darum bitte ich inständigst. —

Gottlieb, Fremder Doktor, Arzt und Leander ab.

Zerbino.

Aber sind wir denn wirklich toll?

Hanswurst.

Man sagt es doch allgemein, es muß also wohl etwas dran sein.

Zerbino.

Ich wünsche mir also keine Vernunft, denn ich befinde mich sehr wohl.

Hanswurst.

Wer's besser haben will, als gut, dem geht es oft um so schlimmer.

Hinze von Hinzenfeld.

Hinze.

Guten Morgen, mein Prinz, — es thut mir sehr leid, — ach! Herr Hofrath!

Zerbino.

Ist morgen Ihre gelehrte Gesellschaft versammelt?

Hinze.

Ja, mein Prinz, es geschieht immer bei Licht. — Sie kommen doch, Hofrath?

Hanswurst.

Gewiß.

Hinze.

Adieu mein Prinz, — ich muß zum Könige. — Ab.

Hanswurst.

Thut der ehemalige Kater nicht recht vornehm?

Zerbino.

Das lernt sich eben so schnell, als Mäusefangen, es liegt uns in der Natur. Er ist bei alle dem immer ein würdiger alter Mann. — Komm, wir wollen in den Garten spazieren gehn. — Sie gehn ab.

Selinus.

So ein fremder Doktor ist doch gleich ein ganz andres Wesen.

Sicamber.

Ja wohl, man weiß nicht recht wo er her ist, —

Curio.

Man kennt seine Frau und Kinder nicht, man weiß nicht, wie viel Geld er verzehrt, man hat gleich mehr Zutrauen zu ihm.

Selinus.

Wollen wir nicht dem Prinzen folgen? Sie gehn.

Freie Landschaft, mit einem kleinen Landhause.

Dorus allein.

So leb ich hier in ewig gleicher Ruhe
Den einen Tag so wie den andern fort.
Fern ab vom weltlichen Getümmel schleichen
Mir Wochen, Monden, Jahre sanft dahin.
Kein Wunsch stört hier mein Leben, alle Sträucher,
Die Bäume und die Blumen meines Gartens
Sind mir befreundet, alles kenn' ich, alles
Ist von mir selbst gepflanzt, mit Vaterhand
Gepflegt, und dankt im Herbst mit Früchten.
Die Sehnsucht zieht mich nicht nach fremder Gegend,
Es wird die Heimath uns im Alter theuer.
Mein Weib ist todt, in jeder Woche einmal
Bet' ich auf ihrem Grabe, denke zärtlich
Der schönen, schnell verschwundnen Zeit. —
Die Tochter blieb mir an der Mutter Statt,
Und warlich, Gott hat viel für mich gethan.
Ihr Wesen ruft mit jedem Tage mehr
Der Gattin Bild in meinem Sinn hervor.
Wenn sie die Blumen tränkt, den Weinstock schneidet,
Das Mahl bereitet, oder sonst geschäftig ist,
So möcht' ich manchmal wie vom Schlaf erwachen
Und sie Kamilla nennen, das und jenes
Sie fragen, was ich mit der Gattin sprach. —
Da kömmt sie, schlank und leicht, dem Rehe gleich.

Lila kömmt.

Lila.

Wie gehts Dir, Vater? bist Du wohl?

Dorus.

O ja, mein Kind; warum?

Lila.

Mich dünkt, Dein Auge
War traurig, als ich zu Dir trat. Doch nein,
Da scheint das liebe Lächeln durch die Mienen,
Das Dir so gut, so herzlich liebreich steht.
Das Obst wird reif und ein'ge Rosenstöcke
Sind noch in voller Blüthe, hohe Malven.
Stehn prächtig da mit ihrer rothen Gluth.
Ach! kömmt der Frühling denn bald wieder, Vater?

Dorus.

Laß doch das gute Jahr zur Ruhe kommen;
Du freust Dich auf den Abend, bist Du müde,
Gönn' auch der Zeit den stillen ruh'gen Abend.
Wär immer Frühling, könntest Du nicht hoffen,
Nicht sehnsuchtheiß das Blumenfeld besuchen
Und jeden grünen Schößling fragen:
Ob er nicht bald das bunte Kind gebähre?

Lila.

Wenn's sein muß, will ich gern mich drein ergeben;
Wie munter wechselt doch dies schöne Leben!
Noch gestern stand ich auf des Frühlings Schwelle,
Heut ist der Herbst schon auf derselben Stelle;
Seit lange hab' ich Abschied schon genommen,
Wird denn mein Freund nicht bald zurückekommen?

Dorus.

Seit wen'gen Tagen hat er Dir die Hand gegeben,
Dir eilt und schleicht zugleich das jugendliche Leben.
Vor dreißig Tagen noch stand er auf dieser Schwelle,
Bald küßt er liebevoll Dich auf derselben Stelle:
Dein halbes Leben hat er mit sich fortgenommen,
Damit Du gänzlich lebst, muß er bald wiederkommen. — —

Doch wie ist's möglich, meine liebste Tochter?
Von ihm dünkt Dich der Abschied schon so lang,
Doch sagtest Du, der Frühling sei so schnell
Im Umsehn Dir entflohn, als wie seit gestern,
Und doch half er im Frühling alle Blumen
So sorglich Dir an ihre Stöcke binden.

Lila.

Wenn ich's Dir sagen soll, — ich kann es nicht, —
Ich weiß genau, da wo er ging und stand,
Wo wir und was wir dann zusammen sprachen,
Auch seh' ich ihn an jedem Baume ruhn. —
Und doch verläßt mich manchmal der Gedanke
An ihn so sehr, daß ich im Innern mich
Entsetze, Bangigkeit mich hart ergreift,
Als liebt' ich ihn aus voller Seele nicht. —
Oft treff' ich in dem Buchenhain die Lieder,
Die er dort sang, sie hängen in den Blättern
Und sumsen Bienen gleich auf mich herab,
Dann wein' ich oft und fühle seine Küsse,
Doch oft such' ich dem trüben Angedenken
Mit aller Eile zu entfliehn, das dann
Die Arme greulich hastig nach mir reckt. —
O sage mir, wie ist das, lieber Vater?

Dorus.

Du liebst, mein Kind, und mehr kann ich nicht sagen,
Die Liebe hält das Herz in tausend Banden,
Auch wenn das Herz sich ganz befreiet wähnt.
Die Luft, die Liebe athmet, ist Erinnrung,
Was Liebe denkt, ist nur Erinnerung,
Auch wenn sie nicht an den Geliebten denkt.

Kein Schimmer fließt vom Himmel nieder, spielt
In Wolkenbildern, leuchtet durch den Hain,
Sie sieht in steter liebevoller Täuschung
Das Eine Bild durch Luft und Waldung schweben,
Kein Ton berührt so leise das Gehör,
So wacht die eingeschlafne Harmonie
Im Ohre auf und dehnt die goldnen Flügel,
Da klingen Worte des Geliebten wieder,
Da irren Klänge wie aus ferner Gegend
So müde und so heiter doch herbei.
Kein Element gehört sich selber an,
Sie sind nur Sklaven des verliebten Sinns,
Und spiegeln oder tönen Liebe wieder.
Manchmal besinnt sich die Vernunft und fragt:
Warum denn alles in dem Einen Bilde,
Warum denn nichts in andern Freuden finden?
Warum soll ich dem Fremden ganz gehören
Und nicht das lieblich reine Dasein sanft
Mir selbst genießen? von der schönen Herrschaft
Strebt die gebundne Seele sich zu lösen,
Sich selbst wünscht man nach langer Zeit zu fühlen,
Und fühlt wie Liebe nicht vom Herzen läßt,
Wie beide so in eins verwachsen sind,
Daß man nicht sagen kann: dies Leben ist
Das Deine, hier beginnt das meinige.

Lila.

O Vater, wer hat Dir denn das gelehrt?

Dorus.

Ach Kind, Du bist die Tochter Deiner Mutter,
Sie liebte mich, wie Du den Kleon liebst,
Dies Auge, — diese Stirn, — Du bist ihr Bild.

Lila.

Und Kleon wird so alt wie Du, mein Vater?

Dorus.

Ja —

Lila.

Nein, das soll er nicht; o lieber Himmel,
Soll Kleon einst ein graues Haupt bekommen,
Sein schönes muntres Auge so erlöschen,
O Himmel, nein, ich weinte mich zu Tode.

Dorus.

Hast Du den jungen Apfelbaum gestützt?

Lila.

O ja. — Und Kleons Wangen und die Lippen
Die schönen Lippen, diese süße Röthe,
Sie würde einst so winterlich erblassen? —
Nein, lieber will ich vor dem Tage sterben.

Dorus.

Ich muß die kleine Heerde jetzt besuchen,
Bewahr das Haus, ich komme bald zurück.

Geht.

Lila.

Mein Vater spricht zuweilen fabelweise
Und meint es nicht so ernst. Er ist schon alt,
Er will mir gut, doch weiß er nichts von Liebe. —
Ach Kleon! denkst Du jetzt vielleicht an mich?
Siehst Du zurück, wie ich nach jenen Bergen
Das Auge wende, aus dem blauen Nebel
Dich mühsam suche, Deinem Schatten folge. —
Süße Laute! —
Kannst Du die Lieder noch, die er Dich lehrte?

Sie spielt.

Wandert mein Gedanke aufwärts, abwärts,
Durch den Wald wohl in die weite, weite Fern,
Sieht mein Auge, sieht mein liebend treu Herz
Schönres nichts, als meiner Liebe Stern.
Ueber alle Berge, über Seen,
Flieg' ich herzhaft, wenn ich sonst auch furchtsam bin,
Ach! es haucht mich fort der Liebe Wehen,
Und bezwungen ist mein schwacher Mädchensinn.
Einsam könnt' ich ihn in Wäldern suchen,
Suchen bis zur tiefsten fernsten Dunkelheit,
Fürchten Tannen nicht, nicht finstre Buchen,
Wenn auch aus dem Holz die dumpfe Eule schreit.
Ach wieder den liebenden Armen
Am Busen froh zu erwarmen,
Kehr frühlingsgleich der Braut zurück!
Zurück,
Lock' ich mit liebenden Tönen mein Glück.
Aber es hört nicht,
Aber es kehrt nicht.
Denn zwischen uns liegt Berg und Thal,
Berg und Thal
Mir zur Quaal,
Sie trennen Herz und Busen zumal. —

Die Laute ist verstimmt, der Abend naht,
Die Schaafe blöken schon vom nahen Berg,
Ich will die Milch bereiten, daß der Vater
Schon alles finde, wenn er wieder kömmt.

Geht.

Der Jäger als Chorus.

Nun wendet Euch vom Liede rasch zurück
Und denkt der wichtigen Begebenheiten
Am Hofe wieder, wie der ganze Staat
Nur auf den unglückselgen Prinzen sieht,
Und jeder gerne riethe, gerne hülfe,
Wenn Rath und Hülfe nur was helfen wollte.
Ich denke, Euer Aug' ist nicht von Lila
So sehr bezaubert, daß Ihr ungern jetzt
Von süßer Liebe zu erhabnern Bildern
Euch wendet, — alles ist vergänglich, Freunde.
Der Winter naht,
Der Sommer flieht,
Die Schwalbe zieht
Und Eis bedeckt den Blumenpfad.
So das Gedicht,
Wenns Kräfte hat,
Und wird dann matt,
Verwundert Euch desselben nicht. —
Geht ab.

Zweiter Akt.

Zimmer im Pallast.

Leander und Curio beschäftigt, bleierne Soldaten in Ordnung zu stellen.

Curio.

Es ist doch Schade um den Mann.

Leander.

Ja, und noch mehr um seinen schönen Verstand, den er vormals hatte.

Curio.

Er regierte als ein wahrhaft großer König.

Leander.

Aber nun ist er ganz kindisch geworden, er ist wieder in die Kindheit zurück verfallen.

Curio.

Es ist nur gut dabei, daß er's selbst bei Zeiten merkte, und die Regierung seinem großen Sohne, oder Schwiegersohne, unserm allergnädigsten Gottlieb, überließ.

Leander.

Es war die höchste Zeit, es war schon so weit mit ihm gekommen, daß er alles lesen wollte, was er unterschreiben mußte.

Curio.

Warum gab man ihm denn keine Bücher, wenn er eine solche Lesewuth hatte?

Gottlieb tritt auf.

Gottlieb.

Wo ist denn mein Herr Vater?

Curio.

Er wollte nur einmal den Garten auf- und ab- gehn, er wird gleich wiederkommen.

Gottlieb.

Was macht Ihr da?

Curio.

Die alte Beschäftigung: Ihro Majestät geruhen, noch immer auf mancherlei Weise mit diesen bleiernen Soldaten zu spielen.

Gottlieb.

Aber was soll denn daraus werden? ich kann es doch nicht begreifen, daß er es nicht überdrüßig wird.

Curio.

Es wird im Gegentheile mit jedem Tage schlimmer; bald zählt er sie ab, bald müssen die Regimenter wechseln, bald wirft er mit kleinen Kugeln darunter und freut sich, wenn diejenigen umfallen, die er nicht leiden kann. So hat er auch wieder einige, die seine Lieblinge sind, diese zieht er bei allen Gelegenheiten vor und setzt sie über die andern; er hat ein ganz besonderes Vertrauen zu ihnen.

Gottlieb.

Wer sind sie denn?

Curio.

Dieser Reiter ist der vorzüglichste; wenn er manchmal stürzt, ist er im Stande darüber zu weinen.

Gottlieb.

Nun der Kerl sieht hübsch genug aus, das ist wohl wahr, aber darum sollte ein alter Mann doch nicht so kindisch sein.

Der König tritt herein.

König.

Sieh da, mein lieber Herr Sohn, nehmen Sie meine Armee auch in Augenschein? —

Gottlieb.

Ja, sie ist ziemlich hübsch.

König.

Ansehnliche Leute dienen darunter, lieber Herr Sohn, Leute, vor denen ich eine ordentliche Ehrfurcht habe.

Gottlieb.

Wie so?

König.

Ei wie so? Wer kann gleich sagen, warum, aus welcher Ursache man Ehrfurcht vor jemand hat! Man hat gewöhnlich Ehrfurcht ohne alle Gründe, denn verstehn Sie mich, es wär sonst gar nicht die wahre Ehrfurcht mehr.

Gottlob.

Aber es ist denn doch eigentlich nur ein Kinderspiel mit dieser Armee da.

König.

Wie man's nimmt, Herr Sohn. Jedes Spiel

ist eigentlich ein Kinderspiel, und was treiben wir denn wohl ernsthaft?

Gottlieb, zu Leander.

Es ist Schade um den schönen Verstand, den er sonst wohl hatte; jetzt spricht er nichts als wunderliches Zeug.

Leander.

Der Verstand wird bei dem Menschen mit den Jahren immer dünner, bis er endlich gar abreißt.

Gottlieb.

Nun bei mir soll er nicht abreißen, dafür steh' ich Ihm.

König.

Wenn ich für die Armee hier ernsthaft sorge, so ist es kein Spiel mehr, denn so denk' ich mir mehr hinzu, als man bei einem Spiele zu thun pflegt.

Gottlieb.

Schon gut, schon gut, werthgeschätzter Herr Vater.

König.

Denn es kömmt alles darauf an, wie ich es nehme.

Gottlieb.

Ja, ja, Adieu; man kann auch des Guten zu viel thun. — Ab.

König.

Und jetzt zur Sache. Ist das Avancement so besorgt durch die ganze Armee, wie ich es befohlen hatte?

Curio.

Ja, gnädiger Herr.

König.

Ich hoffe, der Reiter ist der Oberste geworden.

Curio.

Nicht anders, es steht ihm jetzt keiner mehr im Wege.

König.

Seht Ihr, Leute, so werden doch endlich alle Kabalen zu Schanden gemacht, das Verdienst steigt, wenn auch noch so spät, es muß nur die Geduld nicht verlieren.

Leander.

Darum bin ich auch so geduldig.

König.

Schon recht, Herr Hofgelehrter, es ist auch immer das Beste, was Er thun kann, geduldig zu bleiben.

Curio.

Die Geduld ist freilich eine sehr gute Tugend.

König.

So hab' ich endlich denn das wahre Glück,
Nach dem ich lange suchte, aufgefunden!
Vom Staat' entfernt regier' ich diesen Staat,
Der etwas doch, wenn gleich nur bleiern, ist,
Doch jener wirkliche ist nur ein Unding,
Ein Wesen, das sich Fürst und Unterthan
Nur denken, jeder sucht, und keiner findet,
Ein Spiel wie Blindekuh, wo jeder wirken
Und nutzen oder sich bereichern will;
Der eine hascht mit zugebundnen Augen
Und tappt umher und meint dann, er regiert,
Die andern haben zwar die Augen offen,
Doch sehn sie nichts, als daß der eine blind sei,
Und damit glauben sie, schon viel zu sehn. —
Von diesen hier ist keiner undankbar,

Wenn ich ihn mehr als alle andern liebe,
Von diesen hält sich keiner für verständger
Als der, der ihn regieret und belohnt.
Verläumdung, Haß, Verfolgungen sind fremd
Der bleiernen Natur, der bunten Welt,
Die in sich selber abgeschlossen ist,
Die stille Einsamkeit so liebt, wie ich.

Leander.

Mein König!

König.

Ich vergaß mich selbst. — Ja, es ist wirklich schlimm, daß ich jetzt niemals meine Gedanken bemeistern kann; das Alter hat meinem Geiste übel mitgespielt, alle meine Seelenfähigkeiten sind vom Roste angefressen. Nun, man kann nicht immer jung bleiben.

Leander.

Nach allen bisherigen Beobachtungen scheint es unmöglich zu sein.

König.

Was waren das für goldene Tage, Hofgelehrter, als wir uns noch so gelehrt mit einander besprachen?

Leander.

Ja wohl, Ihre Majestät, es war eine sehr gute Zeit.

König.

Als Er so mit den Zahlen und Planeten, — ja, jetzt bin ich für solche ernsthafte Kost zu schwach. — Ich habe leider den Wissenschaften ganz entsagen müssen.

Curio.

Das Vergnügen, mein König, ist auch ein Ding, das man wohl in Betrachtung ziehn darf.

König.

Worüber ich mich billig wundern muß,
Ist, daß mir die Soldaten so gefallen,
An Farbe und an Wuchs und Schnitt der Kleider,
Gesicht, an allem wüßt' ich nichts zu tadeln;
Ja, selbst daß sie aus Blei gegossen sind,
Dünkt besser mir als wenn sie wirklich wären.
So macht es immer unsre Phantasie,
Sind wir zufrieden, scheint uns alles gut,
Doch mißvergnügt ist uns das Recht nicht recht;
Der Schein ist alles, was wir von den Dingen
Begreifen können, darum könnt' ich sagen,
Dies Heer besteht aus wirklichen Soldaten,
Die wirklichen sind diesen nachgemachte.
Da mir nun die Figuren so gefallen,
So wie sie sind, und ich nichts anders wünsche,
So könnt' es sein, daß ich zufrieden wäre,
Wenn sie auch nicht in dieser Schönheit glänzten,
Die Phantasie würd' alle Fehler bessern;
Nicht wahr, Leander?

Leander.

Es könnte wohl sein, mein König.

König.

Warum sind wir doch gegen Menschen anders
Gesinnt? betrachten sie nicht als Figuren,
Zum Spaß erdacht, zum Scherze aufgestellt,
Und sind damit zufrieden, wie sie sind?
Doch da macht Neid und Haß uns gern zu Tadlern;
Wir selber Menschen, werden Menschenfeinde,
Und wissen nicht, was wir geändert wünschen.

Leander.

Mein König, es greift Euch zu sehr an.

König.

Ihr müßt Geduld mit mir haben, meine Freunde, denn es läßt sich nun einmal nicht ändern, da es die kindische Schwäche meines Alters ist. — Nun wollen wir also die Generale zusammen stellen und ein Schicksal machen.

Curio.

Ein Schicksal?

König.

Ja, ich zähle immer funfzehn ab, und wen die Zahl funfzehn trifft, bei dem bedeutet's, daß er todt ist, und sodann immer weiter.

Leander.

Warum aber gerade funfzehn, mein König?

König.

Das könntest Du aber auch bei jeder andern Zahl fragen. — zählt. Zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn — hier, dieser Husar ist todt; fahr fort, Leander.

Leander.

Zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn — der Reiter —

König.

O weh! der schönste Mann geht zur Vernichtung!
Ach ja! das Schicksal kehrt sich nicht an Kronen,
An Schönheit, Reichthum, an Talente nicht!
Die unerbittlich blinde Hand, gelenkt
Von einem dunkeln räthselhaften Willen,
Greift unversehns hinein und führt die Beute
Zum Orkus, ohne sie nur zu betrachten.
Wenn wir die Funfzehn, die geheime Regel
Der Mächte doch erforschen könnten, die
Wir nur die himmlischen zu nennen pflegen,
Weil himmlisch uns das Unbekannte ausdrückt!

Und Regel muß doch sein, sonst wär' es Zufall;
Zufall zu glauben ist der höchste Wahnsinn,
Und Wahnsinn streitet gegen die Vernunft.

Leander.

Mein König — —

König.

Ich weiß nicht, ich habe heut einen sehr schlimmen Tag. — Fahrt fort zu zählen und spielt das Schicksal weiter, wir wollen sehn, wer zuletzt übrig bleibt.

Saal der Akademie.

Hanswurst. Hinzenfeld.

Hanswurst.

Sie sehn für Ihr Alter recht wohl aus.

Hinzenfeld.

Gottlob, mir fehlt eben nichts. — Die Geschäfte dienen manchmal sehr zur Verbesserung unsers Leibes- und Seelenzustandes.

Hanswurst.

Nachdem das Temperament ist.

Hinzenfeld.

Warum das, lieber Hofrath? Ich glaube, ein jeder Mensch müsse seine gehörigen Geschäfte haben, so würden wir alle zufrieden sein.

Hanswurst.

Wie man den Satz versteht, mein Theuerster.

Hinzenfeld.

Ja wohl, wie man ihn versteht, denn darauf kömmt freilich alles an.

Hanswurst.

Zum Exempel, wenn ich Lust hätte, ihn umzukehren.

Hinzenfeld.

Ja, es kömmt aber doch dabei auf die Art an, wie man ihn umkehrt.

Hanswurst.

Nun, das ist gerade, was ich meine.

Hinzenfeld.

Also! — Aber wovon sprachen wir doch?

Hanswurst.

Von Geschäften.

Hinzenfeld.

Ganz recht. — Aber a propos, was macht denn der Prinz?

Hanswurst.

Das wahre Unglück ist, daß er ein Prinz ist, denn für einen Unterthan wäre diese Krankheit fast gar nicht schädlich.

Hinzenfeld.

Wie so?

Hanswurst.

Als Unterthan würde er irgend eine Beschäftigung suchen, in die er seine Tollheit einwickelte, so daß ihm, auf diese Art emalgamirt oder verquickt, weder Tollheit noch Beschäftigung sonderlichen Schaden brächte.

Hinzenfeld.

Hm! — Ja —

Hanswurst.

Er würde vielleicht ein Gelehrter werden und sonderliche Sachen in sich entdecken, von denen er dann

eine Landkarte herausgäbe, um auch Andere von diesem Amerika zu überzeugen.

Hinzenfeld.

Ganz recht, Sie spielen auf den Columbus an.

Hanswurst.

Dann wäre ihm Terra incognita eine wahre Terra incognita und er wäre glücklich; denn wenn auch Neu-Holland und der ganze fünfte Welttheil mangelten, so würde er doch darauf schwören, den heiligsten Eid, den man auf der Bibel nur ableisten kann, daß es der Erde nicht möglich sei, mehr Erde zu haben.

Hinzenfeld.

So fehlt ihm aber zum Unglück einer von den fünf Sinnen.

Hanswurst.

Eine sehr wahre und eben so feine Bemerkung! — Nun geht er also als Prinz darauf aus, Verstand zu haben, statt daß es ihm wie dem Cyrus oder Kyrus, Cores, in einem ähnlichen Falle genügen sollte, Leute zu beherrschen, die Verstand hätten.

Hinzenfeld.

Ja wohl. — O ich spreche doch gar zu gerne mit Ihnen.

Hanswurst.

Ich bitte —

Hinzenfeld.

Nein, im Ernst, diese Belesenheit, diese, — wie soll ich sagen? — diese Geschicklichkeit, die Gesinnungen des andern zu errathen, — nein, in der That, ich bin jederzeit charmirt davon.

Hanswurst.

Man verwöhnt sich nur in der Welt, daß man so viel mit sich allein sprechen muß, und darunter habe ich auch gelitten.

Hinzenfeld.

Ja wohl, ja wohl: es sollten allerdings mehr Ressourcen angelegt werden.

Hanswurst.

Sie sind auch viel in der Einsamkeit, Herr Minister.

Hinzenfeld.

Ich muß wohl; wenn man viel in Gesellschaften ist und geht mit Leuten freundschaftlich um, so währt's nicht lange, so wollen alle etwas haben und das ist mir äußerst fatal. Ich habe noch keinen uninteressirten Freund gefunden.

Hanswurst.

Wirklich?

Hinzenfeld.

Die Menschen, lieber Hofrath, sind alle Egoisten, glauben Sie mir auf mein Wort. Darum liebe ich die Einsamkeit ungemein. Und dann bin ich in Gesellschaften immer etwas genirt.

Hanswurst.

Warum das? Sie haben doch mehr Geld, mehr Jahre und mehr Titel, als die meisten? Sie tragen einen Orden, und sind überdies noch ziemlich korpulent.

Hinzenfeld.

Alle diese meine Gaben und himmlischen Geschenke wollen demohnerachtet nichts verfangen. Sehn Sie, es ist schon eine geraume Zeit her, daß ich meinen

ehemaligen niedrigen Stand verlassen habe, — aber doch —

Hanswurst.

Sie setzen mich in Erstaunen.

Hinzenfeld.

Doch ergreift mich manchmal eine gewisse Blödigkeit, die ich Ihnen gar nicht beschreiben kann. Es ist wahr, ich bin durch meine Tugenden gestiegen, aber es ist zuweilen ordentlich, als wenn ich mich meines Adels schämte. Und dann die verteufelte naturhistorische Merkwürdigkeit, die ich in mir habe —

Hanswurst.

Ich verstehe Sie nicht.

Hinzenfeld.

Ich meine das verzweifelte sogenannte Spinnen, jenes Knurren, welches ich bei manchen Gelegenheiten durchaus nicht unterdrücken kann. Zum Exempel, wenn ein schöner Braten aufgetragen wird, oder wenn mir jemand eine Schmeichelei sagt und so weiter. Sehn Sie, dann schäm' ich mich so sehr und komme so sehr in Verlegenheit — O es ist erstaunlich wahr: Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Hanswurst.

Da Sie aber einmal so sind, so sollten Sie sich das gar nicht anfechten lassen.

Hinzenfeld.

Ich habe schon viel Medicin dagegen eingenommen, aber es ist ein alter Schaden, der wohl erst mit meinem Tode aufhören wird.

Hanswurst.

Greift Sie aber das Spinnen nicht an?

Hinzenfeld.

Daß ich nicht zu sagen wüßte; es ist mir im Gegentheil dann sehr wohl in meiner Haut, und ich glaube, gerade so wie ich knurren muß, müssen andre Personen in diesem Zustande Verse machen, und so ist diese Krankheit bei mir nichts weiter, als ein Gedicht beim Hasenbraten, das nur aus dem Pelze nicht heraus kann.

Hanswurst.

Sie sind ungemein witzig, Herr Minister.

Hinzenfeld.

Man sagt es von mir, ich lasse es gehn wie's kömmt, und thue nichts davon noch dazu.

Leander und Curio treten auf.

Leander.

Ihr unterthänigster, Herr Minister.

Hinzenfeld.

Ergebner.

Hanswurst.

Wie geht es, Herr Gelehrter?

Leander.

O ich bin in Verzweiflung.

Hanswurst.

Wie so?

Leander.

O das verfluchte, vermaledeite Schicksal hat mich ganz heruntergebracht!

Hinzenfeld.

Mäßigen Sie sich, mein Lieber, in Ihrer etwas freien Denkungsart. — Unter uns hat es freilich

nichts zu bedeuten, es könnte aber doch, wenn Andre zugegen wären —

Curio.

O er meint nicht das ordentliche Schicksal, — nicht die vernünftige Vorsehung —

Hinzenfeld.

Nun, was denn sonst?

Curio.

Ei, des alten kindischen Königs Schicksal. Mir ist auch der Verstand ganz zusammengeschrumpft.

Leander.

Mir wird warlich den ganzen Abend nichts anders einfallen, als die Zahl Funfzehn, so erbärmlich ist mir zu Muthe.

Curio.

Ich kann, glaub' ich, nicht mehr in gehöriger Ordnung bis 15 zählen, so oft hab' ich's thun müssen.

Leander.

Und dabei die verfluchten Namen, — der eine Kerl heißt Maximilian, der andre Sebastian, — und das alles muß man behalten, wenn man mit ihm spielt.

Hanswurst.

Warum wollen Sie es aber nicht behalten?

Leander.

Weil mich die Kerls gar nicht interessiren, weil in dem ganzen Spiel kein Menschenverstand ist.

Hanswurst.

Ach, Freund, Sie denken gar zu unbillig vom Menschenverstande.

Lysippus tritt auf.

Hinzenfeld.

Wir wollen uns immer setzen, die Gesellschaft wird bald versammelt sein. — Da ist ja auch unser witzige Kopf.

Hanswurst.

Er hat manchmal so große Lager von Witz in Vorrath liegen, daß ihm die besten Sachen verderben.

Lysippus.

Nun, meine Herren? — wohl, meine Herren, — ich hoffe, nun ist schon Gelehrsamkeit genug hier, um eine gelehrte Gesellschaft formiren zu dürfen.

Hinzenfeld.

Excellent! in der That excellent. — Aber wissen Sie wohl, meine Herren, daß heute der Stiftungstag ist?

Lysippus.

O ja, und darum sollte man auch Gedichte ablesen und dem Herrn Minister zu Ehren Feuerwerke abbrennen, weil er den ersten Grundstein zu dieser Gesellschaft legte, ich meine, die erste Idee dazu hergab.

Hinzenfeld.

So wären also meine Ideen gleichsam Steine?

Lysippus.

Und zwar Quadern, gnädiger Herr, und alles, was Sie damit bauen, ist im edlen Style.

Hinzenfeld.

Sehr gut, ich versichere Sie auf meine Ehre, Herr Hofrath, ungemein gut. — Da kömmt der Philosoph!

Sappi tritt herein.

Sappi.

Guten Abend, allerseits hochzuverehrende Herren; ich verwundre mich darüber, daß die Lichter noch nicht brennen.

Hanswurst.

Ist es denn schon finster?

Sappi.

Ach, sieh da, Herr Hofrath, warlich, so finster, daß ich Sie kaum erkennen konnte.

Der Arzt, Hofleute und andre Mitglieder der gelehrten Gesellschaft.

Arzt.

Es ist eine ungesunde, neblichte Luft.

Sappi.

Und sie fällt vorzüglich auf die Gehirnnerven.

Lysippus.

Die Geister werden unterdrückt und im Lande des Witzes soll jetzt Mißwachs und theure Zeit sein.

Sappi.

Witz selbst ist ein Mißwachs, wie kann ein Mißwachs Mißwachs haben?

Lysippus.

Sie verachten den Witz, Herr Philosoph, und doch war dies selbst überaus witzig.

Sappi.

Sie möchten gern alles zum Witze rechnen, was Ihnen verständig dünkt.

Lysippus.

Sie sind scharf, Sie sind bitter.

Sappi.

Nicht schärfer, als meine Ueberzeugung.

Lysippus.

So ist Ihre Ueberzeugung ein geschliffenes Schwert, das Sie nicht so oft aus der Scheide ziehen sollten.

Sappi.

Die Scheide ist die Philosophie.

Hanswurst.

O welche Erquickung, nach langer Zeit doch wieder einmal ein verständiges Gespräch zu hören!

Die Lichter werden von Bedienten angezündet, und es wird nach und nach hell.

Lysippus.

So wird die Aufklärung befördert.

Hanswurst, für sich.

O dürften nur gewisse Scherzreden in der gesitteten Welt abgeschafft werden, so wie man beim Niesen nicht mehr: Gott helf! sagt. — Es war eine gute Zeit, als Noah unter seinen Söhnen zuerst diesen Familienspaß beim Lichteranzünden am Sabbathabend erfand, da war es noch wohlfeil neu zu sein, aber nun haben sich von den Zeitaltern die goldnen und silbernen Tressen abgetragen und die Fäden des Tuchs sind gar zu leicht zu sehn.

Lysippus.

Sie sind so in Gedanken, Herr Hofrath? Warum sind Sie nicht munter?

Hanswurst.

Warum sind Sie nicht traurig? — Es ist alles freilich nur, daß wir etwas sprechen; indessen befördert

das doch immer die gelehrte Gesellschaft, und diese Gesellschaft trägt wieder zur allgemeinen Bildung bei.

Hinzenfeld.

Aber setzen wir uns doch, meine Herren. Alle setzen sich. — Herr Hofrath, Sie sind ja wohl für diesen Monat unser Präsident, oder Befehlshaber.

Hanswurst.

Ihnen aufzuwarten.

Sappi.

Es wurde neulich die Frage aufgeworfen: wodurch der Mensch wohl am gewissesten zum Glücke gelangen könne, und ich antwortete hierauf, ohne mich lange zu besinnen: durch die Tugend. — Denn es scheint mir einleuchtend zu sein, daß die Tugend bloß dazu da sei, den Menschen vollkommen glücklich zu machen, weil wir sonst an einer großen und weisen Vorsehung zu zweifeln Ursach fänden. Es wäre gleichsam ein Widerspruch, wenn wir diesen unwiderstehlichen Trieb zur Tugend in uns spürten und die Tugend uns demohngeachtet nicht glücklicher machte.

Hinzenfeld.

Nun, ich hoffe, das ist hinlänglich gründlich.

Lysippus.

Fein gedacht und doch zugleich populär.

Hinzenfeld.

Ganz recht, nicht die ordinäre Schulweisheit, die sich bloß mit Terminologien zu behelfen weiß.

Lysippus.

Und auch nicht jener wilde Skepticismus, der lahm ist und in der Irre ohne Stecken umher läuft.

Hanswurst.

Ist es mir erlaubt, irgend etwas zu antworten?

Sappi.

Alles, was Sie wollen, lieber Hofrath.

Hanswurst.

Wenn ich nun einwürfe, daß ich diesen Trieb, diesen Stachel zur Tugend, nicht in mir fühlte.

Sappi.

Ei, mein lieber Hofrath, so wären Sie eine Ausnahme von der ganzen menschlichen Natur, und das will ich doch nicht hoffen.

Hanswurst.

Warum nicht? Es könnte doch möglich sein.

Sappi.

Ei, so würde ich ein Entsetzen vor Ihnen bekommen.

Hinzenfeld.

Nein, Hofrath, ich zweifle gern selber manchmal in müßigen Stunden, aber da geht Ihr denn doch zu weit. Nein, die Tugend müßt Ihr stehn lassen, denn Ihr müßt wissen, die Tugend ist kein leerer Name, ein Satz, den sogar schon die Heiden zugegeben haben.

Sappi.

Nein, der Adel der Menschheit verträgt auch solchen Glauben nimmermehr.

Leander.

O der Hofrath geht noch viel weiter; zweifelte er doch gestern sogar an der Wirklichkeit.

Hinzenfeld.

An der Wirklichkeit? — Laßt mich das Ding mal

etwas näher besehn, — an der ordentlichen, — zweck-mäßigen, — an der eigentlichen Wirklichkeit?

Hanswurst.

Woran soll man denn sonst zweifeln, wenn man sich einmal die Mühe giebt?

Hinzenfeld.

Nein, Freund, ernsthaft gesprochen, das ist excentrisch, das geht zu weit. Es giebt so tausend Dinge, über die man sich wohl einmal einen artigen Zweifel erlauben darf, aber bei dem allerausgemachtesten —

Sappi.

Und ist denn die Tugend nicht eben so wirklich, als die Wirklichkeit?

Lysippus.

Es thut mir ordentlich am Herzen weh, wenn man mir das wegläugnen will, was mir das Liebste auf der Welt ist.

Sappi.

Einen Mann, der die Tugend läugnet, sollte man vermeiden.

Leander.

Ich möchte ihm nimmermehr trauen.

Lysippus.

Es ist schlecht von Ihnen, Herr Hofrath.

Sappi.

Die bürgerliche Gesellschaft —

Lysippus.

Der allgemeine Glaube —

Die ganze Gesellschaft durcheinander.

Alles wird zerstört. — Jeder ist in Lebensgefahr. — Die Religion hält dann nicht mehr Stich. — Alles

wird Aufruhr, und Staaten und Thronen fallen von selbst um. — Die Ordnung stirbt.

Hanswurst,
der schnell den Hut aufsetzt.

Meine Herren, der Präsident ist bedeckt! Die Ordnung liegt hier ebenfalls in den letzten Zügen.

Hinzenfeld.

Der Enthusiasmus führt uns zu weit.

Leander.

Wollen Sie jetzt gütigst erlauben, daß ich Ihnen mein Lehrgedicht zu Ende lese?

Hinzenfeld.

Es wird uns ein unendliches Vergnügen sein.

Leander.

Herr Lysippus —

Lysippus.

O mein Gott, ich brenne darnach.

Leander.

Herr Sappi —

Sappi.

Ein Lehrgedicht wird mir immer etwas Erwünschtes sein.

Leander.

Ich weiß nicht, meine Herren —

Alle.

O ja, herzlich gern.

Leander liest. — Der erste Gesang ist geendigt.

Chor.

Jah! Jah! — Ein verbißnes Gähnen nämlich.

Leander fährt fort zu lesen.

Allgemeines Chor.

Jah! — Sie halten aber Alle die Hände vor den Mund.

Leander fährt fort.

Hanswurst, leise zu Lysippus.

Wollen wir nicht mit dem Herrn Simonides in das andre Zimmer gehn, und ein kleines Lombre machen?

Lysippus.

Mit Vergnügen. —

Die eben Genannten gehn heimlich fort.

Leander fährt fort zu lesen.

Das Chor ist stumm, denn sie schlafen.

Leander endigt.

Alle.

Schön! ungemein schön! — Wir sind Ihnen sehr verbunden, Herr Leander.

Hanswurst, Simonides und Lysippus kommen heimlich zurück.

Hanswurst.

War nicht viel Größe in den Gesinnungen, meine Herren? — Gewiß! — Aber, ich empfehle mich, denn es ist schon spät. — Geht.

Leander.

Der Hofrath wird in seinem Leben nicht gescheit werden. — Geht.

Sappi.

Das Gedicht war erbärmlich, denn Gründlichkeit in den Bildern und Allusionen fehlten gänzlich. Die Diktion war nicht korrekt genug und es hatte dem Himmel auch nicht gefallen, daß sich alle Reime mit dem Verstande reimen sollten. Ab.

Hinzenfeld.

Herr Sappi hält sich auch für gar zu klug. — Adieu, meine Herren, sehr kontentirt gewesen. — Ab.

Lysippus.

Ennuyant ist der Minister, aber sonst ein guter Herr. Sein Witz spielt etwas in's Erbärmliche, aber seine Art sich auszudrücken hat immer etwas Gutmüthiges. Geht.

Arzt.

Mir scheint Herr Lysippus jetzt an einem Katarrh zu laboriren, der ihm in die Lebensgeister zurückgetreten ist. Ab.

Curio.

Erbärmliche Sitten und Lebensarten hat doch so ein Arzt; ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit, Herr Simonides. — Ab.

Simonides, allein.

Ueber acht Tage ist wieder die Sitzung, ich bin recht begierig darauf. Wenn sich nur das Hofgeschmeiß nicht unter gebildete Menschen eindrängen wollte. Ab.

Ein Leiermann wird von unten gehört:

Freut Euch des Lebens
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose
Eh' sie verblüht.

Bediente treten auf.

Erster Bediente.

Ja, jetzt werden die Lampen hier unmaßgeblich ausgelöscht werden.

Zweiter Bediente.

Und die Rosen wollen auch nicht viel bedeuten. —

Aber, Caspar, warum kriechst Du denn da unter dem Tisch herum?

Dritter Bediente.

Ich denke, sie haben etwa Geld fallen lassen.

Erster Bediente.

O Narr, das Kartenspielen kommt nunmehr unter vernünftigen Leuten aus der Mode, jetzt ist man gebildet und vertreibt sich mit Vernunft die Zeit und die Grillen. — Höchstens wirst Du da unten ein paar philosophische Ideen erjagen.

Dritter Bediente.

Damit wäre mir nun durchaus nicht gedient — Er steht auf. Was kratzt denn da so an der Thür? — Ei, sieh da, Stallmeister!

Stallmeister, der Hund, tritt herein.

Erster Bediente.

Sieh da, wie geht's, guter Freund? —

Zweiter Bediente.

Wenn einem so ein Hund doch antworten könnte!

Dritter Bediente.

Schade ist es freilich. — Die Bedienten ab.

Stallmeister, allein.

Auf dem Stuhl da hat gewiß der Kater gesessen. — Wenn er Minister ist, warum sollt' ich nicht irgend einmal Hofmarschall werden können? — Mein Herr, der Prinz, ist krank und zu klug; das ganze Reich kömmt durch zu vielen Witz in Verwirrung. — Ich will mich hier auf den Sofa niederlegen und recht bequem bis morgen ausschlafen. —

Wald.

Ein Waldbruder, Helikanus.

Waldbruder.

So wollt Ihr Euch durchaus nicht rathen lassen?

Helikanus.

Was nennt Ihr rathen? — Warlich, lieber Bruder,
Hätt' ich auf Rath gehört, auf leere Worte,
So lebt' ich noch in der geschwätz'gen Welt
Und suchte nicht im wilden Walde Schutz.

Waldbruder.

Allein, was thaten Euch die Menschen?

Helikanus.

Was?
O keine Zunge, keine Sprache, keine Brust,
Kann das so laut, so furchtbar laut verkünd'gen,
So mit Trompetenklang durch Wälder rufen,
Wie ich von dem Geschlecht verfolgt, mich nieder
In tausend schnöde Quaalen tauchen mußte,
Wie lang' ich in des Hasses Schule war,
Und, Jahrelang gehaßt, ein Hasser ward. —

Waldbruder.

Gar mancher steht und wartet in der Welt
Und weiß nicht recht, worauf er warten soll;
Wer zu viel Freundschaft hofft, sieht selbst im Freunde
Den kalten Fremden: diese Alltagswelt
Ist voll von leeren Busen, leeren Herzen,
Daß man die Liebe nicht verschleudern muß,
Um nicht in jenen schlimmsten Fall zu kommen,
Um Liebe einst zu betteln, und wie Bettler
Mit Höhnen von der Thür gewiesen werden.

Helikanus.

Du sprichst mit diesen Worten ganz mein Schicksal;
So ging es wir, so wirds noch öfter sein
Und drum will ich die hohle Welt verlassen.

Waldbruder.

So gehst Du mitten aus dem Schauspiel fort,
Und zürnst dem Dichter, der nur in der Mitte
Die Tugend zu verkennen scheint; doch harre
Des Schlusses, den er Dir noch vorbehält.

Helikanus.

Ich bin es satt, des ekeln leeren Schauspiels,
Wo nichts zusammenhängt und nur Geschwätz
Die müß'gen Scenen füllt. Die Eitelkeit,
Der nicht'ge Uebermuth, Verstellung, Falschheit,
Und Langeweile, die als Narr im Stücke
Belust'gen soll, sind alle mir verhaßt.

Waldbruder.

Nun freilich giebt es Leiden, die den Sinn
Selbst der Geduld empören, und Vernunft
So leer und nüchtern dastehn lassen, wie
Ein schwatzhaft Mädchen, das nur spricht, um schnell
Die lange Zeit des Tages hinzubringen.
Ich will mein Herz in Deinen Busen legen,
Wenn Du mir sagst, was Du gelitten hast.

Helikanus.

O Vater! — kannst Du denken, kannst Du fühlen,
Was Jugend fühlt, was kühnes Blut empört?
Kennst Du die Liebe? — —

Waldbruder.

O fern ab liegt alles
Im Nebel, tief im dunkeln Thal versteckt, —

O freilich war in meinem Lebenslaufe
Auch einmal Morgenröthe, Lerchenklang,
Der dunkle Wald empfing die goldnen Strahlen
Und glänzende Kronen hingen in den Wipfeln,
Mit frohem Muth wollt' ich zu den höchsten klimmen,
— Da stieg die Sonne, aller Trug verschwand,
Das Tageslicht, mit grausam ernster Klarheit,
Verzehrte tückisch meinen Morgenglanz,
Ich blieb im Wald der einzig Lebende. —

Helikanus.

Nun dann — was hättet Vater, Ihr im Rausch
Der Phantasie für Euer Glück begonnen?

Waldbruder.

Ich hätte, — o was nicht? — die starren Felsen
Mit eiserner Geduld geebnet, meine Freunde
Verlassen und in öder Einsamkeit
Nur ihr, nur ihr, der Einzigen, gelebt —
Ja, mehr noch — o ich Thor! daß ich als Greis
Gleich einem Jüngling vor Euch stehe, der
Im Taumel seine Zunge nicht bemeistert.

Helikanus.

Nun dann, ich hab's gethan: ich sah, ich hörte
Nur sie, die Undankbare, alles Leben
War aus der ewigen Natur geflohn,
Und nur in ihr sah ich mich selbst, und fühlte
In ihrer Brust nur was ich wünschte. Stolz
Ward meine Liebe weggeworfen, keiner
Von meinen Seufzern drang zu ihrem Herzen,
Mein Sehnen, meine feurigste Ergebung
War nur Tribut, nur Zinsen ihrer Schönheit,
Auf die sie, überreich, mit Sicherheit

Schon rechnete. Ich sollte Ruhm erwerben,
Ich sollte die Gefahr bestehn: ich that's,
Ich stürzte mich im Kriege in's Getümmel,
Verwundert sah sie mich zurückekehren,
Doch keine Freude blickt aus ihrem Auge. —
Ich sollte arm sein und ich warf verachtend
Die Habe vielen Undankbaren zu,
Und kam die Hälfte ärmer ihr zurück:
Reich sollt' ich wieder werden und ich strebte
Mit allen Sinnen nach des Goldes Glanz,
Ich unternahm, was noch kein andrer wagte;
Auch in den Nächten ward mir keine Ruh,
Ich reiste weit hinein in ferne Lande —
Ich kehre wieder, und — verfluchte Stunde —
Ich kehre wieder, o ihr könnt's nicht fassen,
Für mich ist dieser Wermuth nur so bitter —
Ich kehre wieder — und sie ist verlobt.

Waldbruder.

Ein hart Geschick! doch hört auch die Vernunft —

Helikanus.

Und nun, in aller weiten weiten Welt
Kein Herz, das meines Kummers Hälfte theilte,
So wüst, so leer, so ausgehöhlt die Schöpfung,
Kein Wiederklang im Unermeßlichen —
Nur Hohn, nur bittre Worte, Kälte, höchstens
Ein jämmerlicher Trost mit nicht'gen Worten.

Waldbruder.

Doch laßt nur die Vernunft zur Sprache kommen!

Helikanus.

Vernunft! und wißt Ihr, was Ihr damit sagt?
Vernunft befiehlt, ich soll Vernunft verachten,

Vernunft räth mir, den Kopf hier gegen Eichen
Zu rennen, daß es nur vorüber sei. —

Waldbruder.

Dann ist Vernunft die ächte Raserei!

Helikanus.

Ja, wer nur schwatzen kann, ist sehr vernünftig,
Wer gar nicht fühlt, ist überaus vernünftig,
Wer alt und kalt und starr ist, ist vernünftig,
Vor Ueberklugheit birst, der ist vernünftig!
So sind die Menschen alle, Jammerbrut!

Waldbruder.

Du lästerst, doch mit unbeholfner Zunge,
Wie leichtes Spiel, die Wahrheit Dir zu lehren,
Wenn Deine Leidenschaft nur hören könnte!
Du schiltst die Menschen und bedenkst nicht recht,
Ob Du den Menschen denn ein Mensch gewesen.
Vielleicht kam mancher Dir mit Schmerz entgegen,
Doch konnte nichts Dein eigenlieb'ges Herz
Mit Wehmuth rühren, denn da saß das Bild
Der Liebsten, wies mit schnödem, kaltem Hohn
Hinweg, was nicht zu Deinen Wünschen paßte.
Nun kommst Du her und fluchst und willst dem Walde
Dich treu verbrüdern, wähnst, die Menschen wären
Nicht Deiner werth und dennoch ist es möglich,
Daß Du der guten Menschen unwerth bist.
Drum geh zurück und nimm die Lehre an —

Helikanus.

Sehr weislich! — Aber sagt mir, guter Freund,
Warum habt Ihr die schöne Welt verlassen?

Waldbruder.

Weil, — still, die Thränen kommen mir zurück, —
Ach, jedermann hat nicht so viel gelitten.

Helikanus.

So denkt ein jeder, jeder hält den Schmerz,
Den Er empfindet, für den gräßlichsten. —
O sprecht nicht weiter von der Eigenliebe,
Denn Ihr seid selbst auf Euer Unglück stolz.
So schwatzt ein jeder und ein jeder schwatzt
Nur für sich selber, alle Wörterweisheit
Ist für den Leidenden nur Schellenklang:
Ein Prunk ist's nur, ein bunter Festtagsputz,
In dem die Thoren selber sich gefallen.
Und so lebt wohl, Ihr abgelebte Weisheit,
Wie thöricht war ich, daß ich bei dem Alter
Für meine jungen Schmerzen Lindrung suchte.

ab.

Waldbruder.

Er hat wohl Unrecht, aber nicht so sehr.
Ach freilich wird man alt und zu verständig;
Vernünftig sein, heißt billig sein, doch da
Will jeder den gerechten Richter spielen.
Und ach! was ist gerecht? — Ein Wort, nichts weiter.

Ein Bauer kömmt.

Bauer.

Könnt Ihr mir wohl den Weg nach der Residenz weisen?

Waldbruder.

O ja.

Bauer.

Ich wollte gern den König Gottlieb sprechen.

Waldbruder.

Kommt mit mir. —
Vielleicht solls mir bei diesem doch gelingen
Ihn sicher auf den rechten Weg zu bringen.

Beide ab.

Vorsaal der Akademie.

Der Thürsteher.

Ich weiß nicht, — ob ich mich irre, — aber ich höre schon seit so lange ein Gepolter im Saale, — ob Sie wohl gestern Abend ein gelehrtes Mitglied sollten eingesperrt haben? — Da geht's schon wieder los. — Er sucht den Schlüssel. Gleich, gleich, mein hochgeehrter Herr, — gleich — Er schließt auf, Stallmeister springt heraus. Sieh da, wo kömmst Du denn her?

Nestor kömmt.

Nestor.

Ist der Hund nicht hier?

Thürsteher.

Da ist er.

Nestor.

Der Prinz fragt nach ihm.

Thürsteher.

Gut, da ist er.

Nestor.

Der Hund muß sogleich nach Hause kommen.

Thürsteher.

Schon gut.

Nestor.

Und darum habe ich eigentlich den Hund abholen sollen.

Thürsteher.

Ja doch; hat's noch kein Ende?

Nestor.

Darum will ich ihn lieber gleich mitnehmen. —

Sie gehn ab.

Dorus Landhaus.

Lila.

Bald hier, bald dort
Von Ort zu Ort
Springt Amor und sieht mich schweigend an.
Was willst Du, Kind?
O sage geschwind,
Wo weilt der liebe, erwünschte Mann?

Wie Schattenzüge,
Wie Wolkenflüge,
Ist wandelbar traurig und froh mein Sinn,
Es tönt herüber,
O rufst Du, Lieber? —
Ich sehne mich fort, weiß nicht wohin.

Dorus kömmt.

Dorus.

Du singst ja recht laut, liebe Tochter.

Lila.

Was soll man thun als singen? — Immer klagen ist ein ewiges Einerlei.

Dorus.

Ich will unten in's Dorf hineingehn, der Schmid muß mir mein Ackergeräthe ausbessern.

Lila.

Kommt Ihr bald wieder?

Dorus.

Nachdem es fällt, es hält schwer, ihm deutlich zu machen, was man will.

Lila.

So will ich indessen spinnen.

Dorus.

Thu das, liebes Kind. Er geht.

Lila.

Setzt sich in das Haus nieder, spinnt und läßt die Thüre offen.

So kann man noch zugleich in die freie Landschaft hineinsehn. — O wie wohl thut einem der ruhige Abend. —

Sie singt.

Das Rädchen
Dreht munter
Das Fädchen
Hinunter:
Wo weilst du
O Lieber,
Was eilst du
Fern über?
Und sinn' ich Tagelang
Und spinn' ich Wochenlang,
Bist du mein einzger Gedank. —
Bald seh' ich Seen,
Wenn's Rädchen surrt,
So wie es schnurrt
Erscheinen Feen.

Und Er geleitet
Ist unter ihnen:
Wie stolz er schreitet!
Ihm Geister dienen.
Dann fliegt er fröhlich
Durch Abendröthe,
Es tönt so selig
Die Schäferflöte:
Dann wünsch' ich Schwingen
Zu ihm zu fliegen,
Aufwärts zu springen
In Wolken die Flügel zu wiegen.

Ja, wer das könnte! — O Seligkeit der Lerchen, wie oft hab' ich Euch schon Eure Luft beneidet! Wir müssen langsam einen Fuß nach dem andern setzen, so machen wir Schritte und kommen doch nicht weit. — O Kleon! daß ich immer an dich denke. Oft schäm' ich mich, und werde doch böse, wenn ich es einmal lassen will.

Helikanus aus dem Walde.

Wie lieblich schmiegt sich dort die Abendröthe
Auf jenen grünen Hügel, meine Kindheit
Entdämmert golden aus dem dichten Schatten
Und streckt die lieben rothen Apfelwangen,
Das Unschuldsüße, unbefangne Lächeln,
So sorgenlos dreist in die Welt hinein.
Da will der alte Friede zu mir kommen,
Da will, ich fühls, die Sehnsucht mich besuchen,
Die himmlische, die sonst den trunknen Blick
An den Glanz der Abendwolken fesselte. —
Ich hörte fernher friedlichen Gesang,
Der wie ein Schwan durch kühle Lüfte strich,

Der alles Laub des Walds zum Horchen zwang,
Dem jedes muntre Waldgetöse wich:
Mein Herz erklang in seinen tiefsten Gründen,
Ich sprach zu mir, ich weiß nicht was ich sprach,
Ich ging, den Quell der Melodie zu finden,
Nicht ging ich, nein, es zog mich himmlisch nach.
Wie sich der Himmel rollt in seinen Sphären,
Und jedes goldne Kind zur Regel zieht,
So kann ich der Gewalt mich nicht erwehren,
Wie meine Seele nach den Tönen flieht.
Welch Wunder soll in meiner Brust beginnen?
Es schwebt vor mir empor die Feenzeit,
Ich fühle den Tumult in allen Sinnen,
Wie matt das Herz in mir nach Hülfe schreit.
Die Liebe steht wie Frühling mir zur Seite,
Das trübe Gestern ist jetzt fest verriegelt,
Wie stattlich wandelt nun das neue Heute,
Und ist mit goldner Herrlichkeit beflügelt.
O die Vergangenheit geht in die Ferne,
Am Himmel glänzen neue, schönre Sterne. —

Er kömmt näher.

Welch Wesen! — Unschuld wohnt auf dieser Wange, —
Wie seltsamlich beklemmt mich dieser Anblick,
Die kleine Flur des Hauses, diese Treppe,
Das fleiß'ge Rad, — die holde Aemsigkeit —
Und doch sah ich noch nichts so liebliches. —
Hast Du im Abendrothe hier gesungen?

Lila.

Ich sang, weil ich nichts bessers grade wußte.

Helikanus.

O nur noch Einen Ton, nur Einen Laut,

Damit die Zeit noch einmal sich verjünge,
Das frische Glück die muntern Glieder rege,
Und auf der Flur mit Liebesgöttern tanze.
Schon hält der Götterschwarm auf jenem Hügel,
Nur Einen Klang, so stürzt die bunte Schaar
Hervor und badet sich zu schönrer Jugend
In den melodschen Wellen. — Einen Ton!

Lila.

Wenn Ihr wollt:

Singt.

Feldeinwärts flog ein Vögelein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch, als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,

Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein.

Helikanus.

Sieh, wie Natur den Athem an sich hält,
Wie glorreich dort der Stern des Abends funkelt!
Dein süßes Lied beglänzt die arme Welt,
Wenn gleich der Abendschatten sie verdunkelt.
Wie Mondenstrahlen webt sich's um mich her,
Und höher schlägt die Wollustreiche Welle,
Mich trägt und wieget das harmonsche Meer
Und macht zum Himmel diese kleine Stelle.

Lila.

Ich weiß nicht, wer Ihr seid, mein Herr.

Helikanus.

O verzeih, holdes Mädchen. — Ein verirrter Wandrer —

Lila.

Verirrt?

Helikanus.

Freilich ist der nicht verirrt, der gar keine Straße hat.

Lila.

Ihr habt sie also verloren?

Helikanus.

Ja wohl.

Lila.

Mein Vater wird gleich nach Hause kommen, der soll Euch den rechten Weg weisen.

Helikanus.

Ich danke Dir. — Könntest Du mir nicht einen Trunk Wassers reichen?

Lila.

Ich will Euch einen Becher Wein bringen. ab.

Helikanus.

Sie ist es! — Sie? — Und wer denn, Helikanus? —
Die alle deine Wünsche suchten, nach
Den Polen, unbekannten Landen flogen,
Und nun ist sie gefunden. — Niemals kann
Der Bergmann so sich freuen, der im tiefsten
Bergschacht die große goldne Stufe findet. —

Lila zurück.

Lila.

Hier ist Wein und guter. Trinkt, Ihr werdet auch wohl müde sein.

Helikanus.

Nein, — ja —

Lila.

So setzt Euch dort auf die Bank. — Seid Ihr von weit her?

Helikanus.

O ja.

Lila.

Die Erde ist groß.

Helikanus.

Zu groß, — und doch tausenden zu klein und eng.

Lila.

Wie sollte das möglich sein?

Helikanus.

Gut für Dich, daß Du es nicht begreifst.

Lila.

Da kömmt der Vater.

Dorus kömmt.

Dorus.

Guten Abend. — Du hast einen Gast, Lila?

Lila.

Einen armen verirrten Wandersmann.

Dorus.

Er ist mir willkommen.

Helikanus.

Ich danke Euch für Eure Freundschaft.

Dorus.

Wenn Ihr müde seid, so ruht bis morgen früh in meinem kleinen Hause aus.

Helikanus.

Bis morgen, bis, — ich habe Euch etwas zu sagen.

Dorus.

Redet.

Helikanus.

Ihr seid arm, wie ich vermuthe, wenigstens nicht reich, ich habe mehr als ich brauche, — nehmt und laßt mich in dieser stillen friedlichen Gegend, in Eurer lieben Nähe wohnen. Ich bin ein Mensch, dem alles in der Welt mislungen ist, der keinen Freund gefunden hat: seid Ihr mein Freund. — Was sagt Ihr? Ich will Euch nicht beschwerlich sein, ich will mich in Eure Lebensart einlernen.

Dorus.

Lila, was meinst Du?

Lila.

Wie Ihr wollt, mein Vater, — aber —

Dorus.

Nur bis Kleon zurückkömmt. — Seht, ich will Euch wohl aufnehmen, Herr, aber nur auf kurze Zeit. Ich habe hier noch ein kleines eingerichtetes Haus, das künftig meiner Tochter und ihrem Manne gehören sollte, wenn Euch das recht ist, so mögt Ihr hineinziehn: aber, wie gesagt, auf lange kann ich Euch vielleicht nicht beherbergen. — wollt Ihr's in Augenschein nehmen?

Sie gehn ab.

Königliches Zimmer.

Gottlieb, die Königin, seine Gemalin.

Gottlieb.

Nimmer alterst Du, o Holde, in meinen Gedanken,
Stets bist Du mir lieb, immer noch bleib' ich Dir gut.

Königin.

Ach, mein theurer Gemal, Du kannst Dir die Liebe nicht denken,
Die in treuer Brust Dir Deine Königin hegt.

Gottlieb.

Denken kann ich mir vieles, mein Kind, und so Deine Liebe;
Größer als Ocean wird sie denn doch wohl nicht sein.

Königin.

Kind, ich habe zwar allen Respekt vor Deinen Gedanken,
Aber so hochstudirt bist Du denn warlich noch nicht.

Gottlieb.

Immer halten sich doch die Weiber nur für die Klügsten,
Aber Leute giebt's auch, wie man sagt, hinter dem Berg.

Königin.

Nun der Vers, weiß Gott, war ziemlich lahm auf den Füßen,
Stieß er sich etwa am Stein? daß ihm das Schienbein noch schmerzt?

Gottlieb.

Schienbein! hättest Du doch vor ächten Spondäen nur Achtung:
Wenige hat man nur, diese verschleudre man nicht.

Königin.

Warlich ein schönes Leben! ich soll wohl nicht einmal sprechen
Mehr wie mir's gefällt? — Halte der Henker das aus!

Gottlieb.

Ziemt es der Königin wohl, also plebeje zu denken?
Pöbel und Fürsten sind ungleich im Titel dann nur.

Königin.

Ei wie schön regiert mein Mann das Maul seiner Frauen,
Aber der arme Staat, — o dafür hat's keine Noth!

Gottlieb.

Und was wären denn die Patrontaschen, die neuen Püschel?
Kümmre jeder sich nur erst um sein eigen Revier.

Königin.

Also leben wir nun in zärtlicher Eintracht beisammen,
Dein Herz gänzlich mir, Dir ganz das meine geweiht.

Es klopft.

Gottlieb.

Nur herein!

Bauer.

Wohnt hier der Herr König?

Gottlieb.

Ja, Freund. — Was will Er?

Bauer.

Wenn Sie lesen können, so ist hier ein Brief an Sie. Er kömmt durch einen Expressen.

Gottlieb.

Durch was für einen Expressen?

Bauer.

Je, nämlich durch mich, ich bin expreß dazu ausgesucht unter vielen andern, die nicht den Verstand hatten, einen Expressen vorzustellen. Da der Vorspann nicht gerade bei mir an der Reihe war, so wurd' ich, die Wahrheit zu reden, expreß dazu gepreßt. Und somit übergeb' ich denn nun den Brief.

Gottlieb.

Von wem ist er denn?

Bauer.

Vom benachbarten König, Herr König, eine gute Art von Mensch, wahrhaftig, außer daß er die Bauern etwas schiert.

Gottlieb.

Von unserm geliebten Bruder?

Bauer.

Ja, aber das muß ich sagen, werthgeschätzte Frau Königin, so wie man da in Euer Land hineingeräth, werden die Wege verflucht unsicher.

Königin.

Wie das?

Bauer.

Ja, das weiß ich selber nicht, und wozu es ist, kann ich auch nicht absehn. — Die Chaussee geht erstens aus und dann sind die Wege oft so unendlich breit, daß man sich, wenn man aus dem Fuhrweg in Gedanken herausfällt, fast eine Meile umgehn kann. So ein alter abgelebter Waldbruder hat mich noch zurecht gewiesen. — Sagt mir einmal, warum wird denn das Land nicht mehr angebaut?

Königin.

Die Wege fressen so vielen Platz weg.

Bauer.

O so sollte man zu einem solchen infamen Wege sagen: Weg da! — Denn was kann dabei herauskommen?

Gottlieb.

Höre nur, geliebte Gemalin, was unser Nachbar schreibt. Er liest.

Zuerst, S. T. — was ich nicht weiß, was es zu bedeuten hat, dann folgt:

Wir haben hier in unserm Land vernommen
Der Prinz Zerbino sei um seinen Verstand gekommen,
Es ist bei meiner Ehre und fürwahr
Heuer für den Verstand ein gar zu schlechtes Jahr,
Er will an keinem Orte recht gerathen,
Und schlimm ist's, 's hilft da weder Hacke noch Spaten.
Zum Glück wohnt in dem nordwestlichen Wald,
Ein wilder Zauberer, der heilt die Dummen bald,
Er macht im Seelenreich vortrefflich: such verloren,
Und ist für unsre Kinder recht geboren. —

Es klopft.

Gottlieb.

Nur herein!

Bauer.

Wohnt hier der Herr König?

Gottlieb.

Ja, Freund. — Was will Er?

Bauer.

Wenn Sie lesen können, so ist hier ein Brief an Sie. Er kömmt durch einen Expressen.

Gottlieb.

Durch was für einen Expressen?

Bauer.

Je, nämlich durch mich, ich bin expreß dazu ausgesucht unter vielen andern, die nicht den Verstand hatten, einen Expressen vorzustellen. Da der Vorspann nicht gerade bei mir an der Reihe war, so wurd' ich, die Wahrheit zu reden, expreß dazu gepreßt. Und somit übergeb' ich denn nun den Brief.

Gottlieb.

Von wem ist er denn?

Bauer.

Vom benachbarten König, Herr König, eine gute Art von Mensch, wahrhaftig, außer daß er die Bauern etwas schiert.

Gottlieb.

Von unserm geliebten Bruder?

Bauer.

Ja, aber das muß ich sagen, werthgeschätzte Frau Königin, so wie man da in Euer Land hineingeräth, werden die Wege verflucht unsicher.

Königin.

Wie das?

Bauer.

Ja, das weiß ich selber nicht, und wozu es ist, kann ich auch nicht absehn. — Die Chaussee geht erstens aus und dann sind die Wege oft so unendlich breit, daß man sich, wenn man aus dem Fuhrweg in Gedanken herausfällt, fast eine Meile umgehn kann. So ein alter abgelebter Waldbruder hat mich noch zurecht gewiesen. — Sagt mir einmal, warum wird denn das Land nicht mehr angebaut?

Königin.

Die Wege fressen so vielen Platz weg.

Bauer.

O so sollte man zu einem solchen infamen Wege sagen: Weg da! — Denn was kann dabei herauskommen?

Gottlieb.

Höre nur, geliebte Gemalin, was unser Nachbar schreibt. Er ließt.

Zuerst, S. T. — was ich nicht weiß, was es zu bedeuten hat, dann folgt:

Wir haben hier in unserm Land vernommen
Der Prinz Zerbino sei um seinen Verstand gekommen,
Es ist bei meiner Ehre und fürwahr
Heuer für den Verstand ein gar zu schlechtes Jahr,
Er will an keinem Orte recht gerathen,
Und schlimm ist's, 's hilft da weder Hacke noch Spaten.
Zum Glück wohnt in dem nordwestlichen Wald,
Ein wilder Zauberer, der heilt die Dummen bald,
Er macht im Seelenreich vortrefflich: such verloren,
Und ist für unsre Kinder recht geboren. —

Seine Adresse ist: Herr Polykomikus,
Zu erfragen in der abgelegnen Wildnuß,
Und ist an großen Eselsohren zu kennen,
Die man ihm für seine Mühe wohl kann gönnen:
Er wohnt im untersten Stock in einer finstern Höhle
Und wahrsagt dort, und kümmert sich um keine Seele. —
Der ich verharre in tiefster Unterthänigkeit
Euer
gleichfalls ein König.
Pindarus.
Was denkst Du dazu, meine Gemalin?

Königin.

Laßt sogleich den großen Rath zusammenberufen, und schickt an diesen Mann eine Gesandtschaft.

Gottlieb.

Das wird geschehn. — Bauer, Du sollst Dank haben!

Bauer.

Soll ich? — Nun, das ist schön.

Gottlieb.

Ich bedanke mich.

Bauer.

Und das ist der Dank?

Gottlieb.

Allerdings.

Bauer.

Welch ein wetterwendisches Ding doch unsre menschliche Sprache ist! — Bei uns heißt das Ding da gar nicht Dank.

Gottlieb.

Nicht?

Bauer.

Bewahre! Wer wird die schönsten Wörter so mißbrauchen.

Gottlieb.

Hier hast Dú Geld.

Bauer.

Nun seid Ihr auf dem rechten Wege, fahrt so in Euren Bemühungen fort, und es soll Euch bald gelingen, unsre Sprache wie Eure Muttersprache zu reden. —

Sie gehn ab.

Saal.

Nestor, Leander.

Nestor.

Nein, Herr Leander, nimmermehr werde ich mich dazu bekehren lassen.

Leander.

Aber was macht Dich denn so stetig?

Nestor.

Was? — Wahrhaftig nichts anders, als meine gesunde Vernunft. Das kann ich nimmermehr glauben, daß Ihre Grundsätze der Kritik mehr werth wären, als alle Dichter, die Sie darin loben oder tadeln.

Leander.

Aber höre mich doch nur an.

Nestor.

Ich mag gar nichts weiter hören, es klingt mir gar zu unvernünftig.

Leander.

Durch dergleichen Grundsätze kömmt man ja endlich dahin, vortreffliche Gedichte zu schreiben.

Nestor.

Und diese dienen doch auch nur wieder dazu, daß man Grundsätze darüber schreiben kann?

Leander.

Je nun, das ist wohl wahr, aber man kömmt doch so immer weiter.

Nestor.

Wohin denn endlich?

Leander.

Dahin, — dahin, — versteh, wenn die Menschheit erst ganz vollkommen ist, — daß man am Ende gar keine Gedichte mehr braucht.

Der Arzt kömmt.

Arzt.

Wie geht's?

Leander.

O Freund Nestor ist in der allerhöchsten Raserei.

Arzt.

Wie kömmt das? hat die Medicin nicht gewirkt?

Nestor.

Sie sind ein Narr, Herr Doktor!

Arzt.

Wie? — Ganz gewiß bricht die Epidemie nun aus, ich fürchte, der ganze Hof wird angesteckt.

Nestor.

Wollte Gott, so würde doch diese langweilige Sorte von Verstand aufhören, so gäng und gebe zu sein.

Leander.

Nun hören Sie nur die Raserei an!

Gottlieb kömmt.

Gottlieb.

Was giebt's hier, Leute?

Arzt.

Der Bediente des Prinzen ist auch schon übergeschnappt.

Gottlieb.

Das greift auf die Art um sich. — Nun, habt nur Geduld, Leute, wir wollen uns einen Zauberer, einen Mann mit Eselsohren verschreiben, der soll Euch alle kuriren. — Schnell ab.

Arzt.

Sollte es so weit kommen? — O Himmel! so danke ich dir auf den Knien, daß ich kein großer Hexenmeister bin. Ab.

Leander.

Nun wird an ihm ein Exempel statuirt werden, mein Freund.

Nestor.

Wie so?

Leander.

Er wird nun öffentlich müssen Abbitte thun, daß er dumm gewesen ist. Eine Kirchenbuße, die ihm gar nicht schadet. Geht ab.

Nestor.

In meinem Kopfe ist mir seit heute früh ganz anders zu Muthe, das ist wahr, aber warum das nicht eben so gut soll Verstand sein können, begreife ich nicht. — Ab.

Großes Gericht.

Gottlieb, als Vorsitzer, die Räthe, Hinz, Lysippus, Simonides. —

Gottlieb.

Ich habe Euch nun den Brief meines benachbarten Bruders und Königs vorgelesen.

Räthe.

Ja, mein König.

Gottlieb.

Und Ihr habt den Inhalt verstanden und begriffen?

Räthe.

Ja, Ihro Majestät.

Gottlieb.

So ist der Mann nach meiner Meinung nicht gänzlich zu verachten, der solche Wunderkuren vorzunehmen im Stande ist. —

Die Räthe.

Gewiß nicht. —

Gottlieb.

Geht also Ihr, unser getreuer Lysippus, mit ununschränkter Vollmacht, und nehmt den Simonides als Euern Legationssekretär mit Euch. — Eure Bemühungen seien gesegnet — Lysippus und Simonides ab. — Und nun ist die Sitzung aufgehoben. — Sie gehn ab.

Dritter Akt.

Das Innere der Höhle des Polykomikus.

Der Jäger als Chor,
der aus einer Art von Kamin herauskriecht.

Da sind wir in der Höhle des berühmten
Herrn Polykomikus, des Zauberers.
Ich komme durch's Kamin und gebe mir
Die Mühe, Euch ein Wörtchen noch zu sagen.
Doch muß ich kurz sein, denn er kömmt nun bald,
Und fänd' er mich, so gält' ich ihm als Dieb,
Er könnte meine Tugend sehr bezweifeln.
Es diente mir nicht zur Entschuldigung,
Daß ich sein Haus nur habe nutzen wollen
Mit Euch, Geehrteste, zu konversiren:
Er meint, er habe nur allein das Recht,
In seinem Zimmer hier zu sprechen. Sagt,
Doch ohne Spaß, verstehet Ihr wohl Spaß?
Und wenn Ihr ihn von Herzen liebt, so müßt
Ihr hierauf doch mit Ernste Antwort geben,
Denn sonst ist es mit der Versichrung Spaß.
Es ist nicht das, daß Ihr wohl gerne lacht,
Und manchmal abgeneigt dem Ernste seid,
Daß Ihr das Leben in zwei Hälften theilt
Und lacht, damit der Ernst Euch wieder schmeckt:
Habt Ihr's schon je versucht, den Scherz als Ernst
Zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln?

Mit Leiden
Und Freuden
Gleich lieblich zu spielen
Und Schmerzen
Im Scherzen
So leise zu fühlen,
Ist wen'gen beschieden.
Sie wählen zum Frieden
Das eine von beiden,
Sind nicht zu beneiden:
Ach gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden. —
Drum nehmt die Sachen nicht zu ernsthaft, doch
Auch wiederum zu spaßhaft nicht, denn jenes
Bekannte utile dulci, diesen Syrup,
Der von Catarrhen uns erlösen soll,
Trefft Ihr bei uns in Vers und Prosa nicht.
(Durch uns versteh' ich mich und auch den Dichter)
Ihr werdet nebenher wohl merken, daß
Zur Handlung dieses Stücks ich nicht gehöre,
Denn Handlung wünscht Ihr doch: ich bin im Namen
Von Euch Zuschauern da, und wo Ihr seid
Da bin auch ich: ach! bessert Euch, ich flehe,
Ja bessert Euch, und nehmt an mir Exempel.
Ich war, wie Ihr, in meinen bessern Tagen
Zuschauer einst, bei einem bessern Stücke,
Als dieses ist: ich saß und schüttelte
Oft mit dem Kopf und machte weise Mienen,
Nichts war mir recht, bald hatt' ich dies bald jenes
Zu tadeln, und die ärmlichste Verachtung

War zur Verachtung mir nicht tief genung,
Um damit jenen Dichter zu bestrafen:
Doch kaum war nun das Stück beendigt, siehe,
So zeigte sich der Zorn der Götter, (Freunde,
Ihr glaubt doch Götter? thut's um Gottes willen!)
Sie legten mir zur schweren Strafe auf
Als Chorus durch dies lange Stück zu wandeln,
Prologus und Epilogus zu werden,
Um Euch zum günst'gen Mitleid umzudrehen;
Erbarmt Euch, laßt Euch doch das Stück gefallen,
Sonst muß ich noch im andern Buße thun.
Und trotzet nicht auf Eure Sicherheit,
Daß Ihr nicht auch an Euch und Euren Kindern
Die Schmach erlebt, daß sie als Chor, daß sie
Als Epiloge wandern: seht, ich darf
Beileibe nicht in's Stück hinein, und drum
Adieu! denn hier kömmt schon der Zauberer.

Ab.

Polykomikus

tritt mit seinem Stabe ein und spricht:

Ein Zaubrer bin ich, Polykomikus genannt,
Und weit und breit bei Fürsten wohl bekannt,
Ich that nach meiner alten Weise
So eben eine weite Reise,
Da wär' ich endlich wieder hier zu Haus,
Und warlich, ich geh' nun in langer Zeit nicht aus.
Beim Kuckuck! jo! (doch still, ich will nicht fluchen)
In drei Jahrhunderten will ich Niemand besuchen.
Es ist beim Zaubern doch kein ächter Segen,
Drum will ich das Gewerb bei Seite legen.

Die Einsamkeit soll mir recht schön bekommen,
Ich habe lange nicht Arznei genommen,
Der neuste Tiefsinn liegt noch ungelesen,
Ich lasse von der Dummheit andre genesen,
Und bleibe selbst ein Narr, ein dummer Teufel,
Die Menschenliebe geht zu weit, das ist kein Zweifel.
Voll Staub sind meine Bücher und mein Tisch
Und nirgends seh' ich einen Flederwisch.

Er wischt mit seinen Ohren den Tisch ab.

Nun an's Studiren rasch hinan,
So wird aus mir vielleicht ein ganzer Mann;
Es ist nur um eine kleine Müh,
So ist man baldigst ein Genie,
Daß man im Stande ist, Gesetze vorzuschreiben,
Und wie man will, sein Wesen dann zu treiben;
Ein Zaubrer bin ich nur, weil man muß was erwerben,
Denn sonst müßt' ich ja warlich Hungers sterben,
Durch dies Gewerbe kann ich unabhängig leben
Und unermüdet nach den Wissenschaften streben:
So will ich denn nur frisch studiren,
Es muß ja doch zu etwas führen. —

Er setzt sich nieder und vertieft sich in den Wissenschaften.

Wildverwachsner Wald.

Lysippus, Simonides.

Lysippus.

Da sind wir nun in der Wildniß. —

Simonides.

Ja, in der wildesten, die ich noch gesehn habe.

Lysippus.

Muß sich Weisheit denn so abseits thun?

Simonides.

Die Einsamkeit muß ihr doch gut bekommen.

Lysippus.

Zum Henker noch einmal, wir werden wie die Narren herumgeschickt und haben nicht einmal freie Post bekommen.

Simonides.

Ja, keine Station erstreckt sich bis hieher.

Lysippus.

Und sieh nur, nirgend seh' ich Häuser.

Simonides.

Oder Menschen.

Lysippus.

Ja nicht einmal Bauern.

Simonides.

Was nun ein Gesandter wohl hier machen soll?

Lysippus.

Hier sollen wir nun unser Geld verzehren.

Simonides.

Wenn man noch fragen könnte, wo der Weg hinginge!

Lysippus.

Oder herkäme.

Simonides.

Hier ist gar kein Weg.

Lysippus.

Nichts als Bäume, Sträucher, Felsen, verfluchtes Unkraut. Mir fallen lauter Sterbegedanken ein.

Simonides.

Aber Sie haben ja die Vollmacht bei sich.

Lysippus.

Was kann die uns hier nutzen?

Simonides.

Aber das königliche Siegel.

Lysippus.

Nehmt doch nur Vernunft an, Herr Sekretär, die Bäume können ja nicht lesen.

Simonides.

Verdient's denn aber der Prinz, daß man sich seinetwegen in diese Todesgefahr begiebt?

Lysippus.

Ach, was kann er verdienen! Wir sind ausgebildete Menschen und vollendet; es ist aber noch ungewiß, was, trotz aller Zauberei, trotz unsrer Aufopferung aus ihm wird.

Simonides.

Wenn wir nur einen Compaß mitgenommen hätten, daß wir wüßten, in welcher Weltgegend wir uns befänden.

Lysippus.

Kann man das an solchem Dinge sehn?

Simonides.

Ohne Zweifel.

Lysippus.

Ich dachte, er wäre nur auf der See zu gebrauchen.

Simonides.

Wenn wir so überzwerch plötzlich in Amerika hineingeriethen, oder in einen andern fremden Welttheil.

Lysippus.

So könnten wir bei der Gelegenheit eine neue

Straße Davis entdecken. Glaubst Du denn auch, daß die Pole eingedrückt sind?

Simonides.

Man sagt's.

Lysippus.

Wenn uns unsre Gelehrsamkeit nur aus der Irre helfen wollte.

Simonides.

Was geht denn da?

Lysippus.

Gottlob, ein heiliger Einsiedler, der seinen Rosenkranz abbetet. —

Der Waldbruder.

Waldbruder.

Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben. —
Gewiß, ein schöner Wunsch; o wenn die Seele
Nur immer die magnet'sche Kraft empfände,
Die sie zum Himmel zieht: doch rückwärts zieht
Die Erde und so schweben wir im Zweifel
Und wissen nicht, wofür wir uns entscheiden.
O laß uns los, du unbarmherz'ge Erde,
Damit die Seele ihre Flügel prüfe,
Im klaren Element des Lichtes webe,
Und sich dem Aether, ihrer Quelle, nahe.

Lysippus.

Seid uns gegrüßt und erlaubt, daß wir Euch in Eurem Gebete unterbrechen.

Waldbruder.

Ich nehme Euren Gruß dankbar an.

Lysippus.

Ich bin ein Gesandter, ein Abgesandter, wenn

Ihr die Bedeutung dieses Wortes und meine Würde versteht; — hier, seht Ihr, ist die königliche Vollmacht, — eigenhändig unterschrieben, Gottlieb simpel weg, — hier das Petschaft, — nun seht's nur an, denn so was kömmt Euch selten in die Augen.

Waldbruder.

Schon gut.

Lysippus.

Habt Ihr Euch genug verwundert, Ihr guter unschuldiger Waldbruder? — Ja und nicht wahr, Ihr findet doch, daß ich so ziemlich herablassend bin?

Waldbruder.

O ja. —

Lysippus.

Die Sitten, seht Ihr, Herr Waldbruder, verfeinern sich in unserer großen Welt von Tage zu Tage, das ist keine Uebertreibung, wir bringen es in der Menschenliebe schon ziemlich weit, und es werden alle Tage neue Sätze selbst von hoher Hand genehmigt, die vor zehn Jahren die ärgste Ketzerei waren, und darum habe ich auch mit Euch und Eurem Stande ein gewisses Mitleid. Aufgeklärt bin ich so ziemlich, um Euren Rosenkranz da gehörig zu verachten, aber Ihr seid ja auch ein Mensch und könnt nicht dafür, daß Ihr nicht mehr erleuchtet seid.

Waldbruder.

Freilich nicht. — Habt Ihr mir aber außerdem noch etwas zu sagen?

Lysippus.

Nicht viel. Wißt Ihr vielleicht, wo wohnt denn der Zauberer, — Sekretair, wie ist der verwünschte Name?

Simonides, die Schreibtafel nachsehend.
Polykomikus.

Lysippus.

Ganz recht. — Also, wo dieser Mann sich aufhält, oder wohnt.

Waldbruder.

Bei jener Eiche findet sich ein Fußsteig,
Wenn Ihr von dort den dicksten Wald durchschneidet
Und immer in gerader Richtung bleibt,
So kommt Ihr endlich einem Felsen nah,
Der schwarz gebrannt und wüst und traurig steht,
Von oben wächst in Büschen Epheu nieder;
Dort ist die Wohnung dieses Zauberers.

Lysippus.

Vielen Dank, mein Freund, was für eine Art von Menschen ist er denn ohngefähr?

Waldbruder.

Ein Riese, noch einmal so groß als Menschen,
Und mürr'schen Tempraments; schon mancher suchte
Mit Schaden seine mächtige Bekanntschaft.
Wenn Ihr ihn nicht bei guter Laune trefft,
So achtet er deß Siegels und der Vollmacht
So wenig als des Königs Namenszug.
Oft hat er keine Lust, mit Zaubereien
Sich zu beschäftgen, dann verwandelt er
Sich schnell in mancherlei Gestalten: bald
Ist er ein Mensch, ein Thier, ein fließend Wasser,
Ein lodernd Feuer, aber immer schrecklich.
Lebt wohl, ich muß zu meiner stillen Klause. Ab.

Lysippus.

Lebt wohl. — Das muß ja auf die Art ein rechter verruchter Kerl sein.

Simonides.

Sie haben den Vortritt bei ihm, ich bleibe in der Antichamber.

Lysippus.

Nein, Sekretair, Sie überreichen die Vollmacht.

Simonides.

Nein, daß ich mich dessen nimmermehr erkühnte.

Lysippus.

Es ist Ihre Schuldigkeit.

Simonides.

Ich verrichte nur den kleinen Dienst.

Lysippus.

Was nennen Sie den kleinen Dienst?

Simonides.

Die wirklichen Geschäfte. — Sie thun den großen Schein ab.

Lysippus.

Nimmermehr komm' ich ihm nahe. — Muß sich ein Kerl unterstehn, sich zu verwandeln, wenn man ihm des Königs Brief und Siegel zeigt?

Simonides.

Es ist vielleicht ein Naturfehler an ihm, für den er nicht kann.

Lysippus.

Ei was! — Ich dächte, wir ließen den Prinzen lieber in seiner Raserei umkommen.

Simonides.

Das läuft aber gegen unsre Pflicht.

Lysippus.

Ei was Pflicht? — Wenn mich der Riese auf-

frißt, so hat mein Leben und meine Pflicht zugleich ein Ende.

Simonides.

Aber der Patriotismus.

Lysippus.

Ja, daß ich doch ein Narr wäre!

Jeremias tritt auf.

Simonides.

Was ist das für eine Mißgeburt?

Lysippus.

Der da? Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner.

Simonides.

Aber er hat einen Höcker und schielt, dabei trägt er Strümpfe von zweierlei Farbe: ganz gewiß ein Sonderling.

Lysippus.

Er affektirt im Gange, er will ein leises Hinken ausdrücken und es geräth ihm zu plump.

Jeremias

geht an ihnen vorbei, er singt:

Den Teufel kennt fast Niemand
Und wär' er noch so dick;
Das Auge sieht nicht die Hand
Und das ist großes Glück.
Sonst lebte sich's so sicher nicht
Am Tageslicht, am Tageslicht.

Die Tugend kennt ein jeder
Und wär' sie unsichtbar;

Es sucht sie keiner, weder
Bei blond' noch greisem Haar.
Drum lebt ein jeder so in Ruh
Frisch immer zu, frisch immer zu.

Diese Gesellen dort scheinen mir ein paar Narren zu sein. — Gute Jagd, wenns Glück will.

Lysippus.

Was hat uns der Himmel an Euch beschert, Kohlenbrenner, einen Freund oder einen Esel?

Jeremias.

Beides, meine hochgeehrtesten Herren. — Wollt Ihr mich vielleicht sprechen?

Lysippus.

Das wäre auch der Mühe werth gewesen, so weit darnach zu reisen.

Jeremias.

Warum nicht? — O Gott, mich besuchen viele Leute, Leute aus allen Ständen; nach meinem Herrn wüßt' ich keinen, der hier in der Wildniß so viel gälte.

Lysippus.

Wer ist Dein Herr?

Jeremias.

Ich kennt meinen Herrn nicht? o da seid Ihr übel dran. — Kennt Ihr den großen Mann, den größten Mann, den Polykomikus nicht?

Lysippus.

O den kennen wir sehr gut, zu ihm wollen wir eben.

Jeremias.

O welches Glück, daß wir uns also angetroffen haben, denn ich bin sein Thürsteher, sein armer un-

würdiger Bedienter, sein Aufwärter, einer, der Schüssel und Teller für ihn abwäscht, der die Stuben ausfegt und seine Schriften abschreibt, sie ihm auch zuweilen erklärt, wenn er sie wieder vergessen hat. Des Sonntags halte ich ihm eine Predigt, damit ich ihm doch auch für seine Seele nützlich bin, ich singe aber den Kanzelvers selber vorher, damit er nicht den Aufwand mit einem Küster zu bestreiten hat, denn Sparsamkeit ist doch die erste Tugend in der Welt.

Lysippus.

Was haben wir hier in der Wildniß für einen Polyhistor aufgegriffen.

Simonides.

Ein großer und ein überaus praktischer Mann.

Lysippus.

Er ist leicht mehr werth, als sein Herr.

Jeremias.

Außerdem hab' ich auch das Thürstehen aus dem Grunde studirt, und so leicht einem diese Wissenschaft im Anfange vorkömmt, so viele und große Schwierigkeiten zeigen sich doch hernach; man kann nachher kaum an die Bescheidenheit mehr zurückdenken, wenn man es erst weit gebracht hat.

Lysippus.

Excentrisch scheint Er mir doch.

Jeremias.

Vielleicht gar verrückt.

Lysippus.

Verrückt nun wohl eben nicht, denn dazu müßten wir noch mehr psychologische Merkmale sammeln. — Von welcher Art ist denn Dein Herr?

Jeremias.

O er ist unvergleichlich. So sanft wie ein Kind, so liebreich wie eine Taube.

Lysippus.

Man beschrieb ihn uns als einen Kannibalen.

Jeremias.

Nun ja, so wird die Tugend gelästert: glaubt keine Sylbe davon, Ihr meine verehrungswürdigen Herren; selbst der Satan spricht von meinem Herrn Gutes, also laßt Euch dadurch nicht irre machen.

Lysippus.

Nun, so wollen wir denn gehn.

Jeremias.

Habt Ihr vielleicht Briefe an ihn?

Lysippus.

Ja, hier ist eine große königliche Vollmacht.

Jeremias.

Zeigt doch. — Ei, recht hübsch geschrieben, und schön gesiegelt: Ihr führt einen Affen im Schilde?

Lysippus.

Ja, allerdings.

Jeremias.

Nnn das ist brav von Euch. — Wollt Ihr hier diesen Fußpfad einschlagen? — Ich will Euch folgen. —

Sie gehn, er hinter ihnen und verwandelt sich plötzlich in einen großen Vogel.

Lysippus, ohne sich umzusehn.

Ist es noch weit?

Jeremias, schnarrend.

Gar nicht.

Lysippus, sich umsehend.

Was Teufel haben wir denn hier? Wer seid Ihr?

Jeremias.

Der Eulenkönig.

Lysippus.

Wer?

Jeremias.

Könnt Ihr nicht gut hören? — Eulenkönig!

Simonides.

Was ist das?

Jeremias.

Ein Mann, der über die Eulen herrscht.

Lysippus.

Wo ist der Kohlenbrenner geblieben?

Jeremias.

Kohlenbrenner? Ihr ras't, ich spreche schon eine halbe Stunde mit Euch und Ihr habt mich ja gebeten, Euch zum Polykomikus zu führen, der Euch fressen will, da Ihr den Weg nicht wüßtet.

Lysippus.

Simonides!

Simonides.

Herr Ambassadeur!

Lysippus.

Wenn ich schlafe, so gebe ich Dir die Erlaubniß, mich aufzuwecken.

Simonides.

Wen ich nicht träume, so wachen wir.

Sie stehn in tiefen Gedanken.

Jeremias
verwandelt sich in seine erste Gestalt.

Nun, wollen wir nicht gehn, meine Herren?

Beide.

Sieh da! — der Thürsteher!

Lysippus.

Kohlenbrenner, so eben kam mir's vor, als wenn ein Eulenkönig mit uns ginge.

Jeremias.

Ei, welche Schwärmereien!

Simonides.

Nein, gewiß.

Jeremias.

Ei, schwören Sie doch nicht, es giebt gar keine Eulenkönige. Ich bin Ihnen nicht von der Seite gegangen. Gehn Sie nur zu, es wird spät. Sie gehn, er verwandelt sich in einen großen Affen. Hallu! hallu!

Lysippus.

Was giebt's, Herr Thürsteher? — O ach! Simonides!

Simonides.

Lysippus!

Lysippus.

Mir vergehn die Sinne, — aller Verstand. — Hundert gegen eins, ich werde toll.

Jeremias, stotternd.

Ha — habens ni — nicht den Eu — Eu — Eu — Eulenkönig gespro — sprochen?

Lysippus.

Eulenkönig?

Jeremias.

Ich bin sein Haushofmeister, — Aff, Gras — Grasaff, sonst auch genannt Grasemücke, sing' liebliche Lieder; neh — nehm sich vor dem Kohlenbrenner in Acht: er ist ein Verräther!

La — la — la — lacht doch,
Wa — wa — wa — wacht Ihr noch?
Tu — tu — tu — tummle dich,
Verstand, — o — sa — sa — sammle dich.

Als Eule. Jup! wohin meine Herren!
Als Affe. Wa — wa — warum lacht Ihr nicht?
Als Jeremias. Meine Herren, wir kommen zu spät.

Lysippus

Warum soll ich mich länger geniren?

Fängt an zu singen:

Toller und toller!
Voller und voller
Mein Gehirn;
Dieser Koller
Ach was soll er
In der Stirn?

Simonides.

Auf! auf! zum lustigen Reigen!
Laßt Kuckuck und Gänserich schweigen,
Die Fiedel klinge darein.

Beide.

Lustig zum jauchzenden Reihn,
Vernunft soll niemals, niemals unter uns sein.

Jeremias, singend.

Wie sie schwärmen!
Wie sie lärmen!
Immer dreister,
Lieben Meister!
Künftig wird's Euch gar nicht fehlen
Am Hofe alle Gunst zu stehlen.

Alle drei mit Tanzen.

Juchhei, hopsasa!
Dalderei, hopsasa;
Immer zu
Ohne Ruh,
Hopsasa
Ja, ja,
Nichts als hopsasa! — Sie schwärmen ab.

Höhle des Polykomikus.

Polykomikus.

Jeremias! — Ich bin so müde, denn — meine Schriften — eine gewisse Langeweile ist doch warlich immer mit geistreicher Gründlichkeit verbunden. — Ich habe heut in meinem besten Buche zu viel und mit zu großer Freude gelesen. — Jeremias!

Jeremias tritt auf.

Polykomikus.

Hast Du das Bett schon gemacht, Bedienter?

Jeremias.

O ja, gnädiger Herr.

Polykomikus.

Was ist Dir, Du siehst so schalkhaft aus, Du hast gewiß wieder einen Streich ausgeführt?

Jeremias.

O mein Herr, alle Ribben thun weh
Vom entsetzlichen wilden Gelache:
Kommt Euch Volk aus der Stadt Euch zu sehn,

Wollen Rath, und nun fragen sie mich
Voller Weisheit und sind Psychologen;
Bin erst ernst und kirre sie mir,
Laß sie treu dann mir alles erzählen:
Dann beginnt unvermerkt mein Gespött,
Jener alte sehr liebliche Spaß:
Bin bald Vogel — bald Aff' nnd dann Mensch, —
Ach sehr bald ward der Rest des Verstands
Wie gestoben so weit in die Luft:
Und nun tanzen und schwärmen sie rasend
Immer wilder und wilder dahin,
Alle Bäume stehn da voll Erstaunen,
Alle Felsen betrachten verwundernd
Dieses Chor, das so toll da herumschwärmt:
Und nun lass' ich sie dort in dem Wald
Und Ihr eigen Gelächter hält munter
Diese Narren, sie taumeln noch immer
Von Gesträuch zu Gesträuch und betrachten
Bald den Himmel, die Erde, die Luft
Und belachen wie toll was sie sehn:
Auf ein Jahr ist der Ernst für sie todt.
O mein Herr, könnt Ihr Euch denn was Lustigers denken?

Polykomikus.

Du bleibst doch immer der Alte. — Gute Nacht.

Er geht in seine Schlafkammer.

Jeremias.

Gute Nacht. — Jetzt zum Abendsegen.

Er setzt sich zum Lesen nieder.

Dorus Landhaus.

Helikanus allein.

Ich kann nicht ruhn, die Sorge treibt mich früh,
Noch ehe die muntre Sonn' vom Schlaf erwacht,
Von meinem Lager. — O wie wechselnd ist
Doch mein Gemüth, so wandelbar, veränderlich
Ist nichts mehr in der weiten Welt: denn bald
Bin ich so glücklich, so von Herzen froh,
So in mir selber groß, daß ich mit Frechheit
Die Sterne pflücken möchte, und wie Blumen
Zum Kranze für mein Haupt zusammen flechten.
Ein Augenblick, so wechselt diese Flut,
Sie tritt zurück und macht das Ufer nackt,
Und ärmlich dünkt mir dann mein ganzes Innre:
Dann könnt' ich mit dem Bettler tauschen, sterben,
In ferne, niebesuchte Höhlen kriechen,
In ewiger Betrachtung meines Jammers
Ein langes quaalenvolles Leben schmachten:
Dann seh ich ihren Blick, ein Lächeln grüßt
Den eingekrümmten Geist und alles ist
Vergessen, mir gehört die ganze Welt. —
Bald kömmt das Bild der göttlichen Kleora
Und geht an mir mit ernstem Schritt vorüber:
O dann versink' ich tief, die Erde weicht
Vor meinen Füßen und ich taumle trunken;
Jetzt denk' ich, wie Kleora lächelte
Und Lila's Lächeln ist kein Lächeln mehr,
Und sie steht arm und dürftig bei der Pracht,
Die Strahlen aller Sonnen gehn mit jener
Und Lila bleibt in trüber Dunkelheit.
Dann sag' ich wieder: nein, wie Lila war

Noch nie ein Mädchen; diese Huld und Milde,
Dies Himmlische in ihrem sanften Auge,
Der stille Glanz der Lieblichkeit, die sich
In keine harten Worten fesseln läßt, —
O welche Quaal in dem verwirrten Busen!

Lila tritt auf.

Lila.

Hört Ihr wohl, wie die Lerche singt?

Helikanus.

O ja, liebe Lila.

Lila.

Ihr seid immer früh munter, die Leute aus der Stadt schlafen sonst gern länger.

Helikanus.

O wer kann schlafen, der an Lila denkt?

Lila.

Ihr fangt schon wieder an.

Helikanus.

Höre mich.

Lila.

Ich darf nichts hören.

Helikanus.

Bist Du so grausam? Kannst Du es mit dieser Bildung sein?

Lila.

Ihr wißt nicht, was Ihr wollt, und darum muß ich so sein.

Helikanus.

Du bringst mich zur Verzweiflung.

Lila.

Dahin bin ich durch Euch schon längst gekommen.

Helikanus.

Warum bist Du so liebenswürdig.

Lila.

Warum seid Ihr, — doch, ich will schweigen. Ich mag Euch nichts Hartes sagen.

Helikanus.

O sag es, was kümmern mich die Worte, wenn Du mein Herz zerreißest.

Lila.

Ich kann Euch nicht lieben, ich kann nicht; was quält Ihr mich und Euch? — Soll ich von Kleon lassen? Ihr seid rasend, wenn Ihr es fordert; ich bin schlecht, wenn ich ihn vergesse. Soll ich schlecht, wollt Ihr wahnsinnig sein?

Helikanus.

O Lila!

Lila.

Lebt wohl. — Sie geht ab.

Helikanus.

Und was soll ich ihr nun sagen? — Ich kann nicht fort, ich kann nicht bleiben. Mein Herz will im Busen zerspringen und doch hat sie Recht. — O ja, aber es ist Unsinn, Raserei, hier von Recht und Unrecht zu sprechen, nur daran zu denken. — Ich will in den tiefsten Wald gehn und mich vor meinen Gedanken verbergen, oder sie recht liebevoll um mich her versammeln; der Krieg der widerstreitenden Gefühle wird von neuem beginnen. — Ich wollte, ich wäre todt, dann würde Lila meinen Verlust und meine Liebe fühlen. —

Geht ab.

Wald. Vor der Höhle des Polykomikus.

Jeremias sitzt, an einen Felsen gelehnt, und liest aufmerksam in einem Buche.

Jeremias.

Die Sonne geht schon auf, da ist es gerade die rechte Zeit, um seinen Geist zu beschäftigen.

Satan tritt aus dem Walde heraus.

Satan.

Nun Jeremias, wie geht es Dir?

Jeremias.

O unterthänigster Knecht, gut, Ihro Excellenz aufzuwarten.

Satan.

Was liesest Du denn da mit so vieler Anstrengung.

Jeremias.

Ein recht gutes Buch, das den Titel führt: religiöse Morgenbetrachtungen.

Satan.

Du kehrst Dich ganz um, mein lieber Freund, Du wirst mir gar zu fromm, ein wenig kann der Heuchelei wegen nicht schaden, und das thu' ich wohl selber, aber zuviel davon ist ungesund.

Jeremias.

Wie man es nimmt, hochzuverehrender Herr Satan, nachdem man es genißt. Und warum sollen wir denn immer so ruchlos in den Tag hineinleben? Dabei kömmt doch auch nicht viel heraus.

Satan.

Freund, Du ärgerst mich, daß Du Dich nach und nach so gänzlich verwandelst.

Jeremias.

Der Verstand kömmt einem erst mit den Jahren, das ist einmal so im Laufe der Natur und es ist nicht zu ändern. Sehn Sie, unbegreiflich ergötzen mich diese Morgenbetrachtungen, der Aufgang der Sonne und das Entzücken und Erwachen der Natur ist recht poetisch beschrieben, und so sitz' ich nun hier und vergleiche so wie die Sonne höher steigt, Zug für Zug die Copie mit dem Original. Ich lerne daraus ganz klar, auf welche Art man nimmermehr den Morgen beschreiben sollte, und damit ist doch bei alle dem schon vieles gewonnen.

Satan.

Es ist aber doch immer religiöse, und das Wort ist mir in den Tod verhaßt.

Jeremias.

Im Grunde besagt es nur der Titel so, denn wenn man es religiöse liest, freilich so ist es, dann sind aber auch alle Bücher religiöse.

Satan.

Seit wann bist Du denn so spitzfindig geworden?

Jeremias.

Ach gnädiger Herr Satan, man sucht doch seine Seele auf alle mögliche Art auszubilden. — Wie geht es denn sonst mit Ihren Projekten?

Satan.

Ich habe sie ganz und gar aufgegeben und lebe nun nur so in den Tag hinein; so lange man noch nicht über die Plane hinaus ist, ist man noch nicht weit gekommen.

Jeremias.

Das sag' ich auch immer, besonders für einen Dichter, wie Sie sind.

Satan.

Du nennst mich einen Dichter?

Jeremias.

Den ersten Tragödiendichter in der Welt, hochzuverehrender Herr. An Dero Planen ist vielleicht nur das auszusetzen, daß sie alle zu sehr aufs Gräßliche hinauslaufen. Es fehlt hin und wieder die schöne Simplicität der griechischen Tragödie.

Satan.

Wie meinst Du das?

Jeremias.

Sie fangen es mit einem Worte zu teufelmäßig an, zu satanisch, zu höllenbrändisch: freilich macht es Effekt, aber, bester Herr, Sie gerathen zu oft in's Manierirte. Die reine Schönheit, Herr Satan! die reine Schönheit, das ist's, wonach wir ein Trachten empfinden.

Satan.

Ich glaube Du bist rasend geworden. Ein Dichter! lieber gar ein Verliebter! — Was macht Dein Herr?

Jeremias.

Immer noch der Alte, der Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Satan.

Hat er sich das noch nicht abgewöhnt?

Jeremias.

Ganz versessen ist er darauf, es wird mit jedem Tage ärger.

Satan.

Er schläft wohl noch?

Jeremias.

Wenn er nicht studirt, gewiß.

Satan.

Ruf ihn doch, ich möchte ihn wohl wieder einmal sprechen.

Jeremias.

Belieben Sie nur zu klingeln, so kömmt er von selbst.

Satan.

Es wird mir wohl um's Herz thun, ihn nach so langer Zeit wieder zu sehn. *Er klingelt.*

Polykomikus mit der Nachtmütze aus dem Fenster.

Polykomikus.

Will mich ein Fremder kennen lernen?

Jeremias.

Der Herr Satan wollten gern das Vergnügen haben.

Satan.

Nun wie gehts, Du alter Kalmäuser? Du Stubensitzer? Was für neue Gedanken hast Du mit Deinem Kopfe herausgebracht?

Polykomikus.
Sehr höflich die Mütze abnehmend.

Meinen Sie mich, mein Werthgeschätztester?

Satan.

Mich? Wen sonst, Du Eselsgesicht? Ich glaube Du spielst den Hofmann auf Deine alten Tage?

Polykomikus.

Mit wem hab' ich denn die Ehre zu sprechen?

Satan.

Ei so stell Dich, Hans Hasenfuß! — Die Rolle kleidet Dich sehr schlecht.

Polykomikus.

Mein Werther, ich hatte erst die Absicht, Sie mit Humanität zu überwältigen; aber ich sehe wohl, daß das die Perl vor die Säue werfen hieße; Sie werden es also nicht ungütig nehmen, wenn ich nunmehr das Rauhe herauskehre.

Satan.

Mir so zu begegnen.

Polykomikus.

Ja Niemand anders als Ihnen, gerade Ihnen, weil Sie es sind. Ich wollte unsern ehemaligen Umgang auf eine höfliche Art abbrechen, aber jetzt seh' ich mich genöthigt, Ihnen ohne weitre Umstände mein Haus zu verbieten.

Satan.

O mein Lieber, wenn Er ohne den Satan leben kann, so ist das gut für ihn, deswegen braucht er noch nicht so den Renommisten zu spielen.

Polykomikus.

Wenn man sich auf die Moral applizirt, so wie ich gegenwärtig thue, so kann man Sie füglich entbehren. Mein bester Herr Satan, ich muß Ihnen gestehn, daß alle Leute von Ihnen sagen, Sie wären ein unmoralischer Bursche. Was für Teufeleien fangen Sie in unserm Jahrhundert an! Mit einem Wort, ich will nichts mit Ihnen zu schaffen haben. Er wirft das Fenster zu.

Satan zornig.

Du undankbarer Knauser! Tugendschelm!
Vergiltst Du so, was ich für Dich gethan?
Wer wars, der Dir zuerst der Menschen Zutraun
Und ihre tölpische Verehrung schenkte?
Wer, Charlatan, bekenn' es, war der Mann,

Der Dich zuerst den Gründlichen genannt?
Wer brachte Dich in Ruf des Weitbelesenen?
Wer schlug die andern mit ägyptscher Blindheit,
So daß sie glaubten, daß Dein bischen, wen'ger
Als bischen Gucken wirklich Sehen sei?
Kam nicht ein Potentate nach dem andern,
Ja Adel, Mittelstand, und Bauernwelt,
Bei Dir, Unwissenheit, sich Raths erholen?
Um Dich zu stürzen brauch' ich Dich nicht dümmer
Zu machen, andre nur ein wenig klüger,
Und warlich, dies geschieht heut Nachmittag.
Wenn dann die Welt ihr Mittagsschläfchen hält,
Soll jeder sich nachher die Augen reiben,
Hinweg den Aberglauben treiben.

Jeremias.

Sie erhitzen sich.

Satan.

Und Du, Bedientenbrut jener Undankbarkeit! — Was soll ich zu Dir sagen?

Jeremias.

Alles, was Ihnen gefällig ist.

Satan.

Aber ich bin ein Thor, daß ich mich so ärgre.

Jeremias.

Mein Herr hat sich ganz verändert, das ist wahr, aber ich dachte, Sie wüßten das schon.

Satan.

Ist es nicht wahr, Jeremias, daß er mir alles zu danken hat?

Jeremias.

Vollkommen alles, ja mehr als alles.

Satan.

Ich habe ihm Vorschub in allen Wissenschaften gethan, ich habe das Schulgeld für ihn bezahlt, ich habe so viel an ihn gewandt, — und nun begegnet er mir so?

Jeremias.

Er meint nun, er stehe auf seinen Beinen fest genug.

Satan.

Schon gut, — Du wirst sehn, wie sich das in Kurzem ändern wird. Geht ab.

Jeremias.

Wird der alte Kerl nicht ganz kindisch? Wenn der Teufel erst die Sachen so ernsthaft nimmt, so ist wenig Freude mehr in der Welt zu hoffen. — Der Mann ist gar nicht mehr, was er in der Jugend war: so gar verdrießlich habe ich ihn noch nie gesehn. — — Aber da hat er mich nun in den Morgenbetrachtungen unterbrochen. Er fängt wieder an zu lesen.

Lysippus und Simonides treten unter lautem Lachen auf.

Lysippus.

Ha ha ha! — Legationssekretär, ich wollte, daß der Teufel dies verfluchte Lachen holte, ha ha ha!

Simonides.

Ha ha ha! — Ja, wenn Sie nur wenigstens Ihren Witz unterdrücken wollten. Ha ha ha! ich komme um vor Lachen, ha ha ha!

Lysippus.

Ein guter Einfall! ha ha ha!

Simonides.

Ha ha ha! Aber auf Ehre, ha ha ha! Ihro Excellenz, kein Einfall, ha ha ha! Es ist mein Ernst, ha ha ha!

Lysippus.

Sekretär, — ha ha ha! Laßt das Spaßen, ha ha ha! sonst werde ich böse! ha ha ha!

Simonides.

Böse? ha ha ha!

Lysippus.

Ha ha ha! Ihr habt gut Lachen, ha ha ha! — aber ich gebe Euch den Abschied.

Simonides.

Ha ha ha!

Lysippus.

Ha ha ha! Sie lachen.

Simonides.

Sieh, ist das nicht — ha ha ha!

Lysippus.

Ja, ist das nicht — ha ha ha!

Jeremias betrübt.

Meine Herren, darf ich die Ursach wissen, warum Sie mich auszulachen belieben?

Lysippus.

Ha ha ha! Bist Du nicht, Kerl, — Eulenfürst? ha ha ha!

Simonides.

Und dann wieder, — ha ha, — o es ist zum Todtlachen, ha ha ha!

Jeremias weint.

O meine Herren, ein tugendsames Gemüth verdient gewiß nicht, daß es den Leuten so zum Spott wird.

Lysippus.

Ha ha ha. Wer spottet denn?

Simonides.

Hast Du uns nicht vexirt? ha ha ha!

Jeremias.

Vexirt? daß ich nicht wüßte.

Lysippus.

Als Gespenst, — und Vogel, ha ha ha, — und Bedienter und Küster, — ha ha ha!

Jeremias.

Ach lieber Herr, ich habe hier meine Morgenandacht in aller Seelenruhe gehalten.

Lysippus.

Der Kerl scheint bei alle dem unschuldig. Ha ha ha!

Simonides.

Unschuld! eine ungeheuer lächerliche Idee!

Lacht überlaut.

Jeremias.

Meine Herrn, Sie kommen gewiß aus der Stadt?

Lysippus.

Getroffen! ha ha ha!

Jeremias.

Sie sind ausnehmend vergnügter Complexion.

Simonides.

Noth lehrt beten. Ha ha ha!

Lysippus.

Noth bricht Eisen. Ha ha ha!

Polykomikus aus der Höhle.

Polykomikus.

Was giebts denn hier zu lärmen und zu lachen? Ich kann da drinne keinen Gedanken beisammen behalten!

Lysippus.

Gedanken! ha ha ha!

Polykomikus nachäffend.

Ha ha ha! Was ist denn bei einem Gedanken zu lachen!

Simonides.

Das weiß ich auch nicht, Herr Gesandter, ha ha ha!

Polykomikus.

Und tadelt ihn und fällt in dasselbe Laster!

Simonides.

Laster! ha ha ha!

Lysippus.

Ha ha ha! Wie kann man nur über Laster lachen?

Polykomikus.

Jeremias!

Jeremias.

Sie lachen über alles.

Lysippus.

Sieh, sieh, Sekretair! — die Eselsohren! ha ha ha!

Simonides.

Wie ehrwürdig! ha ha ha!

Polykomikus geht ab.

Jeremias.

Meine werthesten Freunde, mein Herr ist gewiß böse, daß er so still wieder in's Haus geht. Mäßigen Sie sich ja, sonst könnte Ihnen ein Unglück begegnen.

Lysippus.

Mach mich nicht mit Unglück zu lachen! ha ha ha!

Polykomikus kömmt mit einem ungeheuern Besen zurück.

Simonides.

Was wollt Ihr, Prophet?

Polykomikus.

Den Unrath hier, als Euch, von meiner Thüre fegen,
Der meinem Hause sonst fast zu beschwerlich wird:
Jetzt, denk' ich, soll sich wohl das dumme Lachen legen,
Auch laßt Ihr's künftig wohl, daß Männer Ihr vexirt,
Die, wenn's nach Würde ging, das ganze Reich regierten,
Den Scepter durch die Bank von ganz Europa führten.
O Freunde, lernt doch erst, was Schmuck der Ohren sei!
Dem Kenner warlich nur, steht nur zu spotten frei;
Ihr scheint mir Beide nur zwei junge Dilettanten,
Die sich bis dato noch den Schnabel nicht verbrannten,
Doch seht: Ihr Bübchen kommt bei mir just unrecht an,
Euch zu bestrafen bin ich straks der rechte Mann.

Er fängt aus Leibeskräften an zu fegen. Lysippus und Simonides fliegen mit Staub und Laub in der Luft umher.

Lysippus.

Gnade! Gnade!

Simonides.

Wir fliegen in der Luft.

Lysippus.

Fegen Sie uns nicht aus der Wüste heraus.

Simonides.

Das Lachen ist an uns nur eine Naturmerkwürdigkeit.

Lysippus.

Nicht angeboren. — O ich bin ganz mit Staub bedeckt!

Simonides.

Dies Lachen entsteht nicht aus vernünftiger Ueberlegung, — stellen Sie das Fegen ein.

Lysippus.

Es ist nichts weniger als ein Prüfstein der Wahrheit, — drum Barmherzigkeit!

Polykomikus.

Nun will ich aufhören. Seid Ihr nun bekehrt?

Lysippus.

Ich habe alle Taschen voll Staub.

Polykomikus.

Seid Ihr nun vernünftige Leute?

Simonides.

Aufzuwarten, ich kann nicht aus den Augen sehn.

Polykomikus.

Nun sprecht.

Lysippus.

Das Lachen haben wir auf Ehre erst hier in der Wüste bekommen.

Polykomikus.

Warum lach' ich denn nicht?

Simonides.

Sie sind die Luft gewohnt.

Polykomikus.

Redet.

Lysippus.

Ach, das Fegen hat mich zu sehr mitgenommen.

Polykomikus.

So ist die Spreu nunmehr vom Waizen gereinigt.

Simonides.

Ich habe Athem und Stimme verloren.

Polykomikus.

Ihr werdet künftig wieder zur Unzeit lustig sein. Nun sammelt Euch und redet.

Lysippus.

Bester Herr Prophet, wir sind Abgesandte des Königs Gottlieb.

Polykomikus.

Wo ist Eure Vollmacht?

Lysippus.

Sekretair!

Simonides.

Hier! Er überreicht ein Blatt.

Jeremias.

Wie mein Herr die Augen verdreht! das habe ich mir wohl vorgestellt.

Polykomikus.

Wie, Ihr unverschämten, leichtsinnigen Buben, wollt Ihr Euch unterstehn, mir mein mühseliges Fegen so zu vergelten? Sieh, Jeremias, die Frechheit! Er überreicht mir ein Blatt der Literaturzeitung, worin mein neustes Werk rezensirt ist. — Jeremias, lies; ich bitte Dich um's Himmels Willen, ich hätte keinen Witz!

Jeremias

schlägt die Hände über den Kopf zusammen.

Keinen Witz? O das ist ja fast eben so verrucht, als wenn man sagte, Sie hätten keinen Verstand.

Polykomikus.

Ich keinen Witz? Und, Ihr Böswichter, das ist Eure Vollmacht?

Lysippus.

Schütteln Sie Ihre Ohren nicht so schrecklich gegen mich, — der Sekretair hat den Bock geschossen.

Simonides.

Ohne meinen Willen, fürchterlichster Herr Prophet.

Lysippus.

Wenn er wieder auf das Fegen verfällt, so sind wir geliefert!

Simonides.

In alle vier Winde hinein. — Allergnädigster, die Bosheit rührt bei meiner Ehre von dem Eulenkönige her. Der besah unsre Vollmacht und hat uns das schlechte Ding da gewiß untergeschoben. Hier ist aber die ursprüngliche Beglaubigung.

Polykomikus liest.

Wir von Gottes Gnaden, Gottlieb der Erste, — ja, das lass' ich gelten.

Lysippus.

Dem Himmel sei Dank, daß wir der Gefahr entronnen sind.

Polykomikus.

Ich sehe aus diesem allergnädigsten Handschreiben, daß man meine Hülfe für den jungen Kronprinzen erwartet.

Lysippus.

Das ganze Land streckt die Hände nach Ihnen aus.

Polykomikus.

Jeremias, ich muß wieder in die Welt hinein. —

Da, bewahre den Besen wohl, gieb Acht auf das Haus, studire indessen in meinem Namen, halte Dich an den Wissenschaften fest und schlafe nicht so viel.

Jeremias.

Kann ich nicht kleinen Rath ertheilen?

Polykomikus.

Wenn er dringend ist, sonst nicht. Aber dann nimm auch alle fünf Sinne zusammen. Wenn es ein wichtiger Fall ist, mußt Du meine Rückkehr erwarten. Kommen Sie, meine Herren Abgesandte.

Er geht mit den Gesandten ab.

Jeremias trägt den Besen in's Haus.

Dorus Garten.

Dorus allein.

Ich dacht' es wohl, es läßt der böse Schmid
Von einem Tage mich zum andern warten,
Und niemals braucht' ich noch die Feldgeräthschaft
So nöthig, alle Arbeit feiert und
Die Knechte werden träge, — doch mich dünkt,
Ich höre ihn!

Der Schmid kömmt.

Schmid.

Hier sind die Sachen, und
Gewiß viel Arbeit haben sie gekostet.

Dorus.

Was ist denn das?

Schmid.

Ich will's erklären mit
Verlaub: seht nur, wie künstlich ich die Egge
An den Pflug geschmiedet und den Spaten dann
Trophäen gleich hier oben festgemacht;
So werd't Ihr auch den Karsten nicht vermissen,
Er steckt hier hinten, warlich wie ein Kunstwerk
Erscheint nunmehr die mannichfaltge Arbeit.

Dorus.

Fast möcht' ich böse werden, denn was habt
Ihr sonst gethan, als alles mir verdorben?
Befahl ich nicht, die Eisen nur zu schärfen,
Was fehlte zu ersetzen, — daß ich's dann
Auf meinen Aeckern muthig brauchen könnte?

Schmid.

Ihr wollt es brauchen?

Dorus.

Nun, was sonst?

Schmid.

Ja dann ist meine Kunst gewiß verschwendet,
Die Mühe ganz, durchaus verloren. Seht
Ich nahm, was Ihr bei mir bestelltet, dreist
Im allegor'schen Sinn.

Dorus.

So seid Ihr närrisch.

Schmid.

Nein, Freund, der Thor verräth sich eben dadurch,
Wenn er der Menschen Worte wörtlich nimmt.
Es ist nur Einfalt, den Sinn zu begreifen,
Der offenbar in jeder Rede liegt,

Man muß auch wissen auf die Spur zu kommen,
Man muß dabei was anders denken können.
So denk' ich oft bei Fisch an Vogel, zur
Vergeltung fällt bei Vogel mir die Katze
In die Gedanken, alles wird verknüpft.

Dorus.

Ihr hättet weiser wohl als Schmid gehandelt,
Wenn Ihr die Sachen unverknüpft gelassen.

Schmid.

Da ich nun weiß, daß Ihr auf planen Sinn
Besteht, soll mir's gewiß nicht mehr begegnen.

Dorus.

So nehmt sie mit und macht sie ordentlich.

Schmid.

Da meint Ihr simpel, denn sie sind doch wohl
In schönster Ordnung, mißbraucht nicht die Wörter.

Dorus.

Wann bringt Ihr einzeln sie zurück?

Schmid.

Es kostet
Nun wieder Arbeit, aber künft'ge Woche.

Sie gehn ab.

Der Pallast.

Leander, Curio, Selinus.

Curio.

Der neue Doktor macht auch kein Glück beim Prinzen.

Leander.

Es ist nicht möglich, da der Prinz sich für klüger hält, als seine Aerzte.

Selinus.

Eine mißliche Krankheit!

Leander.

Wenn wir nur erst den fremden Zauberer hier hätten, so wäre doch einige Hoffnung.

Der Hof versammelt sich; der König Gottlieb, seine Gemalin, der alte König treten herein; nach ihnen Sicamber, Hinz von Hinzenfeld, die Räthe des Reichs, der Arzt und der fremde Doktor, Gefolge. — Der König, so wie die Vornehmsten, setzen sich.

Gottlieb.

Wir haben leider wahrgenommen, daß keine Medizin bei unserm Sohne etwas anschlagen will, weder die einheimische, noch die fremde Arzneikunst sind im Stande, ihn wieder herzustellen; wir haben uns daher genöthigt gesehn, zu übernatürlichen Mitteln unsre Zuflucht zu nehmen, und erwarten nun mit größter Ungeduld den weltberühmten Zauberer. Euch, Doktores, ist es vergönnt, Euch unterthänigst zu beurlauben, denn wir können Eure hülflose Hülfe nunmehr füglich entbehren.

Die Doktores verbeugen sich und gehn ab.

König.

Ich bin neugierig auf den Zauberer.

Gottlieb.

Wie so, Herr Vater?

König.

Nun, ich meine nur, wie er wohl aussehn wird.

Gottlieb.

Wie wird er aussehn? Wie jeder andre Mensch, wie jeder von uns; das Außerordentliche, mein bester Herr Vater, steckt in ihm, auf das Aeußere muß man nie etwas geben.

König.

Ich dachte nur von wegen der Eselsohren.

Gottlieb.

Ja, das ist ein ander Ding, das ist so ein eignes charakteristisches Merkmal, vielleicht ein Muttermal oder sonst dergleichen. — Aber unsre Gesandten bleiben sehr lange.

Königin.

Wenn sie sich nur in der Wüste nicht verlaufen haben.

Lysippus und Simonides treten lautlachend herein.

Gottlieb.

Gesandten, ziemt es sich, mit Lachen vor uns zu erscheinen?

Lysippus.

Mein gnädigster König, ha ha ha!

Simonides.

Mein Allergnädigster — ha ha ha —

Gottlieb.

Was giebt's denn?

Lysippus.

Ha ha ha, der fürchterliche Zauberer ist gegenwärtig.

Gottlieb.

Kann man denn keinen Hofmann in eine Wüste schicken, ohne daß er gleich Sitten aus fremden Ländern mitbringen muß?

Selinus.

Aber die Mode ist lieblich, ha ha ha.

Curio.

Ein ehrwürdiger Gebrauch, ha ha ha.

König.

Nun wird das fremde Laster bald am ganzen Hofe einreißen. So wetterwendisch ist der Verstand des Menschen.

Gottlieb.

Wo bleibt denn der Herr Zauberer?

Lysippus.

Ha ha ha, er ist so groß, daß ihm erst beide Thorflügel müssen aufgemacht werden.

Gottlieb.

Lacht nicht über alles; wollt Ihr den Mann deswegen verspotten, weil Ihr klein seid?

Simonides.

Ha ha ha, — Ihro Majestät, wir sind gefegt und alles, aber, ha ha ha, das Lachen ist uns doch nicht vergangen.

Polykomikus tritt mit seinem Stabe ein.

Polykomikus.

Hier bin ich!

Gottlieb.

Das ist also der Zauberer oder Hexenmeister. Sind Sie's?

Polykomikus.

Ja.

Gottlieb.

Er spricht sehr verständig, er hat ein gewisses je ne sçai quoi an sich, das ihn äußerst liebenswürdig macht. — Mein lieber Getreuer, Sie möchten mal zaubern. — Hol' doch einer den Prinzen!

Sicamber ab.

Polykomikus.

Ich will nicht zaubern, ich bin heut nicht dazu aufgelegt.

König.

Er will sich ganz so wie die Virtuosen bitten lassen.

Gottlieb.

Sein Sie doch so gütig.

Polykomikus.

Ich kann nicht zaubern.

Gottlieb.

Sie werden uns doch das Vergnügen nicht versagen.

Polykomikus.

Es kann nicht geschehn. Verwandelt sich in einen Baum.

Gottlieb.

Der Tausend!

König.

Ein rares Kunststück!

Gottlieb.

Meiner väterlichen Liebe zu Gefallen —

Polykomikus.

Nimmermehr. Brennt als Feuer.

Gottlieb.

Es sollten mich auch diese hundert Goldstücke nicht gereuen.

Polykomikus.

verwandelt sich in seine natürliche Gestalt und nimmt sie.

Nun, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, so hätt' ich mir nicht so viele unnütze Mühe gegeben.

Prinz Zerbino mit Hanswurst, Nestor, Sicamber und Andere.

Zerbino.

Wo ist der Mann, der seine Kunst an mir versuchen will?

Gottlieb.

Sprich mit mehrerer Ehrerbietung von diesem Manne, mein unglückseliger Sohn. — Sie nehmen's ihm wohl nicht übel, das sind so seine Abwesenheiten.

Polykomikus.

Kleinigkeit für mich, der unterdrückten Natur nachzuhelfen! — Kommen Sie näher, mein junger, liebenswürdiger Prinz.

Zerbino.

Da bin ich, aber es scheint mir, als wäre es mit der sogenannten Cur noch im weiten Felde.

Polykomikus.

Wie das?

Zerbino.

Weil Ihr selbst erst von Eurer Unwissenheit müßtet hergestellt werden.

Polykomikus.

Ungemein naseweise Antworten, wie sie mir schon je zuweilen in dergleichen Fällen vorgekommen sind. Die Krankheit ist noch gar nicht eine der schlimmsten, und ich denke, mit einem bischen Hexerei wollen wir schon den Sieg davon tragen. — Haben Sie guten Appetit?

Zerbino.

Ihr wollt mir doch wohl nicht von Eurem Heu anbieten?

Polykomikus.

O junger Mann, kommt nur erst in mein Alter, und lernt die Gaben Gottes gehörig würdigen. — Ich habe nun das Ganze ergründet, seine Krankheit, diese seltsamen Zufälle, alles rührt vom Satan her, das ist so einer von seinen verfluchten Streichen.

Gottlieb.

Gott behüt' uns! — Vom Satan? —

Alle drängen sich neugierig um den Zauberer.

Curio.

Vom Satan?

Selinus.

Giebt's denn einen Satan?

Polykomikus.

Ob's einen giebt? Ich bin mit ihm aufgewachsen; wir waren in der Jugend die besten Freunde.

Königin.

Wie sieht er denn aus? Wie trägt er sich?

Polykomikus.

Ich könnte eben nicht sagen, daß sein Geschmack der vorzüglichste wäre. Was nun solch wildes Volk gewöhnlich für einen Geschmack hat: ausschweifend, phantastisch, barock, eigensinnig, kurz äußerst abgeschmackt.

Gottlieb.

Vor allen Dingen, was hat der Kerl für eine Religion?

Polykomikus.

Gar keine, das ist es eben, wo ihn der Schuh drückt.

Gottlieb.

Muß das Ding den Freigeist spielen? Hält er sich also zu gar keiner Gemeine?

Polykomikus.

Durchaus nicht, das ist ja eben die Ursach, warum ich allen Umgang mit ihm abgebrochen habe; in seiner Gesellschaft geräth man in Gefahr, auch unmoralisch zu werden.

Gottlieb.

Das glaub' ich, lieber Mann. — Es ist doch bei alledem eine närrische Einrichtung mit der Welt und dem Firmament, und so weiter, daß wir einen Satan haben müssen.

Zerbino.

Ich möchte den Mann kennen lernen.

Gottlieb.

Beileibe nicht, mein Sohn, wer Pech angreift, besudelt sich, das ist wohl ein sehr wahrer Ausspruch.

Polykomikus.

Von diesem Satan, diesem bösen Feinde rührt

diese Krankheit her, um mir in der Welt Abbruch zu thun, und darum hat man sich an mich, als an den rechten Mann, gewendet, um das Uebel zu heben. — Aber wir wollen vor allen Dingen den Zaubersegen sprechen. *Mit fürchterlichen Geberden.*

Laß dich nicht vom bösen Feind bethören,
 Klug zu sein auf deine eigne Hand,
Deine Klugheit möchte dich versehren
 Wie ein wild erglüh'nder Feuerbrand.
Horche immer auf der Mehrheit Stimme,
 Lebst du stets in goldner Sicherheit,
Und entfliehst des Feindes gift'gem Grimme,
 Des vielköpf'gen großen Thieres Neid.
Sprich, ist es denn nicht ungleich bequemer,
 Das zu glauben, was dein Vater glaubt?
O gewiß, bei weitem angenehmer,
 Daß kein Zweifel dir die Ruhe raubt.
Sieh, es winken dir die Blumenpfade,
 Die manch edler Fuß vor dir betrat:
Schenkt der Himmel nunmehr seine Gnade,
 Wird zur Besserung wohl baldigst Rath.

— — Nun, meine Herren allerseits, Acht gegeben! — Nunmehr wird die merkwürdige Verwandlung des Prinzen vor sich gehn! — *Er schwenkt den Stab.*

Gottlieb.

Nun, mein Sohn, wie befindest Du Dich?

Zerbino.

Ich danke der gütigen Nachfrage, mein gnädigster Vater, vollkommen wohl, Ihnen gehorsamst aufzuwarten.

Gottlieb.

Worein haben Sie ihn denn eigentlich verwandelt?

Polykomikus.

Sehn Sie's denn nicht? In einen hoffnungsvollen jungen Menschen.

Gottlieb.

O dafür bin ich Ihnen unendlich verbunden.

Polykomikus.

Der Zauber des verruchten Satans ist aber noch nicht vollkommen gelöst; der Prinz muß reisen, so lange, bis er den guten Geschmack antrifft, dann ist er außer aller Gefahr.

Gottlieb.

Das ist Schade, daß wir ihn nun verlieren sollen.

Polykomikus.

Es ist nicht anders, das Schicksal hat es einmal so beschlossen.

Zerbino.

Lassen Sie mich, geliebtester Vater, wenn ich dadurch meinem Mißgeschick aus dem Wege gehe, so will ich mich sehr gerne dieser mühseligen Reise unterziehn.

Gottlieb.

Willst Du mich verlassen, mein lieber Sohn?

Zerbino.

Ich komme dann zurück, mit Kenntnissen ausgerüstet, um Ihnen in Ihrem Alter desto mehr Freude zu machen.

Gottlieb.

Ach Du zärtliches Kind!

Zerbino.

Glauben Sie mir, daß mein Herz auch bei diesem Abschied von Ihnen leidet; ich habe meinen vormaligen

Leichtsinn ganz bei Seite gelegt, und sehe nun alle Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte an. Wie gereut mich der Kummer, den ich Ihnen bisher verursacht habe, aber ich will gewiß in der Zukunft alles vergüten! Der ganze Hof weint.

Selinus.

Ist es nicht ein Unglück, daß wir einen so ungemein vortrefflichen Prinzen verlieren sollen?

Sicamber.

Der die aufrichtigste und ungeheucheltste Anbetung verdient?

Zerbino.

Ich muß aber vielleicht lange reisen, ehe ich in unserm so verderbten Zeitalter den Geschmack antreffe. O wäre mir ein solches Schicksal doch vor vierzig oder funfzig Jahren beschieden gewesen!

Leander.

Mein gnädigster Prinz, vielleicht könnten Ihnen meine Grundsätze der Kritik als eine Art von Wegweiser dienen; wenn ich also so frei sein darf, sie Ihnen hiermit anzubieten —

Zerbino.

Ich nehme sie mit dem allergrößten Danke an und werde mich fleißig bemühen, den tiefen Sinn und Ihre weltbekannte gründliche Gelehrsamkeit darin zu erforschen.

Hanswurst.

Darf ich Sie auf Ihrer Reise begleiten, mein Prinz?

Zerbino.

Herr Hofrath, es thut mir sehr leid, daß ich nicht

das Vergnügen haben kann; aber ich habe mich entschlossen, meine Reise ohne Gesellschaft anzutreten. Ich dürfte auch vielleicht außerdem nicht der angenehmste Gesellschafter für Sie sein, da ich Ihren ausschweifenden Humor kenne, und Sie gar zu gerne die wahre Gründlichkeit verachten, deren ich mich künftig mehr befleißigen werde.

Gottlieb.

O mein Sohn, sieh die großen schaarenweisen Freudenthränen, die mir Deiner Vortrefflichkeit halber aus den Augen laufen.

Zerbino.

Mein Bediente Nestor soll mich auf meiner Pilgerschaft begleiten.

Leander.

Er wird aber erst die Cur überstehn müssen, denn bis dato ist er noch rasend.

Nestor.

Ja, Herr Zaubrer, hier bin ich, ich will mich schon dazu bequemen, da es bei meinem gnädigen Herrn so vortrefflich angeschlagen hat. Helfen Sie mir von dem fatalen Rasen ab, Herr Zauberer.

Polykomikus.

Recht gern. — Er berührt ihn. Nun geh, Du bist gesund.

Nestor.

O! wie einem doch gleich anders zu Muth ist, wenn man in einer vernünftigen Haut steckt! Ja, das ist freilich ein anders Wesen. O nun geschwind was zu denken, was zu meinen oder zu urtheilen her, damit die Talente nicht ungebraucht in mir verderben!

Zerbino.

Nur Geduld, mein lieber Nestor, wir werden auf unsrer Reise mannichfaltige Gelegenheit haben, scharfsinnige Beobachtungen anzustellen.

Nestor.

Und das wollen wir alles nachher in einer Reisebeschreibung drucken lassen.

Zerbino.

Es kann Rath dazu werden, wenn wir unser Werk recht durchgefeilt haben.

Gottlieb.

Herr Vater — lieber Herr Vater, — da es so probat ist, wollen Sie nicht auch herantreten?

König.

Nimmermehr.

Polykomikus.

Giebt's noch mehr zu kuriren? Nur immer heran, wer sonst noch Lust hat, es ist nun Eine Arbeit.

Gottlieb.

Mein Herr Schwiegervater, die alte Majestät, ihm wäre es vielleicht nicht undienlich.

König.

Nimmermehr! Nein, ich werde dem Kerl nimmermehr zu nahe kommen.

Polykomikus.

Kommen Sie nur, es soll Ihro Hoheit kein Leids widerfahren.

Gottlieb.

Kommen Sie. — Sie machen mich böse, Herr Vater.

König.

Nein! eher soll man mir das Leben nehmen! — Ihr werdet doch nicht Gewalt brauchen? — Wenn ich denn durchaus etwas Närrisches thun soll, so komm her, Zerbino, und ich will Dir meinen Segen geben.

Zerbino kniet vor ihm nieder.

Bleib gut, verständ'ger als Du gehst komm wieder,
Was selten jungen Reisenden begegnet,
Halt Deine jetz'ge Thorheit nicht für besser,
Als die Du abgelegt. Erbarme Dich
Des Viehes, überjage nie die Pferde,
Sei gegen Wirthe höflich, daß Du wen'ger
Bezahlen mögest. Niemals sei zu rasch,
Indem Du aus dem Wagen steigst, denn sonst
Stößt Unglück leicht dem Eiler zu.
Und somit, lieber Enkel, reise glücklich.

Gottlieb.

Lebe wohl, mein liebster, vollkommenster Sohn, der Himmel sei Dein Schutz.

Königin.

Ich kann Dir vor Zärtlichkeit nichts Gutes wünschen.

Zerbino.

Leben Sie wohl, geliebteste Eltern.

Nestor.

Unsern Hund wollen wir mitnehmen, mein Prinz.

Nestor und Zerbino ab.

Polykomikus.

Ich muß nur auch wieder nach Hause.

Gottlieb.

Nehmen Sie doch, großer Mann, mit einem Löffel Suppe bei mir vorlieb.

Polykomikus neigt sich.

Gottlieb.

Ueberhaupt wird künftig immer ein Couvert für Sie an meinem Tische da sein.

Sie gehn ab, Hanswurst, der König, Curio und Sellinus bleiben.

Hanswurst.

Ist es nicht ein Jammer, wie geschwinde sich der Prinz verwandelt hat?

König.

Ja wohl! was kann doch aus dem Menschen werden!
Und weh uns, wenn das Sprichwort wahr sein sollte,
Das saget: heute mir und morgen dir!
Beinahe hätte mich mein Sohn gezwungen,
Vom Eselsohr'gen mich bekehren zu lassen.

Hanswurst.

Es ist Schade um den Prinzen. Ich weiß mich überhaupt in alle die Sachen nicht recht zu finden, die ich seit einiger Zeit erlebt habe.

König.

Ach! wie gesagt: wer weiß, was uns bevorsteht!
Ein unerbittlich Schicksal lenket uns.

Hanswurst.

Soll ich mal sprechen, wie's um's Herz mir ist?

König.

Nie anders, wenn die Götter uns beschützen.

Hanswurst.

So mein' ich denn, es ist sowohl nicht Schicksal,

Als Eigensinn des Dichters, wie er sich
Benannt, der so sein ganzes Stück verwandelt,
Und keinen Menschen bei gesundem Sinne läßt.

König.

Ach, Freund! was rührst Du da für eine Saite!
Wie traurig werd' ich, wenn ich erst bedenke,
Daß wir nun vollends gar nicht existiren.
Der Idealist ist schon ein elend Wesen,
Doch ist er anzunehmen stets genöthigt,
Daß sein Dasein doch etwas Wahres sei;
Doch wir, wir sind noch weniger als Luft,
Geburten einer fremden Phantasie,
Die sie nach eigensinn'ger Willkühr lenkt.
Und freilich kann dann keiner von uns wissen,
Was jener Federkiel uns noch bescheert.
O jammervoll Geschick dramat'scher Rollen!

Hanswurst.

Zieht's Euch, mein König, nicht so zu Gemüthe.

König.

Nein, leben, sprechen, was ein andrer denkt,
Und abgeschmackt sein, nur weil er es will,
Mit Blei-Soldaten spielen, nur weil er
Es streng befiehlt, — o zeige mir den Sklaven,
Der in der Kette nicht noch freier ist.

Hanswurst.

O laß ihn nur; bei allem unsern Unglück
Sind wir noch glücklicher, als jener Dichter.
Was meinst Du, wird die Welt zu seinem Stücke,
Das nicht ein Stück von einem Stück' ist, sagen?
Wie wird von allen Seiten die Kritik
Den Aberwitz zu zücht'gen trachten, den

Er frech als Unterhaltung vorgesetzt.
Schon lange wich er von der Bahn des Rechten,
Doch war noch immer ein'ge Hoffnung da;
Dann trieb er auch sein Wesen nur im Dunkeln,
Bis er, ich weiß nicht wie, so unverschämt
Erwachsen, diesem Stück, dem wildesten
Von allen, seinen Namen vorzudrucken.

König.

Schon recht, ich seh' es schon, wie würdige
Gelehrte Männer ihre Achseln zucken.
Und wenn sie nun an diese Stelle kommen
(Und, o der Leser kömmt doch endlich hin
Und wenn er noch so lange warten muß,)
Was muß er vollends dann zu dieser sagen?
Wird er nicht meinen, daß es doch zu toll sei,
Wenn man die Tollheit toll zu machen strebe?
Indessen ihm geschieht schon recht, er hat's
An uns verdient, und es gereut mich nur
Und schmerzt mich innig, daß er meine Rolle
Benutzt, mir dieses in den Mund zu legen.

Sie gehn ab.

Curio.

Der alte Herr wird mit jedem Tage kindischer.

Selinus.

Ich habe kein Wort davon verstanden, was die närrischen Menschen hier gesprochen haben.

Sie gehn ab.

Der Jäger als Chor.

Was soll ich für Entschuldigungen sagen?
Es hieße nur, die edle Zeit verderben,
Und dabei möchte mir es leicht gelingen,
Den edlen gut gesinnten Hörern wohl
Von neuem einen Anstoß zu erregen:
Nein, besser jeder sorgt nur für sich selbst
In dieser argen Welt, es hat ein jeder
Genug an sich zu hüten: wem es Gott
Einmal versagte, bieder und gesetzt
Den Kreis der edlen Herzen anzuziehn,
Sich nie zu übernehmen, mäßig stets
Zu bleiben: der erreicht's durch Arbeit nicht.
Ich sehe schon voraus, daß sich dies Stück
Wohl schwerlich bessern wird, es ist schon viel
Wenn es nur nicht verschlimmert; darum, Theure,
Wem es an Muth gebricht hindurch zu schwimmen,
Wer all die feindlichen Geschosse fürchtet,
Der thut am besten, jetzt sich zu entfernen,
Ich liebe wen'ge Leser, aber tapfre,
So wie ein Feldherr selbst mit einer großen
Armee entmutheter Soldaten nichts beginnt,
Und gern den Feigling laufen läßt, damit
Er nur die andern nicht mit Furcht verderbe.
Drum reicht der Dichter hier durch mich die Hand,
Ich soll sie allen Biedermännern drücken,
Die sich entfernen wollen, denn er bleibt
Von jedermann gut Freund. — Doch von was anderm!

Er hat mir außerdem auch aufgetragen,
Euch, wie bisher geschehn, mit einem Liede
Ein Spiel zu machen, gönnt mir drum Gehör.

Singt:

Aus den Wolken kommt Gesang,
Dringt aus tiefem Wald hervor,
Ist der Vögel Wechselchor,
Tönet nach der Bergeshang. —
Jeden Frühling singt es wieder, —
Was verkünden ihre Lieder?

Sagt, was will der Kuckuck sagen,
Daß er durch die Schatten schreit,
Und in schönen Sommertagen
Sein so simples Lied erneut?
Daß er mit Prophetenschnabel
Unsre Jahre zählt, ist Fabel.

Nacht'gall! ringst mit süßen Tönen
An dem Baumbewachsnen Bach,
Seufzend horchen alle Schönen,
Echo spricht dir klagend nach,
Grüner pranget jede Pflanze,
Wie umflossen von dem Glanze.

Aber wenn nun einer käme,
Träte höflich vor dich hin,
Daß er dich zwar gern vernähme,
Aber möchtest dich bemühn,
Was du singend wollst beginnen,
Ihm in Prosa zu versinnen.

Wollt' Nachtigall auch höflich sein,
Ihm Antwort antzuworten,
Käm' wieder in den Gesang hinein
In Noten von allen Sorten,
Und blitzerte mit süßer Gewalt
Das Lied durch den dunkelgrünen Wald.

So Erd' und Himmel mit Farbengepräng,
Was wollen sie wohl bedeuten?
Das bunte Gewimmel von Tongemeng,
Was spricht's zu vernünftigen Leuten?
Ist alles nur leider sein selbst willen da,
Kräht nach unserm Sinne weder Hund noch Hahn.

Vielleicht habt Ihr bemerkt, daß in dem Stücke
Zu Eurer Lust der Satan selbst erscheint: —
Er ist Euch zwar nicht neu, so gern der Dichter
Und selber Er es möchte, sondern leider
Nur Alltagsspeise, denn es giebt fast nirgend
Ein'n Helden mehr, der, wenn auch nicht geholt
Von diesem Mann, doch wenigstens mit ihm
Geschäfte macht. Wie wird man nur allein
Mit Teufelei von Petersburg versorgt!
Der Mann, der dorten klingt und lärmt und schellt,
Tritt ohne ihn in keinem Buche auf, —
Doch leider hat er nicht das Monopol,
Denn heuer wird kein Satz aus der Moral
Mehr ohne Teufel illustrirt, und so
Muß dieser böse Schelm selbst Buße pred'gen.
Er ist ein dürres, unbrauchbares Feld,
Zum Menschheitswohlfahrtsfördrer umg'arbeitet,
Was eben ihn am allertiefsten kränkt.

Wenn sich ein Faß nicht will zum Ziele legen,
So pflegt der Künstler wohl im Zorn zu sagen,
Vergebens hämmernd: Ei! da sitzt der Teufel drin!
So pflegt man jetzt Poeten zu empfehlen:
Wenn dieses Buch nichts taugt, — so ist
der Teufel drin! — —
Drum laßt um Willen Eures alten Freundes
Euch auch dies wilde Spiel empfohlen sein! —

Geht ab.

Vierter Akt.

Allegorische Schmiede.

Ein Chor von Gesellen, in voller Arbeit, indem sie singen:

Schlagt nach dem Takt
Daß der Ambos erklingt,
Der Funke zerknackt
Wie der Arm sich schwingt, —
Die Arbeit gelingt.

Wer möchte nicht schlagen
Um nützlich zu sein,
Die Arme dran wagen
In's Feuer hinein, —
Jeder Anfang ist klein.

Auf! Schmiedegesellen,
Seid wacker im Streit!
Denn bald wird erhellen
Die dunkelnde Zeit,
Wie ihr so gescheidt!

Man kann es ja wagen,
Das Eisen verträgt's,
Und wenn wir's auch schlagen,
Doch nimmermehr schlägt's, —
Und Einer verlegt's!

Der Meister tritt hinein.

Meister.

Ihr macht Euch um die Menschheit wohlverdient
Und seid in Eurem Eifer unermüdlich,
So wie es sich für brave Burschen ziemt.

Peter, ein Gesell.

Was soll denn aus der Arbeit werden, Meister?

Meister.

Das weiß der Himmel wohl am allerbesten,
Der dies Metall nach seiner Güte schuf,
Und uns die Lust in unsre Seelen legte
Mit schnellem Arm so auf und ab zu hämmern.

Michel, ein andrer.

'S geschicht am End' zu unserm bloßen Spaß?

Meister.

Mit nichten, Bester! denn 's giebt gar nicht Spaß,
Der einz'ge Spaß in der Welt ist der, daß jeder
Herkömmlich glaubt, es gebe irgend Spaß.
Aus diesem Nichts zieht Witz nun seinen Faden,
Beginnt der Scherz ein ungewebt Gewebe:
Die Welt ist gar nicht da, um drin zu scherzen,
Die Wahrheit auszugraben, leben wir:
Sie findet sich, auch ohne daß wir graben:
Auch ohne Finden kömmt sie zu uns her,
Auch ohne daß sie kömmt, ist sie in uns,
Und ohne daß sie ist, sind wir die Wahrheit,
Und ohne Wahrheit sind wir selber nicht.

Peter.

Wo wollt Ihr denn mit alle dem hinaus?

Meister.

Zu zeigen daß Euch nichts sagt was es sagt,
Daß alles sich bestrebt, was auszusprechen,
Und weder Zahn noch Gaum, noch Kehle findet,
Mithin Dental- und Guttural-Buchstaben
Ermangeln und Vokal' an sich nichts taugen.

Dorus kömmt.

Dorus.

Ich wollte nur anfragen, ob meine Geräthschaften nunmehr fertig wären.

Schmid.

Was kommt dabei heraus, mein Freund, wenn Ihr die Dinge auch so erhaltet, wie Ihr wünscht? Es wäre wohl dienlicher, sie verständiger anzusehn.

Dorus.

Ich versteh seit einiger Zeit gar nicht mehr, was Ihr haben wollt.

Schmid.

Ihr kennt die Charis nicht, Euch kennt sie nicht,
Euch mangelt, Freund, der Schönheit Zauber-Licht,
Ihr lest wohl nie in einem guten Buche
Und macht viel wen'ger mit Euch selbst Versuche?

Dorus.

Ich halte die Versuche für Versuchung.

Schmid.

Schon recht, Ihr fangt erträglich an zu sprechen,
Doch leidet Ihr noch von den alten Schwächen.

Dorus.

Wie fängt man's also an, um klug zu sein?

Schmid.

Zuerst, daß man sich selber dafür hält,
Dann, daß man keinen andern gelten läßt,
Uud drittens dann vor allen andern Dingen,
Daß man gleich vor die rechte Schmiede geht.

Dorus.

Und wo trifft man denn diese rechte Schmiede?

Schmid.

Ihr seht sie gleich hier vor Euch gegenwärtig,
Hier tretet stracks mit als Geselle ein,
So werdet Ihr im Anfang nur ein kleines
Gehänselt, was man leichtlich übersteht,
Dann ist es Euch ohn Widerspruch vergönnt
Nach Herzenslust das Eisen selbst zu schlagen.

Dorus.

Und dann?

Schmid.

Dann seid Ihr auf dem rechten Wege.

Dorus.

Das steht mir alles gar nicht an, sondern ich wollte nur meinen Pflug zurück haben.

Schmid.

Glaubt Ihr denn, daß es einen Pflug giebt?

Dorus.

Wie?

Schmid.

Einbildung! Man sagt zwar: der und der habe das Feld der Wissenschaften umgepflügt, damit es neue und schönere Früchte getragen; aber mein bester Freund, das ist ja nur allegorisch zu verstehn.

Dorus.

Ihr seid unsinnig!

Schmid.

Nun, zum Beispiel, was wollt Ihr mit Eurem Spaten machen?

Dorus.

Graben.

Schmid.

Ja, da kommt Ihr gut an; laßt Euch doch ja nicht durch den Ausdruck: „nach der Wahrheit graben,“ verleiten, das ist ja wieder nur allegorisch. Ihr seid wohl gar im Stande, und glaubt an eine Erndte.

Dorus.

Was wäre denn dabei für Sünde?

Schmid.

Also, wenn einer Ruhm, oder Unsterblichkeit, oder dergleichen eingeerndtet hat, so meint Ihr, — o es ist ja albern! Ihr seid aberwitzig.

Dorus.

Ihr werdet mich verdrüßlich machen.

Schmid.

Gleichviel; anfangs geht den Menschen die Wahrheit schwer ein, aber man muß sich dadurch nicht abschrecken lassen. — Ich will Euch noch ein Exempel aus der Physik geben. Kennt Ihr den Stein, den man Höllenstein nennt?

Dorus.

Ja.

Schmid.

Man hat Euch auch gewiß weiß gemacht, daß er aus Silber verfertigt werde.

Dorus.

Und daraus wird er auch gewiß gemacht.

Schmid.

Nun das ist doch erstaunlich, daß Ihr auch hier die Allegorie nicht gewahr werdet! Geht, Ihr seid ein verlorner Mensch; eine Allegorie, die einen so schönen, edlen, moralischen Satz in sich schließt, nicht zu begreifen! Ihr meint auch wohl, wenn von den gediegenen Gedanken in kritischen Blättern die Rede ist, daß die Gedanken alsdann wirklich gediegen sind? — O geht, es ist unter meiner Würde, mich mit Euch abzugeben.

Dorus.

Aber mein Ackergeräth —

Schmid.

Eure Dummheit ist Euch Acker und Pflug genug, — was Ihr nun hier einmal buchstäblich nehmen mögt, weil das vielleicht unter Millionen Fällen der einzige ist, wo es paßt.

Dorus.

Ich muß nur gehn und lieber alles im Stiche lassen, um nur nicht gar närrisch zu werden. Geht ab.

Schmid.

Hier, Gesellen, habt Ihr so einen schlichten, bäurischen Verstand gesehn, der sich in kein Ding zu finden weiß? — Jetzt wollen wir wieder an die Arbeit gehn und das Eisen schmieden, weil es heiß ist. —

Der Chor wird repetirt.

Auf einem Berge.

Zerbino, Nestor, der den Stallmeister an einem Stricke führt.

Zerbino.

Wir haben schon mancherlei Gegenden durchreist, mein getreuer Bedienter Nestor, allein wo sollen wir den guten Geschmack antreffen.

Nestor.

Ich gebe es gänzlich auf, ihn zu finden: immer mehr vortreffliche Leute sterben ab, andre, die am ersten eine Stimme haben könnten, verhalten sich still und ruhig, und überhaupt ist es eine Lage der Dinge jetzt in der Welt, bei der ein gutdenkender Dilettant verzweifeln möchte.

Zerbino.

Wir wollen aber darum doch nicht verzweifeln, sondern im Gegentheil unsern Muth desto mehr zusammen fassen. Jetzt gereut es mich, daß ich den Herrn Leander nicht mit auf meine Reise genommen habe, er könnte mir von überschwenglichem Nutzen sein.

Nestor.

Das beste ist nur, daß wir sein Buch bei uns haben.

Zerbino.

Du giebst doch darauf Acht, daß das Zeichen nicht heraus fällt, wo wir stehn geblieben sind?

Nestor.

Ei bewahre! da müßten wir ja noch einmal von vorne lesen! — Er setzt sich nieder. Hier ist eine gute Aussicht, wie es mir scheint.

Zerbino.

Der Schein ist bei einer Aussicht überhaupt das meiste, denn wenn man gründlicher geht, so bleiben oft nur wenige Reize übrig.

Nestor.

Seltsam ist es doch überhaupt, daß die Ferne die Täuschung in einem so hohen Grade befördert.

Zerbino.

Es scheint wohl vornehmlich mit daher zu rühren, weil mit der Ferne immer eine gewisse Abwesenheit der Nähe verbunden zu sein pflegt.

Nestor.

Allerdings läßt sich dieser Grund hören; ich will ihn doch auch sogleich in unser Taschenbuch eintragen. Zieht ein großes Buch hervor. — Jedoch könnte man dabei vielleicht noch einige Einschränkungen machen.

Zerbino.

Wenn wir uns an die Ausarbeitung begeben, wollen wir schon noch geziemend einschränken; jetzt ist weder Zeit noch Gelegenheit, die Feile gehörig anzuwenden. — Die Mühle da unten liegt sehr malerisch, und abseits am Ende des Dorfes die Schmiede macht einen unvergleichlichen Prospekt!

Nestor.

Wir müssen uns doch auch ein wenig auf die Kunst begeben.

Zerbino.

Nicht ein wenig, will ich hoffen! Kaum wird genug und sehr viel genug sein.

Nestor.

Es will mir doch immer mehr einleuchten, daß wir in der ganzen Welt die klügsten sind.

Zerbino.

Die wenigen vortrefflichen Männer abgerechnet —

Nestor.

Die jetzt nicht mehr leben; natürlich!

Zerbino.

Auch Polykomikus scheint mir ein sehr seltner Geist.

Nestor.

Allerdings! er hat uns ja auch zuerst diesen Schwung gegeben.

Zerbino.

Daß wir uns bei völliger Gesundheit befinden, ist sein Werk.

Nestor.

Wir hatten aber schon vorher nnsre Anlagen —

Zerbino.

O ja, sonst wäre auch nichts aus uns geworden.

Nestor.

Ich bin nur darauf begierig, wie die Welt gegen uns dankbar sein wird.

Zerbino.

Man ehrt uns doch schon allenthalben ziemlich, wohin wir nur kommen.

Nestor.

Das ist aber noch nicht hinlänglich, ich wünschte auch vor einer Monatsschrift in Kupfer gestochen zu werden.

Zerbino.

Dazu ist ja jetzt neue Hoffnung.

Nestor.

Der Hund ist ein gemeiner Kerl, er nimmt an nichts Antheil; so wie wir in ein Wirthshaus kommen, schnuppert er so lange herum, bis er die Küche gefunden hat: da ist kein Drang, die interessanten Menschen zu sehn, oder Bemerkungen über die Eigenheiten der Einwohner zu machen.

Zerbino.

Ich glaube, man müßte ihm mehr Freiheit lassen, damit sein Gemüth sich veredelte.

Nestor.

O wenn ich ihn nicht noch am Stricke hielte, so liefe er uns gar davon.

Cleon tritt auf.

Cleon.

Könnt Ihr mir den Weg weisen, denn ich bin hier fremde.

Zerbino.

Es kömmt hiebei, mein guter Mann, vorzüglich darauf an, wohin Ihr wollt.

Cleon.

Ihr habt Recht, und ich vergesse immer, daß nicht jeder den Wohnort meiner Lila weiß.

Soll mein Blick sie bald begrüßen,
Wie sie in der Hütte steht,
Sinnend auf und niedergeht —
Und erschrickt vor meinen Küssen.

Zerbino.

Ach! wann soll ich Weisheit finden,
Nach der ich schon längst geharrt,

Die seit Wochen mich genarrt, —
Dieser Geist soll sie ergründen.

Cleon.

Wandr' ich nicht von Ost nach Westen?
Sehnsucht wartet meiner schon,
Liebe horcht auf jeden Ton, —
Sagt, wo ist der Weg am besten?

Zerbino.

Freund, wißt Ihr die edle Quelle,
Wo Geschmack im Fels entspringt,
O so fleh' ich, daß zur Stelle
Ihr uns Pilgersleute bringt.

Cleon.

Hoffend, fürchtend schau' ich thalwärts, —
Ist ihr Herz noch immer treu,
Ist sie fremder Banden frei?
Lang' trägst du nicht mehr die Quaal, Herz!

Zerbino.

Oft such' ich mit herbem Quaal-schmerz,
Denke nun bin ich zur Stell,
Hier nur fließt der edle Quell, —
Aber immer warst du schaal, Scherz!

Cleon.

Ihr könnt mir also keine Antwort geben, und Euer Schmerz scheint größer als der meinige.

Zerbino.

Ruht hier mit uns aus, unsre Wege sind verschieden, denn wir kommen jenseit dem Wasser herüber, und Ihr kommt dort von dem Thale herauf.

Cleon.

Ich wollte mich unten schon in jener Schmiede zu-

recht fragen, aber man gab mir auch Antworten, die ich nicht brauchen konnte.

Zerbino.

So hättet Ihr nach der Mühle gehn sollen.

Cleon.

Ich habe mich auch den Gang dorthin nicht verdrießen lassen, aber die Menschen hier herum scheinen meine Sprache gar nicht zu verstehn. — Hier ruht sich's gut, und die Aussicht ist lieblich.

Nestor.

Passabel: sie drückt gleichsam, wie Ihr auch sehn könnt, eine mannichfaltige Gegend aus, mit Bäumen, Häusern, Dörfern und Mühlen versehn, Wasser, um darauf zu fahren, und mit menschlichen Figuren um Leben hinein zu bringen. Wir viere dienen jetzt ebenfalls dazu.

Cleon.

Euer Hund würde noch lebendiger und fröhlicher sein, wenn Ihr ihn von seiner Sklaverei befreitet.

Zerbino.

Das habe ich auch schon gesagt. Ein zartfühlendes Herz wird gewiß nicht seinen Hund und Freund so an einem Stricke mit sich führen; man muß auch für Thiere fein empfinden, wenn man den Vorsatz hat, die Leiter der ächten Humanität hinaufzuklettern.

Nestor.

Nun so will ich ihm denn in Gottes Namen den Strick abnehmen. — Sieh, Stallmeister, ich behandle dich nunmehr als ein vernünftiges Wesen, aber ich rechne auch darauf, daß du es erkennen wirst. —

So wie Stallmeister frei ist, rennt er den Berg hinunter.

Nestor.

Nun da haben wir die unvernünftige Bestie!

Eilt ihm nach.

Zerbino.

O weh, er macht von seiner Befreiung einen unanständigen Gebrauch! Eilt ebenfalls nach.

Cleon.

Wie sich nach Norden der Magnet bewegt,
So wird mein Herz zu Dir gezogen,
Getreu es Dir, nur Dir entgegenschlägt,
Wie sich der Pol nicht rückt am Himmelsbogen.
Ihr Lüfte, o ihr bringt mir süße Kunde,
Du sanfter Hauch, der meine Wange grüßt,
Mir ist, ich fühl' den Athem, der dem Munde
Dem süßen Glanz der Lippen sanft entfließt.
O könnt Ihr ihre Gegenwart vermeiden
Und durch die Blumen, durch Gesträuche ziehn?
Bethört mißkennt ihr ach! die höchsten Freuden,
An ihren rothen Wangen zu erglühn,
Die schöner als das Purpurblut der Rosen,
Und holder als der Lilien weiße Pracht;
Die Augen, die ihr sonst mit sanftem Kosen
Umweht und die Euch dankbar angelacht. —
Ihr seid, weil es gebot ihr Silberton,
Dem Aufenthalt der Seligkeit entflohn,
Ihr habt die weite Reise machen müssen,
Um mich Verirrten schön von ihr zu grüßen:
Du Abendroth fließ golden zu ihr nieder,
Bring ihr den Dank des treusten Herzens wieder.

Zerbino und Nestor kommen zurück.

Zerbino.

Wir können ihn nicht wiederfinden.

Nestor.

Er ist in den Wald hineingelaufen, da mag ihn der Henker wieder herausholen!

Cleon.

Er kömmt wohl einmal wieder.

Zerbino.

Ja, wenn wir nicht den guten Geschmack suchen müßten: aber wie soll er uns denn da nachkommen?

Cleon.

Wenn ihn der eine nicht trifft, so stößt nun vielleicht der andre darauf. — Lebt wohl, ich muß meine Reise fortsetzen. Geht ab.

Nestor.

Ich glaube, der Mann war ein Verliebter.

Zerbino.

Ich habe mich verleiten lassen, ein Duett mit ihm zu singen, was eigentlich sehr unnatürlich ist.

Nestor.

Ja, ich habe mich sehr darüber verwundert; einem Verliebten ist dergleichen Schwärmerei nicht übel zu nehmen, aber Ihnen, mein Prinz, hätte ich es nimmermehr zugetraut.

Zerbino.

Es ist aber im Grunde wenig in der Welt natürlich.

Nestor.

Natürlich! — denn wo sollte die viele Natur herkommen?

Zerbino.

Ich halte es für das beste, daß wir uns beide trennen, um den Hund desto eher wieder zu finden.

Nestor.

Ich glaube, wir haben ihn zum letztenmale gesehn.

Zerbino.

Wir müssen uns wenigstens Mühe geben. — Nimm Du jenen Weg, ich will diesen einschlagen.

Nestor.

Durch die Zeitungen muß ich aber immer erfahren, wo Sie sich aufhalten.

Zerbino.

Allerdings. — Es ist schon Abend, und diese Nacht denke ich dort in der Mühle zuzubringen; wenn Du den Hund also heute noch findest, so triffst Du mich dort. — Adieu indessen. — Geht ab.

Nestor.

So gehn wir nun auf drei verschiedenen Wegen!

Geht ab.

Pallast.

Curio und Selinus, die in einem Winkel sitzen und herzlich weinen.

Curio.

Ach! ach! du großes Leiden!

Selinus.

Unglück! — unaussprechliches Unglück!

Curio.

Wer wird uns trösten können?

Selinus.

Niemand auf der Welt! ach! ach!

Curio.

Schluchzen Sie nicht so sehr, — es greift gewaltig an.

Selinus.

Man muß sich nicht ansehen, wenn man zum Besten des ganzen Landes arbeitet. Ach! ach! ach!

Curio.

Ach! ach! ach! — Ich merke, mein Bester, daß Sie gern Kammerherr werden wollen, aber das geschicht jetzt doch nicht.

Selinus.

Sie werden mir doch nimmermehr im Wege stehn!

Curio.

Man kann nicht wissen. Ha! ha! ha!

Selinus.

Sie lachen bei der allgemeinen Landtrauer? — O warten Sie, nun bin ich meiner Sache gewiß.

Curio.

Ich habe nicht gelacht, es war eine gewisse konvulsivische Erschütterung des Zwerchfells, welche die übermäßigen Schmerzen verursacht haben.

Selinus.

Das glaubt ein Narr. — Ach! ach! ach! ach!

Curio.

Was ächzen Sie denn so übermäßig: — Aha! der König kömmt! — Ach! Uhe! Ah! Iha! Uhe!

Beide.

O! Aha! Uhe! Ach ah! Ach aah! — Ich kann nicht mehr.

Gottlieb, die Königin, Gefolge, unter diesem Hanswurst, der alte König, Leander.

Gottlieb.

Gebt Euch ein wenig zur Ruhe, ihr guten Kinder, ich habe auch meine väterlichen Thränen, das wißt Ihr alle, vergossen, aber man muß in jeglichem Dinge Maaß halten.

Hanswurst.

Aber auch im Maaß halten, mein gnädigster König; sie und wir alle thun nichts, als was die Pflicht von jedem redlichen Unterthan fordert.

Gottlieb.

Ja, ich glaube wohl, daß jetzt in meinem Lande was Ansehnliches geweint wird.

Hanswurst.

Alle Arbeit liegt, die Gewerbe feiern, jedermann denkt nur darauf, wie er am bequemsten seinem Schmerze nachhängen will.

Gottlieb.

Wir wollen doch so gleichsam eine Denkmünze oder Medaille schlagen lassen, worauf das alles abgebildet ist.

Hanswurst.

Herr Leander ist auf diesen Fall gewiß von der Güte, ein passende Zeichnung und Inschrift zu erfinden.

Leander.

Wenn die Schmerzen mein Genie nicht gänzlich unterdrücken.

Gottlieb.

Es werden doch alle Tage die Glocken richtig geläutet?

Hanswurst.

O ja, mein König, es geschieht regelmäßig, zur allgemeinen Erbauung.

Selinus.

Ihro Majestät, es giebt aber dennoch Leute, sogar am Hofe, die sich unterfangen, in ein ausgelassenes Gelächter auszubrechen.

Gottlieb.

Ei der Teufel! dergleichen ist ja strenge verboten.

Curio.

Mein gnädigster König, es gefällt dem Herrn Selinus eine Unwahrheit zu sagen, weil er sich auf die Kammerherrnwürde Rechnung machte. Ich bin gewiß, trotz einem, über die Abreise des Prinzen im höchsten Jammer, da saß ich so eben von den tiefsten Schmerzen befangen, und wußte mich nicht mehr zu lassen, und da mochte mein ungemeines Schluchzen leicht einem Manne, der kein ächter Kenner vom Weinen ist, wie ein Lachen vorkommen.

Selinus.

Ich kein Kenner von Weinen? — Ungemein schluchzend und weinend. Nun überlasse ich es den eigenen hohen Einsichten meiner Majestät, meine Talente gehörig zu würdigen.

Gottlieb.

Es war gut, Curio, was hast Du gegen sein Weinen? — Er, mein Bester, ist nunmehr Kammerherr. —

Curio.

Mein König, jetzt eben zieht er mir ein Gesicht.

Gottlieb.

Schweig, ich will nichts weiter wissen.

Curio.

Geruhen Dieselben nur gütigst, mich ebenfalls weinen zu hören.

Gottlieb.

Ich habe jetzt mehr zu thun; ich muß auf die Hoftrauer denken und die Livreen meiner Bedienten arrangiren. Ab mit Gefolge.

Curio.

Nun Herr Kammerherr, viel Glück zum neuen Amte.

Selinus.

Mein Allerbester, — Sie verzeihen, daß ich mich nicht gerade auf Ihren werthesten Namen besinnen kann, — ach Gott! man hat so gar viel zu denken! mein Gedächtniß läuft mir oft von den vielen Merkwürdigkeiten über, die ich aufbehalten möchte, und darunter gehört auch diesmal Ihr Name, — aber Sie haben nur über Ihren ergebensten Diener zu gebieten; worin ich Ihnen irgend nützlich sein kann, befehlen Sie dreist, und Sie werden sehn, wie bereitwillig ich bin, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Geht ab.

Curio, der alte König und Hanswurst bleiben.

Curio.

So geht es am Hofe, das ist das Schicksal aller Menschen, die ihr Leben dem Fürsten aufopfern! — O Undankbarkeit!

Alter König.

Gieb Dich zufrieden, denn wenn Du Dich darüber ärgerst, so hat gerade Dein Kamerad Selinus seinen höchsten Endzweck erreicht.

Hanswurst.

Tröstet Euch; wer weiß, wo und in welcher Gegend für Euch noch ein schönes Glück verborgen liegt.

Curio.

Wenn Ihro Majestät, unser gnädigster Gottlieb, zuweilen mit unser einem spricht, so glaubt man oft, das größte Glück könnte einem gar nicht entgehn, — und nachher ist es doch immer nichts.

Hanswurst.

Das ist ein neuer Styl, der bei Hofe eingeführt ist, worin sich jeder Unterthan billigerweise finden muß.

Alter König.

Ja, das ist wahr, zu meinen Zeiten war hier eine andre Lebensweise, aber mein Schwiegersohn hat das alles abgeändert. Ich habe allen Einfluß auf meinen Sohn verloren: doch scheint es mir wahr, daß man sich jetzt zu eifrig in der ganzen Welt einer gewissen Humanität beeifert, die am Ende wieder sehr inhuman ist; die Mode beherrscht auch Höfe und Regenten, und darum prophezeie ich, daß diese bei Gelegenheit wieder wechseln wird.

Curio.

Mag es kommen, wie es will, wenn ich nur auch bald eine gute Versorgung erhalte!

Alter König.

Tausend andre Dinge gehn mir außerdem noch im Kopfe herum, so daß ich mich oft nicht zu lassen weiß.

Hanswurst.

Was fehlt Ihnen, beste Majestät?

Alter König.

Ihr habt doch ohne Zweifel auch von den soge-

nannten Idealen gehört, von denen in der Welt schon so vielfach die Rede gewesen ist —

Hanswurst.

Allerdings.

Alter König.

Ich habe jetzt ein Ideal im Kopfe, das mich weder bei Tage noch in der Nacht ruhig schlafen läßt und das mich vor der Zeit in die Erde bringen wird, wenn nicht baldmöglichst dazu gethan wird.

Curio.

Ei, um's Himmels Willen!

Alter König.

Ja ja, so wie jeder Mensch sein Ideal im Kopfe hat, der eine um zu heirathen, der andre um ein Buch zu schreiben, der dritte um ein Gemälde zu machen, so trage ich auch das meinige mit mir herum.

Hanswurst.

Reden Sie, beschreiben Sie es, mein würdigster König.

Alter König.

Nun ja, gleich. Du, Curio, kennst die beiden Personen, Maximilian und Sebastian?

Curio.

O ja, Ihre Majestät, ich habe sie oft genug aufstellen müssen; es sind die beiden würdigen Männer aus Blei.

Alter König.

Richtig. Seit der Abreise des Prinzen liegt es mir unaufhörlich im Sinne, wie ich so gerne diesen Sebastian irgend einmal lebendig und als einen andern ordentlichen Menschen antreffen möchte.

Curio.

Das scheint mir ganz unmöglich.

Hanswurst.

Warum unmöglich? Warum soll ein Künstler nicht aus seiner Imagination ein Bild dieses Herrn Sebastians haben machen können und zugleich ein Mann leben, der diesem Bilde entspricht? Es ist ja nichts weiteres, als eine gewisse Sympathie zwischen der Natur und dem Künstler, der ja auch ein Sohn seiner Mutter Natur ist und auch leicht seinen Bruder in Blei und Farben abkonterfeien kann, ohne ihn jemals gesehn zu haben; nun kommt der dritte Bruder, Ihro königliche Majestät hinzu, und wünscht beide Exemplare mit einander vergleichen zu können, weil er ahndet, daß dieser Mann zugleich lebendig existiren müsse. Das finde ich alles ganz natürlich.

Alter König.

O Hofrath, Ihr gebt mir Hoffnung und guten Rath und frisches Leben.

Hanswurst.

Hat es sich nicht oftmals zugetragen, daß ein Dichter aus seiner Imagination eine Schilderung entwarf, die die übrigen Menschen als unpassend und übertrieben nicht wollten gelten lassen, und daß sich zwei, drei hundert Jahre nachher ein Subjekt vorfand, das, ohne von diesem Dichter und seiner Schilderung etwas zu wissen, so genau in dieselbe hineinwuchs, daß sie wie gegossen auf ihn paßte? Das war sonst möglich und geschahe, und darum wollen wir hoffen, daß wir auch jetzt in einem Zeitalter leben, in dem

sich dergleichen anscheinende Wunderwerke zutragen können.

Alter König.

Nun bin ich getröstet und will also die Erfüllung meines Ideals erwarten, ohne über die Verzögerung zu murren. Komm, mein Freund! Sie gehn ab.

In der Mühle, Tagesanbruch.

Zerbino tritt auf.

Zerbino.

Eine Nacht wie diese habe ich bisher noch nicht erlebt. Keine Minute Ruhe, die Mühle hat immerfort geklappert, und wenn sie dann auch einmal einen Augenblick still schwieg, so machte die verfluchte Schmiede neben an gleich desto mehr Lärm. Es war zusammen ein Concert um des Teufels zu werden!

Der Müller tritt auf.

Müller.

Nun, haben's gut geschlafen?

Zerbino.

Nicht einen Augenblick, die Mühle hat ja die ganze Nacht hindurch gearbeitet.

Müller.

Das ist nicht anders; wir sind zum Besten und zur Ernährung der Menschheit unaufhörlich beschäftigt.

Zerbino.

Haben Sie denn aber so viel zu mahlen?

Müller.

So viel, daß ich sagen möchte, es giebt bei uns gar keine Feiertage.

Zerbino.

Und wo bleibt denn all' das Mehl?

Müller.

Wird weit und breit verschickt. Die Mühle mahlt zugleich Graupen, und türkischen Mais und alles mögliche.

Zerbino.

Da sie so nützlich ist, will ich es ihr vergeben, daß sie mich im Schlafe gestört hat.

Müller.

Ja, diese Mühle und die Schmiede neben an sind wohl die nützlichsten Institute im ganzen Lande.

Zerbino.

Ich bin ein großer Freund von Technologie und Nützlichkeit; seid doch von der Güte, mir den Bau und die Einrichtung Eurer Mühle ein wenig zu beschreiben; ich denke überdies meine Reise in den Druck zu geben, und durch dergleichen Merkwürdigkeiten würde sie auf eine sonderbare Weise geziert werden.

Müller.

Herzlich gern will ich Ihnen darin dienstlich sein, — doch muß ich Ihnen dazu meine Gesellen herein rufen. — Holla! Bursche! tretet mal einen Augenblick herein.

Mehrere Gesellen kommen.

Zerbino.

Sind sie das? Warlich, das sind tüchtige Kerle.

Müller.

Beim heiligen Polykomikus! es sind überaus wackre Bursche.

Zerbino.

Kennt Ihr den Polykomikus?

Müller.

Er ist ja der Schutzpatron aller Mühlen und Schmieden im ganzen Lande; wir beten alle Morgen zu ihm.

Zerbino.

Das muß ein höchlich zu verehrender Mann sein; seht, so wie ich hier stehe, habe ich ihm alles zu verdanken, er hat mich von einer Krankheit geheilt, die unheilbar schien.

Müller.

Wirklich? Was fehlte Ihnen denn?

Zerbino.

Ich litt an einer großen Verstandesschwäche, die manchmal in ordentliche Raserei ausartete.

Müller.

Ei! ei!

Zerbino.

Aber dem großen Manne gelang es, mich völlig zu kuriren; doch ist immer noch ein Rest des Uebels innerlich im Kerne meines Kopfes zurückgeblieben, der sich zwar in meinen Reden und Handlungen, wie Ihr bemerken werdet, nicht äußert, doch aber mit der Zeit wieder sein altes Spiel treiben könnte: und deshalb muß ich jetzt auf Reisen sein und den guten Geschmack aufsuchen, und wenn ich ihn gefunden habe, dann ist kein Rückfall mehr zu befürchten.

Müller.

Ei das trifft sich ja recht glücklich! denn eben jetzt stehn Sie mit Ihren beiden angenehmen Füßen in der Mitte des guten Geschmacks.

Zerbino.

Wie das? —

Müller.

Diese Mühle ist ja eben das, was Sie schon so lange gesucht haben.

Zerbino.

Wirklich?

Müller.

Wirklich und in der That!

Zerbino.

Ein größeres Glück hätte mir gar nicht begegnen können.

Müller.

Freilich, — und diese Gesellen da sind die verehrungswürdigen Mitarbeiter!

Zerbino.

Ich schätze mich unendlich glücklich, Sie, meine Herren, so unverhoffter Weise kennen zu lernen, es hätte mir nichts Angenehmers begegnen können, und ich bin um so mehr erfreut, da ich auf diesen unvorhergesehenen Zufall gar nicht gerechnet hatte.

Er umarmt einen nach dem andern.

Müller.

Ach, mein Werthester! Sie sprechen beinah, als wenn Sie zu uns gehörten. Sie sehn auch wahrhaftig schon so aus.

Zerbino.

Es ist schon eine alte Bemerkung, die ich jetzt wieder erneuere, daß die Müller abfärben.

Müller.

Ja, wir sind die weiße Brüdergemeinde, aber kein heimlicher Orden, sondern wir treiben unser Handwerk sehr öffentlich.

Zerbino.

Sie wollten so gut sein, mir etwas von der Construktion Ihrer Mühle zu sagen.

Müller.

Von Herzen gern.

Die Hauptsach, sehn Sie, ist der große Bach,
Den andre die Fontäne nennen wollen, —
Sehn Sie ihm gütigst mit den Augen nach, —
Der thut den ganzen Tag nun nichts als rollen.
Er fließt so klar, — nur heran! und flammt, wie Feuer,
Ist, seinem Wesen nach, Unschuld und Liebe,
Fällt von dem werthen Berg und ist mir theuer,
Denn seine Kraft erregt mir das Getriebe.

Zerbino.

Er ist in der That sehr klar, ich kann auf dem Grunde jeden Kiesel sehn, kein Sandkorn ist mir verborgen und dabei scheint er keinen Mangel an Wasser zu haben.

Müller.

Und ach! wie heilsam ist der Trank der Quelle,
Kein so gesundes Wasser weit und breit,
Man schickt es schon als Labung von der Stelle,

Ein fremdes Land von uns sein Wasser leiht,
In jedem Tropfen wirkt die Süßigkeit.

Zerbino.

Es ist erstaunlich, so müssen Sie sich nur ja in Acht nehmen, daß Ihnen diese Quelle nicht einmal abgeleitet wird.

Müller.

Es ist Tag und Nacht meine Sorge; glauben Sie mir, dadurch sind schon manche Kalender entstanden.

Zerbino.

Ich glaub' es, es ist jetzt leider eine Zeit, wo jedermann seine Kalender machen muß. — Aber Ihre werthen Gesellen?

Müller.

So nützlich, wie der Quell, ist nicht ein einz'ger,
Doch warlich, ist drum keiner zu verachten,
Sie nutzen in der Mühle Tag und Nacht,
Und wo es Arbeit gilt, sind alle rührig.
Doch voran von der Einrichtung der Mühle:
Es ist ein schönes, großes Ding um's Mahlen,
Denn ohne Mühle wäre niemals Mehl,
Und mehllos wären wir auch ohne Nahrung,
Was sollten wir mit jenen Cruditäten,
Den großen, ungeheuren Stücken machen,
Die uns die sogenannten Alten ließen?

Zerbino.

Das ist sehr wahr, wenn wir uns daran begnügen müßten, so könnte es uns gar begegnen, selber gewissermaßen alt zu werden.

Müller.

Bemerken Sie, wie all' die groben Dinge,

Von Vaterland und Heldenmuth und Tugend
Hier oben in den Trog geschüttet werden:
Nun fängt das Mahlen an mit allen Steinen,
Hier unten sehn Sie nun behende Tugend,
Ein niedlich Vaterland und andre Helden,
Nebst Liebe, Wehmuth, Großmuth, Aufopfrung,
So fein gemahlen, delikat erscheinen!

Zerbino.

Eine ganz unvergleichliche Einrichtung! O ich bitte, sehn Sie doch die Häuslichkeit, die Bürgertugend, die Menge von so überaus zarten Familienverhältnissen!

Müller.

Sie glauben gar nicht, welche Kraft die Mühle
Selbst au den größten Dingen, an den härtsten
Beweist, denn wenn man oben selbst Homer,
Ja Sophokles, von dem man meinen sollte,
Daß er am wenigsten gesonnen sei
Gemahlt zu werden, nur hineinschmeißt, — immer
Geräth's, und schmackhaft kömmt er hier heraus.

Zerbino.

Da sind Sie also Ihrer Sache sehr gewiß? Das, mein Freund, ist die wahre Art, ein Handwerk in eine Kunst zu verwandeln, und es kann kommen, daß Sie selbst mit der Zeit die englischen Fabriken übertreffen.

Müller.

Ja, aber sollten Sie's, mein Bester, denken,
Daß selbst in unsrer Zeit es Leute giebt,
Die, wenn man sie genießen soll, mit Eifer
Gemahlen werden müssen?

Zerbino.

Das ist doch bei den Fortschritten unsers Jahrhunderts ganz etwas Entsetzliches!

Müller.

Sie glauben nicht, wie viele schöne Kleye
Ich zum Exempel nur dem Berlichingen
Zu danken und dem Werther; damals war
Ein Mahlen, daß die ganze Mühle knackte.
So giebt's ein Englisch ungeschlachtes Ding,
Der mir noch lange vorhält, viele Leute
Ernährt und niemals ganz zerrieben wird;
Da sehn Sie mir nur die Historien an,
Die er Gottlob schon angerichtet hat,
Worunter vor dem kleinen Rathenow
Der große Churfürst nur die schlechtste ist,
Denn alle andern sind noch lustiger:
Dies saubre Stück hat nur den einz'gen Fehler,
Daß es ein wenig gar zu fein gerieben.

Zerbino.

Wie ich gehört habe, will man ja ordentlich anfangen, diesen Engländer ungemahlen zu verstehn.

Müller.

Ja das sind Leute, die mir graues Haar
Erregen, sie sind gegen unser Handwerk,
Und eigentlich die wahren Antimüller,
Doch spür' ich noch bis dato keinen Mangel
Im Handel, denn die meisten sind für uns.

Zerbino.

Es wäre Schade, wenn der Verkauf litte, Ihre Mühlknappen würden auch niemals wieder ein so gutes Unterkommen finden.

Müller.

Sie sind die treuen Knechte, nicht im Weinberg,
In einem Institut von größerm Nutzen:
Der Starke da macht sonderlich das schönste
Und feinste Mehl, das man jetzt sehr genießt.

Der Starke.

Ja, ich glaube jetzt der Mühle von eben dem Nutzen zu sein, als die Quelle, das sagen auch alle Leute, ja einige wollen mich noch vorziehn. Ich kann ein Mehl zubereiten, daß einem das Herz im Leibe lacht, und die Milchbrote und Semmelein, die daraus gebacken werden, sind so zart, daß gewiß etliche Dutzend noch dem Magen nicht beschwerlich fallen.

Müller.

Der Große da ist auch ein guter Bursche,
Nur leider lange nicht so schön solide,
Das macht, er hat die Welt etwas gesehn,
Und darum kömmt's ihm hier, so wie man wohl
Zu sagen pflegt, noch immer spanisch vor.

Der Große.

Ich mache ein tüchtiges, kräftiges Mehl — —

Müller.

Schon gut, denn wenn er einmal erst von sich
Zu reden anfängt, findet er kein Ende.
Da ist ein andrer noch, der oft den Bach
Verrammt, ein wackrer, sehr geübter Bursche.
Du! Hier — o! komm doch her, Familienmehl,
Ein niemals noch verstoßnes Essen, (Fürsten
Und Bürger laben sich gleich sehr daran)
Ist seine Sache; keiner glaubt von ihm,

Daß er an dem Geschmack ein Hochverräther,
Er ist wohl nur ein schuldloser Verbrecher.

Zerbino.

Wer ist denn jener mit dem klugen Blick?

Müller.

Der Mann ist für uns all' ein großes Glück,
Es giebt der Kerls, unbändig wie die Tollen,
Die mit Gewalt nicht in den Mahlsack wollen,
So könnt Ihr Alexandern Euch nicht denken,
Wir mußten Attila'n den Kopf verrenken,
Themistokles kam in den Kasten ein,
Am Leib zerschlagen, mit gebrochnem Bein:
Wenn derlei Volk sich ungeberdig stellt,
Daß alle wir sie nicht bezwingen können,
Ist kein Mann so geschickt auf weiter Welt
Sie festzubinden und zu fesseln schnell:
Weshalb wir ihn auch nur den Feßler nennen.

Der Feßler.

Ja, ich bezwinge sie so ziemlich; wenn ich einen solchen Welteroberer in etlichen Bänden eingefaßt habe, so ist er so matt, daß man gar kein Leben mehr in ihm verspürt.

Müller.

Nun könnt' ich Euch noch einen andern zeigen,
Der nur gewöhnlich Maißner heißt, doch dieser
Ist jetzo wenig in der Arbeit mehr,
Wie jener dort, der mit dem Kopfe schlenkert;
Sie waren ehmals rüstige Gesellen,
Der eine, der den Mais gemahlen, dieser,
Der Graupen und auch deutsche Grütze machte,
Der hat schon lange in Apoll geruht,

Und dieser ist in der Geschichte seßhaft.
Ich will noch wen'ges von mir selber sprechen,
Dann woll'n wir alle an die Arbeit gehn.
Mein Mehl bewahr' ich meist in braunem Papier,
Worin es sich gut hält, es ist ein plattes
Unschädliches und ganz gesundes Essen,
Denn mich zu rühmen wäre unbescheiden,
Ich setze mich gern unter Englands Sterne.

Zerbino.

Bescheidenheit ist nicht übel. — Aber was ist denn das da?

Müller.

Hier sammelt sich die allergröbste Kleye,
Die wohl nun schon seit ein'gen Jahren liegt,
Doch findet dies auch immer seine Freunde,
Ich nenn's Archiv der Zeit und des Geschmacks.
Bemerken Sie, wie auch durch diesen Püster
So schöne Grütze ausgebeutelt wird,
Ein Essen, das uns niemals in den Kopf steigt.

Zerbino.

Aber, mein Bester, mein innerlicher Zustand wird noch um nichts besser, ich schließe daraus —

Müller.

Doch wohl nicht, daß Sie sich nicht innerhalb des guten Geschmacks befunden?

Zerbino.

Ohngefähr dergleichen.

Müller.

Mein Freund, Sie werden grob.

Zerbino.

Es thut mir leid, aber ich muß weiter reisen.

Geht ab.

Müller.

Gesellen! An die Arbeit! —

Alle gehn wieder an die Arbeit, die Mühle kömmt wieder in den Gang.

Vor einem Wirthshause.

Stallmeister tritt auf.

Stallmeister.

Ich bin lange herumgetrabt und bin nun so müde, daß ich mich genöthigt sehe, einzukehren. Wenn ich es nur dahin bringen könnte, mich als einen ordentlichen Reisenden anzustellen, damit die Leute auf keinen Verdacht verfielen! — Die Knechtschaft, in der ich lebte, ward mir endlich gar zu unerträglich, und darum habe ich ihr auch ein Ende gemacht. Meine beiden Herrn hielten sich für gar zu klug und traktirten mich beinah wie einen Hund; wenn sie durch die reizende Natur gingen, führte mich der Bediente Nestor wie einen Verbrecher am Stricke; auf mich wurde gar nicht geachtet, wenn ich mich noch einmal umsehn, oder im Wirthshause bleiben wollte, — weshalb ich nun auch den Zustand der Freiheit ergriffen habe, und als mein eigner Herr durch die Dörfer wandre. — Ich muß nur anklopfen.

Der Gastwirth kömmt.

Wirth.

Wer klopft noch so spät an?

Stallmeister.

Ein wandernder Handwerksgeselle, der um ein Nachtquartier bittet.

Wirth.

Na, so kommt nur herein! — Wo seid Ihr denn her?

Stallmeister.

Nicht weit von hier, ich bin ein Landeskind.

Wirth.

Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Werber nicht wegnehmen, es wird hier herum ein neues Regiment errichtet.

Stallmeister.

Drum laßt mich nur geschwinde ein, die Nacht fångt überdies an, kalt zu werden. Geht hinein.

Stube in der Schenke.

Wirth, Stallmeister.

Wirth.

Nu, setzt Euch, Landsmann, Ihr müßt wohl müde sein?

Stallmeister.

Gar sehr; ich bin den ganzen Tag gewandert.

Wirth.

Nu, ruht aus. — Was giebt's denn gut's Neues in der Welt?

Stallmeister.

Das wißt Ihr wohl, daß es der guten Neuigkeiten mmer nicht viele giebt.

Wirth.

Das ist sehr wahr, erstaunlich wahr, Ihr habt Ver= tand, Landsmann.

Stallmeister.

Den muß man wohl kriegen, wenn man schon so rüh in der Welt herumgestoßen ist, wie's mir ging.

Wirth.

Raucht Ihr Taback?

Stallmeister.

Nein.

Wirth.

Schade! Ich habe sonst gute Conterbande im Hause, ie ich Euch um ein Billiges ablassen wollte. Ich treibe ebenher einen kleinen Handel. Ihr glaubt nicht, wie hwer es dem Menschen gemacht wird, sich redlich durch ie Welt zu bringen.

Stallmeister.

Ja wohl, ja wohl; so wie Ihr mich hier seht, habe h etliche Jahr, weil ich nicht anders ankommen konnte, ls Hund dienen müssen.

Wirth.

Ei das ist doch erstaunlich!

Stallmeister.

Ja, was hilft's? Bauer wollte ich nicht werden, ie Tabacksfermen waren aufgehoben, da, ohne Con= exionen, wie ich war, mußte ich mich schon darein fin= en, Hund zu werden.

Wirth.

Wär' ich doch darauf verfallen, als ich vor acht Jahren aus Desperation unter die Soldaten ging! Der gemeine Mann ist in unsern Zeiten übel dran.

Stallmeister.

Sagt mal, wißt Ihr hier herum was vom guten Geschmack?

Wirth.

Nein, wir sind froh, wenn wir nur überhaupt was zu essen haben, da bekümmern wir uns um den Geschmack nicht sonderlich.

Stallmeister.

Ich meine, mein Bester, den geistigen, moralischen.

Wirth.

Vielleicht das Noth- und Hülfsbüchlein? da habe ich aber keinen Geschmack an finden können. Es ist nicht zur Hülfe, ja kaum zur Noth zu gebrauchen. Mir scheint der Eulenspiegel, den ich da hinten liegen habe, ein ganz andres Werk.

Stallmeister.

Ihr seid in der Aufklärung zurück, wie es mir scheint. Ihr müßt wissen, daß die Menschheit bisher noch solche Bücher gar nicht besessen hat, weil sie dazu noch nicht reif gewesen.

Wirth.

Ja?

Stallmeister.

Allerdings: für den Landmann, für den Bürgerstand fangen sich nun erst an, die Federn in Bewegung zu setzen.

Wirth.

Ihr arbeitet wohl selbst dergleichen Sachen?

Stallmeister.

Bis dato noch nicht, weil ich dazu noch nicht würdig gewesen bin, aber ich will mich nächstens in die Lehre begeben, weil ich überdies jetzt außer Dienst bin.

Wirth.

Aber glaubt Ihr denn, daß das was nützt?

Stallmeister.

Es muß nutzen, da wird nicht lange gefragt: der Nutzen und alles muß sich nach den Leuten bequemen, die in dem Fache arbeiten.

Wirth.

Da sind auch die Zeitungen, wenn Ihr sie lest.

Stallmeister.

O ja, nur her damit, jetzt ist eine interessante Epoche. — Hier ist ja eine kuriose Nachricht: Ein Spitzhund, mit gelben Ohren und Füßen, Namens Stallmeister, hat sich verlaufen, wer von diesem Vagabunden im Zeitungskomptoire Nachricht geben kann, erhält fünf Thaler zur Belohnung. Ihm selbst aber, wenn ihm dies Blatt zu Gesichte kommen sollte, wird gemeldet, daß er sich, ohne irgend eine Strafe zu fürchten, zu seinen Angehörigen zurückbegeben könne. — Ja, es ist erstaunlich, es laufen jetzt viele Hunde weg. — Für sich. Daß ich doch ein Narr wäre! Ich bin froh, daß ich so von ihnen gekommen bin und wenn Sie mich wieder haben wollen, so können sie mich eben so gut aufsuchen. — Herr Wirth, Ihr seid ja eingeschlafen. —

Wirth.

Ja. —

Stallmeister.

Wollt Ihr mir eine Schlafstelle anweisen?

Wirth.

Ich weiß für Euch keine andre, als die Ofenbank dort.

Stallmeister.

Nun, die ist mir gerade recht erwünscht. — Gute Nacht also! — Beide gehn zu Bette.

Wald.

Der Waldbruder, Helikanus.

Der Waldbruder.

Wie treff' ich Euch an dieser Stelle wieder?

Helikanus.

Es treibt mich mein Gemüth durch diese Wälder
Im Irren auf und ab, bald bin ich hier,
Bald wandl' ich meinen Weg zurück, und immer
Verwirr' ich mich nur tiefer in den Zweifeln.

Waldbruder.

So geht es uns, wenn wir auf Rath nicht achten,
Des Freundes Stimme nicht vernehmen wollen.
Dein irrer Sinn, er würde schnell geheilt,
Wenn Du Dich der Natur und der Betrachtung
Der Wunderwerke Gottes widmen wolltest.

Helikanus.

Es ist nicht mehr in mir der alte Schmerz,
Der mich zuerst in diesen Wald geführt,
Ein neues Feuer brennt in meinem Herzen.

Waldbruder.

So hat die eine Thorheit wohl bei Dir

Die andere geheilt: so geht's dem Menschen!
Er glaubt sich oft von jeder Macht verlassen,
Daß Erd' und Himmel auf ihn zürnen und
Die Thorheit nimmt ihn in den Mutterarm,
Bereitet ihm den liebevollsten Trost.

Helikanus.

Du kennst die Menschheit weder, weder mich,
Zu eilig bist Du immer, Rath zu geben,
Urtheil zu fällen.

Waldbruder.

Nun, so rede endlich.

Helikanus.

Als ich Dich hier an dieser Stelle ließ,
Da eilt' ich fort und kam in eine Gegend,
Auf die des Himmels Wonne sich gesenkt,
Die süßesten Gesänge wohnten dort,
Ich fand die Heimath meines Herzens endlich.

Waldbruder.

Was war es denn, das Dich so hoch entzückte?

Helikanus.

Du lächelst wohl, wenn ich ein Mädchen sage?

Waldbruder.

Ich hatte diese Antwort schon vermuthet.

Helikanus.

Ihr faßt es nicht, wenn ich sie Euch beschreibe.

Waldbruder.

Erspare Dir, ich bitte Dich, das Schildern!

Helikanus.

Und daß sie mich nicht liebt! ach! daß sie kaum,
Wie ich sie liebe, zu bemerken scheint!

Waldbruder.

Und wo, mein Sohn, ist Deine erste Liebe?
Ja, so ist stets der Jugend Unbestand!

Helikanus.

Sprich nicht, mein Freund, wann Du nicht fühlen
kannst,
Was helfen Deine Worte? Glaubst Du mich mit
diesen,
Mit luftgewebten Banden, von der Schönheit,
Die mich magnetisch kräftig an sich zieht,
An die das Schicksal mich geschmiedet hat,
Und die mich ewig festhält, — los zu reißen?

Waldbruder.

Die Worte sind als Worte ohne Kraft,
Und dennoch können sie den Sinn beherrschen,
Die Leidenschaft empören und besänftgen,
Wann sie der Mund mit jener Kraft gebraucht,
Die, wie die Zeichen eines Zaubermeisters,
Urkräftig stets auf Herz und Seele wirken.

Helikanus.

Unmöglich kann ihr Bild dem treuen Herzen,
Noch Menschenkraft, noch Zauberspruch entreißen.

Waldbruder.

Und warum wüthete so heftig jüngst
In Deiner Brust die wilde Leidenschaft?

Helikanus.

Das ist es eben, daß ich mich nicht fasse, —
Bald zittert sie hinweg vor jenem Bilde,
Das ehmals wie mein Schicksal mich beherrschte.
Ich frage oft der Felsen taube Steine,
Die klaren, rieselnden Gewässer, was

Ich soll beginnen, Echo spricht in Sylben,
Die unvernehmlich sind, die Quelle murmelt
Ihr altes Lied nur unverdrossen fort,
Und keines giebt Erleicht'rung meinen Schmerzen!

O alte Heimath süß!
Wo find' ich wieder dich?
Welch ein Quaal ist dies?
Warum verfolgst du mich?
Warum ertödtest mich?

O ferner Liebesschein,
Glimmst wieder nach mir her?
Soll dies mein Glücke sein?
Mir fällt das Leid zu schwer, —
Wer denkt wohl meiner, wer?

Bald such' ich Linderung
Bei dir, o Thränenguß;
Denk' dann, es ist genung,
Dann denk' ich ihren Kuß
Und daß ich wandern muß, —

Und neuer Schmerz befällt,
Die arme treue Brust,
Die Lieb' gefangen hält
Und nicht mehr kennt die Lust —
Mir alles ist vergällt.

Waldbruder.

Ihr sangt das Lied mit rührend schöner Stimme,
Doch, wenn ich rathen soll, folgt meinem Beispiel:
Als mich die Welt und jedes Glück verstieß,

Als Hoffnung hinter Bergen mir verschwand,
Ergab ich mich der Einsamkeit und mir.
Hier leb' ich froh die alten Tage ab,
Wann das Gewebe reißt, ganz unbekümmert.
Ich lebe innerlich, da um mich starb
Was äußerlich mein Leben war, die Gattin,
Der Sohn, der mir noch unvergeßlich ist;
Beschaue jetzt des Himmels große Wunder,
Und ranke mich, ohnmächtig wie ich bin,
Wie eine zarte Pflanze, durch den Trieb
Im Innern nach den hohen Lüften auf.

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wann im prächtgen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —

O dann werf ich Jubellieder
In's Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preißt den Ewgen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erkingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall;
Und wir sollten nicht besingen
Da die Freude überall?

Helikanus.

Lebt wohl, denn Ihr begreift mein Leiden nicht!

Waldbruder.

Lebt wohl, Euch mangelt noch des Geistes Licht!

Beide von verschiedenen Seiten ab.

Die Wüste.

Jeremias, der aus dem Fenster des Felsen sieht.

Jeremias.

Mein Herr Polykomikus führt ein sehr beschwerliches und langweiliges Amt, das kann ich nun wohl aus Erfahrung sagen; da kömmt Volk von allen Altern und Ständen, um sich bei mir über tausend Nichtswürdigkeiten Raths zu erholen, und da muß man ihnen moralische Antworten geben und vernünftig sprechen, und dabei so unaussprechlich dumm sein, daß ein ehrlicher Mensch darüber in Verzweiflung fallen möchte.

Es versammeln sich nach und nach mehrere Leute.

Jeremias.

Wollt Ihr schon wieder Rath haben.

Die Leute.

Ja, denn dessen kann man niemals genug bekommen.

Jeremias.

Ihr seid aber ennuyant.

Die Leute.

Dazu sind wir geschaffen.

Jeremias.

Aber warum könnt Ihr Euch nicht selber rathen?

Die Leute.

Das wäre ganz was Neues!

Jeremias.

Die Nützlichkeit, zu der ich jetzt genutzt werde, geht mir etwas zu weit. — Mein Herr ist nicht zu Hause, der ist noch vom Hofe nicht zurückgekommen, wohin man ihn verschrieben hatte.

Die Leute.

Das ist einerlei, wir müssen unsern gehörigen Rath haben.

Jeremias.

Wißt Ihr was, meine Freunde? Damit sich keiner von uns zu beschweren habe, wollen wir das Nützliche ein wenig mit dem Angenehmen verbinden.

Die Leute.

Das kann uns gleich sein.

Jeremias.

Nun, da werden wir bald gute Freunde werden. Hört, meine Besten, ich denke wir errichten hier in dem Felsen so ganz für uns ein kleines moralisches und menschheitsschwächenverbesserndes Theater!

Die Leute.

In Gottes Namen, macht's aber lieber gleich zum Nationaltheater.

Jeremias.

Warum?

Die Leute.

Warum? das wissen wir auch nicht, aber es scheint besser zu sein.

Jeremias.

Nun, wie Ihr es wollt. Also, damit wir unser

Nationaltheater einrichten, werd' ich hier den großen Besen nehmen, die Bühne sauber abfegen und dabei will ich bei dieser feierlichen Gelegenheit einen rührenden Prologus halten, der Euch gewiß allen gefallen soll.

Peter.

Fangt nur an, und macht dann, daß ich durch Euer und der Kunst Hülfe ein bischen besser werde, denn ich muß Euch sagen, ich bin ein ganz verruchter Kerl!

Jeremias.

Sogleich werd' ich die Ehre haben, meine gehorsamste Aufwartung mit allen Sorten von Moralien zu machen.

Er nimmt den Besen und fegt das Fenster im Felsen ganz rein.

Nun, meine werthesten Herrn, wohl aufgeschaut,
Damit Ihr Euch alle gut erbaut,
Und Euren ganzen Lebenswandel bessert,
Wonach Euch allen der Mund doch wässert.
Hier kommt es nicht, Euch zu belust'gen, an,
Weil das jedweder Arlequin kann,
Aber mit Vernunft und wehmüth'ger Rührung erlustiren,
Das ist's was den edlen Poeten muß zieren,
Und darnach wollen wir Sinnen, Trachten und Dichten,
Mit allen Leibeskräften richten. —

Geht ab.

Peter.

Nun wird's kommen, Freund Caspar, daß wir Beide ganz andre Menschen werden.

Caspar.

Es thut noth.

Einige Andre.

Schweigt still! stört uns nicht, daß wir Acht geben können.

Zwei Marionetten treten auf, ein König und eine Königin.

Königin.

So steht es mit dem Reich so elend wie man sagt?

König.

Ach! theuerstes Gemal, Du glaubst nicht, was man wagt,
Wenn man den Bürger zwingt, dem Feind zu widerstehn,
Den sie mit dräu'nder Fahn' vor ihren Mauern sehn.
Sie sind jetzt gar nicht mehr zum Kriege zu gebrauchen,
Sie trinken ewig Bier und wollen Tobak rauchen,
Und heißt es denn einmal: Ihr Patrioten, 'raus!
Beschützt das Vaterland! ist keiner je zu Haus.

Königin.

So sind wir ja wohl schon auf diese Art verloren?

König.

Zum mind'sten, wenn nicht todt, doch immer sehr geschoren;
Wie mancher König wird in unsrer Zeit entsetzt,
Woran der Pöbel oft sich überdies ergötzt,
Vom Thron zu steigen ist mir aber nicht gegeben,
Eh' opfr' ich, Vaterland, dir gerne Blut und Leben!

Ein Bote.

Bote.

Mein König, immer mehr kömmt uns der Feind auf'n Leib,
Es flüchtet jedermann mit Geld und Kind und Weib,

Und kellerwärts verkriecht sich mannhaft der Soldat,
In Summa, Feindesfurcht erreicht 'nen hohen Grad.
Was sollen wir bei so bewandten Sachen thun?

König.

So lang ich König bin, könnt Ihr noch sicher ruhn.

Bote.

Allein das hat ja wohl zum längsten nun gewährt?

König.

Schau zu, mein Sohn, so zieh' ich hier mein gutes Schwert,
Damit will ich mich schnell, wo die Feind' am dicksten stehn,
Hinstürzen und besieg'n, oder sterbend untergehn!

Ab.

Königin.

Welch edler Königsmuth in dieser hohen Brust!
Ihn anzusehen nur ist warlich Götterlust.
Ich muß doch auch hinaus und sehen wie es fällt,
Und wie im Kriege sich mein edler Gatte hält,
Und stürzt er nieder, ach! Adieu so Thron als Reich!
Dann sind wir alle wohl hier diesem Schlingel gleich.

Geht ab.

Bote.

Ja schimpft nur, weil Ihr schon in letzten Zügen liegt,
Es ist kein Zweifel mehr, daß uns der Feind besiegt,
Ich kenn' des Königs Muth, der ist nicht sehr weit her,
Auch trägt er wohl an ihm nicht sonderlichen schwer. —
Da hör' ich schon des Feind's Gejauchz' und Jubelschrein,

Sie werden von der Stadt schon richtig Meister sein,
Nun die erst hier sind, seh' ich's schon mit halbem Blick,
Wie man die Hand umkehrt, sind wir 'ne Republik.

Geht ab.

Caspar.

Herr Jeremias!

Jeremias,

mit dem Kopfe durchsehend.

Rufen Sie, meine Herren?

Caspar.

O ja, das Ding da gefällt uns gar nicht.

Jeremias.

Das thut mir unmäßig leid, — liegt's etwa an den Marionetten?

Caspar.

Nein, die meinen's ganz gut und greifen sich auch an, — aber das Ding selbst ist nicht den Teufel werth.

Jeremias.

Ei, wie so?

Caspar.

Das ist uns allen zu unnatürlich, daß sich die Worte immer reimen und zusammenpassen, wenn einer seine Gesinnungen von sich giebt.

Jeremias.

Sie sind also für die Natürlichkeit portirt?

Caspar.

Natürlich!

Jeremias.

Ja, wenn das ist, so müssen wir schon eine ganz andre Seite heraus kehren.

Caspar.

Gerade darum wollten wir bitten.

Jeremias.

Gleich, meine Herren; wir wollen uns also für's Erste in die bürgerliche Tragödie begeben, aber ich fürchte, daß es Ihnen darin auch nicht sonderlich gefallen wird.

Zwei andre Marionetten, Mann und Frau, treten auf.

Mann.

In welchem Elende befindet sich nun unsre arme, unglückliche Vaterstadt! Und in welchem Jammer wir vor allen andern Menschen!

Frau.

War es nicht Deine Schuld, Dein Verbrechen, das uns in diesen Jammer gestürzt hat?

Mann.

O schweig!

Frau.

Nein, denn ich will reden, weil ich muß. — Du wagst es noch zu klagen? Du, der sich zuerst mit dem Feinde einließ, der zuerst den Vorschlag that, ihm die Thore zu eröffnen? Sieh nun hier auf dem Markte die Leichen Deiner Brüder, sieh diese rauchenden Häuser, die zerstörten Tempel, und dann sage Dir: alles dies ist mein Werk!

Mann.

Weib! Du machst mich rasend!

Frau.

Nein, Du erwachst jetzt von Deiner Raserei, Du erschrickst jetzt vor dem Elende, das Du erregt hast,

es fällt Dich wie ein Sturmwind an, und Verzweiflung, Selbstmord wird alles endigen.

Mann.

Voran sollst Du sterben, dann ich, Dir will ich heulend in die Unterwelt hinab folgen, zu der Du mir den Weg zeigen sollst. — Er schwingt seinen Dolch, die Frau entflieht, er verfolgt sie.

Mehrere Zuschauer drängen sich in der Wüste hinzu, unter diesen auch Satan.

Jeremias, hervorgukend.

Nicht wahr? das ist auch nichts Rechts?

Michel.

Nicht sonderlich.

Satan.

Lieben Leute, es ist nicht rührend genug, Ihr versteht den Henker von dramatischer Kunst, und darum wißt Ihr auch nicht, wo dieser Darstellung der Schuh drückt.

Die Leute.

Das ist auch wahr. Ihr seid gewiß ein Kenner. — Wir wollen's rührender haben!

Jeremias.

Gut, ich hab's gleich gedacht, darum wollen wir noch eine Note niedriger angeben.

Satan.

Die Sache, Herr Schauspieldirektor, ist, daß Sie ein bischen mehr ins Natürliche verfallen müssen.

Jeremias.

Sogleich!

Zwei andre Marionetten treten auf, ein Vater mit seinem Sohne.

Vater.

Und Er ist wieder erst gegen Morgen zu Hause gekommen?

Sohn geht schweigend auf und ab.

Vater.

Antwort will ich haben. — Nun? ob Er bald reden will?

Sohn.

Herr Vater —

Vater.

Ich bin sein Vater nicht, am wenigsten sein Herr Vater! Er untersteht sich, Bösewicht, ein fühlendes väterliches Herz, das Sorgen und Gram die ganze Nacht hindurch zernagt haben, mit: Herr Vater, anzureden?

Sohn.

Es war ja so böse nicht gemeint.

Vater.

O wenn ich auch davon überzeugt sein müßte, so hätten sich jetzt unsre vier Augen zum letztenmale gesehn! Ich würde Ihn kalten, herzlosen, nichtswürdigen, undeutschen Schuft zum Hause hinauswerfen!

Sohn.

Ereifern Sie sich doch nicht so.

Vater.

Ich will mich ereifern! sieht Er, ich will mich durchaus ereifern! Ich bin voller Eifer! Feuer und Flamme.

Sohn.

Aber schonen Sie doch, mir zu Liebe, Ihrer Gesundheit, Ihrer theuren Gesundheit. Ist es nicht genug, daß ich so früh schon meine Mutter habe verlieren müssen, wollen Sie mir auch noch den Vater rauben?

Vater umarmt ihn gerührt.

Nein, mein lieber Sohn, er soll Dir nicht geraubt werden. — Ach! du traute, verewigte Catharine! — O, mein Sohn, bei ihrem Andenken beschwöre ich Dich, gieb Deine thörichte Liebe, Deine unnützen vornehmen Freundschaften auf, und mache Deinem Vater in seinem Alter freudige Stunden. Wenn Du mich gerne hier bei Dir siehst, so beweise es mir durch Deine Veränderung. Sieh, die jetzige Noth Deines Vaterlandes, die Feinde, die in die Stadt eingedrungen sind, schreiben so starke Contributionen aus, achten göttliche und menschliche Rechte so wenig, daß wir bald durchaus verarmt sein werden. — O bedenke Deine eigne Wohlfahrt, mein Sohn, denn von der meinigen kann bei diesen grauen Haaren nicht mehr die Rede sein. Geht weinend ab.

Sohn.

Mein Vater ist ein edler Mann, ganz nach der alten biedern deutschen Sitte, rauh und auffahrend, aber innerlich im Kerne ganz vortrefflich. — Ach! und dennoch kann ich seinem guten Rathe keine Folge leisten! — Liebe! du allmächtige Liebe bist es, die die festesten Bande der Natur zertrennt.

Viele Zuschauer weinen, der Sohn will abgehn, Jeremias fängt ihn mit den Händen auf, indem er wieder hervorguckt.

Jeremias.

Meine Herren, Sie sind ebenfalls gerührt, und dieser harte hölzerne Bösewicht will doch nicht in sich gehn, sollen wir das erdulden?

Sohn.

Das Schicksal, das unerbittliche Schicksal hat mich gewaltig ergriffen. — O gütiges Geschick, laß mich doch wenigstens meine Rolle zu Ende spielen, so wirst du sehn, wie ich im fünften Akte noch ein ganz andrer Mensch werde.

Jeremias.

So? im fünften Akt? Ei scharmant! Das gäbe für alle armen Sünder ein treffliches Beispiel! Alle verlassen sich auf den fünften Akt, und nichts in der Welt verdirbt deshalb die Menschen so sehr, als eben dieser fünfte Akt, weswegen man ihn lieber gar, als einen Sittenstörer, gänzlich abschaffen sollte.

Sohn.

Aber wie niedlich ich nachher werde, soll dir, o erhabnes Schicksal, selber Freude machen.

Jeremias.

Nein, gleich hier auf der Stelle ändre Dich um, oder Du bist augenblicklich des Todes.

Sohn.

Wie soll ich mich denn so schell ändern? Habt Ihr, Schicksal, denn gar keine Kritik studirt? Das wäre ja anstößig, unnatürlich, und wenn ich also in der Moral was gut machte, so schösse ich dafür in der sogenannten Aesthetik einen desto ärgern Bock.

Jeremias.

Der Kerl hat List und Ueberredungsgabe, aber wir

wollen uns dadurch nicht hintergehn lassen. — Hinunter mit Dir, vom Theater! Du unmoralischer Flegel!

Er schmeißt ihn vom Felsen in die Wüste hinunter, die Zuschauer lachen.

Sohn.

O Menschheit! lachst du, wenn du siehst, wie ein grausam unerbittliches Schicksal mit einem Mitbruder spielt?

Caspar.

Ja, wir müssen über den Purzelbaum lachen, den Sie da von oben gemacht haben.

Sohn.

Lachen? Es ist fürchterlich, dies Geständniß hören zu müssen! O Menschheit, so will ich dich denn also verlassen, wenn du keine Thränen mehr für einen Unglücklichen hast, in eine Wüste will ich ziehn —

Peter und Alle lachen.

Sie stehn ja schon mitten in einer Wüste.

Sohn.

Nun so will ich aus Verzweiflung nach der Stadt gehn, auf den ersten Feuerheerd springen, den ich antreffe, mich selbst in das Feuer setzen und zu Asche verbrennen! Geht wüthend ab.

Jeremias.

Im Grunde ist es doch gut, daß wir ihn los sind, denn er kam mir ebenfalls langweilig vor.

Caspar.

Es ging noch so mit.

Satan.

Wobei er alle Schuld auf den fünften Akt schob.

Jeremias.

Er war doch immer ein undankbarer Sohn, wenn wir ihn beim Lichte besehn, und darum ist es gut, daß wir ihn fortgeschafft haben. — Aber was fangen wir nun an? Er ist in der Desperation in die weite Welt hineingegangen, und wir müssen auf einen neuen Zeitvertreib denken. — Nunmehr soll etwas recht Wunderbares kommen, aber damit es mir nicht so sauer wird mit den Fäden, nehmt Ihr's wohl nicht übel, wenn Ihr manchmal meine Fäuste ein bischen gewahr werdet?

Die Leute.

Nein, gar nicht.

Jeremias.

Es läuft ja überdies ganz auf eins hinaus.

Musik; es zeigt sich eine brennende Stadt, König und Königin als Gefangene im Triumph aufgeführt, Bramarbas als Sieger voran auf einem schwarzen Pferde.

Chor.

Es ist uns gelungen
Mit Schicksals Geschick:
Der Mächt'ge liegt bezwungen,
Drum wird besungen
Des Feldherrn Glück.

Bramarbas.

Bringt die Gefangenen in die Gefängnisse, dann wollen wir sehn, was mit ihnen anzufangen ist. — Aber wo ist Artemissus, der uns diese Stadt zuerst verrieth?

Ein Soldat.

Man sagt, daß er in voller Verzweiflung durch die Gassen rennt.

Bramarbas.

So scheint ihn also seine That zu reuen? Wenn man ihn antrifft, schleppe man ihn ebenfalls in's Gefängniß.

Soldat.

Ganz wohl, Ihro Majestät. Geht ab.

Theon tritt auf.

Theon.

O wo finde ich meinen Sohn? Meinen Sohn, dem ich noch heute so gute Lehren gab? Er ist auf und davon!

Bramarbas.

Tröstet Euch, unglückseliger Vater.

Theon.

Ich will nichts von Trost hören.

Drei Genien erscheinen.

Die Genien.

Jetzt zittre, Bösewicht,
Es naht der große Mann,
Der alles kann,
Du kennst ihn nicht:
Bei diesem Licht!
Fängt er zu zaubern an,
So ist's um dich gethan!

Bramarbas.

Nun, Kinder, was meint Ihr denn?

Polykomikus tritt auf mit einem grossen Gefolge von Marionetten, die ihm die Schleppe tragen; indem erscheinen in der Wüste Polykomikus, Lysippus und Simonides.

Polykomikus.

Nein, in der That, meine werthgeschätzte Herren, nun keinen Schritt weiter —

Lysippus.

Wie bitten unterthänigst —

Polykomikus.

Ganz gehorsamster! Allein ich kann meine geringe Wohnung allbereits mit den Augen erreichen, inkommodiren Sie sich also nicht mehr. — Aber was werde ich denn da gewahr?

Polykomikus. Marionette.

Ich bin der große Zauberer, genannt
Herr Polykomikus im ganzen Land,
Ich kann, wenn's mir gefällt, den Teufel selbst zitiren,
Die schwarze Kunst an der Sonnenscheibe probiren,
Weshalb auch mancher vor mir zittert,
Weil ich gar manchem das Leben schon verbittert.

Lysippus.

Herr Prophet, was soll diese Vorstellung bedeuten?

Polykomikus.

Hochverrath, sonder Zweifel.

Caspar.

Das gefällt uns, die Art von Schauspielen gefällt uns.

Polykomikus.

Gefällt Euch, Ihr unkritischen Esel? Eine per-

sönliche Satyre auf angesehene Leute, von meinem undankbaren Bedienten Euch vor die Augen geführt! O du höchst verblendeter Pöbel!

Polykomikus. Marionette.

An wem saht Ihr so schöne lange Ohren?
Es scheint, das Schicksal hat mich auserkohren,
In großen Thaten die Welt in Erstaunen zu setzen,
Oder mind'stens sie durch Lachen zu ergötzen.

Alle Leute in der Wüste lachen, Polykomikus tritt entrüstet hervor.

Polykomikus.

Jeremias!

Jeremias,
den Kopf vorstoßend.

Herr Prophet?

Polykomikus.

Was treibst Du für unverschämte Gaukelpossen?

Jeremias.

Ich bilde die Menschheit nach allen meinen Kräften.

Polykomikus.

Du die Menschheit bilden? O Du Blindschleiche! da gehören mehr Künste zu.

Die Leute.

Er bildet uns aber in der That; wir müssen doch wohl fühlen, da es über unsre eigne Haut hergeht.

Polykomikus.

Ich sage Euch, er kann Euch nicht bilden, denn er ist selber ungebildet.

Jeremias wirft ihm Marionetten und Musik an den Kopf und erscheint mit einem Besen.

Polykomikus.

Wie? Du wagst es, mir so unter die Augen zu treten?

Satan.

Und was hat er daran zu wagen?

Polykomikus.

Und Du, unsauberer Geselle, unterstehst Dich noch, mit einem einzigen Fuße diese Wüste zu betreten?

Die Leute.

Er ist der wahre Kenner, und jener ist der Dichter.

Polykomikus.

Ihr irrt! ich bin der Kenner!

Satan.

Ich bin es!

Jeremias.

Er ist es, und ich bin der Dichter! und außerdem verstehe ich auch das Rathgeben am besten!

Polykomikus.

Himmel und Erde! Schlägt nach ihm mit seinem Stabe.

Satan.

Ei Du verstockter Bösewicht! mußt Du Dich dergleichen unterstehn?

Jeremias.

Laßt nur, Gevatter, hab' ich doch hier Gottlob den Besen! — Er fegt ihn mit aller Gewalt.

Polykomikus.

Ach! unaussprechlich schweres, schweres Leiden,

Daß ich nach allen meinen schönen Freuden
Das grausame Fegen selber muß erleiden!

Alle Zuschauer, auch Lysippus und Simonides lachen.

Chor.

Ihm geschieht schon Recht.

Polykomikus.

Halt endlich doch mit Deinem Fegen inne,
Der Besen geht mir ja durch alle Sinne!

Jeremias.

Nun ist es genug. — Da habt Ihr Euren Besen, und zugleich kündige ich Euch meine Dienste auf. — Kommt, Herr Satan! Geht mit Satan ab.

Chor.

Ihm ist Recht geschehn. —

Auch die Zuschauer zerstreuen sich.

Polykomikus.

So etwas ist mir bis dahin noch niemalen begegnet.

Nimmt den Besen und geht gedankenvoll in die Höhle.

Der Vorhang fällt.

Der Jäger als Chor.

Bis hieher hat der Dichter sein Stück geführt,
Doch bleibt ihm noch das Größeste zurück.
Ertragt die Laune gütig, die ihn trägt,
Und tragt nicht Bitterkeit hinein, die schwerlich
Dies Stück vertragen dürfte. — Nun erscheinen
Die Schatten mächtiger Heroen bald,
Die wohl dem Dichter zürnen mögen, daß
Er sie in diesem wilden Spiele aufführt,
Es wagt mit schwacher Zunge ihnen nachzusprechen.
Vielleicht begünstiget den Dichter mehr
Die lust'ge Thorheit, als die Poesie:
Darum, daß Sie nicht zürnen, wollen wir
Sie bitten im andächtigen Gebet:

Du in deinen Heiligthumen,
Hohe Göttin, Poesie,
Wann Du unter großen Blumen
Wandelst in des Morgens Früh,

Wann du aller Lieder denkest,
Die dein erster Liebling sang,
Ihn zu sehn die Schritte lenkest
Nach dem dunkeln Buchengang, —

Ach, verzeihst du wohl dem Kühnen,
Der sich deiner Gottheit naht,
Bis zum Tode dir zu dienen
Sich als ein Geschenk erbat;

Willst du ihm die Blicke schenken,
Die du deinen Priestern gabst?
Ihn mit deinem Lächeln tränken,
Daß du seinen Geist erlabst?

O wie würd' er in dem Meere
Deiner Liebe neu erbor'n!
Aus dem zahlenlosen Heere
Zu der Wonne auserkohr'n!

Willt den Menschen du bewehren,
Flüchtet jedes Leid zurück,
Muß in Freude sich verkehren,
Du nur bist der Erden Glück!

Geht ab.

Fünfter Akt.

Stallmeister mit einem Bündel auf dem Rücken.

Stallmeister.

Das muß wahr sein, daß man auf Reisen seinen Verstand ganz ungeheuer erweitert; nur finde ich es schlimm, daß man an seinen Bemerkungen nachher so schwer zu tragen hat, denn die Manuskripte, die ich mit mir führe, kosten mich manchen Schweißtropfen. Er setzt sich nieder. Es ist eine sehr unartige Gewohnheit, daß ich die Zunge so herausstrecke, wenn ich echauffirt bin, aber alle meine Bildung und Bemühung hilft nichts dagegen.

Jeremias tritt auf.

Jeremias.

Wo find' ich nun gleich einen Herrn wieder, der mir mit seiner Dummheit so vielen Spaß macht?

Stallmeister.

Was ist das für ein Kerl?

Jeremias.

Wer sitzt denn da und schöpft mit so großer Anstrengung frische Luft?

Stallmeister.

Er sieht fast aus, wie ein Landstreicher.

Jeremias.

Guten Tag, Freund; wo soll denn die Reise hin-gehn?

Stallmeister.

Ich betrachte mir die Welt und reise zu meinem eig-nen Vergnügen im Lande umher.

Jeremias.

Und was hat Er denn davon für Vergnügen?

Stallmeister.

Mannichfaltig, denn bald werden meine Kenntnisse erweitert, bald wird mein Herz durch die Pracht der Na-tur auf eine gelinde Art erwärmt, dann beobachte ich wie-der die Menschen und ihre Gesinnungen, dann kehre ich mal in den Wirthshäusern ein, in Summa, das Reisen macht mir tausendfältigen Spaß.

Jeremias für sich.

Ich glaube gar, der Kerl ist ein Hund. — Rich-tig! das ist ja eine interessante Bekanntschaft. — Braucht Ihr vielleicht einen Bedienten?

Stallmeister.

Ich könnte ihn gut genug brauchen, aber ob er mich brauchen könnte, das ist eine andre Frage.

Jeremias.

Da Ihr solche Gesinnungen führt, will ich Euch ganz ohne Lohn dienen, denn mir ist es nur um einen Herrn zu thun.

Stallmeister.

Auf die Art bin ich zufrieden. — Könnt Ihr schreiben?

Jeremias.

Ich bin selbst ein Schriftsteller.

Stallmeister.

Das trifft sich gut, so könnt Ihr mir immer die Unterabtheilungen in meinen Werken ausarbeiten.

Jeremias.

Mit Freuden. Sie umarmen sich. Was schreibt Ihr denn?

Stallmeister.

So ein bischen für die Menschheit; es geht alles so ein klein wenig in's Große, jetzt sorge ich für das Gesinde.

Jeremias.

Das thut Noth.

Stallmeister.

Auch diese Menschenklasse muß gebildet werden. Die Kindererziehung ist eigentlich meine Hauptstärke, und über den Unterricht der Jugend habe ich am allermeisten nachgedacht.

Jeremias.

Wir beiden großen Männer müssen noch in der Welt unser Glück machen.

Stallmeister.

Das wäre recht meine Sache, denn ich bin nur aus einem niedrigen Stande.

Jeremias.

Wie heißen Sie denn?

Stallmeister.

Stallmeister.

Jeremias.

Ein schöner und gleichsam allegorischer Name, wenn Sie die Menschheit noch zureiten wollen.

Stallmeister.

Wie heißt Er denn?

Jeremias.

Jeremias, und bin von meiner Geburt an Bedienter gewesen.

Stallmeister.

Also Er hat nicht studirt?

Jeremias.

Niemals, außer unter der Anleitung des Polykomikus. Ich kann mich aber in alle erdenklichen Thiere verwandeln.

Stallmeister.

O das ist schön, damit soll er mir die Herzen gewinnen helfen.

Jeremias.

Und durch die Herzen das Geld.

Stallmeister.

Natürlich, denn in unserm Zeitalter ist Coeur Trumpf. — Sie gehn Arm in Arm ab.

Polykomikus in seiner Höhle.

Polykomikus.

Ich weiß nicht, was ich nun beginnen soll,
Ich werde noch vor langer Weile toll,
Es muß ein böses Schicksal mit mir walten,
Mir will jetzt keine Freude Stand mehr halten:
Wenn ich nun auch nach alter Laune handle
Und mich zum Spaß in Feuer und Rauch verwandle,

So friert mich mitten im Feuer, im Wasser ist mir heiß,
Als Baum ich mich vor den Sperlingen nicht zu lassen weiß,
Als harter Fels, wenn der Nordwind über mich weht,
Verlier' ich vollends meine Humanität:
Keine Bücher, meine eigne, wollen mich nicht erbauen
Und kein Hund läßt sich in dieser Wüste schauen,
Da forscht nun keiner weder früh noch spat
Nach meinem sonst geschätzten guten Rath.
O warlich, wär' ich nicht geschmückt mit so vielen Jahren,
Ich ging noch heute unter die Husaren.
O Menschheit! undankbare Race! wer, sprich frei,
Trug doch zuerst zu Deinem Glücke bei?
Ich will mich an den Hof begeben,
Vielleicht erneuert sich dort mein Leben.

Stallmeister tritt auf.

Stallmeister.

Hab' ich das unaussprechliche Glück, den weltberühmten Herrn Polykomikus vor mir zu sehn?

Polykomikus.

Allerdings! Es steht ja auch draußen an meiner Klingel angeschrieben, damit die Leute mich gleich finden können, wenn sie des Nachts zu mir kommen.

Stallmeister.

O so bin ich ja beglückt, und dreifach beglückt, und ich möchte mich vor Freuden kreuzigen und segnen, wie man zu sagen pflegt.

Polykomikus.

Sagt es lieber nicht, denn das ist eine Redensart,

wodurch Ihr mir sonst verdächtig würdet, und Ihr scheint übrigens ein sehr verständiger und interessanter Mann zu sein.

Stallmeister.

Ich thue wenigstens mein Möglichstes, und wenn es nachher doch nicht geräth, so liegt die Schuld am Schicksal und nicht an mir.

Polykomikus.

Braucht Ihr guten Rath?

Stallmeister.

Unendlich vielen, denn ich bin ein junger Mann, der nunmehr in die Welt einzutreten gedenkt, um zu wirken und auf sich wirken zu lassen.

Polykomikus.

Ihr seht schon ziemlich alt und überaus gesetzt aus.

Stallmeister.

Das liegt in unserer Familie.

Polykomikus.

Ihr wollt doch ordentlich nützlich sein?

Stallmeister.

Ueber die Maaßen, und eben deswegen komme ich zu Ihnen.

Polykomikus.

Nun, so kommt in meine Studierstube, da können wir besser mit einander sprechen.

Stallmeister.

Mit Freuden und Entzücken wird mein zitternder Fuß und klopfendes Herz dies Heiligthum betreten.

Polykomikus.

Kommt, denn Ihr fangt an, mir sehr lieb zu werden.

Beide gehn ab.

Wald.

Dorus, Lila.

Dorus.

Wir stehn hier wieder an der alten Eiche,
Du schaust nun wieder durch den grünen Wald
Und immer noch kehrt Cleon nicht zurück.

Lila.

Vom Berge schau' ich nur nach ihm,
Es fließt und klagt der klare Bach,
Ich sehe seinen Wellen nach,
Ich weine, wenn die Vögel ziehn.
Die Bäume blühn,
Die Rosen glühn
Und winterlicher nur mein Herz,
Vom Verlangen,
Befangen,
Zerrissen von der Trennung Schmerz.

Dorus.

Er kehrt bald aus den Bergen wieder,
Von ihm erzählen des Baches Wogen,
Er kommt von Wellen heimgezogen,
Der Frühling hat Dich nicht betrogen,
Er streut dann seine Blüthen nieder
Und balde

Im Walde,
Begegnet dein Fuß
Dem treuen Geliebten,
Dann eint die Betrübten
Ein himmlisch belohnend-entzückender Kuß.

Lila.

Und immer vergebens
Die Sehnsucht ihn ruft:
Ihr fernen Gestade,
O dunkele Kluft,
Ihr fesselt des Lebens
Alleinige Freud',
O bringet geschwinde
Ihr gütigen Winde
Den Liebsten den sehnenden Armen noch heut!

Dorus.

Vertraue der Zeit,
Sie bringet die Blüthen,
Sie reifet die Trauben,
Drum fasse den Glauben,
Es wandeln die Stunden
Hinauf und hinunter.
Er kehret zurück,
Bald seid Ihr verbunden,
O herrliches Glück!

Lila.

O Sonne mit deiner Morgenröthe,
Mit deinem lieblichen Abendglanze,
Du Mond mit dem freundlichen Schimmer,
Ihr Sterne mit lieblichem Funkeln,
Gesellig entzündet

Euch alle zumal,
Ihr Wolken verschwindet,
Damit er ihn findet,
Den Weg durch das Thal.

O Nacht mit deinen düstern Schatten,
Du im Hohlweg lauernde Finsterniß,
Irrlichterschein, verführend Feuer,
Regenschauer, durch den Himmel flatternd,
Entflieht!
Gestirnt und hell
Sei der Weg, den er zieht,
Mit Lichtern erblüht
Die Nacht um ihn schnell.

O ungetreuer Weg, der seinen Schritt
Nur stets nach ferner fremder Gegend lenkt,
Du nimmst mein Herz nach andern Fluren mit,
Wie sich sein Fuß in ferne Thale senkt:
Ihr Blumen, die ihr freundlich nach ihm blicket,
Entgegen ihm mit bunten Sternen nicket,
Und den Geliebten fern von mir entzücket:
O wie ich Euch beneide,
Wie ich eifersüchtig bin,
Es wünscht mein tiefgestörter Sinn
Sich zur Freude
Daß Euch ein zürnender Sturm zerknicket.

Dorus.

Mag wohl, daß Er die schönsten pflücket,
Die blausten von dem Stengel bricht,
Gedenkend deiner Augen Licht,
Sich sinnend nach der Rose bücket

Weil sie von Deinen Lippen spricht,
Und alle Dir zum Strauße flicht.

Lila.

Blumen, freundliche Kinder, vergebt mir,
Ihr zarten, flüchtigen Bilder der Liebe,
Die des Frühlings Finger
Zum Trost der Liebenden aus kalter Erde steckt
Und fein und lieblich mit bedeutungsvollem Schmuck bemalt:
O vergebt! und treibt ihn fort,
Richtet alle Eure Fäden,
Alle rothen, blauen Sterne,
Wie die Zeiger auf der Uhr,
Wie die Nadel auf dem Compaß
Sich nur nach dem Pole neigt,
Nur nach dieser Gegend her.

Dorus.

Nun kehre wieder mit mir nach der Hütte,
Die kurze Zeit wird auch vorübergehn,
Dann ist er ja auf immer, ewig Dein.

Sie gehn.

Helikanus tritt auf.

Helikanus.

Woher? — Wohin?
Zerstückter Sinn,
Was beginnst du?
Worauf sinnst du?
Wird das Glück sich niemals wenden?
Soll niemals dieses Leiden enden?
Wann ich zum Himmel aufwärts schaue
Und mir begegnet der Sonnenschein,

Und ich mir selbst vertraue
Und hoffe glücklich zu sein:
So streck' ich die Hände
Dem fernen, ewig fernen Glück entgegen,
Ich flehe, daß ein Gott es sende,
Ihn sende niederthauend den Segen:
Ich hoffe ihn auf wundervollen Wegen, —

Und immer wieder
Fliehen zum Boden die Augen nieder!
Mein Herz innerlich drängt,
Die Brust sich sehnsuchtsvoll verengt,
Es treibt mich weiter, weiter,
Ich sehe um mich,
Ich zittre, ich wanke,
Wohin setz' ich den Schritt?
Ach! nirgends heiter! —

O Cleora, steige aus der Nacht,
Die sich stürmend um mein Herz herzieht,
Daß mit Zittern jeder Schein entflieht;
Kommt ihr ersten Liebesgefühle in flammernder Pracht,
Erinnerung alter Zeit, du voriger Stolz, erwacht!
Bringt mit Euch all das Sehnen,
Die schweren, brennenden Thränen,
Die Verschmähung, das kalte Verhöhnen,
Du Leidenschaft, du Liebe, kommt und facht
Das vorge Feuer, daß es glüht,
Und immer rascher, immer wilder
Sich drängen Bilder auf Bilder,
Die Verzweiflung mich endlich erfasse
Und dies mühselige Leben endigen lasse!

Wie rauscht durch den Wald
Der Herbstwind so kalt?
Von den rauschenden Blättern
Zur Erde zittern
Gedanken des Unglücks
Und Bilder von Leiden. —

Wie mich die Sehnsucht oft ergreift
Und mit mir durch das Land der dunkelsten Träume streift,
Wie ich mir wünsche fern von den Leiden
Und Lebensfreuden,
Zu schlafen, vom grünenden Hügel befangen,
Unbesucht von Wunsch und Verlangen,
Ueber mir wechselnd Gestirne und Mond,
Die Sonne aufsteigend und nieder,
Ich von ihren Strahlen verschont,
Taub für alle Frühlingslieder.

Wunderbar im Wechseln der Gestalten
Wirkte dann geschäftig die Natur,
Sich freuend neu zu verwandeln die alten,
Mit ihrem Eigenthume geizig hauszuhalten
Schmückte sie mit mir die grünende Flur.
Mein liebendes Herz erwüchse in Rosen,
Und triebe und ängstete sich nach dem Lichte.
Es spielten um ihn Sommerlüfte mit Kosen,
Es stünde ein neues Zeichen der Liebe,
Ein redendes Denkmal dem Gefallenen,
Ein lieblich Grabmal neuer Liebe,
Bei dem sie Eide schwüren und brächen.
Mein Blut ergösse sich in dunkelrothen Blumen,
Alles Regen

Und treibende Bewegen
Drängte sich mit Ungestüm zur freien Luft hinaus,
In Pflanzen umgewandelt:
Nur sie, nur sie zu sehn, zu fühlen, zu vernehmen.
Sie gienge auch vielleicht vorüber
Und rührte mich mit zarter leiser Hand,
Verwundert über die schnelle Beweglichkeit der Blätter,
Die, ohne daß sie es wüßte,
Vor Freude erbebten und erstarrten. —
Und ich sollte dann von neuem
Die Verschmähung und den Hohn erdulden?
Wieder nur mein Unglück sehn
Und in Neid und Schmerzen vergehn?
Meine Blätter welkend um mich streuen
Und im Leben mein Leben nur bereuen?

Nein! ich entfliehe,
Entziehe
Mich nimmermehr Dir!
Von Zaubergewalten
Allkräftig gehalten,
Gehör' ich im Leben, im Tode nur Dir!
Wie soll ich mich retten
Und flüchten von hier?
Es reißen mich Ketten
Zu Dir! zu Dir! —

Geht ab.

Cleon tritt auf.

Cleon.

Auf und nieder steigen in mir die Gedanken,
Weiß mich nicht zu fassen,
Ich fühle mich zittern, die Schritte schwanken,

Von aller Kraft verlassen.
Ist es ein böser Geist, der mich durch die Irre treibt?
Immer noch bin ich auf der Reise,
Mein Ziel mir immer noch ferner gerückt.
Oft glaubt ich denselben Boden zu betreten,
Die Sträuche und Gebüsche all zu kennen,
Und dann fühl' ich mich wieder so fremd
So einsam. —

Oftmals durch den grünen Wald
Eine liebe Stimme schallt,
Meinen Namen ruft es,
Ach! mich fällt so plötzlich dann
Uebergroße Freude an;
Ist es die Geliebte?

Wieder glaub' ich sie zu sehn
Vor mir durch die Büsche gehn:
O mein Herz, wie treibt es!
Aber dann verrauscht im Wind
Das Gebilde so geschwind;
Müde steh ich sinnend.

Wenn der Bach vom Felsen springt,
Mein' ich daß es mir gelingt,
Und ich bin nicht säumig:
Stolz sieht mich der Felsen an,
Und ich schau ihn wieder an
Eben auch nicht freundlich.

Blumen, die am Wege blühn,
Seh' ich Ihren Namen ziehn,

Jeder Baum rauscht Lila;
Was habt ihr damit gethan?
Bringt mich auf die rechte Bahn!
Keine Kunst ist Necken.

Aber alles macht mich irr',
Immer dummer vom Gewirr
Seh' ich kaum den Weg mehr:
Werd' ich aber vor Ihr stehn,
Will ich um so klarer sehn,
Oder gar erblinden.

Geht ab.

Der Waldbruder tritt auf.

Waldbruder.

Du eitles Streben menschlicher Gedanken,
Das sonst so gern den irren Busen füllte,
Wie bist Du mir auf immer nun entflohn?

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldschatten,
Ihr grüne Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit.

Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen sein,
Ziehende Schmetterlinge,
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.

Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen.
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus
Von Himmels-Ruhe rings umfangen.

Weit! weit!
Liegst du Welt hinab,
Ein fernes Grab
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit.

Kommt ihr Beengten,
Herzbedrängten,
Entfliehet, entreißt euch der Quaal,
Es beut die gute Natur
Der freundliche Himmel,
Den hohen gewölbten Saal,
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur:
Entflieht dem Getümmel!

O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

Geht ab.

Cleon kömmt zurück.

Cleon.

Sind denn die Haine,
Alle die Eichen,
Mit den Gesträuchen,
Nur mich zu irren,
Mehr zu verwirren
Geboren allhie?
Müdere Beine
Gab es noch nie.

Nirgend noch Spuren
Von einem Wege,
Nirgend von Fluren,

Nur dichter Gehege
Von Bäumen und Sträuchen
Und dunkelen Eichen.

Wo find' ich nur heute,
Vernünftige Leute?
Der Tag wird verschwinden
Und keiner mich finden!

Der Waldbruder kömmt.

Waldbruder.

O süße Einsamkeit!

Cleon.

Ist das nächste Dorf noch weit?

Waldbruder.

Du holde Freudigkeit!

Cleon.

Wo find' ich nur heut
Vernünftige Leut?

Waldbruder.

Was sucht Ihr doch mit wildem Treiben,
Niemals erhascht Ihr so das Glück:
Es liebt den stillen heitern Blick.

Cleon.

Weist mir den Weg aus dem Walde zurück.

Waldbruder.

Drum müßt Ihr in dem Walde bleiben.

Cleon.

Mir schwanken die Sinnen, —
Ich muß von hinnen,

Es warten ja mein
Die Freunde daheim.

Waldbruder.

Die kleinen Vögelein
Sie sollen Deine Freunde sein.

Helikanus tritt auf.

Helikanus.

O schwere sorgenvolle Brust,
Hegst du noch stets die eitle Lust
Die leeren Tage fortzuspinnen,
Stets zu verlieren, nie zu gewinnen?

Cleon.

Könnt Ihr mich aus dem Walde bringen?

Waldbruder.

Die bunten Gesellen singen
In den Zweigen so Tag wie Nacht.

Helikanus.

Was hat Euch denn hieher gebracht?

Cleon.

Ein schlimmer Stern schien über die Hügel
Und lockte von friedlicher Heimath mich fort,
Mich lenkte das Unglück mit ehernem Zügel,
Ich eilte vergebens von Ort zu Ort,
Von Hügel zu Hügel.

Derweilen sehnt sich die Liebste daheim,
Zurück zieht zur Liebsten mich Sehnen;
Ich finde keinen Weg weder groß noch klein,

Das Schicksal achtet nicht Bitten, nicht Thränen,
Nicht die Liebste daheim.

Helikanus.

O eitle Liebeslust!
O wahnerfüllte Brust!

Cleon.

Könnt Ihr mich ohne Singen
Aus diesem Walde bringen?

Helikanus.

Wer das Leben höher achtet,
Als ein ruhmbekränztes Grab,
Ist im Tode schon verschmachtet,
Er ist selbst sein eignes Grab.

Waldbruder.

O süße Einsamkeit!
O edle Waldherrlichkeit!

Cleon.

Mich gereut
Nur die Zeit,
Die ich verschwende,
Ohne Ende
Ihr Gesang;
Mir wird bang.
Lieber gehn
Tagelang,
Nächtelang,
Als hier stehn
Im Gesang.

Alle gehn ab.

Ein Chor von wandernden Handwerksgesellen tritt auf.

Chor.

Die Welt ist groß und breit,
Und doch lebt sich's so enge darinne,
Doch trifft es fast keiner nach seinem Sinne,
Denn allewege wohnt Haß und Neid:
Doch bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Ach! wie wird man geplagt und geschoren,
Heute so und morgen wieder so,
Man wird seines Lebens nicht froh
Und ist nur zur Plage geboren:
Doch bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Doch weiß es nie recht wohinaus,
Heut ist es so und morgen wieder so,
Bald will es weinen und bald ist es froh,
Einmal geht's aus, dann bleibt es zu Haus,
Bald ist's gebildet und bald ist es roh: —
Doch bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Jeremias tritt auf.

Jeremias.

Hier find' ich ja unverhofft recht lustige Gesellschaft.

Gesellen.

Was soll man in der Noth anders thun, als lustig sein?

Jeremias.

So seid Ihr also in Noth, meine werthen Herren?

Gesellen.

Was sonst? der Himmel weiß, wie es mit uns noch werden soll.

Jeremias.

Wenn ich fragen darf, wer oder was ist denn Euer Schätzlein, dessen Lob Ihr so laut heraussingt?

Erster Gesell.

Ach das ist ein wetterwendisches Ding, ein launenhaftiges Wesen, das nimmermehr weiß, was es will, und zum Ueberfluß ziemlich publique ist.

Jeremias.

Ei, wie das?

Erster Gesell.

Es ist keinem recht getreu, bald liebt es diesen, bald zieht es jenen vor, bald verlangt es wieder nach einem andern.

Jeremias.

Und Ihr alle seid in eine und dieselbige Creatur verliebt?

Erster Gesell.

Natürlich, denn mit einem Wort, unser Schatz ist das sogenannte Publikum.

Jeremias.

Ei, der Tausend! Doch, mit Erlaubniß, daß ich weiter frage, mit wem hab' ich eigentlich die Ehre, mich gegenwärtig zu unterhalten?

Erster Gesell.

Wir sind dermalen auf der Wanderschaft, sonst

aber unserm eigentlichen Charakter nach große Männer; was man so ordinäre große Männer nennt.

Jeremias.

Ich verstehe vollkommen, was Sie meinen; die Zeit, die Mode bringt es einmal so mit sich, daß man auch diese Schwachheit mit macht. Indessen wird doch auch zuweilen aus großen Männern noch was Rechtliches, wenn sie sich nur erst die wilden Hörner des Genie's abgestoßen haben, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt. — Darf ich mir nicht die Namen von den Werthgeschätzten allerseits ausbitten? ich pflege mir gerne alles Merkwürdige, das mir aufstößt, zu notiren, und habe das schon von meinem dritten Jahre an so gehalten.

Erster Gesell.

Sind Sie auch vielleicht von der Bande?

Jeremias.

Habe nicht die Ehre, aber ein überschwenglicher Dilettant von allem Großen und Schönen; wenn ich so gleichsam einen neuen Fortschritt der Menschheit gewahr werde, so läuft mir vor Freude das Wasser im Munde zusammen, und nicht selten überfällt mich's so, daß ich mich genöthigt sehe, einen Strom von Freudenthränen zu vergießen.

Erster Gesell.

Und auch mich drängt's, Dich, biedere Seele, an mein deutsches Herz zu schließen. O du guter deutscher Boden, welche Thatkraft, welche edle Mannichfaltigkeit bringst du doch immer noch hervor!

Jeremias.

O mein Bester, die Güte Gottes läßt sich durchaus keine Gränzen vorschreiben. Aber Ihr Name?

Erster Gesell.

Ihnen zu dienen mit dem edlen altdeutschen Namen Veit, meinem Gewerbe nach ein Weber. Aber ach! mein neustes Schicksal ist — Nackt und bloß!

Jeremias.

Ach wie Sie mich dauern! Aber ich habe geglaubt, daß Sie sich sehr gut ständen, ich meinte immer, es könne Ihnen nicht fehlen, einen Humpen nach dem andern auszuleeren.

Erster Gesell.

Das sind, mein Bester, Sagen der Vorzeit. Alles ist vergänglich, jener dort hat mir den meisten Schaden gethan.

Zweiter Gesell.

Ja, er soll warlich an den Spieß sein Lebelang denken. Ich komme in aller Unschuld daher und treffe mein allerliebstes Publikum in seine Narrheiten vernarrt; mein Ehrenwerther, wenn ich den guten Geschmack retten wollte, mußte ich mich keine Unkosten und keine Mühe verdrießen lassen; Millionen Gespenster und Hexen, Luft- und Wassergeister habe ich dahinter her schicken müssen, um nur seine Humpen und Turniere und altdeutsche Blitz-Wurzel-Wörter nebst ihren etymologischen Erklärungen zu verdrängen.

Jeremias.

Ich glaube Ihnen, denn auf einen groben Klotz gehört in der That ein grober Keil.

Zweiter Gesell.

Nicht wahr? Es ist mir denn auch, mit Gottes Hülfe, so ziemlich gelungen. Ja, wo nichts helfen will, da muß der Spieß drein schlagen. Aber, à propos, wollen Sie sich vielleicht bei mir vermiethen? Ich brauche jetzt gerade einen Kettenträger.

Jeremias.

Ich bedaure, daß ich nicht so glücklich sein kann, denn ich bin schon in Diensten bei einem andern würdigen Herrn.

Zweiter Gesell.

Könnten sonst auch ein Elements-Regent werden, ich brauche auch dazu ein Modell. Wenn ich mich recht besinne, so gemahnen Sie mich fast wie das Petermännchen, dazu müßten Sie sich unvergleichlich schicken.

Dritter Gesell.

Kommen Sie zu mir, Bester, bin ein brav Kerl, werden bei mir in einem Kraut-kräftigen Dialog geschrieben, sollen wohl gar der kluge Alte werden, wenn's Glück will, oder können mir auch als Jägermädchen, oder Harfnermädchen dienen, müssen aber dazu eine extra edle Seele im Leibe spüren.

Jeremias.

Wie gesagt, ich bin schon anderweitig versorgt. Sonst, wer ist der Herr eigentlich?

Dritter Gesell.

Ein Hauptdeutscher, ein Originalschriftsteller, ein Teufelskerl, bin ungemein im Gemeinen, so kräftiglich im Darstellen, daß nur die Stücke so davon fliegen, daß die Nerven krachen —

Erster Gesell.

Nun sehn Sie, Herr unbekannter Dilettant, dergleichen Leute haben mir beim deutschen Publikum im Lichte gestanden.

Jeremias.

Mit wem hab' ich denn hier die Ehre zu sprechen?

Vierter Gesell.

Mit einem Schalke.

Jeremias.

Der Profession nach ein Schalk?

Vierter Gesell.

Allerdings.

Jeremias.

Ei, da muß man sich ja wohl vor Ihnen in Acht nehmen?

Vierter Gesell.

Es kann nicht schaden, denn ich habe mich sehr auf die Satire gelegt.

Jeremias.

Aus was für Gründen?

Vierter Gesell.

Aus zwei hauptsächlichen: erstens, weil in allen Lehrbüchern und auch anderswo die Klage geführt wird, daß die Deutschen die Satire noch am wenigsten angebaut hätten.

Jeremias.

Die Satire wächst vielleicht am liebsten wild, und hat sich unvermerkt die Deutschen angebaut.

Vierter Gesell.

Lassen Sie mich weiter reden, und zweitens reimt

sich mein Name gar herrlich auf Schalk; und wer wollte nicht gern schalkhaft sein!

Jeremias.

Ei so seh' ich ja also körperlich den Mann vor mir, in dem sich nach einer Weiland-Tradition acht oder neun feine und erhabene Geister verkörpert haben sollen.

Vierter Gesell.

Aufzuwarten.

Jeremias.

Welche lateinische, griechische und englische Autoren waren es doch gleich, die sich sammt und sonders in Ihnen verkörpert haben?

Vierter Gesell.

Ich weiß es so eigentlich selbst nicht, denn da ich sie innerlich besitze, kümmern sie mich äußerlich nicht sonderlich.

Jeremias.

Sie wurden ein wenig eilig so durch die Bank aufgehascht, daß Sie sich gewiß selber verwundert haben. Spüren Sie aber von diesen heterogenen Geistern nicht einige Beklemmungen?

Vierter Gesell.

So wenig, als ob ich keinen einzigen in mir hätte. Seit ich mein Privilegium habe, treibe ich mit der größten Gelassenheit meinen Witz vor mir her.

Jeremias.

Und Sie werden nie von ihm getrieben?

Vierter Gesell.

O nein, ich besitze mich.

Jeremias.

Wie reich! Wie edle Gesinnung!

Vierter Gesell.

Haben Sie nicht vielleicht etwas geschrieben, das ich nachahmen könnte? Es fehlt mir an Stoff zu meinem künftigen Taschenbuche.

Jeremias.

Ach nein, ich schreibe gar nichts, außer die Rechnungen für meinen Herrn.

Vierter Gesell.

Theilen Sie mir diese immer gefälligst mit, vielleicht daß ich doch auch meine Rechnung dabei finde; Sie glauben gar nicht, wie herrlichen Stoff ich oft in Büchern erfinde, auf die kein andrer kommen würde. Vielleicht schildre ich, wenn Sie ein paar Wochen mit mir umgehn wollten, das Leben eines Bedienten recht nach der Natur.

Jeremias.

Ein andermal. — Sie arbeiten jetzt den Swift um?

Vierter Gesell.

Ja, er ist schon angekündigt und also im Netz.

Jeremias.

Sein Sie nur dabei nicht zu sehr swift.

Vierter Gesell.

Sorgen Sie nicht, man soll ihn vielleicht kaum wieder kennen. Unter uns, er wehrt sich manchmal mit allen Vieren und handthiert, daß es zum Erbarmen ist; aber ich denke, wir wollen ihn schon mit einem guten Lexikon zwingen.

Jeremias.

Lesen Sie den Shakspeare?

Vierter Gesell.

Zuweilen.

Jeremias.

Im Antonius steht eine schöne Stelle:

Sometime, we see a cloud that's dragonish;
A vapour, sometime, like a bear, or lion,
A tower'd citadel, a pendant rock,
A forked mountain, or blue promontory
With trees upon't, that nod unto the world,
And mock our eyes with air. — — — —
That, which is now a horse, even with a thought,
The rack dislimns; and makes it indistinct,
As water is in water.

Vierter Gesell.

Eine schöne Stelle.

Jeremias.

Ich will sie Ihnen jetzt etwas frei übersetzen, denn ich weiß, daß Sie die freien Uebersetzungen lieben.

Oft sehn wir weiß Papier, nennt sich satirisch,
Ist Luftgestalt, doch thut's wie Löw' und Bär,
Heißt Helden, Menschen, heilge Gräber, und
Die leere Luftgestalt erscheint der Welt
Und giebt vor Lesern sich ein Air. —
Die Taschenbücher mit den Pferden vorn
Bald werden sie ohn' Spur auf immer schwinden:
Sei auf Autorität nicht gar zu keck ein Prasser,
Wie Land scheint manches dir, und ist nur Wasser in Wasser.

Vierter Gesell.

Sehr unfreundschaftlich gedacht und überaus verwegen.

Jeremias.

Meine Herren, ich rathe Ihnen allerseits, sich nach der Mühle dorthin zu verfügen; ich zweifle gar nicht, daß Sie dort ein gutes Unterkommen finden werden.

Alle.

Wir müssen's versuchen.

Bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Sie wandern weiter.

Feld und Hain.

Ein Schäfer tritt auf.

Frühling wandelt durch die Matten,
Blumen unter seinem Fuß,
Dämmernd grün des Waldes Schatten,
Nachtigall giebt ihren Gruß.

Rückgezogen alle Gäste,
Lerchen in dem Himmelblau,
Wald begeht die frohen Feste,
Vöglein singen, rauschen Weste,
Duften Blumen auf der Au.
Ach wie süß und holdes Sehnen,
Nimmst gefangen meine Brust,
Leiden sind ihr unbewußt,
Wohlbewußt die Freudenthränen.

Aus der Ferne kommt ein Grüßen,
Gastlich kehrt es bei mir ein,

Wohlbekannt mir ist der Schein,
Liebe läßt ihn niederfließen:
Rothe Lippen, euer Küssen
Soll nun meine Andacht sein.

Nestor kömmt.

Nestor.

Nirgend weder Prinz, noch Hund, noch Geschmack. O du verderbtes Zeitalter! Wie kann die Welt nur so fertig werden! Nur an Schuh und Stiefeln, die ich der Menschheit zn gefallen mir ablaufe, ist jetzt schon eine ansehnliche Rechnung zusammen gekommen. Ich habe es auf alle Arten versucht, aber es will in keiner einzigen gelingen; die Menschheit ist zu unverschämt zurück gegangen. Der Prinz wird in seiner Krankheit sterben, und wir werden zehn Jahr unnütz herumirren, — ich bin der Possen satt und müde. Da ist an keine schöne Ruhe, an kein häusliches Glück, an keine ausgewählte Lektür zu denken, wenn man als Treibjäger für den guten Geschmack angestellt ist. — O du angenehmes Landleben, wie gelüstet mich nach dir, im Schooß einer wohlerzogenen Familie, am Busen der Freundschaft und Liebe, an der Seite des Hamburger Correspondenten mit seinen Beilagen, wie würde ich da meine mir zukommende Wonne und Seligkeit genießen! Aber das sind, ich merke es schon, Träume einer überspannten idealisirenden Phantasie, die sich niemals realisiren werden! — Warlich, da geht ein Schäfer, oder was es sonst für eine Creatur sein mag. — Ich bin nicht für die Schäfer, sie haben das mit der Revolution gemein, daß sie gar zu schlimme Folgen veranlaßt haben, denn alle die übertriebenen Idyllen und ländlichen Gemälde und Unwahrschein-

lichkeiten sind durch die Schäfer entstanden, und haben immer eine Art von Entschuldigung für sich, daß es denn doch am Ende wirklich in der Welt einige Schäfer giebt.

Schäfer.

Wer ist wohl jener Unzufriedne dort?
Er schaut nach allen Seiten um, vielleicht
Verlor er seinen Weg und wünscht zu fragen,
Um aus der Irre sich zurecht zu finden.

Nestor.

Ich weiß nicht, — es wird mir hier so sonderbar zu Muthe, — mir ist es, als hinge ein neuer Himmel über mir, als wehten hier andre Lüfte, — kaum, daß ich mich enthalten kann, ein Lied zu singen.

Schäfer.

Er ist nicht aus der hies'gen Gegend, wohl
Ist das aus seinem Gang, aus seinen wilden
Geberden zu vermerken. Nördlich scheint er
Und ungestalt und roh, auf allen Fall
Kein Schäfer, denn der Umgang mit den Heerden,
Die fromm und zahm, macht auch den Hirten sänftlich.

Nestor.

Ich fürchte, mein Seel, meinen Verstand von neuem zu verlieren. Aber was in aller Welt ficht mich denn hier an?

Schäfer.

Vergönnt die Frage, seid Ihr wohl ein Schäfer?

Nestor.

Ah! Sieh da! — Ein Schäfer? Nun ja, das fehlte mir noch. Wie könnt Ihr Euch so was unterstehn! — Nein, mein Freund, ich bin, Gott sei Dank,

ein Reisender, der sich, wenn er erst wieder zu Hause sitzt, zum Range eines Reisebeschreibers empor schwingen wird.

Schäfer.

So seid Ihr glücklich, daß Ihr Erd' und Menschen
In mancherlei Gestalt betrachten mögt.

Nestor.

Sie sind auch glücklich, daß Sie mich betrachten können.

Schäfer.

Wollt Ihr den seltnen Garten wohl besuchen?

Nestor.

Wie ist mir denn? — Schon vorher merkt' ich so was: —
Wollt Ihr den seltnen Garten wohl besuchen?
Ihr sprecht ja wohl gar in sogenannten Jamben?

Schäfer.

Nicht anders.

Nestor.

So müßt Ihr toll, so müßt Ihr närrisch sein,
Denn das ist gänzlich gegen die Natur!
Wo bin ich denn, ich Armer, hingerathen?
Es fehlt nur noch, daß ich auf andre treffe,
Die im Gesang die Leidenschaft ausdrücken,
So hätten wir die Oper gar entschuldigt.

Schäfer.

Beliebt zu merken, daß Ihr selbst nicht anders
Als nur im Vers gesonnen seid zu sprechen.

Nestor.

Ich weiß recht gut, ich bin schon halb besessen,

Ich fühlt' es wohl, die Luft ist ungesund
Und voll Schimären, Narrenpoesie.

Schäfer.

Wie könnt Ihr Euch darüber doch verwundern,
Da hier ganz nahe der allerholdseligste Garten
Mit tausend Blumen, duftenden Bäumen liegt,
Den Poesie mit ihren Getreuen bewohnt.

Nestor.

Ei, was Ihr sagt! Ich glaub' es nimmermehr:
Ein Bedlam mags wohl sein, ein Narrenhaus,
Ein Invalidenstift, Phantastenkram,
Neumodsche Dichterei und Atheismus,
Was mir allhier in meine Nase beißt.

Schäfer.

Nein, bei der Heiligkeit des Firmaments —

Nestor.

Ein schöner Schwur! der Raserei ganz würdig!

Schäfer.

In diesem Paradiese wohnt die Göttin
Und hält in Blumen und Farben ihre Haushaltung,
Von einem Himmel des klingenden Wohllauts bedeckt.

Nestor.

Schon gut! und da das Aergste es nun erheischt,
So will ich bei Gott, die ärgsten Mittel brauchen!

Er zieht ein Buch heraus.

Der Verfasser dieses Werks, mein edler Freund,
Gab mir dies Büchlein mit, im Fall der Noth,
Wenn mich Phantasterei, wenn mich Witz ergriffe,
Wenn ich nicht bei mir selber, dies zu lesen.

Mir sind so Tau' wie Segel schon zerrissen,
Ich stütze mich auf meinen Nothanker jetzt!

Er riecht an dem Buche, und liest nachher drinnen, aber nur ein wenig.

Ha ha! Nun brauch' ich nur über Euch und alle Eure Poesie zu lachen. Das nenn' ich mir eine herzstärkende Prose! Ich habe fast nur ein wenig daran gerochen, und schon ist der ganze Schwindel weg, gerade wie man auch am trocknen Brode riechen muß, wenn einem der Senf die Nase zu sehr begeistert. Seht Ihr wohl, die Verse sind wie weggeblasen.

Schäfer.

Es scheint gewiß ein kräft'ger Talismann.

Nestor.

Nun erzählt, was Ihr Lust habt, und es soll mich nicht sonderlich rühren.

Schäfer.

Dieser Hain verdeckt den lieblichen Eingang,
In dem der Vöglein süße Stimmen
Das sehnende Herz gewaltig locken,
Den Weg nach dem Garten mit Gesängen zeigen.
Wundervoll, wundervoll,
Tönt's und rauscht es von dort herüber,
Der taumelnde Sinn wird staunend
Und wie mit glänzenden Ketten umwunden
Hin, hin zur glanzreichsten Welt gezogen.

Am Eingang dort sind wunderbare Zeichen,
Die keiner gleich beim ersten Blick verstand,
Bald scheinen sie den Dingen wohl zu gleichen,
Die wir in früher Kindheit schon gekannt,

Dann ist's, als ob Erinnrung will erbleichen
Und das Verständniß ist uns abgewandt:
So kämpfend jede Ahndung festzuhalten
Beschaut man still die magischen Gestalten.

Nicht lange, sieh, so klingt von selbst das Thor,
Vernehmlich wandelt her ein Geisterwehen,
Allseitig drängen Blumen sich hervor,
Im grünen Glanz sieht man die Bäume stehen,
Ehrfurcht gebeut dem Blick ein edles Chor,
Die Dichter sind's, die durch den Garten gehen,
Man sieht sie still in holder Eintracht ziehen,
Du fürchtest sie, doch magst du nicht entfliehen.

Betritt den Garten, größre Wunder schauen
Holdselig ernst, auf dich, o Wandrer, hin,
Gewalt'ge Lilien in der Luft, der lauen,
Und Töne wohnen in dem Kelche drin',
Es singt, kaum wirst du selber dir vertrauen,
So Baum wie Blume fesselt deinen Sinn,
Die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede
Hat nach der Form und Farbe, Zung' und Rede.

Was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet,
Hat Göttin Phantasie allhier vereint,
So daß der Klang hier seine Farbe kennet,
Durch jedes Blatt die süße Stimme scheint,
Sich Farbe, Duft, Gesang, Geschwister nennet.
Umschlungen all sind alle nur Ein Freund,
In sel'ger Poesie so fest verbündet,
Daß jeder in dem Freund sich selber findet.

Und so wie Farb' und Blume andres klingen
Nach seiner Art in eignen Melodien,
Daß Glanz und Glanz und Ton zusammen dringen
Und brüderlich in einem Wohllaut blühn,
So sieht man auch, wenn die Poeten singen,
Gar manches Lied im Schimmer fröhlich ziehn:
Jedwedes fliegt in Farben seiner Weise
Ein Luftbild in dem goldenen Geleise.

Kein Sterblicher kann all die Freuden sagen,
Die Wohnung in dem sel'gen Zirk genommen,
Kein Sterblicher vermöchte sie zu tragen;
Beglückt, wer in der Nähe nur gekommen!
Ach jeder möchte gern die Reise wagen,
Doch wen'ge nur sind durch den Strom geschwommen,
Der ohrbetäubend durch die Welt hin tobet
Und nur die Welt mit jeder Welle lobet.

Drum halten sie, in Weltgeschäft versunken,
Für Fabel nur des Gartens schöne Kunde,
Sie lassen glücklich sich zu sein bedunken,
Erhaschen sie die gegenwärt'ge Stunde;
Nur wen'ge haben von der Lust getrunken,
Nur wen'ge flehten drum mit reinem Munde;
Sie stiegen göttlich zu den Göttlichkeiten,
Selbst Welt erkennt die Hochgebenedeiten.

Denn Ströme fließen von den Seligkeiten
Hinab in alle weite weite Welt,
Jedwedes Herz kann sie in's Innre leiten,
Daß es in sich die Lust gefangen hält.

Nur wenigen gelingt's in seltnen Zeiten,
In denen sich die Gottheit selbst gefällt,
Die Welt erstaunt wenn sie die Sprache führen,
Und Herz und Sinn mit hoher Kraft regieren.

Nestor.

So?

Schäfer.

Wann die Nacht herabsinkt
Und Mondschein sich ausstreckt,
Ist im Garten oft ein seltsamlich Geflimmer
Von tausend und tausend wechselnden Farben;
Durchsichtig sind die Blumen
Und ihre Geister steigen heraus,
Und wiegen sich und hüpfen sichtbarlich in den Kelchen,
Schmucke Geisterchen hängen in den Bäumen
Und necken die antwortende Nachtigall,
Um alle Blätter brennen Lichter,
Durch das wankende Gras schweifen Sterne,
Die Töne entzünden sich inniglicher, herzlicher,
Die Musik umarmt brünstiger
Die mit Träumen gaukelnde Natur.
Dann schwebt aus goldnen Himmelswolken
Wallend, bebend,
Schimmer strahlend,
Segen thauend,
Wonne singend,
Die Liebe, die Liebe zu den entzückten Blumen herab.

Wenn ich dann manchmal vorüber
Dem Garten gehe,
Die hohen Sänger schaue,
Die in des Mondes Kühle wandeln,

Und blicke mit irrendem Auge
In das blendende Farben- und Glanzgetümmel,
Das sich mir entgegen schüttet:
Klingen im Ohr die vollen wechselnden Töne,
Kann ich mich selbst nicht begreifen,
Halte nur alles für Traum,
Wünsche ein Dichter zu sein.

Nestor.

Gar recht, vollends wenn Ihr noch hinzusetzt, ein schlechter. — Gehabt Euch wohl, Herr Rasender.

Geht ab.

Schäfer.

Sehr mannichfaltig ist des Menschen Sinn,
Und viel sehr unterschiedene Gemüther
Sind auf dem weiten Erdenrund verbreitet.
Ihm fehlt die innere Musik des Herzens,
Der Wohllaut geht vorüber seinem Ohr,
Es steht vielleicht die Frage selbst noch frei,
Ob er den Takt zu schlagen wohl versteht.

Geht ab.

Cleora tritt auf.

Cleora.

Ich suche dich und zittre dich zu finden:
Wohin, zu welcher Kluft bist du entflohn?
So manche Tage, Nächte such' ich schon,
Ich nenne deinen Namen Luft und Winden.

Bald soll mein Tod dir meine Treu verkünden,
Denn Wind und Quell und Baum spricht mir nur Hohn,
Sie rauschen, wo ich bin, mit finsterm Ton
Und schelten alle zürnend meine Sünden.

Ach Treuster, Liebster, mußt' ich dich verlassen?
Du meintest wohl das Härteste zu dulden
Als dir erlosch der Gegenliebe Schein;

Du starbst, mich weiht zum ärmeren Genossen
Das Unglück, denn für mein so schwer Verschulden
Ist mir versagt, von Dir verstoßen sein.

Sie setzt sich auf den Boden nieder.

Ach! wie fühl' ich mich verloren!
Warum schweif' ich noch durch diese Welt?
Was soll mir dies verhaßte Tageslicht,
Was gehn mich die Blicke dieser Blumen an?
Ich Schuldvolle
Darf nicht wagen zum Licht,
Zur Kinderunschuld dieser bunten Pflanzen
Das Auge aufzuheben.
Das flatternde Haar rauscht losgebunden
Vom Winde getrieben durch das Gras,
Meine Thränen netzen den Boden,
Meine aufgehobnen Hände flehen
Mein voriges Glück vom Himmel herab.

Könnten Thränen dich versöhnen,
Möchte Reue dich vermögen:
Daß sie zu mir nieder zögen
Alles Glück, die vor'gen Gaben,
Nimmer wollt' ich sie verhöhnen.

Aber nie wird Kühlung laben
Den, der seine Bäume fällt;
Ihm erstirbt das grüne Zelt;
Wer sein Haus sich selbst verwüstet,
Nie kann der sich wohl gehaben.

Ach! wie umfängt
Mich Seligkeit linde!
Was mich bedrängt,
Das Herz mir verengt
Entführten geschwinde
Mitleidige Winde.
Es heben sich heiter
Die Augen empor,
Die Fluren sind weiter,
Es kommen wie Blumen die Freuden hervor.

Wie bin ich in der Götter Schutz gekommen,
Daß sie auf mich die Ruhe freundlich gießen?
Die Last ist mir vom Busen weggenommen;
Wie Quellen, die von Bergen niederfließen,
Versiegend sterben, sind sie weggeschwommen
Die Sorgen, die mein armes Herz zerrissen.
Vom schönsten Troste fühl' ich mich umgeben,
Ich bin versöhnt mit Tod und auch mit Leben.

Wie Sturm und Regen oft die Felder schlägt,
Daß alle Pflanzen sich zur Erde beugen,
Das Laub am Baum erzitternd sich bewegt
Und Thränen sich an Gras und Blumen zeigen,
Doch alles sich mit neuem Leben regt,
Wenn endlich nun des Himmels Stürme schweigen,
So geht ein Tagesglanz durch meinen Kummer,
Mein Leiden floh, ein leichter Morgenschlummer.

Nur Traumgestalt hielt meinen Sinn gefangen,
Ich bin den schwarzen Schatten nun entronnen,
Zum neuen Leben fühl' ich neu Verlangen,
Zum neuen Spiel, von Träummen nur begonnen,

Die Parzen seh' ich in den Wolken hangen,
Die Zukunft wird von ihnen ernst gesponnen;
Ihr Götter, seid für das Geschenk gepriesen!
Ihr schenktet Ruh, habt gastlich euch bewiesen.

Geht ab.

Der Garten.

Nestor tritt auf.

Nestor.

Hab' ich in meinem Leben so was gesehn! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch, wie kleine Bäume, Lilien, die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgängen, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann, — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtner Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald.

Der frische Morgenwind
Durch unsre Zweige geht,

Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor.

Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehn, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald.

Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein:
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend:
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend. —

Nestor.

Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär' ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald.

Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen;
Doch fließt der mannichfalt'ge Klang,
In Einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Licht zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor.

Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz troß dem Besten unter uns. Nur ein bischen

konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen.

Bist Du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stehn geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor.

Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen.

Küsse sind verschönte Rosen,
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut't der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor.

Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas herauskommen würde.

Rosen.

Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe,
Roth steigt nieder jede Nacht;
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten flammt die Röthe,
Brennt in Purpurs voller Pracht,
Deuten uns den innigsten Genuß.

Nestor.

Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien.

Wende Dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnrung, man hegt sie gerne.

Nestor.

Das ist sehr unverständlich.

Lilien.

Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor.

Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden! Drum hab' ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien.

Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht;
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mag die stille Sehnsucht seiner warten.

Nestor.

Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche.

Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt Dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben Dich,
Trag' uns Dein Herz entgegen,
Was verschmähst Du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor.

So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch was Rechts!

Der Wald.

Wandl' im Grünen,
Willst Du die Blumen verstehn,

Mußt Du erst den Wald durchgehn.
Ist Dir erschienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magst Du die Blumen verstehn.

Nestor.

Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald.

Grün ist das erste Geheimniß,
In das die Natur Dich weiht,
Grün schmückt rings die Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Das alles froh umgießt.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen.

Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,

Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend bren-
nenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
Glanz-Pokal, aus dessen Blinken,
Sonne, Licht und Bienen trinken.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor.

Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen.

In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht, uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister,
Ueber uns Buschgeflüster:
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht.

Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein;
Möchten wir größer sein!

Feldblumen.

Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne;
Mußt Du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang.

Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —

Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau.

Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüsten,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor.

Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehn, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin tritt herein.

Göttin.

Wer bist Du?

Nestor.

Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblicke halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin.

Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor.

Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm! Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin.

Wie das?

Nestor.

Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin.

Ergötzen Euch denn diese Blumen nicht?

Nestor.

Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin.

Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor.

Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehn habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfah-

rung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt, und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin.

Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor.

Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein, ehrliche Blumen sind sie wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin.

Ihr vergeßt, daß dies die wahren Blumen sind,
Die Blüth', die in Blüthe steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor.

Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles andre vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin.

Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor.

Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin.

Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Nestor.

Ich stelle einen Märtirer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin.

Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor.

Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also, wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nämlich, was, — nun, das ergiebt sich von selbst, — oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin.

Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor.

Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn Ihr die Klassiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich

schon eher verstehn. Hätt' ich doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin.

Laßt sich den Kranken gleich hieher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor.

Hieher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin.

Dort wandeln sie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich, wie sie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter treten herein.

Nestor.

Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin.

Unnöthig scheinst Du zweifelhaft zu sein.

Nestor.

Man muß sich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie sie unhöflich sind, sie kümmern sich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin.

Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Nestor.

Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch ist jetzt die Zeit.

Göttin.

Kein Ungeziefer naht dem heil'gen Wohnsitz.

Nestor.

Nun das ist noch von allen Dingen das unnatürlichste und unwahrscheinlichste. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Mensch glauben; seht, meine liebe Frau, ein solcher Garten ist bisher noch gar nicht erhört gewesen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich Ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin.

Ihr seid von seltner Munterkeit des Geistes.

Nestor.

Wie heißt denn der finstre alte Murrkopf hier?

Göttin.

Bescheidner sprich, es ist der große Dante.

Nestor.

Dante? Dante? Ach jetzt besinn' ich mich, er hat so eine Comödie, gleichsam ein Gedicht über die Hölle geschrieben.

Dante.

Gleichsam ein Gedicht? Wer bist Du, daß Du also sprichst?

Nestor.

Nu, nur nicht so böse, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunst und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante.

Schnurpfei — wie war das Werk, das Du so eben nanntest?

Nestor.

Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat selbst welche gemacht. Das bedeutet so Euer dummes Zeug, Eure lustigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kann.

Dante.

Wer bist Du, flache Unbedeutenheit,
Daß Du Dich dieser frechen Sprach' erkühnst?
Hat Dich kein Laut aus meinen Werk getroffen?
Bist Du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poesie verstoßen?

Nestor.

Ereifert Euch nicht so, alter Mann, denn die Wahrheit zu sagen, so habe ich Euch niemals gelesen.

Dante.

Und kommt da her und spricht von meinem Werk:
Die göttliche Komödie Schnurrpfeifrei!
Ein schändliches, barbarisch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Nestor.

Seid stille, sag' ich Euch, und laßt uns einmal ernsthaft sprechen. Seid Ihr denn in der That jemals ein Dichter gewesen?

Dante.

Ariost! Petrarca!

Nestor.

Nun, nun, die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt seid Ihr zu schwer zu lesen, und auch außerdem noch ennüyant.

Dante.

Damals! was meinst Du damit, Wurm?

Nestor.

Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur sagen, war es erstaunlich leicht ein Dichter zu sein, weil, wie ich gelesen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten existirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben so wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante.

Es hätte also nur an Dir gelegen,
Nur an der Zeit, die Dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättest auch wie ich die Welt erstaunt?

Nestor.

Natürlich, ja was noch mehr ist, ich denke es sogar in unserm Zeitalter, wo es doch tausendmal schwerer ist, dahin zu bringen. Erst fang' ich so sachte, sachte mit Abhandlungen für Monatsschriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietisten ganz artig und sauber in seiner Blöße darstelle, dann schreib' ich gegen Gespenster, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann lass' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht ist, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren was man nur leisten kann, bis mich die Leute endlich aus Langerweile für den ersten Menschen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure sogenannte Komödie, hätte ich

doch auch meiner Seele nicht in jenem unaufgeklärten Zeitalter geschrieben. Hölle und Paradies! Und alles so umständlich, wie ich mir habe sagen lassen. Fi! schämt Euch, ein alter erwachsener Mann, und solche Kinderpossen in den Tag hinein zu dichten.

Dante.

Die Gottheit hat es mir also verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetisch Lied
Zur Glorie der katholischen Religion
In reinester Begeisterung zu sprechen.

Nestor.

Nu, das ist es ja eben, wovon wir reden. Die katholische Religion, das ist mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anstoßes.

Dante.

Was denkt's Gewürm bei diesem Ausdruck denn?

Nestor.

Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man sich dabei denken soll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, sogar bei den gemeinen Leuten, geworden ist, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu sagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholisch werden.

Dante wendet sich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.

Nestor.

Die Dichter sind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man sich für ihre Werke interessirt!

Ariost.

Der Protestant protestirt ja gegen alles Gute, und besonders gegen die Poesie.

Nestor.

Alle durch die Bank grob! Wer seid Ihr denn?

Ariost.

Ich nenne mich Ludwig Ariost.

Nestor.

Aha! Mit Euch bin ich schon ein wenig mehr bekannt, seid auch amüsanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoralisch. Mensch, Mensch, wie habt Ihr so manches beim Durchfeilen können stehn lassen?

Ariost.

Ha ha ha!

Nestor.

Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln soll. Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Ariost.

Aus Liebe zu den Menschen habe ich es gethan, aber was ist die Menschheit?

Nestor.

Die Menschheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — seht, das ist so die Welt en gros. Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstaunlich, man hat sogar Erwerbschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Ariost.

Darüber ließe sich vielleicht ein Lustspiel schreiben.

Nestor.

Es geschieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu spät, alles für die Menschheit.

Ariost.

Und sind sie sehr lustig, diese Lustspiele?

Nestor.

Wo denkt Ihr denn hin? Nun ja, da sieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend ist's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Bösewichter, und hoher edler Menschen.

Gozzi.

Dieser wäre eine ziemlich gute Maske.

Ariost.

Liest man denn meine bunten Lieder noch?

Nestor.

So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit seiner Veredlung so viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrig bleibt, mich etwa und andre dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Ariost.

Närrischer, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden sein.

Nestor.

Wie Ihr's versteht! Nein, mein Bester, das zu beurtheilen ist für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubstummen-Institute, Kabinetsordern, Lesebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazien-

bäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Ariost.

Du rasest.

Nestor.

Und schöne Weiblichkeit und zuckersüße Häuslichkeit, und wahre Menschenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern —.

Ariost.

Das scheint mir in der That nöthig.

Nestor.

Unentbehrlich. Ja, Ihr solltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu existiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Ariost.

O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Nestor.

Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rücksichten entbehren, denn der größte deutsche Poet hat so ohngefähr das Beste aus Eurer Manier genommen, und in seinem herrlichen Oberon trefflich verschönert; dabei hat er auch den sogenannten Stanzen eine schöne Originalität beigebracht, indem er sie freier, unkünstlicher, liebenswürdiger entstanzt und umgestanzt hat.

Ariost.

So?

Nestor.

Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbessert. — Wie ist denn Euer Name?

Petrarca.

Ich heiße Petrarca.

Nestor.

Ich habe also die Ehre ein sehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten übersetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge ist über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden seid?

Petrarca.

Du bist ein wunderlicher Kauz. Hast Du denn meine Sonette verstanden?

Nestor.

Ach, lieber Gott, was ist da sonderlich zu verstehn, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen ist für mich nicht. — Ich möchte fast darauf wetten, daß Ihr der bekannte Tasso seid.

Tasso.

Nicht anders.

Nestor.

Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer ist der freundliche Mann dort?

Tasso.

Er ist der Castilianische Poet Cervantes.

Nestor.

Je Possenreisser, Possenreisser, komm doch vor und sei nicht so blöde, Dich mag ich erstaunlich gern leiden, denn Du bist ein lustiger Geselle.

Cervantes.

Was willst Du von mir?

Nestor.

Dein Ding, Dein Don Quixote ist zum Todtlachen, aber was sollen die Novellen drin?

Cervantes.

Auch Don Quixote hat das gefragt.

Nestor.

Nu, antworte darauf.

Cervantes.

Was soll das ganze Buch?

Nestor.

Das sag' Er nicht, mein Bester, denn erstens hat das Buch andre viel bessere veranlaßt, zum Beispiel den Don Sylvio von Rosalvo, also ist das schon ein gewisser beträchtlicher Nutzen, und dann ist es ja zum Todtlachen, es ist keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht gelesen hätte, nein, sei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes.

Bin ich, der ich in meinem Leben schon so viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode so tief heruntergesunken, daß der Pöbel mich für seinen Gesellen und Bruder erkennt?

Nestor.

Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er gelesen, und in den Uebersetzungen läßt man seine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Ansehn.

Cervantes.

Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Nestor.

Je das sind ja Jugendschwächen, die vergiebt man ihm, lieber Freund.

Cervantes.

Das muß ich doch meinem Freunde Shakspeare erzählen, wenn er wieder kömmt.

Nestor.

Also der Teufelskerl ist auch hier? Eine kuriose Gesellschaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klassischen und korrekten Menschen hier, an dem man sein Gemüth auf eine verständige Weise erquicken könnte. Und das soll der Garten der Poesie sein? Der Schwärmerei, der Phantasterei, das will ich eher zugeben.

Göttin.

Wen vermissest Du?

Nestor.

Da hat doch nun, nur ein schlechtes Beispiel zu geben, die deutsche Nation schon längst ihr goldnes Zeitalter der Poesie gehabt, und ich suche unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist, Bodmer, — ich sehe keinen einzigen Deutschen.

Göttin.

Die Du nennst, kennen wir nicht, aber dort steht der wackre Hans Sachs.

Hans Sachs.

Kennst Du mein Fastnachtsspiel vom Doktor mit dem Narrenschneiden?

Göttin.

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,

Um Euch in's Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Nestor.

Wer in aller Welt könnte denn das sein?

Bürger ihm leise in's Ohr.

Goethe.

Nestor.

O geht mir doch mit dergleichen, ich selbst habe erst neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit foderte das, so rezensirt, daß man ja blind sein müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles tritt herein.

Sophokles.

Was muß ich vom Dante hören? Ihr verschmäht es nicht, diesen Lästerer hier in diesem reinen Aufenthalte zu dulden?

Nestor.

Wer ist der gewaltige Herr?

Cervantes.

Es ist lustig, Sophokles, ihn sprechen zu hören.

Nestor.

Ach, ist das der Grieche Sophokles? — Einen schönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles.

Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fort führen, und ihm dann etwas Speise reichen.

Nestor,
indem er fortgeführt wird.

Ihro Gnaden sind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Respekt vor Ihnen, — nur sind, wie man sagt, Ihre Chöre etwas schwer, — so übel wird einem Freunde der Dichtkunst mitgespielt! —

Sophokles.

Wie hatte sich dieser Barbar hier eingefangen?

Göttin.

Er kam von selbst herein, war im höchsten Grade modern und ungläubig.

Sophokles.

Unrecht thatet Ihr, o weise Dichter, auf seine Reden Acht zu geben, soll ich anders meine Meinung sagen.

Cervantes.

Die Irdischen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderst Du Dich also? Sie gehn ab.

Die Blumen.

Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

Ein Zimmer.

Genien führen den Nestor herein.

Nestor.

Das geht über alle Beschreibung, über allen Glauben hinaus. Wird ein reisender Mensch, ein gebildeter Kenner so in der Fremde behandelt? Der ganze Garten ist voller Menschen, und alle sehn mich als ein lächerliches Wunderthier an; der Grieche, der doch in der That mehr Manieren haben sollte, läßt mich endlich gar fortbringen, um mir Essen reichen zu lassen, — und doch seh' ich hier nichts.

Erster Genius.

Sogleich wirst Du gespeist werden.

Zweiter Genius.

Und getränkt.

Nestor.

Schönen Dank! — Daß es aber nur gute und ordentliche Eßwaaren sind, und nicht so phantastischer Narrenkram, wie die Reden draußen in der freien Luft vorfielen.

Erster Genius.

Der Irdische soll Irdisches genießen.

Nestor.

Das ist es, was ich sagen wollte, Herr Genie. — Der Boccaz lief mir noch nach, um über mich zu lachen, und ein gewisser Benjamin Jonson schrie mir unaufhörlich lateinische Satiren nach. — Ist denn das wahr, daß der eine Träumer in dem dunkeln Gange der berüchtigte Jakob Böhm war?

Erster Genius.

Du sagst es.

Nestor.

Ja ich sage aber auch, daß Euer Garten der Poesie dann ein Garten für Schlingel und Bärenhäuter ist.

Erster Genius.

Erzürn Dich nicht, Du magst ihn bald verlassen.

Nestor.

Ja, ich will gewiß nach dem Essen nicht viele Zeit mehr hier verschwenden.

Der Tisch.

O wie glücklich ist die Kreatur zu preisen, die endlich zu Erkenntniß kommt, und statt müßig zu sein, nützlich ist.

Nestor.

Wer spricht denn hier so vernünftig? — Seid Ihr es etwa?

Die Genien.

Wir nicht.

Der Tisch.

Ich bin es, der hier vor Dir steht, mit meinem Namen Tisch genannt.

Nestor.

Aber mir schwindelt, mir vergehn die Sinne; ich habe so etwas noch niemals gehört.

Der Tisch.

Ich freue mich, daß nun das Essen bald auf meine Oberfläche wird gesetzt werden, dann nimmst Du meinen Bruder, den Stuhl, setzest Dich vertraulich und lächelnd zu mir heran, und ich bin Dir eine nützliche Bequemlichkeit.

Der Stuhl.

Es wird Dir wohl thun, Dich auf mich zu setzen, denn ich bin dazu vortrefflich ausgearbeitet.

Der Tisch.

Wie freuen wir uns, daß wir nicht mehr draußen als elende grüne Bäume im Freien stehn, und rauschen und uns schütteln, was keinem frommt. Hier sind wir zu einem nützlichen Zwecke umgearbeitet und erzogen.

Der Stuhl.

Wir Möbeln können uns nur noch dunkel unsers rohen, grünen, unkultivirten Zustandes erinnern, aber die wilden Tage unsrer unnützen Jugend sind dahin, wir wuchsen und gediehen und wurden hernach ein trefflich dürres Holz, so daß wir uns auch gar nicht einmal geworfen haben; wer es nicht wüßte, würde es uns gar nicht ansehn, daß wir sonst einmal Bäume waren.

Der Tisch.

Drum schämen wir uns auch nicht, sondern genießen in unserem Beruf einer beneidenswerthen Gemüthsruhe.

Nestor.

Ei der Tausend! Ei der Tausend! Wo soll ich verwundernswürdige Verwunderung genug hernehmen, um mich auf die gehörige Art zu verwundern? — Ja, ich bin bei mir selber, ja ich bekenne es mir dreist, daß dieser Tisch und dieser Stuhl die edelsten, die vernunftreichsten Kreaturen sind, die ich noch, mich selber ausgenommen, bisher auf Erden angetroffen habe. Daß nicht, wie es doch sogar bei den meisten Menschen der Fall ist, Hände aus diesen verehrungswürdigen Perso-

nen heraus hängen, damit man sie ihnen mit Achtung und Biederherzigkeit drücken könnte! Ja, was soll ich thun, was, um meine Erkenntlichkeit zu bezeugen? Es bleibt mir nichts übrig, als mich in Dich, o allerliebenswürdigster Stuhl, hineinzusetzen.

Der Stuhl.

Nicht wahr, es sitzt sich gut?

Nestor.

Herrlich, herrlich, Du Edler. Nun rücken wir zum Tisch und machen die angenehmste Gesellschaft, — und nun fehlt zu meinem häuslichen Glücke nichts weiter, als daß man rasch das Essen hereinbringe.

Speisen werden aufgetragen.

Ein Schrank.

Auch ich bin ein brauchbares Mitglied, in mir werden die Servietten und Tischtücher aufbewahrt, auch ich bin, ein ehemaliger Baum, zur Vernunft gekommen.

Nestor.

Ihre Gesundheit, Herr Schrank, daß noch lange die verfluchten Holzwürmer Ihrer nützlichen Existenz kein Ende machen mögen!

Ein Schrank.

Auch dann bin ich noch nützlich, man kann ja bei meinen Gebeinen immer noch eine Suppe kochen.

Nestor.

Es ist wahr. — O Menschen, Menschen! wenn ich Euch doch nur einmal vor diesen beschämenden Spiegel

führen könnte. Wie wenige Vortreffliche unter Euch können sich doch mit diesen messen!

Der Spiegel.

Ich bin selbst ein Spiegel, belieben Sie in mich hineinzuschauen.

Nestor.

Gleich. — Ach! wie schön bin ich! wie geistreich seh' ich aus! Kann man mehr Feuer im Auge besitzen? — Schönen Dank, liebwerthester Spiegel, daß Sie mir diesen köstlichen Genuß haben gönnen wollen.

Der Braten.

Sie vergessen mich, Herr Nestor, Ihren Freund, ich glühe Ihnen zu schmecken und Vergnügen zu machen.

Andre Schüsseln.

Nehmen Sie doch auch von uns eingemachten Früchten.

Der Wein.

Und trinken Sie eins dazu.

Nestor.

Wie soll ich so vielen Edelmuth vergelten? Ich erliege der Last der Dankbarkeit. — Aufopfrung, nichts als Aufopfrung! O ihr hohen Geister! — Mein Herz, meine Kinnbacken, mein Magen, — alles, alles ist Euch auf ewig zugethan. — Wie zweckmäßig ist doch die Einrichtung der schönen Welt! — O du, mein wackrer Freund, der mir dies Büchlein mitgab, hier würdest auch du Anker werfen, und nicht mehr über Idealismus winseln: hier würdest du deine goldenen Träume in Erfüllung sehn.

Der Tisch.

Nicht wahr, ich halte die Schüsseln recht fest, eine brave starke Person, steh' ich auf kräftig tüchtigen Füßen.

Nestor.

Unvergleichlich, Biedrer, Starker, ich rutsche vor Entzücken hin und her, mehr kann ich nicht thun. — Nun, Genien, sprecht doch nur dergleichen, — die Lumpenkerls haben sich sachte fortgeschlichen; nun, ich brauche Euch auch nicht, denn ich bin in guter Gesellschaft.

Der Stuhl.

Ach großmüthiges Herz, Sie rutschen allzulebhaft, meine Konstitution ist etwas zarter, als die des Bruders Tisch, das können meine eleganten Beine nicht aushalten.

Nestor.

Um Vergebung, bitte tausendmal um Vergebung, wenn das Herz recht voll ist, so regiert man sich oft nicht mäßig genug.

Der Tisch.

Als ich noch im grünen Holze steckte, hatt' ich wie ein ächter Vagabunde meine Freude an Luft und Sonne, seit ich meine Bestimmung erfüllt habe, sind mir beide verhaßt.

Nestor.

Und mit Recht, mein Freund, sie sind den Möbeln schädlich. — Jetzt bin ich gesättigt, jetzt werde ich mich wieder fortbewegen.

Die Flaschen.

Je so trinken Sie doch noch.

Schüsseln.

Essen Sie doch noch —

Nestor.

Bin wahrhaftig nicht im Stande. — Ei, da hängen ja eine ganze Menge musikalischer Instrumente an der Wand. — Eine Geige! Ich bin ein ganz artiger Violinspieler; ich will doch einmal versuchen die Sonate zu spielen, die ein guter Freund ganz besonders für mich componirt hat. Er spielt.

Die Geige.

O weh! o weh!
Wie mir das durch die ganze Seele reißt!
In's Henkers Namen, ich bin keine Flöte!
Wie kann man mich so quälen,
Alle meine Töne unterdrücken,
Und kneifen und schaben und kratzen,
Bis ein fremdes quinkelirendes Geschrei herausschnarrt!
Ich kenne meine eigene Stimme nicht wieder,
Ich erschrecke vor mir selber
In diesen unwohlthätigen Passagen.
Ei! ei! daß ein andrer Geist
Doch auch einmal so mit dir umspringen möchte,
Damit du alle Menschlichkeit verläugnen müßtest
Und dich dem Thiere gleich geberden.
Innerlich schmerzt mich die Musik,
Die da unten wohnt und von wilden Klängen vernichtet wird,
Eine Kolik ängstigt mich durch und durch,
Der Resonanzboden wird von Gicht befallen,
Der Steg winselt und wimmert.
Wie ein Clarinett soll ich mich geberden,

Jetzt dem Basson verglichen werden,
Er reißt mir noch die melodische Zunge aus,
Lange werd' ich liegen müssen und mich besinnen,
Eh' ich diesen Schrecken verwinden kann.
Ei so kneif du kneifender Satan!
Es wird ihm selber sauer,
Es neigt zu Ende mit der verfluchten Sonate,
Ach weh! o weh! o welche Gefühle!
Die Ribben, die Seiten, der Rücken,
Alles wie zerschlagen! — —

Nestor.

Erstaunlicher Ausdruck in dem Stücke! Je öfter man's hört, je mehr es gefällt.

Die Harfe.

Wir sind, was des Menschen Hand
Aus dem trägen Holze nützlich bildet,
Die kindischen Dichter.

Nestor.

Ihr seid Instrumente, und keine Dichter.

Harfe.

Innewohnend in zarten Saiten
Sind die eignen Geistertöne;
Wer bannte sie hinein?
Rühr uns mit verwandtem Geiste
Körperlich uns Körper an,
So heben sich die bunten Schwingen,
So steigt der freundliche Geist heraus
Und schaut Dich mit den klaren Augen an,
Grüßt mit lieblicher Geberde,
Giebt sich Dir zu eigen,
Spielt heilig vor Dir hin,

Und sinkt Dein Freund in den Abgrund des Wohl-
laut's zurück.
Magst Du ihn wieder rufen,
Er kommt dem bekannten Rufe wieder,
Klag' ihm was Dich bangt,
Sag' ihm wonach Dich verlangt,
Er faßt, er kennt Dein Herz, dein Sehnen,
Er schwingt mit Flügeln sich auf
Zu Landen, die Du nicht siehst,
Und bringt mit kindlicher Freude
Die glänzenden Gaben,
Die niegesehenen Wunder
Dem Freunde heimisch in's Herz.

Nestor.

Wenn ich nur die Harfe spielen könnte, so sollte sie bald andre Reden führen.

Flöte.

Unser Geist ist himmelblau,
Führt Dich in die blaue Ferne,
Zarte Klänge locken Dich
Im Gemisch von andern Tönen.
Lieblich sprechen wir hinein,
Wenn die andern munter singen,
Deuten blaue Berge, Wolken,
Lieben Himmel sänftlich an,
Wie der letzte leise Grund
Hinter grünen frischen Bäumen.

Hoboe.

Ungewiß schreit' ich voran,
Seele willst du mit mir gehn,
Auf, betritt die dunkle Bahn,

Wundervolles Land zu sehn;
Licht zieht freundlich uns voran
Und es folgt auf grünen Matten
Hinter uns der braune Schatten.

Trompete.

Die Erde wird freier, der Himmel wird höher,
Laßt muthig den Blick sich erheben!
Wie liegt die Noth, die Sorge,
Weit hinter den flammenden Tönen!

Geige.

Funkelnde Lichte,
Durchschimmernde Farben,
Ziehn in Regenbogen,
Wie wiederglänzende springende Brunnen,
Empor in die scherzenden Wellen der Luft.
Es zucken die rothen Scheine,
Und spielen hinauf und sinken hinab:
Was willst du vom lieblichen Scherz?

Waldhorn.

Hörst, wie spricht der Wald Dir zu,
Baumgesang —

Nestor hält ihm den Mund zu.

Um Gotteswillen, schweige doch nur, denn Du bist mir das fatalste von allen diesen Instrumenten. Da ist ein Buch kürzlich herausgekommen, mich dünkt, Sternbalds Wanderungen, da ist um's dritte Wort vom Waldhorn die Rede, und immer wieder Waldhorn. Seitdem bin ich Deiner gänzlich satt. — Ich muß jetzt gehn. — Noch ein Glas Wein! Adieu Herr Tisch und Stuhl und Ihr alle meine Freunde, mein Herz wird Euch niemals vergessen.

Die Möbeln.

Leben Sie wohl, sympathetisch-gesinnter Freund!

Nestor geht ab.

Gebirge.

Zerbino tritt auf.

Zerbino.

Verirrt wandr' ich umher und kann aus diesen Felsen, aus diesen Labyrinthen den Rückweg nicht finden. — Wunderbare Gedanken kommen in meine Seele, Gefühle, die ich noch nie empfand. — Die Natur liegt groß und unermeßlich vor mir, Stürme brausen durch den nahen Wald, die Quellen rauschen. Wie nichtig und klein erscheint mir hier meine Existenz, die mir immer so groß dünkte, wie lächerlich der Zweck, um dessentwillen ich mich hier befinde. Warum ängstigen wir uns fast alle ohne Noth so ab, und genießen nicht lieber die gegenwärtig schönen Stunden in Ruhe und Zufriedenheit? Alles um mich her erhält bedeutende Gestalt und Umriß; wenn ich hier länger weile, so bilde ich mir bald halbtrunken ein, die Bäche hier, die Bäume führen in sich Zung' und Sprache, wie mit Geistesgestalt schaut es mich aus diesen hohen Bergen an.

Die Quellen.

Wandle, wandle frohen Muthes,
Zu dem Gipfel steigt die Quelle,
Sinkt hinab und bleibet helle,
Tränkt mit jeder kleinen Welle
Wies' und Thal, die froh des Gutes.

Geister aus dem innern Kerne
Tiefer Erdenschlüfte, heben
Wir uns kräftiglich und weben
Irdisch in dem klaren Leben,
Ziehn uns an die goldnen Sterne.

Alles, alles ist verbunden,
Ein Herz nur das alles reget
In den fernsten Pulsen schläget,
Jede Kreatur beweget,
Kühn beherrschend alle Stunden.

Zerbino.

Was vernehm ich? Ist es nicht, als wollte sich das unverständliche Rieseln freiwillig in Worte auflösen; in dunkeln Gedanken ordnet sich die räthselhafte Sprache, mein Blut erstarrt, meine Sinne schwindeln vor Schrecken und Erstaunen.

Bergstrom.

Stürz, stürz hinab,
Woge hinab mit Eile zum Thal;
Findest die ruhigen Quellen zumal
Und nimmst sie reißend mit in das Grab.

Keine Ruh, keine Ruh nicht einen Augenblick,
Unaufhaltsam reissen die Wogen,
Reissen die Zeiten Unglück und Glück,
Werden große Thaten fortgezogen,
Sieht Vergangenheit nie zurück.

Nirgend Stillestand, nirgend Stillestand,
Alles durch einander sich schwingt,
Die Kraft mit fremden Kräften ringt,
Eins in das andre feindlich dringt,
Strebt zu durchbrechen das fesselnde Band!

Zerbino.

Ist es ein Traum? Bin ich wahnsinnig? — Wie bin ich heute würdig, daß mir der Schleier vom Antlitz hinwegfällt, und die Natur sich mir offenbart?

Der Sturm.

Mein belebender Othem geht durch die Natur,
Besuche die grünen Wälder, die Gebüsche,
Die hohen Berge, die niedre Flur,
Mit mir geht Kraft und Lebensfrische.

Mit Wolken ist in Lüften mein Spielen,
Auf Erden find' ich Gras und Laub,
Doch oft, wenn mir die Blüthen gefielen,
Sind sie auch meines Zornes Raub.

Doch bring' ich den Regen zur Nahrung der Wiesen,
Ich jage die Nebel in's Saatfeld hinein,
Ich lasse die Ströme durch Walddunkel fließen,
Muß Wechsel und Kampf allgegenwärtig sein.

Zerbino.

Wohin soll ich mich retten? Ich trage es nicht länger, ich vermag mich selber nicht mehr zu fassen, es überwältigt mich von allen Seiten, sie steigen heraus die Riesengeister aus der Unsichtbarkeit, die sie bis jetzt noch gefangen hält.

Die Berggeister.

Wir sind Dir, Sterblicher, verwandt,
Und innerlich von Dir gekannt,
Von Deinem Geiste dir genannt.

Dein Herz dich hoch entgegen treibt,
Zurück mit ird'scher Kraft dich hält

Dein todter Sinn, die Lust zur Welt,
Und in der Furcht die Seele bleibt.

Wirf kühn Dich in den Strom der Lust,
Laß Raum der überird'schen Brust,
Du findest Freuden, die Du nie gewußt.

Natur giebt sich mit Geistern Dir zu eigen,
Wird dienen Deinem Menschensinn,
Ziehst Du sie mächtig zu Dir hin
Und willst die Kraft von Deinem Geiste zeigen.

Zerbino.

Ich versinke, unerträglich ist mir die Last dieser Gedanken, mir ist's, die Berge liegen schon auf mir, und über mir wandelt dahin die wildbelebte Schaar der Wälder und Ströme und Gebirge. So trennt sich einst gewaltsam am letzten Tage die Natur aus allen festverbundnen Fugen. — Aber welche göttliche Gestalt bewegt sich dort vom Gipfel herunter? Wie ruhig ist sein Gang, wie göttlich und wie menschlich sein Ansehn! Mit ruhiger Unbefangenheit wirft er einen sinnenden Blick in die große Natur: er kann keiner von den Sterblichen sein.

Die Gestalt steigt herunter.

Zerbino.

Wenn ich fragen darf, wer bist Du?

Shakspear.

Im Leben hieß ich Shakspear.

Zerbino.

Shakspear? — Ei, wie sehr freu' ich mich, Dich zu sehen, auf Erden ist unter uns die Rede oft von

Dir. — Mich verwundert, wie Du bei diesen Stimmen und Geistergesängen so ruhig und unbefangen bleibst.

Shakspear.

Es ist mein Vergnügen, der Sprache der Natur zuzuhören.

Zerbino.

Mich hat dies so erschüttert, daß ich kaum noch weiß, wo ich bin, der Schrecken hat mich fast wahnsinnig gemacht.

Shakspear.

Du mußt es wie ein schönes Spiel genießen, denn als ich auch noch lebte, hat mich dergleichen nie erschreckt.

Zerbino.

Du warst auch dafür schon damals ein großer Mann.

Shakspear.

Was Ihr gewöhnlich so nennt, bin ich nie gewesen. — Wie denkt Ihr denn von mir?

Zerbino.

Du meinst doch im allgemeinen?

Shakspear.

Daß Einzelne den Freund in mir sehn und fühlen, weiß ich.

Zerbino.

Nun, man hält Dich also für einen wilden, erhabenen Geist, der bloß die Natur studirt hat, sich ganz seiner Furie und Begeisterung überläßt und nun darauf los dichtet, was es giebt, gut und schlecht, erhaben und gemein durcheinander.

Shakspear.

Und Du meinst es eben so?

Zerbino.

Das ich nicht anders sagen könnte.

Shakspear.

Grüß deine Bekannten von mir und sag' ihnen, daß sie sich irren.

Zerbino.

Es sind aber treffliche Köpfe darunter, unter andern unser Hofgelehrter Leander.

Shakspear.

Dennoch irren sie, aber es thut nichts. Verkündige ihnen, daß die Kunst immer meine Göttin war, die ich anbete.

Zerbino.

Man wird mir nicht glauben.

Shakspear.

Weil Du es selbst nicht glaubst. — Komm mit mir, Du hast Dich hier in der wilden erhabnen und großen Natur verirrt, ich will dich wieder herausführen und auf Deinen geraden Weg bringen.

Zerbino.

Wie gütig Du bist!

Skakspear.

Ich gehe doch den Weg nach Hause. Vor dem Garten der Poesie nehmen wir dann Abschied, denn Du wirst weiter wollen.

Zerbino.

Allerdings, ich habe noch ein entferntes Ziel vor mir.

Sie gehen ab.

Der Hof.

Gottlieb, Hinz von Hinzenfeld, Leander, Räthe.

Gottlieb.

Das muß ein erstaunlicher Mann sein, in dessen Lobeserhebungen sich der verehrungswürdige Polykomikus so umständlich ergießt.

Hinz.

Das Volk, die Menschheit wird allerdings viel gewinnen, wenn wir ihn hier auf eine vortheilhafte Art anzustellen suchen.

Leander.

Vielleicht daß sich alsdann von hier die allgemeine Bildung durch die ganze Welt verbreitet.

Gottlieb.

Man lasse ihn also denn hereintreten.

Stallmeister tritt mit Verbeugungen herein.

Gottlieb.

Er ist also der Mann? — Wahrhaftig ein angenehmer Mann.

Stallmeister.

Ich würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn ich meine wenigen Talente in den Diensten von Ihrer huldreichsten Majestät aufbrauchen könnte.

Gottlieb.

Es kann geschehn, es kann in der That geschehn. — Er ist aufgeklärt?

Stallmeister.

Aufzuwarten.

Gottlieb.

Richtig. Nun sieht Er, getreuer Aufgeklärter, das soll auch am Ende unter den Unterthanen hübsch um sich greifen, daß sie nicht mehr stockdumm, wie die Ochsen, oder ungebildet sein möchten, denn dann ist das Regieren wahrhaftig keine Freude.

Stallmeister.

Man muß also für's Erste alle Vorurtheile von ihnen abwaschen, damit sie nachher der neuen Vernunft fähig werden; in dieser Rücksicht wäre es dienlich, gleichsam ein Journal für Aufklärung herauszugeben.

Gottlieb.

Er müßte aber diese Wäsche besorgen.

Stallmeister.

Mit freudenvollster Bereitwilligkeit.

Gottlieb.

Nun Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, ich will mich auf Ihn verlassen. Wenn Er nur nicht selbst eine Art von Schwärmer ist; mich dünkt, Er hat so einen melankolischen Zug um's Auge.

Stallmeister.

Das rührt vielleicht, mit Ihrer Majestät Erlaubniß, daher, daß ich zuweilen einige wenige Verse mache.

Gottlieb.

So laß Er's künftig lieber, damit Er nicht auch umsetzt.

Stallmeister.

In diesem Journale oder Wochenblatt würd' ich im-

mer bestmöglichst für die Bedürfnisse der Menschheit sorgen, und ein Licht anzünden, das weit leuchten soll: anfangs wollen wir's nur aus Stroh machen, vielleicht daß sich nachher bessere Materialien finden. Alsdann muß ich mir die Gnade ausbitten, im Lande herumzureisen, um nachzusuchen, wo irgend Schwärmer stecken, damit ich diese aufstellen, beschreiben, und weitläuftig in allen ihren Blößen darstellen kann.

Gottlieb.

Sie sollen ihm geliefert werden, mein Land hat von diesem Unkraute einen großen Ueberfluß.

Leander.

Mir ist zum Beispiel für den ersten Anfang ein Mann bekannt, ein Korbmacher, der durchaus ein Prophet werden will.

Stallmeister.

O dies Exemplar werde ich mir sogleich ausbitten.

Leander.

Ein andrer hält, ein Schuhmacher, den Sonnabend für heiliger, als den Sonntag.

Stallmeister.

Auch schön.

Gottlieb.

Je da ist ja unter andern die alte Majestät, mein Schwiegervater, der besitzt einen zinnernen Mann aus Blei, mit Namen Sebastian, und glaubt dabei, daß er diesen Sebastian ganz wie er in Blei leibt und lebt, nächstens einmal lebendiger menschlicher Weise antreffen wird. Wenn es mit der gehörigen Mäßigung, Schonung und

Namensverschweigung abgehandelt würde, so könnte Er ihn auch als einen Beitrag für Sein Buch nehmen.

Stallmeister, fällt ihm zu Füßen.

Ich kann keine Worte finden, um für diese unbedingte Huld hinreichend zu danken, oder diese unbeschränkte Liebe zur wohlthätigen, Menschheit beglückenden Aufklärung auf die genügende Art zu erheben.

Gottlieb.

Spar Er sich, es geschieht gar gerne.

Stallmeister.

Wir wollen aber dabei Ihre schwiegerväterliche Majestät in Kupfer stechen lassen, in punktirter Manier.

Gottlieb.

In Gottes Namen.

Stallmeister.

Das wäre Ein Punkt. Das meiste aber könnte vielleicht dadurch bewirkt werden, wenn man die ganze bisherige Erziehung durchaus umarbeitet.

Gottlieb.

Er meint, daß wir uns alle nochmal von vorne sollten erziehen lassen?

Stallmeister.

Fern sei von Ihrem unterthänigsten Knecht dergleichen frevelhafter Gedanke. Ich wollte mich unterstehen, eine Schule anzulegen, in der die jetzige gegenwärtige Jugend zu ganz unbegreiflich großen Menschen sich ausbilden und heranwachsen sollte.

Gottlieb.

Ei! ei! wie wollte Er das in's Werk richten?

Stallmeister.

Auf einem neuen Wege.

Gottlieb.

Es sei ihm zugestanden, ja Er soll mir alle Schulen im ganzen Lande reformiren und allerroberster privilegirter Schulmeister sein.

Hinzenfeld.

Geht auch die königliche Güte nicht vielleicht zu weit? — Dieser Mann hat etwas in seiner Physiognomie —

Gottlieb.

Ich verstehe Euch, Minister, Ihr habt Euch bisher so ein bischen mit der Aufklärung in meinem Lande abgegeben, nu, es soll Euer Schade nicht sein, nur laßt den Handwerksneid, laßt doch den Mann in Ruhe klären und schulmeistern, es ist Euch erlaubt, sein Patron zu sein.

Hinzenfeld.

Ganz gut, wenn Sie mich auch in Kupfer stechen wollen.

Stallmeister.

Punktirt?

Hinzenfeld.

So wie ich bin, nach der Natur.

Stallmeister.

Ihre Excellenz soll in aller Ihrer Würde repräsentirt werden.

Gottlieb.

Nun ist es gut, Er soll seine Bestallung haben; jetzt bin ich müde, mehr zu reden.

Geht mit Gefolge ab.

Jeremias tritt ein.

Stallmeister.

O wie vielen, wie vielen Dank bin ich Dir schuldig! Alles ist so gekommen, wie Du es vorher gesehn hast.

Jeremias.

Also sind alle Deine Wünsche in Erfüllung gegangen?

Stallmeister.

Vollkommen, ich werde die Schulen durchaus reformiren, ich werde eine Wochenschrift herausgeben, alles, alles; der Kater ist mein Patron.

Jeremias.

Gut, jetzt mußt Du vor allen Dingen die Kunst lernen, Programme zu schreiben.

Stallmeister.

Ist das schwer?

Jeremias.

Ich will Dir die ersten machen, damit Du es einsehn lernst. Zweitens, mußt Du Dich in Acht nehmen, daß Du nicht in die Thorheit fällst und selbst an die Narrheiten glaubst, die wir mit einander abgeredet haben.

Stallmeister.

Müßt' ich nicht ein Block sein?

Jeremias.

Dann mußt Du durchaus in Deiner Schrift die Veranlassungen suchen, Dir Feinde zu machen.

Stallmeister.

Das würde mir aber schaden.

Jeremias.

Gar nicht, wenn Du das Ding nur recht angreifst.

Am besten, wir erfinden eine ganze Sekte, eine große Gesellschaft von Verfinstrern und Missethätern, die dem Lichte der Aufklärung im Wege stehn, diese suchen wir allenthalben zu entlarven, zu stürzen, finden tausend Spuren und sind grob. Das zieht sich der eine und andre zu Gemüthe, sogleich wird er für einen solchen Bösewicht ausgegeben, man schreibt und schreibt, und die Leute lesen und lesen, so vergeht die Zeit, das Geld kömmt ein, und Du bist auf dem lieblichsten und anmuthigsten Wege berühmt geworden.

Stallmeister.

Wie komm' ich mir, gegen Dich gerechnet, nur wie ein Hund vor.

Jeremias.

Davon laß Dir nur nichts merken, denn die Zeiten sind jetzt vorüber. Giebt es einen oder den andern Klugen, der es Dir anmerken möchte, so geh ihm aus dem Wege.

Stallmeister.

Der verwünschte Kater war mir fast auf der Spur.

Jeremias.

Bei ihm war es nur Instinkt, aber nicht Verstand. — Wieder auf unser voriges Gespräch zu kommen, so wird es sich gewiß fügen, daß der und jener auch einmal, nachdem Du es lange verdient hast, recht grob gegen Dich ist, und dann mußt Du Dich freuen.

Stallmeister.

Ei warum nicht gar!

Jeremias.

Nicht anders, denn dann giltst Du bei den Dumm-

köpfen gar für einen Märtirer der Wahrheit, für einen Mann, der sich den Fortschritten des Jahrhunderts aufopfert, und da alle wirklich großen Männer immer Feinde gehabt haben, so mußt Du das benutzen und Dich sachte mit zu ihnen stellen, dabei immer zu zeigen suchen, wie schlecht das Herz Deiner Gegner sei, von ihrem Verstande und von Dir weislich schweigen, und sie immer nur für Feinde Deiner ausgemacht guten Sache ausgeben.

Stallmeister.

Es ist aber ein erbärmlich lumpiges Ding um diese Aufklärung.

Jeremias.

Natürlich, aber bist Du gestellt, die Vernunft zu predigen? Und würde Dich das zum Landoberschulmeister machen?

Stallmeister.

Du hast Recht, wir wollen frisch an's Werk gehn.

Sie gehn ab.

Theegesellschaft.

Damen und Herren im Gespräch und Theetrinken.

Wirthin.

Befehlen Sie nicht noch?

Erster Herr.

Danke ganz gehorsamst.

Ein Bedienter.

Bedienter.

Der Herr von Zerbino.

Wirthin.

Sehr erwünscht. — Bedienter ab. Das ist der vornehme Reisende, den sie alle gern wollten kennen lernen.

Zerbino tritt herein. Complimente.

Erste Dame.

Er scheint ein Engläuder.

Zweite Dame.

Und reich.

Dritte Dame.

Er hat ein sehr interessantes Wesen.

Erste Dame.

So überaus schmachtend, zart fühlend und ein wenig melankolisch.

Wirthin.

Ich danke Ihnen gehorsamst für das Buch, das Sie mir überschickt haben.

Zerbino.

Wie sind sie damit zufrieden?

Wirthin.

Ich finde es sehr schön.

Zerbino.

Im Ganzen gewiß, nur ist immer noch die Frage, ob man den Shakspeare auf's neue und so gar getreu hätte übersetzen sollen.

Erster Herr.

Ja wohl.

Zerbino.

Ich schmeichle mir, diesen Dichter ein wenig genauer zu kennen, aber er ist wirklich nicht für uns gebaut, er führt uns nur in die Irre.

Erster Herr.

So viel Schönes er enthält, so muß man doch gestehn, daß er überaus absurd ist.

Zerbino.

Und zu sehr ohne Kunst, unbekannt mit den Regeln, immer nur seinem Eigensinne folgend.

Wirthin.

Sollte er nicht hie und da ein wenig Bildung verrathen?

Zerbino.

Was will das Wenige sagen, gegen die große Masse von Rohheit?

Wirthin.

Von je her ist doch über diesen Mann Klage geführt.

Bedienter kömmt.

Bedienter.

Der Herr Gelehrte Nestor.

Wirthin.

Sehr angenehm. Bedienter ab, Nestor herein.

Nestor.

Ich freue mich, die Ehre zu haben, Sie allerseits kennen zu lernen; ich werde dieses Glück in meiner Reisebeschreibung nicht vergessen.

Zerbino.

Nestor.

Nestor.

Mein Prinz! Sie umarmen sich.

Alle.

Prinz! das ist erstaunlich.

Zerbino.

Hast Du den Geschmack gefunden?

Nestor.

Ach nein. — Sie?

Zerbino.

Ach nein. —

Nestor.

Haben Sie den Hund gefunden?

Zerbino.

Ach nein. — Du?

Nestor.

Ach nein!

Beide.

O wir Armen!

Wirthin.

Nehmen Sie doch gefälligst Platz, meine Herren.

Zerbino.

Ach wir müssen fort, wir sind unglückliche Menschen.

Wirthin.

Was fehlt Ihnen?

Zerbino.

Der Geschmack.

Wirthin.

So bleiben Sie bei uns, hier kann Ihnen vielleicht abgeholfen werden; wir haben in dieser Stadt so viele

wackre Männer, die sich insgesammt beeifern und sich eine Ehre daraus machen werden, Ihnen ein Weniges vom Geschmack beizubringen. Ich selbst kann vielleicht aushelfen, ich bin in Italien gewesen, ich habe alle schönen Denkmäler der Kunst besucht, Sie sollen mein Tagebuch lesen.

Zerbino.

Wollen wir's versuchen?

Wirthin.

Als Probe, ich habe im Apollo nicht den zürnenden Gott gefunden.

Nestor.

Sie haben es vielleicht nur nicht gemerkt, daß er böse war, denn die Dichter —

Wirthin, erröthend.

Ach, Sie meinen es so und ziehn es auf meine Verse, ich sprach aber von der bekannten Statüe.

Nestor.

So wollen wir denn mit Ihrer Erlaubniß noch ein wenig hier bleiben, und unser Glück versuchen.

Der Vorhang fällt.

Der Jäger tritt als Chor auf.

Schon sinkt der Abend in dem Schauspiel nieder,
Und bald wird es die Endschaft nun erreichen,
Dann gehn die Hörer fort, der Dichter schweigt,
Und keiner weiß so recht, woran er ist.
Wie sich in Sommernächten oft Gewitter thürmen,
Man schon die Blitze sieht, den fernen Donner
Zu hören glaubt, doch alle schwarzen Wolken
Sich unvermerkt verlieren, warme Nacht
Schlafthauend auf der ganzen Schöpfung liegt
Und mit getäuschter Furcht und Freude sanft
Die Sterblichen den süßen Schlummer schlafen;
So wird sich auch dies bunte Spiel vollenden,
Der Vorhang sinkt zuletzt und jeder meint,
Wie er sechsmal sich aufgerollt, so könnt' er
Mit gleichem Grund es siebentens versuchen,
Und eben so zum achten, neunten mal,
Und dennoch wird er endlich ruhen bleiben
Und wie ich wette, ohne alle Ursach,
Wenn Willkühr nicht hinreichend Ursach ist.

Der wilde Jäger bei dunkeler Nacht
Im wildesten Dickicht des Forstes erwacht,
Er höret den Sturm, und erhebt sich im Zorn,
Er nimmt seine Hunde, das tönende Horn.

Besteigt seinen Rappen, mit Blitzesgewalt
Durchfährt er lautschnaubend den zitternden Wald,
Es wiehert sein Roß, tönt das Horn in die Runde,
Er hetzt die Gefährten, es bellen die Hunde.

Wohlauf meine Jagd! wohlauf meine Jagd!
Das Revier ist unser, denn jetzt ist es Nacht,
Von flüchtigen Geistern wird gerne gehetzt,
Wer sich vor Geheul und Gebell entsetzt.

So fahren sie polternd durch Lüfte dahin,
Ein Grauen dem frommen und furchtsamen Sinn,
Doch wer sich vor Wald und vor Nacht nicht entsetzt,
Der wird vom Getümmel der Geister ergötzt.

Dies zur Entschuldigung der vielen Frevel;
Hat jeder doch um sich Verwandten, Freunde,
Und Bruder, Schwester, oder zarte Gattin,
Auch Schüler, die ihn alle gerne loben.
Ist er verdrüßlich, täglich sein Verehren
Geduld'gen Muthes gnädig anzuhören,
So mag er sich Abwechslung freuen lassen
Mit dieser Jagd ein Stündchen zu verspaßen.
Wer christlich denkt, gewiß die Wahrheit kennt,
Daß Tod und jüngster Tag macht jedem Ding ein End! —
Geht ab.

Sechster Akt.

Pallast.

Jeremias, Stallmeister.

Jeremias.

Nun steht ja die Aufklärung schon in schönster Blüthe, man kann warlich von den guten Menschen nicht mehr verlangen, sie saugen Vernunft und Veredlung in sich wie die Bienen.

Stallmeister.

Es will mir doch manchmal der Stoff beinah ausgehn.

Jeremias.

Das macht, es fehlt Dir an Erfindung, Du bist zu einseitig auf das Gute und Verehrungswürdige erpicht, und ich fürchte, es währt nicht lange, so glaubst Du selbst daran.

Stallmeister.

Und mit Recht. Ich glaube daran; für wen hältst Du mich?

Jeremias.

Wie?

Stallmeister.

Meinst Du denn, daß ich mit allen diesen Dingen nur eine unedle Heuchelei treibe?

Jeremias.

Ei, ich falle aus den Wolken.

Stallmeister.

Ja, Du, der Du kein Herz in Dir fühlst, der Du die himmlische Wahrheit nur als ein Mittel betrachtest, um Dir Lebensmittel zu erwerben, ja Du darfst in Gottes Namen aus den Wolken fallen.

Jeremias.

Was hör' ich?

Stallmeister.

Die Stimme der ächten Begeisterung hörst Du, und sie soll sich warlich für die Menschheit nicht unterdrücken lassen. Und wenn es mir manchmal an Stoff gebricht, so geschieht es nur darum, weil mein Enthusiasmus zu wahr und zu aufrichtig ist.

Jeremias.

O Stallmeister! Stallmeister! wie tief bist Du gesunken!

Stallmeister.

Ich steige, immer steig' ich, ich habe nun die erhabenen Sprossen der Menschheit erreicht, und kein Bösewicht soll mich meiner Tugend wieder abwendig machen.

Jeremias.

Ich schweige, ich bin stumm, Du siehst so einfältig dabei aus, daß ich Dir wohl glauben muß, es sei Dein Ernst. Aber ich will gehn und Dir einen Menschen vorstellen, der Dir für Deine Schriften ganz unentbehrlich ist. — Geht ab.

Stallmeister.

Der Kerl ist doch nicht so klug, wie ich anfangs

glaubte; es gelingt mir wirklich, ihn zu übertölpeln, er darf, nun er sieht daß es mir Ernst wird, nicht mehr so den Herrn und Gebieter über mich spielen. Man kann doch alle betrügen, wenn man ihnen nur Dummheit genug zutraut.

Jeremias kommt mit Hanswurst zurück.

Stallmeister.

Ei, ist das nicht der Herr Hofrath?

Jeremias.

Allerdings.

Hanswurst.

Ja, mein Herr Schulmeister, mir wird die Zeit oft sehr lang, und da habe ich mich zum Spaß auf eine neue Art von Amusement applizirt.

Stallmeister.

Herr Jeremias sagte mir, daß ich mit Ihnen in Verbindung treten möchte.

Jeremias.

Ja, es ist sehr nöthig, denn ich bin des Wesens überdrüßig; ich will zur Abwechslung einmal zum Satan gehn.

Hanswurst.

Sind Sie desperat?

Jeremias.

Nein, ich kenne ihn persönlich und will in seine Dienste treten.

Stallmeister.

Aber, mein Herr Hofrath, was soll ich mit Ihnen anfangen?

Hanswurst.

Was Sie wollen, denn ich bin zu allen Dingen nütze; ich theile dann meine Zeit angenehm zwischen Ihnen und der alten kindischen Majestät.

Stallmeister.

Sind Sie denn in meinem Fache bewandert, daß Sie ein Mitarbeiter werden wollen?

Hanswurst.

Eigentlich ist es so nicht gemeint, sondern ich will Ihnen mittelbar nützlich sein. — Sehn Sie, um mich kurz zu fassen, ich war vormals ein Narr.

Stallmeister.

Ja.

Hanswurst.

Und ich muß Ihnen gestehn, daß mir diese Beschäftigung so ungemein wohlgefallen hat, daß es mir nachher Leid that, das Werk aufgeben zu müssen. Seitdem ist nun Tag und Nacht mein Sinnen und Trachten gewesen, wieder in meinen alten Beruf hinein zu kommen, und so weiß ich nun kein besser Mittel, als Ihnen, mein Bester, meine Dienste anzubieten, damit doch auch die Welt und Menschheit noch etwas davon genießt, und ich nachher mit dem Troste sterben kann, nicht umsonst gelebt zu haben.

Stallmeister.

Sie rühren mich, aber ich begreife Ihren sonst löblichen Vorsatz immer noch nicht.

Hanswurst.

Sogleich werd' ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen

die Sache in die Augen springen zu lassen. — Sie sind nämlich gesonnen, alle Vorurtheile auszurotten, und sich nebenher einen unsterblichen Namen zu machen, da ist mir eingefallen, daß Ihnen der Stoff gar bald ausgehn müßte, oder daß Sie endlich gar in die üble Lage kämen, immer dasselbe zu wiederholen, was Ihnen zwar nicht unangenehm sein, den Lesern aber doch auf die Dauer lästig fallen möchte.

Stallmeister.

Eine feine Bemerkung.

Hanswurst.

Nun geruhen Sie meine Großmuth anzuerkennen. Ich habe nämlich nach einigem Besinnen den großen Entschluß gefaßt, Ihnen bei Ihrer Menschenveredlung als ewiges Modell zu sitzen.

Stallmeister.

Sind sie so edel?

Hanswurst.

Ei behüte! wie könnte meine Bescheidenheit zugeben, Ihnen das so gerade in's Gesicht zu sagen? — Ich komme nunmehr meiner Absicht noch näher. Ich will nämlich umgekehrt immer Albernheiten, Abgeschmacktheiten und schwärmerische Possen erfinden, die Sie nachher widerlegen können.

Stallmeister.

Große Seele! erhabener Hofrath!

Hanswurst.

Sie mögen dann erst den Aberglauben, oder Paroxysmus, oder die Schwärmerei, die ich erfinde, an-

führen, dann alle vernünftigen Beweise dagegen loslassen und die Narrheit so derb züchtigen, daß die Menschen sogar fast so klug werden, wie Sie selber, und meine irrige Meinung keine Anhänger findet. Ich erlaube Ihnen dabei noch, mich, so oft Sie wollen, namentlich aufzuführen.

Stallmeister.

Diese Seelengröße spielt in's Ungeheure! — Und wie oft engagiren Sie sich, eine Narrheit fertig zu haben?

Hanswurst.

Täglich eine oder zwei.

Stallmeister.

Zu viel, Sie sind allzugütig; wenn Sie mir nur wöchentlich eine liefern wollen, so bin ich im höchsten Grade zufrieden gestellt.

Hanswurst.

Topp, der Handel ist also richtig?

Stallmeister.

Hier ist meine Hand dazu.

Jeremias.

Der Himmel segne Euer edles Bündniß, die Nachwelt nenne Eure Namen mit Ehrerbietung; ich beurlaube mich, Ihr großherzigen Freunde, um den alten Satan aufzusuchen.

Sie gehn ab.

Freie Sandfläche; in der Ferne Aussicht auf Haidekraut.

Nestor und Zerbino treten auf.

Zerbino.

Hier sind wir ja in eine schreckliche Wüste hineingerathen.

Nestor.

Das ich nicht sagen könnte; meinen Augen dünkt die Aussicht ganz angenehm, man weiß hier so bestimmt, woran man ist.

Zerbino.

O ja, das ist nicht zu läugnen.

Nestor.

Ich war auf meiner Reise in einem Dinge, das man für den Garten der Poesie ausgeben wollte, da sah es nicht den zehnten Theil so korrekt aus, wie hier.

Ein Poet tritt auf.

Zerbino.

Wer ist der Mann dort, der so aufmerksam alles beschaut?

Nestor.

Er mustert den Sand recht gewissenhaft.

Zerbino.

Vielleicht, daß er etwas Verlornes wieder sucht. — Mein Herr, fehlt Ihnen etwas?

Poet.

Ah, guten Tag, werthgeschätzte Freunde, Sie

kommen recht erwünscht; ich arbeite eben an einem Gedicht, und da ist es recht gut, wenn man ein bischen gestört wird.

Zerbino.

Wie das?

Poet.

Ei, weil man sonst wider Wissen und Gewissen, trotz der besten Vorsätze, gar zu leicht in's Unnatürliche verfallen kann. Sehn Sie, ich nehme mich gewaltig in Acht, und kenne gewiß meine Natur, aber doch ist es mir sonst wohl begegnet, ehe ich mich versehe, bauz! ein Ausdruck, der, möchte man sagen, beinahe an's Poetische gränzt.

Nestor.

Das ist ein Mann! das ist ein Mann! Bester, Theuerster, lassen Sie sich umarmen, Sie verdienen mein ganzes Herz.

Poet.

Das wollte ich meinen. Sehn Sie, darum betrachte ich den Sand hier, die Kiesel, von denen ich überhaupt einige mitnehmen will, diese Dornensträuche so gar genau, damit ich es auch ordentlich der Natur gemäß beschreiben kann; denn was hat sonst der Leser nachher davon, wenn er mit meinem Gedichte hinausgeht unter Gottts freien Himmel, und will die Sache mit der Nachahmung selber vergleichen.

Nestor.

Es ist wahr. Wie wird man oft verirt, wenn man darauf kömmt, die prächtigen Dinge aufzusuchen, die man in so manchen schwülstigen Gedichten beschrieben findet.

Poet.

Dann denk' ich auch immer, daß für unsre menschliche Seele eigentlich solche Gegend, wie die hiesige, die angenehmste ist; men sieht nicht viel, aber die paar kleinen wilden Blumen, die hier so kümmerlich wachsen, bemerkt und schätzt man um so aufrichtiger, und das ist gerade die Weise, wie ich die Blumen mag.

Nestor.

O Du Priester der Grazien und Musen! wie sprichst Du aus meiner Seele! — Ja, herzerquickend fühl' ich es, wie weit dieses Land, das holdselige, vom Garten der Poesie entfernt liegt.

Poet.

Es ist auch dafür mein theures Vaterland.

Nestor.

O, warum bin ich nicht hier geboren?

Poet.

Lassen Sie sich noch gegenwärtig hier nieder.

Nestor.

Meinen Sie wohl, daß ich mein Fortkommen hier fände?

Poet.

Ohne allen Zweifel, o man schätzt hier solche Gemüther. Hier ist alles so weise, so liebreizend eingerichtet und angestellt, so jeder in seinem Wirkungskreise thätig und beglückt, — ach! mein Theuerster! Sie sollten nur lesen, wie viel darüber geschrieben wird. Man belohnt die Talente, man beschützt die ächte Kunst, weit und breit finden Sie dergleichen von

geschmackvollen Rüben nicht, als in diesen Gegenden wachsen.

Nestor.

In der That?

Poet.

Man steigt dabei auch alle Tage höher, und man erwirbt und spart, — und dichtet und trachtet, — bemerken Sie das Sprichwort, — unsre Dichter nämlich dichten niemals, ohne zugleich nach irgend was zu trachten — und das unterscheidet sie hauptsächlich von den alten Poeten. — Ach, sehn Sie diesen schönen Sandhügel, worauf die beiden Grashalme so liebreich stehn, o wie wohl wird einem dabei! Das ist hier kein Opernhaus, das ist kein erleuchteter Ballsaal, sehn Sie, dort geht ein Bauer im Dreck, aber Gottlob, er hat keine Tressen auf dem Kleide.

Zerbino.

Nein.

Poet.

Das heißt Natur, worin wir uns gegenwärtig befinden. Nun muß ich mir noch die Taschen voll Kiesel stecken, meine Kinder spielen damit so gerne.

Zerbino.

Das wird aber schwer zu tragen geben.

Poet.

Ich weiß wohl, geschieht aber alles der Poesie zu gefallen. — Wo reisen Sie denn eigentlich hin?

Zerbino.

Wir suchen den guten Geschmack.

Poet.

Damit könnt' ich Ihnen bald helfen; denn wenn Sie nicht, wie ich nicht hoffe, das Gezwungene und Unnatürliche lieben, so erhalten Sie ihn von mir aus der ersten Hand. Der Mannichfaltigkeit wegen aber können Sie sich nach unsrer Residenz begeben, wo es Ihnen an dem, was Sie begehren, gewiß nicht gebrechen wird.

Nestor.

Ist der Ort weit von hier?

Poet.

So gar weit eben nicht, nur sind die Wege tief, wenn sie auch nicht lang sind.

Nestor.

Wie so?

Poet.

Sehn Sie, des liebreichen, nachgiebigen Sandbodens wegen; die Wege hier herum begnügen sich nicht damit, sich auf ihrer Oberfläche betreten zu lassen, man wird gleichsam mit Gewalt tief mit den Beinen hinabgezogen, das zeigt vom Erdboden eine gewisse Gastfreundlichkeit an, beweist die vis centripetá, und hindert außerdem, daß man nicht gar zu flüchtig den reizenden Landschaften vorübergeht.

Zerbino.

Sind die Gegenden hier herum schön?

Poet.

Zum Erstaunen. Wenn Sie eine Viertelmeile weiter hinunter kommen, so finden Sie besonders

einen Strauch, der so romantisch und merkwürdig ist, daß ich nicht genug davon zu sagen weiß. Was wollen Sie? Wenn der Staub nicht zu unmäßig ist, bleibt er fast den ganzen Sommer hindurch grün. O wenn Sie dort vorbei kommen, Sie werden die herrliche Aussicht nicht genug genießen können.

Zerbino.

Was sieht man denn außer diesem halbgrünen Strauche mehr?

Poet.

Himmel! ist Ihnen das noch nicht genug? — O dann sind Sie unersättlich, und taugen für die hiesige Poesie und Lebensweise nicht.

Nestor.

Reden Sie mit mir, Hochgeschätzter, ich bin eine Creatur, die Gottes milde Gaben besser würdigt.

Poet.

So begeben Sie sich also nach der Residenz. Allenthalben, (doch, daß ich im Patriotismus nicht zu weit gehe) fast allenthalben werden Sie bei den Poeten, Philosophen, Gelehrten, Geschäftsmännern, im guten Ton, in der Geselligkeit, in Summa hoch von oben herab, bis unten zum gemeinen Mann hinunter, ein Bild von meiner huldreichen Poesie antreffen. Philosophen für die Welt, Aufklärung, Gesangbücher, Predigten, Romane, alles, alles athmet den schönen Sinn der Humanität und Toleranz; alles wird mit Maaß getrieben, keiner übernimmt sich, das Herz wird Ihnen lachen, wenn Sie die Vollendung dieser Menschheit gewahr werden.

Nestor.

Einen ganz gehorsamstgn Dank, allerholdseligster Dichter. — Nun lassen Sie uns eilen, mein Prinz. —

Sie gehn ab.

Feld.

Helikanus.

So sag' ich Dir, o Welt, das Lebewohl,
Im dicksten Walde will ich mich verbergen,
Wo keiner je von meinen Leiden hört.
Kein Wunsch, kein Sehnen zieht mich mehr zurück,
In meiner Brust ist alles längst begraben,
Was ich im Wahn für meine Zukunft hielt.
Geht scheu aus meinem Wege, bunte Blumen,
Lenkt nicht die Blicke nach mir Armen hin,
Die Einsamkeit, die dunklen grünen Schatten,
Die Oede unter Felsenwänden soll
In Zukunft meine Heimath sein. Nicht Frühling,
Nicht Herbst besucht den Abgeschiednen dort.

Der Waldbruder aus dem Walde.

Waldbruder.

Es funkelt wieder in den Wald hinein
Der liebe frühe Morgenschein,
Die Sonne aus dem rothen Thor
Lockt mich aüs meiner Einsamkeit hervor.

Ich sehe Heerden in der Ferne wallen,
Den fleiß'gen Bauer, der den Acker pflügt,
Mir will fortan nicht Einsamkeit gefallen,
Weil Baum und Fels dem Herzen nicht genügt.
Zu Menschen zieht der sehnsuchtsvolle Sinn
Mich wider meinen Willen mächtig hin.

Helikanus.

Ich komme wieder zu Dir, heil'ger Vater,
Doch besser, frommer als das erstemal;
Mein Busen ist gesättigt, ruhig klopft
Das matte Herz, die einz'ge Sehnsucht, die
Von allen Wünschen blieb, ist nur das Grab.
Drum will ich mich zu Waldesschatten flüchten,
Den Felsenquell mit meinen Thränen mehren,
Erinnrung soll mir alle Schmerzen nähren,
Bis mich das güt'ge Schicksal will vernichten.

Waldbruder.

Ich war, seit ich Dich sahe, Dir gewogen,
Von unsichtbarer Macht zu Dir gezogen
Begreif ich nicht, was so mich zu Dir zwingt,
Dein Bild mir stündlich vor die Sinne bringt:
Drum nimm den Rath von meinem Alter an,
Der Einsamkeit entflieh und sei ein Mann.
Wie schön, sich thätig andern gleich zu stellen,
Den Strom zu sehn, mit seinen tausend Wellen,
Die Mühe, wie den Lohn zu theilen,
Und lebenssatt dem Tod entgegen eilen.
Doch hier verfließt die Zeit im Einerlei,
Dir sagt kein Werk, daß nun ein Tag geendigt sei,
In träger Selbstbeschauung gehn die Stunden,

Und dennoch heilen keine Herzenswunden,
Du meinst wohl oft Du seist geheilt,
Und lächelst der vergeßnen Schmerzen,
Ein Wort, und ach! Du fühlst den Geist getheilt,
Die tiefe Lücke noch im alten Herzen,
Drum bleibe stark, geh kühn zur Welt zurück,
Der Jugend blüht an allen Orten Glück.

Helikanus.

Kannst Du mich, würd'ger Greis, so kalt verstoßen?
Nein, nimm mich auf zu Deinem Leidgenossen.

Waldbruder.

So alt ich bin, wollt' ich zu Menschen eilen,
Bei ihnen wollt' ich meine Schmerzen heilen;
Drum willst Du mir und meiner Liebe trauen,
So komm mit mir nach jenen stillen Auen,
Wir wollen dort das Land und unsre Freundschaft
bauen.

Helikanus.

Ich folge Dir, o Vater, gern, mit Freuden,
Mir wurzeln, wo ich wandle, neue Leiden.

Sie gehn ab.

Eine andre Gegend.

Zerbino rasend. Nestor.

Zerbino.

Alles vergebens! alles vergebens!

Nestor.

Um des Himmelswillen, geben Sie sich zur Ruhe, lassen Sie es gut sein, auch dieser Zustand wird vorüber gehn.

Zerbino.

Niemals, niemals; ich bin verloren, ich finde keinen Geschmack, ich finde keinen, und mein zeitliches Wohl ist auf ewig dahin.

Nestor.

Warum aber werden Sie desperat? Geben Sie sich nur dies eine mal noch zufrieden.

Zerbino.

Ich kann es nicht, es ist gegen meine Gemüthsverfassung, der Verderbtheit des Zeitalters so gelassen zuzusehn.

Nestor.

Wir haben den Geschmack vielleicht längst gefunden, und wissen es nur nicht.

Zerbino.

Thorentrost! Wahnsinnshoffnung! — Würde sich dann die Raserei meiner so bemeistern, wie sie doch gegenwärtig thut?

Nestor.

Aber es ist doch nicht zu ändern.

Zerbino.

O ja, es ist zu ändern, und mein Entschluß ist auch schon gefaßt. — Ich weiß zu sterben. —

Nestor.

Das ist viel gesagt, denn die Kunst ist nicht so leicht.

Zerbino.

Ja, ich will sterben, denn wenn ich Dir aufrichtig meine Meinung gestehn soll, so bin ich meiner Existenz schon lange überdrüßig.

Nestor.

Nehmen Sie ein Beispiel an meiner großen Seele, wie ich mich in alle Widerwärtigkeiten zu finden weiß.

Zerbino.

O weh mir! weh mir Unglückseligen, daß ich geboren ward! O warum ließ ich mich jemals gelüsten, das Licht dieses Tages anzuschauen! — Geschmack! Geschmack! Wohin hast du dich verborgen, daß du mir auf allen Wegen entfliehst? Wo ich dich immer suchen mag, nirgend bist du; denk ich manchmal, hier werd' ich Dich erhaschen, so ist es immer wieder eine trügerische Gestalt. — Nun will ich mir auch plötzlich ebene Bahn machen, daß die Welt sich verwundern soll. Durchdringen will ich durch alle Scenen dieses Stücks, sie sollen brechen und zerreißen, so daß ich entweder in diesem gegenwärtigen Schauspiele den guten Geschmack antreffe, oder wenigstens mich und das ganze Schauspiel so vernichte, daß auch nicht eine Scene übrig bleibt. — Darum, mein getreuer Nestor, hilf mit Hand anlegen, wir wollen uns beide durch alle Wörter und Redensarten bis zum ersten Chor oder Prolog durchdrängen, damit so unsre mühselige Existenz auf-

höre, und das Gedicht, das uns elend macht, wie Spreu in die Lüfte verfliege.

Nestor.

Was wollen Sie beginnen?

Zerbino.

Ein unerhörtes Werk.

Nestor.

Und was soll daraus werden?

Zerbino.

Ein Ding ohne Namen.

Nestor.

Nun denn, die Hände, die Arme frisch dran, drängen Sie die Maschine mit aller Gewalt zurück, und immer zurück, so erreichen wir vielleicht unsern Endzweck. —

Sie drängen mit aller Anstrengung.

Drinnen.

Was ist denn das? — das Stück geht ja wieder zurück. —

Verwandelt sich in das vorige Feld, Helikanus und der Waldbruder treten verwundert herein.

Zerbino.

Muthig! muthig! sieh, eine Scene sind wir schon weiter zurück.

Nestor.

Ich merke, dieses Stück läßt sich ohne sonderlichen Nachtheil, wie eine gute Uhr, vor und rückwärts stellen.

Waldbruder.

Kerls, was macht Ihr denn?

Nestor.

Bagatell, wir bringen uns und Euch alle um.

Helikanus.

Wir wollen aber noch leben bleiben.

Nestor.

Darnach wird wenig gefragt, wenn die Hauptperson sich den Tod wünscht.

Waldbruder.

Mir reißt es in den Gliedern, ich muß in Gedanken alle meine vorigen Reden rückwärts sprechen.

Helikanus.

Mir geht es nicht anders, ich bin schon längst wieder hinter dem Gedanken, mir das Grab zu wünschen, zurück. — Die Kerls drängen immer gewaltsamer, Lila kömmt schon mit frischer Kraft in meine Phantasie zurück.

Zerbino.

Spannt Euch mit vor, lieben Freunde, damit wir dieses tolle Gedicht endlich überwinden.

Waldbruder.

Gehorsamer Diener. — Helikanus, wollen wir von der andern Seite drehen, damit es ihnen doch nicht gelingt?

Helikanus.

Ganz gut, aber so bleiben wir stehn und kommen nicht vor-, nicht rückwärts.

Waldbruder.

Das wäre so viel als die Zeit festhalten, was sich die Menschenkinder so oft gewünscht haben.

Zerbino.

Ruck! Ruck! sieh, da habe ich wieder eine gute Ecke gewonnen.

Verwandelt sich wieder in die freie Sandfläche, in der Ferne Aussicht auf Haidekraut, der Poet geht wieder sinnend umher.

Helikanus.

Es ist eine Schande, statt daß das Stück nun sänftlich zu Ende gehn sollte, müssen die Zuschauer das sogar noch zum zweitenmale hören und sehn, was ihnen schon beim erstenmale zuwider war.

Waldbruder.

Ruf nach Hülfe! — Hülfe! Hülfe!

Helikanus.

Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Beide, aus vollem Halse.

Hülfe! Hülfe! —

Der Verfasser tritt herein.

Verfasser.

Welche von meinen Personen ist meiner Hülfe bedürftig?

Helikanus.

Wir unglückseligen Poetischen; die beiden prosaischen Hauptpersonen sind toll im Kopfe geworden, und schrauben nun mit aller Macht das Stück wieder zurück.

Verfasser.

Mein lieber Zerbino, — wie kommen Sie darauf? das hätt' ich in Ihnen nimmermehr gesucht, dazu wurden Sie gar nicht angelegt.

Zerbino.

Ich kann mir nicht anders helfen, denn ich bin meines Lebens überdrüßig. — Schraub, getreuer Nestor, schraub mit Eifer alles los.

Verfasser.

So was ist mir noch nicht begegnet. Muß mir ein solches Spektakel mit meinem Helden arriviren!

Helikanus.

Er ist toll geworden.

Verfasser.

Hülfe! Hülfe! alles herbei.

Leser, Setzer, Kritiker treten mit Lanzen bewaffnet herein.

Verfasser.

Hier, meine Freunde, seht ein ganz neues Schauspiel; der Held meiner Tragödie ist unbändig geworden; er meint, das ganze Stück soll wieder in sein Nichts zurückkehren.

Alle.

Das geht nicht, das darf nicht sein.

Setzer.

Ist pur unmöglich, denn die ersten Bogen sind schon abgedruckt.

Kritiker.

Greifen Sie den Unsinnigen nur dreist an, Herr Verfasser, daß er wieder zu seiner alten Schuldigkeit zurückkommt.

Verfasser.

Ach lieber Gott, ich fürchte mich gar zu sehr vor tollen Leuten.

Kritiker.

Dann hätten Sie Ihr Schauspiel gar nicht anfangen müssen.

Verfasser.

Ich glaubte selbst nicht, daß es so kommen würde, nunmehr ist er mir gar zu unbändig geworden.

Kritiker.

So geht's, wenn man nicht das Sprichwort im Sinne hat: besser vorbedacht als nachbeklagt.

Verfasser.

Helfen Sie mir doch, lieben Freunde, so will ich es wagen und auf ihn zugehn.

Zerbino.

Zurück da! wer mir zu nahe kommt, dem kostet es sein Leben.

Verfasser.

Nun hören Sie selbst —

Leser.

Sie sind zu zaghaft, Herr Verfasser, ich bin das Gräßliche gewohnt, ich will auf ihn zugehn. — Er soll sich geben, damit man nachher weiß, wie es geworden ist; da wäre es ja schlimmer, wie ein abgebrochener erster Theil.

Zerbino.

Hast Du denn das Vorige verstanden?

Leser.

Wenn auch nicht, das geht Ihn nichts an, Er muß sich doch so was nicht unterstehn. Bedenk' Er nur, wenn das alle so anfingen!

Kritiker.

Gieb Dich, gieb Dich in Dein Schicksal!

Verfasser.

Schließt ihn von allen Seiten ein, — Herr Setzer, Herr Helikanus, andächtiger Waldbruder, treten Sie alle heran. — O Unglück! wenn der Held dem Verfasser über den Kopf wächst!

Zerbino.

Zurück da! Nestor mach Platz!

Leser.

Herr Nestor, Herr Nestor, ich bin bisher immer so sehr Eurer Meinung gewesen, warum thut Ihr mir nunmehr den Schabernack?

Zerbino.

Was wollt Ihr, Kritiker? Hat Euch denn das Schauspiel bisher so sehr gefallen, daß Ihr mich wider meinen Willen drin behalten wollt?

Kritiker.

Mit nichten, ich denke den Aberwitz gehörig zu züchtigen, aber darum dürft Ihr doch nicht ein so ärgerliches Beispiel geben.

Zerbino.

Es ist ja das erstemal nicht, daß sich ein Held gegen den Verfasser empört hat.

Kritiker.

Es ist aber doch niemals so sehr zur Sprache gekommen, dieser Anstoß wäre gar zu himmelschreiend.

Zerbino.

Ich will aber nicht, ich will nicht. — Weg da! —

Er springt hervor, ergreift den Verfasser, und wirft ihn zu Boden, worauf er entläuft.

Verfasser.

Ach ich armer Verfasser! Lieber Herr Setzer, setzen Sie ihm doch eilig nach. Setzer ab.

Verfasser.

Herr Kritiker, lassen Sie ihn nicht entrinnen, und wenn wir ihn erst wieder haben, so gedenken Sie ihm doch in Ihrem Blatte diesen Streich.

Kritiker.

Sein Sie ohne Sorgen, er soll es gewiß empfinden. Ab.

Verfasser, auf der Erde.

Herr Leser, haben Sie nicht Mitleiden mit mir?

Leser.

Ich muß doch sehn, wo der Held bleibt.

Verfasser.

Helfen Sie mir doch und hören Sie nur eine kleine Anmerkung, die ich bei dieser Gelegenheit machen will.

Leser.

Ich habe keine Zeit, ich muß dem Helden nach; die Rasenden pflegen gar interessant zu sein. Schnell ab.

Verfasser steht auf.

Ach mein liebster Waldbruder, könnt Ihr mir nicht einige Verse des Trostes sagen?

Waldbruder.

Sie wissen ja am besten, woher meine Verse kommen, und wenn Sie selber lahm sind, getraue ich mir keine Sylbe auszusprechen.

Verfasser.

All das Unglück macht uns der einzige Kerl.

Drinnen.

— Hier ist er! — hier! — gieb dich gefangen!

Verfasser.

O wenn ihn doch die braven Leute überwältigten!

Zerbino und Nestor kommen zurück.

Zerbino.

Wollen Sie mich nicht aus dem Stücke heraus lassen, so will ich wenigstens dem Verfasser eine solche Ohrfeige reichen, daß er Zeit seines Lebens an mich denken soll.

Verfasser.

Ich werde genug an Dich denken, aber darum mußt Du doch nicht glauben, daß ich mich vor Dir fürchten sollte. — Heran! heran! ich erkenne Dich für einen Lumpenhund!

Zerbino.

Komm! wenn Du Herz hast? —

Sie ringen, Zerbino fällt endlich zu Boden.

Verfasser.

Victoria! Victoria! — Herr Leser, Herr Setzer, hier haben wir den unnatürlichen Bösewicht, der sich gegen mein Schauspiel verschworen hatte. Bringt Stricke her! — So! — Willst Du nun artig sein?

Zerbino.

Ich sehe, daß es mein Schicksal durchaus so will.

Er wird fortgeführt.

Verfasser.

Adieu meine Herren! — dem Himmel sei Dank, daß

es noch so abgelaufen ist. — Jetzt soll auch sogleich das Ganze seine baldige Endschaft erreichen, eh' er zum zweitenmal auf solche Streiche fällt, denn die Verzweiflung wirkt oft wunderbar. Geht ab.

Kritiker.

Wenn ich bei dieser Scene nicht geholfen hätte, wäre sie nie zu Stande gekommen. Ab.

Leser.

So müssen wir dem Verfasser in jedem seiner Werke helfen. Ab.

Waldbruder.

Komm, Helikanus, wir wollen uns nun in Muße noch einmal unsern Entschluß überlegen.

Sie gehn.

Die Wüste.

Polykomikus,

vor seiner Höhle auf- und abgehend.

Es ist zu spät, wieder umzukehren. — All mein voriger Glanz, meine Talente, mein Ansehn unter den achtungswürdigen Bürgern, alles ist dahin, als wär' es nie gewesen. — So eben war mir, als wollte meine alte Herrlichkeit zu mir zurückkommen, ein neues Licht ging in meiner Seele auf, — aber alles verflog wieder, wie ein Traum. — Ich komme fast auf den Gedanken, daß ich zu meinem Heil die alte Freundschaft wieder auf-

richten, und eine Aussöhnung mit dem Satan suchen möchte.

Jeremias tritt auf.

Jeremias.

Gehorsamster Diener!

Polykomikus.

Lebst Du, Schelmstück, auch noch in der Welt?

Jeremias.

Ich fange jetzt erst an zu leben, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, und denke es noch weit zu bringen.

Polykomikus.

So? — Du wirst mir am Ende auch noch im Lichte stehn.

Helikanus.

Das könnte leicht kommen, denn meine Talente sind im vollen Wachsen, die Ihrigen im Abnehmen; die Welt denkt besser, und was das vorzüglichste ist, ich bin jetzt in Satans Diensten.

Polykomikus.

Ei! ei! Es war doch mein Tage kein gut Haar an Dir.

Jeremias.

Mein neuer Dienst gefällt mir über die Maaßen, ob ich gleich sehr viele Geschäfte habe.

Polykomikus.

Was hast Du denn zu thun?

Jeremias.

Mancherlei; rezensiren, aufklären, Rath ertheilen,

verläumden, Sachen verdrehen und in ein schiefes Licht stellen —

Polykomikus.

Er hat mir warlich meine besten Beschäftigungen vor dem Munde weggenommen.

Jeremias.

Nur daß es bei Ihnen Ernst halb, und Dummheit ganz war, was Sie dazu antrieb.

Polykomikus.

Unerhörte Frechheit!

Jeremias.

Ich thu dergleichen aber nur aus Verstellung und Zeitvertreib. — Jetzt machen mir besonders Journale mit Kupfern viel zu thun, so daß ich mich kaum ein halbes Stündchen abmüßigen kann, meine ehemalige Wüste wieder zu besuchen und mit Ihnen gegenwärtigen Diskurs zu führen.

Polykomikus.

Gehorsamer Diener. — Ich will Dir etwas aus ehemaliger Freundschaft vertrauen: es geht mir jetzt miserabel.

Jeremias.

Wär' es möglich?

Polykomikus.

Ganz gewiß, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf; Ansehn, Kenntnisse, Vorurtheile für mich, alles hat im buchstäblichsten Sinne der Teufel geholt. Ich sehe nunmehr ein, ich kann ohne seine Hülfe und seinen Schutz nicht fertig werden.

Jeremias.

Er spricht noch immer von Ihnen, und stets mit einer gewissen Achtung.

Polykomikus.

Jeremias, ich will Dir etwas sagen. — Sieh hier mein neustes Werk, das will ich Dir dediciren, wenn Du die alte Eintracht unter uns wieder herstellen kannst.

Jeremias.

Ich will mir alle Mühe geben; ich habe immer geglaubt, daß Sie beide eigentlich für einander geschaffen wären.

Polykomikus.

So umarme mich denn. — Sie umarmen sich. Aller Groll unter uns sei vergessen.

Jeremias.

Alles Vergangene vergessen und vergeben.

Polykomikus.

Und so, mein Herr Jeremias, rekommandir' ich mich Ihnen ferner zu Dero huldreichen Gewogenheit.

Jeremias.

Adieu, mein Guter. Verlaß Er sich auf mich, daß ich alles thun werde, was nur in meinen Kräften steht.

Sie gehn ab.

Der Hof.

Gottlieb, die Königin.

Gottlieb.

Tröste dich, geliebte Gattin, ich weiß aus meinen bisherigen Beobachtungen, daß es die Zeit in der Art hat, daß sie vergeht.

Königin.

Wir werden unsern Sohn nicht wiedersehn.

Gottlieb.

Das müssen wir erst abwarten, eh wir das sagen können.

Königin.

Nachher ist es zu spät.

Gottlieb.

Dazu bleibt es noch immer früh genug. Aber eine frohe Ahndung sagt mir im Gegentheil, daß wir ihn bald mit unsern Augen wieder erblicken werden.

Königin.

Ach, würde mir ein solches Glück zu Theil!

Gottlieb.

Freu Dich doch lieber, statt so zu klagen, des herrlichen Wohlstandes in unserm Lande; sieh umher, wie die Wissenschaften blühen, der Handel florirt, wie die Jugend erzogen wird. Der neuangekommene Gelehrte hat ungeheure Verdienste um den Staat.

Königin.

Ach mein Sohn! mein Sohn!

Gottlieb.

Stille, sag' ich; was nicht zu ändern steht, dabei muß man sich den Bart wischen, und seine Seele in Ergebenheit fassen.

Königin.

Daß wir unser einziges Kind den Wissenschaften und Künsten haben aufopfern müssen.

Gottlieb.

Sei ruhig, denn das kömmt uns alles nachher zu Hause.

Königin.

Alles wird zu Hause kommen, außer mein Sohn.

Gottlieb.

O ich bin der Klagen überdrüßig.

Der alte König und Hanswurst treten ein.

Gottlieb.

Sieh, da kommen die Kindischen, mach Dir an ihrem Unverstande eine kleine Zerstreuung. Ich bewundre darin die Weisheit der Vorsehung, daß sie solche Geschöpfe in der Welt geschaffen, damit wir andern uns beständig unsrer höhern Gaben erinnern und freuen mögen. — Wie geht's, Ihro Majestät?

Alter König.

Meine Sehnsucht nach dem Sebastian steigt immer höher.

Gottlieb.

Sieh, mein Kind, das ist so ein gewisser merkwürdiger Grad von Seelenverstimmung; der Oberschulmei-

ster hat darüber auch einen äußerst lesenswürdigen Aufsatz geschrieben, worin diese Erscheinung zur allgemeinen Zufriedenheit erklärt wird.

Hanswurst.

Ganz richtig, Ihro Majestät, es ist nämlich nichts als eine psychologische Verkettung, ein Wiederklang in der Seele, eine Verwechslung von Begriffen nebst einer heimlichen Taschenspielerei der Imagination und dergleichen mehr.

Gottlieb.

Ja ja, meine allerliebste Gemalin, es ist auf Ehre ein ganz verteufelter Zustand; man glaubt manchmal, man hat eine ganz simple Narrheit am Leibe, aber da gehört in unsern Zeiten mehr zu, da hängt alles so kunterbunt zusammen, das dient alles, eine Wissenschaft, die Psychologie (ich möchte fast den Hut abnehmen, wenn ich das Wort nur nenne) zu befördern, daß man sich doch um Gotteswillen in Acht nehmen soll, irgend einen Menschen so schlechtweg einen Narren zu nennen.

Königin.

So befördert es also die Toleranz?

Gottlieb.

Nicht anders, mein Täubchen.

Königin.

Nun, das ist mir lieb, denn alles in der Welt kann ich ausstehen, außer die Intoleranz.

Gottlieb.

Recht so, ich möchte auch immer mit Feuer und Schwerdt drein schlagen, wenn ich einen solchen Into-

leranten gleichsam nur gewahr werde. O, keine größere Freude für mich, als wenn mir so recht viel und recht was tüchtiges zu toleriren vor die Hände kommt, alle Arten Glaubensgenossen, Schwärmer, Heiden und Türken, Taschenspieler, Leute, die mit Kunstpferden herumziehn, Teufelsbanner, andre, die an die Religion oder Kunst glauben, Poeten: alles in der Welt, nur um Gottes Willen nicht das Reelle angetastet, denn da hat meine Geduld ein Ende. So weißt Du, wie letzt der Fremde sogleich auf ewig aus dem Lande verbannt wurde, der sich über meine Wachtparade lustig gemacht hatte, ja der Schelm hätte wohl noch was Schlimmeres verdient.

Hanswurst.

Er konnte von Gnade sagen, denn man müßte für dergleichen Attentate weit in die Augen fallendere Beispiele aufstellen.

Gottlieb.

Es hat mich auch nachher genug gereut, daß ich es nicht gethan habe. Nun, vielleicht kommt er bei Gelegenheit mal in's Land zurück.

Hanswurst.

Dann wäre noch nichts verloren.

Gottlieb.

Aber Hofrath, Ihr seid ja jetzt selbst ein entsetzlicher Schwärmer, wie seid Ihr denn dazu gekommen?

Hanswurst.

Weiß der liebe Gott, mein König, es hat mich wie ein Schnupfen befallen.

Gottlieb.

Aber Ihr werdet garstig widerlegt, die Haare stehn einem zu Berge, wenn man's liest.

Hanswurst.

Das muß man gestehn, gründlich und ausführlich ist es immer abgefaßt.

Gottlieb.

Aber Ihr seid doch bis dahin erträglich verständig gewesen, wovon seid Ihr denn nnn plötzlich übergeschnappt?

Hanswurst.

Es muß vielleicht das Alter so mit sich bringen.

Gottlieb.

O, setzt Euch nichts in den Kopf, und entschuldigt nicht damit Eure Narrheiten an Euch selber; Ihr seid ein Phantast, bessert Euch.

Hanswurst.

Mein König, ich lese alles, was gegen mich geschrieben wird, mehr kann ich nicht thun.

Gottlieb.

Nun, das ist wahr, dann seid Ihr schon auf dem Wege der Besserung.

Königin.

Vielleicht wird Euch die Langeweile kuriren.

Stallmeister, Leander, Curio treten ein.

Stallmeister.

Hofrath, wo bleibt Ihr? Mir fehlt's gewaltig an Narrheit.

Hanswurst.

Mein Bester, Sie konsumiren sie etwas zu schnell, ich hatte gemeint, die letzte derbe würde noch auf lange vorhalten.

Stallmeister.

Man glaubt nicht, wie sich das verzehrt, und die Leser behalten immer neuen Appetit.

Hanswurst.

Zum Glück hab' ich wieder etwas Neues ausgearbeitet.

Alter König.

Hofrath, Ihr laßt mich jetzt immer ganz im Stich.

Hanswurst.

Jedermann, mein König, hat ein Gelüsten nach mir, ich bin gar zu beliebt.

Alter König.

O wie erneuert sich die Sehnsucht mir,
Mit jedem Tage steigt die Woge höher,
Ich sinne, denke, träume nichts als ihn,
Die Langeweile hält mich eingeschlossen,
Und unentrinnbar bin ich stets der ihre,
Wenn du nicht bald, Sebastian, erscheinst,
Und Freudenthränen mir am Halse weinst.

Stallmeister.

Ihro Majestät, es ist unmöglich, ich habe schon ein paarmal dagegen geeifert.

Leander.

Es sind vergebliche Wünsche.

Alter König.

Doch soll es möglich sein! Was hilft Dein Eifern;
Ich werde mich bald über Dich ereifern,
Dann hast Du Ursach über mich zu eifern,
Wenn Du von meiner Hand erst Schläge fühlst.

Gottlieb.

Halt! Halt! Herr Vater! Er steht unter meinem unmittelbaren Schutze. Dafür ist die Denkfreiheit in meinem Lande.

Alter König.

Daß dieser Wurm uns Langeweile macht?
Weil also frei zu denken ist erlaubt,
So denk' ich auch von ihm, er sei ein Hund.

Gottlieb.

Nein so weit darf die Denkfreiheit nicht gehn. — Er ist kindisch, Herr Schulmeister, Ihr müßt ihm dergleichen schon vergeben.

Hanswurst.

Mein König fahrt in Eurem Hoffen fort,
Sebastian wird zur rechten Zeit erscheinen,
An Eurem Hals die Freudenthränen weinen.

Stallmeister. Leander.

Es ist unmöglich!

Alter König. Hanswurst.

Es ist möglich!

Stallmeister.

Ihr seid in der Irre!

Alter König.

Ihr seid ein Schlingel!

Gottlieb.

Keine Duelle, keinen Zweikampf, wenn ich bitten darf, das läuft der Sittlichkeit und der Aufklärung geradezu entgegen.

von Hinzenfeld kömmt.

von Hinzenfeld.

Mein König, ich muß mich sehr beklagen.

Gottlieb.

Klage.

von Hinzenfeld.

In den neuern Aufklärungsschriften wird ein wenig zu sehr über die Schnur gehauen; man versäumt fast keine Gelegenheit, wo sich nur irgend eine Stichelei auf mich anbringen ließe.

Gottlieb.

Wie so?

Stallmeister.

Mein gnädiger König, ich kann das Gegentheil beschwören.

von Hinzenfeld.

Noch in dem letzten Stücke ist eine große Abhandlung über die Elektricität der Katzen, ja der Hofrath hat sich neulich so gar unterstehn wollen, eine Flasche an mir zu füllen.

Stallmeister.

Das wegen der Katzen ist nur ein naturhistorischer Aufsatz.

Gottlieb.

Es soll aber doch nicht sein, alles soll mit Maaß getrieben werden, und die Personalsatire duld' ich nun einmal nicht. Seht, alle Poesie, alle Wissenschaft soll uns weich, soll uns menschlich machen, — aber der Teufel soll das schlechte Herz holen, das zur persönlichen Satire, und vollends gegen angesehene Männer überneigt.

Stallmeister.

Es soll künftig gewiß unterbleiben.

Gottlieb.

Eben als wenn man mich vexiren wollte! — Kein Mensch ist am Ende mehr sicher.

Selinus tritt mit Sprüngen herein.

Selinus.

O Freude! Freude! Springt.

Gottlieb.

Was giebt's?

Selinus.

Unaussprechliches Glück! Springt.

Gottlieb.

Weshalb springst Du so?

Selinus.

Meine Pflicht! meine Vaterlandsliebe! Springt noch heftiger.

Gottlieb.

Bist Du toll?

Selinus,

über die Maaßen springend.

Der Sonnenschein des Glücks ist zurückgekommen, — aus dem Fenster hab' ich eben gesehn, — und da sah ich unsern allergnädigsten Kronprinzen ankommen!

Gottlieb.

Ist es wahr?

Königin.

Ist es möglich?

von Hinzenfeld.

Ei der tausend!

Königin.

Wir wollen ihm entgegen.

Gottlieb.

Er wird schon kommen.

von Hinzenfeld.

Ich höre ihn allbereits.

Selinus.

Mein König, zur Vergütigung der neuen Schuh, die ich mir aufopfernd zersprungen habe.

Gottlieb.

Da ist meine Börse.

Zerbino und Nestor treten ein.

Königin.

Ach! da sind sie ja!

Gottlieb.

Umarme mich, mein Sohn.

Zerbino.

O mein Vater, — meine zärtliche Mutter! —

Umarmungen.

von Hinzenfeld.

O Freude! Meine Augen voll Wasser, — ich habe mein Schnupftuch vergessen. Geht ab.

Leander.

O Glück! o Wonne! — Wie muß ich mich hüten, nicht vor Rührung in schwülstigen Hyperbeln auszubrechen.

von Hinzenfeld kömmt zurück.

von Hinzenfeld.

Jetzt kann ich mich gehörig freuen. — Lauft, lauft, meine Freudenthränen.

Gottlieb.

Bist Du gesund? Hast Du den Geschmack gefunden?

Zerbino.

Ach nein!

Gottlieb.

Wie? Und Du kommst mit der alten Raserei vor mein Antlitz zurück?

Nestor.

Mit Eurer Erlaubniß, gnädiger Herr, wir sind im Ganzen so ziemlich kurirt, es fehlt gleichsam nur die letzte Appretur, die wir vielleicht hier auch ohne Geschmack erlangen.

Gottlieb.

Ja?

Zerbino.

Wir kommen um vieles klüger zurück, wir haben unterwegs wohl tausend Vorurtheile abgelegt, neue Ideen angenommen, uns selbst und die Menschheit kennen gelernt, in Summa, wir sind gar vortrefflich.

Gottlieb.

Wenn sie nur nicht Ketzer oder Schwärmer geworden sind.

Stallmeister.

Ich werde sie nachher, mit Eurer Erlaubniß, examiniren.

Zerbino.

Wer ist der?

Gottlieb.

Der oberste Schulmeister, ein überaus zarter und trefflicher Mann.

Nestor.

Das ist ja unser Hund!

Zerbino.

Bestie! warum bist Du uns denn fortgelaufen?

Gottlieb.

Was?

Stallmeister.

Ich erstaune!

Gottlieb.

Sie kommen toller wieder, als sie weggegangen sind, das ist die Frucht vom Reisen!

von Hinzenfeld.

Aber sollten Sie in der That ein Hund sein?

Alter König.

Ich hab's ja immer gesagt.

Gottlieb.

Meine Freude verwandelt sich auf die Art in Jammer und Herzeleid.

Leander.

Ist es mir erlaubt, einen Vorschlag zu thun?

Gottlieb.

Schlage in Gottes Namen vor, was Du willst, denn meine Vater-Schmerzen lassen keine vernünftige Ueberlegung zu.

Leander.

Mich dünkt, man sieht es ihnen beiden hinlänglich an, daß sie überflüssig gebildet sind, und das Reich darf sich in Zukunft noch mannichfaltigen Nutzen von ihnen versprechen; nur sind sie dem Anscheine nach von der Reise und ihrer Vortrefflichkeit noch so voll, daß sie alles Einheimische verachten; dieses ist in ihnen zu viel Selbstgefühl, wie gleichsam sans comparaison bei den jungen Studenten; dieser überflüssige Geist des Uebermuths muß bei Ihnen verdunsten, und sie werden nachher die köstlichsten Staatsbürger: mein unmaßgeblicher Rath wäre also, man führte sie beide in ein tiefes Gefängniß, und ließe sie bei der gehörigen Langeweile und Wasser und Brod so lange fasten, bis sie sich bekehrt haben; auch könnte man dem Nestor, doch ohne seiner Ehre dadurch zu nahe zu treten, täglich einige Schläge zuzählen.

Gottlieb.

Der Vorschlag ist herrlich, man kann es nicht besser aussinnen. — Sie wollen, die Verbrecher, sich ohne Geschmack behelfen, und geben die nützlichsten, anmuthigsten Leute für Hunde aus. —

Zerbino und Nestor werden von der Wache abgeführt.

Leander.

Man könnte ohngefähr nach einem Monate eine Kommission ernennen, um die armen Sünder zu examiniren, ob sie in sich gegangen sind, und nach deren Befinden möchten sie dann vielleicht wieder auf freien Fuß gestellt werden.

Gottlieb.

So soll's sein, und nun nicht mehr viel darüber gesprochen. — Komm, meine Gemalin, unsre Freude ist uns garstig versalzen. —

Geht mit Gefolge ab.

Alter König.

Stallmeister, Dir ist es recht geglückt, daß Deine Person nun am Hofe sogar unverletzlich ist.

Stallmeister.

Wie?

Alter König.

O, ich kenne Dich recht gut, so sehr Du Dich auch verstellen magst.

Hanswurst.

Laß es gut sein, mein König, Ihr habt eben ein Beispiel gesehn, wie man dergleichen anstößige Denkungsart zu bestrafen sucht.

Stallmeister.

Ich entferne mich, meine Pflicht läßt mir nicht viele Zeit zum müßigen Geschwätz übrig. Ab.

Alter König.

Er scheint doch wenigstens thätig.

Hanswurst.

Ueber die Gebühr.

Alter König.

Ob ich ihm nicht am Ende Unrecht damit thue, daß ich gar keinen Respekt vor ihm habe?

Hanswurst.

Ehe Ihr Euch Gewissensbisse macht, mein König, so respektirt ihn lieber.

Alter König.

Kommoder hat man's damit. — Nur, daß man wieder andern damit Unrecht thut, die wir im Herzen hochachten, wenn wir solche nicht verachten. — Es ist eine konfuse Wirthschaft mit der Humanität.

Hanswurst.

Ist er Euch zuwider, so macht nicht so viele Umstände.

Alter König.

Er ist mir warlich ekelhaft.

Hanswurst.

Nun so verabscheut ihn, und damit Punktum.

Alter König.

Ich will es auch, denn betrachte nur bei seinem sonstigen Uebermuth sein knechtisches Wesen, das ihm

noch vom Hunde her anhängt. Und welche erbärmliche Sorte von Vernunft er verbreiten will! —

Man hört Trompeten.

Hanswurst.

Was ist das?

Alter König.

Irgend ein vornehmer Fremder muß angekommen sein.

Nathanael von Malsinki tritt mit Gefolge ein.

Nathanael.

Guten Tag, mein Freund, mein König.

Alter König.

Wen sehen meine alten Augen?

Nathanael.

Erinnern Sie sich nicht Ihres alten Freundes, der einst Ihr Schwiegersohn werden wollte, des Prinzen Nathanael von Malsinki? Der große Gottlieb hat nachher das Kleinod davon getragen, nach welchem ich trachtete.

Alter König.

Ist es möglich? — Hofrath, sieh ihn genau an. —

Hanswurst.

Ich thu's.

Alter König.

Findest Du nichts besonders an ihm?

Hanswurst.

Nichts, als daß er einen etwas fremden Anstrich hat.

Alter König.

Sieh ihn an, es ist ja der vielgeliebte Sebastian.

Hanswurst.

Er hat wirklich Aehnlichkeit mit ihm.

Alter König.

Ganz derselbe.

Nathanael.

In der That, ich heiße mit einem andern Namen Sebastian.

Alter König.

O welche Freude! laß Dich an mein Herz drücken, o Du mein vielgeliebter, so lang ersehnter, so herzlich erwünschter, so wunderbar überraschender Sebastian. — Aber nun darfst Du mich auch nicht wieder verlassen.

Nathanael.

Nimmermehr, denn ich habe alle meine Länder verkauft, um künftig in Ruhe und ohne Sorgen zu leben, und um dieses gehörig auszurichten, habe ich mir Deine Gesellschaft erwählt.

Alter König.

So wollen wir also recht vergnügt sein; aber um gänzlich zu harmoniren, mußt Du mir vor allen Dingen den Gefallen thun, und kindisch werden.

Nathanael.

Wie das?

Alter König.

Ich meine den Verstand verlieren. So lange ich diese Gabe an mir hatte, war ich eine höchst unglückselige Kreatur, aber seitdem ich kindisch bin, befinde ich mich erstaunlich wohl.

Nathanael.

Den Gefallen will ich Dir gerne thun.

Alter König.

Dann sind wir beide und auch der Hofrath da, ein Leib und eine Seele. Er hat von je an darauf resignirt, verständig zu sein.

Nathanael.

Topp! ich thu mich alles Verstandes ab, und lebe glücklich an Eurer Seite.

Hanswurst.

Mein König, nun können wir recht genau diesen Herrn Sebastian mit jenem andern vergleichen, den wir aus Blei besitzen.

Alter König.

Nein, mein Freund, bei Leibe nicht, das könnte mir eine unerwartete Störung machen, nun ich diesen hier besitze, will ich jenen mit keinem Auge wieder ansehn; im Gegentheile, theuerster Hofrath, nimm ihn sogleich und wirf ihn in's Feuer, damit er schmelze und kein Gebein von ihm übrig bleibe, so ist nachher gar keine Vergleichung möglich. — Hanswurst ab.

Nathanael.

Was soll das vorstellen?

Alter König.

Wenn Du kindisch sein willst, mußt Du Dich über dergleichen niemals verwundern. —

Sie gehn Arm in Arm ab.

Feld.

Dorus. Lila.

Lila.

Und darf ich's glauben? und es ist kein Trug?
Ihr irrtet nicht? Ihr saht ihn? sprachet ihn?
Nach langer, langer Trennung kehrt er wieder?

Dorus.

Sei ruhig, Tochter, ja er kehrt zurück.

Lila.

Und immer noch das holde Angesicht,
Den hellen Blick im Auge, dieses Lächeln,
Das auch im Winter Frühlingssonne ist?
O warum ist er nicht in meinen Armen?
Wo weilt er? ach! er sehnt sich nicht, wie ich.

Dorus.

Nur wenig hemme Deine Ungeduld.

Cleon tritt auf mit Helikanus.

Lila.

Er ist's! o güt'ge Götter!

Cleon.

Lila! Lila! — Sie umarmen sich.

Helikanus.

Abseits muß ich bei diesem Schauspiel stehn,
Jedwede Freude ward mir ungetreu.

Dorus.

So steigt der Himmel auf die Erde nieder,

So fahren Blitze aus der Seligkeit
Herab in ird'sche Menschenherzen, wenn
Getrennte Liebende sich wieder sehn.

Cleon.

An dieser Stelle will ich Rosenbüsche
O Rose, Lila, meine Lilie pflanzen;
Hier wollen jährlich wir das Fest begehn
Der süßesten Erinnrung, schöner Hoffnung.

Lila.

Hier soll jedwede Pflanze zu uns sprechen,
Die Rosen diesen Frühlingskuß erinnern:
Wenn Du je zürnst, so führ' ich Dich hieher,
Liebst Du mich nicht, so führ' ich Dich hieher,
Holdselig winken uns die Rosen, flüstern
Die Büsche, wir versöhnen uns in Küssen.

Cleon.

Nie müsse dieser Tag, die Stunde kommen,
Daß Du die Blumen Dir zum Zeugen rufst,
Wie Dich Dein Cleon ehemals geliebt!
Nein, diese Gegenwart soll um uns bleiben,
In dieser Sehnsucht wollen wir sie pflanzen,
Mit frischer Liebe stündlich sie bethauen,
Daß sie ein Immergrün sich um uns schließe,
Und wir wie Blumen unverwelklich, duftend,
In ewig gleichem Glanz der Farben brennen,
Und keine Zukunft aus geweihtem Boden
Die fest verwachsnen Wurzeln reissen könne.
Die Zeit, wenn sie an uns vorübergeht,
Soll uns nicht kennen, so in Lieb verschlossen,
Daß sie uns von einander nie entfremdet.

Lila.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein!

Dorus.

Mir kommt ein altes Lied in die Gedanken,
Das ich in meiner Jugend oftmals hörte,
Stets rührt' es mich, jetzt hab' ich es seit lange
Nicht im Gemüth bedacht, nun sing' ich's wieder.

Ich Jüngling will mich machen auf
Und gehn durch die bunte Welt dahin,
Es bringt der mannichfalt'ge Lauf
Mir wundersame Bilder in'n Sinn,
Wohin? Wohin?
Die Freiheit ist mein erster Gewinn.

Wohlauf! die Stadt liegt hinter mir,
Vor mir liegt Wald und Bach,
Ich wandle fort in dem Lust-Revier,
Kein' Sorge wandelt mir nach; —
Doch ach! doch ach!
Was wird im innersten Busen mir wach?

Was willst du Wald? du Blume von mir?
Bin ich dir schon bekannt?
Vertraulich thut ihr und freundlich hier,
Ihr seid mir fremdes Land,
So abgewandt,
Ihr seid mir nie als Freunde genannt.

Und doch sind wir Freund', und doch Deine
Freund',
Erinnre dich nur recht tief in der Brust,
Wie wir uralte Bekannte seind,
Der Namen unser dir wohl bewußt,
Süß-Lust, Süß-Lust,
Du hast uns endlich folgen gemußt.

Heraus dein Sehnen dich trieb an's Frei,
Sonst saßest verschlossen in dir,
Du dachtest wohl nicht, wie herrlich der Mai,
Wir lockten, du wandelst nun hier,
Und für und für
Sind Brüder und Freunde so du wie wir.

So hab' ich die Freiheit nur darum gesucht,
Um euer armer Knecht zu sein,
Viel lieber begeb' ich mich gleich auf die Flucht
Und kehr' in das alte Hausdunkel hinein,
So Blum wie Hain,
Sie herrschen schon mächtig die Seele mein.

Was wollt ihr gaukelnde Farben süß,
Was sprichst du lockender Vogelgesang?
Die Farben und Lieder sie zaubern gewiß,
Schon fühl' ich das Herz im Busen so bang,
Wie lang, wie lang,
Ertrag' ich in mir den entzückenden Klang.

Kommt Geister aus eurem Hinterhalt
Und zeigt mir ein redlich Gesicht,
Entsteiget den Bergen, verlasset den Wald,

Und wagt euch hervor an Tageslicht!
Wo nicht, wo nicht,
Ich wieder zurück in das Hausdunkel flücht!

Nicht kannst du wollen den Freunden entfliehn,
Wie magst du in's Dunkel zurück?
Wir können uns nicht aus den Blumen ziehn,
Und zeigen dem irdischen Blick,
Dein Glück, dein Glück
Enthüllet dir bald ein frohes Geschick.

Wir alle, wir alle ein einziger Geist,
Keine Macht uns trennen und sondern kann,
Unser mannichfach Bild nach einem nur weist,
Du findest es wohl und kennst mich alsdann,
Hinan, hinan,
Es wandle ein jeder die eigene Bahn.

Was sieht das Auge dort für Schein,
Der Blumen schönste du gewiß,
Sollt'st du der Geist der Blumen sein,
Und zeigst dich mir so süß?
So süß! lieb-süß?
Ich dir gern meine Freiheit ließ.

Ein Mägdlein bin ich dir und treu,
Die Liebe lockte dich unbekannt,
Daß wissest, der Liebe schönste Blum' ich sei,
Drum habe meinen Namen genannt,
Ich bin gesandt,
Daß aller Schönheit werdest verwandt.

Helikanus.

O Lüge, wie sie keiner noch erfand,
Die Liebe lockt uns anfangs täuschend nach,
Wie Schimmer, der in Dunkelheit verlischt;
Der Bettler, der von Schätzen träumt und arm
Auf seiner dürft'gen Lagerstatt erwacht,
Vergleicht sich dem nicht, der an Liebe glaubt.

Cleon.

O Lila, daß ich mich nur fasse, nicht
Im Taumel dieser Seligkeit vergeh;
Ich kann mich noch nicht finden, immer noch
Entdrängen Bilder aus den vor'gen Tagen,
Die Freude, die aus Deinen Augen strahlt.

Lila.

So lange konntest Du mich einsam lassen?

Cleon.

Doch ist dafür die Erbschaft gänzlich unser,
Die mich zuerst auf meine Reise trieb,
So schafft uns doch mein sorgendes Bemühn
In diesen wen'gen Wochen ruh'ge Tage,
Ein ganzes langes Leben ohne Sorge. —
Wie ich mich auf dem Rückweg dann verirrt,
Stets wieder in dieselbe Gegend kam,
Und keinen Mann gefunden, der mir rechtlich
Den Weg gewiesen, kann ich Dir nicht sagen.

Lila.

Doch nun darfst Du mich nimmermehr verlassen.

Helikanus.

Ich bin dafür auf ewiglich verlassen.

Dorus.

Kein Mensch, der lebt, ist gänzlich wohl verlassen.

Cleon.

Ich muß Dir auch ein Abentheur berichten,
Das letzte aller, die mich noch betroffen,
Das einzge schöne, das mich noch betroffen.
Wie ich verirrt den Weg im Walde suche,
Führt mich der Zufall, führt mich wohl das Glück,
Zur Seite eines klaren Bächleins hin.
Ich steh und schaue noch die alten Buchen,
Die sich in heller Fläche widerspiegeln,
Der Fels, der sich zum Dach hinüberneigt
Und oben Tannen trägt, und manch Gebüsch,
Das sich seit Jahren in einander schlang.
Da däucht mir hör ich einsamen Gesang
Von einer holden zarten Weiberstimme,
Ich eile näher, glaube Dich zu hören,
Weil noch kein andrer Ton jemals so sanft
Mich rührte; jetzt bin ich zum Bach gekommen,
Doch fand den Sänger noch mein Forschen nicht.
Wie sollte wohl der Nymphen eine singen?
So dacht' ich still bei mir und scheute mich
Hörbar den Fuß zu setzen, im Gebüsch
Zu rauschen; doch geziemt's nicht Himmlischen
So klagend Töne aus der Brust zu heben.
Begeistrung flog durch alle meine Sinne
Höchst wundersam, denn ich vergaß mich selbst,
Ich fürchtete, Dianen möcht' ich finden,
Die noch im Lied Endymions Schöne singt,
Vielleicht gar Aphrodite, die noch nicht
Adonis Jugendglanz vergessen kann,

So innigst hatte mich der Ton gerührt. —
Indem bemerkt' ich in der Ferne, erst
In Wasserfluth das Bildniß abgespiegelt,
Dann die Gestalt, die klagend saß und weinte,
Und schöner schien die Woge zu erglänzen,
Und freudiger von ihr getroffen zu tanzen,
Die Bäume grünender, der Himmel blauer,
Und Blumen, die vom Ufer nickten, wollten
Sich niedertauchen in des Bildes Schein.
Ein Mädchen war's mit aufgelöstem Haar,
Nur halbbekleidet, erst dem Bad entstiegen,
In lieblicher Verwirrung das Gewand,
Wie vor sich selbst beschämt, den Blick in sich
Gewendet, alle Formen schön vollendet
Der edelsten Gestalt, sie sah mich nicht
Und ich stand so entzückt in dem Beschauen,
Daß ich vergaß zu athmen und zu denken.
Die Füße waren in der Welle noch
Und sprudelnd fröhlich sprang die Fluth hinüber,
Und wiederscheinend glänzte Fuß und Schenkel
So zart und weiß, daß grünender das Ufer,
Kristallener der Strom und heller schien. — —
Doch warum weinst Du, Lila, meine Gute?

Lila.

Wie ich an Schönheit Mangel leiden muß,
Wie Du mich nicht, Unwürdge, lieben kannst,
Dies zwingt die Thränen mir aus schwachen Augen.

Cleon.

Laß, süße Liebe, alle Eifersucht,
Vergieb, daß ich den Traum Dir wiederholte.

Ich tröstete die schöne Trauernde,
Sie war beschämt mich plötzlich dort zu finden,
Sie zog mit mir, und suchte so wie ich,
Ein liebend Herz, von dem sie lang getrennt,
Und das in bessern Zeiten sie gekränkt.

Helikanus.

So leiden doch noch andre außer mir?
Doch kleiner Trost für den, der elend ist.

Cleon.

Sie ist bis hieher mir gefolgt, und harrt,
Ob sie vielleicht darf ihren Namen nennen.

Dorus.

Was hält sie ab, um sich sogleich zu zeigen?

Cleon.

Vielleicht daß sie ein hartes Herz hier findet,
Das ihren Leiden nicht verzeihen will.

Helikanus.

Wie nannte sich die schöne Pilgerin?

Cleon.

Wenn ich nicht irre, war ihr Nam Cleora.

Cleora tritt auf.

Helikanus.

O Himmel! Götter! ist das Wunder möglich?

Cleora.

Ich suche Dich, willst Du mich jetzt verstoßen?

Helikanus.

Du suchst mich? Gütge! — Hast Du mir verziehn?
Ich Dich verstoßen? — Du erbarmst Dich meiner?
Ich weiß nicht, was ich spreche, welche Thränen,
Ob Schmerz, ob Freude, sich aus meinen Augen
Heiß brennend stürzen, — kennst Du mich, Cleora?

Cleora.

O kannst Du mir die schwere Schuld verzeihn?
Ich habe Dich in weiter Welt gesucht,
Abwesend schon fleht' ich Dich um Vergebung,
O laß anwesend mir vergeben sein.

Helikanus.

So ist's kein Traum? so bleibt die Täuschung treu?
Die Felsen, diese Bäume halten Stand?
Wenn ich nun mein Bewußtsein wieder finde,
Bin ich der Seligste auf ganzer Erde.

Cleora.

So sind wir nun von Herzen ausgesöhnt?

Helikanus.

Das schönste haben Götter uns gegönnt.

Cleora.

Als Du mich damals wild verzweiflend ließest,
Mich fandest als verlobte Braut, — mit Thränen
Hab' ich Dich rückgewünscht, denn meine Thorheit
Bestimmte dies zu Deiner letzten Probe.

Helikanus.

Und wo mein Glück mir dort am nächsten war,
Sah ich nur schwarzes Elend vor mir dräun!

Cleora.

Jetzt wünsch' ich nicht, Du hättest nicht geirrt,
Denn lieb ist mir, was ich um Dich erduldet.

Dorus.

Betretet alle meine kleine Hütte
Und laßt uns da noch traulich weiter schwatzen,
Wie alles dies sich wunderbar begeben,
Die Götter schützen der Verliebten Leben.

Gehn ab.

Gefängniß.

Zerbino, Nestor. Beide in tiefen Gedanken.

Nestor, nach einer langen Pause.

Das Zeitalter ist der Satire nicht recht günstig.

Zerbino.

Wie so?

Nestor.

Es ist gar zu vernünftig, es hat keine frappanten Narrheiten.

Zerbino.

Wir sitzen nun hier schon seit vier Wochen, bloß weil die Leute gar zu trefflich und verständig sind.

Nestor.

Sie bessern uns recht auf die Dauer, daß sie uns hier so lange sitzen lassen.

Zerbino.

Ich habe meinen vorigen Muth verloren, sonst würd' ich wieder aus Verzweiflung auf den Gedanken kommen, das Stück rückwärts zu drehen — aber dazu sind wir auch hier zu enge eingeschlossen.

Nestor.

Und die Prügel, die mir zugetheilt werden, — das erstickt allen Freiheitssinn.

Zerbino.

Die Zeit ist mir indessen so lang geworden, daß ich mir um zehn Jahre älter vorkomme.

Nestor.

Es macht auch, weil sich nun unsre Erfahrung und Klugheit mehr setzt und innerlich zu Boden fällt.

Zerbino.

Uebermüthig waren wir, das ist nicht zu läugnen.

Stallmeister, Leander, Hinz von Hinzenfeld, treten ein.

Nestor.

Gottlob, daß wir wieder Menschen sehn.

Zerbino.

Es ist hohe Zeit.

von Hinzenfeld.

Mein Prinz, wir sind als Commission niedergesetzt, ihre Verstandeskräfte zu untersuchen, ob Sie nunmehr beiderseits zu Staatsbürgern tauglich, oder nicht.

Zerbino.

Examiniren sie uns.

Stallmeister.

Vor allen Dingen, wer bin ich?

Zerbino.

Ein verehrungswürdiger Mann.

Nestor.

Ein Wohlthäter der Menschheit.

Stallmeister.

Nu, die ersten Antworten sind ganz gut ausgefallen.

von Hinzenfeld.

Es freut mich, daß Sie zur Mäßigkeit zurückgekehrt sind.

Zerbino.

Wir sehn unsre ehemaligen Irrthümer ein.

Stallmeister.

Fühlen Sie Trieb in sich, das Glück der Menschheit zu befördern?

Zerbino.

Mein erstes Geschäft soll sein, meine an mir selbst gemachten Erfahrungen getreulichst niederzuschreiben.

Nestor.

Und ich bin gesonnen, eine Reisebeschreibung drucken zu lassen, und zwar ohne allen Witz.

Stallmeister, klatscht in die Hände.

Bravo!

Leander.

Die Schläge haben eine gute Wirkung gethan.

Zerbino.

Ich will meinen Herrn Vater um irgend eine Stelle ersuchen, damit ich meinen Trieb zur Thätigkeit in Ausübung bringen könne.

von Hinzenfeld.

Recht so, ich bin alt, nehmen Sie meine Stelle an.

Zerbino.

Wenn mir nur in einem so erhabenen Posten die nöthigen Kenntnisse nicht gebrechen werden.

von Hinzenfeld.

So will ich Ihnen getreulich zu Handen gehn.

Nestor.

Wenn ich, Herr Oberschulmeister, würdig gefunden

würde, unter Ihrer Leitung und Aufsicht eine Schul- und Erziehungswürde zu bekleiden, so würde ich mich überaus glücklich schätzen.

Stallmeister.

Es soll Ihnen nicht ermangeln, Sie scheinen mir zu einem Erzieher herrlich konstituirt.

Leander.

Was halten Sie von der Poesie?

Zerbino.

Daß sie eine Narrheit ist.

Nestor.

Daß ich künftig immer dagegen schreiben werde.

Leander.

Meine Herren von der Commission, ich dächte, wir ließen Sie wieder an die freie Luft.

von Hinzenfeld.

Ich habe nichts dagegen einzuwenden.

Stallmeister.

Ich finde sie auch bei vollem Verstande.

von Hinzenfeld.

So kommen Sie also, meine theuren Freunde; nun werden Ihre Einsichten dem Staate nicht mehr gefährlich sein. —

Sie gehn ab.

Platz vor Dorus Hause.

Cleon, Lila, Helikanus, Cleora, der Waldbruder.

Waldbruder.

Ihr braucht zu Eurem Glücke keinen Glückwunsch,
Euch ist verliehn, was sonst das kühnste Hoffen
Vom Himmel nur begehren kann: ich bin
Nun völlig ganz verlassen, keine Seele,
Die um den alten Mann sich kümmerte,
Auch Ihr seid tief in Freude nun versunken
Und denkt an Trauernde nicht mehr zurück.

Helikanus.

Nein, theurer Greis, laß den Gedanken fahren,
Durch Glück ist unser Herz dem Mitleid erst,
Dem himmlischen, eröffnet, wer von Leiden
Umschlossen wie von bangen Kerkern ist,
Dem bleibt kein freier Blick in andrer Herzen,
Er zehrt nur an sich selbst sich selber fehlend,
Und doch sich selber g'nug in herber Kargheit;
Du sollst mir jetzt ein theurer Vater sein,
Cleora auch verlor das Glück der Eltern,
Drum bleib zu unsrer Freude gegenwärtig,
Und theile mit uns, was wir nur besitzen.

Waldbruder.

Ich nehme Deinen schönen Antrag an:
Ich hatt' einst einen Sohn — er müßte jetzt
Von Deinem Alter sein, vielleicht daß er

An Bildung Dir, an Tugenden Dir gliche:
Der Krieg, der keinem Menschen freundlich ist,
Hat ihn und Gattin mir zugleich geraubt.

Helikanus.

Und keine Nachricht kam seitdem Dir wieder?

Waldbruder.

Ich habe unermüdet nachgeforscht,
Doch trotz dem Forschen mocht' ich nichts entdecken,
Wen kümmert doch im schrecklichen Gedräng'
Ein hülflos Weib, ein neugeborner Knabe?
Ich war im Feld ein angeseh'ner Mann,
Aus unserm Wohnsitz, der belagert ward,
Nahm ich mein Weib hinweg, in Sicherheit
Nach einer andern Stadt sie zu begleiten.
Mich fingen Feindes Reiter unterwegs,
Doch sie entkam mit dem geliebten Knaben,
Um bald darauf, getrennt von mir, zu sterben,
Man löste mich nach zweien Jahren aus,
Ich ward nur frei, um lebenslang zu weinen.

Helikanus.

Kennt Ihr dieß Bildniß wohl, geliebter Vater?

Waldbruder.

Mein eignes.

Helikanus.

O dann bin ich Euer Sohn,
Der lang' verloren, doch gefunden ward,
Das sagte mir von je der Zug des Herzens,
Das Unbekannte, das mich zu Euch führte.

Waldbruder.

Es kann, es kann nicht sein, die Freude wäre
Zu groß für mich am Ende meines Lebens.

Helikanus.

Ihr sollt nicht sterben, Eurer Kinder Pflege
Wird Euer Alter wieder neu verjüngen.

Waldbruder.

Doch rede nur, ich glaube Dir so gerne,
Wie sollt es möglich sein?

Helikanus.

Dies edle Bild
Gab mir die Mutter auf dem Sterbebette,
Ich hatte kaum mein viertes Jahr erreicht,
Und wußte weder, daß sie starb, noch was
Das Bild mir sollte. — Lange hat sie Euch
Gesucht in fremder Gegend, — doch umsonst,
Sie starb und hatte nichts von Euch vernommen.
Ein guter Mann nahm mich zu seinen Kindern,
Erzog mich, liebte mich, belehrte mich,
Von ihm erfuhr ich, was ich wissen sollte,
Er reichte mir das Bild, als ich erwachsen.
Seitdem durchstreif' ich weit und breit die Welt,
Doch keiner wußte mir vom edlen Morgan
Zu sagen, daß ich ihn gestorben glaubte.

Waldbruder.

Ich hielt in fremden Wäldern mich verborgen,
Den Leib mit Wurzeln, meinen Gram mit Thränen
Ernährend, ganz der Andacht hingegeben.
Doch jetzt lass' ich der Freude wieder Raum,

Ich halte Dich umarmt, es flieht mein Traum,
Der meinen Geist so lang in Angst gekettet,
Dich hab' ich wieder und ich bin gerettet.

Dorus kömmt.

Helikanus.

Ich habe, Freund, den Vater aufgefunden.

Waldbruder.

Mir ist ein lieber Sohn zurückgegeben.

Dorus.

Nur Freud' und Wunder kömmt in diesen Tagen:
Doch hat sich auch noch manches zugetragen,
Wovon Ihr hier gewißlich nichts vernommen,
Doch ich bin eben aus der Stadt gekommen,
Da ist es arg, ein jeder lärmt und schreit
Und spricht nur von der neusten Neuigkeit;
Man hat ein groß Gerüste aufgebaut,
Damit jedweder dort den andern schaut,
Mit Satan will sich Polykom versöhnen,
Und Gottlieb will den Sohn als Prinzen krönen,
Er selbst sitzt da auf einem prächt'gen Thron,
Tribünen sind umher für die Nation,
Freimaurer auch, die Kindischen genannt,
'Ne neue Loge, andrer Nebenbuhle,
Sind dort, Hanswurst ist Meister von dem Stuhle,
Wir müssen hin und zwar sogleich, geschwinde,
Daß jeder noch für sich ein Plätzchen finde. —

Sie gehn schnell ab.

Großer Cirkus; Gottlieb auf dem Thron, sein ganzer Hof versammelt, die ganze Nation als Zuschauer umher auf Gerüsten, auch die Poetischen treten ein.

Unter Pauken und Trompeten tritt Polykomikus ein, gegen über Satan mit Jeremias als seinem Schildknappen. — Lange Pause, — Satan und Polykomikus umarmen sich, — lautes Klatschen auf den Tribünen.

Satan.

Ich vergebe Dir.

Polykomikus.

Und ich bin wieder der Alte.

Satan.

So sollst Du auch wieder Deinen alten Einfluß haben.

Polykomikus.

Stallmeister, Leander, Hinz, alle Redlichen werden mir wieder nacheifern.

Einige in der Nation.

O große Menschheit in Polykomikus! Sich sogar mit dem Satan zu versöhnen!

Die Nation.

Bravo! bravo! so wird die Ausbildung nun ihren ruhigen Gang fortgehn können. — Sie klatscht.

Die Poetischen.

Und auch wir wollen künftig dem allgemeinen Besten nützlich sein.

Alle, mit Enthusiasmus.

Bravo! bravo!

Der Vorhang fällt.

Der Jäger
tritt als Epilog unter Verbeugungen auf.

Wer erst Prolog gewesen, wird Epilogus.
So wunderbar verkehrt sich's in der Welt:
Wärt Ihr der Lieder nicht ganz überdrüßig,
So möcht' ich wohl zum Schlusse eins versuchen,
Denn welcher Schluß ist doch wohl ganz geschlossen?

Trüb und heiter
Fliegt die Welt vor uns vorbei,
Wir wandeln weiter
Bald trüb' und heiter
Und wissen nicht, wie es uns sei:
Himmlische Poesie,
Lehrst uns, wie.
Aber sie vernehmen dich nicht,
Sie wenden sich hinweg vom Licht,
Sie leben weiter
Immer trüber, wen'ger heiter.
Merken nicht daß alles Trübe
Durch der Künste Göttermacht
In der heitern Milde lacht,
Selbst der Haß wird lichte Liebe. —
Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten

Weit nach Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne.

Doch ewig, ewig unverstanden bleibt
So Stern, wie Blume, wie die hohe Liebe,
Dem dürftigen gemeinen Sinn. Die Jagd
Ist, Freunde, nun vollendet, alles ist
Vorüber, was noch eben um Euch scherzte.

Wir kehren zurück von der Jagd!
Es wird Nacht! es wird dunkle Nacht! —
Habt Ihr denn Beute mit Euch gebracht?
Wohlauf, besucht das grünende Land,
Den Wald mit den Hörnern durchklungen,
Von bunten Vöglein durchsungen,
Besucht ihn öfter, er ist Euch bekannt.
Doch komme keiner, der Jägerei
Durchaus ein völliger Fremdling sei,
Er rennt in den Schuß,
Hat dessen durchaus keinen schönen Genuß,
Weil ein solcher im Zimmer nur jagen muß.
Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang.

Geht ab.

Volume

11

Ludwig Tieck's

Schriften.

Eilfter Band.

Schauspiele:

Alla Moddin. Schauspiel.

Carl von Berneck. Trauerspiel.

Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Musikalisches Märchen.

Berlin,

bei G. Reimer,

1829.

An den Grafen

Wolf von Baudissin,

aus Holstein.

Mit dem jüngeren, neu erworbenen Freunde habe ich mich bald verständigt. Ihre Liebe zur Kunst und Poesie, Ihr reger Sinn für alles Edle und Große, Ihre verehrende Freundschaft für Shakspeare und Goethe, Ihr Enthusiasmus für Musik und Mahlerei, alles, was den gebildeten Menschen erfreuen und beglücken kann, ist in Ihrer Seele aufgegangen und Ihre Freundschaft der meinigen entgegen gekommen. Ein heitres Leben, ein freier Sinn, der Genuß des Schönen sei und bleibe Ihnen.

Vorbericht
zur dritten Lieferung.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Umstände, welche die Herausgabe meiner Schriften veranlaßt haben, mich bestimmen, keine Auswahl zu treffen, und jene Versuche nicht zurück zu legen, die zu jugendlich, oder unbedeutend erscheinen könnten: sondern die Liebhaber dieser Produktionen haben gerade dadurch den wiederholten Nachdruck befördert, daß sie eine vollständige Sammlung alles dessen, was von mir je mit und ohne meinen Namen ist gedruckt worden, verlangt haben. Eine kritische Auswahl der Schriften, die ich für die bessern und wichtigern erkenne, kann also nur künftigen Jahren vorbehalten werden, obgleich die Selbstkritik eines Autors immer, auch bei dem besten Willen, mißlich und unzuverlässig ist. Auch fordern die Freunde des Dichters oft dasjenige mit Begier, was der

Verfasser selbst verwerfen möchte. Die Zeit selbst übt durch Vergessen oder Wieder-Aufsuchen praktisch die Kritik am sichersten aus, und diesem Strome muß sich jeder Mensch, der etwas geleistet zu haben glaubt, überlassen, ohne zu ängstlich zu sinnen, ob vieles oder alles von seinen Erwerbungen verloren gehn möchte.

Schon früh gab es scheinbar eine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften. Es war freilich nur ein Schein derselben, und um dies verständlich zu machen, muß ich die näheren Umstände hier erzählen.

Zufälle führten es herbei, daß, so jung ich auch war, ich mit dem Buchhändler Nicolai in Verbindung stand, bevor ich ihn noch persönlich kennen gelernt hatte. Er wollte den Abdallah, der schon im Jahr 1792, 93, geendiget war, drucken. Ein Buch über Shakspear, das ich schon damals in jugendlicher Art und Weise entworfen und fast ausgeführt hatte, ein andres über die ältere englische Bühne wollte er ebenfalls verlegen. Eschenburg, Ebert, und manche Gelehrte, die meinem guten Willen sehr freundlich entgegen kamen, hatten ihn wahrscheinlich auf meine Bestrebungen aufmerksam

gemacht. Sein Sohn, Carl Nicolai, hatte sich bald darauf, im Jahr 1794 etablirt. Diesem gab der Vater den Abdallah, den er im Manuskript schon längst gehabt hatte, und der junge Buchhändler eifrig und voll sanguinischer Hoffnungen suchte nun so viel Verlag und Manuskripte aufzutreiben, als er nur irgend konnte. Es war ihm daher erwünscht, daß der Lovell schon zum Theil ausgearbeitet war; den Plan zu den Volksmärchen, so wie zu andern Werken, von welchen ich ihm sprach, ergriff er mit Begierde. Mit Jünger und andern nahmhaften Autoren setzte er sich in Verbindung, er verschmähte auch nicht, alte, vergessene Bücher, von denen ihm der Vater selber eins corrigirt hatte, wieder zu drucken. Er ließ Zeichner und Kupferstecher für sich arbeiten, unternahm und erneuerte Zeitschriften, und war viel zu ungeduldig, um abzuwarten, welchen Erfolg diese vielfachen Bemühungen haben könnten. Sein Eifer, nur recht viel zu drucken, war so groß, daß er eine große Anzahl schlechter, ja unbekannter Englischer Romane, die kürzlich erschienen waren, herbei schleppte; er foderte mich auf, zu übersetzen, je

mehr und je schneller, um so besser. Als ich die Sachen gelesen hatte, suchte ich ihm, da sie mir alle schlecht und verwerflich schienen, sein Vorhaben auszureden; aber vergeblich. Ich mußte ihm wenigstens die Bücher aussuchen, die ich für die besseren, oder weniger schlechtern erkannte, und diese waren: der Demokrat, das Schloß Montford und das Kloster Netley. Da ich weder Zeit noch Lust hatte, den Uebersetzer dieser unbedeutenden Geschichtchen abzugeben, so mußte ich unter meinen Bekannten einige junge Leute aufregen, die müßig genug waren und die Sprache verstanden, diese Sachen zu übertragen, deren Durchsicht und Verbesserung ich selbst ablehnte.

Die Sache entwickelte sich nach und nach so, wie ich voraus gesehn hatte. Der enthusiastische Verleger hatte zu viel und zu viel Unbedeutendes gedruckt. Auch war nicht zu vermeiden, daß sich mein Verhältniß mit ihm und seinem Vater in den Jahren 1797 und 98 völlig auflös'te. Man hatte mich aufgemuntert, mein Talent gelobt, aber in der gutmüthigen Voraussetzung, weil ich nicht hart und eigensinnig widersprach, ich sei mit jener Ten-

denz der Aufklärung, nüchterner Poesie, und was damals jene berlinische Zeit charakterisirte, als Eingeborner und Mitbürger völlig einverstanden. Aelteren Leuten, wenn sie sich nur immer selbst sprechen hören, ist die Ueberzeugung, daß jüngere, mit denen sie in freundlichem Verkehr stehn, dieselbe Ansicht haben, ganz natürlich. Indessen erfuhr man doch natürlich meinen Umgang mit verdächtigen Widersachern, meine Verehrung von verketzerten Männern, z. B. des neu aufgehenden Jean Paul; meine Polemik gegen die altkluge Mittelmäßigkeit, die Goethe nicht begriff und aus Mangel an Urtheil tadelte, und dergleichen mehr. Es entdeckten sich nun, indem man meine Bücher wieder aufschlug, in den selbst verlegten Schriften dunklere oder deutlichere Spuren dieser verpönten Gesinnung, und der jüngere, heftigere Kritiker fand sich veranlaßt, an vielen Orten drucken zu lassen, er sei durchaus nicht der Verfasser meiner Schriften, von denen er manche nur nach dem Abdruck habe kennen lernen.

Was mich von diesem Zirkel entfernte, war dasselbe, was mir anderswo Freunde und Wohlwollende gewonnen hatte. Huber, die Schlegel,

und einige andere bekannte Männer lobten meine Arbeiten, oder richteten die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie hin. Mein Bestreben ward als ein der Zeit angemessenes anerkannt, je dreister und deutlicher ich mich aussprach. Meine Schriften wurden bekannter, und wenn dies dem Verleger, dessen Umstände damals verwickelt und ihm drückend waren, auch lieb seyn mußte, so erweckte es doch auf der andern Seite seinen kritischen Zorn, daß gerade dasjenige in diesen Arbeiten, was er als verwerflich erklärt hatte, Beifall finden sollte. Dazu ging der Verkauf dieser Sachen doch nur langsam und nach und nach von statten. Er fiel daher, um schnellern Gewinn zu erhalten und auch seinem Zorn Genüge zu thun, auf ein sonderbares Mittel. Den Abdallah, Lovell, Lebrecht, die sieben Weiber, die Volksmärchen, Shakspears Sturm, von mir übersetzt und mit einer Abhandlung begleitet, alle diese Schriften verkaufte er plötzlich mit herabgesetzten Preisen unter dem Titel von Tiecks sämmtlichen Schriften. Meine Kritiker und Freunde hatten einigemal den Ausdruck gebraucht, diese Produktionen seien nicht so wohl für den gewöhnlichen ge-

langweilten Leser, als für den höheren Menschen, der Bildung suche und schon besitze, geschrieben. Nicolai's Ankündigung, in welcher er seinen Zorn gegen mich ausließ, war witzig und launig genug, und am Schluß motivirte er den herabgesetzten Preis damit: „daß auch der unbemittelte höhere Mensch in den Besitz dieser vorzüglichen Werke gelangen könne."

Dies Verfahren war aber, wenn es auch eine spashafte Seite hatte, doch ungeziemlich, ja unrechtlich. Der Verleger machte, ohne beim Autor die Einwilligung nachzusuchen, plötzlich diesen als den Verfasser vieler Schriften bekannt, die ohne dessen Namen erschienen waren. Abgesehn davon, daß nur die Titel, nicht aber die Schriften neu gedruckt waren, so wurde durch den Titel eine Unwahrheit ausgesagt. Denn weder der Klosterbruder, noch Sternbald, von welchem der erste Theil schon erschienen war, noch die Erzählungen, die in den Straußfedern gedruckt waren, konnten oder durften in diese sogenannte „sämmtlichen Schriften" aufgenommen werden. Diese Unwahrheit wurde aber dadurch noch vermehrt, daß diese Ankündigung mir

jene Uebersetzungen beilegte, von denen keiner so gut als der Verleger selbst wußte, daß sie nicht von mir herrührten, und daß ich ihm diese Bücher als ganz verwerfliche bezeichnet hatte.

Auf meine Klage beim Stadtgericht, und indem ich aus eigenhändigen Briefen des jungen Nicolai bewies, daß diese Uebersetzungen nicht von mir herrührten, ward ihm, auch in Rücksicht, daß diese Titel nicht das hielten, was sie versprächen, der Autor auch seine Einwilligung nicht gegeben, bei nahmhafter Geldstrafe verboten, die Bücher unter diesem Titel zu verkaufen. Die Bogen, welche diese Titel enthielten, blieben also liegen. Es wäre besser gewesen, sie gleich wegzunehmen und zu vernichten. Denn nach einigen Jahren, als Nicolai gestorben war, gingen diese Schriften mit den verbotenen Titeln durch Auktion an eine andre Handlung über, und als auch diese Handlung in Concurs gerieth, brachte ein Leipziger Buchhändler diesen Verlag an sich, benutzte diese Titelbogen, und bot von neuem diese sämmtlichen Schriften aus. Es ist zu vermuthen, er kannte das frühere, gerichtliche Verbot nicht, oder meinte, es erstrecke sich auf

Sachsen nicht. Ich scheute die Weitläufigkeit, die Sache noch einmal anhängig zu machen oder sie in Journalen zu berichtigen, und so ist es gekommen, daß diese Titel die Grundlage zum mehrmals wiederholten Nachdruck in Wien geworden sind. Zweimal wenigstens sind diese eben genannten englischen Romane in der Sammlung abgedruckt worden.

Dieser Nachdruck meiner Schriften hat sich auch über die Gränzen des österreichischen Staates verbreitet. Und selbst Freunde haben ihn gern von jenseit mitgenommen, oder sich senden lassen, unter dem (soll ich sagen, schmeichelnden?) Vorgeben, daß der Liebhaber meiner Schriften hier doch wenigstens alles fände, was ich nur jemals habe drucken lassen.

Lange habe ich gezaudert, weil ich den Entschluß nicht fassen konnte, alle Jugend-Versuche oder flüchtig entworfenen Aufsätze dem Publikum von neuem zu übergeben. Da ich und mein Freund, der Verleger meiner Werke, aber fürchten müssen, daß irgendwo ein Nachdrucker diesen scheinbaren Mangel von neuem benutzen möchte, um wiederum durch vorgespiegelte Vollständigkeit den Vortheil über uns

davon zu tragen, so haben wir uns entschließen müssen, alles, bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen, zu geben, was von mir im Druck erschienen ist. Ist die Vollständigkeit einmal ein Vorzug (was für jetzt wenigstens der wiederholte Nachdruck zu beweisen scheint) so übertrifft die gegenwärtige Ausgabe alle die bisherigen unrechtmäßigen Sammlungen; denn sie enthält weit mehr, als jene aufzeigen können: manches aus den Straußfedern, was bisher nur meine vertrauten Freunde als meine Arbeit kannten, manches vergessene, oder nicht beachtete; das jugendliche und schwächere dieser Art nimmt eben das Wohlwollen meiner Leser in Anspruch, weil ich, wie schon gesagt, es ihnen nur deshalb mittheile, damit nicht ein Nachdrucker (der so leicht von einem meiner Freunde, durch die vierte, fünfte Hand, das unbedeutende Geheimniß erfahren konnte) ohne anzufragen diese Versuche druckt, und die Liebhaber wieder das vollständigere dem besseren vorziehn.

Auf diese Nachsicht macht gleich der Alla-Moddin (s. IIr Band) Anspruch. Dieses Schauspiel ist einer der frühesten Versuche. Es wurde

meiner Jugend leicht, viel dem Aehnliches, in Erzählung, Gedicht, oder Schauspiel hervor zu bringen. Manche dieser Blätter sind aufbehalten worden, vieles, das meiste, ist verloren gegangen. Mein Freund Wackenroder hatte eine Zärtlichkeit für dieses sogenannte Schauspiel, er hatte es, nebst dem Abschiede, so wie ein Lustspiel, von dem gleich die Rede seyn wird, selbst abgeschrieben, und gab diese drei Stücke, im Jahr 1797, als ich von Berlin abwesend war, einem Verleger. Und weil diese drei Versuche schon gedruckt waren, erscheinen sie hier von neuem. Die Geschichte dieses indianischen Fürsten las ich, wenn ich nicht irre, im deutschen Museum. Die Ferne, die Aufhebung des Jesuiter-Ordens, der Haß gegen geistliche Verfolgung, alles dies erhitzte meine Imagination. Ich habe in diesem neuen Abdruck nur einige Tiraden ausgestrichen, aber nichts verändert, oder hinzugefügt. Für das Frühlingslied hatte ich, vielleicht ohne Ursach, eine solche Vorliebe, daß ich es späterhin in den Lovell aufnahm, damals überzeugt, daß das Drama, aus welchem ich es entlehnte, niemals gedruckt werden würde.

Meine Bewunderung Shakspears führte mich schon früh zu den Engländern, die nach der Rebellion das Theater beherrschten. Congreve, Farquhar, Steele, so wie die neuern Lustspiele von Cumberland, Garrick, Colman und andern waren mir bekannt; es war mir wichtig, die Literatur, die die größte Erscheinung hervorgebracht hatte, in ihrem Umfang, und das Drama in seinen mannichfaltigen Verzweigungen zu studiren. Auch Otway, Southern, Lee und Rowe hatte ich mit meinem Blicke abreichen können, nur blieb mir die eigentliche alte Bühne verschlossen, weil die Ausgaben der Werke jener Zeit damals in Deutschland große Seltenheiten waren. Ich war daher sehr erfreut, im Jahre 1792 die Bibliothek in Göttingen auch für dieses Studium benutzen zu können. Man genießt und arbeitet in der Jugend schneller, als in den späteren Jahren, und man verwundert sich im reiferen Alter über das Viele und Mannichfaltige, das man in jenen schönen Zeiten der Entwickelung hat vereinigen und bewältigen können. So begeisterte mich, neben den Schauspielen des Massinger und Fletcher, vorzüglich die Kraft und Gedie-

genheit des Ben. Jonson: diese Fülle und Stärke, dieses großartige Herbe, das sich dem Aristophanes nähert, beherrschte meine Phantasie eine Zeit so ausschließend, daß mir die Werke dieses Autors, je länger ich sie studirte, um so größer und bedeutender wurden. Er schien mir das zu erfüllen, was die Kritik der meisten Neuern allenthalben gesucht und nirgend gefunden hatte. Ein starker Sinn, der die Sprache beherrscht, die Muster der Alten kennt, und mit fester Hand einen tiefsinnigen Plan entwirft, in welchem Charaktere und Handlung sich gegenseitig auf das nothwendigste bedingen: eine Ausführung, in der jedes Wort nothwendig ist, und nur an dieser einzigen Stelle gesprochen werden kann, wo jede Rede motivirt ist und jede Vorbereitung sich erfüllt: ein Kunstwerk, in welchem endlich sich jeder Wunsch erschöpft und jede Erwartung befriedigt wird, und in welchem der Dichter so wie der verständige Beschauer nun auch jedes Wort rechtfertigen, jede Beziehung erklären, jedes auffallende und seltsame Ereigniß im Organismus des Ganzen, so wie jede Episode und scheinbare Ausschweifung als nothwendig nachweisen, und dadurch

das Sinnreiche, Tiefe, Kluge und Weise des vielfach verschlungenen Räthsels auflösen kann. Selbst Lessing schien mir in seinen Aufsätzen, so groß er die Kunst aufzufassen strebte, mehr wie einmal das Wesen der dramatischen Poesie in diese mechanische Vollendung zu setzen. Als ausübender Künstler hat er selbst auf diese Art vieles in seinen Schauspielen angelegt und gearbeitet. Den Ben. Jonson hat er wohl nur wenig gekannt, weil er ihn nur selten nennt, und alsdann neben Shakspear in dieselbe Reihe stellt, als Zeitgenossen, der Aehnliches, wie jener, habe hervorbringen wollen. Mir war die Bekanntschaft mit diesem Dichter so lehrreich, weil er in einer Welt, die der des Shakspeare völlig entgegengesetzt ist, als Meister schafft und waltet; weil Ben. Jonson als größter Virtuose uns am deutlichsten zeigt, was diese Principien, wenn der Ausübende mit den größten Kräften ausgerüstet ist, hervorbringen können. Selbst die Verehrer des Ben. Jonson können nicht läugnen, daß seine Trauerspiele viel schwächer und unbedeutender, als die Komödien, eigentlich wohl ganz verfehlt, kalt und steif, und dieses großen Geistes unwürdig sind.

Es zeigt sich auch dem unkritischen Auge, daß die Tragödie nur aus der Begeisterung hervor gehn könne, welche das Uebermenschliche auszudrücken und in anschauliche Gestalt zu bringen strebt, und daß die Vision, wenn sie in die Seele des Dichters steigt, so geheimnißvoll im Schaffen wirkt, daß in allen Zeiten die Ungeweihten diese Frucht der Begeisterung so oft das Willkührliche, Widersprechende, Ungeziemende gescholten haben, weil sie eben den gewöhnlichen Maasstab, den ihnen Zufall und Herkommen in die Hand gegeben, anlegten, und nicht sahen, wie jedes ächte Kunstwerk die innersten und nothwendigsten Regeln befolgt, indem der schaffende Dichter auch diese erst auf seiner neuen Bahn gefunden hat. Die Art und Weise, wie der Kritiker die innere Nothwendigkeit und poetische Weisheit in den Werken des Sophokles oder Shakspear erläutern kann, ist darum eine ganz andre, als die, die beim Ben. Jonson angewendet werden muß. Die Weisheit und Tiefe dieses kräftigen Geistes, seine Kunstabsicht und Vollendung lassen sich auch mit dem kritischen Verstande völlig ergründen, die Erkenntniß kann und soll die Vortrefflichkeit von seinen

Produktionen erkennen und genügend aussprechen, da sich im Gegentheil ein ächtes Kunstwerk in seiner Unendlichkeit niemals erschöpfen läßt, sondern in seinem Geheimniß auch dem eifrigsten Forscher wieder neue Beziehungen, Verständnisse und ungeahndete Entdeckungen, indem Stimmung oder die Stellung des Auges wechseln, immerdar anbietet.

Und so ist Ben. Jonson als das verständige und regierende Haupt jener Schule von Poeten anzusehn, die im Dichten selbst ihren kleinen oder großen Krieg gegen die eigentliche Poesie geführt oder fortgesetzt haben. Der Repräsentant der wahren Dichtung als Kunst wird unter den Neuen dann wohl Shakspear bleiben. Aus seinen Antagonisten lernt man aber eben über ihn und die dramatische Kunst unendlich viel, indem die immerdar fortgeführte, im Drama, Charakter, Witz und Handlung spielende Gegenrede, ohne es zu wissen und zu wollen, das Aechte und Wahre, den größern Dichter erläutert und rechtfertigt. Fletcher, der schneller arbeitete und leichtsinniger, und sich darum die Zeit nicht nehmen konnte, die gründlichen Studien des Jonson

zu machen, setzte, ohne die Tiefe und Kraft seines Freundes zu besitzen, in Witz und anmuthiger Sprache dessen Streben fort, und ward auch darum viel populärer und beliebter, als der schwerfällige Jonson, mit dem sich eigentlich das Volk und das Theater-Publikum weder in der früheren noch späteren Zeit befreundet hat. Die Zeitgenossen des Dichters lassen sich sehr bestimmt erkennen und als solche unterscheiden, die die Bahn Shakspears, oder die Natur, wie man es nannte, verfolgten, und diejenigen, die der Kunst, oder dem Muster des Jonson nachstrebten.

Wenn man sich mit den vorzüglichsten Werken dieses Meisters, als dem Volpone, dem Alchemisten, Every man in und Every man out of his humour, bekannt macht, so entdeckt man bald, den scharfsinnigen und tief gelegten Plan abgerechnet, wie die Kunst in den Charakteren darin besteht, daß diese einen Begriff, eine Eigenschaft aussprechen und darstellen, die sich im Fortgange des Schauspiels bis an die Gränze des Möglichen erschöpfen. Ueber diesen Geitz, Haß, Zorn, diese und jene Fratze oder Thorheit muß nach dem Schlusse, wenn

es dem Dichter gelungen ist, nun und für alle Zeit nichts mehr zu sagen seyn, kein neuer Zug muß sich auftreiben, keine neue Seite, kein Witz und Spaß über diesen Charakter, keine Situation, in welcher er sich noch zeigen könnte, entdecken lassen.

Diese Art und Weise hat sich in der Poesie oft wiederholt, der verkörperte Begriff soll oft die Kunst vertreten, und da die Allegorie scheinbar das Aehnliche beabsichtiget, so ist die halbe und unreife Kritik schon oft auf den Abweg gerathen, beide mit einander zu verwechseln. Calderon und viele spanischen Komödiendichter sind allegorisch und streifen nicht selten in die kalte Allegorie, in das trockne Personificiren des Begriffes hinüber. Ben. Jonsons Kraft, die seine vortrefflichen Werke so großartig ausstattet, ermattet in den letzten Arbeiten seines Alters, und die Allegorie wird fast buchstäblich und trocken. Diese Dichter also, um der scheinbaren Willkühr zu entgehn, die sie in den Werken der Begeisterung tadelten, verfielen, seltsam genug, in ihren schwächern Produkten in eine so prosaische Willkührlichkeit, daß Ben. Jonsons Magnetick Lady und the staple of news, so wie viele An-

tos des Calderon, noch mehr aber viele Loas oder Prologe zu diesen, an Buchstaben-Räthsel und Logogryphen gränzen, die die Phantasie mit steifen, gemachten Blumen und grellen Farben in lebendige Poesie hinüber zu täuschen streben. Die buchstäbliche Allegorie, diese Darstellung von Begriffen ist die Fessel, die die so reiche Poesie des Spenser in seinem großen Gedichte lähmt, und ihn nur zu oft ohnmächtig und albern erscheinen läßt, wenn viele Stanzen wieder den ächten Poeten und eine reiche, wunderbare Phantasie beurkunden.

Am meisten bewegte mich damals der Volpone unter den Werken des Ben. Jonson. Ohne auf eine Wirkung nach außen, ohne an Theater oder den Buchdrucker zu denken, befriedigte ich den Trieb, mir dieses Gedicht näher zu bringen, es Befreundeten und unserer Zeit, die indessen andere Begriffe und Gewöhnungen sich angeeignet hat, verständlich zu machen, und gleichsam den alten Poeten in die neuere Beschränktheit hinein zu übersetzen. Wie mißlich, wie unmöglich es sey, fühlte ich während der rasch vorrückenden Arbeit stets: das Robuste, ja das Erhabene der Situation

und des Humors mußte herausgebrochen und statt dieses großartigen Umschwungs kleine Rädchen der Mode eingefügt werden, die die Maschine nicht mehr umtreiben können. Daß statt der eigenen Frau der habsüchtige Rabe ein Mündel, die einem unbekannten jungen Menschen versprochen ist, dem reichen Schwelger verkaufen will, ist nur ein mattes Surrogat, wenn freilich unser Theater und lesendes Publikum, insofern es auch vom Lustspiel Zier verlangt, vor dem Auftritt jenes Riesen zu sehr erschrecken würden. In diesem Sinn ist Dialog, Charakterzeichnung, Sprache gemildert.

Die treffliche Episode des Originals, die Schilderung eines seynwollenden Ueber-Politikers jener Tage, schien mir für meine Absicht ganz unbrauchbar. Birnam, der deutsche Gelehrte, und dessen Gattin sind ganz von meiner Erfindung. Es zeigt sich hier schon, wie wenig der Umarbeiter ein Verehrer jener neumodigen Erziehung und Aufklärung war, und es kündigen sich alle die Ansichten, Grillen und Ueberzeugungen an, die im Zerbino und späteren Schriften mehr oder minder angedeutet oder ausgesprochen sind.

Meine Freunde ergötzten sich an meiner Umarbeitung. Wider meinen Willen sendete sie einer von diesen an Schröder nach Hamburg, der aber, mit einem verbindlichen Briefe, wie ich vorhergesehn hatte, das Stück als dem Theater unpassend zurück schickte. Aus dem Briefe selbst schien mir hervor zu gehn, daß Schröder damals den Ben. Jonson wenig, oder gar nicht kannte. Dieses Lustspiel ist das dritte von denen, welche Wackenroder, um mich zu überraschen, in meiner Abwesenheit drucken ließ. Vielleicht regt es manche Leser an, sich mit dem trefflichen Ben. Jonson selbst bekannt zu machen.

Volpone und der Alchemist werden in England für die vorzüglichsten Werke des Dichters gehalten. Den letztern erneuete Garrick auf der Bühne, so wie er auch Every man in his humour wieder aufführte. Waren diese Komödien schon in ihrer Zeit nicht populär, so konnten sie es, so viel auch gestrichen und gemildert wurde, in der neueren noch weniger werden.

Im Jahr 1800 übersetzte ich ein andres Lustspiel desselben Autors fast ganz wörtlich, in der Absicht, den Freunden Shakspears diesen Gegensatz,

die ganz verschiedene Absicht der dramatischen Poesie nahe zu bringen, und dadurch ein helleres Licht auf Shakspear zu werfen. Epicoene (s. 12r Bd.) charakterisirt ebenfalls den Ben. Jonson vollständig, denn das Stück ist aus seiner besten Zeit. Wie viel Witz, Laune, scharfe Satire, Beobachtung und Charakterzeichnung aufgewendet sind, braucht nicht ans einander gesetzt zu werden. Die Kenner der Alten werden auch ohne Andeutung die Stellen aus Juvenal und Ovid wieder finden. Wie viel sich immer am Werke loben läßt, so hat man am Schlusse doch das Gefühl, daß Morose, so wie die übrigen Personen, todt, ja mehr als todt sind. Die völlige Erschöpfung des Stoffes im Witz, erregt im Beschauer Ermüdung und Sehnsucht nach dem Leben der wirklichen Poesie. Aber lernen kann der Kenner wie der Liebhaber an diesem energischen Werke.

Ein französicher Dichter hatte im achtzehnten Jahrhundert diesen Morose zu einem Lustspiel verarbeitet, welches seinem Publikum aber nicht gefiel. Ein anderer hatte, wohl noch früher, den Volpone modernisirt. Diese beiden französischen Bearbeitungen fielen unserm bekannten Gotter, dessen

Geschicklichkeiten im Uebersetzen und Umbilden nach dem Französischen fast immer zu loben sind, zu einer Zeit in die Hände, als man dem Mangel an guten Lustspielen, selbst durch ausgesetzte Preise, abhelfen wollte. Gottern schien es möglich und zulässig, die beiden französischen Lustspiele, deren Verfasser auf die eigentliche Quelle zurück gewiesen hatten, zu verschmelzen, und so entstanden die Erbschleicher, eine Komödie, die für vortrefflich galt, und sich auch jetzt noch neben die besseren stellen darf. Gotter, so sehr er geändert und hinzuerfunden, hatte also durch einen witzigen Zufall, ohne es zu wissen, zwei Werke eines und desselben Autors, den er wohl damals nicht kannte, verschmolzen; und so modern die Erbschleicher gehalten sind, so erkennt man doch immer noch in den beiden ersten Akten die Grundlinien des stillen Frauenzimmers, und in den drei letzten die Aufgabe der Volpone wieder.

Epicoene wurde im Jahr 1800 im Poetischen Journal gedruckt, von welchem nur zwei Stück erschienen sind; die Noten sind jetzt hinzugefügt. In dem Lustspiel nach Volpone ist nichts geändert, es ist wörtlich nach jener frühen Bearbeitung abgedruckt.

Da ich durch Korrespondenz und verschiedene Abhandlungen wie poetische Versuche, auch durch Empfehlungen bekannter Literatoren schon früher mit dem Schriftsteller Nicolai in Verbindung gekommen war, so wurde ich späterhin als ein junger, angehender Schriftsteller, welchem er Rath, Ermahnung und Ermunterung zukommen ließ, mit Wohlwollen von ihm aufgenommen. Um mir Gunst und Zutrauen zu erweisen, übertrug er mir sogleich eine literarische Arbeit, gegen die ich, so sehr er mich auch dadurch zu ehren glaubte, anfangs viel einzuwenden hatte. Musäus, der durch seine physiognomischen Reisen sehr auf sein damals neu aufstrebendes Zeitalter gewirkt hatte, der früher durch den deutschen Grandison und neuerdings durch seine Volksmärchen Aufsehn erregt hatte und beliebt geworden war, galt mit Recht für einen geistreichen Schriftsteller, der, wenn er auch seine Aufgabe nicht ganz befriedigend löste, doch anmuthig unterhielt, und durch Gedankenreichthum oft unscheinbare Gegenstände veredelte und den Leser im Scherz und Witz zum Nachdenken reizte. Dieser hatte, unter dem etwas gesuchten Namen „Strauß-

federn," eine Sammlung von Erzählungen angefangen, welche freie Umarbeitungen älterer, vergessener französischen sein sollten. Der Tod hinderte den Verfasser, mehr als Ein Bändchen dieser launigen, verwandelten Geschichtchen zu schreiben. Fr. Müller in Itzehoe, damals durch seinen Siegfried von Lindenberg und andre Romane, die genau das wirkliche Leben abschildern sollten, berühmt, hatte die Fortsetzung übernommen, und den zweiten und dritten Theil dieser Straußfedern heraus gegeben. Zum vierten hatte er dem Verleger noch eine kurze, unbedeutende Erzählung geliefert, war es aber überdrüssig geworden, noch mehr Federn auszuraufen, und sich damit zu schmücken. Alles, was ich bisher versucht hatte, war aus eigner Lust hervorgegangen, und ich hatte wenig oder gar nicht an Leser und Publikum gedacht: was mir der alte, erfahrne Schriftsteller als leicht schilderte, erschien mir eben schwer, weil ich mich in eine fremde Seele als Fortsetzer einer angefangenen Sammlung hinein denken sollte. Und wie es auch wohl einem geübten Autor schwer wird, einen Geschäftsbrief, oder ein Gelegenheitsgedicht hervor-

zubringen, so unüberwindlich kam mir der Auftrag vor, der mit Leichtsinn ausgeführt seyn sollte, diese Erzählungen ohngefähr in einem ähnlichen Ton weiter zu schreiben. Dazu kam noch, daß mir Müller und selbst Musäus nicht in dem Lichte erschienen, daß ich sie mir gern als Muster vorsetzte, am wenigsten konnte ich mich aber mit jener leichten französischen Waare in einen Handel einlassen, da ich für die Engländer und einige Deutsche, die nach meinem Gefühl verkannt wurden, schwärmte. Indessen ließ ich mich durch Freunde bereden, und viele Novellen, Bibliotheque de campagne, und wie ähnliche Sammlungen heißen, wurden mir zugesendet. Es half mir fort, daß ich schon vor Jahren in diesen Schriften, von denen mir seitdem nur wenige im Gedächtnisse geblieben sind, ziemlich belesen war, und auch so ziemlich die beliebten deutschen Bücher kannte, die von den Ausländern entlehnt hatten.

Ich verdarb nun mit dem Lesen dieser Erzählungen manche Stunde, und folgte, wie so oft im Leben, dem Reitz, das Unbedeutende, Verkehrte und Nichtige mit Aufmerksamkeit zu betrachten, darüber hin und her zu denken, wie es anders gestellt, geändert,

verkürzt und vermehrt etwas Besseres werden könne. Die Phantasie lernt auch dabei und der Witz wird geübt, wenn auch auf einem Umwege. Der beste Gewinn mag seyn, daß der Leser zuweilen auf eigne, originelle Plane und Entwürfe geräth. Nun sollte aber aus der vielfachen Leserei dies und jenes ausgewählt und neu geschrieben werden. Die Leser dieser Straußfedern, die Freunde des Siegfried von Lindenberg, diejenigen, die sich aus der deutschen Bibliothek unterrichteten, die gangbaren Kritiken standen mir vor Augen. Alle jene Uebergänge: — „Hier bricht die Geschichte ab," — „der Leser gedulde sich" — „Wir wenden uns jetzt zu einem andern Gegenstande," — und dergleichen, — wovon ich das meiste in so vielen Büchern als ungeschickt, linkisch und unnöthig getadelt hatte, schwebte mir vor, und ich setzte nun die Feder an, um in dieser Manier mich selbst vernehmen zu lassen, was mir im Anfang so schwer wurde, wie dem Ungeübten eine Schrift an seinen Vorgesetzten, oder Fürsten. So (aus welchen Büchern kann ich nicht mehr nachweisen) sind die Erzählungen: das Schicksal, die männliche Mutter, und die Rechts-

gelehrten, (s. Bd. 14.) entstanden. Bald vergaß ich den gefürchteten Leser etwas mehr, und schrieb leichter, ja das eine der französischen Büchelchen zog mich so viel mehr an, daß ich mir eine freiere Form erlaubte, es in Kapitel theilte, und es als kleinen Roman auftreten lassen wollte. Ich hatte den Helden der Erzählung mit dem trivialen Namen Friedrich Lebrecht genannt, und als mein Verleger diese Bogen durchsah, gefiel ihm der Schwank so sehr, daß er ihn seiner Familie vorlas. Der Sohn desselben, der selbst Verleger wurde, bemächtigte sich des Büchelchens, um es selbst in die Welt zu senden, der Vater überließ es ihm, und ich mußte den Vornamen Friedrich in Peter umändern, um den Titel, nach der Meinung meiner Beschützer, pikanter zu machen. So wurde das Werkchen ausgegeben, das in manchem Cirkel Glück machte, und in vielen Journalen und Kritiken jener Tage als etwas Treffliches und Vielversprechendes gelobt wurde. Es sprach freilich die mittlere Bildung vieler Menschen, die leichte Aufklärung, den mäßigen Spas und die sanfte Satire aus, die man verstand und billigte. Waren doch selbst manche Freunde der

Meinung, diese Art und Weise sey mein Beruf, und andre Aufgaben, die ich mir gesetzt hatte, wären zu weit vom Wahren und Natürlichen entfernt.

Die nächsten Plane waren, den angefangenen Lovell zu vollenden und die Phantasieen auszuarbeiten, die bald darauf unter dem Titel der Volksmärchen erschienen. Auch diesen letztern mußte nach dem Verlangen des Verlegers der Name P. Lebrecht vorgedruckt werden. Ungern nur gab ich nach, denn dieses Büchelchen, welches manchen gefiel, war nicht nach meinem Sinn, es war wie in eines andern Namen im jugendlichen Leichtsinn hingeschrieben. Wäre es nicht schon in den Nachdrücken bekannt gemacht, so hätte ich es nicht, so wenig wie jene oben erwähnten drei Geschichten, in diese Sammlung aufgenommen, diese werden den meisten Lesern wenigstens neu seyn, und ich beziehe mich, warum sie erscheinen, auf mein obiges Wort.

Zwar selbst erfunden, aber ängstlich geschrieben ist die Versöhnung, (ebenfalls im 14. Bde.) Ein Freund gab sie als seine eigne Arbeit dem Archiv der Zeit, und machte es mir sehr angelegent-

lich, mit Aufmerksamkeit das Märchen zu schreiben. So dachte ich mich wieder in einen fremden Geist hinein, und in dessen Namen zu sprechen. Es ist als ein Vorspuk der Volksmärchen anzusehn. Für jenen Freund und im Namen desselben habe ich nachher noch einige kritische Aufsätze in jene Monatsschrift gegeben.

Der junge, ungeduldige Verleger verlangte, vom Absatz des Ersten Bändchens aufgemuntert, eine Fortsetzung des Lebrecht. In seiner jugendlichen Erwartung meinte er, je mehr Theile erschienen, je mehr müsse das Buch gefallen. Ich wollte versuchen, in Schilderungen unbedeutender Vorfälle, in leichter Charakteristik mit Scherz und Humor nach und nach manches vorzutragen, was mir wichtiger schien, als jene Abentheuer. Diesen Plan theilte ich dem Verleger mit, der ihn billigte, und so entstand der zweite Abschnitt des Lebrecht. (S. den 15. Bd.) Das Büchelchen ist nachher nicht fortgesetzt, und so ist die Erzählung von dem falschen Münzer, so wie die Scherze über jetzt vergessene oder noch gelesene Bücher nicht geendigt, und

manches Heitere, das ich damals ausführen wollte, unterdrückt worden.

Auf meiner ersten Reise durch Franken, im Jahr 1792, hatte Berneck, im Bayreuthschen, einen sonderbaren, finstern Eindruck auf mich gemacht. So erfreut ich war, jene Gegenden kennen zu lernen, so erregte die Natur mir hier einen fast tragischen Eindruck, wenn dieses Wort hier erlaubt ist. An diese Felsen und finstre Thäler knüpfte sich die Erinnerung an die Ritterzeit, und so entwarf ich 1793 ein Trauerspiel und führte es fast zu Ende, das ich Karl von Berneck nannte. Es war der Pendant zum Abdallah. Dieser deutsche Orestes fing damals mit der Ankunft des jungen Heinrich an, der im Walde den verwilderten, wahnsinnigen Freund bei Sturm und Gewitter wieder findet. Des Vaters Tod, der Mord der Mutter, alle diese Begebenheiten sind längst vorüber. Diese finstere Tragödie war beinah geschlossen. Jetzt nahm ich diese Blätter wieder vor, und das Gedicht erschien mir zu beschränkt und eng, es erhielt die neuere Gestalt, in der sich alles deutlicher motiviren, und leichter von dem dunkeln Hintergrunde ablösen sollte.

War die erste Bearbeitung zu schwer, so hatte diese wohl, um Colorit hervorzubringen und die Nebensachen und Motive deutlich zu machen, die eigentliche Aufgabe wieder zu leicht genommen. Der Verkürzungen im Gemälde sind so viele und der originelle Gedanke des Schlusses bemächtigt sich nicht der Seele ganz, weil das Leidenschaftliche zu schwach ist.

Schon in der kleinen bürgerlichen Tragödie „der Abschied" (s. Bd. 2.) war an ein Bild, Messer, selbst an einen Apfel etwas Verhängnißvolles geknüpft, was durch die Erfüllung der Vorahndung zum Orakel-mäßigen erhoben, eine tragische Wirkung hervorbringen sollte. Im Karl Berneck ist (so viel ich weiß) damals in Deutschland der erste Versuch gemacht worden, das Schicksal auf diese Weise einzuführen. Ein Geist, welcher durch die Erfüllung eines seltsamen Orakels erlöst werden soll, eine alte Schuld des Hauses, die durch ein neues Verbrechen, welches am Schluß des Stückes als Liebe und Unschuld auftritt, gereinigt werden muß, eine Jungfrau, deren zartes Herz auch dem Mörder vergiebt, das Gespenst

einer unversöhnlichen Mutter, alles in Liebe und Haß, bis auf ein Schwerdt selbst, das schon zu einem Verbrechen gebraucht wurde, muß, ohne daß es geändert werden kann, ohne daß die handelnden Personen es wissen, einer höhern Absicht dienen. Wie sehr dieses Schicksal von jenem der griechischen Tragödie verschieden war, sah ich auch damals schon ein, ich wollte aber vorsätzlich das Gespenstische an die Stelle des Geistigen unterschieben. In wiefern die Spanier zuweilen eine ähnliche Aufgabe gelöst haben, konnte ich nicht wissen, weil ich die spanischen Dramen damals nur wenig kannte. Der Gedanke, daß die Liebe als Mittlerin auftreten will, war es eigentlich, der mich zu dieser Arbeit begeisterte, das Schicksal (wenn man es so nennen will) ist zwar mächtiger, aber die Brüder sind ebenfalls am Schluß in der Liebe versöhnt.

Das Gespenstische, Neue, Originelle dieses Versuchs, den ich ohne alle Absicht auf die Bühne, zu meiner eignen Lust ausgeführt hatte, gewann einige Freunde so sehr, daß sie sich ohne mein Zuthun dieses Gedichtes annahmen. Ich mußte es einigen Schauspielern vorlesen, die davon über

meine Erwartung ergriffen wurden. Ein junger Künstler, der damals in der Blüthe der Jugend und auf dem Gipfelpunkt seines Talentes und Rufes stand, freute sich, am Abend seines Benefizes den Haupt-Charakter darzustellen; man vertheilte schon im voraus die Rollen, man wünschte einige Aenderungen und Abkürzungen, die leicht zu machen waren. Man nahm das Manuskript mit. Da ich mich aber nicht weiter um die Sache bemühte, erhielt ich es nach einigen Monaten zurück, ohne daß von der Aufführung weiter gesprochen wurde. Wohl hatte man erwartet, daß ein Autor, von dem die Bühne noch nichts wußte, selbst am meisten treiben und ansuchen sollte. Ich bezweifle aber kaum, daß damals, als Klara von Hoheneichen und ähnliche Produkte noch für vortreffliche Schauspiele galten und oft mit Beifall gegeben wurden, dieser Karl Berneck, gut besetzt und gespielt, nicht Glück sollte gemacht haben. Seitdem ist von mehr als einem ausgezeichneten Talent dieses sogenannte Schicksal in den schwärzesten Farben ausgemalt und für Verbrecher der schlimmsten Art, die kaum einen guten Gedanken haben, Antrieb, Ausrede und Strafe

geworden. Diese Tragödien haben bei uns ihre Epoche gehabt, und Lillo's fatal curiosity (das Vorbild von Werners Februar) konnte in einer gemilderten Umarbeitung von 1780 auf keiner deutschen Bühne gehalten. In London selbst ließ sich der Beifall dieser Tragödie freilich auch nur auf kurze Zeit vernehmen.

Den Carl Berneck hatte ich fast vergessen, (denn er war von mir auch nicht für den Druck bestimmt) als der Verleger der Volksmärchen, der ihn zufällig kennen lernte, sich desselben bemächtigte. Er war mit manchen Märchen, und mit einigen humoristischen Produktionen, die er mir zurückgegeben, schon sehr unzufrieden gewesen, und wollte lieber dieses ernste Gedicht, das keinen Anstoß geben könne, als Schluß der Sammlung einverleiben, die, gegen frühere Abrede, mit dem dritten Theil endigte.

Für diese Volksmärchen schrieb ich, sogleich nach dem Blaubart und blonden Eckbert, die Heymonskinder. (S. 13r Band). Seit lange schon hegte ich eine Vorliebe für diese verkannten und verschmähten Volksbücher. Goethe erzählt in seinem Leben, wie er in seiner Jugend gerade dieses

Volksgedicht ebenfalls geliebt, gehegt, und mit einigen vertrauteren Freunden fast zu viel von dieser alten, treuherzigen Geschichte gehalten habe. Zog die einfache Form und Herzlichkeit des Tons schon an, so erhöhte der Widerspruch gegen jene Zeit, in welcher Kotzebue, Iffland und La Fontaine die Gefeierten waren, gegen die man, der Menge gegenüber, nicht einen Tadel aussprechen durfte, noch die Freude an dem übersehenen Gedicht, und drohte, bei der Jugend des neuen Herausgebers, den Glauben in Aberglauben zu verwandeln. Denn das Zufällige, Entstellte, die Abkürzungen, die oft die Sache dunkel und unverständlich machen, die Ungeschicklichkeit der Abschreiber und Umarbeiter, ja Schreib- und Druckfehler können am Ende, wenn die Vorliebe schon bis zum Phantastischen gesteigert ist, diesen Dingen einen Werth geben, der natürlich bei abgekühlter Ueberlegung wieder verschwindet. Ein solches altes Poem wird durch die Ueberlieferung, die es bald roh, bald unverständlich macht, bald Widersprüche hineinbringt, gleichsam in ein Natur-Produkt verwandelt, an dem unsre ahndende Kraft eben recht viele Arbeit findet,

um diese Unebenheiten zu erklären, oder wegzuschaffen. Kommt doch selbst etwas dieser Art bei unsern Niebelungen zur Sprache. Es ist lächerlich, wenn in einigen Exemplaren der Heymonskinder das Wort Gleve (Lanze) erst in Cleve, Cleva, dann Clavie, und endlich in ein Clavier verwandelt wird, mit welchem die Ritter an einander rennen.

Mein Versuch, die gute, alte Geschichte in einer ruhigen, treuherzigen Prosa, die sich aber nicht über den Gegenstand erheben, oder ihn gar parodiren will, wieder zu erzählen, war damals der erste in Deutschland. Dieser Ton ist nachher oft genug, auch wohl bis zum Ueberdruß, wiederholt worden. Er ziemt nicht vielen Gegenständen, und muß sich auch bei den passenden kurz fassen. Im getreuen Eckart, der Magelona und Melusina kehrt er nur theilweis wieder.

Als ich auf dem Vatican (im J. 1805 und 6) die altdeutschen Manuskripte studirte, und vieles abschrieb, fand ich zwei Volumina, die in alten Reimen (obgleich die Codices nicht zu den älteren gehören) weitläufig die Geschichte dieser Heymonskinder und aller Verwandten singen. Sonderbar

genug, daß unser Volksbuch nur der zweite Theil, die letzte Hälfte der Sage ist, und sich diese, obgleich sich vieles auf die erste Hälfte bezieht, und alles, was Malegys und Roß Bayards Ursprung betrifft, ohne diese dunkel bleibt, bei uns als selbstständig hat erhalten und durch mehr als ein Jahrhundert beliebt bleiben können. Man sieht eben hieraus, wie die Phantasie des ächten, noch unbefangenen Lesers ergänzt und fortbildet. In den Niederlanden fand ich in holländischer Sprache diese erste Hälfte, die Geschichte des Malegys, auch als Volksmärchen, mit den Heymonskindern (die man noch an manchem Wirthshausschilde auf ihrem Roß Bayard dort sitzen sieht) vereinigt. Es scheint ein Auszug und prosaische Umarbeitung jener Vatikanischen Handschrift zu seyn, die sich jetzt wieder in Heidelberg befindet. Diese Handschrift, nach manchen niederländischen Ausdrücken (z. B. quaadt Malegys, böser, schlimmer) zu schließen, ist wohl auch in der Nähe der Niederlande geschrieben und gearbeitet worden. Ist das älteste Gedicht über diesen Gegenstand rein französisch, so verdient es wohl eine Untersuchung, wie alt das Original, und

unter welchen Umständen, ob es schon noch einem Vorbilde, oder nur nach Tradition garbeitet sey, und wie viel wahre Geschichte das spätere Märchen enthalte. Interessant ist es auch, zu erforschen, wenn und in welcher Gegend die spätere Arbeit gedichtet ist, in welcher Zeit es möglich war und Beifall fand, den christlichen Kaiser, der sogar als ein Heiliger verehrt ward, als eine komische Person einzuführen, der alles das gut steht, was sie Schlimmes wie Possierliches erleiden muß. Ich vermuthe, daß diese Umwandlung einer ganz ehrbaren Historie auch am Rhein oder den Niederlanden statt gefunden hat, wo der wohlhabende Bürgerstand sich schon früh ziemlich unabhängig zu machen suchte.

Mein Aufenthalt in Paris im Jahr 1817 war zu kurz, um das auf der königlichen Bibliothek befindliche große und alte Mskrpt.von den Heymonskindern ganz zu lesen. So weit ich es eingesehn habe, ist es durchaus im ernsten Ton geschrieben und jenen Späßen, die wohl eine spätere Zeit hinzufügte, völlig entfremdet. Es ist in jenen sonderbaren dreizehn- und vierzehnsylbigen Alexandrinern

geschrieben, die den alten spanischen Cid und Alexander karakterisiren, und die auch unsern Niebelungen zum Grunde liegen; es ist merkwürdig, daß der Reim, oder auch nur die Assonanz, ohne alle Regel in dem franz. Gedicht so weit geführt worden, als es nur irgend Sinn und Sprache erlauben will.

Der Prolog (Band 13.) ist ein Scherz, in einer heitern Stunde, im fröhlichen Gespräch empfangen, und bald darauf in einer Stimmung niedergeschrieben, die so harmlos und lauter ist, daß man dankbar für so behaglichen Frohsinn seyn darf, den wir nicht immer in unsrer Gewalt haben. Nimmt der Leser die Kleinigkeit mit demselben Gefühl auf, so hat er die Minuten, die sie ihn kosten, ebenfalls nicht zu bereuen.

Da ich mir einmal für jene, den Straußfedern versprochenen Erzählungen freiere Bahn gemacht hatte, so gab ich es ganz auf, mich fernerhin mit den französischen Büchern zu quälen, und die noch übrigen Erzählungen sind ganz von meiner Erfindung. Der Fremde, die Freunde (im 14. Bd.) Siegmund, Ulrich, Fermer, der Natur-

freund, die gelehrte Gesellschaft, der Psycholog, das Tagebuch, der Roman in Briefen (im 15ten Band) sind mit Heiterkeit niedergeschrieben worden. Auch diese Kleinigkeiten wollen nur unterhalten, sie sind manchem Freund, der sie kannte, nicht unlieb gewesen, und es war in meinem Plan, sie (den Psychologen etwa ausgenommen) in die Fortsetzung des Phantasus aufzunehmen. Meine kritischen Verleger nahmen einige dieser leichten Scherze, z. B. den Siegmund, damals viel ernsthafter; ich sollte ihnen durchaus das Buch, woraus ich diesen Schwank geschöpft, nachweisen, weil sie dem jungen Autor diese unbedeutende Erfindung nicht zutrauen wollten. Hartnäckig hielten sie meine Behauptung für Eitelkeit, welche geflissentlich die Quelle verschwiege. Das Gedicht, welches in der gelehrten Gesellschaft vorgetragen wird, ist von einem Freund, der Spas verstand, und selber bald einsah, daß er in diesen Versen nichts Vortreffliches produzirt hatte. Von demselben Freunde ist das Gedicht im zweiten Lebrecht, p. 66.; er gab es gern her, um es hier kritisiren zu lassen.

Uebersättigt von allen Empfindsamkeiten und

der schlechten Sentimentalität des Theaters, versuchte ich es in der Theegesellschaft (12. Bd.) ohne Aufwand von Elend, Jammer und Liebe einen leichten Scherz, wohl zu leicht auszuführen, und gab nach einiger Zeit auch diese Kleinigkeit für die Straußfedern ab, da sie dem Zweck dieser Sammlung nicht zu widersprechen schien. Diese hier, so wie die in den vorigen Einleitungen angezeigten Aufsätze, die Straußfedern, sind von mir, alle übrigen rühren von andern Verfassern her, die ich auch nennen könnte, wenn es nöthig wäre.

Der Kapellmeister Reichard, mit dem ich seit lange in Verbindung stand, wünschte, eine Oper von mir zu komponiren. Rhegini und andre vorzügliche Meister haben sich nachher zu verschiedenen Zeiten mit diesem Verlangen an mich gewendet. Plane genug habe ich zu Dichtungen dieser Art gemacht, vieles ist sogar angefangen worden, aber niemals habe ich, außer einem einzigen Versuch, wieder den Muth finden können, ein anderes Gedicht der Art auszuarbeiten. Es ist nicht die Undankbarkeit der Arbeit, die mich abschreckt, und daß der Dich-

ter sich völlig dem Musiker unterordnen, ja aufopfern muß: sondern, wie ich schon anderswo angedeutet habe, daß, so viel wir auch Opern aller Art besitzen, wir immer noch nicht über die Form dieser Dichtart und ihre Bedeutung einig sind. Beschränkt ist die ernsthafte, oder tragische Oper: wie sie an die Tragödie gränzen darf, wie Declamation in Gesang übergehn kann, hat uns Gluck bewiesen. Die romantische Oper aber, die sich in unsrer Zeit am klarsten und kühnsten in Mozarts großen Werken entwickelt hat, ist, ihrer Unbeschränktheit und ihrer mannigfaltigen Formen wegen, schwer zu beschreiben. Ob man in den neusten Zeiten nicht den Weg, den uns Mozart zeigte, zum Theil verloren hat, indem man diesen Zauber, der im Don Juan die letzte Gränze des Möglichen schon berührte, hat überbieten wollen, ob man nicht in die Aufgabe der romantischen Wildheit zu viel musikalische Tragödie eingemischt hat, überlasse ich Kennern der Musik zu untersuchen und zu entscheiden. Mir scheint, man hat neuerdings, das übertriebene Geräusch und die unnöthige Verstärkung des Orchesters abgerechnet, die Form der romantischen Oper zu

sehr beschränkt, indem es nun schon Gesetz geworden ist, jeden Akt mit einer großen, leidenschaftlichen, vielstimmigen Scene zu schließen, das Gedicht zusammen zu drängen, um dem ausmalenden Musiker nur recht viel Raum zu geben. Auch zwei Akte, oder Theile, sind seit lange beliebt, wodurch auch der Umfang des Werkes gehindert wird. Vielleicht läßt die romantische Oper so viel Mannigfaltigkeit der Formen, so verschiedene Elemente zu, als die romantische Komödie, in welcher auch bei weitem noch nicht alles versucht ist, was sich der ahndenden Phantasie darbietet. Die Welt der Elfen und Feen, die man recht eigentlich hat für diese neue Kunst der Musik auswählen wollen, verträgt eine sehr verschiedene Behandlung, die räthselhafte und doch so populäre Zauberflöte bewegt sich in jenen ihr ganz eigenthümlichen Kreisen, und hat uns bewiesen, was dem großen Genius eines Mozart möglich war. Don Juan ist gleichsam eine phantastische Tragödie und die grellen Töne der Lust und des Witzes erheben die dunkle und wilde Leidenschaft noch mehr. Daß der Witz selbst sich musikalisch aussprechen kann, haben wir in Figaros Hochzeit

gelernt, wie so manches was uns vorher wohl jede Theorie würde haben ableugnen wollen. Und diese unendliche Fülle des Humors, Witzes, Gefühls und der süßesten Liebe und innigsten Leidenschaft ist es, was alle Werke des großen Meisters, auch seinen Belmont charakterisirt und als einzig hinstellt, als Muster und Vorbilder, die dem Genie unendlich mannigfaltige Wege und Aussichten zeigen. Vielleicht hat Nachahmung, die sich selbst immer mißverstehn muß und stets mit dem Bestreben, den Meister und das Vollendete zu überbieten, welches in aller Kunst unmöglich ist und das Uebertriebene herbei ruft, geschadet, und unsre ächte romantische Oper (die wohl ein wahres deutsches Gewächs ist, und sich vielleicht in Zukunft noch mehr als solches ausbilden mag) wieder um manchen Schritt zurück geschoben. Soll es einmal einem Dichter gelingen, eine gute Oper zu schreiben, so muß er vorerst mit dem Musiker ganz einverstanden sein; der Musiker muß wissen, oder in der Begeistrung mit seinem Gefühl einig sein, in wiefern das Werk an Tragödie oder Komödie gränzen soll, welche Art des Witzes und Humors, welche Leidenschaft herrschen

und durchdringen darf, welche Art der Episode das Reich der Wunder, oder des Scherzes, der Tollheit oder der Schönen aufschließen soll, um in jeder Produktion eine neue Form, eine neue Gattung von Musik hervor zu bringen, wie Mozart unbewußt durch seinen Genius, und seine Poeten in Unschuld, die ihre Gedichte beinah zum Naturerzeugniß machen, wirklich schon gethan haben.

Dies mag zugleich als Antwort auf einige mich ehrende Anfragen und Forderungen mancher berühmten Musiker dienen, denen ich bis jetzt Briefe schuldig geblieben bin, weil ich nur weitläufig, und unmöglich mit einem bloßen Nein oder Ja erwiedern konnte. Der berühmte Meister Spohr mag auch diese Aeußerungen hier als Beantwortung seines freundlichen Briefes fürs Erste wohlwollend annehmen. Mündliche Gespräche und Erörterungen könnten uns näher bringen und einem gemeinschaftlichen Ziel entgegen führen. Wie ich im Jahr 1798 die Aufgabe zu lösen suchte, eine Oper zu dichten, kann dem edeln Künstler „der bezauberte Wald“ deutlich machen, der sich im 11. Bande dieser Sammlung befindet.

Reichard, der sich nach den Mustern Glucks gebildet hatte, sah den Mozart nicht so an, wie dieser Künstler mir erschien. In allen Kompositionen Reichards finden sich große und glückliche Stellen, Phantasie und Gemüth erregen das Gefühl. Entzückend ist vieles in Goethes Elmire und Claudine, und die goethischen Lieder sind fast alle, vorzüglich die früheren, wie eingegeben, sie sind entstanden, gefühlt, und nicht gemacht, und es ist schwer, vielleicht unmöglich, sich nach ihnen die Singweise andrer, auch großer Meister, derselben Poesieen anzueignen. Mir schien aber das eigentlich dramatische Genie in der Musik meinem Freunde nicht zu eignen, noch weniger das Phantastische, wofür ihm der Sinn fast ganz in der Poesie fehlte, obgleich er die Hexenscenen zum Macbeth vorzüglich gesetzt hatte. Nach vielem Streiten, da er mich hatte bereden wollen, Was Ihr wollt, von Shakspear, in eine Oper zu verwandeln, versprach ich ihm endlich ein musikalisches Gedicht, doch unter der Bedingung, daß ich ganz meiner Laune folgen dürfe.

Vielleicht war es der neckende Geist des Widerspruchs, vielleicht auch halb unbewußt der Vorsatz,

den Komponisten gleich mit dem Ersten Akte zurück zu schrecken, daß ich auf diese grillenhafte Komposition verfiel, von der schon seit Jahren eine in manchen Zügen ähnliche Arbeit unter meinen Papieren lag. Wider Erwarten war der Musiker aber ganz mit diesem Anfange einverstanden, und der zweite Akt gefiel ihm noch mehr. Mir schien es bei meinem Gedicht nothwendig, daß die prosaische, oder redende Parthie einen nicht unbedeutenden Raum einnehme, ich glaubte, daß das immer wiederkehrende Rezitativ in einer romantischen Oper ermüden müsse; als Gegensatz wollte ich die völlige Unterbrechung der Musik, das Ausruhen des Ohrs im Redevortrag als poetisches nothwendiges Element gleichsam musikalisch benutzen. Ist das parlando, in welches in komischen Opern das Rezitativ sich auflößt, doch nur gar zu oft eine unreife linkische Rede. Ich hatte mir deshalb zwei sprechende Charaktere, welche niemals singen, den König und seinen vernünftigen Minister ausbedungen und vorbehalten. In diesen prosaischen Naturen sollte die Unmusik sich den phantastischen, abergläubigen, verliebten gegenüber, als nothwendig

rechtfertigen. Eben so war mein Bestreben gewesen, die Handlung während der Musik fortschreiten zu lassen, im Ernsten wie Komischen die Situationen, so wie die Geschichte selbst, musikalisch zu machen, und vorzüglich zum Schluß die musikalischen Elemente und Effekte zu steigern. Bei einigen Figuren hatten die Gebilde Gozzi's mir vorgeschwebt.

Die Oper war geendigt, der Komponist übernahm sie mit Laune und Lust, Iffland, der Theaterdirektor in Berlin, dem ich sie zweimal vorgelesen hatte, war mit allem einverstanden. Er selbst wollte den König spielen, und diejenigen, die sich seines Spiels erinnern, werden von selbst sehn, wie sehr mir des Künstlers Art und Weise, Ton und Geberde, jene liebenswürdige Leichtigkeit, der feine Humor, mit dem er auch oft das Unbedeutende witzig und komisch machen konnte, in dieser grillenhaften, überladenen Rolle gegenwärtig gewesen sind. Ich hatte den Einfall, daß dieser Charakter, so wie der Minister Samili, welcher Fleck zugetheilt war, im Gegensatz gegen alle singenden Personen, in modernem Hofkostüm auftreten sollten: auch hiemit war

Iffland einverstanden. Sebastian sollte Unzelmann vortragen, so wie dessen Frau Angeliken, ob der Schick die alte Zauberin, oder die Königin bestimmt war, erinnere ich mich nicht mehr.

Lange hörte ich nichts von der Oper, und nach langer Zeit gab mir Reichard ängstlich und verlegen mein Manuskript zurück. Er durfte freier handeln und sprechen, da er meine Sorglosigkeit über dergleichen Gegenstände kannte. Vielleicht war das Stück zu lang, forderte zu viel Personen, sagte ihm bei näherer Prüfung nicht zu; vielleicht war man über die Karikatur des Königs ängstlich, den man aber leicht in einen Schach oder Sultan umändern konnte, — vielleicht, — was weiß ich! — Ich habe nie gegen den Komponisten, oder den Theaterdirektor über die gebrochene Zusage, oder über meine unnütze Arbeit, die ich nur auf Verlangen unternahm, Ein Wort verloren. Der Komponist nahm ein Zauberstück mit natürlichen Wundern von Kotzebue, und Text wie Musik machten kein Glück. Nach zwei Jahren ließ ich die Oper drucken mit einer kleinen Vorrede. Den jetzigen Komponisten würde dieses Singespiel wohl zu lang und man-

nigfaltig sein. Einiges ließe sich ohne Nachtheil kürzen. Ich zweifle aber, ob nicht jeder Musiker auch die Zauberflöte als zu lang verwerfen würde. Mozart, weil ihm die Entführung zu kurz war, ließ noch manches hinzudichten, worüber dazumal Brezner, der Verfasser des Gedichtes, sich öffentlich beklagte.

Nach einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit wurde in Jena das Märchen von der Melusina 1800 bei schönem Wetter, in einer anmuthigen Gartenwohnung geschrieben, in welcher ich um dieselbe Zeit Ben. Jonsons Epicoene übersetzte. Die meisten Sagen, die sich im Volk erhalten haben, und von denen die meisten sich auf irgend eine Geschichte gründen, sind durch den Lauf der Zeit, durch veränderte Zustände, und durch die vielfachen Erzähler so wunderlich gestaltet, oft selbst so formlos geworden, daß der Dichter nur selten eine der Legenden so benutzen kann, wie sie ihm gegeben ist. Je freier er sie umschafft, um so leichter wird ihm seine Arbeit werden. Diese Melusina scheint ein uraltes französisches Märchen zu sein, das sich auf irgend eine Familiengeschichte beziehn mag, auf das sonderbare Glück eines Emporkömmlings, Erklärung des Wappens viel-

leicht, Volks-Aberglaube gewiß, dabei das Hinzufügen einer scheinbaren Chronik, alle diese Dinge machen diese Geschichte zu einer der formlosesten. Vieles in der Erzählung stimmt nicht überein, eines Schlusses ermangelt sie ganz. Daß sie alt ist, beweiset, daß in manchen Gegenden Frankreichs Brunnen und Grotten noch nach dieser Fee genannt werden, daß das Volk die Nymphe selber noch zu Zeiten zu sehn glaubt. Die Vorstellung, die sich schon im höchsten Alterthum und bei allen Völkern findet, daß durch einen Fluch eine magische Wirkung hervorgebracht werden könne, die nur durch höchst seltsame Zufälle sich wieder auflösen darf, ist noch in unsern Zeiten beim gemeinen Volk fast allenthalben ein herrschender Aberglaube. Die verwünschten Prinzen und Prinzessinnen finden sich in allen Feen-Märchen, in den Gespenstergeschichten der alten Burgen, und im Barbarossa auf dem Kyfhäuser, so wie in dem verschwundenen Attila wieder, und durch die Indische Lehre und Dichtung geht diese Vorstellung in vielen Sagen, so wie in der griechischen Mythologie und in den ältesten Schöpfungsgeschichten. Wie sich die verschiedenen Bestandtheile

in einem solchen allbekannten Märchen zusammenfinden, ist nicht mehr nachzuweisen, aber der seltsame Gegenstand lockte mich, die Geschichte zu Ende zu führen, die ich schon vor meiner Krankheit angefangen hatte. Es reizte mich, die Stanze auch einmal so treuherzig, wie die alte deutsche Prosa erklingen zu lassen, ein Ton, der schon viele Stellen des Morgante so wunderbar anziehend macht, indem das Possierliche und Edle sich in diesem merkwürdigen Gedicht mit dem Alterthümlich-Ehrbaren so anmuthig verbinden. Vielleicht hätte ich das Märchen, wenn ich es nicht dramatisch ganz umgestalten konnte, in seiner alten Weise, ohne mich seiner anzunehmen, liegen lassen sollen.

In derselben Zeit ward der dialogirte Schwank gedichtet, der jetzt als ein Fastnachtspiel, der Autor, auftritt. (Im 13. Band, in welchem sich auch die Melusina befindet.) Dieses Spiel ist aus jener Zeit und deutet sie in jeder Zeile an, als man heftig über Goethe, Poesie, Aufklärung, das Nützliche, die populäre Philosophie kämpfte und herüber und hinüber stritt. Vieles, was jetzt von jedem Schulknaben als abgeschmackt abgewiesen wird,

durfte sich damals noch eine vornehme Miene geben, und galt bei Vielen, die selbst Stimmführer waren, als gediegene Wahrheit. Nicht, als wenn jetzt die Bildung so viel sicherer und weiter in allen Verhältnissen vorgeschritten wäre, oder als wenn die Menge, und viele, die auch laut genug mitsprechen, eben nun klarere Einsicht verriethen: ein Irrthum lößt immer nur den andern ab, um wieder zu schildern und pedantisch auf und ab zu gehn; und darf jetzt Nicolai nicht mehr mitsprechen, oder hört man sogar auf Lessing nur selten mehr hin, so heben sich aus allen Gegenden neue Gottschede hervor, die in der Physiognomie jenem Urältervater völlig gleich sehn, nur daß sie dessen Gelehrsamkeit und Fleiß nicht besitzen.

So wie eine Literatur zum Bewußtsein ihres Strebens gelangt, so wie jene Zeit der unschuldigen Unbefangenheit vorüber ist, in der es dem Empfangenden so wie dem Gebenden daran genügt, zu produciren und zu genießen, müssen Schulen entstehen. Je bestimmter sich diese aussprechen, je deutlicher sie wissen, wohin sie wollen, um so besser für die Literatur. Dieser Kampf weckt und

belebt die Kräfte, und die ächte Kritik, die an der Hand der Begeisterung und Kunstliebe geht, zeigt sich ermunternd, um eben so wohl zum Schaffen anzuregen, als sie dem Unedlen, Abgeschmackten entgegen wirkt. Treten Faktionen statt der Schulen ein, so wird Leidenschaft, Persönlichkeit und das Gemeine, Gehäßige, die Plätze einnehmen, wo sich die Weisheit und die schönsten Musentöne sollten hören lassen. Lessing und Klopstock gegen über arbeitete mit armen Waffen eine Parthei und Faction, die niemals den Namen der Schule verdienen konnte. In der Philosophie bildeten sich allgemach Schulen. Mußte man Klopfstock, Lessing, Haller und wenige andre, im Gegensatz gegen frühere Bestrebungen deutsche Dichter nennen, so eröffnet sich doch eigentlich mit Goethe nur jene Epoche, in welcher die eigentliche Schule wahrer deutscher Dichtkunst entsteht. Einheimisch, wahrhaft vaterländisch, verständlich und dem Volke nothwendig wird nun in Lied und Wort, in Schauspiel und Erzählung die deutsche Muse. Es ist, wenn man hievon überzeugt ist, nicht nothwendig, jene Früheren zu verwerfen, und das große Bestreben edler Geister zu verkennen,

so wenig, als manche Zeitgenossen und glänzende Talente zu schmähen. Als dieses ward es aber von vielen, indem eine sich bildende Schule der Kritik dies zuerst und bestimmt aussprach, aufgenommen, und die Armuth hielt nun alle Waffen für erlaubt, um das zu bekämpfen, was jetzt Deutschland (wieder Factionen ausgenommen) glaubt, und wohl die schwachen Angriffe auf immer unwirksam machen wird. Gegen jene Stimmung der Aufgeregten und für diese von allen Seiten angefochtene Lehre sollte nun in mancher Wendung auch dieses Fastnachtspiel sprechen.

Durch die neuere Schule der schlesischen Poeten war seit Opitz die Verbindung mit dem deutschen Mittel-Alter, dessen Sprache und Verskunst gleichsam abgegraben; der letzte Nachhall jener ältern Zeit diente nur, und mit dem Namen des Hans Sachs alle elende und verächtliche Bänkelsängerei zu bezeichnen. Goethes freier Sinn fühlte sich zuerst von diesem verschmähten Altvater angezogen, und in einem schönen Gedicht sprach er jugendlich begeistert das Lob des Nürnberger Bürgers aus. Sein Faust, der schon früher begonnen war, wurde in einer

Sprache geschrieben, die der veredelte, tiefsinnigere Widerhall jenes alten vergessenen deutschen Tones war. Und gewiß, wenn man auch Komposition, Gedanke, Charakter, Bild und Leidenschaft dieses Faust, des verwunderswürdigsten Gedichtes einmal beiseit setzt, um die unendliche Fülle dieser Komposition nicht zu berühren, so grünen jenem Kritiker schon Lorbeeren, der einmal über diese Sprachweise genügend reden wird, über diesen tiefen Ton, diese volle Kraft des deutschen Lautes, der wie aus dem reinen Urquell geschöpft, in dieser Mannigfaltigkeit Zier, Schalkheit, Witz, Leichtigkeit, neben dem Ehrbaren, Wundervollen, Klangreichen, Geheimnißvollen und Kindlichen in so unnachahmlichen Wendungen zuläßt. Die ersten Scenen dieses Gedichtes, der Monolog, die Geister-Erscheinung, Wagner, und das Auftreten des Mephistopheles würden allein schon einen großen und einzigen Dichter beurkunden, wenn auch die Naturtöne der Liebe, des Schmerzes und der Sehnsucht nicht im Gedicht aufleuchteten, wenn man auch in diesen Momenten die übrigen großen Werke des Poeten vergäße. Seit jenen Ta-

gen ist unser Hans Sachs wieder etwas zu Ehren gekommen, auch ist sein Dichterton oft auf verschiedene Weise versucht worden. Auch mich reizte es, diesen Schwank in einer ähnlichen Manier anzustimmen, und in einigen heitern Tagen war die Aufgabe ausgeführt, in der ich den Autor selbst als mißmuthig und verdrießlich darstellte, der Rath, Tadel, Lob, Einfältiges und Ueberschwengliches von verschiedenen Masken-Figuren anhören muß, in deren Kleide manche bekannte Gestalten verhüllt sind, so wie einige, die nicht bekannter geworden sind. Es war damals meine Absicht, ein poetisches Journal, von welchem nur zwei Stück erschienen, herauszugeben, um Ansichten oder Entdeckungen in der spanischen Literatur, die damals in Deutschland nur noch wenig bekannt war, auszusprechen, die Gedichte der ältern Engländer, vorzüglich Shakspears zu erläutern, und zugleich die Kritik der neuen Schule in meinem Sinne fort zu führen. Die gutgemeinte Sache wurde ungeschickt angefangen und erregte kein Interesse. Es erfordert ein eignes Talent, um ein Journal annehmlich zu machen, und ich war so der Mannigfaltigkeit aus dem

Wege gegangen, daß ich mich selbst nicht einmal um Mitarbeiter bemüht hatte. Mein Widerwille gegen viele der gelesenen Blätter war im Gegentheil so stark, daß ich die Zeitschrift London und Paris, die damals mit illuminirten Karikaturen nach Gilrey die lesende Welt beschäftigte, selbst (p. 274.) nannte. Diese Art der Literatur hat sich seitdem nicht bei uns verbessert. Der alte Mann (p. 291.) ist der bekannte Nicolai, wie ihn auch Fichte bald darauf in seinem zu heftigen Büchelchen als diesen zitirte. Lessing ward von dieser scheltenden Faction, die der neueren Bildung, ohne sie zu kennen, unbedingt entgegen strebte, immer als Verbündeter und Schutzpatron bei jeder armseligen Behauptung, selbst bei den Gemeinheiten, die man sich erlaubte, vorgeschoben. Jetzt sieht wohl jeder ein, wie wenig dieser Heros neben jenen Kritikern genannt werden muß, und ich erlaubte mir, der ich längst mich an Lessings weniger gelesenen Schriften, vorzüglich dem Briefwechsel, erbaut und gestärkt hatte, dies in Lessings Erscheinung auszusprechen.

War die ältere Welt, jene praktischen Men-

schen, oder diejenigen, die sich zur Schule der alten Philosophie und Poesie rechneten, unbillig, einseitig, oder leidenschaftlich gegen die Bemühungen der neueren Zeit, fehlte es ihnen oft an gutem Willen, noch öfter wohl an Sinn und Fähigkeit, sich die Erscheinungen der neueren Welt deutlich zu machen: so entstand diesen gegenüber ein junges Geschlecht, das ohne Ernst und Fleiß, ohne Begeisterung und Talent, die ausgesprochenen Worte und Gesinnungen nur so oben abschöpfte, mit ihnen prunkte, das nicht verstandene noch übertrieb und zu überbieten suchte, und natürlich von jenen altklugen Verächtern alles Neuen mit zu der verschrieenen Schule gezählt, ja wohl für den Ausbund derselben gehalten wurde; welches Märtyrerthum sich diese zu jungen Propheten wieder recht gern gefallen ließen. Ein solcher ist der Bewunderer, der in diesem Gedichte auftritt. Es fehlt nicht an ähnlichen Liedern, die seitdem in mancher Sammlung gedruckt sind, wie der Begeisterte sie hier vernehmen läßt; aber manche Ausdrücke, z. B. „eine Sache bis zur Religion treiben," sind wieder aus der Mode gekommen. Novalis, Schleiermacher,

Fr. Schlegel und auch das Gedicht von der Genoveva, hatten damals, vor dreißig Jahren, auch den Blick der Gebildeten, der Dichter und Philosophen wieder auf die ganz vergessene Religion und das Christenthum hin gerichtet. Nicht, daß es nicht gläubige Theologen, oder fromme Christen sollte gegeben haben, aber sie waren nicht die Stimmführer, sie hörten nicht nach der Welt und ihren Bestrebungen hin, und wieder nahm Welt und Bildung keine Rücksicht auf sie, wußte selbst von ihnen nichts. Einsam, verkannt stand Hamann, er hatte nur auf einige Freunde, nicht auf seine Zeit gewirkt, und diese Freunde, wie Jacobi und Herder, waren nur ein vermittelndes Element zwischen Religion und Bildung, ohne sie wirklich vereinigen zu können und zu wolleu. Dem ehrsamen Claudius vergab man sein Christenthum, wegen seiner Liebenswürdigkeit; und auch nicht immer. Der edle Schlosser hatte nur wenig wirken können, und Lavater und Stolberg, deren Enthusiasmus alle Rücksicht durchbrochen hatte, waren den Gebildeten zum Gespött geworden. Wie viel bei diesen Religiösen übertrieben, einseitig, oder selbst unbegründet war, wie

viel Einsicht die Vermittelnden in das Wesen des Christenthums hatten, was schon damals sich der politischen Absicht, der Herrschsucht, der Verfinsterung, oder verdächtigen Planen näherte und für diese arbeitete, ist so oft erörtert, bestritten, bewiesen und geläugnet worden, daß diese Crise unserer Zeit hier nur angedeutet zu werden braucht.

Der Dichter ist zum Glück frei, und braucht sich als solcher um diesen theologischen und politischen Streit und Widerstreit nicht zu kümmern. Sonderbar ist es, wenn man ihm anmuthen will, daß seine Phantasieen, wie Laune und Eingebung ihn regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen soll, wenn manche die Begeisterung, die uns die herrlichen römischen Elegieen erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach sich ziehen möchte. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Cultus, Legende, Wundersage, Poesie, Mahlerei, Musik und Architektur entfaltet und erschaffen hat, das Auge verschließen, oder gar dem Dichter verbieten

zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen. In jenen Tagen, von denen ich spreche, war es um so natürlicher, wenn die Begeisterung diese so ganz untergegangene, verschmähte Liebe wieder verkündigte und dem Herzen näher bringen wollte; denn wenn das Christenthum selbst vergessen war, so wurde die katholische Form desselben als Blödsinn und Aberwitz, Aberglaube und Pfaffentrug von den Gebildeten charakterisirt. Wenn damals jene Liebe, die sich des Verschmähten und Verhöhnten in Wort und Lied wieder annahm, und das Edle der verkannten alten Zeit verkündigen und rechtfertigen wollte, hie und da gegen die protestantische Form des Christenthums unbillig schien, so ist auch dies mit der allgemeinen Stimmung zu entschuldigen. Denn Unglaube, seichte Aufklärung, Unphilosophie, Haß alles Heiligen, Geheimnißvollen und aller Ueberlieferung, galt für Protestantismus, und kaum der Gelehrte, viel weniger der Laye konnte die völlige Unwahrheit der verfolgenden Verneiner einsehn, die sich für vorgeschrittene, höher stehende Luther ausgaben.

Von allen diesen sollte der nach dem gemeinen Ausdruck „altfränkisch" verkörperte Altfrank, den ich im vierten Gesicht Todtenheer, des Philander von Sittewald schon vorfand, manches aussagen. Seitdem sind, wie gesagt, dreißig Jahre verflossen, und die Welt hat sich vielfach anders gestaltet. War jene Zeit doch durch Schleiermachers herrliches Buch, „Reden über die Religion," — ja selbst durch den Zusatz auf dem Titelblatt: „an die gebildeten Verächter derselben" völlig charakterisirt. Giebt es deren noch viele heut zu Tage? Könnte man aber nicht vielleicht (und derselbe Autor wäre dessen wohl am fähigsten) bei diesem umsichgreifenden Pietismus, der Kunst und Poesie verschmäht, in beschränktem Buchstabendienst so oft das Edelste verfolgt, und ein kümmerliches, ängstliches Leben für ein frommes ausgeben will, „Reden über die Religion an die ungebildeten Enthusiasten für dieselbe" schreiben? Es ist nicht zu verkennen, daß die poetische oder religiöse Vorliebe für den Katholicismus, die sich vielfältig ausgesprochen, den Protestantismus selbst wieder gekräftigt hat, da ein Gegensatz immer den andern hervor ruft. Das Be-

dürfniß der Religion hat allenthalben das Bewußt- sein, das Streben und das Forschen geweckt. Auch Schulen haben sich gebildet, von denen man nur wünschen muß, daß sie sich immer mit edlen Waffen bekämpfen möchten. Der Razionalist wird dem Mystiker oder Orthodoxen, der Philosoph dem Freunde der Tradition, der Exeget dem Verehrer des Wortes und Geheimnisses immer nur, wenn jeder seinen Beruf erfüllt, scheinbar entgegen stehn. Durch das Gesammtwirken, wenn es redlich und gründlich geschieht, muß die Wissenschaft der Religion gewinnen.

Freilich hört man nun auch von denen, die übertreiben, (und in aufgeregten Zeiten sind es nicht gerade die schwächsten Geister) es dürfe keiner Calde- ron oder Raphaels Madonnen bewundern, wenn er nicht Ernst mache, und selbst auch glaube, wie die katholische Form der christlichen Kirche es will und gutheißt; andre wenden sich neuerdings von den poeti- schen Gestaltungen, die sie wieder, wie zu den Zei- ten der Wiedertäufer, Götzendienst nennen, mit Unwillen hinweg. Man will uns bange damit machen, (und manche Journale und Tagesschrift- steller könnten durch ihr unbesonnenes Geschwätz,

das der katholischen Kirche dienen soll, diese Furcht rechtfertigen,) daß neue Zeiten der Verfinsterung künstlich vorbereitet werden, die Pfaffenthum, Gewissenszwang einführen, und jede unerlaßliche Geistesfreiheit vernichten sollen. Der Jesuitismus soll wiederum erhoben werden, um dem Despotismus zu dienen. Der Gelehrte, der Forscher, der ächte Patriot, der Politiker, der Mängel rügt, der Geschichtschreiber, welcher warnt, alle werden von manchem Zionswächter der Partheien mit verhüllten Worten, oder deutlicher, bald als Obscuranten, bald als Verdächtige, Ketzer, oder zu Freigesinnte bezeichnet. Daß diese Art von Verwirrung in der Kirche und in mehr als einem Staate um sich gegriffen hat, ist nicht zu verkennen: eben so wenig die Gefahr, daß die begeisterte Liebe, wenn sie sich jetzt aus der schwächeren protestantischen Parthei in die zahlreichere der katholischen hinüber begeben wollte, von Priestern und Eigennützigen, von offnen, oder verdeckten Partheihäuptern wohl leichter gemißbraucht werden könnte, als damals in jenen unbefangnern Tagen.

So erscheint denn auch in diesem Gedicht wieder

meine Verehrung vor Jakob Böhme, die damals so vielen Aufgeklärten ein Aergerniß gegeben hat. Als ein Genosse meiner Zeit hatte ich mich früh jenen freien Geistern zugewendet, die der Religion nicht bedürfen. Alles schien mir abgemacht, bewiesen und widerlegt, und das heilige Bedürfniß nach Religion und Geheimniß schlummerte, wie bei so vielen Tausenden, in meinem Herzen. Nur in der Poesie erkannte ich die Mystik und das Heilige, hier durften mir jene nüchternen Frevler keine Laube und keinen Baum zerstören. Dadurch, daß ich mich der Philosophie abgewendet hatte, war, ohne daß ich es wußte, mein Sinn für Mystik erwacht und geschärft worden. Jeder Mensch, wenn er nicht vom Hörensagen lebt, hat eine ihm eigenthümliche Bildung, deren Gang und Entwickelung von jeder andern, auch der des Befreundeten verschieden sein wird, die er darum auch keinem andern empfehlen kann, und jenem noch weniger wird aufdringen wollen. Indem ich, von selbst getrieben, nach Vollständigkeit, oder Umsicht strebte, entwirrte sich aus der Liebe zur Poesie eine Sehnsucht zum Religiösen, ein Zufall gab mir den Böhme in die Hand,

und ich ward geblendet von dem Glanz des innigsten, blühendsten Lebens, von der Fülle der Erkenntniß, erschüttert ward ich von dem Tiefsinn, und von dem Aufschluß beglückt, der sich aus diesem neuentdeckten Reiche über alle Räthsel des Lebens und des Geistes verbreitete. Ich hatte nicht geahndet, daß in diesen Regionen auch Dialektik, gründliche Forschung, Strenge der Folgerungen, kurz, philosophische Kraft und Kunst walten könne, die sich freilich nur dem erschliessen, der sich tiefer in diese wunderbaren Werke hinein lieset. Dieses Studium, das mich einige Jahre beschäftigte, hat mich später zur Philosophie geführt. Viele beginnen mit der Philosophie, und manchem, der nur in den Formeln stehn bleibt, verschließt sich durch sein Forschen der Sinn für die Mystik auf immer, zuweilen auch der für Poesie. Und doch wird nur der Philosoph gründlich und befriedigend lehren können, der die Mystik kennt und liebt, wie nur der ein ächter Mystiker genannt werden kann, der auch in der Vernunft und ihrem Vermögen die göttliche Kraft erkennt und verehrt. Ein leidenschaftliches Zanken der Partheien herüber und hinüber beweiset immer nur, daß beide noch nicht die

freie, nothwendige Mitte gefunden haben, wo sie sich wohl verständigen würden.

Geschah des Andächtigen und Frommgemeinten von jungen Gemüthern in der Hast zu viel, so war es nicht minder schlimm, daß sie das Anstößige, grell Sinnliche eben so zur Schau trugen. Fr. Schlegels Lucinde war die Veranlassung dazu gewesen, und keins seiner Bücher hat, auch in spätern Jahren, seinen Gegnern zu so vielen scheinbaren Triumphen verholfen. Der bloße Name des Buches sollte ihm, wenn er etwas Auffallendes behauptete, oder in irgend einer Meinung paradox schien, die Lippen versiegeln. Es wäre unziemlich, hier über einen vieljährigen Freund, der erst kürzlich in meiner Nähe gestorben ist, mit kritischer Schärfe sprechen zu wollen. Selbst sein Bruder hat es für nothwendig gehalten, öffentlich zu erklären, daß er in den neueren Bestrebungen nicht den gleichen Weg mit ihm gehn könne. Fr. Schlegels heftiger Geist war von je an geneigt, die Extreme zu suchen, und das in allen Dingen so nothwendige Maaß nicht zu beobachten, so wie er auch die Form für manche seiner Werke nicht finden konnte oder zu suchen verschmähte. Dies

letzte war es wohl vorzüglich, was schon beim Erscheinen die Lucinde vielen Lesern verleidete. Es kann auffallen, daß dieses Buch so viel Anstoß erregt hat, und so verrufen geblieben ist, wenn wir sehn, daß, mancher Ausländer zu geschweigen, Wielands komische Erzählungen, oder Thümmels Reisen, nur wenige Widersacher gefunden haben, und selbst ernste Gemüther diese Lüsternheit oder das Aergerniß entschuldigten, die Recensenten aber keinen Anstand nahmen, öffentlich zu loben. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß Schlegels Buch, über welches sich damals in vertrauten Briefen ein Befreundeter mit vielem Witze, der das Gemälde als ein lauteres und unschuldiges beleuchten sollte, vernehmen ließ, in manchen Stellen jene heilige Scham verletzt, die auch der Dichter der Liebe nie kränken soll. Wäre das Buch ein Gedicht in Liedern und Stanzen, oder spräche es mit heiterm Muthwillen einen ersonnenen Roman aus, so würde diese Uebertragung schon das meiste entschuldigen. Es verletzt dadurch, daß es sich fast als Konfession aufdrängt. Mit einem Wort, die Ungeschicklichkeit des Autors beleidigt mehr, indem die Erfindung formlos hingestellt ist,

als die Erzählung selbst. Sonst sind der witzigen, geistreichen, glänzenden Stellen genug in diesem geschmähten Büchelchen, andre voll großer, poetischer Kraft und tiefen Ernstes. Es ist eben darum nicht leicht, eine befriedigende Kritik über diese sonderbare Chimäre zu geben, wenn man nicht aus dem Standpunkt der Moral, der ehrwürdig ist, kurz und gut den Stab über den zu linkischen Frevler bricht.

Im Munde des Altfrank ist eine Ankündigung von Schauspielen, deren Inhalt die Darstellung des dreißigjährigen Krieges ist. Von Shakspears Bürgerkriegen begeistert, hatte ich mich schon seit Jahren mit den Studien dieser trübseligsten aller Geschichten beschäftigt, ich hatte gesammelt, vorgearbeitet, und das Gedicht angefangen. Krankheit, veränderter Wohnort, andre Plane verhinderten die Fortsetzung. Der Friede ist freilich bei diesem großen Entwurf mehr ein nothwendiges Ende, als ein wahrer poetischer Schluß, völlig jenem Kampf der Rosen unähnlich, wo der Dichter auf die blühende Zukunft, auf die herrliche Zeit der Elisabeth hindeuten konnte.

Der Prolog zur Magelone ist ein Fragment eines Gedichtes, welches auch jetzt noch nicht vollendet ist. Zu der Zeit, als ich an dem früher begonnenen Roman „Alma,“ arbeitete, aus welchem Sonette in meinen Gedichten abgedruckt sind, fing ich dieses Drama an, welches als Allegorie zwischen Octavian und Genoveva eintreten sollte.

Ich hatte mich seit 1801 sehr viel mit der altdeutschen Poesie beschäftigt; die Gedichte der Minnesänger, welche bald nach diesem Jahre herauskamen, waren damals, nach langer Pause, in welcher jene deutschen Meister fast wieder waren vergessen worden, der erste Versuch, die Aufmerksamkeit von neuem auf diese Erscheinungen zu lenken. Mit jenen Liedern beschäftigte mich zugleich das Epos der Niebelungen. Ich forschte in Chroniken und Geschichtswerken, und glaubte manche größere oder kleinere Entdeckung gemacht zu haben. Die Eddalieder wurden fleißig von mir studirt, so wie die isländische Wilkina-Saga, die nachher mein Freund von der Hagen übersetzt hat. Ich faßte endlich den vielleicht zu kühnen Entschluß, die Lücken des großen Heldengedichtes, die mich an einigen Stellen

störten, auszufüllen, das, worauf sich das Gedicht selbst an manchen Orten bezieht, und was ich in andern Liedern gefunden hatte, anzufügen, und so ein Ganzes hervor zu bringen, das sich der Nation empfehlen und ohne literarischen Krieg ein Volksbuch werden könnte. Da bis dahin nur Bodmer von dem Epos gesprochen, Johannes Müller es nur einmal lobend erwähnte, und fast Niemand den Druck selbst gelesen hatte, so durfte ich auf unbefangene Theilnahme rechnen, da wohl nur die wenigsten die versuchten Ergänzungen erkannt hätten. Mein Freund, W. v. Schlegel, der sich schon 1799 mit dem großen Werke beschäftigt und auch eine verständliche Umarbeitung im Sinne hatte, würde meine Arbeit, eben als Kenner, nachsichtig behandelt haben. Als ich im Jahre 1805 in München war und meine Arbeit schon ziemlich vorgerückt sich, verglich ich den Codex, der sich dort befindet, genau mit dem gedruckten Werk, trug die Varianten und alle Verse ein, die dem Müllerschen Exemplar fehlten, und wurde selbst in der Arbeit am Gedicht nicht ganz durch die lähmende und schmerzhafte Gicht gehindert. Auf der Rückreise von Italien verweilte

ich bloß wegen des Manuskriptes der Niebelungen einige Tage in St. Gallen, um auch dort die Varianten und fehlende oder hinzugefügte Verse genau zu bemerken. In Rom selbst aber arbeitete ich 1805 und 1806 fleißig auf dem Vatican; nicht nur zogen die Heldenlieder, die sich mehr oder weniger auf die Niebelungen beziehn, meine Aufmerksamkeit an sich, sondern ich durchlas alle altdeutschen Handschriften, die ich dort fand, und kopirte vieles aus den meisten. Da ich einen Druck vom Titurell mit mir hatte, so verglich ich auch diesen mit den verschiedenen Handschriften aus früherer und späterer Zeit, die ich dort antraf; eben so den Tristan und Iwein. Das alte merkwürdige Heldengedicht vom König Rother kopirte ich ganz, und gab es nachher meinem Freunde von der Hagen, der es in den altdeutschen Gedichten hat abdrucken lassen. Als ich im J. 1806 nach Deutschland zurück gekommen war, setzte ich meine Arbeit der Niebelungen fort; nur war, als im folgenden Jahre die Umarbeitung des gelehrten v. der Hagen erschien, mir die Lust, eine neue Welt den Deutschen aufzuschließen, verdorben, auch jene Unbefangenheit der Leser, die ich so sehr

mit eingerechnet hatte, war nun verschwunden, da mir jedermann gleich meine Zusätze nachweisen konnte. In jenem Jahre wollte ich zugleich eine gründlichere Nachricht, als man bis dahin gehabt hatte, von den deutschen Handschriften des Vaticans herausgeben. Es wäre an der Zeit gewesen, aber ein böser Geist schob mir unvermerkt den Plan unter, diese Nachricht zugleich mit einer Geschichte der alten deutschen Poesie zu verbinden. So erweiterte sich mein Studium, Bücher und Bibliotheken wurden gesendet und besucht, selbst verschiedene seltene Manuskripte, die man mir anvertraut hatte, wurden zum Theil abgeschrieben. Der zu große Umfang des Plans machte das Nützliche unmöglich, welches sich leicht hätte ausführen lassen, und so blieb für's Erste alles liegen. Den König Rother und einige andre Heldenlieder, die sich dem epischen Kreise anschließen, der sich um Etzel oder Attila zieht, hatte ich indessen modernisirt, um sie lesbar zu machen, diese sollten ein eignes Heldenbuch bilden. Aus dem Rother ließ Achim von Arnim in seiner Zeitung, die er damals herausgab, die hier (im 13ten Bande) erscheinende Episode drucken.

Als ich 1801 und im folgenden Jahre zum erstenmale Dresden zu meinem Aufenthalt gewählt hatte, besuchte ich oft das sogenannte Sommertheater auf dem Linkischen Bade. Diese Bühne war gewissermaßen eine Opposition gegen jene, die in der Stadt während der Wintermonate spielte. Im Winter sah man die Schauspiele des Kotzebue und Iffland, zuweilen ein Werk Schillers, Lustspiele von unbekannteren Verfassern, und alles ging so zu, wie auf den übrigen deutschen Theatern, nur hatte sich, vorzüglich im Tragischen, eine Art der Darstellung gebildet, die mir nicht zusagte. Das Theater war mir damals überhaupt durch die Monotonie, die auf ihm herrschte, ermüdend geworden, und ich wallfahrtete gern zu jener heitern, unbefangenen, oft auch albernen und zuweilen rohen Bühne, die den dreißigjährigen Abc-schützen, den alten Ueberall und Nirgends, die Teufelsmühle und dergl. und neben diesen auch die Donau-Nixe gab, alles meist Wiener Produktionen, die auf den Nebentheatern dort Glück gemacht hatten. Ein doppeltes Theater, wo in jedem Local eine ganz andre Welt spielt, ist immer erfreulich,

und für den sogenannten guten Geschmack auch nützlich. Das Widersprechende kreuzt sich nicht, und das Alberne wird, weil es nicht mit dem Besseren vermischt wird, weniger thöricht. Diese Donau-Nixe, die nachher auch von allen vornehmen und Hoftheatern mit vielem Beifall der gebildeten Zuschauer ziemlich lange gewirkt hat, ist so kindisch und unbewußt, so blos auf die gemeinste Wirkung hingeführt, daß sie fast wieder wie ein Natur-Produkt wird, und man kaum noch den ordnenden und schaffenden Menschengeist gewahr wird. Als eine solche Natur-Anschauung hatte sich die wunderliche Erscheinung meiner Phantasie bemächtigt, und unmittelbar entspann sich ein allegorisches Gedicht, das ich freilich erst verschiedene Jahre später angefangen habe. Man findet über diesen Gegengenstand einiges im Solgerschen Briefwechsel. Der Herausgeber einer Sammlung von Gedichten wünschte vor geraumer Zeit irgend etwas von mir mit aufnehmen zu können, es störte ihn nicht, daß ich ihm nur diesen ersten Akt, als Fragment anbieten konnte, und so erschien dieser damals in der Sängerfarth, von Förster.

Im vierzehnten Bande befindet sich die Novelle der Geheimnißvolle, die, ob sie schon nach 1819 geschrieben wurde, doch in diese Sammlung aufgenommen ist. Der Kenner sieht vielleicht, daß der Gegenstand ursprünglich zu einer Comödie bestimmt war, die letzte Entwickelung nämlich. Nachher, als ich es zu einer Erzählung umschuf, mußte das dramatische Element zurücktreten, und die ersten zwei Drittheile, die mir im erzählenden Vortrage nothwendig schienen, wurden hinzugefügt.

Wir brauchen jetzt das Wort Novelle für alle, besonders kleineren Erzählungen; manche Schriftsteller scheinen sogar in diese Benennung eine Entschuldigung legen zu wollen, wenn ihnen selbst die Geschichte, die sie vortragen wollen, nicht bedeutend genug erscheint. Was wir mit dem Roman bezeichnen wollen, wissen wir jetzt so ziemlich; aber der Engländer nennt schon seit lange alle seine Romane Novellen. Als das Wort zuerst unter den Italiänern aufkam, sollte es wohl jede Erzählung, jeden Vorfall bezeichnen, die neu noch nicht bekannt waren. So wurde der Name fortgebraucht, und die Italiäner zeichneten sich dadurch aus, daß

ihre meisten Geschichten, die sie gaben, anstößig, obscön oder lüstern waren. Unzucht, Ehebruch, Verführung, mit lustigem Geist, sehr oft ohne alles moralisches Gefühl vorgetragen, nicht selten bittre Satyre und Verhöhnung der Geistlichen, die seit Boccaz, um so mehr sie regieren wollten, um so mehr von den Witzigen verspottet wurden, ist der Inhalt der meisten dieser Novellen. Als Cervantes seinem züchtigern Volke, das unter einer strengen geistlichen Polizei stand, Novellen geben wollte, mußte er diesem ärgerlichen Titel das Beiwort moralisch hinzufügen, um anzuzeigen, daß sie nicht im Tone jener italiänischen seyn sollten.

Boccaz, Cervantes und Göthe sind die Muster in dieser Gattung geblieben, und wir sollten billig nach den Vorbildern, die in dieser Art für vollendet gelten können, das Wort Novelle nicht mit Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall, oder gar Anecdote als gleichbedeutend brauchen. Das Wort Humor entstand gegen 1600 bei den Engländern zufällig, und jetzt können wir es in unsern Kunstlehren nicht mehr entbehren, um Productionen und eine Eigenschaft des Geistes zu bezeichnen, die

weder mit Laune, Geist noch Witz charakterisirt sind. Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden, als eine Erzählung; diese sich von Geschichte unterscheiden, und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinern Vorfall in's hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet völlig umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter andern Umständen wieder alltäglich sein könnte. So erfahren wir es im Leben selbst, so sind die Begebenheiten, die uns von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgetheilt, den tiefsten und bleibendsten Eindruck machen.

Um uns an ein Beispiel zu erinnern. So ist in jener Göthischen Novelle in den Ausgewanderten, der sich aufhebende Ladentisch, der das Schloß überflüssig macht, welches der junge Mann eine Zeitlang benutzt, um sich mit Geld zu versehen, ein

solcher alltäglicher und doch wunderbarer Vorfall, eben so wie die Reue und Besserung des Jünglings, die in eine Zeit fällt, daß sie fast unnütz wird. Das sonderbare Verhältniß der Sperata im Meister, ist wunderbar und doch natürlich, wie dessen Folgen; in jeder Novelle des Cervantes ist ein solcher Mittelpunkt.

Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die ächte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen andern Gattungen der Erzählung unterscheidet. Aber alle Stände, alle Verhältnisse der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigenthümlichkeiten sind dem klaren dichterischen Auge gewiß nicht minder zur Poesie und edlen Darstellung geeignet, als es dem Cervantes seine Zeit und Umgebung war, und es ist wohl nur Verwöhnung einiger vorzüglichen Critiker, in der Zeit selbst einen unbedingten Gegensatz vom Poetischen und Unpoetischen anzunehmen. Gewinnt jene Vorzeit für uns an romantischem Interesse, so können wir dagegen die

Bedingungen unsers Lebens und der Zustände desselben um so klarer erfassen.

Es wird sich auch anbieten, daß Gesinnung, Beruf und Meinung, im Contrast, im Kampf der handelnden Personen sich entwickeln, und dadurch selbst in Handlung übergehen. Dies scheint mir der ächten Novelle vorzüglich geeignet, wodurch sie ein individuelles Leben erhält. Eröffnet sich hier für Räsonnement, Urtheil und verschiedenartige Ansicht eine Bahn, auf welcher durch poetische Bedingungen das klar und heiter in beschränktem Rahmen anregen und überzeugen kann, was so oft uns beschränkt und unbedingt im Leben als Leidenschaft und Einseitigkeit verletzt, weil es durch die Unbestimmtheit nicht überzeugt und dennoch lehren und bekehren will, so kann auch die Form der Novelle jene sonderbare Casuistik in ein eigenes Gebiet spielen, jenen Zwiespalt des Lebens, der schon die frühesten Dichter und die griechische tragische Bühne in ihrem Beginn begeisterte. So hat man wohl dasjenige, was sich vor dem Auge des Geistes und Gewissens, noch weniger vor der Satzung der Moral und des Staates nicht ausgleichen läßt, Schicksal genannt,

um die Streitfrage vermittelst der Phantasie und der religiösen Weihe in einen höhern Standpunkt hin- aufzurücken; Orest vom Gott der Weissagung begei- stert, wird Muttermörder, und als solcher vom älte- sten und einfachsten Naturgefühl in der Gestalt der Erynnien verfolgt, bis Gott und Mensch ihn frei spre- chen. Und wie der Dichter hier das Geheimnißvolle zwar klar, menschlich und göttlich zugleich, aber doch wieder durch ein Geheimniß ausgleichen will: so ist in allen Richtungen des Lebens und Gefühls ein Un- auflösbares, dessen sich immer wieder die Dichtkunst, wie sie sich auch in Nachahmung und Darstellung zu ersättigen scheint, bemächtigt, um den todten Buchstaben der gewöhnlichen Wahrheit neu zu bele- ben und zu erklären. Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenschaft und Begeistrung uns in himmlischer Trunkenheit auf den Gipfel des Olymp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menschen und den Irrgang ihres Schicksals mit erhabenem Mitleid zu sehn und zu verstehn; führt uns der Roman der Wahlverwandschaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Fa- milienlebens und der neuesten Zeit; so kann die

Novelle zuweilen auf ihrem Standpunkt die Widersprüche des Lebens lösen, die Launen des Schicksals erklären, den Wahnsinn der Leidenschaft verspotten, und manche Räthsel des Herzens, der Menschenthorheit in ihre künstlichen Gewebe hinein bilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmuth, das Menschliche, und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. Darum ist es dieser Form der Novelle auch vergönnt, über das gesetzliche Maaß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unpartheiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehn. Es läßt sich ohne Zweifel das Meiste und Beste im Boccaz nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, was niemand wohl mit den spätern italiänischen Novellisten versuchen möchte.

Ich habe hiermit nur andeuten wollen, warum ich im Gegensatz früherer Erzählungen verschiedene meiner neueren Arbeiten Novellen genaunt habe.

Dresden, im Mai 1829.

L. Tieck.

Karl von Berneck.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

1795.

Personen.

Walther von Berneck.
Mathilde, seine Gemahlin.
Reinhard, } seine Söhne.
Karl,
Der Burgvoigt.
Conrad, } Knappen auf Berneck.
Franz,
Georg,
Leopold von Wildenberg.
Heinrich von Orla.
Adelheid, seine Schwester.
Wilhelm, sein Knappe.
Adelheids Hofmeisterin.
Rudolph von Ebenburg.
Ritter.
Damen.
Knappen.
Knechte.
Geister.

Erster Akt.

(Seeufer, das Meer ist noch unruhig, ein Gewitter, das fortzieht.)

Walther von Berneck. Rudolph von Ebenburg. Heinrich von Orla, der für sich auf und ab geht, Wilhelm und andere Knappen. —

Rudolph.

Ich eile, um so bald als möglich in Deutschland zu sein.

Walther.

Alle meine Wünsche gehn mit Dir, guter Rudolph. Verfüge Dich dann sogleich nach meinem Schlosse, und bringe meiner Gattin und meinen Kindern Nachricht von mir; erzähle ihr, wie ich tausendmal unter den Säbeln der Ungläubigen dem Tode ausgesetzt war, wie auf der Hinreise nach dem gelobten Lande mich Beschwer und Gefahr verfolgten, wie wir noch jetzt beim Landen einem Sturme nur so eben entronnen sind, und wie ich, wenige Wochen nach Dir, sie alle auf Berneck zu umarmen gedenke.

Rudolph.

Und dann besuch' ich Euch auf Eurem Schlosse, und wir feiern dann bei einem fröhlichen Gelage das Andenken der Vergangenheit.

Walther.

Wenn Gott uns diese Freude vergönnt, ja! denn Rudolph, ich habe gefunden, daß man in dieser Welt auf nichts gewiß hoffen darf, wenn man nicht verzweifeln will; es ist mit dem Leben wie mit der Saat; alle Körner gehn nicht auf, und wenn nur kein Mißwachs daraus entsteht, müssen wir schon die Hände aufheben und Gott danken.

Rudolph.

Ihr seid alt, Ihr dürft schon so sprechen, aber für mich, den Jüngling, ist der Gedanke niederschlagend!

Walther.

Auch Du wirst Mann, wirst Greis werden, das heißt, Du wirst von Deinen Erwartungen nach und nach immer mehr abziehn, bis Dir am Ende nichts übrig bleibt, als die Hoffnung auf ein ruhiges und seliges Ende.

Rudolph.

Warum leben wir dann aber, und mühen uns so ab?

Walther.

Weil es so sein muß, und weil wir dazu keine Gründe verlangen. — Aber geh, sonst möchte Dir das Geschwätz und die Lehre eines Greises eben so verdrießlich fallen, als jenem Manne dort, der es nicht unterlassen konnte, auf mich zu schmählen, indem der Himmel drohte und die empörte Meeresfluth schalt. — Bei Gott! es sind die Zeiten gekommen, in denen das Alter verachtet wird; jeder Knabe, der einen Bart an seinem Kinne fühlt, darf trotzig die Erfahrungen des Mannes verspotten, weil seine Zunge gewandter und sein Arm vielleicht stärker ist. — Ich habe diesen Heinrich von

Orla fast erzogen, er sah an meiner Seite sein erstes Thurnier, und jetzt darf er mir nun so frech widersprechen, mit andern über meine Gebrechen zischeln und lachen. —

Heinrich.

Ihr verkennt mich! bei Gott! Ihr verkennt mich.

Walther.

Mag sein, aber Ihr habt mich auch verkannt, Ihr habt Euch selbst verkannt. Heftigkeit ist nicht immer ein Zeichen des Muthes und der Großherzigkeit; wer sich so sehr gegen das Alter vergessen kann, mag bei einer andern Gelegenheit auch seiner anderen Ritterpflichten vergessen.

Heinrich.

Ritter Walther, keiner, als Ihr, dürfte mir ein solches Wort bieten.

Walther.

Willst Du etwa, daß wir unsern Zwist mit dem Degen ausmachen?

Rudolph.

Ich bitt' Euch, laßt mich nicht von Euch scheiden, ehe ich Euch nicht wieder beruhigt, nicht wieder Freunde sehe.

Heinrich.

Ich gebe Euch mein Wort, ich bin beruhigt. — Meine Ungeduld übereilte mich, als Walther mitten im Sturm, indem wir schon das Land sahen und noch nicht landen konnten, als Wellengeräusch mein Ohr erfüllte und die Winde mich betäubten, als er da von Muth und Gelassenheit sprach, indem noch keiner den Muth verloren hatte, als er sich mit dem Ungewitter

verband, meine Ungeduld zu vermehren. — Aber es ist vorüber. —

Rudolph.

Gewiß?

Heinrich.

Bei meiner Ritterehre!

Rudolph.

Nun so lebt wohl, recht wohl: in Deutschland sehn wir uns bald und freudig wieder. geht ab.

Walther.

Ungeduld? — Ungeduld! — Als ich ein Jüngling war —

Heinrich, der auf ihn zugeht und seine Hand ergreift.

Vergebt mir, seht, ich bitte Euch darum, als ein Beschämter, ein Ueberführter, ich gesteh' es, ich war zu rasch! — Seid Ihr nun zufrieden?

Walther.

O Heinrich! wüßtest Du, was in meiner Seele liegt! —

Heinrich.

Ihr seid gerührt, alter Mann. — O Ihr habt Recht, ich bin ein unbesonnener Knabe. — Vergebt mir, seht, ich schämte mich nur vorher, gleich meine Reue so baar und offen zu zeigen; o betrachtet mich wieder einmal als Euren Sohn und versöhnt Euch mit mir von Herzen.

Walther, der ihn umarmt.

O Heinrich, Du weißt nicht, und ich kann es Dir nicht sagen, wie mir war, als ich Europa wieder sah. Wie ein nüchternes Erwachen blies mir der Wind vom Lande her entgegen, alle trübsten Zeiten, die ich

je erlebt, und nun schon längst vergessen hatte, kamen in mein Gemüth zurück. — Glaube mir, ich war nie glücklich, und diese Ueberzeugung faßte mich jetzt so schrecklich an.

Heinrich.

Ihr seid von Euren Wunden noch nicht ganz genesen.

Walther.

Nein, Heinrich, es ist nicht das. — O wenn ich dazu aufgelegt wäre, könnte ich Dir alte Mährchen erzählen, die ich in manchen Stunden nur zu sehr glauben muß. — Jedem von unserm Stamme ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt. — Ihn erkenn' ich in jedem Ungewitter, in jeder Krankheit wieder; kömmt mir ein blasses Gesicht entgegen, so zittre ich schon im voraus wegen der entsetzlichen Neuigkeit, die ich vernehmen soll. Die Trübseligkeit geht mir nach wie mein Schatten, und erbt vom Vater auf den Sohn, und keiner wird vielleicht diesen schwarzen Stein aus seinem Wege wälzen.

Heinrich.

Ihr erhitzt Euch.

Walther.

Da komm ich nun aus dem gelobten Lande zurück, und alles was ich that und litt, das ganze Gedränge trüber Tage liegt wie ein albernes Mährchen da, wie die Abendlüge eines Minnesängers. Wem hat unser Zug genutzt und wem nicht geschadet? Die Engel haben mit Lächeln auf unsern kindischen Eifer herabgesehn, und uns nicht durch Glück in unsrer Thorheit bestärken wollen. — Und nun kehren wir zurück —

Heinrich.

Und die Freuden des Vaterlandes warten auf Euch.

Walther.

Freuden? — Eben das war es, daß mir jeder Baum, jeder Berg und jede ziehende Wolke zu verkündigen scheint, daß ich vergeblich auf so etwas warte. Mir ist wie in einem fest verschlossenen Kerker, in dem ich den Klang der frohen Welt nur aus einer tiefen Ferne höre. Ich kann nicht sagen, daß ich mich drauf freue, mein Weib und meine Kinder wiederzusehn.

Heinrich.

Die Melankolie trübt Euch selbst die heitersten Aussichten.

Walther.

Ach! Ihr versteht mich nicht, und ich könnte fast von neuem darüber zornig werden. — Alles dies Gefühl sonderte mich von den übrigen im Schiffe ab, die sich auf Verwandte und Vaterland freueten, daß ich ihre Ungeduld im Sturme durch meine stillern Gedanken zu sänftigen suchte. — Denn was wäre es denn mehr gewesen, wenn uns die Fluth verschlungen hätte?

Heinrich.

So traurig habe ich Euch noch nie gesehn.

Walther.

Ihr geht nun zum heiligen Jago von Campostella?

Heinrich.

Ja, ein unerfülltes Gelübde meines verstorbenen Vaters treibt mich dorthin. — Aber vergönnt, daß ich Eurer noch pflege.

Walther.

Nein, mein Sohn, Du mußt fort; Du scheinst
den Werth eines Gelübdes nicht zu kennen.

Heinrich.

Ihr habt gemacht, daß mir jedes Geschäft, das
wir uns vorsetzen, unnütz und thöricht erscheint.

Walther.

Nein, Du mußt fort.

Heinrich.

Wenn man so über Bestimmung und Thätigkeit denkt,
möchte man verzweifeln.

Walther.

Man soll eben nicht denken, und die Menschen
erzweifeln auch daran nicht.

Heinrich.

Ob wohl meine Schwester noch lebt? —

Walther.

Nun, Ihr reiset. — Lebt wohl! —

Heinrich.

Kommt, ich will wenigstens noch ein Stündlein in
ener Herberge mich zu Euch setzen, ich will Euch noch
inmal recht in's Auge fassen, denn wer weiß, ob wir
ns wiedersehn. — sie gehn Arm in Arm ab.

(Saal auf der Burg Berneck.)

Conrad. Georg und Franz. Knappen.

Franz.

Ei, Du bist auch gar zu pünktlich.

Georg.

Freilich!

Conrad.

Wenn Ihr Euren Dienst ordentlich und redlich verrichten wollt, so könnt ihr nicht zu pünktlich sein. — Dich, Franz, hab' ich immer ungern hier im Schlosse gesehn, weil Du jeden neuen Knappen, der hier anzieht, verdirbst.

Franz.

Ich? — Nun da bist Du alter Bär doch der Erste, der mir das sagt.

Conrad.

Daß Dich das Wort nicht noch einmal gereut! — Ich weiß, daß Du die Gottesfurcht verachtest, und mit beiden Füßen in dem Pfuhl der Sünde stehst; mein weißes Haar darf also wohl nicht ein wenig Respekt von Dir fodern. Nun, Du wirst Deiner Strafe nicht entlaufen.

Franz.

Indeß Ihr predigt, könntet Ihr auch etwas thun.

Conrad.

Ich bin Euch zum Aufseher bestellt, nicht Ihr mir: die Wirthschaft hat sich hier gar wunderlich umgedreht.

Der Burgvoigt tritt auf.

Burgvoigt.

Nun, Kinder, Leute, alles in Ordnung? — Heut Abend ist großes Fest, prächtige Versammlung hier. — Setzt die großen Pokale auf, so will es unsre Hausfrau. — Du, Franz, sollst noch nach einigen Gästen

reiten, der Leopold von Wildenberg soll noch gebeten werden, er ist gestern erst auf sein Schloß drüben angekommen.

Franz ab.

Burgvoigt.

Tummle Dich, Georg, in den Keller! — Ich habe noch tausend Sachen zu besorgen. — ab mit Georg.

Conrad.

Ein herrlicher Burgvoigt! Der nur für die Weine sorgt und alles übrige gehn läßt, wie es nur selber Lust hat. — O mein guter alter Herr! mit dem ich so manches Leid, so manche Freud' ertragen! wo bist Du? soll Dich mein Auge nicht noch einmal vor meinem Tode sehn? Und wenn Du nun kömmst und findest alles so verwandelt! — Dein Bild hängt hier über der Tafel und sieht den Unfug mit an! Trauerlieder sollten durch die Hallen summen und Pokale werden klingen. ab.

Reinhard und Mathilde.

Mathilde.

Unserm heutigen Feste hättest Du noch beiwohnen sollen.

Reinhard.

Ich kann nicht, denn ich fürchte schon jetzt zu spät zum Thurniere zu kommen. Jeder Ton, den ich höre, klingt mir wie ein ferner Trompetenruf, ich habe schon zu lange geweilt.

Mathilde.

Kömmst Du zurück, wenn das Thurnier geendigt ist?

Reinhard.

Ich weiß es wahrlich nicht, denn Leopold von

Wildenberg hat mich schon seit lange mit zwei andern Gesellen auf sein Schloß beschieden, und ich freue mich ihn kennen zu lernen.

Mathilde.

Du sahst ihn nie?

Reinhard.

Nur mal in der Ferne, aber ich habe ihn nie gesprochen; daß er heut zu Eurem Feste gebeten ist, ist die einzige Ursach, daß ich ungern fortreite. Was hört man nicht alles von dem Manne!

Mathilde.

Tapfer soll er sein.

Reinhard.

Wie der heilige Georg, alle Frauen mögen ihn auch deswegen gern. Schön ist er nicht, denn Narben in Schlachten und in Zweikämpfen erhalten, entstellen sein Gesicht, aber wenn man ihn sieht, so fühlt man recht in der Brust, was das Wort Mann zu bedeuten hat.

Mathilde.

Aber er ist doch immer wild und unbändig.

Reinhard.

Nicht wahr, Mutter, weil er nicht auf den Klang der Minnelieder hört, oder noch kein Weib genommen hat? Darin sind sich die Frauen doch alle gleich, sie trauen keinem recht, der nicht getraut ist, oder wenigstens von einer Braut etwas zu sagen weiß.

Mathilde.

Du scheinst Dir ihn schon jetzt zum Muster genommen zu haben?

Reinhard.

Würdet Ihr mich darum schelten?

Mathilde.

O ja, denn man erzählt auch viel von Jungfrauen, die er verführt, und von manchen andern wilden Thaten, die er verübt hat.

Reinhard.

Darüber seid unbesorgt, denn bis jetzt ist mir mein Streitroß immer noch schöner vorgekommen, als jedes weibliche Geschöpf, das ich sah. — Aber lebt wohl, wir verderben hier die Zeit mit Schwatzen.

Mathilde, umarmt ihn.

Viel Glück, theurer Sohn, im Thurnier, bringe mir den Preis zurück; doch ohne ein Fräulein im Herzen wirst Du ihn sicher nicht erringen.

Reinhard.

Vielleicht doch! ab.

Mathilde.

Wie schön ihm seine Wildheit steht! — Da sprengt er schon fort! — Er wird mit den Jahren ein Muster der Ritterschaft. — Warum sind ihm viele Männer so ungleich? ab.

(Ein Zimmer in der Burg.)

Karl von Berneck und Conrad. Karl sitzt auf einem niedrigen Fußschemmel und hört aufmerksam Conrad zu.

Karl.

Nun so fahre fort, lieber Conrad.

Conrad.

Ach! ich kann diese Historie immer nicht ohne Thränen erzählen.

Karl.

Und ich muß weinen, wenn ich zuhöre.

Conrad.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heimonskinder, und waren von einer großen Macht belagert. Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten, Adelhart und Writsart auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er große Felsensteine hinunter warf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold war schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der Morgensonne einen fernen Reiter und verkündigt's seinen Brüdern; ach! theure Brüder! rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knieen und sahen hin, und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Ritsart der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin so schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihre Arme, und er sah ebenfalls das Roß Bayart; worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden

genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte große Sprünge, um zu seinem Herrn Reinold zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinhold seine Kniee und ließ ihn aufsteigen. — Nun wurden sie durch ihre Tapferkeit aus dieser bedrängten Lage gerettet.

Karl.

Laß es gut sein, lieber Conrad, erzähle auf ein andermal den Erfolg dieser Geschichte, die mir so lieb ist. Ist mein Bruder schon zum Thurnier geritten?

Conrad.

Ja.

Karl.

Mich dünkt, die Welt ist, so wie es in ihr zugeht, nicht gut eingerichtet.

Conrad.

Ihr seid immer so bekümmert, Junker; sagt mir was ist Euch? Wollt Ihr Eure Jugend schon so durch Gram trüben?

Karl.

Und warum soll ich nicht jetzt eben so gut, wie im Alter ernsthaft seyn? — Es giebt Menschen, die dazu ausgelesen sind, nur die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen.

Conrad.

Ei! warum nicht gar!

Karl.

Sieh nur die Heldengeschichten durch. Wie viele Menschen sind bloß dazu, den Einen zu verherrlichen,

den Einen Hervorragenden groß zu machen; Es muß auch diese untergeordneten Geister geben und ihrer müssen mehr sein, als der andern.

Conrad.

Das ist wahr; aber es ist mir wahrlich noch niemals bei einer Heldengeschichte eingefallen.

Karl.

Es ist mein erster Gedanke, wenn ich so höre, wie viele Reinold in dem Gefechte, oder in jenem erschlug, unter denen gewiß viele edle wackre Männer und Jünglinge waren, die vielleicht einst seine vertrautesten Freunde und Genossen hätten werden können. Alle diese sind als eine fast unnütze Zugabe in die Welt geworfen, wie die überflüssigen Früchte fallen sie vom Baume, ehe sie reif sind. Und warum soll ich nicht einer von diesen sein?

Conrad.

Ach, liebster Junker, betrübt mich nicht durch diese Gedanken.

Karl.

Ich bin bange, in der Welt weiter zu leben. — Wurde dem guten Rosse Bayart nicht auch mit dem schnödesten Undanke vergolten? Mußte es nicht in den Wellen umkommen, damit sein Herr sich nur mit dem Könige versöhnen konnte? Darum muß ich immer schon in der Mitte dieses Kindermährchens weinen, weil mir der Ausgang schon vor Augen schwebt.

Conrad.

Ach, ich sehe wohl, Ihr habt ein gar nachdenkliches Gemüth, und das taugt für dieses Leben nicht.

Karl.

Sage mir, warum bin ich nicht Ritter, wie mein

Bruder, da er doch nur Ein Jahr älter ist, als ich? Warum darf ich kein Thurnier besuchen? Warum muß ich unerzogen mich hier im Schlosse auf und abtreiben und darf nichts sagen, nichts reden? Wie ein Kind werd' ich gehalten und muß es hoch erkennen, daß ich zuweilen jagen darf. — O wenn mein Vater hier wär!

Conrad.

Ja wohl da würde es anders sein.

Karl.

Wenn ich im Waffensaale auf und abgehe, so ist es, als wenn jedes Schwerdt, und jeder Schild mich verhöhnte. — Wie alt war Reinold, als ihn sein Vater Heymon zum Ritter schlug?

Conrad.

Funfzehn Jahr.

Karl.

Und ich bin neunzehn! — Muß ich mir nicht von den Leuten meiner Mutter übel begegnen lassen? Muß ich nicht Troß und Schimpf erdulden? Indeß mein Bruder schon eine Burg beherrscht und mich, seinen Bruder, seinen Bruder, der ihn liebt, wie einen Knecht behandelt.

Conrad.

Es ist Unrecht, es ist Sünde.

Karl.

Darf ich es sagen, wie unschicklich ich es finde, daß meine Mutter in ihrem Wittwenstande Gäste ladet, und Gelag und Schmaus die Hallen mit Getöse füllt? — O ich möchte an der Seite meines Vaters kämpfen! wer weiß, er mag schon todt sein, und keiner kümmert sich um ihn. — Conrad, es ist schändlich! Ich träume

oft in der Nacht davon und fahre auf und will nach meinem Schwerdte greifen und zu ihm eilen, als wären es nur wenige Schritte, — und dann sink ich in mich zurück und weine und schluchze laut. Bergab geht jetzt schon mein Leben, die dunkeln Büsche umher umgeben mich immer dichter und dichter, und ich weissage Dir, Conrad, bald, sehr bald bin ich verirrt.

Conrad.

Denkt daran nicht; mir ist es immer zu Muthe, wenn ich Euch ansehe, als wenn der junge Held Reinold vor mir stünde.

Karl, aufspringend.

Wenn Gott mir die Gnade verliehe! — Aber nein, mein Gemüth hebt sich nicht froh und leicht, wie mit Blei wird es an den Boden gezogen, mir ist nicht so, wie es einem Helden sein muß: wie ein Wolkenschatten geh ich über die sonnige Ebene hin und jede Aehre und jeder Grashalm richtet sich froher im Scheine auf, wenn ich vorüber bin. — O laß mich!

Conrad.

Nein, ihr seid stark und kräftig, Ihr werdet hier noch alles wieder gut machen, wenn Euer Vater nicht wiederkehren sollte, und Ihr müßt es.

Karl.

Ich vergesse ganz, daß ich beim heutigen Feste doch auch zugegen sein muß! — Wenn ich nur in den Waffen geübt wäre! — Conrad, verwichne Nacht schnallt ich mir den größten Harnisch an und er war meinen Schultern nicht zu schwer, die gewaltigsten Schwerdter und Streitärte sind mir ein Spiel, aber

ich weiß kein Pferd im Kampf zu lenken, ich weiß den Speer nicht zu regieren. — Komm in den Saal.

beide ab.

(Erleuchteter Saal, große Tafel, die Pokale stehn nur noch auf dem Tisch. Mathilde, sitzt an der Seite Leopolds, Adelheid von Orla mit ihrer Hofmeisterin, andre Ritter und Damen, dienende Knappen, ein Minnesänger seitwärts, Karl tritt herein und setzt sich unten an die Tafel.)

Minnesänger.

Liebe warb um Gegenliebe,
Bot ihr alle Güter dar,
Bis ihr gar nichts übrig bliebe
Das der Rede würdig war.

Gegenliebe war erst spröde
Und verwarf den schönen Tausch,
Stellte sich so still und blöde,
Wieß den Handel ab so schnöde,
Daß die Liebe fast erschrak.

Aber bald drang stilles Sehnen
Ihr nun durch die junge Brust,
Leise Seufzer, schwere Thränen,
Waren ihre Quaal und Lust:
Ja, rief sie aus, ich bin und bleibe dein,
Und Liebe, du bist ganz im Herzen mein!

Leopold.

Wer ist jener trübe Jüngling, am Ende der Tafel?

Mathilde.

Mein jüngster Sohn; er sieht seinem Vater ungemein ähnlich.

Leopold.

Sein Bruder gleicht Euch dafür um so mehr. Aber wie ist es möglich, daß ihr schon so erwachsene Kinder habt, schöne Frau, man sollte Euch fast nur für ihre Schwester halten.

Mathilde.

Ihr wollt scherzen: aber ich ward als ein junges Kind mit Walther von Berneck verheirathet. — Ist es Euch jetzt gefällig aufzustehn, damit die Ritter und Damen einen Tanz versuchen können?

Leopold.

Und Ihr wollt es mir durchaus abschlagen?

Mathilde.

Wenn Euch so viel daran liegt, nicht. — Ich hatte anfangs noch eine Mummerei bestellt, aber meine Gaukler sind ausgeblieben.

Burgvoigt.

Nun zum Schluß des Mahls. — hebt den Pokal hoch. Merkt auf, ihr Spielleute, — auf das Wohlsein unsers Herrn Walther von Berneck!

Karl.

Einen Becher Wein! — Die Chöre von Musikanten blasen laut, jeder trinkt, man erhebt sich von der Tafel, gegenseitige Glückwünsche.

Hofmeisterin zu Adelheid.

Und wenn Ihr nun tanzen müßt, mein Fräulein, so hütet Euch wohl, daß Ihr Euch nicht zu sehr erhitzt, denn das schadet beides der Gesundheit und dem guten Rufe eines Mädchens, und ist sowohl unanständig, als auch gegen die guten Sitten.

Adelheid.

Ich wünschte lieber dem Tanze zuzusehn.

Hofmeisterin.

Ihr habt keine Eltern, ich muß daher meine Pflicht um so pünktlicher erfüllen, wie ich es Eurem Bruder versprochen habe.

(Man ordnet sich zum Tanz, Adelheid bleibt übrig, sie geht beiseite und setzt sich nieder, Musik und Tanz fängt an. Leopold tanzt mit Mathilden.)

Minnesänger.

Ihr so einsam, schönes Fräulein?

Adelheid.

Man hat meinen Wunsch erfüllt, und mich nicht aufgefordert.

Minnesänger.

Ihr liebt, so scheints, die Einsamkeit.

Adelheid.

Kann man in diesem Geräusche einsam sein?

Karl, zu Conrad auf der andern Seite.

Wie widerwärtig ist mir dies wilde Getümmel, wie betrübt die Musik mein Ohr! Mich dünkt, die Spielleute und Tänzer sind rasend.

Conrad.

Das gehört so zum menschlichen Vergnügen.

Karl.

Sieh, das Fräulein Adelheid ist allein übrig geblieben; ja freilich, sie paßt wenig in diese Raserei. — er nähert sich ihr. Ihr findet auch kein Vergnügen am Tanz, mein Fräulein?

Adelheid.

Nein.

Karl.

Wer könnte es auch in diesen betrübten Zeiten? Mein Vater ist auswärts, so wie Euer Bruder, und wir wissen nicht, was aus beiden geworden ist.

Adelheid.

Ich war noch ein Kind, als Heinrich fortreiste, und doch gräm' ich mich Tag und Nacht um ihn.

Karl.

Glaubt mir, es ist auch nur kindisch, sich darüber zu grämen, denn mir geht es grade so; mein Vater reiste schon früher als viele Ritter und ich möchte mein Blut hingeben, wenn er nur wiederkehrte.

Adelheid.

Er wird, Ihr müßt es glauben. — Wer ist der fremde Mann, der mit Eurer Mutter tanzt?

Karl.

Ich seh ihn heute auch zum erstenmal, er heißt Leopold von Wildenberg, ein wilder Geselle.

Adelheid.

Ich habe mich vor ihm gefürchtet, als ich ihm an der Tafel gegenüber saß.

Karl.

Und mir ist er zuwider, recht in der innersten Seele verhaßt. Seht nur die große Schmarre über das ganze Gesicht, wie sie ihn entstellt!

Adelheid.

Er sieht kriegerisch und kühn aus.

Karl.

Ja, wie einer von jenen Kriegern, bei denen man es vergißt, daß sie Menschen sind. Ich könnte nicht mit ihm aus einem Becher trinken.

Adelheid.

Sein Auge glüht heftig und fast auf eine fürchterliche Art.

Karl.

Er hält sich für einen großen Helden, und zieht darum Gesichter, die es der ganzen Welt ankündigen sollen. Er scheint alle Menschen zu verachten, und eben darum sind die Weiber freundlich gegen ihn: er mag ein guter Ritter seyn, aber ich möchte ihn nicht zum Freunde haben.

Der Tanz ist geendigt, Mathilde geht vorüber.

Mathilde.

Was schwatzest Du hier, unbesonnener Knabe?

Karl.

Ich sage nur, wie es mir um's Herz ist.

Mathilde.

Das ziemt nur Männern; geh! —

Karl.

Es ziemt sich vieles nicht. — er entfernt sich nach dem Hintergrunde, Mathilde und Leopold setzen sich auf die andere Seite des Theaters, die Musik schweigt.

Hofmeisterin.

Ihr seid zu rasch, mein Fräulein, da habt Ihr unsre Wirthin sehr beleidigt; Ihr wißt noch nicht, wie man sich in dergleichen Gesellschaften zu betragen hat.

Adelheid.

Ach nein!

Hofmeisterin.

Darum sag' ich doch: Ihr habt noch manches zu lernen.

Leopold.

Und wie lange ist Euer Gemal nun schon abwesend?

Mathilde.

Seit sechszehn Jahren.

Leopold.

Schon so lange Wittwe? —

Mathilde.

Und ich glaube, er ist schon seit lange todt, denn vor vier Jahren erhielt ich eine Bothschaft, daß er in Palästina schwer verwundet darnieder liege, und seitdem hab' ich nichts wieder von ihm vernommen.

Leopold.

Gewiß ist er todt und begraben, und Ihr, schöne Frau, trauert und erwartet ihn vergebens.

Mathilde.

Mir wird oft die Burg zu enge, dann muß ich Menschen sehn; es ist mir unmöglich, ganz wie eine Nachteule in einer düstern Einsamkeit zu leben.

Leopold.

Es wäre auch Unrecht, so viel Schönheit den Augen der Welt auf immer zu entziehn.

Mathilde.

Ihr wollt mich roth machen.

Leopold.

Solltet Ihr das von mir zum erstenmale hören? Das will ich zur Ehre unsrer Ritter nicht hoffen.

Mathilde.

Ich habe viel von Eurer Kunst gehört, die Frauen durch Schmeicheleien zu fangen.

Leopold.

Schmeicheleien sind nur ein nothwendiges Uebel, bei Euch wird jede Schmeichelei zur Wahrheit.

Mathilde.

Glaubt Ihr, daß ich die Männer so wenig kenne, um Euren Worten zu glauben?

Leopold.

Ihr mögt vielleicht die Männer im Ganzen kennen, aber wahrlich mich nicht, wenn Ihr mir nicht traut.

Mathilde.

So sagt ein jeder, und ein jeder lügt.

Leopold.

Laßt die Lügner gehangen werden! doch ich bleibe lebend.

Mathilde.

Seid Ihr Eurer Sache so gewiß?

Leopold.

Ich müßte keine Augen haben, ich müßte Euch nicht gesehn haben.

Mathilde.

Immer wieder das alte Lied?

Leopold.

Mißfällt es Euch denn so sehr?

Mathilde.

Es darf mir nicht gefallen.

Leopold.

Ihr seid ja Wittwe.

Mathilde.

O wahrlich, ich dürfte Euch nur zum Beichtvater annehmen, und Ihr riethet mir bald zu einer zweiten Heirath.

Leopold.

Und ich riethe gut.

Mathilde.

Bei Gott nein! denn schon in der ersten — doch, begehrt Ihr nicht zu tanzen? seht, ich glaube alle Fräulein warten nur auf Euch.

Leopold.

Wer ist denn jene dort im weißen Kleide?

Mathilde.

Adelheid von Orla, meine Nachbarin, ich würde sie sonst nicht geladen haben. Ihr Gesicht, ihre Sprache, ihr Wesen ist mir nicht erfreulich.

Leopold.

Wir können immer nur lieben, was uns in einiger Rücksicht ähnlich ist.

Mathilde.

Meint Ihr?

Leopold.

Ja, und eben darum meine ich auch, daß Ihr ——

Mathilde.

O tanzt doch, tanzt; Ihr tanzt weit besser als Ihr sprecht.

Leopold.

So erlaubt mir Eure Hand, —

Mathilde.

Zum Tanze noch zur Noth, —

Leopold.

Sonst nicht?

Mathilde.

O man darf Euch nur die Finger bieten und Ihr nehmt schon den ganzen Arm.

Leopold küßt ihre Hand.

Mathilde.

O pfui doch! Alle Damen werden auf mich eifersüchtig werden.

Leopold.

Und mit Recht.

Mathilde.

Ihr seid gefährlich; Eure Zunge ist zu glatt.

Leopold.

Ich bin nur Ritter, nur Soldat, aber seit heute wünsche ich, ich wäre zugleich ein Redner!

Mathilde.

Warum seit heute?

Leopold.

O wie Ihr auch fragt!

Mathilde.

Ihr seid sonst mit Antworten so leichtfertig.

Leopold.

Aber Ihr werdet mich schwermüthig machen.

Die Musik und der Tanz beginnen, eine Trompete von außen; Musik und der Tanz schweigen.

Mathilde.

Was ist das?

Burgvoigt.

Was giebts? — Was stört unsre Freude? — Hohl der Henker das Blasen, sag' ich! —

Georg, kömmt herein.

Der Thürmer bläst, weil ein fremder Ritter vor dem Thore hält, der Einlaß begehrt.

Burgvoigt.

Nun, so laßt ihn kommen und stellt nur das Blasen ein. — Klingts doch, als wenn sollte Sturm gelaufen werden. Georg geht ab.

Leopold.

Seid Ihr nicht wohl, gnädige Frau?

Mathilde.

Ich weiß nicht, — mein Herz schlägt. —

Leopold.

Faßt Euch — er nimmt sie in den Arm, Mathilde macht sich verwirrt los.

Rudolph von Ebenburg tritt ein.

Rudolph.

Seid mir alle gegrüßt, und verzeiht, wenn ich Euer Fest störe; ich wünschte unter Euch die edle Hausfrau herauszufinden.

Mathilde.

Was soll sie, edler Ritter, was habt Ihr ihr zu sagen?

Rudolph.

Einen Gruß soll ich Euch bringen von Eurem Gemal und Herrn Walther von Berneck, in wenigen Wochen hofft Er Euch hier in seine Arme zu schließen.

Mathilde.

Walther?

Leopold.

Er lebt?

Karl

stürzt aus dem Hintergrunde hervor auf seine Kniee.

Mein Vater? — O er kömmt! er kömmt, meine Mutter! — Jetzt ihr Spielleute, jetzt ist es Zeit zu

blasen! Nehmt beide Backen voll, und stoßt in die Trompeten; laßt die Pauken laut und lauter donnern! — — Ins Teufels Namen blast!

Die Pauken wirbeln, die Trompeten schmettern.

Conrad.

Soll ich die Freude erleben? —

Mathilde

steht nachdenklich. Leopold geht auf und ab.

Rudolph.

Ja freuet Euch, denn er ist tausend Gefahren entronnen, er war verwundet und krank, und noch ist er nicht ganz genesen, aber Eure Liebe wird ihn bald völlig wieder herstellen. Er hat sich gehalten wie ein wackrer Ritter, dafür war er im ganzen christlichen Lager bekannt, er war gewöhnlich im dicksten Gedränge der Speere.

Karl.

Und nun kehrt er wieder! Komm, Conrad, unter dem weiten gestirnten Himmel muß ich meiner Freude, meinen Thränen Luft machen. beide ab.

Mathilde.

Ihr habt uns Allen Freude gebracht, Ritter, nehmt nun auch an unserm Feste Theil.

Rudolph.

Verzeiht mir, edle Frau, ich bin heut weit und schnell geritten, ein Nachtlager und ein Trunk Wein's wäre mir erwünschter.

Mathilde.

Georg, gieb dem Ritter ein Zimmer und ein Nachtessen.

Rudolph.

Ich danke Euch. ab mit Georg.

Hofmeisterin.

Lebt wohl, gnädige Frau, wir danken Euch herzlich.

Mathilde.

Ihr wollt fort?

Hofmeisterin.

Unsre Sänfte wartet schon seit einer Stunde, es ist nicht weit und der Mond scheint hell. ab mit Adelheid.

Burgvoigt.

Jetzt werd ich den Rittern ihre Nachtlager anweisen lassen, eben so den Damen, damit alles in guter Ordnung geschehe.

Leopold.

Ihr seid nachdenkend, gnädige Frau?

Mathilde.

Ach!

Leopold.

Was ist Euch?

Mathilde.

Mir ist wie im Traum, oder als wenn ich jetzt erwachte und hätte diese sechszehn Jahre verträumt.

Leopold.

Glaubt Ihr, daß Euer Gemal zurückkömmt?

Mathilde.

Habt Ihr es nicht gehört?

Leopold.

Er war unpaß, als ihn der Ritter verließ —

Mathilde.

Er kehrt zurück und ich sollte mich freuen; aber wenn ich —

Leopold.

Was ist es?

Mathilde.

Ihr kennt ihn nicht; er ist ein rauher Mann, der stets mit der ganzen Welt verdrüßlich schmollt, ich ward ihm mit Gewalt verheirathet, ich habe keine fröhliche Stunde mit ihm erlebt.

Leopold.

Ihr rührt mich.

Mathilde.

Jetzt kömmt er nun zurück, um sechszehn Jahre älter, krank, — damals war ich ein Kind, und fühlte meine unglückliche Lage nicht, wie wird mir nun seyn, da ich zu Verstande gekommen bin?

Leopold.

Denkt noch jetzt nicht daran.

Mathilde.

Kann ich anders? — wie soll ich ihn empfangen? — Ach Himmel! vergieb mir die Sünde, aber ich war immer im Stillen überzeugt, daß er gestorben sei, ich hatte mich schon darüber zufrieden gegeben — und nun —

Leopold.

Könnt' ich Euch trösten! Wolltet Ihr Trost von mir annehmen!

Mathilde.

Lebt wohl! — sie geht schnell ab.

Leopold.

Sollte sie, — doch mags, ich will's der Zeit überlassen, die alles in Ordnung bringt.

Die Damen sind indessen abgegangen.

Burgvoigt.

Kommt, Ritter; ich hoffe, daß mancher unter Euch ein wenig taumelt, denn sonst müßte ich von unsern Weinen etwas schlechtes denken. — Kommt zu Bett. —

Die Ritter gehen ab. Knappen treten auf, die die Lichter auslöschen. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

(Auf Wildenbergs Schlosse, ein Zimmer.)

Leopold und Reinhard sitzen und trinken.

Leopold.

Ihr waret also im Thurnier unglücklich.

Reinhard.

Ich schäme mich, daß ich als ein Ueberwundener vor Euch erscheinen muß.

Leopold.

Ihr werdet mit der Zeit auch siegen lernen. Glaubt mir, wen das Glück gleich anfangs zu sehr begünstigt, der mißbraucht es bald und verdient es daher nicht. Durch Ungemach muß der Ritter reif werden. So wie Ihr mich hier seht, bin ich siebenmal besiegt worden, ehe ich einen Dank davon trug.

Reinhard.

Und Ihr zürntet nicht auf Euch selber?

Leopold.

O ja, ich war thöricht genug; indeß lernte ich durch mein Unglück Vorsicht, und so gewann ich im achten Thurnier einen ansehnlichen Preis.

Reinhard.

Ich hatte schon zwei Ritter aus dem Sattel gehoben, als mein verwünschtes Roß stolperte, und mich, da ich darauf nicht gefaßt war, in den Sand warf. — Vermaledeiter Zufall! —

Leopold.

Trinkt, trinkt! — Dem Sieger Reinhard von Berneck im nächsten Kampfspiele!

Reinhard.

Wohl, es gilt! Ihr macht mir neuen Muth, und Ihr seid der einzige Mann in unsrer Ritterschaft, der mein Gemüth erheben kann.

Leopold.

Wie das?

Reinhard.

Schon seit lange habe ich von Euch gehört und schon seit lange wünsche ich Euch nachzueifern; Ihr seid mein Vorbild.

Leopold.

Erhitzt nicht der Wein Euer Blut?

Reinhard.

Bei Gott nicht, ich kann die übrigen nicht achten, die ein enges, trübes Leben leben, und ihren Stand als einen Dienst betrachten, die von ihren Pflichten immer grade so viel erfüllen, um in keinen bösen Leumund zu fallen, und ihres Arms nur gebrauchen, wo sie die dringendste Gelegenheit auffordert. — Aber Ihr seid ein freier Mensch, ihr adelt den Stand, Ihr laßt Euch die ganze Welt dienstbar werden, und Eure Gunst erobert so Mann als Weib. Wollt Ihr Euch mein in der Zukunft annehmen?

Leopold.

Was an mir liegt, soll gern geschehn. — Aber warum hängt Ihr Euch nicht mehr an die Weiber? Ihr seid gut gebaut, habt ein feuriges Auge und es liegt nur an Euch, sie alle zu Euren Sklavinnen zu machen.

Reinhard.

Die meisten sind mir zuwider und es graut mir vor dem Gedanken, mit ihnen näher bekannt zu sein: ich fürchte, sie möchten mir alle Lust und allen Muth zu männlichen Thaten rauben, mich in eine verächtliche Weichlichkeit einlullen, daß ich so unterginge.

Leopold.

Wer wird auch das fürchten! — Ihr müßt sie nur für nichts anders nehmen, als sie sich geben, nicht höher schätzen, als sie selber geschätzt sein wollen und vor allen Dingen keine von ihnen heirathen.

Reinhard.

Kennt Ihr Adelheid von Orla?

Leopold.

Ein nichtsbedeutendes langweiliges Gesicht, blos zur Ehefrau geschaffen, und doch nur für einen Ehemann, der wenigstens nach jedem Monate sechs Wochen auswärts in Fehden verwickelt ist.

Reinhard.

Es thut mir leid, daß sie Euch mißfällt, sie wäre fast das einzige Geschöpf —

Leopold.

O seht Euch nur munterer um, und Ihr werdet gewiß anders sprechen. — Eure Mutter muß einst ein Muster unter den schönen Mädchen gewesen sein.

Reinhard.

Man sagt's; darum heirathete sie mein Vater auch als ein armes Fräulein.

Leopold.

Werdet Ihr auf dem Johannistage auf dem Schlosse Berneck sein?

Reinhard.

Ich weiß nicht, — wann haben wir Johannis?

Leopold.

In drei Tagen.

Reinhard.

Dann ja.

Leopold.

Warum verlegt aber Eure Mutter ihr Fest grade auf diesen Tag?

Reinhard.

Ich weiß es selbst nicht; mich dünkt, es ist ein heimlicher Aberglaube, sie hat schon seit lange eine Furcht vor diesem Tage und ist daher ungern um diese Zeit allein.

Leopold.

Also eine Weiberschwachheit? — Nun sie ist mir dadurch um so lieber, denn wenn die Weiber recht sehr Weiber sind, sind sie am schönsten.

Reinhard.

Das müßt Ihr verstehn.

Leopold.

Ich mag es wohl endlich durch lange Erfahrung erlernt haben. — Seid Ihr zum Jagen rüstig?

Reinhard.

Von Herzen.

Leopold.

Ich weiß, daß Euch mein Revier freuen wird. — Nun so kommt. ab.

(Auf dem Schlosse Berneck.)

Conrad allein.

Ein Schmaus jagt den andern, ein Ungethüm das andere. Morgen soll also die Burg von neuem mit Nachtschwärmern angefüllt werden, mit wildem Lärmen und verliebten Gesängen? — O mein Herz trägt es kaum mehr. Daß sich nur die alten Ahnen in ihren finstern Gewölben nicht rühren, wenn sie den Klang der Musik vernehmen, und sie tückisch werden, daß man so diesen wichtigen Tag entweiht.

Georg und Franz.

Conrad.

Franz, Du gehst nach Orla und von da nach Dornbusch, um die Ritter und ihre Damen auf morgen einzuladen. — Du, Georg, hast auch mancherlei zu besorgen, haltet Euch daher nicht mit unnöthigem Schwatzen auf. Thue ein jeder redlich das seinige. ab.

Franz.

Nach Dornbusch? — O weh, da werde ich kaum vor morgen Abend zurückkommen. — Ueber die Einfalt, sich immer noch zu guter letzt auf die besten Gäste zu besinnen, so daß sie kaum Zeit gewinnen, sich zum Schmause umzuziehn. — Und wenn ich nun morgen Abends zurückreite — Hu! mir schaudert die Haut schon jetzt.

Georg.

Weswegen denn, Franz?

Franz.

Ach! — ich möchte, daß der Alte einem andern Knappen den Auftrag gegeben hätte. Ja wo es nur was gefährliches zu thun giebt, da muß ich gleich derjenige sein, der gemißbraucht wird.

Georg.

Hiebei aber kann ich die Gefahr weder einsehn noch begreifen.

Franz.

Weißt Du denn auch alles, Du junges überverständiges Hähnlein? Noch so manches in der Welt ist vor Dir verborgen, und wird es auch wohl bleiben. Es gehört nicht alles für solche Narrenköpfe.

Georg.

Nun, ereifre Dich nur nicht; wenn es zu begreifen ist, so unternehme ich's so gut als ein andrer, es aus dem Grunde zu verstehn.

Franz.

Willst Du den Ritt übernehmen, wenn ich es Dir alles und genau erzähle?

Georg.

Von Herzen gern.

Franz.

Nun so höre: — Erst vor einem Jahre starb hier im Schlosse eine alte Amme, die die beiden jungen Herren groß gesäugt hat. Ich war lange Zeit ihr Vertrauter und da erzählte sie mir an einem Winterabend —

Georg.

Nun?

Franz.

Wie in jeder Johannisnacht ein eisgraues Gespenst

durch das ganze Schloß gehe, die Tapeten und Waffenrüstungen aufmerksam betrachte und auch wohl zu Zeiten mit dem Kopfe schüttele. — Das Gespenst trägt einen langen Bart und hält einen großen Stab in der Hand: sie hatte es selbst zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen. — Dann stellt es sich vor den Eingang der Burg und streift nächtlicherweise durch alle Gebüsche und winselt und klagt, und ist giftig für jeden der ihm zufällig nahe kommt.

Georg.

Seltsam!

Franz.

Manchmal trägt es sich mit den Geräthschaften des Schlosses und schollert mit weiten Schuhen auf den langen Gängen: es sieht aus einem Fenster der Burg und zieht vor jedem, der vorüber geht und es nicht kennt, eine weiße Kappe ehrbar ab; aber jedermann, den es so grüßt, muß noch in demselben Jahr sterben.

Georg.

O!

Franz.

So treibt es sein Wesen, bis die Sonne wieder aufgehn will: dann schleicht es winselnd zur Ruhe, man hat es in die Kapelle ganz deutlich gehn sehn, in der die alten Herren liegen.

Georg.

Mir wird bange. — Ist denn noch nie ein Beschwörer hier gewesen?

Franz.

Es würde nichts fruchten, und die Hausfrau will auch nicht gern das Gerücht von dem Gespenste aus-

kommen lassen, aber sie fürchtet sich selbst, darum hält sie schon seit mehrern Jahren an diesem Tage bis in die tiefe Nacht Gesellschaft. — Georg, wenn so der graue Mann vor unser Bett träte und uns mit einer eiskalten Hand aufweckte.

Georg.

Heilige Mutter Gottes! ich wäre des Todes.

Franz.

Die alte Wärterin vertraute mir auch zugleich, daß das der erste, uralte Ritter sei, der diese Burg Berneck bewohnt habe; er soll seinen Bruder meuchlerisch umgebracht haben, um sein Vermögen zu bekommen, und darum hat er nun keine Ruhe im Grabe und geht nun an dem Tage herum, an dem die Burg eingeweiht wurde.

Georg.

Wie wunderbar!

Franz.

Das soll nun währen, hat man mir gesagt, bis zwei Brüder in der Familie aufkommen, von denen der eine den andern ermordet, ohne daß sie doch Feinde sind. — So lautet eine steinalte Prophezeihung und man sagt, daß das Greisgespenst nun sehnlich darauf warte.

Georg.

O da kann es lange warten.

Franz.

Aber nun geh' in den Stall und sattle Dein Pferd, sonst kömmst Du zu spät.

Georg.

Bei Gott, es dämmert schon; die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke.

Franz.

O heute hat's noch keine Noth. — Komm, ich will Dir helfen. Beide ab.

(Mathildens Gemach.)

Mathilde. Leopold von Wildenberg.

Mathilde.

Nein, Ihr müßt fort, noch jetzt, eh' es Abend wird.

Leopold.

Warum vertreibt Ihr mich so hastig? bin ich Euch zur Last?

Mathilde.

Das nicht, aber mein Name, mein Ruf. — Was soll die Dienerschaft von mir denken?

Leopold.

Ihr seid zu ängstlich.

Mathilde.

Nein, nein, es ist genug, daß ich Euch zu morgen wieder eingeladen habe; — wenn nun Walther zurückkömmt, und irgend eine verläumderische Zunge erzählt ihm von Euch?

Leopold.

Was kann er wollen? was kann er thun?

Mathilde.

O er ist heftig und auffahrend, ich würde es entgelten. — O Leopold, wenn Ihr mich liebt, so geht.

Leopold.

Ich liebe Euch und gehe. — Aber darf ich eine Versicherung von Euren Lippen mit mir nehmen?

Mathilde.

Was verlangt Ihr?

Leopold.

Daß auch ich Eurem Gemüthe nicht gleichgültig bin. — Nun, was sagt Ihr?

Mathilde.

Was kann ich sagen?

Leopold.

Was Euch Euer Herz eingiebt.

Mathilde.

Wenn es nun schweigt uud stockt.

Leopold.

So wollt Ihr mich rasend machen? —

Mathilde.

Wie kommt Ihr darauf?

Leopold.

Ich kann nicht fort, ohne eine Versicherung von Euch mit mit zu nehmen. — Seht, ich kann nicht sprechen, ich kann Euch meine Liebe nicht aufdringen; ich bin ein Mann, der für seine Liebe sterben kann, aber nichts Schönes sagen, um sie zu gewinnen.

Mathilde.

Wie seid Ihr ungestüm, und wie wär' es möglich, daß Ihr noch heftiger würdet.

Leopold.

Aber so tröstet, beruhigt mich.

Mathilde.

Was soll ich thun? — Beim Himmel! Ihr macht mich noch wahnsinnig, ich vergesse, daß Walther zurückkehrt, ich dulde Euch um mich, Ihr seid allein in meinem Zimmer — und soll ich nun noch selbst der laute Herold meiner Schande sein, Euch meine Liebe zusichern und gegen meinen Gemahl mich des Meineides, der Treulosigkeit schuldig machen?

Leopold.

Wie schön Ihr zürnt! Wie alle Fehler in Euch nur zu neuen Vollkommenheiten werden! — Gut, so verstoßt denn, wenn Ihr es wagt, das treuste Herz.

Mathilde.

Ach! Leopold! —

Leopold, zu ihren Füßen.

Ich bin auf ewig der Eure. —

Mathilde.

Ich habe nie gewußt, was Liebe war —

Leopold.

Lernt es in meinen Armen.

Mathilde.

Darf ich Euch vertrauen?

Leopold.

So straf ich Euren Zweifel. küßt sie.

Mathilde.

Ritter!

Leopold.

Nun, Ungestüme! — Bei Gott! Ihr sollt Euch des Zorns entwöhnen, wenn er Euch auch noch so gut steht.

Mathilde.

Ihr mißbraucht meine Geduld.

Leopold.

Und Ihr meine Liebe. — Ich bleibe noch. — Nicht wahr? Soll ich mir selbst die Bestätigung von Euren Lippen holen? — küßt sie von neuem.

Mathilde.

Nun treibt Ihr's zu arg: lebt wohl, Herr Ritter. eilt in ein ander Gemach.

Leopold.

Und wenn's der Teufel sagt, so geh' ich doch noch nicht! — ihr nach.

(Unten vor dem Schlosse Berneck.)

Man sieht erhöht die Burg, unten steht rechts eine alte Eiche, links ein hohes Crucifix, das mit Blumenkränzen behängt ist.

Conrad. Karl.

Karl.

Ich kann nicht im Schlosse bleiben. Ist mir doch, als wenn die Wände zusammenrücken wollten, um mich zu erdrücken. — Warum willst Du mich zurückhalten? Soll ich von neuem dem Hohn meines Bruders, meiner Mutter und ihrer Gäste ausgesetzt sein?

Conrad.

Aber es wird schon dunkel.

Karl.

In meiner Seele ist die finsterste Nacht. — Seht, Fräulein Adelheid kömmt nicht. — Bei Gott, ich frage mich schon tausendmal: Warum will sie nicht

kommen? Bleiben die bessern Gäste schon von Berneck weg? Scheuen sie diese unziemlichen Gelage? Und ich, der Sohn, dulde sie?

Conrad.

Ihr seid erhitzt.

Karl.

Komm, wir wollen uns bei dem Crucifixe niedersetzen, da wird mir besser werden. — Warum ist es so mit Blumen geschmückt?

Conrad.

Wißt Ihr es nicht? — Heut ist es Johannis, und die gutmüthigen Bäuerinnen aus der Nachbarschaft haben es so bekränzt. Das ist hier so die Landessitte.

Karl.

Sage mir, warum mir Blumen so seltsam vorkommen?

Conrad.

Ich versteh Euch nicht.

Karl.

Warum mir ist, als hätten sie sich nur in die Schöpfung mit eingeschlichen? Sie sind doch ganz und gar unnütz.

Conrad.

Sie verherrlichen das Gewand der Erde, sie stehn unter dem grünen Grase und machen uns vergessen, daß die Erde schwarz ist und allenthalben wie ein aufgeregtes Grab aussieht.

Karl.

Meinst Du, daß es jeder vergißt?

Conrad.

Gottes Güte will es wenigstens so, daß keiner von den armen Menschen zu oft daran denken soll.

Franz schleicht herbei.

Karl.

Was willst Du?

Franz.

Dürft ich wohl — ich wollte nur ein Wort mit Conrad —

Conrad.

Nun so sage.

Franz.

Komm doch hieher, lieber Conrad.

Conrad steht auf.

Nun, was giebts? —

Franz.

Ich wollte Dich nur recht ernsthaft bitten, daß Du mir alles das vergeben wollest, wenn ich mich manchmal gegen Dich vergessen habe.

Conrad.

Wie kömmst Du so schnell darauf?

Franz.

Seht, alter Mann, ich bitte Euch inbrünstig, denn ich habe wahrlich keine Ruhe, bis Ihr mir vergeben habt.

Conrad.

Dich gereuen also Deine losen Worte gegen mich einigermaßen?

Franz.

Von Herzen.

Conrad.

Nun so vergebe ich Dir auch von Herzen, aber halte künftig das Alter in Ehren.

Franz.

Ich danke Euch; nun kann ich doch ruhiger zurückgehn. — ab.

Conrad.

Kommt hinein, Junker, die Abendluft wird feucht. — Trompeten und Pauken aus der Burg.

Karl springt auf.

Ja komm, aber nicht in den Saal zurück, sondern in die tiefen, dunkeln Gebüsche hinein; denn diese Töne da klingen mir wie laute Verhöhnung meines Vaters. — ab mit Conrad.

Zwei Knechte.

1. Knecht.

Wo weilt der Ritter?

2. Knecht.

Er hat nur sein Roß im Gebüsche angebunden.

1. Knecht.

Dankst Du nicht auch Gott, daß wir endlich zu Hause sind?

2. Knecht.

Wer wollte da nicht Gott mit ganzem Herzen danken? Denn sage mir nur, wo ist es wohl besser, als im Vaterlande? singend.

Im lieben deutschen Vaterland
Sind Mann und Mann auf Du bekannt;
Da mundet der Wein, den die Redlichkeit giebt,
Da mundet die Maid, die mit treuem Sinn liebt.

1. Knecht.

Aus unserm deutschen Vaterland
Ist Tück' und Lug' und Trug verbannt.
Ein jeglicher liebt so mit Herz wie mit Mund
Das thu' ich, ein Deutscher, wohl jeglichem kund!

2. Knecht.

Heisa! wohl uns, daß wir da sind.

1. Knecht.

Das alte Berneck steht doch immer noch wie sonst.

2. Knecht.

Und wie sollte es denn anders stehn?

1. Knecht.

Nun ich meine nur.

2. Knecht.

Deine Meinungen passen sich immer zum Verstande, wie die Faust zum Auge.

Walther von Berneck tritt auf.

Walther.

Nun, habt Ihr nichts zu thun, als zu schwatzen und Eure Narrenlieder zu singen?

1. Knecht.

Herr, das Vaterland —

Walther.

Ach was Vaterland! Versteht Ihr Tröpfe das Wort? — Geht zu meinem Pferde und bleibt zurück, bis ich Euch rufen lasse, ich will unter einem fremden Namen in die Burg gehn. Die Knechte ab.

Walther.

Bin ich nun endlich da? — Kaum kann ich's selber glauben. — Ist dies Berneck und bin ich Wal-

ther, hier geboren, erzogen und zum Ritter geschlagen? — Die Nachtigall singt wunderbar aus dem tiefen Thale herauf, und ich höre den Waldbach durch die Nacht rieseln. — Die Sterne kommen herauf, bald kömmt der Mond. — Wo ist das Bild des Heilandes geblieben, das ich aufrichtete, als ich nach Palästina ging? — Dorthin gerückt? — Warum? — Warum von dem Fußstege ab, der zur Burg führt? — Was sollen diese Neuerungen? Ist euch das Crucifix im Wege, ihr Thoren? eine kleine weiße Gestalt geht vorüber und grüßt demüthig. Wahrlich, diese Versetzung ist mir von schlimmer Vorbedeutung.

Die Gestalt,
mit einer schnarrenden Stimme.

Bin ich keines Dankes werth?

Walther.

Wer bist Du? — Ich fühle mich wunderbar ergriffen — wer bist Du?

Gestalt.

Kennst Du mich nicht?

Walther.

Nein, Nachtgesell, wahrlich nicht. — Aber Deine Geberden — Trompetengetümmel in der Burg.

Gestalt seltsam lachend.

Dir wäre wohl besser, nicht in dieses Schloß zu gehn. — schleicht vorüber.

Walther.

Besser? — Bin ich doch wie betäubt! — Kann den Mann so etwas zusammenwerfen? — Ich habe wohl ehedem sagen hören, unser Ahnherr, der graue

Ulfo, wandle einmal des Jahrs umher, seine schwere Schuld abzubüßen, aber ich habe nie daran so recht glauben mögen. — War es dieser? — Er war es wohl nicht. — Und wenn er's war? was kümmerts mich weiter? — Dennoch will ich hineingehn, und jetzt gleich. Wer hat hier zu befehlen als ich? — Was nahen sich dort für Schatten?

Conrad und Karl kommen.

Conrad.

Nein, redet es nicht an; Ihr könnt nicht wissen, was es ist.

Karl.

Träumst Du, Conrad?

Walther.

Aber jetzt seh' ich erst, daß alle Fenster der Burg erleuchtet sind. — Was hat das zu bedeuten? — Nun, ich muß ja bald alles erfahren.

Karl.

Grüß Dich Gott, fremder Mann! woher so spät?

Walther.

Welche Stimme? — Guten Abend, Wandersleute; möchte man doch wahrlich bald an Gespenster glauben, so wunderlich richtet sich hier alles zu. — Wer seid Ihr?

Karl.

Ich heiße Karl von Berneck.

Walther.

Karl von Berneck? — Nun willkommen, wenn Du der bist, und her in meine Arme! denn ich bin Dein alter Vater Walther!

Karl.

Conrad, hörst Du, was er sagt? — Wär' es möglich? Ach so schnell und so unverhofft! zu seinen Füßen. Ach mein Vater!

Walther.

Nun steh auf, steh auf, ich verließ Dich als einen kleinen Knaben, und jetzt bist Du, so viel ich sehn kann, tüchtig groß geworden — Was macht Dein Bruder, Deine Mutter?

Karl.

Sie sind wohl; — ach! kann ich mich doch kaum erholen.

Conrad.

Vergönnt Ihr wohl einem alten Knechte, Eure theure Hand zu küssen? — Ich heiße Conrad.

Walther.

Guten Abend, Alter! Bist Du auch noch wacker? Nun, das freut mich.

Conrad.

Ach Gott! daß ich alter Mann noch diese Freudenthränen weinen kann, — wodurch hab' ich das verdient?

Walther.

Nun, nun, schon gut. — Wie ist's denn sonst im Schlosse gegangen? — Was bedeuten denn die vielen Lichter?

Karl.

Es ist heut Gesellschaft hier.

Walther.

Gesellschaft? Fest? Weswegen? — Ehe ich zurückgekommen bin? — Wie ziemt sich das? Wer kommt

auf so etwas? — Ich habe Trompetentöne gehört, und während drinne ein Fest gefeiert wird, streifst Du, mein Sohn, hier wie ein vertriebener Knecht in der Finsterniß umher? Was soll das heißen? Gehst mit einem Knappen Hand in Hand, als wenn Du nicht geladen wärst und darüber schmolltest?

Karl.

Seid Ihr doch wieder da, — wohl mir, daß ich es nun fassen kann, — o nun ist auch alles gut.

Walther.

Ich sehe das Gute nicht. — Komm mit mir in den Saal, mit mir zugleich, Du mein unwürdiger Sohn, da will ich erfahren, warum Du Dich fortschleichen mußt. — Doch nein, hätte ich doch bald meinen ersten Vorsatz vergessen; unter fremdem Namen will ich hineintreten, während der Herreise habe ich es mir vorgesetzt, und dabei soll es bleiben. — Bleibt zurück, Ihr sollt mir bald nachkommen. geht ab.

Karl.

Wie ist Dir, Conrad?

Conrad.

Wunderbar.

Karl.

Und nun, — worauf ich seit Jahren hoffte, was ich mit Thränen vom Himmel erflehte, der gewünschte Augenblick ist nun da und ich bin so kalt, — im Herzen ist mir so leer —

Conrad.

So ist dem Menschen bei jeder großen und unerwarteten Freude. — Wir wollen Eurem Vater folgen.

Karl.

Es ist nicht ganz in mir, wie es sein sollte. — O Gott im Himmel, mache mich besser, wenn ich auf dem Wege sein sollte, schlecht zu werden. sie gehn nach.

(Vorsaal auf der Burg, man hört Musik durch die Wand und Tanzen, es ist dunkel, der Mond scheint durch die Scheiben, und ein einzelnes Licht brennt abseits.)

Mathilde. Leopold.

Mathilde.

Laßt uns zur Gesellschaft zurückkehren, man wird uns vermissen.

Leopold.

In dem Getümmel? — Bleib, ich halte Dich hier fest, Du sollst mir nicht entrinnen, bis Du mir tausend und tausend Küsse abbezahlt hast.

Mathilde.

Warum locktet Ihr mich hieher? Was habt Ihr mir zu sagen?

Leopold, sie küssend.

Daß ich Dich liebe, daß ich Dein bin auf immer.

Mathilde.

Aber laßt mich. Seht, mir wird hier eiskalt. — Hört Ihr nichts gehn, nichts schleichen?

Leopold.

Nichts, meine Liebe.

Mathilde.

Ich sehe Gesichter an den Wänden, die Mond-

strahlen flimmern hin und wieder und flechten entsetzliche Gebilde zusammen.

Leopold.

Mathilde, Du liebst mich nicht, so wie ich Dich liebe.

Mathilde.

Doch, Lieber, Theurer, aber jetzt, es ist die schwarze Stunde der Mitternacht, Gespenster schleichen durch die Burg und lauren durch alle Zimmer, und wenn mich hier eins träfe —

Leopold.

Du schwärmst und wie lieb bist Du mir darum.

Mathilde noch ängstlicher.

Laßt mich; ich fühl es hinter meinem Rücken, es arbeitet hohl in der Mauer und will heraus. —

Drei starke Schläge am Burgthor, der Thürmer bläst.

Mathilde,

laut aufschreiend und entfliehend.

Leopold.

Was ist denn das? — Wahrlich, sie könnte mich mit ihrer Furcht anstecken. geht ab.

Burgvoigt mit einem Knecht, der eine Fackel trägt, er ist halb betrunken.

Burgvoigt.

Nun, wahrhaftig, wenn sich dabei soll ruhig zechen lassen, so will ich meine beiden Sporen verlieren. — Du, was war denn das draußen?

Knecht.

Ein fremder Ritter.

Burgvoigt.

Sage, ein fremder Teufel, ein verhenkerter Unglücksrabe, der uns mitten in die Freude hineinfliegt. Das sind die lästigsten Gesellen, da reiten sie erst am Tage weit und breit herum, verirren sich in der Nacht, um dann mit ihrem Pochen eine lustige Gesellschaft zu stören.

Walther von Berneck tritt auf, ein Knecht mit einer Fackel.

Walther.

Gott grüß Euch, Herr.

Burgvoigt.

Gott dank' Euch gar freundlich. Was ist Euer Begehr?

Walther.

Könnte ich die Hausfrau sprechen? Ich bringe Ihr Kunde von ihrem Manne.

Burgvoigt.

Nun, das ist uns herzlich lieb, daß der Alte doch wieder von Zeit zu Zeit etwas von sich hören läßt.

Walther.

Ihr scheint lustig zu sein.

Burgvoigt.

Ein kleines Tänzchen, wenn's Euch so gefällt.

Walther.

Mir gefällt es aber nicht.

Burgvoigt.

Nun, so mags Euch denn nicht gefallen.

Walther.

Ihr seid ein wunderlicher Mann. — Wollt Ihr mir die Hausfrau rufen?

Burgvoigt.

Tretet Ihr nicht in den Saal?

Walther.

Ich komme von der Reise, ich würde mich vor so vielen edlen Gästen schämen müssen.

Burgvoigt.

Nun, so will ich sie rufen. — Wie er selbst ganz recht sagt, er ist ein wunderlicher Mann. ab.

Walther.

Diese Aufnahme war seltsam genug. — Was wird sie sagen? welche Geberden wird sie machen?

Mathilde tritt mit dem Burgvoigt auf; die Thür des Saals bleibt offen, und man sieht drinne die Tanzenden.

Burgvoigt.

Hier ist der Ritter.

Mathilde.

Ich freue mich — Gott im Himmel! sehe ich nicht Walther, meinen Herrn und Gemal vor mir?

Walther.

Du siehst ihn, Mathilde, und mich wundert fast, daß Du ihn noch wiederkennst.

Mathilde.

Ihr habt Euch sehr verändert.

Walther.

Findest Du das? Du aber ebenfalls.

Mathilde.

Ich bin älter geworden um sechszehn Jahr.

Walther.

Auch um sechszehn Jahre klüger? — Was macht Reinhard?

Mathilde.

Erlaubt, daß ich ihn herführe. ab.

Burgvoigt.

Ihr seid also Herr Walther?

Walther.

So scheints.

Burgvoigt.

Und im Ernst und in der Wahrheit?

Walther.

Wenn Ihr nüchtern seid, dürft Ihr mich nur beschauen.

Mathilde und Reinhard, die übrige Gesellschaft bricht mit herein, die Musik schweigt. Leopold geht einsam im Saale auf und ab.

Reinhard.

Mein Vater!

Walther.

Du bist mein Sohn. — Wie geht es Dir? Du bist so munter? — Und wo ist Karl?

Reinhard.

Ich weiß es nicht, er pflegt oft umher zu streifen, ohne sich Tagelang vor seiner Mutter sehn zu lassen.

Walther.

O lästre ihn nicht, ihn fand ich in Trauer und einsamen Schmerzen, wie es sich für einen guten Sohn ziemt. — Guten Abend all' zusammen, ihr meine Gäste, ob ich Euch schon nicht geladen habe, dennoch

müßt Ihr mir willkommen sein, weil es nun nicht mehr zu ändern ist.

Mathilde.

Mein Gemal —

Walther.

Du siehst, ich bin bei Laune.

Karl und Conrad kommen.

Walther,
schließt Karl in seine Arme.

Dies ist mein wahrer Sohn, hört's! Er ist der, den ich für würdig erkläre. Meinen besten Segen für ihn.

Karl zu seinen Füßen.

O mein Vater, wenn diese Worte Euer Ernst waren, so schlagt mir meine herzliche, demüthige Bitte nicht ab.

Walther.

Was willst Du, mein Sohn?

Karl.

Laßt mich nicht vom Boden aufstehn, ehe ich nicht durch Eure tapfere Hand zum Ritter geschlagen bin. Laßt mich nicht vergebens knieen, mein Vater, o Ihr seht ja meine ungeduldigen Thränen.

Walther.

Ich wundre mich vielmehr nur, daß Du diese Wohlthat noch von mir erflehn mußt. — zieht sein Schwert. Empfange diesen adelnden Streich und stehe als Ritter wieder auf. — Ihr alle seid Zeugen.

Karl
umarmt ungestüm seinen Vater, dann die Mutter und den Bruder.

Nun bin ich frei, nun darf ich die Luft athmen.

Nun bin ich Deinesgleichen, Bruder! — Nun mag ich es mit jedem Manne aufnehmen! — Ich will mir ein Schwert holen! schnell ab.

Walther.

Welch ein ungestümer Jüngling! — Warum ertheilte man ihm nicht schon längst die Wohlthat?

Reinhard.

Er schien es selber nicht zu wünschen.

Walther.

Sohn Reinhard, mir hat noch kein Wort gefallen, das Du bis jetzt gesprochen hast; das müsse besser kommen, sonst sind wir nicht für einander.

Reinhard.

Ihr seid unwillig, mein Vater.

Walther.

Und mit Recht. — Wer ist der fremde Mann dort?

Reinhard.

Ritter Leopold von Wildenberg.

Walther.

Der Name ist mir bekannt, ich glaube, er ist mein Pathe.

Leopold, der sich nähert.

Kann wohl sein, Herr Ritter.

Walther.

Warum seid Ihr so verdrüßlich?

Leopold.

Ich bin es nicht, das ist mein Wesen so.

Walther.

Reinhard, suche Deinen Bruder, und bringe ihn

zu mir. Reinhard ab. Und Ihr, Mathilde, gebt mir doch meinen alten Pokal mit Wein; ich fühle mich matt.

Mathilde ab.

Leopold.

Wir freuen uns alle, daß Ihr so glücklich zurückgekommen seid.

Walther.

Ja, ich bin da in Eure Freude hineingefallen, wie ein unvermuthetes Gewitter. Ihr müßt es mir nicht übel deuten, denn ich sehe jetzt erst, daß ich Tanz und Musik gestört habe.

Die Gäste zerstreuen sich wieder nach und nach in den Saal, einige bleiben im Vorsaal.

Mathilde mit dem Pokal.

Walther.

Auf Eure Gesundheit! — Der Wein ist gut. — Von Wildenberg heißt Ihr und Leopold?

Leopold.

Ja.

Walther.

Ich habe diesen Namen oft unterwegs nennen hören und da hätt' ich nicht gedacht, Euch hier zu treffen.

Leopold.

Wie meint Ihr das?

Walther.

Ihr habt einen gar großen Ruhm, daß Ihr ein großer Sieger und Held bei Mädchen und Jungfrauen seid, und da gedachte ich wahrhaftig nicht, Euch hier bei meiner alten Frau zu finden.

Leopold.

Wunderbar, Herr Ritter —

Walther.

Tragt Ihr Neuigkeiten zu? Laßt mich doch auch etwas davon hören. Ihr habt auch wohl den Rath gegeben, das Crucifix aus dem Wege rücken zu lassen, das auf meinen Befehl in den Weg gesetzt wurde?

Leopold.

Ich will mich entfernen, damit ich mäßig bleiben mag. — Lebt wohl.

Walther.

Und Du, Mathilde, hattest aller Ehren vergessen, taumelnde Gelage und wilde Feste anzustellen, indeß ich fern war, indeß Du mich todt wähntest?

Mathilde.

Mein Gemal —

Walther.

Schweig, bringe mich nicht noch mehr auf! — Und Deine Gäste, wahrlich, sie gereichen Dir zur schlechten Ehre —

Leopold.

Wie meint Ihr das, Herr Ritter?

Walther.

Wer giebt Euch denn ein Recht zu fragen? Warum seht Ihr mich so an? Was soll Euer Blitzen mit den Augen bedeuten?

Leopold.

Schonet Eurer Hausfrauen, bei Gott! sie ist ein edles Weib!

Walther.

Sagt Ihr das? — Nun so werd' ich es schon glauben müssen.

Leopold.

Wer Ihre Ehre antasten will, sei es auch, wer es sei, — hier liegt mein Handschuh!

Walther.

Seht doch, wie keck und verwegen! — Wer will ihre Ehre antasten? Wenn Ihr es nicht gewollt, ich wahrlich nicht.

Leopold.

Herr Ritter, diese Sprache klingt seltsam.

Walther.

Ist Dir die Wahrheit ein so seltnes Gericht?

Leopold.

Ihr seid ein alter hitziger Graukopf, ich bin hundert Fehden bestanden, aber aus dieser Zungenfehde mache ich mich davon.

Walther.

Beim Himmel! Großsprecher, diese Worte sollst Du nicht umsonst gesagt haben. Hab ich nicht die Schwerter der Ungläubigen gesehn und Todesgefahr kennen gelernt, und Du meinst, ich sollte nun einen solchen Weiberknecht fürchten?

Leopold.

Geht, Ihr sprecht und wißt nicht was.

Walther, zieht den Degen.

Dies ist die Rittersprache, und wenn Du die verstehst, so zieh, Memme.

Leopold.

Ich mag in Eurem Schlosse nicht ziehn, und wenn Ihr mich auch noch einmal eine Memme scheltet.

Walther.

Ungläubiger Hund! zieh den Degen, sag' ich, oder ich halte Dich für einen Nichtswürdigen.

Leopold.

Nun, wenn es denn sein muß, alter Schwätzer. Gefecht.

Mathilde.

Um des Himmelswillen haltet! — sie fällt ihrem Gatten in die Arme, Leopolds Stoß trifft ihn.

Walther.

Daß Du verflucht seist, Du hast mich ermordet, nicht er. —

Mathilde.

Ermordet?

Walther.

Bringt mich fort, ich fühle mich schwach. — O Unheil! Schicksal! — er wird abgeführt, Mathilde folgt.

Leopold.

Ihr seht, Ritter, wie er mich zwang.

Reinhard kömmt.

Ich kann ihn nicht finden. — Wo ist mein Vater?

Leopold.

Todt, erschlagen von mir.

Reinhard.

Von Euch?

Leopold.

Hier ist noch mein Schwert; wollt Ihr Genugthuung? — Er zwang mich.

Reinhard.

Mein Vater! ab in das Zimmer.

Conrad aus dem Seitengemach, Carl aus dem Hintergrunde mit einem Schwerte.

Conrad.

O Karl!

Karl.

Nun?

Conrad.

Euer Vater — er stirbt.

Karl,
wirft das Schwert weg.

Sagt ich's nicht, daß alles nur ein froher Traum sei? — ab.

Leopold.

Ich bin ohne Schuld. ab.

Conrad.

Ja, wirf Dich nur nieder und wasche seine Wunde mit Deinen Thränen, er wird doch nicht bei Dir bleiben. —

Karl stürzt heraus.

Er ist todt! — Conrad! er sinkt in seine Arme, der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Auf der Burg Orla.)

Reinhard. Die Hofmeisterin.

Reinhard.

Ist Euer Fräulein nicht zu sprechen?

Hofmeisterin.

Sie kleidet sich eben an. — Woher so früh, Herr Ritter?

Reinhard.

Ich hatte keine Ruhe auf meinem Schlosse, da ritt ich hier vorbei, und stieg ab, um zu sehn, wie Ihr Euch befindet.

Hofmeisterin.

Viel Ehre für Eure demüthige Dienerin.

Reinhard.

Sie ist wohl, munter?

Hofmeisterin.

Leichtherzig und froh, wie ein Vogel in der Luft. — Was weiß die Jugend von Sorgen und Kummer? das lebt von einem Tage zum andern hinüber und wird es nicht überdrüssig, wenn immer dieselben Stunden und dieselben Freuden wiederkehren.

Reinhard.

Ihr beschreibt da das schönste jugendliche Leben, das ruhigste Glück.

Adelheid tritt auf.

Adelheid.

So wißt Ihr auch, wie ich sehe, unser Schloß zu finden, Herr Ritter?

Reinhard.

Seltsam, wenn ich in der Gegend hier so wenig bekannt wäre, da Berneck gegenüber liegt.

Adelheid.

Man vergißt oft das Naheliegende am ersten und am liebsten.

Reinhard.

Etwas, das Ihr nicht von mir aussagen werdet.

Adelheid.

Ich kann darüber mit Euch nicht rechten. — Was macht Euer Bruder?

Reinhard.

Wohl und auch nicht, wie Ihr es nehmt, er hat ein finstres, trübsinniges Gemüth, ganz das Bild meines gestorbenen Vaters; eben so auffahrend und jachzornig. — Daß er so glücklich ist, daß Ihr Euch nach ihm erkundigt, vermuthet er schwerlich.

Adelheid.

Warum ist er nicht froh und heiter?

Reinhard.

Es giebt Geister, mein Fräulein, die immer von einem schweren Gewichte zu Boden gezogen werden, das sie selbst nicht kennen: die sich nie mit leichten Schwingen in die Luft erheben, sondern halb aus Eigensinn, halb aus Temperament immer schwer und verdrüßlich sind; und zu diesen gehört mein Bruder. Es

ist daher ein unangenehmes Geschäft, mit ihm umzugehn.

Hofmeisterin.

So ist er melankolisch?

Reinhard.

Er war es von Jugend auf, und alle, die ihn umgeben, müssen seine Laune entgelten.

Adelheid.

Ihr liebt ihn nicht?

Reinhard.

Er vermeidet mich sorgfältig, er traut mir nicht, wie soll ich ihn da lieben können?

Adelheid.

Ist er doch Euer Bruder.

Reinhard.

An unsre frühern Kinderjahre denke ich immer mit Rührung zurück, damals waren wir ganz einverstanden, damals war er zärtlich und liebevoll. Aber wie ein böser Genius umhüllt ihn jetzt ein dunkler Schatten, der jeden mit Herzensfrost ergreift, der ihm näher tritt.

Hofmeisterin.

Er sollte einen Arzt um Rath fragen.

Reinhard.

Wenn man ihn nur erst dahin bringen könnte, daß er sich für krank hielte; aber so glaubt er sich gesund, und die ganze übrige Welt übel auf.

Hofmeisterin.

Aber das ist grade das gefährlichste Zeichen seiner Krankheit: ich habe schon mehrere solche Menschen ge-

kannt, die nachher wieder ganz ordentlich zurecht gebracht wurden.

Reinhard.

Aber warum sprechen wir von ihm so weitläuftig? — Wir werden ihn doch nicht wieder herstellen. — Ihr waret nicht am Johannistage auf Berneck, mein Fräulein.

Adelheid.

Und wohl mir, daß ich nicht dort war.

Reinhard.

Ihr habt Recht, es war eine traurige Nacht. — Kaum sah ich meinen Vater und ich mußte ihn wieder verlieren.

Adelheid.

Ein schreckliches Schicksal! Wie sehr hab' ich weinen müssen, als ich die That vernahm!

Reinhard.

Ihr habt ein weiches mitleidiges Herz, mein Fräulein.

Adelheid.

Jetzt hat Euer Bruder doch Recht, mit der Welt unzufrieden zu sein.

Reinhard.

Wer hätte das nicht? — Ihr weckt selbst in meinem Herzen alle Wehmuth.

Hofmeisterin.

Kommt in unsern Garten, Herr Ritter, der helle Himmel uud die grünen Bäume werden Euch heiter machen. — Reinhard führt Adelheid, sie gehn ab.

(Schloß Berneck, der Vorsaal.)

Karl
steht allein in einer Ecke, stumm und betrübt, den Blick auf den Boden geheftet.

Conrad tritt auf.

Seid Ihr hier, Ritter? — Ich suche Euch in der ganzen Burg. — Ritter! — Ritter Karl!

Karl auffahrend.

Was willst Du?

Conrad.

Wollt Ihr nicht zur Tafel kommen? Eure Mutter —

Karl.

Nun, meine Mutter?

Conrad.

Eure Mutter und Ritter Leopold haben schon oft nach Euch gefragt. Die Tischzeit ist schon vorüber.

Karl.

Mag sie doch, ich komme nicht. — Sage mir, Conrad, warum soll ich essen, da ich nicht zu leben verdiene?

Conrad.

Wie Ihr auch wieder sprecht!

Karl.

Es ist wahr Conrad. — Hat nicht jeder Mensch, jeder Vogel, jedes Gewürm einen Zweck, warum es lebt? Sie erwerben sich ihre Nahrung und schützen sich gegen Feinde oder sterben, — und ich, zu feige mich dem Tode auszusetzen, schleppe ein träges unbefriedigendes Leben hinter mir, indeß die Welt vor mir immer enger und enger zusammenfällt.

Conrad.

Wenn Ihr ausrittet, Besuche machtet, Euch in der Gegend umschautet —

Karl.

Was würde es mir helfen? Alles weist nur nach einem Bilde hin, alles nennt mir nur einen und denselben Gedanken. — Ich erinnere mich aller Geschichten, die ich las oder erzählen hörte, und in keiner treffe ich einen so verworfenen, so nichtswürdigen Sohn an, als dieser Karl von Berneck ist.

Conrad.

Ermuntert Euch, laßt doch Eure frische Jugend Herr über Euch werden.

Karl.

Verdien' ich wohl den ritterlichen Schlag, den ich vom tapfern Schwert meines Vaters auf dieser Schulter empfing? Schon ist es so lang, — ach Conrad! gieb dieser Faust Thätigkeit, und diesem Herzen das Recht freier und muthiger zu schlagen. — Oft wenn ich auf meinem einsamen Lager liege und mein trübes Auge gedankenschwer den Flug der Wolken beobachtet, dann ball' ich meine Faust mit heißem Ingrimm, dann ist mir, als wenn ich den Geist meines Vaters vorüberschweben sehe, der mir lächelnd winkt, dann nehm ich Dolch und Lanze, dann hör' ich die Streitaxt klirren — und dann wird es Morgen und es geschieht nichts.

Conrad.

Theurer Ritter, Ihr seid mir jetzt mit Eurer innern versteckten Wuth fürchterlich. Seht freier um Euch, so kann es doch nimmer gut werden.

Karl.

Das wird es auch nicht; das Schlimme wird nimmer gut. — Sieh, Conrad, bück' Dich hieher auf den Boden, — was wirst Du dort gewahr?

Conrad.

Ich weiß nicht.

Karl.

Sieh diese rothen Streifen! Ruft es Dich nicht an? Schreit es nicht tief in Dein Herz hinein? — Es ist das Blut meines Vaters, ich kenne es wohl. — Hier war der schändliche Kampf, hier erlag der Greis und hier steht sein Sohn — und besinnt sich, was er thun soll. — Sie haben dies fürchterliche Zeugniß nicht wegwaschen können, und unwillkührlich zieht diese blutige Stelle meinen Blick an sich.

Conrad.

Ach Gott!

Karl.

Mußte er darum allen Gefahren entronnen sein, um hier so schmählich zu fallen? Darum? — Und von wem? — O ich möchte meinen Kopf gegen diese Mauern stoßen. — Conrad, ist Dir nun noch, als wenn aus mir der junge Held Reinold werden sollte, der Stolz und der Ruhm seines Stammes? — Aber es soll anders werden, bei Gott, ich schwör' es hier dem Geiste meines Vaters, — es soll!

Conrad.

Laßt nur die Vorsicht Eure Entschlüsse leiten.

Karl.

Eben diese Vorsicht, diese langweilige und feigherzige Schwätzerin war Schuld, daß ich bisher Sohn

zu sein vergaß. Sprich mir nicht davon! Sie ist nur eine Ausrede des Feigherzigen, ein Vorwand, Thaten und Entschlüsse aufzuschieben. Glaube mir, das Leben ist ein großer Baum, mit weit ausgebreiteten Zweigen, Wind und Zufall blasen hinein und die Früchte fallen ab. Wenn Du unten schüttelst, so kannst Du nicht voraussagen, welche That herunter stürzen wird; oft ist etwas Wunderbares im Wipfel versteckt, das sich unversehens mit dem andern losreißt — und darum ohne Besinnen, ohne Vorsicht und Gedanken. Mir ist es ängstlich zu überlegen, wenn ich mir eine That vorsetzen soll.

Conrad.

Eure Reden erregen mir ein heimliches Grausen.

Karl.

Nun darum geh nur, sage, daß ich nicht zu Tische kommen wolle, nicht kommen könne.

Conrad.

Sie werden sich wundern.

Karl.

Wenn ein Fels zusammenstürzt, wer denkt da an das Nest der Schwalbe, das mit verschüttet wird?

Conrad ab.

Karl allein.

Ja es sei. — er kniet nieder und küßt den Boden. O du theures, theures Blut, das hier so verrätherisch vergossen ward; ja, du bist meine Reliquie, du waffnest meine Hand. — Athm' ich doch freier! Weiß ich doch nun, wer ich bin und was ich will; die That selbst ist nur eine Zugabe zum Entschlusse — Kein Gift ist mir so zuwider, als das Gesicht des unverschämten Verrä-

thers — und mein Bruder kann freundlich und vertraulich mit ihm sprechen; wahrlich, ich habe gesehn, wie er ihm die Hand drückte, dieselbe Hand, die seinen Vater niederschlug. — Nun will ich in die Kapelle gehn, und auf dem Sarge meines Vaters beten.

ab.

Franz. Georg.

Georg.

Aber sie werden nach uns rufen.

Franz.

Je, sie bedürfen ja jetzt keiner Bedienung mehr. Die Tafel ist ja so gut wie aufgehoben.

Georg.

Du hast immer Deine eigne Art zu erklären.

Franz.

Ach! was willst Du davon verstehn? — Komm, da hab' ich eine Flasche guten Wein, die wollen wir mit einander ausleeren.

Georg.

Aber woher?

Franz.

So halb und halb geschenkt bekommen. — Siehst Du, denen da drinnen ist es ganz wohl, wenn wir sie allein lassen, wir sehn ihnen durch die Finger und dafür wird uns wieder durch die Finger gesehn.

Georg.

Du bist ein wilder Bursch, ich könnte nicht so sein.

Franz.

Und Du bist ein frommes, gutherziges Kind, ein wahres Schaaf.

Georg.

Du hast die Johannisnacht schnell vergessen, wo Du Dir so ernsthaft vornahmst anders zu werden.

Franz.

Ach! das war damals; — andre Zeiten andre Sitten. Sieh doch nur unsre Ritter an, besonders den wackern Herrn Leopold, das ist ein gescheidter Mann, der muß doch auch wissen was rechts und links ist, und wenn der sich nicht fürchtet, warum soll ich es denn thun?

Georg.

Ich mag auf keine Autorität zum Satan fahren.

Franz.

Gleich Satan! das Schlimmste gleich zum Aergsten. Sieh, das ist ein kluger Mann. Als ich letzt durch das Zimmer ging und er mit unsrer Hausfrauen auf einem Ruhebettchen saß, machte ich nur ein pfiffiges Gesicht, und seit der Zeit bin ich sein Vertrauter, ohne daß wir nur ein Wort mit einander gewechselt haben, — und sieh, indem er Geld zählt, das ist mein Einkommen.

Georg.

Auf so etwas würde ich nimmermehr ausgelernt werden.

Franz.

Dazu gehören auch natürliche Gaben. — Nun komm, hier ist ein Becher. — Auf des Herrn Leopolds Gesundheit!

Georg.

Nein, nein, — sieh, hier auf dieser Stelle starb der alte Herr von Berneck, und hier sollt' ich seines

Feindes Gesundheit trinken? Nimmermehr! die Dielen würden unter mir zusammen brechen. ab.

Franz.

Thorheiten! er setzt sich nieder und trinkt.

(Schloßgarten von Berneck.)

Leopold allein.

O über die unbegreiflichen Wünsche des Menschen! — Was heute mit allem Glanze auf mich wirkt, erscheint mir morgen nüchtern, schaal und ohne Bedeutung. Der Mensch jagt nach Räthseln, und kaum hat er die Auflösung entdeckt, so ärgert er sich über sich selbst. — Kann es denn keine Liebe geben, ohne daß uns der Gegenstand unsrer Zuneigung am Ende widrig und verhaßt wird, wenigstens in manchen einzelnen abgerissenen Stunden? — O es giebt Tage, an denen man sich selber zur Last ist, wo alle Gegenstände umher unsre Seele und unsern Muth zusammen drücken. — Und sie kömmt nicht! — Hab' ich ihr Unrecht gethan? Ach selten wissen es zwei Menschen, wie sie mit einander umgehn sollen.

Mathilde. Leopold.

Leopold.

Nun, Mathilde, ist Euch besser?

Mathilde.

Ach! Ihr habt mir eine sehr betrübte Stunde gemacht. — Dacht ich's, daß es so weit unter uns kommen sollte?

Leopold.

Aber Ihr habt Tage, an denen Ihr schmollt, ohne zu wissen worüber.

Mathilde.

Könnt Ihr es denn begreifen, was manchmal mein Herz zusammen drängt? Ob nicht zuweilen, stille, innere Vorwürfe, schwarze Gedanken —

Leopold.

Nun gut, gut, müßt Ihr mich auch dadurch noch aufbringen? — Nun werd' ich noch Eure Gewissensbisse, wie Ihr es nennt, hören müssen, und Ihr werdet mir so meine Fröhlichkeit, Laune, mein Leben, alles verderben.

Mathilde.

Wie dringt Eure Heftigkeit, Eure Wildheit durch mein Herz! Wie viel muß ich nicht jetzt schon von Eurer üblen Laune leiden! Euer ehemaliges leises und liebevolles Benehmen ist dahin, da waret Ihr nur in der Leidenschaft der Liebe heftig und jetzt, — jeden Unmuth laßt Ihr an mir aus.

Leopold.

Soll ich nicht? Soll ich nicht rasend werden? — wenn man sich der Liebe eines Weibes so ganz hingiebt, ihr Ruhm, Thaten und Ritterpflicht opfert, wenn man in ihrem Wohlwollen ganz gesunden, oder zu Grunde gehn möchte, — und man findet sie dann kalt und verschlossen, zurückgezogen vor den innigsten Liebkosungen, verzagt, wenn ich sie mit der heißesten Inbrunst in die Arme schließe —

Mathilde.

Ach, was soll ich thun?

Leopold.

Könnt Ihr Euch nicht mehr in Eurer Gewalt haben? Muß ich jede Eurer Thränen, jede Eurer trübseligen Stunden bemerken und fühlen? Warum kann ich mich zwingen? Ich lasse es Euch nie empfinden, wenn mir nicht wohl ist, oder ein Unwille mir im Herzen drängt und es zerreißen will.

Mathilde.

Lieben wir uns denn also nicht?

Leopold.

O solche Fragen, dergleichen Reden könnten mich verrückt machen. So wollt Ihr denn, daß wir uns trennen, eben so rasch und abgebrochen, als wir uns fanden? — Gut, es sei!

Mathilde.

Leopold!

Leopold.

Wollt Ihr etwas anders? — Oder Ihr wißt selbst nicht, was Ihr wollt.

Mathilde.

Soll denn dies nun mit jedem Tage wiederkehren?

Leopold.

Eben darum ist es besser, daß wir Abschied von einander nehmen.

Mathilde.

O die wilden Männer! das rauhe, unbarmherzige Geschlecht! sie weint.

Leopold.

Scheltet uns nicht, denn ihr erzürnt uns so lange durch diese kleinen Streifereien der weiblichen Kunst, bis wir endlich die Geduld verlieren.

Mathilde.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Walther grade in der Johannisnacht starb, in derselben Nacht, da Ulfo seinen Bruder mordete und diese Burg eingeweiht wurde.

Leopold.

Werft Ihr mir auch das noch vor? —

Reinhard tritt auf.

Reinhard.

Ha! treff' ich Euch doch grade recht, Ritter. — Guten Tag, Mutter, wie gehts Euch?

Mathilde.

Gut, und Dir, mein Sohn?

Reinhard.

Wie anders?

Mathilde.

Man sieht Dich jetzt so selten auf Berneck.

Reinhard.

Ich streife herum, hier und da, Berneck ist ein finstrer trauriger Aufenthalt, es ist mir hier immer zu einsam. Wirds mir doch auf meinem eigenen Schlosse zu enge, ob es gleich besser und freundlicher liegt.

Leopold.

Ihr seht wohl aus und leicht.

Reinhard.

Und so ist mir auch, die Jugend, dünkt mich, sollte sich nie anders fühlen; denn die Fröhlichkeit ist ihr Element. Was ich ändern kann, wenn es mir im Wege steht, suche ich zu ändern, und wo das unmöglich ist, lasse ich es auf sich selber beruhen.

Leopold.

Dies ist die wahre Lebensweisheit, — wohl dem, der sie in keinem Augenblicke vergißt! Mathilde entfernt sich.

Reinhard.

Man muß nicht zu oft, oder ängstlich daran denken, daß man lebt, denn sonst möcht' es sich kaum der Mühe verlohnen; wie die Zeit unmerklich forteilt, so müssen wir, ohne daß wir darüber sinnen, in der Zeit mitgehn; das vor und hinter sich sehn dient nur dazu, uns verwirrt zu machen.

Leopold.

Ihr habt ganz Recht, das ist auch meine Meinung.

Reinhard.

Und nun muß ich wieder zu Euch von Adelheid sprechen. Sie verträgt die Behandlung wahrlich nicht, die Ihr mir vorgeschrieben habt.

Leopold.

Weil Ihr mit meinen Regeln nicht umzugehn wißt; der gute Freund braucht zuweilen einen Rath umgekehrt, den ihm ein anderer giebt; man muß keinen Dolch zum Pfropfenzieher machen wollen.

Reinhard.

O Ihr kennt das Mädchen nicht, sie ist eine Ausnahme von allen Euren Erfahrungen, sie würde auch Euren Verstand in Verwirrung bringen.

Leopold.

Glaubt Ihr das?

Reinhard.

Mir wird blind vor den Augen, wenn ich vor ihr stehe.

Leopold.

Das kann ich mir denken, Ihr seid auch kaum zwanzig Jahre alt.

Reinhard.

Was gilt's, ich heirathe sie, wenn sie mich will.

Leopold.

Da habt Ihr meine Hand, daß sie mit Freuden Ja sagt, wenn Ihr thöricht genug seid; ihr Vermögen ist klein, ihr Bruder kömmt wahrscheinlich zurück, und dann hat sie außer ihrem Schmucke nichts.

Reinhard.

Daß Ihr auch gleich daran denkt!

Leopold.

Ich denke für Euch. — Nun Glück auf den Weg, ob es mir gleich weh thut, Euch auf dem Wege zu sehn.

Reinhard.

Ihr seht die Sache von Eurer, ich von meiner Seite.

Leopold.

Wir wollen darüber nicht streiten.

Mathilde kommt zurück.

Reinhard.

Lebt wohl, Mutter.

Mathilde.

Du eilst schon wieder?

Reinhard.

Ich führe jetzt ein unstätes Leben, vielleicht daß ich bald um so häuslicher werde. geht ab.

Leopold und Mathilde gehn schweigend auf und ab.

Mathilde.

Leopold! — zürnst Du noch?

Leopold.

Nein, Mathilde, aber mißbrauche künftig meine Geduld nicht.

Mathilde.

Ach, ich glaube, der Herbst kömmt schon herbei, alle Bäume sehn so dürre und abgestorben aus, große Wolken ziehn dort durch den Wald, jeder Fußtritt klingt so einsam wider — ich habe von Herzen weinen müssen; habt Geduld mit meiner Schwäche.

Leopold gerührt.

Mathilde!

Mathilde.

Es wird Winter werden und dann wieder Frühling, aber vielleicht erleb' ich das nicht. Indem wir uns umsehn, ist ein Jahr entflohn; ich hoffte, daß mir an Eurer Seite das Leben mehr Stand halten sollte, und es ist nun eben so.

Leopold.

Ihr quält Euch mit traurigen Gedanken ab.

Mathilde.

Ich kann sie nicht von mir zurückhalten. — Meinen Sohn Reinhard seh' ich wenig, und meinen zweiten Sohn möchte ich noch seltner sehn.

Leopold.

Er hat ein unglückseliges Gesicht. —

Mathilde.

Mich wirft sein ernster glühender Blick zusammen, ich halte es oft nicht aus, wenn er mir gegenüber sitzt. — Er ist nun bald Besitzer dieses Schlosses. — Ach! wie wird die Zukunft aussehn!

Leopold.

Man muß in der Gegenwart nie daran denken, — laßt sie werden, wie sie will; indem wir darauf gefaßt sind, besiegen wir das Schicksal. — Kommt, das Wetter ist trüb und regnigt. — Heut Abend seh' ich Euch in Eurem Zimmer, aber Ihr müßt heiter sein. —

sie gehn ab.

(Rüstkammer.)

Karl allein.

Nein, kein Meuchelmord, nein, ich will ihm offen entgegen treten und mein Leben gegen das seinige wagen. — Wie schlägt mein Herz, da ich hier die Panzer und die Schwerter aller meiner Ahnherrn vor mir sehe. — Hier sprechen mich Thaten und Geister an; — o ihr edlen Reste aus einer alten Zeit, als man euch noch gebrauchte, und diese Aexte und Schwerter im Getümmel klangen — wer dachte damals beim Feldgeschrei an jenen trüben Nachkommen, der hier unter Euch wandeln würde, um sein Herz zu einer guten That zu erweitern. — Dies ist vom ganzen Geschlechte übrig geblieben, — wie vertraut war die Hand meiner Väter mit diesen Griffen an den Lanzen, — o wie lieb' ich diese stummen, unbeseelten, mir reliquientheuren Waffenbildungen! — Welches dieser Schwerter mag wohl das älteste sein? — Dieses mit der wunderbaren Handhabe, mit der fein getriebenen Goldarbeit? — ja, du sollst von nun an das meinige werden.

Conrad tritt herein.

Conrad.

Seid Ihr hier, Ritter? — Ich habe Euch allenthalben gesucht, es ist nicht recht, wenn Ihr jetzt allein seid.

Karl.

Warum? — was meinst Du, daß daraus entstehen kann, wenn ich mit mir allein bin?

Conrad.

Ach Gott! es ist mir selbst ängstlich zu Muthe, ich habe keinen hier im Schlosse, mit dem ich sprechen, mit dem ich umgehn könnte; da bin ich nun so dreist, mich immer noch zu Euch zu halten, weil ich Euch schon als Knabe kannte und liebte, und Ihr mir, wie ich glaube, auch immer etwas gut waret. Alle Gesichter hier in der Burg sind mir fremd und zuwider, den Knechten und Knappen bin ich mit meinem Alter zum Gespötte, — o wenn doch mein Sohn, mein Wilhelm mit seinem Herrn aus dem gelobten Lande zurückkehrte!

Karl.

Bleib immer bei mir, Conrad. — Horch! donnert es nicht fern ab in den Bergen?

Conrad.

Ich glaube, ja, die Winde rauschen gewaltig durch die Bäume, ungeheure Wolken arbeiten sich durch den Himmel und schwarze Schatten liegen in den Thälern. Ich glaube, es kömmt ein Gewitter herauf. — Seht, es leuchtet schon heftig aus der Ferne — nun, Gott im Himmel sei uns gnädig. —

Karl.

Fürchtest Du Dich beim Gewitter, Conrad?

Conrad.

Ja, Herr.

Karl.

Ich nicht.

Conrad.

Und doch solltet Ihr's. Es ist die Stimme des Herrn selbst, die dann über die Wolken hinfährt, und die arme zitternde Welt in banger Erwartung festhält; seht, Bäume, Wälder und Felsen fürchten sich, warum sollte es dem Menschen nicht ziemen?

Karl.

Wie lange hast Du meinen Vater gekannt?

Conrad.

Von seiner Jugend auf.

Karl.

Und Du hast ihn geliebt?

Conrad.

Daß ich's Euch nicht sagen kann. — Seht, wenn ich ganz zu Euch aufrichtig sein soll, so fährt mir's durch Mark und Gebein, so oft ich nur den Fremden sehe. Gott hatte in der vorigen Woche sein Angesicht so sehr von mir gewendet, daß ich ihm gern Gift in den Becher geschüttet hätte, als ich ihn bei Tische bedienen mußte.

Karl.

Du bist mein wahrer Freund. — Und sage mir, wie denkst Du von meiner Mutter?

Conrad.

Es kümmert mich Tag und Nacht, — (aber zürnt

über meine Rede nicht,) daß sie die Wege des Herrn verlassen hat. — Der Fremde hat sie verführt, — denn ehmals —

Karl.

Nun, er soll nicht wieder zu ihr gehn. — Da Dein Herz so viel leidet, Conrad, o so kannst Du fühlen wie das meinige zerrissen wird, da ich von diesem ermordeten Vater der Sohn bin, da diese Entehrte meine Mutter ist. Er soll ihr Schlafgemach nicht wieder betreten, ich will es nicht länger dulden.

Conrad.

Ach, ich zittre für Euch. Er ist ein geübter Ritter.

Karl.

Mag ich doch sterben, wenn er nur gestraft wird; und zu wessen Freude sollt ich auch weiter leben? Mein Bruder und meine Mutter hassen mich, kein ander Wesen fragt nach mir, — Dich ausgenommen, Conrad, darum weine nicht; Dich ausgenommen.

Conrad.

Nun da seht Ihr, daß Ihr doch einer Seele lieb und theuer seid, und so werdet Ihr noch mehrere finden, recht wackre brave Menschen. Laßt's nur gut sein, jeder findet doch endlich seinen Bruder aus diesem irdischen Getümmel heraus.

Karl.

Hast Du ihn herausgefunden?

Conrad.

Nein.

Karl.

Nun so schweig davon. Ich fühl's, daß sich alles vor mir zurückneigt; schon als Kind, wenn man meinem

Bruder schmeichelte, ließen mich alle einsam stehn und meine Mutter ließ mich aus dem Zimmer führen, wenn ich dann in Unmuth schrie und weinte. Mein Bruder Reinhard schien mich zu lieben, als er ein Knabe war, kaum war er zu Verstande gekommen, als er mich auch haßte.

Conrad.

Wollt Ihr denn Euer ganzes Leben unter diesen traurigen Phantasieen aufzehren?

Karl.

Sieh, Conrad, so steh ich in einer schrecklichen Einsamkeit; ich bin nicht leicht, gewandt und schnell, ich habe keinen behenden Verstand, ich habe keinen Ruf, Niemand weiß von mir, Niemand mag von mir wissen. —

Conrad.

Liebster Karl!

Karl.

Und so mag denn das Gewitter heraufziehn! Warum sollt' ich mich fürchten? Mich wird es nicht suchen!

Conrad küßt ihm die Hand.

Hört auf, so zerbrecht Ihr mir doch nur das Herz.

Karl,

der ihn in die Arme nimmt und herzt.

Alter Mann! siehst Du, Du bist der einzige, der mich liebt und Dich lieb' ich auch dafür von ganzer Seele. Du bist meine Welt, mein Nachruhm, meine Geliebte, Du bist mir Mutter und Vater. Glaube ja nicht, daß ich es Dir je vergessen kann, wenn ich auch zuweilen ein verdrüßlich Gesicht machen, und Dich wie die übrigen anfahren sollte; so finster ich auch äußerlich sein

mag, so steht mein Herz für Dich doch immer im Sonnenschein der Liebe.

Conrad.

Wie soll ich mich darüber genug freuen?

Karl.

Aber dafür laß mich auch die übrige Welt so hassen, wie sie es verdient. — Sieh dies Schwert.

Conrad.

Ich habe mich schon längst gewundert, wie es in Eure Hände kömmt.

Karl.

Warum?

Conrad.

Hängt es wieder dort hin, ich bitte Euch.

Karl.

Du bist seltsam.

Conrad.

Laßt es immer seltsam und thöricht klingen, wenn ich Euch sage, mir graut recht innerlich davor, aber es ist so.

Karl.

Desto besser; — siehst Du, Conrad, das ist das große Rachschwert, wodurch ich den Geist meines Vaters versöhnen will.

Conrad.

O hängt es, hängt es weg. — Seht, es ist für Euch zu gewichtig.

Karl.

Hältst Du mich für einen Knaben?

Conrad.

Es ist ein gefährliches, furchtbares Eisen.

Karl.

Das soll es sein.

Conrad.

Es ist, o laßt mich nicht vergeblich bitten, — es ist ein Mörderschwert.

Karl.

Ich will's behalten, Conrad, ich habe es mir zur Rache auserlesen und eingeweiht.

Conrad.

Komm' ich mir doch selbst als ein Kind vor, daß mir so viel dran liegt. — Aber so muß ich Euch denn sagen, es ist dasselbe Schwert, mit dem Ulfo seinen Bruder erschlug. — Ihr wißt doch die Geschichte?

Karl nachdenkend.

Ja.

Conrad.

Und darum ist es ein ruchloser Stahl und zu keinem edlen Werke brauchbar.

Karl.

Laß ihn, er soll geadelt werden, ich will das Bruderblut mit dem Blut eines Mörders und Ehebrechers abwaschen. — Zu welchen seltsamen und widersprechenden Endzwecken sich ein todtes Werkzeug muß gebrauchen lassen! So ist es auch vielleicht mit dem Menschen. Die dunkle Bestimmung geht hinter uns, und wir nehmen es nicht wahr, wie sie uns vor sich hintreibt; wir wundern uns dann als schwache Menschen, wenn wir in Wüsten stehn, wenn unsre Schritte sich gegen einen Abgrund richten und wagen es nicht, uns umzudrehn. Siehst Du, Conrad, so ist es, und darum will ich dies gute Schwert mit mir nehmen. — Die

Nacht kömmt schon herauf, das Gewitter zieht näher. — Horch, wie seltsam diese Panzer und Schilde an einander klirren. — Hörst Du nichts?

Conrad.

Nein.

Karl.

Wie der Anfang eines wunderbaren Gesprächs; es sind die Geister meiner Vorfahren, die über uns flattern und mir ihr Wohlgefallen zu erkennen geben. — Komm. — sie gehn ab.

(Ein finstres Gemach, im Hintergrunde eine Thür, zu der einige Stufen führen.)

Mathilde mit einer Lampe.

Wie gewaltig das Wetter leuchtet! — Ist es die Sünde, das Verbot des Richters, das in meinem Gewissen herbergt, und mein unruhiges Herz von Leopold abwendet? — Ach, was ist dann die Sünde für ein Gewinn, selbst in diesem irdischen Leben! — Oder ist es die Veränderlichkeit des Menschen und seines unbegreiflichen Willens? Was ist dann Liebe und Freundschaft, die wir so gern für das wahre Element unsrer Seele halten möchten? — Alles was ich von Walther fürchtete, quält mich nun beständig in Leopolds Gestalt, in der Gestalt, die mir einst so theuer war. — Er will diese Nacht kommen. — Horch, es donnert! — Ich kenne mich selbst nicht mehr, so sehr bin ich verändert. — Ach Gott! es kann ja vielleicht noch alles gut werden. — Ich fühle mich so einsam, mein Muth, meine frohe Laune ist hin, — wenn er nur bald käme! — Und kann ich denn zurücktreten? — Und was

wär' ich, wenn ich es thäte? — Wie unglücklich würd' ich sein, wenn er mich verließe und nun alles, alles nur ein Traum war, und vorüber wäre? Wenn dann die Erinnerungen die Vergangenheit schöner machten als sie war, alle traurigen Stunden mit weißen Schleiern verdeckten — o über die Untreue der Männer! —
sie geht ab.

Karl tritt auf.

Nein, es soll nicht sein. — Dulde es nicht länger, mein Herz, daß mein Vater selbst noch im Grabe entehrt wird. — Das Gewitter zieht nach und nach näher, Donner und Blitz, er geht umher das Schwert unterm Arm und setzt sich auf die Stufen vor dem Schlafgemach nieder. Wie der Sturm heraufbraust, wie das Wetter schwer näher zieht. — Wie ein Gespenst sitz' ich hier in der dunkeln, einsamen Nacht, mein Herz schlägt ungeduldig und die furchtbare Stunde rückt mir meinen Feind immer näher und näher.

Leopold tritt auf.

Leopold.

Alles in der Burg schläft, nur Mathilde wacht. — Ich wundre mich über mich selbst, daß ich immer noch diesen gewohnten Weg gehe und seiner doch noch nicht überdrüßig bin. — Unser Vergnügen liegt nur in der Einbildung. — Doch sie wartet, um eine zärtliche Versöhnung mit mir zu feiern. Er nähert sich dem Schlafgemach.

Karl.

Zurück!

Leopold.

Zurück? — Wer ist es, der das ruft? —

Karl.

Karl von Berneck.

Leopold.

Wie kommt Ihr, in der einsamen Nacht, hieher, Ritter!

Karl.

Ueber die seltsame Frage! — Dies ist die Burg meines Vaters, müßt Ihr wissen, ich bin sein Sohn, ich sitze hier vor dem Schlafgemach meiner Mutter und kann nicht begreifen, welcher Weg Euch hieherführt.

Leopold.

Ihr habt darnach nicht zu fragen.

Karl.

Gut.

Leopold.

Und so werd' ich also ungehindert meinen Weg fortsetzen.

Karl.

Zurück! sag' ich noch einmal.

Leopold.

Und das so trotzig, junger Mensch?

Karl.

Warum nicht? — Ich bin hier Herr im Schlosse, und ihr seid ein ungebetener, überlästiger Gast.

Leopold.

Was muß ich hören?

Karl.

Was Ihr schon längst hättet hören sollen, wenn ich dem Rufe meines Herzens gefolgt wäre. — Wenn Ihr Muth habt, so trefft Ihr mich morgen auf der Wiese im Walde.

Leopold.

Gut, aber wenn es denn so steht, wenn Ihr es

denn wißt und so mit mir zu sprechen wagt, so will ich auch jetzt zu Eurer Mutter gehn.

Karl.

Das sollt ihr nicht, bei Gott nicht.

Leopold.

Wer will es mir wehren?

Karl.

Fragt nicht so einfältig, eben ich!

Leopold.

Ich werde diese Drohung nicht achten. er betritt die untere Stufe.

Karl.

Laßt Euch weisen, ich beschwöre Euch, seht, Ihr sollt nicht in dies Gemach, ohne meinen Leib zur Stufe zu gebrauchen. er wirft sich queer vor die Thür.

Leopold.

Wie Du willst!

Karl, der schnell aufspringt.

O mein Vater! hast Du es wohl gesehn, wie ein Verworfner, ein Nichtswürdiger, dein Mörder auf deinen Sohn seinen verrätherischen Fuß setzt! — Was wär' ich, wenn ich das erduldete? — er schleudert Leopold zurück. Hieher, Bösewicht! wagst Du es, mir in die Augen zu sehn? Wagst Du es, Dich Mann, Dich Ritter zu nennen?

Leopold.

Was muß ich hören? — Wißt Ihr, frecher Jüngling, daß ich Euch dafür züchtigen werde?

Karl.

Hier ist ein gutes Schwert, zieh das Deine, wenn

Du keine Memme bist! Sieh, der Donner spricht mir zu, der Blitz leuchtet herein, — Du bist verloren!

Leopold.

Geh, junger Mensch, Unbesonnener, verschlaf Deinen Rausch.

Karl.

Zieh, oder ich haue Dich wehrlos nieder, Schändlicher; Du zu schlecht, um von meiner Hand zu sterben, Du, der dem Henker angehört, den Raben und Geiern des Feldes.

Leopold.

Knabe! er zieht, Gefecht.

Karl.

Steh mir bei, Geist meines Vaters! — Rausche Verderben und Verdammniß über mich, wenn ich ihn nicht überwältige. — Er faßt das Schwert mit beiden Händen und haut ihn nieder.

Leopold.

Hülfe!

Die Thür im Hintergrunde öffnet sich, Mathilde tritt mit einer Leuchte hervor.

Mathilde.

Welch Geräusch? —

Karl.

Ha, seid Ihr auch da! — Da liegt er! —

Mathilde.

Er ist wahnwitzig! — Mord! — sie tritt schnell zurück und verschließt die Thür.

Karl.

Ja, wahnwitzig, toll, unbändig bin ich. — Aufgemacht, Ehebrecherin! Hörst Du mich nicht! — er rennt gegen die Thür, sie fliegt auf.

(Hinter der Scene.)

Mathilde.

— Sohn! Sohn Karl! — eine Pause, Karl kömmt bleich und wahnwitzig zurück.

Conrad tritt ihm entgegen.

Conrad.

Heiliger Gott! was ist hier vorgegangen?

Karl

stößt das Schwert gegen die Erde, daß es in Stücke springt.

Das verdammte Schwert! — O Du hattest wohl Recht, Conrad! —

Conrad.

Wie ist Euch?

(Drinne.) Hülfe! Hülfe!

Karl.

Hörst Du den Donner? — Gott spricht zu mir, jetzt fürchte ich ihn! — laut schreiend. O rette mich, laß mich entfliehn! er stürzt hinaus, Conrad eilt ihm nach, stillschweigend schleicht das Gespenst des Greises herein, nimmt die Stücke des zerbrochenen Schwertes auf und entfernt sich. Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

(Saal auf Berneck.)

Karl liegt völlig angekleidet auf einem Ruhebette, Conrad tritt herein, er sieht ihn und will wieder fortgehn.

Karl.

Bleib, Conrad, ich schlafe nicht.

Conrad.

Ihr solltet schlafen, das Nachtwachen wird noch Euren Verstand völlig zerrütten.

Karl.

Wo ist meine Mutter, Conrad?

Conrad.

Lieber Karl, —

Karl.

Nicht wahr, es ist keine Mutter mehr hier im Schlosse? Die Zeiten sind vorüber. — zusammenfahrend. Horch! mich dünkt, es donnerte.

Conrad.

Nicht doch.

Karl.

Das war eine entsetzliche Nacht, als sich mir die Furchtbarkeit des Gewitters zu erkennen gab. Conrad, da war der Himmel ein weites feuriges Meer, da

rissen große Donnerschläge Luft und Wolken in Stücke, da sauste es wie Gespenster um die Burg und nahm ganz meinen armen menschlichen Sinn gefangen, da trug ich jenes thörichte Schwert, das wider meinen Willen meine Mutter erschlug. — Ha! wie darf ich es noch wagen, den Namen Mutter auszusprechen? Mich hat keine Mutter gesäugt, ich bin kein Mensch, kein Sohn, der Name Sohn ist seitdem zum Fluch geworden. — er steht auf. Komm, ich will mich ankleiden.

Conrad.

Ihr seid ja schon angekleidet.

Karl.

Wirklich. — Hörst Du es auch in der Nacht durch alle Zimmer des Schlosses wandeln und seufzen und meinen Namen sprechen?

Conrad.

Das ist lauter Phantasei von Euch.

Karl.

Es rasselt oft wüthend durch den Saal, dann hör' ich Schwerter klirren und wunderliche Stimmen dazwischen, ungeheure Riesengestalten gehn mir vorüber und Gespenster drängen sich zu mir her, — das alles ist nicht Phantasei!

Conrad.

Ihr seid überwacht, da müssen Euch die müden Sinne täuschen.

Karl.

Es ist nicht anders, die wilde Geisterwelt hat mich zu ihrer Beute, zu ihrem Spiele ausgelesen. — Weißt Du noch die Zeit, Conrad, als in diesem Saale getanzt ward, als die Pokale um die Tafel gingen, als Adel-

heid an dieser Stelle saß? — Warum ist jetzt alles so stumm und traurig?

Conrad.

Die Zeiten wechseln, die Umstände ändern sich.

Karl.

Ich bin doch wohl ohne Schuld. Sollte es nicht sein können? Der Mensch wird geboren, ohne daß er es weiß, seine innerlichen Gedanken sind Träume, und äußerlich erzeugen sich indeß andere Träume, die wir Thaten nennen, und von denen er nichts weiß. — Wenn nur kein Gewitter heraufzieht!

Conrad.

Seid unbesorgt.

Karl.

Es wird so finster, mir ist so bang.

Conrad.

Es ist Abend geworden.

Karl.

Laß einige Fackeln anzünden, laß Musik kommen, vielleicht kann ich einschlafen.

Conrad geht ab, bringt zwei brennende Fackeln und stellt sie hin, der Minnesänger tritt auf.

Karl.

Setzt Euch, — dort in der Ferne, und nun eine recht schwermüthige Melodie, von der Art, die unsre Seele wie auf einem trüben Flusse in ferne unterirdische Gegenden führt, daß wir der Oberwelt und unserer irdischen Leiden vergessen. Sucht auf Eurem Instrumente die wunderbarsten Töne aus, jene betäubenden, einschläfernden, die um unsre Sinne gaukeln

und sie mit süßer Schläfrigkeit berauschen. — Uebertönt mir jene Eule, die vom verdorrten Baum herunter winselt.

Minnesänger.

Ich will Euch die Klage und den Trost des Unglücklichen singen, es ist ein neues Lied und eine neuerfundene Weise. Ich dichtete es jüngst, als mir das Elend der Menschen recht sichtbar vor die Augen trat.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht,
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint, und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher
Durchwandr' ich Freud und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:

O Mensch du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne

Sind dir nicht ewig ferne,
gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne. —

(Ein heller Blitz und heftiger Donnerschlag.)

Karl fährt auf.

Genug! — Alles ist doch nur erlogen, Dichtererfindung, indeß sein eigener Busen nichts fühlt! Fort! Minnesänger ab. — Ich will nichts mehr hören, alle Menschen sind falsch und ohne Empfindung. — Himmel! glühende Ketten ziehn sich um mich her, wilde Phantome durchkreuzen die Luft und stürzen auf mich ein, Gespenster klettern die Fenster hinan und klirren an den Scheiben — Conrad! —

Conrad.

Was ist Euch?

Karl.

Sieh die schrecklichen Gestalten, dort mit den flammenden Haaren, die in der Luft fliegen und sich zu mir her bewegen.

Conrad.

Es sind ja die Fackeln, ich will sie forttragen, wenn sie Euch erschrecken. ab mit den Lichtern.

Karl.

Das Bildniß meiner Mutter rührt sich. — O weh mir! weh mir, daß ich geboren ward! Die gräßlichen Flüche der Sterbenden ergreifen mich nun, die alte Sünde unsers Hauses hat mich mit gefaßt und schleppt mich zur Verdammniß. — Ich kann nicht mehr. — er kniet nieder. O errette mich, Gott im Himmel! — Der Blitz springt nach mir, der Donner schilt mich, das ganze Heer des Entsetzens jagt hinter mir her. —

7*

Wo ist Rettung? — O es treibt mich fort, durch die Wildniß, durch Wälder, ich kann mich nicht zurückhalten. er springt auf und eilt hinaus.

Conrad kömmt zurück.

Ritter! — Ritter Karl! — Er ist fort! — O Gott im Himmel, was soll noch daraus werden? — Franz! Georg!

Franz. Georg.

Conrad.

Folgt mir, der Ritter ist in den Wald hinaus, in's Freie geeilt, wir müssen ihn suchen. — ab.

Franz.

Daß ich ein Narr wäre!

Georg.

Gehst Du nicht mit?

Franz.

Bewahre! ich habe meinen Abschied genommen, eben so gut, wie schon mancher Diener hier gethan hat. Das halte der Henker aus. — Sage mir, Georg, hast Du nicht bemerkt, daß es in der Burg umgeht?

Georg.

Es ist mir manchmal so schaurig.

Franz.

Die alten Tapeten klatschen als wenn es mit Flügeln dagegen rasselte. Unsre Hausfrau soll oft durch die Säle schleichen; man erzählt sich gar wunderliche Geschichten von ihrem Tode, man darf es nur nicht öffentlich sagen. Hast davon noch nichts gehört?

Georg.

O ja, aber ich kann es immer nicht glauben.

Franz.

Ich gehe wieder nach dem lustigen Bamberg zu meinem vorigen Herrn, da kann man doch froh sein, da schmeckt einem ein Trunk, da scheint die Sonne heiter und warm, — aber hier in dieser Wildniß —

Georg.

Du hast Recht. Das sind hier wilde Felsen, schwarz und widrig strecken sie sich in den Himmel hinein, und kein fremder Ritter, kein Reisender besucht mehr unser Schloß; man hört gar nichts neues mehr, man erfährt gar nicht, wie es draußen in der Welt zugeht, es ist hier ein betrübtes Leben.

Franz.

So zieh mit mir.

Georg.

Meine Zeit ist noch nicht um. — Aber meiner Jugend kann ich mich hier nicht freuen, das weiß ich wohl; oft wenn ich so aus den wilden Thälern ein verlornes Jagdhorn herauftönen höre, weiß ich nicht, wie mir wird, aber ich muß dann weinen. Durch Gebete halte ich mich denn noch aufrecht. Hu! — welch ein Wetter! — Warum unser Ritter sich wohl vor dem Gewitter immer so ängstigt?

Franz.

Wunderbar ist es.

Georg.

Und hast Du ihn dann wohl schon beten sehn?

Franz.

Nein.

Georg.

Die Haut schaudert mir jedesmal, wie sich ihm dann

die Haare aufrichten, wie sein Auge nach dem Himmel starrt, als wenn er Trost herab zwingen wollte, und wie dann alles vergebens ist und er wild und geängstigt nach dem Walde rennt. — Ach, dem armen Herrn wäre besser, er wäre schon todt. — Nun ich muß nur fort, es ist Nacht und ich kann nicht einsehn, wie wir ihn wiederfinden wollen; aber der Alte wird gleich sehr böse, wenn man nicht seinen Willen thut.

Franz.

Ich habe mich nie sehr daran gekehrt, und jetzt geh' ich zu Bette. ab von verschiedenen Seiten.

(Vor der Burg Berneck, links das Crucifix, rechts die Eiche — Dunkle Nacht, Donner und Blitz.)

Heinrich von Orla.

Heinrich.

Das ist ein Hexenwetter! — Ich bin ganz durchnäßt.

Wilhelm.

Wo wir nur sein mögen, man sieht keinen Schritt weit. — Ob wir noch weit nach Orla haben?

Heinrich.

Wenn wir nicht irre geritten sind, gewiß nicht.

Wilhelm.

Wie mein Herz den ganzen Tag über schlug! Hinter jedem Hügel glaubte ich nun endlich den spitzen Thurm von Berneck zu sehn, und immer war er's nicht.

Heinrich.

Du freust Dich, daß Du wieder in der Heimath bist,

Wilhelm.

Wer sollte das nicht? — Wenn nur mein alter Vater auf Berneck noch lebt!

Heinrich.

Und meine Schwester Adelheid! — Doch Gott wird mir diese Freude gewähren, und dann, Wilhelm, will ich mein Schwert und dies unruhige Leben niederlegen, und als ein stiller frommer Rittersmann leben und sterben. War ich nicht ein Thor, nach Glück und Ruhm in einem fernen Lande zu jagen? Mußt' ich die goldne Erfahrung so weit herholen, daß nur in uns selber, in einem stillen, häuslichen Leben das wahre Glück liege? Ich suche mir nun eine Gattin, Wilhelm, Du bleibst bei mir, nicht als mein Diener, sondern als mein Freund, ich will es Dir nicht vergessen, daß Du mir dreimal das Leben rettetest.

Wilhelm.

O Herr —

Heinrich.

Du bist mein wackrer Geselle, nicht mein Knappe. So wollen wir dann alt und grau werden, wenn es uns das Schicksal vergönnt, ohne uns wieder nach Getümmel und nach Schlachten zu sehnen. —

Wilhelm.

Das Gewitter zieht fort, es hellt sich auf.

Heinrich.

Ich glaube der Morgen dämmert schon. — Sieh, Wilhelm, sieh Dich genau um, stehn wir nicht vor Berneck?

Wilhelm.

Ja, wahrlich. —

Heinrich.

Es hört auf zu regnen. Nun, Wilhelm, suche Dein Pferd wieder, reite voran und melde meiner Schwester, daß ich sogleich komme. *Wilhelm ab.*

Heinrich.

Wie wohl mir ist, da ich nun wieder hier bin! Du liebes deutsches Vaterland! wie theuer bist du mir jetzt durch deine Biederkeit und Treue geworden!

Karl v. Berneck *stürzt aus dem Walde.*

Rettet! rettet mich! — Es jagt mir durch den wilden Wald nach, alle Wölfe heulen, alle Eichen rauschen Scheltworte hinter mir her. — *er stürzt auf Heinrich zu und umfaßt ihn.* O um Gottes Barmherzigkeit willen, rette mich! —

Heinrich *macht sich los.*

Wer bist Du? — Wahrlich, es graust mir bis in's Herz hinein, — ich kenne Dich nicht. —

Karl.

Ich glaub' es wohl, denn Du bist ein Mensch. Wer kennt auch mich armen Verlaßnen? — Aber sage mir, sind mir die ungeheuren Gespenster nachgefolgt, oder bin ich jetzt frei von ihnen?

Heinrich.

Unglücklicher!

Karl.

Dann ist mir wieder besser. — Wird es Tag? — Nun wohl, so darf ich wieder um mich blicken, denn ihre Zeit ist vorüber.

Heinrich.

Wer bist Du?

Karl.

Ich hieß sonst Karl von Berneck, als ich noch den Menschen angehörte, seitdem ist manches anders geworden, und ich weiß nicht, wie mich die Leute jetzt nennen.

Heinrich.

Karl von Berneck? — In dieser Gestalt muß ich Dich wiederfinden?

Karl.

Nun, und warum nicht so?

Heinrich.

Karl, kennst Du mich nicht mehr?

Karl.

Nein.

Heinrich.

Ich heiße Heinrich von Orla.

Karl.

Wirklich? — Ich erinnere mich dunkel Deines Namens.

Heinrich.

Ich war täglich auf Berneck, als Du noch ein Knabe warst, Du machtest mich immer zu Deinem Spielgenossen, ob ich Dir gleich mehrere Jahre voraus war. — Kennst Du mich noch nicht?

Karl.

Ach es muß schon lange her seyn, seit ich Dich nicht mehr sah.

Heinrich.

Eine geraume Zeit — was macht Dein Vater?

Karl.

Todt.

Heinrich.

Und Deine Mutter?

Karl heftig.

Todt, alles todt! — Was hatten sie auch in dieser Welt zu thun? — O wohl mir, wenn ich ihnen folgen könnte!

Heinrich.

Todt? — ahndete mir es doch, als ich Abschied von ihm nahm, daß ich ihn nicht wiedersehn würde.

Karl.

Heinrich von Orla? — O jetzt erinnere ich mich Deiner recht gut, mir ist, als wenn ich erwache. — Heißt Deine Schwester nicht Adelheid?

Heinrich.

Ja.

Karl.

Nun so sei mir willkommen, mich freut es, daß ich Dich wiedersehe. — Sage mir, wo ist unser Spielzeug hingekommen? Warum können wir nicht wie Kinder spielen, bis man uns sagt, unser Bart sei grau, und es sei endlich Zeit zu sterben? Daß man uns dann so schuldlos wie Kinder begrübe und wir ruhig in der Erde lägen, bis uns die letzte Trompete zu einem andern Leben riefe.

Heinrich.

Der Mann spielt nur mit andern Dingen als das Kind, sonst läuft es ja auch auf eins hinaus.

Karl.

Und mit uns spielt das Schicksal wieder auf seine Weise. Nicht wahr? Alles ein großes Spiel, eine Posse, in der fürchterliche und lächerliche Gestalten selt-

sam durcheinander gemischt sind, die sich gegenseitig nicht kennen und doch durchkreuzen. So entsteht, so vergeht das Leben des Menschen, man kann es nicht wunderbar nennen und doch ist es seltsam räthselhaft. — O Heinrich! wir sollten immer mit verbundenen Augen weiter gehn, so wie wir uns umsehn, sind wir verloren.

Heinrich.

Ich verstehe Dich nicht.

Karl.

Wär' ich wie Du! Könnt' ich zu jener heitern Schuldlosigkeit zurückkehren! — Aber mein eigenes Herz haßt mich und arbeitet unwillig in diesem verruchten Körper.

Heinrich.

Du scheinst trübselig und krank.

Karl.

Ja wohl. — er kniet vor dem Crucifix nieder und betet. O vergieb mir meine Schuld! Laß mich sterben oder durch deine große Gnade mich und alles vergessen. Tauche mich in einem See von Wahnsinn unter, damit ich nie wieder die Oberwelt und alle wirklichen Gegenstände in die Augen fasse. —

Heinrich.

Das ist nicht gut gebetet.

Karl.

Für mich gut; jedermann hat darin seine eigene Weise.

Conrad kömmt.

Nun da seid Ihr ja, mein lieber gnädiger Herr. Gott sei Dank! daß ich Euch wiedergefunden habe.

Heinrich.

Wenn ich mich nicht sehr irre, der wackre alte Conrad.

Conrad.

So heiß ich, Herr Ritter. — Aber woher kennt Ihr mich? — Beim Himmel, Ihr seid Heinrich von Orla oder mein Gedächtniß verläßt mich ganz.

Heinrich.

Ja, der bin ich.

Conrad.

Ihr seid zurückgekommen? — O und mein Sohn — Gott! ich habe nicht das Herz nach ihm zu fragen und möchte doch so gerne wissen, — ach! theurer Ritter —

Heinrich.

Aengstige Dich nicht, alter Mann, Dein Sohn lebt, er ist wohlbehalten mit mir zurückgekehrt.

Conrad fällt nieder.

Nun so dank ich dir denn doch aus vollem Herzen, du lieber Gott im Himmel da oben; daß du mich noch diese Freude erleben lässest, will ich dir gewiß nie vergessen. — Ach! und wo ist er? wo kann ich ihn finden? —

Heinrich.

Er ist vorangeritten zu meiner Schwester; lebt sie noch, ist sie gesund? —

Conrad.

Sie ist wohl, sie ist gesund, — und hat er sich immer brav gehalten?

Heinrich.

Er ist ein wackrer Reiter, er hat mir dreimal das Leben gerettet.

Conrad.

Nun, seht Ihr, seht Ihr, ich sagt' es Euch wohl. — So ist er denn doch seinem Vater nachgeartet? — O ich weiß mich vor Freuden gar nicht zu lassen! — Ich will heut jedem Armen, den ich sehe, von meiner Armuth geben. — er sieht auf Karl, der indeß immer in tiefen Gedanken gestanden hat. Ach Gott! — lieber Ritter, seht doch nur ein wenig heiter aus, damit ich mich doch nicht meiner übergroßen Freude zu schämen brauche.

Karl auffahrend.

Was ist? Wovon war denn die Rede?

Conrad.

So habt Ihr gar nicht einmal gehört — mein Sohn, mein Wilhelm ist zurückgekommen.

Karl

reicht ihm schweigend die Hand.

Ich versteh Euch. Ihr seid gut. —

Heinrich.

Mit Verwundern hab' ich Euch betrachtet, Ritter; kommt, begleitet mich auf mein Schloß, die helle Gegend, der Garten, meine Schwester, sie werden Euch vielleicht heiterer machen.

Conrad.

Thut das, lieber Ritter. — O Ihr werdet gewiß unter Menschen genesen, die es gut mit Euch meinen.

Karl.

Führt mich wohin Ihr wollt, ich bin wie im Traume.

Conrad.

Erlaubt Ihr dann wohl, daß ich meinen Sohn auf Eurer Burg besuche?

Heinrich.

Gern, aber sei so gut und führe mein Pferd nach, ich gehe dann mit dem Ritter diesen Fußsteig.

Conrad.

Ich setze mich auf und besorge nur einige Geschäfte auf Berneck, dann seht Ihr mich sogleich auf Orla. ab.

Heinrich.

Nun so kommt, Ritter, und weg mit diesen düstern Falten. er nimmt ihn unterm Arm und geht mit ihm ab.

(Garten der Burg Orla.)

Reinhard. Adelheid.

Adelheid.

O daß er nun endlich zurückkömmt! — Wie mir dieser schöne Morgen dadurch noch schöner wird! Ein ganz neues Leben wird nun in mir seinen Anfang nehmen. — O Reinhard, Ihr glaubt es nicht, wie sehr ich mich freue.

Reinhard.

Wie muß ich Euch dieses schwesterlichen Herzens wegen schätzen. — Ihr seid so hold, Ihr seid so gut —

Adelheid.

Könntet Ihr nun Euren Bruder nicht eben so lieben? Wir haben schon so oft darüber gesprochen und gestritten.

Reinhard.

Und eben darum bitt' ich Euch, dieses Thema nicht zu wiederholen. — Sagt mir, wer kann seinem Herzen gebieten? Und wenn Ihr alles wißt, verdient er wohl noch die Liebe seines Bruders?

Adelheid.

Er ist mehr unglücklich, als strafbar. Ihr seid ein harter Mann, je unglücklicher er ist, je mehr bedarf er Eurer Liebe.

Reinhard.

Darf ich denn an dem heutigen schönen Tage, — darf auch ich glücklich sein? — Wollt Ihr mir denn keine bestimmtere Antwort geben.

Adelheid.

Ich kann nicht. Soll ich Euch hintergehn? Wir würden uns dann nur beide täuschen. Ihr müßt eine längere Probezeit aushalten, denn Ihr seid ein unstäter, flatterhafter Mensch; zwölfmal seid Ihr mir untreu geworden, und eben so oft seid Ihr zu mir zurückgekehrt. Man darf Euch nicht so blindlings vertrauen!

Reinhard.

Ihr selber waret Schuld an der Ungeduld meiner Liebe, daß Ihr mir kein bestimmtes Wort sagtet, daß ich nicht wußte, woran ich war. Aber gebt mir nur eine Versicherung, laßt mich nur eine feste Hoffnung fassen — o mein Fräulein, Ihr geht grausam mit mir um.

Adelheid.

Ihr nennt uns gleich grausam, wenn wir Euch nicht die Herrschaft über unser Herz übertragen wollen.

Heinrich mit Karl. Wilhelm folgt.

Heinrich

eilt seiner Schwester in die Arme.

Du lebst, bist wohl! — Pause, so wie Reinhard seinen Bruder bemerkt, entfernt er sich.

Karl seitwärts.

Wie diese Umarmung meinem Herzen wehe thut! — Ich habe auch einen Bruder und er geht fort; er hat mich seit vielen Wochen nicht gesehn, aber sein Herz verlangt auch nicht darnach. — Gut; ich sollte doch schon daran gewöhnt sein.

Heinrich.

Du glaubst nicht, wie ich mich freue, Dich wiederzusehn. — Aber ich hätte fast unsern Gast darüber vergessen; Karl von Berneck, Du kennst ihn vielleicht.

Adelheid.

O ja.

Karl.

Wenn Ihr Euch meiner noch erinnert —

Heinrich.

Wer war der fremde Ritter, der uns verließ, als wir hereintraten?

Karl.

Mein Bruder.

Heinrich.

Dein Bruder, Reinhard? — Warum geht er fort? — Ich muß ihn doch begrüßen, er ist mir ein lieber Gast. geht ab.

Adelheid.

Ihr seid krank, Herr Ritter?

Karl.

Schon seit lange, ich wünsche, krank zum Grabe.

Adelheid.

Warum wünscht Ihr das?

Karl.

Ach! —

Adelheid.

Kann Euch nichts in dieser Welt mehr trösten?

Karl.

Daß ich nicht wüßte.

Adelheid.

Ihr müßt hoffen.

Karl.

An den Hoffnungen erkennt man die Thoren, denn sie erfüllen sich nie. Sie hüpfen wie Irrlichter vor uns her und ziehn uns in das Elend hinab. — Und welch ein Leben ist dies, in dem wir die Hoffnung wie eine betäubende Arznei gebrauchen müssen, damit wir nur von unserm eigentlichen Selbst und von unserm wahren Leben nichts gewahr werden.

Conrad kömmt.

Ist er hier? — Verzeiht, mein Fräulein, meiner Unhöflichkeit, — aber man sagte mir, mein Sohn —

Adelheid.

So eben hab' ich ihn noch gesehn —

Wilhelm, der herbeieilt.

Mein Vater! — mein theurer Vater!

Conrad.

O mein einziger Sohn! Mein Wilhelm! Sehn Dich noch diese alten Augen! — Wie männlich bist

Du geworden! — Bei meiner armen Seele, Du siehst wie ein Ritter aus. — Ach! wie ruhig werd' ich nun dies alte Leben beschließen, da ich Dich noch wiedergesehn habe.

Karl.

Auch Er fragt nun nichts mehr nach mir; auch Er hat sich mit seiner Freude zusammengefunden und ich stehe nun ganz einsam, ohne Freund und Bruder, ohne Vater und Mutter. — O wahrlich, er geht mit seinem Sohne fort, ohne sich nur nach mir umzusehn, ohne nur an mich zu denken; — o ich könnte wüthend werden, zornig neidisch, daß es so ist und daß ich, ein gänzlich Verworfener, einsam bleiben muß. —

Conrad ist mit Wilhelm abgegangen. — Pause. Karl ist in sich verloren und wacht dann auf, betrachtet Adelheid aufmerksam und geht zu ihr.

Karl.

Ihr weint, mein Fräulein?

Adelheid.

Mein Herz ist wunderbar bewegt, — ich hörte, was Ihr da sagtet, — und die Freude über die Ankunft meines Bruders, — jetzt alle Erinnerungen, Eure trübe Gestalt —

Karl.

Ihr scheint erschüttert.

Adelheid.

Ja, Ritter, die wunderbarsten Empfindungen haben mein Herz getroffen. Ich habe mich nicht in meiner Gewalt, — ich weiß nicht —

Karl.

Faßt Euch, mein Fräulein.

Adelheid.

Soll ich nicht laut schluchzen und jammern, wenn ich einen Freund vor mir sehe, der sich freiwillig dem Unglück weiht, indeß ich mich gern so glücklich fühlen möchte?

Karl.

Nimmt denn noch eine Seele Theil an meinem Schicksale? — Ist es kein Traum? Kann es diese Wahrheit geben in dieser irdischen Welt?

Adelheid.

Seid Ihr an allen Menschen verzweifelt?

Karl.

Ach, wehe dem, der ihnen traut, es sind harte Geschöpfe — Und Ihr, mein Fräulein, — Gott, was ich oft nur in einsamen Nächten mit einer erhitzten Phantasie dachte, was ich für eine Unmöglichkeit hielt, — sollte jenes glänzende Bild wohl näher rücken können?

Adelheid.

Ich sah es wohl, wie Euer Bruder fortging, als er Euch gewahr ward, und Ihr Thränen aus den Augen wischtet. Ich sah es in der Freude, in den Armen meines Heinrichs.

Karl.

Verdien' ich diese Güte, diese himmlische Milde?

Adelheid.

Ich habe Euch so lange nicht gesehn, ich habe immer viel nach Euch gefragt, — und nun tretet Ihr so vor mich, mit diesem Blick, — ach! das Herz wollte mir springen.

Karl.

Himmel! welche unsichtbare Musik jauchzt um mich her? — Alle Stauden, alle Bäume grüßen mich mit fröhlichem Geräusch. Das ist die Welt nicht mehr, ich bin nicht mehr Karl von Berneck!

Adelheid.

Wie ist Euch? Faßt Euch. —

Karl.

Wahnsinnig könnt ich werden und ich bin es vielleicht schon, weil ich den Himmel so oft darum bat und darum träumt mir auch jetzt, ich sei glücklich.

Adelheid.

Karl!

Karl

sinkt zu ihren Füßen nieder.

Bist Du Adelheid? O gieb mir ein Unterpfand daß Du es wirklich bist!

Adelheid

neigt sich wehmüthig über ihn.

Ich bin es, und sei Du auch wieder der Karl, der Du warest. — O wie viel hab' ich um Dich gelitten. Hast Du meiner wohl zuweilen gedacht?

Karl.

Dein Bild wandelte immer wie ein ferner Schimmer vor mir auf der öden Haide, der bald verlosch und bald freundlich wiederkam. — O gütiger Gott! kann es noch so weit mit mir kommen? — Manchmal wenn ich nicht schlafen konnte, dacht' ich an Dich, und wie ich Dich gesehn und dann sagte eine Stimme aus dem innersten Herzen heraus: O wenn sie dich lieben könnte! — Und dann war es wieder todt um mich und in

mir, weil ich glaubte, Du haßtest mich, so wie die übrige Welt.

Adelheid.

Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt. — O verachte mich darum nicht, wenn ich nicht spreche so wie es sich ziemt; ich weiß nicht, wo ich bin, ich weiß nicht, was ich sage: die gewöhnlichsten Dinge erscheinen mir heute anders. Ich kann mich nicht regieren.

Karl.

Nun, dann wäre ja der schwere Traum vorüber, dann könnt ich ja dreist nach dem Erbtheil des Lebens fassen, das mir gehört, — dann — o Adelheid! küsse mich, damit ich vor übergroßem Entzücken aufwachen muß, wenn ich ja nur träumen sollte.

Adelheid küßt ihn.

Vergiß mich nicht, — liebe mich —

Karl.

Ich höre den Chorgesang der beflügelten himmlischen Bewohner, sie haben einen Sünder wieder angenommen.

Adelheid.

Willst Du nun heiter sein?

Karl.

Jeder trübe Blick ist jetzt ein Verbrechen.

Heinrich kömmt mit Reinhard zurück.

Heinrich.

Nun, Schwester? — Ich habe es nicht unterlassen können, gleich den Garten zu durchwandern, jede Anhöhe zu ersteigen. — Es ist schön, daß Du alles gelassen hast, so wie es war.

Hofmeisterin kömmt.

Seid mir tausendmal willkommen, werthgeschätzter

Herr Ritter. Verzeiht, daß ich Euch nicht sogleich meinen demüthigen Gruß entgegengebracht habe, aber ich hörte von Eurer glücklichen Zurückkunft, und da eilte ich, ein wohlschmeckendes Mahl zu bereiten, um Euch zu erquicken und so genug zu thun. — Ist es Euch nun gefällig in die Burg zu treten? — Es ist alles fertig.

Heinrich.

Komm, Adelheid, Karl, Reinhard — wie leicht ist meinem Herzen, da ich wieder unter Landsleuten, unter Freunden bin!

Karl.

Ich folge Euch sogleich. — Die übrigen ab, Adelheid sieht nochmals nach ihm zurück. Kann es eine solche Veränderung geben? Und warum war ich dazu so unvorbereitet? — Selbst diese Menschen, die dazwischen traten, haben den holden Klang in meinem Herzen nicht unterdrückt, der frühste Frühling aus den fernsten Kinderjahren ist zurückgekommen, und hat seine glänzendsten wunderbarsten Geschenke mitgebracht. — Ich wage kaum die Augen aufzuschlagen. — Mein Herz ist rein und geläutert, alle Feindseligkeiten halten sich ruhig, — mein Geist schlägt heute zum erstenmal seine Schwingen auseinander, und ein frohes Erstaunen ergreift ihn über den Glanz der Fittige, über den hellen Aether, dem er sich entgegenträgt. — Wie werd' ich unter ihnen sein? Wie sprechen können? Nur weinen, auf dem Boden möcht' ich knieen, trunken in ihre Augen blicken und so in himmlischer Wonne vergehn.

Conrad kömmt.

Karl.

Bist Du froh, Conrad?

Conrad.

Ja, Herr, von Herzen. — Und Ihr seht auch so munter aus.

Karl.

Ich bin glücklich, selig, das Himmelreich hat sich heute meiner angenommen, die Liebe ist in mein Herz eingekehrt und hat alle ehemaligen schwarzen Bewohner vertrieben. — Sei recht glücklich, Conrad, wir wollen jauchzen, wir wollen trinken — und liebe Du mich auch noch wie sonst.

Conrad.

Ich kenne Euch nicht wieder; Ihr seid Euch selbst unähnlich.

Karl.

Nun dann bin ich gewiß glücklich. — Komm, lieber Conrad — aber vergieb meiner jugendlichen Freude, die Deinem Alter vielleicht Thorheit scheint, — Adelheid liebt mich.

Conrad.

Wie sollt' ich das für Thorheit halten? — War es doch immer mein hauptsächlichstes Gebet, daß Ihr möchtet froh werden! Seht, Gott hat mich nun erhört, und ich bin selbst wieder frisch und jung; welch ein glücklicher Tag!

Karl.

Lieber Conrad! — sieh, wie hell die Sonne scheint, wie das Grün der Bäume funkelt, — O, Gott im Himmel meint es doch gut mit seinen Menschen. — er faßt Conrad in den Arm, beide gehn ab.

Fünfter Akt.

(Garten von Orla. Nacht, Mondschein.)

Conrad. Wilhelm.

Conrad.

Ich kann nicht müde werden, Dir zuzuhören. Alle diese abentheuerlichen Erzählungen von Kämpfen und Gefahren machen, daß ich mir wieder jung vorkomme, daß ich wünsche, ich möchte da und dorten mit dabei gewesen sein.

Wilhelm.

Und Ihr seid indeß immer froh und gesund gewesen?

Conrad.

So ziemlich, bald mehr, bald weniger, wie es in diesem Leben geht. Bleibe nur immer so brav und gut, so wird es Gott auch immer gegen Dich sein. Du hast meinem Alter Freude gebracht und dafür wird der Segen des Himmels nicht ausbleiben.

Wilhelm.

Ich werde Eure Lehren nie vergessen, so wie ich sie auch bis jetzt nicht vergessen habe.

Conrad.

Recht so, mein Sohn, Du sprichst wie ein wackrer Mann. — Nun, gute Nacht, ich will sehn, wie sich mein Ritter befindet.

Wilhelm.

Gute Nacht, Vater. — Es ist mir hier alles noch so neu, daß ich nicht müde werden kann herumzulaufen.

Conrad und Wilhelm von verschiedenen Seiten ab.

Reinhard tritt auf.

Reinhard.

Ich fühle mich wunderbar beunruhigt. So hab' ich noch nie empfunden. — Was ist es denn, das mir das Herz so zusammenschnürt? — Mußt' ich es aushalten, daß er mir gegenüber saß, mußt' ich die Schmach erleben, daß alle ihre Blicke nur ihn, den Verworfenen trafen; muß ich mich so gedemüthigt sehn? — Wer kann die Weiber begreifen und verstehn! Sie kennen sich selber nicht, das Widersprechendste zu vereinigen wird ihnen leicht, was jedem Manne vielen Kampf kosten würde, ist ihnen ein Spiel. Was ich in so langer Zeit zu gewinnen trachtete, ist mir nun in einem Augenblicke verloren. — Sie glaubten, ich bemerkt' es nicht, sie hielten mich für blind, — und seine triumphirende Miene — nein, ich bin ein Elender, wenn ich es erdulde.

Reinhard. Wilhelm.

Reinhard.

Wer geht dort?

Wilhelm.

Wilhelm, Euer Diener. Ich besuche noch alle die Plätze, mit denen ich so bekannt war; daß ich wieder hier bin, in der mir so vertrauten Heimath, hat mich so weich gemacht, daß ich ganz wie ein Kind mich fühle.

Reinhard.

Es ist eine schöne Nacht.

Wilhelm.

Alles so ruhig, kein Blatt rührt sich, keine Wolke am ganzen Himmel.

Reinhard.

Hast Du meinen Bruder nicht gesehn?

Wilhelm.

Mich dünkt, er wandelte tiefsinnig in jenem dunkeln Gange, am Ende des Gartens.

Reinhard.

Wilhelm, ich halte Dich für einen wackern Mann.

Wilhelm.

So möcht' ich mich gern immer beweisen.

Reinhard.

Du hast Dich im Auslande brav gehalten.

Wilhelm.

Ich that, so viel es mir möglich war, meine Pflicht.

Reinhard.

Einen solchen Mann unter seinen Dienern zu haben, würd' ich für ein großes Glück schätzen, ich würde ihn ganz wie meinen Freund halten.

Wilhelm.

Es kann Euch nicht an bessern Dienern und an edlern Freunden fehlen.

Reinhard.

Und doch, Wilhelm, fehlen sie mir. O Du weißt nicht, wie ich einen Dienst belohne, und doch ist Niemand da, der mir dienen will. — Würdest Du wohl — —

Wilhelm.

Sobald es in meinem Vermögen stände, — gewiß!

Reinhard.

Ich komme fast in die Versuchung, Dich auf die Probe zu stellen.

Wilhelm.

Ihr dürft nur befehlen.

Reinhard.

Ich wünschte, Du unterließest diese gewöhnliche Höflichkeit, die man selbst unter den fremdesten Menschen antrifft, — ich wünschte, Du wärest zutraulicher. — Laß uns ernsthaft mit einander reden — Wilhelm, mein Herz ist voller Unruhe, — höre, — o ich wünschte, Du wüßtest es schon, was ich Dir sagen will, anstatt daß ich jetzt einen so weiten Umweg nehmen muß.

Wilhelm.

Ich errathe Euch nicht.

Reinhard.

Und doch ist es nichts, das sich zu verbergen brauchte; es ist tausend und aber tausendmal gedacht und geschehn. — Wilhelm, ich wollte, wir wären uns nicht so fremd, sondern schon lange mit einander umgegangen. — Ich weiß es, daß uns das aus einem fremden Munde oft auffällt, was uns aus dem bekannten ganz natürlich dünkt. — Doch, ich vertraue Dir, und der Freund sollte nicht um den Freund mit Worten so herumgehn, — ich will Dir ganz deutlich meine Meinung sagen. — Sieh, Wilhelm, meinen Bruder, — ist er nicht unglücklich, — unglücklich, weil er ein Bösewicht ist, — o daß ich selber so von ihm sprechen muß! — Du hast vielleicht das Gericht schon vernommen, daß er im tückischen Muthe seine Mutter erschlagen hat?

Wilhelm.

Ich hab' es nicht glauben wollen.

Reinhard.

Es ist wahr, und das Bewußtsein seines Verbrechens peinigt ihn und jagt ihn umher, darum ist sein Auge irre, darum seine Rede unverständlich und verwickelt. — Soll ein solcher seiner Strafe entgehn? — Und doch ist er ungestraft, weil seine Schuld nicht ganz deutlich und offenbar ist. — Aber welche Aufforderung zur Sünde, wenn ihm die schwärzeste aller Thaten so hingeht! — Ich darf ihn nicht zur Rechenschaft ziehn, ich bin sein Bruder, das brüderliche Blut würde sich in mir empören, so sehr ich ihn auch hasse, und ein Verbrechen kann auch nie das andere wieder gut machen. — Sieh, ich habe Dir nun so viel gesagt, daß ich dreister fortfahren muß. — Willst Du es über Dich nehmen? Willst Du mich und die Welt von ihm erlösen?

Wilhelm.

Wie meint Ihr das?

Reinhard.

Glaube nicht, daß ich es nur so sage, um Dich anzufrischen, sondern es ist mein völliger Ernst; ich würde es thun, wenn ich nicht sein Bruder wäre. — Soll er leben? Sich und andern zur Last? Sollen neue Bubenstücke aus seiner Bosheit hervor wachsen? — Es ist eine gute, eine edle That, die den Dank der Welt verdient, ihn hinwegzuräumen.

Wilhelm.

Wollt Ihr Euch so eigenmächtig zum Richter der Welt aufwerfen?

Reinhard.

Jetzt sucht er obenein das Fräulein Adelheid zu verführen, und bei Gott, was unbegreiflich scheint, es wird ihm gelingen, sie, die ich mir zu meiner Braut auserlesen hatte. — Kannst Du's glauben?

Wilhelm.

Und wenn ich es glaube?

Reinhard.

Sollen wir's dulden? — Fordre, Wilhelm, so viel Du willst, und sage mir nur, es ist vorüber, ich habe keine Sorge mehr. — Glaube mir, Du kannst nicht zu viel begehren, traue mir. — Nun, Du antwortest nicht?

Wilhelm.

Es ist am besten, daß ich Euch nicht antworte.

Reinhard.

Sei nicht so verschlossen. Die That ist gut, jedes Herz flucht ihm, und jeder Mund wird Dir danken, — Sage schnell, Du willst es thun. Nicht wahr? Ich kann mich auf Dich verlassen? —

Wilhelm.

Ihr irrt Euch in mir, Herr Ritter.

Reinhard.

Ich will alles für Dich thun, wünsche nur, und Dein Wunsch ist erfüllt. — Du bist stumm, bist einsilbig; erwiederst Du so mein Vertrauen?

Wilhelm.

Es ist Nacht, ich will schlafen gehn, und morgen hab' ich unser jetziges Gespräch vergessen, oder ich halte es nur noch für einen Traum.

Reinhard.

Nein, nein, höre, gehe so nicht fort', ich habe Dir noch vieles zu sagen. — Ueberlege nur, daß Du ihm selbst eine Wohlthat damit thust; Du kannst es Dir nicht denken, Du kannst es nicht fassen, wie elend er ist: ich könnte Dir, wenn es die Zeit erlaubte, schreckliche Beschreibungen machen, wie ihn sein Wahnsinn ängstigt; bald glaubt er den Geist seiner Mutter zu sehn, bald umringen ihn Gespenster und Ungeheuer; er schläft in keiner Nacht, eine fürchterliche Munterkeit peinigt ihn durch alle Adern; wie ein gebannter Dieb wandelt er umher und kann doch nicht von der Stelle; dann flucht er sich selbst; dann verwünscht er mit entsetzlichen Flüchen die Stunde seiner Geburt, — er hat schon oft Hand an sich selber legen wollen, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. — Er haßt sein Leben selbst, Du raubst ihm also nichts, sondern der Tod ist für ihn ein Geschenk. — Was kannst Du dagegen sagen?

Wilhelm.

Der Himmel hat die Strafe sich vorbehalten.

Reinhard.

Aber die Menschen gebraucht er oft zum Werkzeuge; sein rächender Donner stürzt nicht immer herab, er sendet oft die Zwietracht unter uns, und drum fiel durch Menschenhand schon mancher Bösewicht. — Finden wir nicht selbst in der heiligen Schrift Beispiele, wie er die Rache dem Arm der Menschen oft vertraute?

Wilhelm.

Laßt mich, Herr Ritter, setzt mir nicht weiter zu — Ihr werdet mich nie überreden.

Reinhard.

Wilhelm, ich hasse Dich auf den Tod, Du bist nicht ehrlich gegen mich. — Du hast mich ausreden lassen ohne mich zu unterbrechen, und nun glaubst Du mich in Deiner Gewalt zu haben.

Wilhelm.

Ich denke daran nicht.

Reinhard.

Du bist ein lauernder ausgelernter Schurke, einer von denen, die sich einfältig stellen, um desto besser zu betrügen. — Geh nur, geh! Ich habe mich geirrt, und ich bereue jetzt alles, was ich gesagt habe; meine Worte waren an ein unedles Gemüth verschwendet.

Wilhelm.

Gute Nacht, Ritter.

Reinhard.

Geh, Schelm! ich verabscheue solche Heuchler, — der Nichtswürdige! — Wahrlich, der Trotzkopf geht. — Höre, Wilhelm, guter Wilhelm, bleibe noch; es ist nicht mein Ernst. Besinne Dich und sei mein Freund. Ueberlege alles reiflich. — Er ist wahrlich wie sein Vater!

Wilhelm.

Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Herr Ritter. — Ich muß fort; die Hitze Eurer Leidenschaft verleitet Euch zu unrechten Gedanken: verzeiht mir, daß ich Euch das sage. — geht ab.

Reinhard.

Ein Sklave, der sich vorgenommen hat, rechtschaffen zu sein, und nun ohne Ueberlegung mit dem Kopfe durch die Welt brechen will. — Ich dachte, weil er

Blut gesehn, und sich im Getümmel herumgetrieben hat, — der Krieg härtet sonst die Seele und verwandelt selbst die weichsten Gemüther in grausame. — Wie unbesonnen ich war! — Wenn uns die Leidenschaft ergreift, so hören wir immer nur uns selber sprechen und vernehmen kein Wort vom andern. — Warum gelingt es denn andern Menschen, Vertraute ihrer Gedanken zu finden? er geht ab.

Karl tritt auf.

Das Wunderbarste gesellt sich zum Wunderbarsten; — sie hat versprochen mich hier zu besuchen, eine Viertelstunde mit mir zu sprechen, weil uns die Gesellschaft der übrigen Menschen band. — Wie hätt' ich so etwas hoffen können? — Es ist Nacht geworden und alles in mir ist ruhig. — Der Schimmer des Mondes funkelt seltsam durch die Zweige herab, alle grünen Gebüsche glänzen, alles ist mit Freude übergossen und wunderbare schöne Ahndungen zittern durch meine Seele. — Wird es immer so sein? — Es ist als wenn der Mond mit den Sternen zusammenklingt, als wenn Melodieen durch den Flimmerschein wehen. — Es schwärmt jauchzend durch die Wipfel hin, das schönste Leben sinkt golden aus dem offnen Himmel nieder, — dies ist kein irdisch Leben mehr, Vergangenheit und Zukunft sind versunken, und eine selige, überirdische Gegenwart macht mein menschliches Herz erzittern. — er setzt sich auf die Rasenbank. Da zieht eine dunkle Wolke vor den Mond und jagt einen schwarzen Schatten über die Gegend; der goldne Schein erlischt, — ich vergesse in der Trunkenheit, daß sie kommen wollte, — Gott, wie werd' ich die Freuden meines Lebens aushalten können! — Mir ist, als ob ich alles vergessen hätte,

als ob ich nicht der Karl wäre, von dem mir bisher immer geträumt hatte. — *ein weißer Schimmer durch die Gebüsche, er fährt auf.* Sie kömmt, wie ängstlich mein Herz bebt, — sie kömmt. — *die weiße Gestalt nähert sich, er streckt die Arme aus und eilt ihr entgegen, sie bleibt vor ihm stehn; es ist der Geist seiner Mutter, er erstarrt eine Weile, dann stürzt er zurück, die Gestalt geht vorüber.* — O Mutter, Mutter! laß mir Ruhe; — Ha! ich hatte vergessen, daß es Nacht geworden sei, daß ihre Zeit gekommen war. — So schneidet es durch meine Freude, durch mein Glück, — alle Gräßlichkeiten arbeiten sich wieder durch den Schimmer, der sie abwärts hielt. — Nein, es giebt keine Vergebung, es giebt keine Seligkeit, — wie ich mich zerschmettert fühle, durch alle Gebeine vernichtet. — Sie triumphiren, die Feindseligen, — keine Versöhnung — die Gegend sinkt unter — betäubende Luft, ich danke dir, daß ich wenigstens schlafen kann — Reinold und Ritsart treten auf mich zu, welche wunderbare Versammlung. — *er ist eingeschlafen.*

Reinhard *kömmt zurück.*

Ich habe alles überlegt; — und warum könnt' ich es nicht selber thun? — Er gewinnt im Tode und die Welt gewinnt mit ihm. — Die sorgfältige Feigherzigkeit hält uns immer von Thaten zurück, deren wir uns freuen würden, wenn nur der Augenblick der Ausübung erst vorüber wäre. — Hier liegt er, ich finde keine günstigere Gelegenheit, — dieser Dolch soll mir Luft machen.

Karl *träumend.*

Bruder!

Reinhard.

Er nennt mich im Schlafe? er denkt an mich? — Es war ein seltsamer Ton, mit dem er dies Wort

ausſprach, — dieſen Ton hab' ich noch nie von ihm gehört. — Bin ich denn ein Kind geworden? — Wie ſanft er ſchläft. — Man ſagte mir, er ſchlieſe keine Nacht, — dies iſt vielleicht nach langer Zeit ſeine erſte Erquickung. — So traf ich ihn einſt ſchlafend im tiefen Walde an, als er noch ein Knabe war, und er lag ſo holdſelig und unſchuldig da, daß ich es nicht laſſen konnte, ihn in meine Arme zu ſchließen, und ihn mit Thränen und Küſſen zu bedecken; er erwachte damals und wir gingen nach Hauſe und ſchwuren uns ewige brüderliche Liebe. — Ach Gott! er hat viel zu leiden, wie bekümmert ſein Geſicht ausſieht, er hat nichts auf dieſer Welt. — Wie kommt der Dolch in meine Hand? — Ach! er iſt ja derſelbe Karl, der er damals war, ſein Vater iſt todt, ſeinen Bruder hatte er ſchon früher verloren — ich muß ihn wecken — ſo ſchlug mein Herz noch nie, — Bruder, Bruder Karl, wache auf!

Karl.

Was iſt? — Was willſt Du? — Ach Gott, Reinhard! — Laß mich, ich habe Dir nichts gethan.

Reinhard.

Ermuntre Dich um's Himmelswillen, damit ich Dir nicht unverſehens den Dolch in die Bruſt ſtoße, — es iſt Nacht, die Gedanken der Menſchen wechſeln wunderlich. — er ſchließt ihn in ſeine Arme. O mein Bruder! kannſt Du mich noch lieben?

Karl.

Wie iſt Dir, Reinhard; kennſt Du mich? — Mir träumte eben, ich ſchlief' ſo ſanft, ich verſöhnte mich mit Dir, und darf ich's glauben? — Du ſtehſt vor mir, — oder iſt es nur ein neuer Traum?

Reinhard.

Nein, nein, es ist, — o vergieb mir, Karl, es war fürchterlich, — so eben haßt' ich Dich noch von Herzen, — so eben wollt' ich Dich ermorden. — Horch! wie fürchterlich die Bäume noch deswegen um mich rauschen, der Mond entfloh, so wie ich die Hand erhob, — o mein Bruder, jetzt ist mein brüderliches Gefühl zurückgekommen, — Du bist wohl sehr unglücklich, — ich habe Dich schon seit lange verlassen.

Karl.

Wie wunderlich seltsam wird mit mir gespielt! — weinend. Wozu all' diese Liebe? Sie nützt mir nun nicht mehr. — Es kann nichts mehr gut werden.

Reinhard.

Es kann, es soll. — Liebst Du Adelheid?

Karl.

Von meiner frühsten Jugend, — ach ja! und sie erklärte mir heut, daß sie mich liebe.

Reinhard.

Nimm sie, sie sei Dein, ich trete freiwillig zurück, — aber söhne Dich mit dem Leben wieder aus, an Eurer Freude will ich meine Schmerzen vergessen.

Karl.

Warum muß mir alles Wunderbare begegnen?

Reinhard.

Ich kann auf mancherlei Art noch glücklich sein — ich bin über mich selbst belehrt, aber Du bist verloren, darum nimm sie, liebe sie, liebe mich, — laß die Brüdereintracht wieder hergestellt sein.

Karl.

Ihr wollt mich alle wahnsinnig machen. Ich werde

mich nicht retten können — so viel Liebe, — o mein Herz möchte brechen — ich ging im Elend zu Grunde und mir war besser, — jetzt zerreißt mich die Freude. — Ach, Bruder! ist es Dein Ernst? Kannst Du mich vor Augen sehn? kannst Du meine Hand mit Herzlichkeit fassen? — Bist Du mir gut?

Reinhard.

Sieh diese Thränen. Kannst Du noch zweifeln? — Ja, ich war schlecht, aber nun bin ich besser. Ja, nimm mich wieder an, ach! ich habe ja nur den einen Bruder; als Kind träumte mir oft, ich sähe Dich im Wasser untersinken, und ich mußte dann die ganze lange Nacht hindurch weinen, am Morgen sucht' ich Dich dann desto schneller auf und umarmte Dich um so inbrünstiger, — und jetzt ließ ich Dich der Verzweiflung ohne Rührung, meines Vaters Tod bewegte mich nicht, — alles kömmt nun in einem Augenblicke zurück! —

Karl

fällt in seine Arme.

Nun, so habe Dank, sei mein, — ich bin Dein bis zum Tode! —

Reinhard.

Der Morgen bricht hervor. — Komm hinein, ich will selbst für Dich zu Heinrich sprechen. — Mir ist, als wärest Du von einer langen Reise zurückgekehrt. O daß sich Menschen so verkennen mögen!

Karl.

Ich taumle noch; leite meine Schritte, unterstütze mich.

Reinhard.

Ich möchte Dich auf meinen Armen hineintragen. — O lieber Bruder! Wir weinen beide: so wollen wir vor Adelheid treten. — sie gehen ab.

(Saal in der Burg Orla.)

Heinrich. Adelheid, die von verschiedenen Seiten auftreten.

Heinrich.

Guten Morgen, Schwester, — bist Du auch schon wach?

Adelheid.

Ich habe fast die ganze Nacht nicht schlafen können. Immer, wenn mir etwas Neues und Fröhliches begegnet, kann ich nicht müde werden. — Von hier sieht man die Sonne gar herrlich aufgehn.

Heinrich.

Ich erinnere mich noch wohl dieses Fensters und eben darum kam ich herein.

Adelheid.

Wie viel hat man sich zu sagen, wenn man sich in so langer Zeit nicht gesehn hat; mir ist in der Nacht noch manches eingefallen, was ich vergessen hatte.

Heinrich.

Wir können uns ja nun aussprechen. — Bald, hoff' ich, sollst Du mich als verheiratheten Mann sehn, wenn mich die hiesigen Fräulein nicht ausschlagen wollen.

Adelheid.

Wie denkst Du von Karl von Berneck?

Heinrich.

Ich habe ein inniges Mitleid mit ihm, er ist gut und achtet sich unter den Menschen selbst für verloren.

Adelheid.

Sein Bruder Reinhard liebt ihn nicht.

Heinrich.

Die Jugend braust noch zu sehr in ihm, er wird vielleicht ein liebenswürdiger Mann werden.

Adelheid.

Ach, lieber Bruder, es ist Unrecht, wenn ich vor Dir Geheimnisse haben sollte: — Karl von Berneck hat mir gesagt, er liebe mich, was sagst Du dazu?

Heinrich.

Wichtiger ist, was Du dazu sagst.

Adelheid.

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, aber ich glaube, es war fast das nämliche, was er mir sagte.

Heinrich.

Glück zu! er genest dann vielleicht von seiner Melankolie, die das Unglück seines Hauses in ihm erzeugt hat.

Reinhard kömmt.

Gott grüß Euch, ich dachte nicht, Euch beide schon munter zu finden.

Heinrich.

Der schöne Morgen hat uns geweckt.

Reinhard.

Mein Fräulein, ich komme mit einer eigenen Botschaft. Ich habe meine Bewerbung um Euch geendigt, ich bin mit meinem Bruder versöhnt, und ich bitte für ihn um Eure Hand.

Adelheid.

Gott! wie viele Freude auf einmal! — O verzeiht mir, Ritter, ich weiß nicht, was ich spreche. — Ihr seid mit ihm versöhnt?

Reinhard.

Wie schwer und schmerzlich zu hassen, und wie leicht ist dagegen die Liebe! Welch ein Leben führen wir im Haß? Wir haben keine Sonne, die uns leuchtet, kein Feuer, das uns erwärmt; wir verlieren in einer todten Einsamkeit unsern eigenen Werth.

Adelheid.

So hör' ich Euch gern.

Reinhard.

In dieser Nacht ist eine wunderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Mir fiel es zum erstenmale auf's Herz, wie elend mein Bruder sei, wie von aller Welt losgetrennt, fern von jedem Schimmer des Glücks, wie er nicht einmal sagen könne, daß er einen Bruder habe, — o wir werden innerlich oft anders, ohne daß wir sagen können, wie es geschieht; und so ist es mir ergangen. — O lieber Ritter, widersetzt Euch meiner Bitte, der Bitte meines Bruders nicht: vergeßt seine Fehler, er wird anders werden, er ist gut.

Heinrich.

Ich habe nur so lange geschwiegen, weil ich Euch bewundert habe. Ihr seid ein edler Mann, ein zärtlicher Bruder; mich freut es, daß Ihr wieder einverständigt seid und ich kann gegen diese Verbindung nichts einwenden. Möge sie glücklich sein auf immer! — Aber wo ist Euer Bruder?

Reinhard.

Ich mußte vorangehn, um mit Euch zu sprechen, weil er es nicht wagte, Euch den Antrag zu thun. Ich will ihn jetzt hereinführen. geht ab.

Heinrich.

So sind wir ja alle zufrieden und glücklich.

Reinhard. Karl.

Karl.

Und es ist Euer Wille? — Ihr verstoßt mich nicht?

Heinrich.

Ich begrüße Dich als meinen Schwager; ich freue mich, daß ich Dich so nennen darf.

Karl.

O so sind die Menschen doch besser, als ich glaubte! — Aber noch kann ich mich in meinem jetzigen Himmel nicht zurechtfinden, meine Augen sind wie geblendet; vergebt diesem schwachen Herzen, das an Glück noch nicht gewöhnt ist. — O Adelheid! er sinkt vor ihr nieder. Du bist ein Engel vom Himmel, der mir die Versöhnung Gottes ankündigt; — auch meinen lieben Bruder

hab' ich wieder gewonnen, alles endigt besser als ich dachte.

Adelheid.

Steht auf, steht auf. — leise. Ich konnte nicht in den Garten kommen, ein langes Gespräch mit dem Bruder hielt mich zurück.

Reinhard.

Bist Du nun ganz glücklich, Karl?

Karl.

Ich hoffe, die Schuld ist nun von mir hinweggenommen, mein Bruder hat es ja auch gesagt; was wollen sie mehr? — er sieht sich furchtsam um. Rührt sich nichts? Hört Ihr nichts die Wände herabschleichen?

Reinhard.

Fasse Dich, lieber Karl, falle nicht wieder in Deine alten Phantaseien.

Karl.

O Bruder, ich bewache mich sehr. Aber soll der arme Mensch denn nicht wahnsinnig werden, wenn ihn das Wundervollste wie das Gewöhnlichste umgiebt? Ihr alle würdet eben so sein, wie ich, wenn Euch alles eben so begegnet wäre.

Heinrich.

Ich glaube Dir, sieh, Du taumelst.

Adelheid.

Karl, kennst Du mich? bist Du froh?

Karl.

O, ich bin vom Glanz geblendet, Adelheid, —

theures Mädchen, für die ich glücklich sein möchte, — o wenn es nur jetzt ruhig bleiben wollte, — mein Herz klopft so ängstlich — mein Kopf schwärmt. — er kniet nieder. Ich beschwöre Dich, ich flehe es von Dir, laß es mir jetzt verziehen sein; sieh, das schönste Glück der Erde wird mir angeboten, so halte Dich nun auch still und abwärts, verzeih endlich Deinem unglücklichen Sohne: sieh diese Thränen und laß es nun genug sein. — er steht auf. Ich hoffe, es ist nun alles vorüber und ich fasse frischen Muth. Jede Strafe ermüdet endlich; warum sollte diese Rache nicht langsamer werden, und immer um mehrere Schritte hinter mir zurückbleiben, und immer mehr, bis ich sie ganz aus dem Augen verloren habe und ich davon wie von einem fernen Traume sprechen kann?

Heinrich.

Gieb mir Deine Hand, Adelheid. — er legt die Hände in einander. Der Himmel segne Euch.

Reinhard weinend.

Seid immer glücklich!

Der Geist Mathildens steht zwischen ihnen.

Adelheid.

Welcher Schauder geht durch mein Gebein! —
Der Geist geht ab.

Karl
schleudert Adelheid weit von sich, die übrigen entsetzen sich.

Ha! es ist vorüber — es soll nicht sein! Und immer ungeheurer wird die Gegenwart und Mord und Tod kömmt aus der aufgeregten Erde wieder. — Und auch ich will nicht mehr leben. — Kommt heran, Ihr

Mörder, hier ist mein Herz! — Sei verflucht, Mutter, dreimal verflucht, verflucht sei dieser Sohn, den du geboren hast, hundert, tausendmal verflucht! — Du hast kein Mutterherz, die Verdammniß hat dich zu einem Geiste der Quaal umgeschaffen. — er steht knirschend da, Adelheid und Heinrich entfliehn. Lauter und lauter donnerts! Herauf Verdammniß aus dem tiefsten Abgrund! — Wie Wolken steigen die Flüche empor.

Reinhard.

Fasse Dich, Bruder,

Karl.

Wer bist Du? Ich kenne Dich nicht! Eine wilde ungeheure Gestalt. — O hört, wie sie heulen im Abgrunde der Finsterniß, im tiefsten, letzten, vor dem jeder Lichtstrahl scheu zurückbebt, dort liegen sie an ew'gen Ketten, die Vatermörder, die Muttermörder; ein hohles Echo wirft aus den tiefen feuchten Schlünden ihre Schuld zurück, sie wünschen sich in das Getöse, in die Feuerfluthen der Verdammniß, um ihren Gedanken zu entkommen.

Reinhard heftig.

Bruder! komm zurück, ich beschwöre Dich! —

Karl.

Und diese erwarten mich! — Ich will zu Euch, ich will nicht lange zögern, die Stunde ist gekommen.

Reinhard.

Bruder, ich bin allein mit Dir und ich fühle, wie mich Dein Wahnsinn mit ergreifen könnte. — Um Gottes Barmherzigkeit! halt ein! oder ich fange mit an zu toben, bis wir uns das Gehirn an einander ausgerennt haben.

Karl fällt weinend in seine Arme.

Ach! Bruder! — Du siehst, wie elend ich bin.

Reinhard.

Karl.

Karl.

Wie soll es werden?

Reinhard.

Welche plötzliche Wuth hat Dich ergriffen?

Karl.

Die Mutter stand zwischen uns, als ich kaum Adelheids Hand in der meinigen fühlte.

Reinhard.

Du hast sie hinweggejagt, das Entsetzen ergriff alle gewaltig.

Karl.

Ach! Ihr seid das nicht gewohnt, — ich dachte wohl, daß es so kommen würde. Es giebt kein Glück, das nicht abblühte und verwelkte, so wie ich es berühre.

Reinhard.

Adelheid ward blaß wie eine Leiche, — o lieber Bruder, mein Herz ist zerrissen, alle meine Hoffnung ist dahin.

Karl.

Die meinige auch.

Reinhard.

Warum hab' ich Dich nicht immer geliebt?

Karl.

Liebst Du mich jetzt?

Reinhard.

O zweifle nicht länger.

Karl.

Recht mit dem Herzen? Mit einer wahren brüderlichen Seele?

Reinhard.

O wohl, alle Liebe, die mich Jahre hindurch hätte begleiten sollen, ist auf diesen Augenblick zusammengedrängt.

Karl.

So tödte mich. — Warum fährst Du zurück?

Reinhard.

Du erinnerst mich bitter an diese Nacht.

Karl.

Das will ich nicht. — Bruder! wenn ich Dich so nennen darf, so zieh den Dolch, — Du hast ihn doch bei Dir? — Hier ist er. —

Reinhard.

Unmöglich! — Dich ergreift ein neuer Wahnsinn.

Karl.

Nein, ich bin jetzt kalt. — Aber was soll ich noch im Leben? Was erwartet mich noch, daß es der Mühe werth wäre, daß diese Tropfen mit Pein durch diese Adern rinnen? Auch die Liebe ist für mich todt, ich soll nicht daran glauben.

Reinhard.

Höre auf.

Karl.

Meine Verbrechen mag ich nicht dadurch häufen,

daß ich mir selbst den Dolch in die Brust stoße; das wirst Du nicht von mir hoffen und wünschen.

Reinhard.

Ach nein, Karl! — Aber es kann ja noch alles anders werden.

Karl.

O ja, und das wird es auch, unfehlbar wird es das. Mein Wahnsinn wird nun immer älter, er schießt immer giftiger empor. Ich bin dann von jedermann verlassen, ich weiß dann von mir selber nichts und zerstoße mir an der Mauer den Kopf unter Gotteslästerungen. — Dann ist alle Hoffnung der Vergebung entflohn. — Oder Du siehst mich vielleicht auf offnem Markte vor den Augen des Volks langsam auf einem Scheiterhaufen sterben, denn ich habe meine Zunge nicht in meiner Gewalt, ich weiß nicht, was ich thun kann, was ich gewiß thun werde.

Reinhard laut schluchzend.

Hör' auf, Du zerreißest mein ganzes Herz.

Karl.

Oder Du siehst es, wie ich mich wahnwitzig in schweren Kettten schleudre und mich und den Himmel verfluche. — Willst Du darauf warten? so wird es sich ändern.

Reinhard.

Laß mich sterben, Bruder.

Karl.

Geh, Du bist ein Nichtswürdiger; so lange hast Du mich meiner Quaal überlassen, und nun kömmst Du, um mich mit Deiner Liebe erst ganz elend zu machen. Als Du mich haßtest und den Dolch gegen meine

Brust erhobst, da warst Du mir theurer, da warst Du mein Bruder, jetzt kenn' ich Dich nicht mehr, — ich fluche Dir, so wie mir!

Reinhard kniet vor ihm nieder.

Bruder! — Ach! wie jedes Wort mein armes Herz zerspaltet.

Karl, der auch niederkniet und ihn so umfaßt.

O lieber Reinhard, so erhöre mich. Bei unsern Kinderjahren, bei allen Erinnerungen beschwör' ich Dich. — O wie sanft würde mir von Deiner Hand der Tod sein! — Nur ein Druck dieses Dolches, — und meine Seele ist frei.

Reinhard.

Umfasse mich recht innig, — küsse mich. — Fühlst Du jetzt meine Liebe? mein schlagendes Herz?

Karl.

Theurer!

Reinhard.

Nun so stirb. — er drückt ihm den Dolch in die Brust.

Heinrich. Adelheid. Conrad.

Adelheid.

Wo ist er?

Reinhard.

Seht, er blutet. —

Adelheid.

O Gott!

Karl.

Lebe wohl, Conrad, — Adelheid, lebe wohl! —

Conrad.

Himmel! wird nun endlich dies Haus beruhigt sein?

Reinhard.

Lebe wohl, Bruder, — ich gehe in ein Kloster, das Leben hat nun keinen Reiz für mich. — er hält Karl fest in seinen Armen, die übrigen bilden eine trauernde Gruppe über ihnen — Der Vorhang fällt.

Das Ungeheuer
und
der verzauberte Wald.

Ein musikalisches Märchen in vier Aufzügen.

1798.

Personen.

Der König.
Aldrovan, der Prinz.
Climene, die Königin.
Samielt, | Minister.
Sebastiano, |
Rondino, | Bediente.
Trappola, |
Camilla, Kammermädchen.
Oriana, eine Alte.
Angelica.
Ein kleiner Greis.
Olallin, eine kolossale Figur.
Das Ungeheuer.
Allina, Fee.
Doris.
Propheten und Prophetenschüler.
Gespenster und Larven.
Geister.

Anstatt einer Vorrede.

— Ich schicke Ihnen hier, werther Freund, einen Versuch, über welchen ich Ihr Urtheil erwarte. Damit Sie aber in den Stand gesetzt werden, zu wissen, was er mir und andern hat bedeuten sollen, so will ich Ihnen nur mit wenigen Worten meine Absicht mit diesem sogenannten musikalischen Märchen flüchtig hinwerfen.

Wir sind oft über unsre komischen Opern oder Operetten im Streit gewesen, und Sie haben immer behauptet, daß diese Wesen dem gereinigten Geschmacke durchaus zuwider sind, daß sie nur eine ungeheure Mißgeburt, die ungestaltete große Oper wären, und daß sie darum nicht existiren dürften. Sie werden sich noch erinnern, wie oft ich die phantastischen Kinder der Laune und der Albernheit, besonders alle diejenigen, die mit Zauberei und Geistern angefüllt waren, in Schutz nahm, denn es schien mir hart, die Musik aus ihrem rechten und eigenthümlichen Gebiet vertreiben zu wollen. Sie behaupteten, daß es der Imagination leicht und natürlich sei, sich alles

singend vorzustellen, daß aber die unterbrechende Prosa alle Einheit zerstören müsse: ich erwiederte damals und erwiedere noch, daß ich keinen Grund sehe, warum aus den Opern die Prosa mehr als der Gesang ausgeschlossen seyn solle, und daß diese Unnatürlichkeit für mich keine mehr ist, der ich nicht recht begreifen kann, was ich natürlich nennen soll, sobald von Musik die Rede ist.

Im Anfang quälte man sich, jeden Gesang in der Oper natürlich zu erklären, und eine schickliche Gelegenheit herbei zu führen, die ihn wohl veranlassen könnte; weil die Entschuldigungen und Motive ohngefähr immer dieselben sein mußten, so gab man bald diese Bemühung auf, man übersetzte darauf Lustspiele und andre Dramen in Singspiele, so daß wir intriguante, komische und rührende erhielten; endlich kamen die wunderbaren Stücke zum Vorschein, in denen weder auf Motive noch Wahrscheinlichkeit, auf Zusammenhang oder Menschenverstand gesehen wurde, und die ein allgemeines Ergötzen hervorbrachten, obgleich fast jedermann mitten in der Lust den guten Geschmack bedauerte, der nun gar mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde.

Wenn Sie diese auf der einen, und den Gozzi auf der andern Seite im Gesicht behalten, so werden Sie vielleicht finden, daß ich zwischen beiden

den Mittelweg gesucht und eine praktische Darstellung meiner Theorie über die komische Oper habe hervorbringen wollen. Ich erinnere Sie nur noch an die musikalischen Aufsätze in den Phantasien über die Kunst, besonders an den über Symphonien, und Sie werden nicht läugnen können, daß ich es dem Componisten habe erleichtern wollen, auf diesem Wege zu gehn.

Der schneidende Widerspruch des Gesanges und der Rede sollte hier aufgehoben werden und wieder musikalisch dem Ganzen dienen: eine dämmernde Traumwelt von lustigen und phantastischen Gestalten, in Begebenheiten, die sich von selbst auseinander wickeln. Sie werden nun einsehen, warum ich keine schärferen Charaktere und keine andern Leidenschaften wählte, indem sonst kein Schauspiel entstehen konnte, das sich unaufhörlich selber widerspricht, ohne sich zu vernichten. So wie Samieli nicht singt, so glaubt er auch nicht an den Inhalt des Stücks, und der König ist aus demselben Grunde als redende Person dazwischen gesetzt. Doch, ich will Ihnen nicht selbst meine Absichten und Feinheiten zergliedern, aber sehr erwünscht sollte es mir seyn, wenn irgend ein Musiker fände, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, die innersten Wunder seiner Kunst auszusprechen und alle seine Töne und Melodien in einem seltsam-bunten magischen Kreis

herum zu führen, und so seine Kunst nur durch die Kunst selbst zu erklären.

Da ich alles nur allgemein halten wollte und nirgend weder an Komödie noch Tragödie streifen, so mußten auch die Charaktere eines wunderlichen komischen Königes und seiner nur allgemeiner gehaltenen Minister entstehn, als Masken, die an den Gozzi erinnern, und die von selbst komisch wurden, wie alles possierlich erscheint, was wir unabgesondert in seiner Gattung darstellen wollen, weshalb die Dichter alle Handwerker immer lächerlich gezeichnet haben, wie der Arzt und der Bauer und der Soldat von selbst lustige Personen werden. Wie die alten Italiäner, Deutsche, Franzosen und Engländer so oft gezeigt haben. Nur feinere Gesinnungen, zartere Verhältnisse führen erst Rührung, Adel, und das Edlere durch poetische oder rührende Motive herbei: dann verschwindet aber das Grelle und Phantastische, das ich hier suchte. Doch könnte dieses Phantastische es wohl bewirken, daß unser Theater, auf welchem Trotz aller Anarchie und anscheinenden Freiheit doch große Illiberalität herrscht, dieses Märchen keiner Aufnahme würdigte.

Hamburg, im Sommer 1800.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Garten mit Springbrunnen, Statuen und andern Verzierungen.)

Um einen runden Tisch sitzen Camilla, Rondino, Trappola und andere Diener und Mädchen; mit Endigung der Symphonie fällt ihr Chor ein:

Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Keiner wird ihn je beneiden
Bei dem süßen Becherklang.

Trappola.

Nur eins will ich erbitten,
Die schönste Zier nicht zu vergessen! — —
Wohl dem Mann, dem in der Irre
Seines trüben Wandels hier
Glänzt der Stern, der im Gewirre
Leitet sicher für und für.

Nun merkt ihr Herren was ich meine! — —
Schöne Gabe du von oben,
Die mit Engeln uns verband,

Immer will ich dich nur loben
Gut der Güter — dich Verstand!

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden
Beim Verstand und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Weisheit wird ihn nie beneiden,
Hört sie dich nur Becherklang.

Rondino.

Außer Wein nicht andre Wonne
Als der dunkelgrüne Wald,
Den beim Schein der Morgensonne
Muntres Jagdgeschrei durchschallt.

Hunde bellen durch die Schatten,
Und es folgt der Jäger Troß,
Durch die Büsche, über Matten,
Munter wiehert, springt das Roß.

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Waldhornklang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Nie wird ihn ein Waidmann neiden,
Dem das Tagewerk gelang.

Camilla.

Der Verstand hoch soll er leben!
Freudenreich ist Jäger-Lust,
Nach dem Heldenruhme streben
Sei Begeistrung kühner Brust.

Aber alles muß verschwinden,
Wenn die Lieb' uns hold begrüßt,
Wenn die Herzen sich entzünden,
Und die rothe Lippe küßt.

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden,
Außer Kuß und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Liebe wird ihn nie beneiden,
Tönt ihr Lied und Becherklang.

Trappola.

Das sind nämlich, die meinigen ausgenommen, nur sogenannte poetische Ideen, die ein vernünftiger Mensch wohl singen, aber niemals sprechen darf.

Rondino.

Ihr haltet euch immer für den Klügsten, Freund Trappola, und doch findet sich's oft, daß es in Eurem Kopf —

Trappola.

Was findet sich in meinem Kopf? Nichts! das behaupt' ich, und darauf will ich sterben! — Mäßigkeit! Weisheit! — seht, das ist meine Loosung, und auch mitten im Trunk will ich — wenn Ihr mich recht versteht —

Camilla.

Er lallt, er weiß nicht, was er sagt.

Trappola.

Danks Gott, Camilla, daß wir verliebt in einander sind, sonst sollte Dir dieser Spott theuer zu stehn kommen; aber freilich, ein Liebhaber drückt schon die Augen zu.

Rondino.

Vollends wenn sie ihm zufallen.

Trappola.

Nicht weiter gespottet und geschäkert — es wäre lieber Zeit zu einem andern Liede. — Aber lieben Freunde, wenn Ihr mich liebt und meine Freunde seid, so singt ein philosophisches Lied, ein Lied, das etwas mehr sagen will, — so eins von denen, die — nun, begreift Ihr's?

Camilla.

So was von Cypressenhain, Vollmondsschein —

Trappola.

Einerlei was, nur daß man dabei zu grübeln findet. Versteht Ihr mich?

Rondino.

Ei was! Nichts über ein Lied mit Trarah, oder Hop hop tik tak.

Trarah durch den Wald
Das Horn erschallt!
Hop hop! alsbald
Der Reiter zu Pferd
Durch den Wind so kalt.
Ach leider so kalt!
Doch eigner Heerd
Ist Goldes werth.

Chor.

Doch eigner Heerd
Ist Goldes werth!

Der Minister Sebastiano tritt ein.

Sebastiano.

Was muß ich erleben? — das ganze Reich ist in Noth, der König in Thränen, Staatsrath und Ministerium auf den Knieen, ich selbst außer dem allgemeinen Elende ein kranker, schwacher Mann, und hier wird gesungen und jubilirt. Gleich seid still, und schafft mir die bachantischen Trinkgeschirre aus den Augen.

Trappola.

Herr Minister Excellenz — es war nur, daß eine erlaubte Gemüths-Ergötzung —

Sebastiano.

Kein Wort weiter!

Trappola.

In den allgemeinen Drangsalen —

Sebastiano.

Schweig!

Trappola.

Und doch mit Verstand getrieben — da fragen Sie nur die Umstehenden.

Sebastiano.

Ich will nichts wissen! — Ist es nicht entsetzlich? das Reich leidet von einem Ungeheuer, das unsere Felder verdirbt und verzehrt, Menschen und Vieh erwürgt, die Reisenden, selbst die fremden Gesandten nicht ausgenommen, plündert und beschädigt, — in dem verzauberten Haine verlieren täglich die besten Köpfe des Königreichs ihren Verstand — der Kronprinz ist in ein Milchmädchen verliebt — ich, der ich bisher das Staatsruder noch gegen Wind und Wellen regiert habe, bin

schwach und werde mich bald von allen Geschäften zurückziehen müssen — und Ihr sitzt hier, lärmt und schreit und entblödet Euch nicht, Euch der unsinnigen Trunkenheit zu eigen zu geben.

Trappola.

Ich für meine Person habe immer gesucht, meinen vollständigen Verstand zu conserviren.

Sebastiano.

Und ihr wißt doch, wie sehr ich ein Feind alles Singens und aller musikalischen Exercitien bin. Das Singen, versteht mich, ist eine unerlaubte Schwelgerei mit Zunge und Sprache; der Vogel singt, weil ihm die vernünftige Rede mangelt, weil er sich der ordentlichen Worte nicht bedienen kann; — wo wird gesungen? in keinem Trauer-, in keinem Lustspiele, weil diese Dinge auf Vernunft Prätension machen — aber in den sogenannten Opern, weil dort der Menschenverstand augenscheinlich mangelt. Darum schämt euch nicht allein, sondern ich verbiete es euch auch gradezu. — Und daß ich nichts von Glockenspielen, oder Zauberzittern und Flöten an diesem Hofe vernehme, bei Strafe aus dem Lande verwiesen zu werden.

Bei hoher Strafe wird geboten,
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man ertappet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt:
So hat das Reich durch mich erkannt.

Trappola.

Und singt da die herrlichste Arie.

Sebastiano.

Was sollen diese Trillerkünste,
Durch die man sonst den Mond beschwur?
Sie sind ein Nichts und leere Dünste
Und immer gegen die Natur. —
Spricht Leidenschaft in Paukenschlägen?
Der Schmerz in Flötenmelodie?
Empfindung geht auf andern Wegen;
Was sagt dazu Philosophie? —
Bei hoher Strafe wird geboten,
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man erwischet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt,
So hat das Reich durch mich erkannt!

Die übrigen bis auf Trappola sind abgegangen.

Sebastiano.

Es ist nur darum, daß die Sitten verbessert werden müssen, denn wenn man nicht in Zeiten dazu thut, so fällt am Ende die ganze Menschheit übern Haufen.

Trappola.

Die Unterthanen haben alle eine rechte Furcht vor Euer Excellenz.

Sebastiano.

Das muß seyn, dazu sind sie Unterthanen, und wenn ich nicht noch im Reiche nach den Rechten sähe, so ginge alles bunt über Eck. Mich soll doch wundern, wenn ich todt seyn werde, wie sich dann alles regieren wird.

Trappola.

Sie sterben noch nicht so bald, gnädiger Herr!

Sebastiano.

Man kann nicht wissen, die Anstrengung des Kopfs, die Sorge für den Staat, reizbare Nerven, natürliche Schwachheit — o mein Freund, das sind Dinge, die mir bald den Garaus machen können. Und dann, o du armes Vaterland! dann bist du verloren.

Trappola.

Der gnädige Herr blühen aber wie eine Rose.

Sebastiano.

Nur Schein, Trappola, nichts als Schein, ich muß das besser wissen. Der Doktor hat noch gestern den Kopf über mich geschüttelt! Er hat den Kopf geschüttelt, sag' ich dir, was kann man von einem Doktor mehr verlangen? — Es steht gewiß gefährlicher mit mir, als wir uns beide einbilden können.

Trappola.

Das Ungeheuer ist für diesen Staat doch eine große Landplage.

Sebastiano.

Ja, das liegt mir nun auch auf dem Herzen. Dieser Staat war ein so niedlicher Staat, als nur einer sein kann, so sauber eingerichtet, daß einem das Herz im Leibe lachte, die Geschäfte gingen ihren Gang, kein Mensch wußte, wie, die gehörige Anzahl armer Sünder immer in den Gefängnissen — alles in der vortrefflichsten Ordnung — und nun, wie? woher? steht in den benachbarten Gebirgen ein fürchterliches Ungeheuer auf, das das Land verwüstet, Menschen erwürgt, die Poststraße unsicher macht, Briefe erbricht und unterschlägt, in Summa, alles hier in Verwirrung, Unordnung und Wildheit verkehrt. Und welche

Mittel soll man dagegen brauchen? Ja wenn ich nicht so krank und schwach wäre, so ließe sich vielleicht noch auf Rettung denken; aber so, fürcht' ich, ist das ganze Land ohne Barmherzigkeit verloren. Das grausame Ding da draußen wird sich der Hauptstadt immer näher fressen, und dann à dieu Herrlichkeit, Gelehrsamkeit, Magistrat und Ministerium.

Trappola.

Man erfährt nicht genau, wie viele gute Bürger und Unterthanen es in diesem Monat schon verzehrt hat.

Sebastiano.

Man wird am Ende noch das ganze Gebirge, in dem es sich aufhält, in die Luft sprengen müssen.

Trappola.

Freilich; aber was machen wir mit dem verzauberten Hain, in dem die wunderbaren Stimmen wohnen, in welchem Sang und Klang zu Hause ist? — Ich fürchte, dort wird ihr strenges Gebot, das Singen betreffend, nichts helfen.

Sebastiano.

Da seht ihr Gesindel, wie sehr ich Recht habe, daß kein vernünftiges Wesen singt und klingt. Da ist nun wieder eine andere Hauptsorge. Sollte sich ein vernünftiger Mensch dergleichen tolles Zeug auch nur einbilden können? Fast um die nämliche Zeit, in der das Ungeheuer entstand, zeigte sich eine andere seltsame Erscheinung. Ein benachbarter Wald, der allerhand Göttern durcheinander gewidmet ist, wird mit einem male verzaubert. Kein Mensch darf ihm zu nahe kommen, alle Phantasterei und Tollheit ist dort einheimisch, wer sich ihm nähert, wird von süßen Gesängen wie

mit Gewalt hineingezogen, er weiß nicht, wie ihm geschieht, der Verstand entweicht und der komplette Wahnsinn befällt einen solchen Unglücklichen.

Trappola.

Und noch kein einziger ist wieder zurückgekommen. Die naturforschende Gesellschaft vermuthet, daß sie dort alle in Affen oder dergleichen Kreaturen verwandelt werden.

Sebastiano.

Es mag wohl sein, und so sind nun schon viele junge Leute verloren gegangen, die dem Staate wohl bessere Dienste hätten leisten können. Der Satan muß es auf unser Land recht eigentlich abgesehn haben, daß diese zwei Dinge von beiden Seiten alles mögliche dazu beitragen, Handel und Wandel, Flor und Bildung der Unterthanen zu unterbrechen. Und dabei meine Schwächlichkeit! — und Ihr Bösewichter setzt Euch dahin, laßt Euch beim Weine wohl sein, singt und brüllt, und kümmert Euch den Henker darum, ob die Väter des Landes graue Haare kriegen oder nicht.

Der Minister Samieli mit Gefolge.

Samieli.

Mein Herr, der Staatsrath will sich versammlen, man hat Sie schon in allen Winkeln und Ecken in der ganzen Stadt gesucht, aber Sie sind immer nirgend zu finden: da stehn Sie nun und plaudern mit dem ersten Besten, der Ihnen in den Wurf kömmt, aber es ist jetzt nicht Zeit zu dergleichen. Kommen Sie.

geht mit den übrigen.

Sebastiano.

Komm Trappola, man muß ihn schon reden lassen; siehst, das ist Politik. sie gehn.

Der Prinz Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Sei mir gegrüßt du holde Einsamkeit! Hier kann ich ungestört mit meinem Gram in Gesellschaft sein. Aus allen Blumen duften mir die süßen Schmerzen entgegen, die meinen Geist gefangen halten. Sie kömmt vielleicht, sie sucht mich wohl, wie ich sie anzutreffen wünsche. — O Hoheit! wie schwer liegst du auf meinen Schultern und meinem Herzen, daß ich dich nicht, als eine lästige Bürde, abschütteln darf! Wie gern wollt' ich alle meine Hoffnungen gegen eine ruhige Schäferhütte austauschen, mein Reich gegen einen Rasenplatz und einen schattigen Wald! — O! holdselige Angelica! — wie es mich in ihrer Nähe mit aller Sehnsucht der Liebe umfängt, alle Töne in den Blättern der Bäume, das Rieseln dieser Springbrunnen, alles ist mir Botschaft von ihr, alles bringt mir Kunde von ihrer süßen Liebe.

Töne einer Zitter aus dem Gartenhause.

O lieber Klang! —
Wie alle Sinne nach ihr hingezogen werden.
Ja dieser Garten ist für mich der Hain,
In dem der allgewaltge Zauber wohnt.
Auch diese Töne reißen meine Sinne
Unwiderstehlich nach;
Der Wahnsinn rauscht um mich mit Flügeln
Und deckt mir Aug' und Ohr,
Daß ich nur sie in weiter Welt vernehme.

Ein Lied, von innen gesungen, mit der Zitter begleitet.

O! süß' Verlangen,
Nun bin ich dein;
Ich soll gefangen,
Verschlossen sein.
Das holde Sehnen,
Hält bei mir Wacht,
Und weckt die Thränen,
So Tag als Nacht.
Giebst Du mich nimmer,
Der Banden frei,
Daß ich im Schimmer
Zufrieden sei?
Doch laß mich wohnen
In Ketten hier,
Ich finde Kronen,
Ach, nur bei Dir.

Aldrovan einfallend.

Laß mich den Armen
Gefangnen ein,
Bei Dir erwarmen,
In Freiheit sein!

Angelica tritt heraus.

Angelica.

Mich ruft der süße Ton der Liebe;
Wie lang' hab' ich Dich nicht gesehn.

Aldrovan.

Der Himmel war mir immer trübe,
Ich komme gleich zurück zu gehn.

Angelica.

Du kömmst und willst so eilig scheiden,
Was hab' ich, Trauter, Dir gethan?

Aldrovan.

Du weißt, ich soll Dich strenge meiden!
Ach einsam, rauh ist meine Bahn!

Beide.

O Götter! die ihr Liebe schirmet,
O, sendet eure Hülfe nieder!

Angelica.

Ja, Freund, wenn Wolken ausgestürmet,
So scheint die lichte Sonne wieder.

Aldrovan.

Ach nirgends kann ich Sonnen finden,
Mein Auge sucht, doch nur vergebens.

Angelica.

O holde Freude meines Lebens,
Dir darf nicht jede Hoffnung schwinden!
Lieb ich Dich nicht wie sonst?
Bist Du mir nicht in Liebe zugethan?
Was kümmern uns die andern Menschen?

Beide.

O holder Liebe Schein!
Gänzlich dein eigen sein!
Mit Herz und Leben dein!

Aldrovan.

Ich muß zurück, denn kaum
Entschlich ich meinen Wächtern.

Angelica.

Lebe wohl, gedenke mein.

Beide.

O holder Liebe Schein!
Mit Herz und Leben dein!

beide von verschiedenen Seiten ab.

Zweite Scene.

(Pallast, der versammelte Rath.)

Der König, Climene die Königin, Sebastiano, Samieli, Rathsherrn, Gefolge.

König.

Unser Sohn ist noch nicht zugegen — ich vermisse ihn ungern — Wo bleibt er?

Climene.

Er wird gewiß sogleich erscheinen.

König.

Der ganz Rath muß auf ihn warten — ich sehe dergleichen Unordnungen sehr ungern. — Nun sind wir hier versammlet und müssen noch immer seinetwegen mit Rathschlagen inne halten.

Climene.

Er ist vielleicht auf der Jagd.

Sebastiano.

Nein, Ihro Königliche Majestät, — mich dünkt, er ist nur noch einmal durch den Garten spazieret.

König.

Dergleichen soll nicht sein, ich habe es schon wiederholentlich verboten!

Climene.

Mein theurer Gemal, Du erzürnst Dich.

König.

Ich will mich erzürnen und damit ists aus! — Du bist meine gute geliebte Königin, er ist nicht Dein Sohn, er liegt Dir nicht so am Herzen, — aber mir —

Climene.

Glaubst Du, daß ich ihn darum weniger liebe?

König.

Sieh, aufrichtig zu reden, ich glaube nichts. — Aber er mißbraucht meine Güte und Deine Fürbitten, er ist ein Mensch, der sich unter seinem Stande verliebt hat, und das ist unschicklich. Ist es nicht sonderbar? Seit ich mit Dir vermählt bin, ist meinem Reiche nichts als Unglück zugestoßen. Die Götter sind neidisch über mein großes Glück. Mein erstgeborner Sohn hat sich seitdem verloren, Niemand weiß, wohin; mein zweiter Sohn verliebt sich in die Tochter einer alten Gärtnerwittwe; ein Ungeheuer verwüstet die Gränze, und ein verzauberter Wald macht die Leute unsinnig. Du, meine schöne Gemalin, bist mein einziger Trost bei diesen Stürmen des Schicksals.

Der Prinz Aldrovan tritt ein.

König.

Da ist er — Nun kann das Gericht seinen Anfang nehmen. — Wo bist Du gewesen mein Sohn? — Fangt nur immer an Euch zu bedenken, laßt Euch nicht stören, ich will Euch schon zu rechter Zeit in die Rede fallen. — Nun so sprich, Aldrovan, wo läufst

Du denn immer herum? Schickt sich dergleichen für einen Kronprinzen? Was werden die Leute dazu sagen?

Aldrovan.

Ich dachte nicht, mein gnädigster Vater, daß Ihr unter Euern weisen Räthen mich vermissen würdet.

König.

Ach was weise Räthe! — Du bist mein Sohn, Du sollst mir immer zur Seite bleiben! Es ist genug, daß ich den einen Sohn verloren habe, Dich will ich bewahren, wie die Augen im Kopfe. — Sieh à propos Augen — da gehn sie mir grade über, indem ich nur an Deinen Bruder denke.

Aldrovan.

Mein Vater —

Climene.

Mein königlicher Gemal —

König.

Nun seid nur ruhig, es hat nichts weiter auf sich, man muß auch zur Abwechselung einmal weinen, denn dazu sind ja die Thränen. — Nun wieder auf die Deliberation zu kommen — wie weit seid Ihr denn damit ihr Herrn?

Samieli.

Wir warten nur auf Eure Gegenwart, auf Eure Aufmerksamkeit, mein König. — Es sind Gesandten draußen, die eingelassen sein wollen.

König.

So laßt sie schnell hereintreten.

Milon und Curio treten ein.

Milon und Curio knieen.

Wir sind Eure getreusten Unterthanen.

König.

Steht auf Leute, ich weiß, daß ich dazu da bin Euch anzuhören. — Es ist, wie ich schon oft gesagt habe, grade wie mit dem Essen beschaffen. — Stille, geduldet Euch nur einen Augenblick, es wird mir sogleich wieder beifallen, es ist ein alter Spruch, den ich schon manch liebes Mal wiederholt habe. — Ja — wie man nicht lebt um zu essen, sondern ißt um zu leben — bedenkt meine Kinder, das ist ein sehr schöner Gedanke — grade so fügt sichs auch, daß ich, der König, nicht regiere, — ich wollte sagen, daß Ihr meine Unterthanen — recht! so ists recht; — Ihr meine Unterthanen, nicht darum als Unterthanen da seid, weil ich Euer König bin, — sondern vielmehr umgekehrt, — nun paßt auf die überraschende Wendung! — ich bin nur König, weil Ihr da seid, Euretwegen, weil Ihr meine Unterthanen seid — Ha ha ha! nun, hab' ichs nicht sauber getroffen? Was sagt Ihr dazu? Nicht wahr, diese übermenschliche Humanität in mir hättet Ihr nicht vermuthet. Nun sprecht, denn ich denke, Ihr sollt dadurch, als meine lieben Freunde, ein gutes Zutrauen zu mir bekommen haben. — He, mein Sohn? Sieh, so muß man regieren! o lern es früh, dergleichen kannst Du in meinem Alter gebrauchen. — Nun, meine lieben Leute?

Milon.

Mein König, wir kommen von der Grenze Eures Landes, von dem Gebirge.

König.

Aha! nordöstlich — ja ja, ich kenne das Ding schon. Es liegt so etwas hoch, nicht wahr? Nicht grade so

ganz — nun ich bin vor langen Zeiten einmal da gewesen.

Milon.

Das Ungeheuer, der Drache —

König.

Recht, ganz Recht, der wohnt itzt da —

Milon.

Ja, Ihro Majestät, und es ist jetzt mit der Bestie durchaus nicht mehr auszuhalten.

König.

Wie so?

Milon.

Er frißt alles weg, was ihm nur vor den Schnabel kömmt, wir können in diesem Jahre unsre Zinsen oder Attribute, wie man's nennt, durchaus nicht bezahlen, und darum sind wir im Namen der ganzen Gemeinde abgeschickt.

König.

Nun seht da die Ruthe des Himmels! wo Rath? wo Hülfe hernehmen? er weint.

Samieli.

Mein König, das scheint mir alles nur eine Windbeutelei zu sein. — Wer von Euch hat denn den Drachen, wie Ihr ihn nennt, gesehn?

Milon.

Ach keiner von uns, gestrenger Herr Minister, wir nehmen uns gar sehr in Acht.

Samieli.

Woher wollt Ihr denn aber wissen, daß das Ding dort lebt?

Milon.

Einer sagts immer dem andern, und die Heerden fehlen doch, die Reisenden werden angefallen, kurz, es kann doch Niemand läugnen.

Samieli.

Aber was soll denn nun die Regierung zu Eurem Besten thun?

Milon.

Sie soll, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, den Drachen ordentlich wegfangen, ihm eine Falle stellen, wie dem Maulwurf oder den Ratzen.

Climene.

O mein theurer Gemal, tröstet Euch, erhaltet Euch mir zur Liebe, wenn Ihr es nicht zum Besten des Landes und Eurer Unterthanen thun wollt.

König.

Ihr Abgeordneten, tretet ab! Milon und Curio gehn ab. Ja, was ist nun zu thun? Alle Tage neues Unglück, neue Klagen!

Sebastiano.

Das Rindfleisch wird am Ende nicht mehr mit Gelde zu bezahlen sein, wenn dem Ungethüm in seinem Wüthen nicht Einhalt geschieht!

Ein Bedienter kömmt.

Bedienter.

Ein junges schönes Mädchen ist draußen, sie weint und schluchzt, sie wünscht die Ehre zu haben, Ihro Majestät nur auf einen Augenblick zu sprechen.

König.

Was wird denn das wieder sein? — Laßt sie herein kommen.

Bedienter ab, Doris kömmt und kniet nieder.

Doris.

O! hört mich, mein allerhuldreichster Monarch, um Eurer wohlbekannten Milde willen, hört mich an!

König.

Rede.

Doris.

Und Ihr, meine Königin, Ihr Muster aller Frauen, Ihr Preis unsers Zeitalters, o! vereinigt Eure Bitten mit den meinigen. — So erfahrt denn, daß mich schon seit einem Jahre Alcest unaussprechlich liebte, ich erwiederte seine Zärtlichkeit — und ach! — übermorgen sollten wir unsre Hochzeit feiern.

Aldrovan.

Uebermorgen?

Doris.

Welch Glück war dem meinigen zu vergleichen! Gestern sprachen wir zufälliger Weise über den verzauberten Hain, der auch Eurer Majestät bekannt sein wird, wir geriethen in einen kleinen Streit, und er kam auf die unglückselige Neugier, den verwünschten Wald zu besuchen, er behauptete, daß ihn keine Gewalt bezaubern und von mir abwendig machen solle, er ging hinein, und ach! — heftig weinend. er ist nicht zurückgekommen!

Aldrovan.

O mein Vater, ihr Räthe des Reichs, sollen wir es dulden, daß die armen Einwohner dieses unglücklichen Landes noch länger durch Feen und Ungeheuer beunruhigt werden? Nein, zu unsrer eignen Ehre müssen wir ihnen Hülfe leisten, die benachbarten Nationen werden sonst unserer spotten, wenn hier Unterthanen beraubt,

dort verzaubert, hier erwürgt und verzehrt, dort verwandelt werden.

König in Eifer.

Ungerathner Sohn! was verlangst du denn, daß ich thun soll? — Geh, Mädchen, tritt ab, — ihr alle macht mir den Kopf beinah allzuwarm, — entferne Dich, Mädchen, wir haben jetzt etwas zu sprechen, das Du nicht hören sollst. — Ich sage noch einmal, was soll ich denn dabei thun, daß Du Dich unterstehst, so in Eifer zu gerathen? — Ins Henkers Namen geh! Du siehst ja wohl, daß ich allein sein will! Doris ab. — Nun so rede einmal! Soll ich nach dem Walde hinaus? und ihr etwa ihren Liebhaber herausfangen? Und wenn ich ihn erwische, so ist noch immer die Frage, ob ich ihn wieder aus einem Affen zurück in einen Liebhaber verwandeln kann. Am Ende könnte ich über die saubre Geschichte selber verwandelt werden, und so käme zum Argen noch das Aergste. — Nein, jeder ist sich selbst der Nächste.

Samieli.

Mein König, Ihr erhitzt Euch vergeblich, und werdet über diesen Wirrwarr noch kindisch werden.

König.

Ja! ich möchte lieber gleich in den Wald hinausrennen, um nur in größter Behendigkeit wahnsinnig zu werden.

Samieli.

Der Liebhaber dieses Mädchens war ohne Zweifel schon vorher unklug, denn sonst wäre er gar nicht darauf gefallen, in den berüchtigten Wald zu gehn.

König.

Ist auch wahr, das hätte ich nur gleich bedenken sollen.

Sebastiano.

Es sind bedenkliche Zeiten! — Ein Wunderzeichen nach dem andern — was es für ein Ende nehmen wird!

Samieli.

Lauter dummes Zeug, lauter Unvernunft! Ungeheuer, verzauberte Haine! hab' ich in meinem Leben so was gehört? Sollte man sich's vorstellen, daß gesetzte, erwachsene Leute auf solche Kinderpossen etwas geben würden? Man sollte denken, man wäre mit dem Zeitalter fortgeschritten, — aber nein, alles kehrt sich wieder um, wir fallen in den alten Aberglauben zurück, und die Früchte der Aufklärung fangen schon an schimmlicht zu werden. Selbst Minister lassen sich den Kopf davon einnehmen, und hundert Gulden will ich gegen zwei wetten, daß das Ungeheuer, über das wir heulen und schreien, der verzauberte Wald und all die Ungereimtheiten, nirgend anders, als in unserer Imagination existiren, und es heißt daher wohl mit Recht, wenn man kein Unglück hat, so macht man sich welches.

König.

Ihr habt nicht so ganz Unrecht, Minister.

Sebastiano.

Aber die Leute sagen doch —

Samieli.

Ja die Leute sind grade die rechten dazu, um etwas zu sagen.

Ein Bedienter kömmt.

Bedienter.

Ihro Majestät, es ist ein wunderbarer seltsamer Mann an den Hof gekommen, der sich durch mich anmelden läßt, er sagt, er sei ein Prophet und bittet dringend vorgelassen zu werden.

Samieli.

Wieder was neues! Ich trage darauf an, daß man ihn gar nicht hereintreten läßt.

Bedienter.

Er behauptet, er wisse ein Mittel, dieses Reich von allen Unglücksfällen zu säubern.

König.

Da ist es denn doch wohl meine Schuldigkeit, ihn anzuhören.

Bedienter ab, kömmt mit dem Propheten zurück.

Samieli.

Wer seid Ihr?

Prophet.

Durch die Gnade der Götter und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Prophet!

Samieli.

Nein, es ist nicht mehr auszuhalten! Mein gnädigster König, Ihr werdet erlauben, mich wegzubegeben, denn diese Tollheiten wollen sich in meinem Kopfe nicht zusammen reimen. Man kann es ja mit Händen greifen, daß es nur Possenspiele sind. Ich sehe, daß meine Reden unnütz sind, aber niemals sollen die Geschichtschreiber der künftigen Jahrhunderte erzählen

können, daß ich bei dieser Sitzung zugegen gewesen. Adieu! geht ab.

Sebastiano.

Desto besser — nun können wir ja diesen Propheten recht gemächlich anhören.

König.

Er ist ungestüm, der redliche Mann.

Sebastiano.

Etwas grob mit Ihrer Erlaubniß.

König.

Also rede mein Prophet.

Prophet.

Ja Prophet von Gottes Gnaden
Bin gesegelt übers Meer.
Großer König, nicht zu schaden,
Dir zu nutzen kam ich her.

Ich weiß von Zauberein,
Kann in den Händen sehn,
Was soll und muß geschehn,
Von allem groß und klein.

In Sternen kann ich lesen,
Ich höre Sphären singen,
Was künftig, was gewesen,
Und jedes muß gelingen.

Wenn Zeitungsschreiber lügen,
Sei's auch in Mohrenland,
Wohin die Flotten fliegen
Und ob die Feinde siegen,
Ist mir sogleich bekannt.

König.

So wißt Ihr also auch ein Mittel für unsere Umstände? der verzauberte Hain, das Ungeheuer — Ihr habt wohl davon gehört?

Prophet.

Jedes Kind in Ihrem Reich spricht davon. Es wird daher kein beßres Mittel sein, als irgend einen gescheidten Mann nach den Weissagungsfelsen zu schicken.

König.

Was sind die?

Prophet.

Eine wüste furchtbare Gegend, hinter dem langen Wald, die von großen Felsen eingeschlossen ist und die nur selten ein menschlicher Fuß betritt. Dort, in den Felsen eingeschlossen, wohnen viele weise Männer, denen Zukunft wie Vergangenheit und alle Mittel gegen Unglücksfälle bekannt sind.

König.

Ihr sagtet ja, daß Ihr Euch selber mit Prophezeien beschäftigt.

Prophet.

Doch dringt mein Blick nicht so tief, um hier zu rathen.

König.

Und wie findet man diese weisen Männer?

Prophet.

Der Gesandte, wenn er in jene Gegend gelangt, darf nur diesen Zettel laut ablesen, so öffnen sich nach und nach die Felsen, die weisen Männer sitzen drinne, man trägt ihnen das Gesuch vor und sie beantworten die Fragen.

König.

Ihr, mein Minister Sebastiano, sollt den Auftrag haben, diese Männer aufzusuchen, und Euch von ihnen rathen zu lassen.

Sebastiano.

Mein König, die Schwäche meines Alters, meine Krankheit wird mich zu einer solchen Reise untüchtig machen. Man sollte unmaßgeblich lieber den muntern, starken, gesunden Herrn Samieli dort hinschicken.

Climene.

Sie wissen ja, daß er sich niemals dazu bereden ließe, weil er alle diese Dinge nicht glaubt. Sie gehn dorthin, meine und des Königs Bitte werden Sie bewegen.

König.

Ja mein Getreuer — Also ist hiemit nun die Sitzung unserer Rathsversammlung aufgehoben. Wir danken Euch, Herr Prophet, für Eure Mühwaltung, die Ihr zu unserm Besten übernommen habt. — Komm meine theuerste Gemalin. sie gehn ab.

Sebastiano.

Wieder eine neue Last! Aber der Königin darf man nicht viel widersprechen. — Ein elendes miserables Leben, in den Geschäften grau zu werden.

geht ab.

Dritte Scene.

(Gartenplatz, Nacht.)

Oriana, eine Alte mit einer Krücke.

Oriana.

Angelika schläft, die Mitternacht ist da: mich wundert, daß sich die Königin noch nicht auf dem abgeredeten Platz einfindet. Die Sterne verbergen sich, Feenschwärme ziehen auf schwarzen Wolken durch die Luft; jetzt ist die Zeit bequem zur Zauberei. O Elsino! wie demüthigst du mich, daß ich diese schmälige Gestalt tragen muß, daß ich unter allen Beschwerden des Alters und der Sterblichkeit leide? Aber meine Rache soll dich dennoch verfolgen, niemals sollst du deine Tochter wiedersehn, der mächtige Olallin wird mich auch ferner beschirmen. — Sie kömmt nicht, — ich gehe, um alle Thüren des Gartens zu verschließen, damit uns kein Ueberlästiger in unserm Werke störe. sie geht.

Die Königin Climene kömmt.

Climene.

Ich schaudre durch die einsame Nacht zu gehn, das Geräusch der Blätter erschreckt mich, die wohlbekannten Gänge erscheinen mir fremd und furchtbar. — Sie ist nicht hier. — Hat sie den Platz, hat sie die Zeit vergessen? Was will ich hier?

Oriana zurück.

Oriana.

Nun sind wir sicher. sie geht und holt einige bunte Lampen, die sie in die Bäume hängt.

Climene.

Soll das Werk beginnen?

Oriana.

Sogleich.

Climene.

Ist die Zeit günstig?

Oriana.

In dieser Stunde. Dann rückt die Morgenröthe herauf, und mit den ersten Strahlen, die über dem Horizont sichtbar werden, entfliehn alle Nachtgeister; wer sie dann auf ihrem Fluge beschwört und sie durch Zauber-Gesänge herunterzwingt, steht in Gefahr von ihnen verletzt oder getödtet zu werden.

Climene.

Woher hast Du diese Kenntnisse?

Oriana.

Ich bin nicht, was ich Dir scheine, die arme Witwe eines Gärtners, auch ist meine Tochter nicht meine Tochter, — die Zeit wird auf ihrer Wanderschaft alles ans Licht bringen.

Climene.

Warum vertraust Du mir nicht?

Oriana.

Stille Deine Begier mehr zu erfahren, vielleicht entwickelt sich in wenigen Tagen alles.

Climene.

Wir waren schon oft an diesem Orte, schon manches Werk ward hier ausgeführt, aber noch nie war mir so bange.

Oriana.

Störe die Handlung durch keine unglückliche Ahndungen, sie muß gelingen.

Climene.

Der Sohn des Königs, er muß vertilgt werden!

Oriana.

Es ist mein Wunsch wie der Deinige.

Climene.

Aber wo ist er, der Erstgeborne geblieben? darfst Du mir's nicht entdecken?

Oriana.

Die Zeit wird alles verkündigen.

Climene.

Aldrovan muß fallen, auch wenn unser Werk mißlingt, ich habe schon mit Sebastiano Abrede genommen.

Oriana.

Erhalte Dir nur die Liebe des Königs.

Climene.

Er ist ganz in meiner Gewalt, mit jedem Tag wird sein Gemüth schwächer, er hat mir seit den zwei Jahren, daß wir mit einander vermält sind, noch kein unfreundliches Wort gesagt.

Oriana.

Jetzt ist die Stunde da —
Die Geister sind uns nah —
Um Mitternacht
Da halten unsre Bundsgenossen Wacht.

Climene.

Stille! — mich dünkt, ich höre jemand. —

Oriana.

Stör' mich nicht, Niemand kann zu uns kommen. —

Seid ihr auf den Wolkenzügen?
Schwebt ihr dort in Dunstgestalt?
Ja ich seh die Geister fliegen,
Nieder zieht sie unsre Spruchgewalt!

Climene.

Soll ich auf dem verborgnen Altar das Rauchwerk anzünden?

Oriana.

Thu es und sprich kein Wort dabei. —
Bist du, Olallin, in der Nähe?
Hörst du wohl mein innig Flehn?
So komm, daß uns dein Fittig wehe,
Laß mich dein furchtbar Antlitz sehn!

Der Altar brennt, Rauchwolken entzünden sich.

Oriana fortfahrend.

Der Dampf mischt sich mit Himmelsdunst,
Und dringt mit magischer Gewalt
In ihre magische Wesenheit,
Das macht die hohe geheime Kunst,
Die Kunst, so wie die Sündfluth alt.
Die Stunde rückt, nun ist die Zeit.

heftig hin und her gehend.

Singe das bekannte Lied!

Climene auf den Knieen.

Höre! höre!
Ich beschwöre

Bei den Sternen,
Himmelsfernen,
Erdenklüften,
Meeresschlüften,
Hört die Lieder,
Senkt euch nieder
Aus den Bäumen,
Sternen-Räumen,
Aus den Gründen
Mich zu finden!
Neige dich, neige
Meiner Gewalt!
Zeige dich! zeige
Dich, Geistes-Gestalt!

Pause.

Oriana.

Still! —
Ruft es nicht aus den Bergen her?
Säuselts nicht wogend übers Meer?
Stille!

Climene.

Neige dich, neige
Meiner Gewalt,
Zeig' dich, o zeige
Dich Geistes-Gestalt! —

Pause.

Oriana.

Stille! —
Rauscht es nicht von weiten?
Hörst du sie schreiten? —
Singt dir kein Kobold nach?

Wird denn kein Echo wach? — —

heftig.

Lauter, laut, mit heftigerm Schrei,
Ziehe sie, zwinge sie, stürm sie herbei!

Climene.

O ihr schnellen
Furcht-Gesellen,
Geist-Gestalten,
Die da walten,
Wo kein Blick sie erreicht,
Wo alles Leben weicht: —
Hört mich in unterirdischen Wegen,
Drängt euch ihr höllischen Scharen entgegen!
Hört mich! hört mein Geschrei!
Macht mich des Grimmes frei! —

Pause.

Oriana.

Stille! —
Zittert die Erde nicht?
Wankt nicht der Lampen Licht? —
Hörst du die bleichen
Gesellen nicht schleichen?

mit dem heftigsten Ausdruck.

Laut und lauter schrei die Lieder!
Zwing' sie mit Entsetzen nieder,
Laß in grausen Ungewittern
Im tiefsten Grund das Geisterreich erzittern.

Climene.

Reißt Euch durch Felsenspalten
Nächtliche Grimmgestalten!

Wandelt, erstarrt mein Blut,
Erschüttert den frevelnden Muth!
Nimm schwarzes Höllen-Chor
Die gräßlichste Larve vor!
Aber zeigt! zeigt! zeigt euch!
O neigt! neigt! neigt euch!

Oriana.

— Still
Die Felsen klingen,
Die Geister bringen
Uns stillen Gruß.

Echo leise Stimmen weit ab.

Wir neigen, wir neigen
Doch zeigen, uns zeigen
Ist uns nicht vergönnt.

Oriana und Climene auf den Knieen.

Olallin, großer König, zwinge,
Daß uns dein Werk, dein Werk gelinge;
Zwinge,
Und bringe
Sie alle herbei!!

Eine tiefe Stimme.

Ich zwinge sie —
Ja!
Aber bringe sie
Heute nicht nah.

Oriana und Climene.

Wehe! Wehe!

Verloren!
Wehe! Wehe!
Verloren!

Echo und Stimme zugleich.

Ich zwinge sie
Ja!
Aber bringe sie
Heute nicht nah.

Wir neigen, wir neigen
Doch zeigen, uns zeigen
Ist uns nicht vergönnt.

Die Töne verhallen, wie in der Ferne Altar und Lampen verlöschen. Morgenroth.

Oriana.

Auf! unsere Arbeit war vergebens. Der furchtbare Elfenfürst hat sich uns abgewandt. — Hinweg! der Morgen bricht an!

Climene.

Hinweg! hinweg! Beide schnell von verschiedenen Seiten ab.

Man hört ganz in der Ferne einen Marsch von Waldhörnern.

Angelica tritt auf.

Angelica.

Es ist noch früh, die ersten Strahlen spielen herauf und küssen das fliehende Gewölk. — Ich höre seine Jagdhörner. — Ein tiefer Schlaf hielt in dieser Nacht meine Sinne gefesselt und nun bin ich ermatteter als zuvor. — Ich muß zurück; ich darf ihn nicht begrüßen. — O Schmerz der hoffnungslosen Liebe! — Er jagt — o du gute Göttin Diana schütze ihn, den Liebling meines Herzens; sieht er doch deinem Endymion so ähnlich, um den du noch immer klagst, denn jede Morgenröthe findet deine Thränen noch am grünen Grase. Sie geht.

(Der Marsch näher, ein Chor von Jägern tritt auf, Rondino unter ihnen, Aldrovan an ihrer Spitze.)

Chor.

Es dampfen die Büsche
Mit lieblicher Frische,
Der Morgen so schön!
Auf, Jagdkameraden!
Ihr werdet geladen
Durch Hörnergetön!

Aldrovan.

Die Rosse sie stampfen,
Sie schnauben und dampfen
Vor feurigem Muth.
Besteigt sie in Eile
Und röthet die Pfeile
Mit spritzendem Blut.

Chor.

Es dampfen die Büsche
Mit lieblicher Frische,
Der Morgen so schön!
Auf Jagdkameraden!
Iht werdet geladen
Durch Hörnergetön! Mit einem Marsche ab.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Waldplatz — ein Marsch aus der Ferne.)

Die Jäger zurück, Aldrovan unter ihnen und Rondino.

Chor.

Wir kehren nach Haus,
Mit Beute beladen,
Wir flogen Wald aus,
Im Thau zu baden;
Wir kehren nach Haus,
Mit Beute beladen: —
Es sprach im Zorn,
Das Jägerhorn
Tarrah! Tarrah!
Es bellten die Hunde, —
Nachhallt' es im Grunde,
Bau! bau!
Es tönt in die Runde
Tarrah! bau! bau!
Bau bau! Tarrah!
Gewieher der Rosse,
Getön der Geschosse,
Der Vogelsang
Ding dang!

Tarrah! Bau bau! ding dang!
Wir kehren mit Klang
Mit Beute beladen,
Frohlockend nach Haus

alle ab, bis auf Rondino.

Rondino.

Ich will Camillen hier erwarten.

Camilla kömmt mit einem Sonnenschirm.

Camilla.

Sieh mein Bester, wie viel ich Deinetwegen thue.

Rondino, ihr die Hand küssend.

Ich erkenne es, wie ich soll. — Aber wie bist Du dem eifersüchtigen Trappola entgangen?

Camilla.

O der hat jetzt lauter Staatsgeschäfte im Kopfe, er ist seit gestern der erklärte Liebling des Ministers Sebastiano und soll mit ihm die Reise nach den Weissagungsfelsen unternehmen.

Rondino.

O Camilla! welche Zeit der Unruhen ist dies!

Camilla.

Ja wohl, kein Mensch ist seines Lebens sicher.

Trappola kömmt geschlichen und versteckt sich hinter die Gebüsche.

Rondino.

Liebst Du mich denn, mein holdes, süßes Mädchen? — Nein, mein Kind, bedecke Dein erröthendes Gesicht nicht mit diesem neidischen Sonnenschirme, laß mich diese hellen Augen betrachten, diese Hände, diese Lippen küssen.

Nimm den Schwur der treusten Seele,
Quäle
Länger nicht des Freundes Herz.
Wähle,
Daß sich lindre dieser Schmerz.

Camilla.

O mein Freund, ich muß durch Schweigen
Zeigen,
Daß mich Leichtsinn nicht bethört,
Eigen
Hat Erfahrung mich belehrt.

Trappola bei Seite.

Ei du tugendhaft Gemüthe!
Wüthe,
Schmerz mit tobend wilder Gluth!
Hüte
Dich, sonst fließt des Feindes Blut.

Rondino.

Traute Liebe
Uns erhält.
Ach was bliebe
In der Welt,
Wenn sie wiche?
Freud' erbliche,
Alles todt.

Camilla.

Traute Liebe
Uns vereint;
Ach was bliebe
Ohne Liebe?
Sie nur scheint

In dem Glanze,
Lebt im Tanze,
Alles eint
Ihr Gebot.

Trappola.

Traute Liebe!
Nein ein Geck,
Wer da bliebe,
Großer Schreck,
Wenn ich erscheine,
Thränen weine!
hervorkommend. Hinweg! hinweg!

Camilla.

O mein Freund, wo kamst Du her?

Trappola.

Wüthend, wie das wilde Meer.

Rondino.

Zorn thut allen Wesen Schaden.

Trappola.

Ja in Blut will ich mich baden,
In dem Blut der Ungetreuen,
Und sie soll, mit Fluch beladen,
Mich als ihren Henker scheuen;
Klopft nicht an die Thür der Gnaden,
Denn ich werde nie verzeihen.

Beide.

Mein Bester, so im Grimme?
O! höre unsre Stimme.

Trappola.

Ich bin taub und stumm, ich höre
Nur den Ruf der Rittersehre.

Beide.

O laß Dich erweichen,
Wir nehmen die Hand,
Als freundliches Zeichen,
Du läßt Dich erweichen,
Das ist ja bekannt.

Trappola.

Nein, nichts da von Hand!
Ihr werdet erbleichen,
Mich niemals erweichen,
Es zürnt mein Verstand.

wirft den Handschuh hin.

Da liegt er als Zeichen,
Bald liegt ihr als Leichen
Auf blutigem Sand.

er geht wüthend ab.

Beide ihm folgend.

Er giebt uns vermessen
Das grausame Pfand,
Es läßt sich ermessen,
Ihm fehlt der Verstand.

folgen ihm lachend.

Der König, von einem Mohren begleitet, der ihn mit einem kostbaren Sonnenschirm bedeckt. Der Minister Samieli.

König.

Und Ihr meint also — ach! ach! Es ist eine große Hitze, — Ihr meint also — wie sind wir denn dazu gekommen, bei dieser heißen Witterung spazieren zu gehn? — Ihr meint also —

Samieli.

Ja, mein gnädigster Herr, ich bin sogar fest über-

zeugt, daß es keine Gespenster, Zauberer und dergleichen giftiges Unkraut gebe — alles sind nur Phantome einer kindischen und in Furcht gesetzten Imagination.

König.

Aber, mein Bester, sie müssen doch auch sein.

Samieli.

Nein, mit Verlaub, Ihro Majestät, man muß sie durchaus nicht dulden, auch wenn sie es sich in der That herausnehmen sollten zu existiren.

König.

Nun wie Ihr wollt, — verdammt heiß! Sagt, Minister, wovon sind jetzt die Tage so heiß?

Samieli.

Das bringt der Kalender einmal so mit sich. Die Astronomie.

König.

Da müssen aber alle darunter leiden, — ach! ach! — Also, wieder auf den Aberglauben zu kommen, Ihr rathet zu strengen Maßregeln?

Samieli.

Nicht anders. Seht die ganze Welt umher an, wie lieblich und reizend aufgeklärt, allenthalben sind Geister und Zauberer abgeschafft, allenthalben spricht und schreibt man noch immer dagegen und der Unglaube an diese Märchen ist so stark geworden, daß man sogar auf diese Aufklärer nicht mehr Achtung giebt; — und Euer blühendes, mit geistreichen Köpfen und einsichtsvollen Leuten angefülltes Land soll immer noch ein Ball in den Händen der Dummheit bleiben? Nein, mein König, das müsse niemalen von Eurem vortrefflichen Königreiche gesagt werden, daß es hinter seinen Nach-

baren zurück bleibe. So wie es ein nothwendiges politisches Gleichgewicht giebt, so müßte auch billig ein Gleichgewicht in den Einsichten und Kenntnissen eingeführt werden.

König.

So aber fällt unsre Schale gewaltig nieder? Nicht wahr?

Samieli.

Allerdings!

König.

Nun das soll nicht sein, nein, Ihr habt Recht, das Gleichgewicht soll hergestellt werden! Nun sollt Ihr einmal Wunder erleben, was das Land für Fortschritte machen wird. Binnen kurzen sollen mir alle diese Ungeheuer, verzauberte Haine, Propheten und Weissagungsfelsen über die Gränze tanzen.

Samieli.

Mein König, alle diese Dinge existiren ja gar nicht.

König.

Noch besser! Nu seht einmal, wie kommode wir es dann haben.

Samieli.

Wenn ich seither von diesen Albernheiten so viel habe schwatzen hören, so kam es mir immer vor, als wenn sich ein Dichter aus Muthwillen dergleichen Erfindungen erlaubt hätte, um ein Theater-Stück mit Zauberei, wilden Bestien und dergleichen zu componiren.

König.

Recht, macht ein Stück daraus, mein Lieber, um sie alle zu beschämen.

Samieli.

Bewahre mich der Himmel, daß ich muthwillig oder gar witzig sein sollte.

König.

Warum nicht?

Samieli.

Geziemt sich nur für Narren, mein König, und zeigt auch gewöhnlich ein schlechtes Herz an.

König.

Ja, wenn das ist, so laßt es.

Die Königin mit Gefolge, Sebastiano.

Chor von Mädchen.

Zieht ihr warmen Sommerlüfte
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt, spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang.

Sebastiano.

Alles ist wahr, meine verehrungswürdige Königin, was die Leute da gesangsweise vorgetragen haben.

König.

Meine theure Gemahlin, wir haben hier eben Rath gehalten — aber Du setzest Dich der Hitze zu sehr aus — rath einmal, worüber wir Rath gehalten haben.

Königin.

Doch wohl über irgend einen wichtigen Gegenstand.

König.

Richtig. Wir haben nämlich beschlossen und uns vorgenommen, daß es keine Hexerei geben soll.

Königin.

Wie?

König.

Alles ist nämlich nur Fabel. Unser Land soll auch vorwärts kommen.

Königin.

Aber es leidet ja grade jetzt am meisten.

König.

Nun Samieli! das ist auch wahr, das Land leidet jetzt am meisten von dem Ungeheuer und dem verzauberten Walde, und ihr wollt mir einreden, daß beide gar nicht lebten. Was sagt Ihr denn dazu?

Samieli.

Mein König —

Climene.

Willst Du guten Rath verachten?
Rührt Dich nicht die große Noth?
Soll Dein armes Land verschmachten,
Jedem drohn der wilde Tod? —
Nein es wohnt in Dir Erbarmen,
Dich bewegt der Klageschrei,
Gütigst denkst Du aller Armen,
Rufst die Hülfe schnell herbei.

Der König hat sich indessen niedergesetzt und ist eingeschlafen.

König aufwachend.

Hört Leute, meine Gemalin hat immer Recht, wenn man die Sache genau untersucht. — Also es bleibt dabei, Sebastiano, Ihr müßt heute noch reisen.

König mit Gefolge ab.

Climene.

Ihr, Sebastiano, wißt meine Aufträge; vergeßt sie nicht, so lieb Euch meine Gunst und Euer Leben ist.

Sebastiano.

Eure Befehle leben immer in meinem Gedächtnisse.

Königin mit Gefolge ab, indem das Chor singt:

Zieht ihr warmen Sommerlüfte
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang.

Sebastiano, Samieli bleiben.

Samieli.

Sebastiano, ich kenne Euch, alle diese Anstalten rühren von Euch her, Ihr seid selbst ohne Vernunft und wollt darum auch alle übrigen Menschen in ihrer Vernunft stören. — Aber ich gedenke es Euch! —

Sebastiano.

Was habe ich denn nun wieder gethan?

Samieli.

Den Aberglauben habt Ihr befördert, die Fortschritte des Jahrhunderts haltet Ihr auf, — Ihr seid ein Bösewicht!

Sebastiano.

Ein Bösewicht?

Samieli.

Ja, das will ich Euch ins Angesicht hinein bewei-

sen. — Da liegt meine Handschuh, hebt ihn auf, wenn Ihr Muth dazu in Euch fühlt.

Sebastiano ihn aufhebend.

Mein Freund, die Duelle sind verboten.

Samiell.

Ihr habt das Zeichen angenommen, und nichts kann Euch nun mehr entschuldigen. Wir werden uns zu treffen wissen. ab.

Sebastiano.

Es wird immer besser. Nun werde ich mich noch gar dafür todt schlagen lassen, daß es Ungeheuer und Feen giebt. — Meine Sorgen vermehren sich mit jedem Tage. — geht ab.

Zweite Scene.

(Gebirgsgegend.)

Ein Fremder

mit einer Tasche, der auf den Bergen umherkriecht.

Wie wunderbar und unerschöpflich ist die Fülle der Natur! — Hier ergötzt sich mein wißbegieriges Gemüth an der Mannichfaltigkeit der Kräuter und Gewächse, die alle aus dem mütterlichen Schooße der Erde entspringen.

Milon und Curio kommen.

Milon.

Da sind wir nun ganz nahe an unserer Heimath, wenn wir nur erst vor diesem verfluchten Berge vorbei wären.

Curio.

Flucht nicht Gevatter, haltet den Berg und das allerliebste Ungeheuer in Ehren; wer wird so gottlos sein! Leben und leben lassen, die Welt ist groß genug, es muß auch Ungeheuer geben.

Milon.

Wie kömmst Du denn mit einem Male zu dieser Frömmigkeit? Du hast ja den ganzen Weg über das Ding da oben verwünscht.

Curio.

Ich? o Gevatter, Lügen! Ich und verwünschen! Den Herr Nachbar da oben? daß mir dergleichen nur einmal in den Sinn gekommen wäre! Sieh, da kriecht er herum und frißt.

Milon.

Narr! das ist ja nur ein Mensch wie wir. — Was treibt Ihr denn da Landsmann?

Fremder.

Ich botanisire.

Milon.

Was ist das?

Fremder.

Ich suche allerhand Kräuter und Gewächse zusammen und bringe sie nachher in ihre gehörige Ordnung.

Milon.

Wißt Ihr wohl, daß dergleichen hier herum ein bischen gefährlich ist? Da oben wohnt ein fürchterliches Ungeheuer; habt Ihr nichts davon gehört?

Fremder.

Ich bekümmere mich nicht um Politica, sondern lebe nur allein meiner Wissenschaft.

Milon.

Da habt Ihr recht, politisch ist es genug, denn es frißt alles auf, was ihm in die Klauen kömmt.

Fremder.

So ist er kein Freund der Wissenschaften?

Milon.

O ja, Freunds genug, indem er Euch mit sammt Eurer Wissenschaft auffrißt.

Fremder.

Ich will nur noch einige von diesen Blumen mitnehmen, und mich dann auf den Rückweg machen.

Das Ungeheuer zeigt sich in einer furchtbaren Gestalt oben, die aber doch an die menschliche gränzen muß; es ist mit einer Keule bewaffnet.

Ungeheuer.

Der verhaßte Tag ist mir wieder erschienen!
O Schicksal! wann, wann endet deine Quaal?
Muß ich ohne Wechsel
Diese Pein, diese grimme Pein im Busen dulden?
Der Morgen kommt, ich hoffe jedesmal,
Und ohne Hoffnung sinkt der Abend nieder,
Weckt mich das Morgenroth zu neuem Schmerz. —
Und wilder geängsteter noch
Soll der Lauf meines Schicksals werden,
So hat es die dunkle Sage verkündigt!
In der Befreiung die schrecklichste Quaal,
In der Erlösung die furchtbarste Hölle.

Curio zitternd.

Nun da haben wirs! — da steht Ihro Excellenz.

Fremder.

Ist er das?

Milon.

Allerdings, nun gute Nacht Leben! er verzehrt uns alle drei.

Curio.

Ich habe ihm nichts zu Leide gethan, ich liebe und schätze ihn hoch, wie meinen leiblichen Bruder.

Ungeheuer.

Wieder ergreift mich
Der rasende Sinn
Wüthig, er schleift mich,
Durch Berge dahin.
Ohne Besinnen,
Bin ich gehetzt,
Und muß beginnen.
Was mich entsetzt.
Ich kann mich nicht halten,
Ich stürze Berg nieder,
Die wilden Gewalten
Beherrschen mich wieder.

Er rennt wüthend den Berg hinunter.

Alle knieend.

Gnade!

Ungeheuer.

Wie kommt Ihr hieher?

Fremder.

Die Wissenschaft der Botanik, wenn Ihnen dergleichen bekannt ist, hat mich hieher gelockt.

Milon.

Wir sind Abgesandte — respectiren Sie doch um Gotteswillen das Völkerrecht.

Curio.

Sind Denenselben auch ferner in treuster Liebe zugethan.

Fremder.

Will Ihnen meinen ersten schwachen Versuch dediciren, wenn sie mich nur für Heute mit Dero gütigen Appetit verschonen wollen.

Ungeheuer.

Geht! Entflieht!
Doch keiner wage wieder,
Den Berg hier zu betreten. —

Alle.

Ganz gewiß nicht Ihro Durchlaucht. — Wir empfehlen uns zu künftigen Gnaden. —

alle eilig ab.

Ungeheuer.

Ich will in meine Höhle zurückkehren, mich vor dem Tage verbergen und allen Schmerzen mein Herz eröffnen. geht ab.

Dritte Scene.

(Garten.)

Angelica allein.

Angelica.

Ich begreife mich und meine Mutter nicht, noch nie war sie so hart und grausam gegen mich, und mein Kopf ist mit so wunderbaren Gedanken angefüllt, daß mir

jeder Baum, jede Blume dieses Gartens fremd und unbegreiflich erscheinen, daß ich mich selbst nicht kenne, daß ich oft frage, wer sind sie die Bilder, die vor meinen Augen so ungewiß und ohne Bestand schweben? Ach, oft erfaßt es mich wie ein Grausen, daß ich ihn, meinen Aldrovan, nicht kenne, und er und seine Liebe nur wie ein Märchen in meiner Seele aufsteigt.

Ach! wer seid ihr fremden Wesen,
Die mit Grimm mein Herz zerschneiden?
Laßt mich wieder neu genesen,
Nehmt, o nehmt zurück die Leiden!
Wenn ich meine Zitter spiele,
Kenn' ich ihre Töne nicht,
Innre Angst und Schreckgefühle
Dunkeln mir der Sonne Licht.
Und die Liebe scheint dazwischen,
Wie wenn sie mich nicht mehr kennt,
Wie bei Nacht in grünen Büschen
Räthselhaftes Mondlicht brennt.

Oriana tritt auf.

Oriana.

Geh zurück in Deine Hütte,
Wandle nicht so frech herum.

Angelica.

Mutter, sprecht, warum, ich bitte,
Zürnt Ihr so, sagt mir, warum?

Oriana.

Bald, zu bald wirst Du erfahren,
Was nicht zu verschweigen ist. beide ab.

Der König, die Königin, Sebastiano, Samieli, Camilla, Trappola (mit einem großen Mantelsacke auf den Rücken) Aldrovan, Rondino, Gefolge.

König.

Alles ist zur Reise zubereitet, viel Glück auf den Weg, Sebastiano.

Sebastiano.

Wenn ich Euer Wohlwollen mit mir nehme, so ist meine Reise glücklich und ich lasse Krankheit und Schwachheit hier zurück.

Ich empfehl' mich Eurer Gnade,
Betet für mein gutes Glück.

Trappola.

Ach, es wäre wahrlich schade,
Käm ich ohne Kopf zurück.

Königin.

Reiset fort bei guter Stunde,
Bringt uns Freude mit zurück.

Trappola zu Camilla.

Wie? Du stehst mit stummen Munde,
Gönnst mir Armen keinen Blick.

Camilla.

Reise nur zur guten Stunde,
Komm als treuer Knecht zurück.

Trappola.

Ja ich komme glücklich wieder,
Dir, Rondino, nur zum Schreck.

Rondino.

In der Wüste sinkst Du nieder,
Findest todt niemals den Weg.

Aldrovan.

Reiset, Freunde, ohne Weile,
Daß wir wieder athmen frei.

Sebastiano.

Prinz, wir sind in großer Eile,
Doch, daß sie verständig sei.

Trappola.

Denn man sagt, daß große Eile
Ohne Weile schädlich sei.

Camilla.

Daß das Unglück bald sich wende,
Müßt ihr ohne Zagen sein.

Sebastiano.

Ist man todt, so hats ein Ende,
Man muß sich dem Staate weihn.

Rondino zu Trappola.

Bist Du todt, so hats ein Ende,
Dann will ich Camillen frein.

Trappola.

Noch gesund sind diese Hände,
Die Dich bald dem Tode weihn.

Alle.

Lebet wohl auf Wiedersehn,
Man muß an die Arbeit gehn. Alle ab.

Vierte Scene.

(Wüste Felsengegend, Bäume und Felsen erfüllen in Gruppen das ganze Theater, doch muß alles so eingerichtet sein, daß sich dem Auge nachher ein verworrnes, aber doch angenehmes Schauspiel darbietet.)

Ein alter Prophet mit einigen Propheten-Schülern.

Alter Prophet.

Ihr habt alles mitgebracht, was ich Euch aufgetragen habe?

Schüler.

Alles.

Alter Prophet.

So wie ein Orakel von uns gegeben ist, müssen wir aus dem Umkreise der Welt die Buchstaben und Wörter wieder suchen, die wir ausgesprochen haben, sonst verlieren wir unsre Kunst.

Schüler.

Darum sind wir auch so fleißig im Wiedersuchen.

Ein Schüler.

Aber sie fangen an Buchstaben abzuschaffen, da habe ich mit Auswechseln meine Noth gehabt.

Alter Prophet.

Ihr müßt Euch nur durch dergleichen Mühseligkeiten nicht abschrecken lassen.

Ein kleiner Greis — erscheint mit einer Krücke, langem Bart und sehr alt und gebrechlich aussehend.

Greis.

Seid mir gegrüßt, Ihr würdigen Propheten.

Alter Prophet.

Wir danken Dir, Du wunderbarer Greis.

Greis.

Heut werden Leute in diese Wüste kommen, die ein Orakel von Euch begehren.

Alter Prophet.

Nun, so ist es gut, daß wir die Buchstaben und Wörter wieder beisammen haben.

Greis.

Das Reich der Feen ist in Unordnung und Zwiespalt, die Menschen leiden unter ihrem Gezänk, aber bald wird sich alles verändern.

Alter Prophet.

Du scheinst interessante Kenntnisse zu haben.

Greis.

Mich betrifft es am nächsten, ich habe am meisten dabei verloren und habe nun auch am meisten zu gewinnen. — Lebt wohl.

Alter Prophet.

Lebt wohl, weiser Greis.

Die Propheten ab.

Der Greis verbirgt sich hinter einen Baum, das Theater verfinstert sich, Oriana tritt auf, von einer Larve mit einer Fackel begleitet, Donner und Blitz, Regen und Sturm. Oriana ist mit wunderbarem Zaubergeräth behängt.

Oriana.

Nieder will ich ihn beschwören,
Daß mein Zauber nicht zerbricht,
Ja er soll, er muß mich hören,
Meine Wuth erträgt er nicht.
Himmelwärts, höllenwärts,

Schick' ich die Stimme,
— O weh es reißt, es springt mein Herz
Dem wilden Grimme.
Aber nein, ich muß mich rächen,
Mag mein Leben dann zerbrechen!

Greis hervortretend.

Kennst Du mich, Scheusal?
Zitterst Du nicht in allen Gebeinen,
Wenn Dich mein Anblick trifft?
Soll Dich die Erde hier verschlingen?
Soll dieser Fels hier niederstürzen?
Und Dich auf ewig in Schutt begraben,
Erkennst Du meine Macht? —

Oriana entflieht entsetzt.

Elfino! Wohin verberg ich mich?

Greis.

Sie erträgt, die Schuldige, meinen Anblick nicht.
verliert sich in den Bergen.

Das Wetter erhellt sich, Donner und Blitz hören auf.

Sebastiano, Trappola treten durchnäßt auf.

Trappola.

Nun das wird eine saubere Geschichte. — Wären wir in dem Ungewitter nicht beinahe ersoffen?

Sebastiano.

Erst die Hitze — nun dies Wetter — meine Kränklichkeit. — O Trappola, eröffne den Mantelsack.

Trappola.

Ja eröffnen, der Regen hat ihn ganz durchnäßt

und der Bliß ist dreimal hineingeschlagen, er hat, glaub' ich, den Wein gewittert. schnallt den Mantelsack ab.

Sebastiano.

Es war unvorsichtig, daß wir nicht einen Ableiter mitnahmen.

Trappola.

Triumph! noch sind die Flaschen ganz. Diesmal sind wir mit der Furcht durchgekommen!

Sebastiano.

Gieb her zur Stärkung, meine innern Eingeweide erhalten mich sonst nicht mehr auf den Beinen. — er trinkt aus der Flasche.

Trappola.

Zur aufmunternden Nachahmung! trinkt aus einer andern Flasche.

Sebastiano.

Das Herz, mein Sohn, geht gleich einen ganz andern Schritt, wenn man dergleichen zu sich genommen hat.

Trappola.

Das meinige war ganz und gar still gestanden, und rührte sich nicht aus der Stelle, ich mochte ihm die Sporen geben so viel ich wollte.

Sebastiano.

Meins ist seiner Natur nach ein Paßgänger, jetzt fängt es aber an, sich in einen kleinen Galopp zu setzen.

Trappola.

Mein Herz glaub' ich, hat was von einer Eselsnatur an sich, da ist an keinen Galopp zu denken; drum, gnädiger Herr, reiten Sie nicht zu weit voraus, ich möchte Sie sonst nicht wieder einholen können.

Sebastiano.

Wir sind hier, glaub' ich, zur Stelle.

Trappola.

Nach der Beschreibung kann es fast nicht anders sein.

Sebastiano.

Nun noch ein Schluck, dann wollen wir an die Arbeit gehen — trinkt.

Trappola.

Meinthalben! trinkt.

Sebastiano,

liest ein Pergament ab.

Uns sendet, wie Euch wohl bekannt,
Das arme nothgedrängte Land,
Weil Glück sich von uns abgewandt.

Donner.

Trappola.

Da fängt die alte Geschichte wieder an!

Sebastiano.

Wir müssen von neuem herhalten, zum Besten unsers Vaterlandes werden wir naß wie die Katzen.

liest weiter.

Wir bitten also vor der Hand
Um guten Rath und Beistand!

es donnert stärker.

Trappola.

Ich laufe fort.

Sebastiano.

Wohin? — Es ist eine verdammte Eigenschaft, die der Zettel an sich hat, so wie ich zu lesen anfange, geht auch das Donnern wieder los.

Trappola.

Rühren Sie lieber das Orakel nicht weiter auf, denn ich fürchte, wenn es einmal in den Gang gebracht ist, so zermahlt es uns wie eine Mühle.

Sebastiano.

Wir sind einmal mitten drein, da hilft kein Sauersehen. fortfahrend.

In Demuth wir Euch flehn,
Uns durch Orakelmund zu sagen,
Was uns zum Besten soll geschehn;
Wir wollen uns und unser Leben wagen.

Trappola.

Da nehm ich mich aber aus, mein hochgebornes Orakel. Ich habe mit dem Staate nichts zu thun.

Sebastiano.

Siehst Du, das Gewitter hat aufgehört, das Orakel besinnt sich und wird freundlich.

Unsichtbar Chor.

Die Eulen schrein
Zum Wald hinein,
Was mag das sein?
Bei unserm Dräun,
Erbebt der Hain;
Beim Weisheit Schein
Sich Menschen freun;
Geht zu uns ein!

Trappola.

Ganz wohl, wenn wir nur die Thür finden könnten.

Sebastiano.

Laß uns auf diese höfliche Antwort einmal trinken! —

Trappola.

Zur Gesundheit meine Herrn! —

Der mittelste Felsen eröffnet sich, ein alter Prophet mit langem Barte sitzt darin.

Sebastiano.

O weh! o weh!

Trappola.

Sehn Sie, wie der alte Mann in seinem Kabinet ungnädig aussieht.

Zwei andere Felsen zu beiden Seiten thun sich auf, in denen zwei andere Greise in tiefen Gedanken sitzen.

Trappola.

Ich merke, der Kern ist bei diesen Felsen das beste.

Sebastiano.

Einen Trunk, Trappola, das Entsetzen reißt mich sonst um.

Trappola,

indem sich mehrere Felsen aufthun.

Ich finde, heute ist hier Jahrmarkt mit Weisheit, dann werden wir sie gewiß wohlfeil einkaufen können.

Sebastiano.

Mach' keine Scherze hier, Du armer Sünder, die Leute dort können dergleichen nicht vertragen.

Viele Felsen im Hintergrunde springen auf, in welchen die Schüler sitzen.

Schüler.

A, B, C, D, —

Sebastiano.

O weh! o weh! o weh!

Schüler.

E, F, G, H.

Trappola.

Ha ha! ha ha!

Schüler.

I, K, L —

Das ist der Weisheit Quell —

Andere.

E, F, G. —

Andere.

A, B, C, D —

Andere.

X, Y, Z —

Trappola.

Sie singen das Alphabet —

Andere.

X, Y, Z —

Andere.

R, S, T.

Die vordern drei Greise.

Nun rüttelt
Und schüttelt
Sie tüchtig,
Daß es g'nug sei
Und richtig
Der Spruch sei.

In Urnen werden die Buchstaben geschüttelt und herum gegeben, worauf man die Silben ordnet.

Sebastiano.

Nun rüttle
Sie tüchtig!
Und schüttle,
Daß flüchtig
Das Herz sei
Von Schmerz frei.

Sie trinken, indessen werden die Buchstaben in Urnen geschüttelt.

Schüler.

Schik, Zau, Ge, Kö.

Trappola.

O weh! o weh! o weh!

Sebastiano.

Mein Verstand, er wankt!
Mein Gehirn erkrankt!

Schüler.

Der, wird, ber, im, er,

Trappola.

Dies Leid ist mir zu schwer!

Noch andere Zauberer zeigen sich in aufspringenden Felsen, sie zeigen sich oben in den Felsen, in den Bäumen, alle schreien durcheinander.

Geh, Zau ver, er, ginn, —

Andere.

A, B, C, D, E —

Sebastiano.

O mein guter Verstand! wo bist du hin?

Trappola.

O mein Kopf, mein Kopf thut weh! —

Sie trinken und fallen während der Chöre nieder.

Dem mittlern Greise werden alle Buchstaben und Silben gebracht er schüttet sie in eine Urne, ordnet die Silben, und singt dann unter Donner und Blitz,

Das Schicksal wird besiegt,
Das Ungeheuer bekriegt,
Der Zauber im Walde versiegt,
Wenn die Königin erliegt.

Trappola und Sebastiano.

Ja wohl ist der besiegt,
Der auf der Erde liegt.

Chor.

Dies große Orakel gnügt.

Sebastiano und Trappola.
halb im Schlaf.

Das Orakel hat uns bekriegt.

Chor
wird immer schwächer, denn die Felsen schließen sich nach und nach.

Das hohe Orakel gnügt!

Sebastiano und Trappola.

Der Wein in der Flasche versiegt.

Chor
der drei Greise, indem sich ihre Felsen auch schließen.

Wenn die Königin erliegt.

Sebastiano und Trappola.

Genug ist der besiegt,
Der auf der Erde liegt. —

Leises unsichtbares Chor.

Beim Weisheit Schein
Sich Menschen freun.

Sebastiano und Trappola.

im Schlaf kaum hörbar.

Doch mehr beim Wein.

Chor.

Beim Weisheit Schein.

Trappola und Sebastiano.

Ja wohl beim Wein.

Chor, Sebastiano und Trappola.

Sich Menschen freun.

Alle Töne verlieren sich nach und nach.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Der bezauberte Wald.)

Eine angenehme süße Musik ertönt, in der Ferne ein Fluß, auf dem Schwäne einen bekränzten Nachen herbeiziehen, in welchem die Fee Allina sitzt, eine Zither in der Hand.

Unsichtbar Chor.

Die Morgenröthe durch den Wald
Mit süßen funkelnden Strahlen glüht:
In unserm düstern Aufenthalt
Ach! keine Freude, kein Trost erblüht.

Allina.

Auf Wogen,
Gezogen
Von Klängen,
Gesängen,
Durch Strahlen gelenkt, —
Die Wellen,
Die hellen
Gewölke, von Morgenröthe getränkt:
Die Töne,
Die Schwäne,
Die säuselnden Lüfte,
Die blumigen Düfte,
Sich alles zum Gruße entgegen mir drängt.
Ohn Sorgen

Nur weiter,
Wie heiter
Der Morgen!
Fließ Bächlein,
Fahr Schifflein
Ohn Sorgen
Nur weiter,
Begegnet doch alles wie's Schicksal verhängt.

Der Nachen fährt fort.

Unsichtbar Chor.

Die Morgenröthe durch den Wald
Mit süßen funkelnden Strahlen glüht;
In unserm düstern Aufenthalt
Ach! keine Freude, kein Trost erblüht

(Der Garten.)

Oriana, Climene.

Climene.

Sprich Unglückselige, oder ich werde wahnsinnig vor Verdruß und Aerger.

Oriana.

Laß der Zeit ihren Gang, heut ist ein wichtiger Tag, heut und morgen, an welchen Tagen sich vieles entscheiden muß.

Climene.

So sprichst Du jeden Tag, und immer wieder geschieht es nicht, und immer wieder machst Du mir Hoffnung, die dann von neuem betrogen wird.

Oriana.

Es geht nicht so wie Du es meinst, Du mußt der Zeit Zeit lassen, dem Zauber und Beschwörungen Raum, reif zu werden.

Climene.

Was steht uns denn noch im Wege?

Oriana.

Die Sterne, die bösen Stunden sind uns hinderlich.

Climene.

Der erstgeborne Sohn des Königs ist aus dem Wege geräumt, nun muß auch der zweite fallen!

Oriana.

Er soll.

Climene.

Ich traue deinen Versicherungen nicht mehr.

Oriana.

Elfino, mein mächtiger Feind, ist mir entgegen, seine Sterne regieren jetzt und halten die Kräfte des gewaltigen Olallin eingekerkert.

Climene.

Deine Kunst erscheint mir jetzt aberwitzig, ich will mir selber Hülfe schaffen; was sollen mir alle Deine Geister? —

Ich will mir selbst vertraun,
Um keine fremde Hülfe flehn,
Durch eigne Kraft, was soll geschehn,
In meinem Sinn erbaun.
Mich sollen im Grimme
Gesetze nicht schrecken,
Es soll meine Stimme
Die Gräuel erwecken:

Man kann mich nicht lieben,
So zittre man mir,
Als Schutz ist geblieben
Zu rächen, zu strafen, die wilde Begier. ab.

Oriana.

Sie rast, sie weiß nicht was sie thut,
Doch alles auf der Götter Willen ruht. ab.

Sebastiano, Trappola treten auf.

Sebastiano.

Da sind wir wieder sicher am Hofe.

Trappola.

Sicher? Das ich nicht sagen könnte! Wir wissen kein Wort vom Orakel, wir können das Land nicht retten, wir haben alles überhört, den Götter-Spruch in Wein versoffen — o es ist ein schändliches Ding um den Trunk, dem sich ein Diener des Staats, vollends wenn er nach einem Orakel geschickt wird, niemals nicht ergeben sollte; — wenn sie uns also nun festnehmen, und ins Gefängniß werfen und hinrichten? —

Sebastiano.

Sei unbesorgt, mein getreuer Trappola, die Leute da draußen wußten selber nicht was sie sagen sollten; so gescheidt wie sie werden wir auch immer sein können. Sieh, mich dünkt, sie haben uns eine gute Lehre gegeben! Du wirst bemerkt haben, daß sie das Orakel zusammenwürfelten —

Trappola.

Ich habe nichts bemerkt, weil ich, wie gesagt, so

niederträchtig gewesen war, mich damals dem Trunke zu ergeben; o der Trunk ist ein abscheuliches Laster!

Sebastiano.

Ja doch mein Sohn! doch das bei Seit' gesetzt wollte ich Dir nur sagen, welche Bemerkung mir in Rücksicht der weissagenden Felsen eingefallen ist —

Trappola.

Und daß der Trunk dem Verstande so nachtheilig ist —

Sebastiano.

Gieb Dich nur zur Ruhe. Sie würfelten und legten das Orakel zusammen und so geschieht es eigentlich mit aller Weisheit und Klugheit in der Welt. Will was gescheidtes draus werden, so geschieht es, wenn nicht, so läßt es sich durch Verstand nicht zwingen. —

Trappola.

Das ist gewissermaßen wahr.

Sebastiano.

Nicht gewissermaßen, sondern völlig, und darum laß mich nur für eine Antwort sorgen.

Prinz Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Seid Ihr schon wieder zurückgekommen, mein lieber Sebastiano?

Sebastiano.

Ja, mein Prinz.

Trappola.

Wir haben viel zum Besten des Vaterlandes gelitten.

Aldrovan.

Aber warum geht ihr nicht schnell an den versammelten Hof? Alle warten auf Euch, alle sind auf die Antwort des Orakels begierig.

Sebastiano.

So wollen wir denn nur schnell uns hin begeben.

Sie gehn ab.

(Großer Saal im Pallast.)

Der versammelte Hof, der König, Climene, Samieli, Gefolge.

König.

Sie kommen nicht, und kommen nicht, wir warten und warten und sie kommen nicht und kommen nicht.

Samieli.

Und mein König, wir werden noch lange warten müssen, denn wenn es gar keine Weissagungsfelsen giebt —

König.

O schweige endlich mit Deiner verfluchten Aufklärung still! Du machst mich am meisten verdrießlich.

Samieli.

Mein König, wenn die Aufklärung erst unterdrückt wird —

König.

O du Himmel! — so halt doch nur das Maul.

Samieli.

Ich schweige.

Aldrovan, Sebastiano und Trappola treten auf.

Aldrovan.

Mein Vater, die Abgesandten sind zurückgekommen!

König.

Ja? — Wahrhaftig da sind sie — umarmt Sebastiano. o mein Freund, wird denn das Land nun glücklich werden? — umarmt Trappola. — Ach der Teufel! da hab' ich in der Hitze vor Entzücken den Bedienten embrassiret. Doch immerhin will ich das dran setzen und mich darüber wegsetzen, wenn ich nur meine Unterthanen glücklich machen kann. — Je nun, ein Bedienter ist auch ein Mensch, wir können nicht alle Könige sein. Nicht wahr, meine Freunde? Nun, und was machen denn die Weissagungsfelsen guts?

Sebastiano.

Mein gnädigster König, wir haben unbeschreibliche Lebensgefahren zu überstehen gehabt, Gewitter haben uns fast todt geschlagen, dann die einsamen schwarzen Felsen, ein Wirrwarr von Kobolden und Geistern, nichts zu essen und zu trinken bei uns, kein Obdach, als unter freiem Himmel, nun noch das Weissagen, Donner und Bliz, die Propheten — nein es läßt sich das Entsetzliche gar nicht mit Worten aussprechen. Nachher noch verirrt und so dann endlich, nach vielen Leiden, in das werthgeschätzte Vaterland zurückgekommen.

König.

Es ist erschrecklich! Mir schaudert, wenn ich es nur anhören muß; nein, ich bitte Dich Minister, verschone mich mit einer umständlichen Erzählung. Sagt lieber gleich das ganze Orakel heraus.

Sebastiano.

Ach mein König!

König.

Nun?

Sebastiano.

Der Schmerz, das tiefe Leiden! ich kann unmöglich!

König.

Warum denn nicht?

Sebastiano.

Die Verzweiflung verschließt meine Lippen.

König.

Wie so denn?

Sebastiano.

Es ist zu schrecklich.

König.

Nun Trappola, so sprich Du!

Trappola weint.

Ach! ach! ach!

König.

Was ist denn Leute? ich will doch nimmermehr hoffen?

Sebastiano und Trappola.

Ach! ach! ach! laut schluchzend.

König.

Ich werde doch nimmermehr für mein Vaterland wie ein gewisser Codrus sterben sollen? So redet ins Henkers Namen, mir wird grün und gelb vor den Augen!

Trappola.

Ach ich weiß vom Orakel nichts, denn ich war um die Zeit, da es gegeben wurde, nicht mehr bei mir selber.

König.

So geht mirs jetzt; wenns auf mich gemünzt ist, so straf ich das Orakel und alle Felsen in der Welt Lügen.

Sebastiano.

Ich will sprechen. — Nein, mein König, nein, so ein großes Opfer, als Eure unschätzbare Person, fordert das Wohl des Staates nicht.

König.

Was heult Ihr denn also? redet frei heraus, und fern sei es von uns, daß wir dem Vaterlande irgend ein Opfer abschlagen, wenn es auch noch so groß sein sollte.

Sebastiano.

Ihr seid also auf alles gefaßt mein König?

König.

Auf alles, machts nur kurz.

Sebastiano.

So muß ich denn also sagen — aber vergebt mir dabei die Thränen, die ich als ein getreuer Unterthan vergieße, daß, — o wo soll ich Kraft hernehmen —

König.

Wenn ich ungeduldig werde, wird es Euch noch schlimm ergehn.

Sebastiano.

Daß, um mich kürzlich auszudrücken, der Prinz Aldrovan das Ungeheuer bekämpfen soll, dann wird das Land glücklich.

Alle.

O wir Unglückliche! O grausames Schicksal, furchtbares Orakel!

König.

Nun wenn ich gar daran glauben müßte! Seid also still, und ergebt Euch in den Willen des Himmels, wenn es doch nicht zu ändern ist. Aber was sagst Du dazu, mein Sohn?

Aldrovan.

Ich sinne eben darüber, wie ich diesen Ausspruch gewünscht habe, und wie wunderbar es sich fügt, daß ihn das Orakel nun wirklich ertheilt!

Ha! ruft mich nicht das Vaterland,
Wie sollen Zweifel mich erschüttern!
Ich werde niemals vor Gefahren zittern,
Werd' ich in diesem Namen abgesandt.
Aus den Wolken winkt ein Glanz
Lorbeer streckt sich mir entgegen,
Ja ich geh' ihm kühn entgegen,
Denn mich lockt des Ruhmes Kranz.

Climene.

Ach mein Sohn! — Willst Du entfliehn?
Soll der Thron hier ganz verwaisen?

Aldrovan.

Nur dem Glück entgegen ziehn.

Climene.

Und Du willst mein Herz zerreißen?

Aldrovan.

Lebet wohl! mein Schwert, mein Schild,
Sollen meine Schirmer sein.
Der Geliebten Angedenken,

Ach! ihr süßes, himmlisch süßes Bild
Dies wird meine Schritte lenken. ab.

Chor.

Ha! er trotzet den Gefahren!
Schicksal führ' ihn uns zurück! alle ab.

(Zimmer.)

Camilla, Rondino.

Camilla.

O glückliche Stunde!
Bald fliehen die Leiden,
Dann kehren die Freuden
Mit Liebe verbunden
Hier zu uns zurück!

Rondino.

Dann tanzen und singen
Wir alle mit Freuden,
Camilla uns beiden
Gesänge erklingen
Zur Hochzeit, zum Glück!

Trappola tritt bewaffnet auf.

Trappola.

Was giebts hier? Ihr singt, Ihr heidnischen Freigeister und so eben soll nun das große Werk entschieden werden?

Rondino.

Wie so?

Trappolo.

Wie so? Welche dumme Frage! O daß man nicht

auf mehr Verstand in dieser Alltagswelt trifft. Wie so? der Prinz und das Ungeheuer werden nun gleich über das Wohl des Vaterlandes eine kleine Rücksprache nehmen.

Rondino.

Der Prinz?

Trappola.

Wer anders als der Prinz? Haben wir beide denn nicht, ich und der Minister Sebastiano, das furchtbare Orakel aus der Mitte von tausend Felsen herausbeißen müssen? Für wen seht Ihr uns denn an? Können wir das uns aus den Fingern saugen?

Camilla.

Sei nur nicht böse, lieber Trappola.

Trappola.

Ich bin nicht böse, ich kann nicht böse sein, dazu habe ich die Welt zu viel gesehn, dazu habe ich zu viel Geschäfte, denn jetzt gleich werde ich den Prinz nach dem gräßlichen Gebirge begleiten müssen.

Camilla.

Was willst Du denn dort machen?

Trappola.

Muß ich nicht allenthalben dabei sein? Wo kann es jetzt ein wichtiges Staatsgeschäft geben, in dem Trappola nicht ebenfalls verwickelt wäre? Was meint Ihr? Die guten Köpfe kommen jetzt im Königreiche empor; ich bin im Stande unter den Augen der Regierung über dies verfluchte Ungeheuer und den verzauberten bestialischen Wald ein eignes Journal zu schreiben.

Camilla.

Was ist das ein Journal?

Trappola.

Was ist das? welcher vernünftige Mensch frägt doch so, wenn von einem politischen Journal die Rede ist? Wenn das einer wüßte, würd' es kein Mensch schreiben.

Camilla.

Du bist heut übel aufgeräumt.

Trappola.

Das thut nichts, wenn nur das Reich gut aufgeräumt wird. Dich Rondino erinnere ich an meine Ausforderung, komm mit mir ins Gebirge, da will ich Dich vor dem Angesicht des Ungeheuers umbringen.

Rondino.

Du hast ja nichts als das Ungeheuer im Kopfe.

Trappola.

Ich will noch weiter gehn, ich will selbst zum Ungeheuer werden.

Taub und hart für alle Bitten,
Unerweichlich jedem Flehn,
Wirst Du heut den Kampf gestritten
Mit gebrochnem Auge sehn:
Ja ich will Dich also hassen,
Daß kein Grab Dir wird im Staub,
In der Wüste dort verlassen
Wirst dem Ungeheu'r zum Raub. geht ab.

Rondino und Camilla.

O glückliche Stunden!
Bald fliehen die Leiden,
Dann kehren die Freuden
Mit Liebe verbunden
Hier zu uns zurück. gehn ab.

(Wald.)

Prinz Aldrovan, Samieli, Sebastiano.

Aldrovan.

Wie reizend ist dieser Tag meine Freunde! O möchte er eben so schön beschließen! Seht, wie freundlich die Sonne durch diese Zweige scheint, wie alle Vögel jauchzen, und mir mit ihren süßen Stimmen Siegeslieder singen; ja eine glückliche Ahndung sagt mir, daß ich das Vaterland retten werde.

Samieli.

Auf Ahndungen darf man niemals trauen, denn es ist Thorheit und Aberglauben sich auf dergleichen zu verlassen — heimlich. Sebastiano, Ihr erinnert Euch noch meiner Ausforderung!

Sebastiano.

Ja, was wollt Ihr damit?

Samieli.

Unter den Augen Eures Ungeheuers sollt Ihr umkommen oder die Wahrheit bekennen, daß dergleichen Phantome nicht existiren.

Sebastiano.

Gut, wir werden sehn.

Trappola kömmt.

Aldrovan.

Ich dachte, Freund, Du würdest uns gar nicht nachkommen?

Trappola.

Mein Prinz, ich werde niemals einen so glorreichen Tag versäumen, wenn es Mord und Todschlag, Orakel

und Ungeheuer giebt, da bin ich immer schnell bei der Hand!

Aldrovan.

Geht meine Freunde, ich werde Euch sogleich folgen, aber erst muß ich noch meinen entzückten Gedanken nachhängen und die Reize der Natur ein wenig genießen.

Sebastiano leise.

Er hat nämlich kein Herz!

Trappola leise.

Desto besser für das Ungeheuer!

Sie gehn ab.

Aldrovan.

O ihr süßen Liebesschmerzen
Eilt ihr meinen Schritten nach?
Ach! in meinem trunknen Herzen
Werden alle Bilder wach.
In den Zweigen singt die Wonne,
Sie erklingt im Liedesschall,
Ihre Bildung strahlt die Sonne
Durch die Schatten überall.
Wohin soll ich mich erretten,
Vor der süßesten Gewalt?
Ja ich ziehe meine Ketten
Mit mir durch den grünen Wald.

(Der kleine Greis erscheint.)

Greis.

Du ziehest zum Streite,
Zum Kampfe dahin,
Es glänzet noch heute
Dir Sieg und Gewinn;
Doch daß Du besiegest,

Und niemals erliegest,
Dem Unholde feig,
Damit vor den Feen
Im Kampf magst bestehen,
So nimm diesen Zweig.

Aldrovan.

Wie, du wunderbare Erscheinung? was soll ich mit diesem Geschenke beginnen?

Greis.

Wenn Du Dich ermattet und Deine letzten Kräfte schwinden fühlst, so wirf diesen Zweig auf das Angesicht des Ungeheuers, und Du wirst gerettet sein.

Aldrovan.

Ich danke Dir.

Greis.

Spare Deinen Dank, bis wir uns wieder sehn.

geht ab.

Aldrovan.

Ein Zauber drängt den andern; ein Wunderwerk folgt auf das andre. ab.

Rondino tritt bewaffnet auf.

Den zärtlichen Küssen
Zum Kampfe entrissen
Das Glück mir erscheint!
Ich darf nicht mehr weilen,
Ich muß ihn ereilen;
Wo find' ich den Feind? geht ab.

(Das Gebirge.)

Das Ungeheuer kömmt aus dem Walde.

Ungeheuer.

Wohin treibt mich meine Angst? was soll mit mir beginnen? wie schreckliche Stimmen tönt es um mein Ohr und ich erzittre. — Wohin soll ich entfliehen? denn wie in die Welt hinein zu flüchten, geißelt mich mein böser Genius.

Ist die Zeit der Strafe da,
Soll ich durch die Felder streifen,
Durch die Felsenklüfte schweifen?
Die Erlösung ist sie nah?
Neu und fremd ist mir der Schein,
Den die Sonne nieder spiegelt;
Meine Wünsche wie beflügelt
Brechen in die Traumwelt ein.
Ach da flimmt die alte Zeit
Von dem längst entschwundnen Glücke
In die Einsamkeit zurücke;
Alles sich vor mir erneut,
Greif ich aber mit der Hand,
Kann ich nimmer etwas halten,
Es zerflattern die Gestalten
In der Träume dunkles Land.

geht in die Höhle.

Trappola tritt auf.

Trappola.

Ich weiß nun nicht, ob ich mich mehr vor dem Ungeheuer oder dem mordsüchtigen Rondino fürchte. — Ist die Liebe oder Camilla wohl werth, sein Leben dafür

zu wagen? — Es wird heut ein heißer, grausam bluti-
ger Tag werden.

Rondino kömmt.

Rondino zieht den Degen.

Nun mein Freund —

Trappola.

Halt! nicht so eilig! immer und bei jeglicher Gele-
genheit muß die Vernunft zu Rathe gezogen werden.

Rondino.

Was giebts noch zu bedenken?

Trappola.

O gar mancherlei: erstens, ist hier kein Ort, Hän-
del anzufangen, Du mußt wissen, daß hier das furcht-
bare Ungeheuer wohnt; wenn wir hier unsere Schlä-
gerei unternehmen, könnt' es sich gar darein mengen,
auf eine Art, daß es uns beide auffräße

Rondino.

Nun und was wäre da weiter?

Trappola.

O Du gottlose freigeisterische Seele! Nein, komm,
wir wollen einen hübschen friedlichen Platz suchen und
uns dann nach Herzenslust ums Leben bringen. beide ab.

Samieli und Sebastiano treten auf.

Sebastiano.

Aber wo bleibt in aller Welt der Prinz? — Ich
glaube, es fehlt ihm an Herz, darum bleibt er lieber in
den Annehmlichkeiten der Natur vertieft, als daß er sich
nach dem Ungeheuer herbemühen sollte.

Samieli.

Davon ist jetzt gar die Rede nicht, ob der Prinz

Muth hat oder nicht; ob Ihr ein Feigherziger seid, das ist es, worauf es ankömmt! er zieht den Degen. Sogleich zieht!

Sebastiano.

Aber mein Bester, ein kranker Mann, dem der Tod den Garaus machen wird, warum wollen Sie den vor der Zeit ins Grab legen?

Samieli.

Zieht gleich Bösewicht! Wo ist nun Euer Ungeheuer! all' Eure Romanenstreiche? Seht das Gebirge an, das Ihr so verläumdet habt, ist eine Spur von Ungeheuer da? zieht oder ich strecke Euch so auf den Boden!

Sebastiano.

Nun, wenn es denn nicht anders ist.

sie gehn fechtend ab.

Aldrovan

kommt mit entblößtem Schwert.

Jetzt zeige Dich!
O Ungethüm, jetzt zeige Dich!
Dich fordert laut ein Jüngling, der geschworen,
Im Kampf Dich zu erlegen,
Oder besiegt zu Deinen Füßen zu sterben!

Er steigt das Gebirg hinauf.

Wo weilst Du Scheusal?
Ich rufe Dich, Gräßlicher!
Der Kampf ist bereit.

Das Ungeheuer kömmt aus seiner Höhle.

Wessen Stimme ertönt so kühn
Durch die Bergesklüfte hin,
Daß meine Wohnung wiederhallt?

Aldrovan.
Ich bin es, der Dich ruft zum Streit!

Ungeheuer.
Du, Schwacher, wagst mich zu bekriegen?

Aldrovan.
Zu sterben oder über Dich zu siegen.

Ungeheuer.
Wohlan, Du sollst die Kraft der Riesen
Auf Deinem Schädel fühlen, Deinen Frevel büßen.

Sie kämpfen.

Aldrovan.
Wohlan, es sei versucht!

Ungeheuer.
Mich beherrscht die wilde Gluth!

Aldrovan.
Sei Du Ungethüm verflucht!
Du erliegest meinem Muth.

Ungeheuer.
Dich zerschmettert meine Wuth!

sie gehn kämpfend ab.

Trappola fliehend. Rondino folgend.

Rondino.
Willst Du Camillen übergeben?

Trappola.
Niemals, niemals, eh' mein Leben!

Rondino.
Nun so sei zum Kampf bereit!

Trappola.
Komm! Dein wartet heft'ger Streit!

entläuft.

Rondino.

O er kämpfet sehr gescheidt.

ihm nach.

Sebastiano fliehend vor Samieli.

Sebastiano.

Ach es wird mir immer wüster —
Gnade, Gnade! Herr Minister!

Samieli.

Willst Du Dich ergeben?

Sebastiano.

Ich will mich gern ergeben,
Nur schonen Sie mein Leben —

Samieli.

Leg das Schwert nieder — so — Nun knice daneben auf den Boden nieder, — so — Nun bekenne mir und beschwöre es, daß es kein Ungeheuer, Propheten und verzauberte Wälder giebt und Dein Leben ist Dir geschenkt!

Sebastiano.

Ja ich mache hier bekannt,
Und beschwör's mit einem Eid,
Ungeheuer sind nur Tand,
Denn vorüber ist die Zeit — —

Aldrovan zurückweichend, ihm folgt das Ungeheuer.

Samieli lautschreiend.

Ach! ach! ach! entflieht.

Sebastiano.

Was giebts denn? — er sieht das Ungeheuer. o weh! o weh!

von einer andern Seite schnell ab.

Aldrovan.

Meine Kräfte, sie erlahmen,
Ich bin schwächer als ein Kind.

Ungeheuer.

Ja sie alle, die noch kamen,
Sie erlagen mir geschwind.

gehn fechtend ab.

Trappola und Rondino treten fechtend auf.

Trappola.

Nun Gnade Gevatter,
Ich ergebe mich Dir.

Rondino.

Ich sollte Dich, Natter,
Erwürgen nur hier.

Trappola.

Es wäre ja Schade,
Nein Gnade, ach! Gnade!

Rondino.

Ich schenk' Dir das Leben,
Camilla ist mein!

Trappola.

Ich will sie Dir geben,
Mich tröstet der Wein.

Rondino.

Sieh, kömmt da nicht eben
Der Kobold herein!

Trappola.

So laß uns nur streben,
Entfernet zu sein!

laufen ab.

Das Ungeheuer zurückfliehend heftig von Aldrovan verfolgt.

Aldrovan.

Wo ist dein Muth?
Ha! neue Gluth
Erwacht in mir!

Ungeheuer.

O Quaal und Pein!
Er muß es sein!
Erkenn' ihn hier!

Aldrovan.

Jetzt stelle Dich zur Wehr!

Ungeheuer.

Er kennet mich nicht mehr!

Aldrovan.

Ich ziele nach dem Herzen,
Vertheidig' Frevler Dich!

Ungeheuer.

O! Schmerzen, wilde Schmerzen
Zerreißen mich!

heftiger Kampf.

Mein Bruder Aldrovan!

Aldrovan.

Was nennst Du meinen Namen?

Ungeheuer.

Die Kräfte in mir erlahmen,
Ich kaum mich regen kann.

Aldrovan.

O wildes Verderben!
Jetzt mußt Du ersterben!

Ungeheuer.

Mein Bruder Aldrovan! —

das Gefecht wird heftiger.

Aldrovan.

Deinen Bitten bin ich taub!

Ungeheuer.

O Schicksal! Verhängniß! o schrecklicher Fluch!

Aldrovan.

Bald bist Du des Todes Raub!

Ungeheuer.

Ja die Zaubrer es mir heißen,
Mich zum Kampf entgegen zu reißen!

Aldrovan.

Du wüthest vergebens,
Das Ende des Lebens
Ist, Gräßlicher, nah.

Ungeheuer.

So fallen wir beide
Der Hölle zur Freude,
Die fröhlicher Schauspiel niemals noch sah.

Beide.

Die gräßliche Wuth
Opfert dem Tode Dein Blut.

Aldrovan.

Er widersteht der menschlichen Gewalt —

Ungeheuer.

Jetzt will ich ihn verderben,
Auf seinem Leichnam sterben.

Aldrovan.

Drum fühle nun der Zauberei Gewalt!

Er wirft ihm den Zweig entgegen, das Ungeheuer fällt. Eine liebliche Musik. Das Ungeheuer verwandelt sich in einen Menschen.

Aldrovan.

Welche Schöne
Der flüsternden Töne?

Volanti.

Von welchem neuen Leben
Fühl ich mich sanft umgeben?

Aldrovan.

Täuscht mich der Sonne Licht?
Seh ich den Bruder nicht?

Volanti.

O süße, süße Augenfreude!
Nach dem schmerzlichsten Leide!
Dich wieder zu sehn,
Dich wieder zu fassen!
O kannst Du mich hassen?
Willst Du mein Bruder sein?

Aldrovan.

Nicht Worte kann ich finden, —
Soll ich dem Licht vertraun?
Als Bruder Dich zu schaun,
Um den wir so lange geklagt —

Volanti.

Die Sonne erscheint! es tagt,
Die Bande zerspringen,
Die Felsen erklingen
Von Jubelgesang:

O fröhliche Lieder!
Ich habe Dich wieder,
Dir Schicksal sei Dank!

Beide.

O! glückliche Stund'!
O selig Begrüßen!
O brüderlich Küssen!
O herrlichster Bund!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

(Der Pallast.)

Der König, Climene, Gefolge vom Hofe, alle in der größten Betrübniß.

König herumirrend.

Es wird Abend, die Sonne geht richtig schon unter, und unser Sohn kömmt noch nicht zurück.

Hofleute, Hände ringend.

Ach das Unglück! das unaussprechliche Unglück!

König.

Warum er wohl nicht zurückkömmt? Was soll dergleichen doch bedeuten? Glaubst Du, geliebte Gemalin, daß das Ungeheuer von einer so unsittlichen Natur sein sollte, unsern einzig geliebten Sohn mir nichts dir nichts aufzufressen?

Climene.

Man kann nicht wissen, mein Gemal, aber dennoch mußt Du Dich zufrieden stellen.

König.

Ich muß! Und wer will mich denn dazu zwingen? O ich unglücklicher Vater, wenn die Bestie auf meine Vaterthränen nicht einige Rücksicht nehmen sollte! Wozu habe ich die Schulen und den Unterricht in meinem

ganzen Lande verbessern lassen? Sind das die Früchte unserer neuen Erziehung? O! über den verfluchten modernen Egoismus.

Climene.

Mein Gemal, Ihr vergeßt Euch in Euren Schmerzen gänzlich.

König.

Ach freilich, freilich! ich werde mich noch und alles vergessen.

Trappola hereinlaufend.

Trappola.

O Unglück über Unglück?

König.

Was giebts, Bedienter? Sprich! Rede!

Trappola.

Das Ungeheuer —

König.

Nun?

Trappola.

Schon zum Thor herein ist es! Wo werden wir uns alle retten können? Es frißt Stadt-Mauer und alles nieder, daß keine Spur übrig bleibt, nun muß es bald beim Schlosse anbeißen.

König.

Hast Du es gesehn?

Trappola.

Gesehn? Nein, was man sehn nennt, so recht eigentlich gesehn wohl nicht, nein, ich habe mich sehr gehütet hinzusehn.

Samieli hereinstürzend.

Samieli.

— Mein König —

König.

Was ist Euch, Minister? Redet! denn ich bin lauter Furcht und Entsetzen. Was soll daraus werden?

Samieli.

Ich weiß es durchaus nicht, hochgebietende Majestät — all mein Verstand, meine Urtheilsgabe, meine so liebliche Aufklärung und Toleranz ist in den Brunnen gefallen.

König.

Wieder was Neues! —

Samieli.

Wie es gekommen ist, weiß ich selber nicht; allein, mitten im Gebirge kam es mir plötzlich vor — doch ich schäme mich, weiter zu reden.

König.

Zu reden sollt Ihr Euch nie schämen.

Samieli.

Ich muß mir die Augen zuhalten, so sehr erröthe ich vor dem Gedanken —

König.

Nun was habt Ihr denn? — sprecht dreist heraus.

Samieli.

Die Schaam lähmt meine Zunge.

König.

Was der Teufel habt Ihr denn angefangen? Ich hoffe doch nimmermehr —

Samieli.

Ach mein König, Ihre Gnaden muß verzeihen — es kam mir mit einem Male vor, als wenn es wirklich ein Ungeheuer gebe.

König.

Weiter nichts?

Sebastiano stürzt herein.

Samieli.

Da kömmt auch der Verfinsterer, der berüchtigte Obscurant.

Sebastiano.

Ach! bin ich wirklich wieder an dem holdseligen Hofe? Ich weiß mich nicht zu lassen —

König.

Was giebts denn, Minister?

Sebastiano.

In einem Galopp hieher gerennt, kaum kann ich mich auf den Beinen halten — das wüthige Ungeheuer hinter mir drein.

König.

Also langt es wirklich an?

Sebastiano.

Immer hinter mir drein; — es ist groß, größer als ein Thurm — wenn die Schildwacht es am Thor examiniren will, wird es Schildwacht und Thor mit einander auffressen.

König.

Das muß ja ein saubrer Geselle sein, — was sollen wir aber anfangen?

Samieli.

Herr Sebastiano übertreibt wieder nach seiner alten Art.

Sebastiano.

Uebertrieb ich damals auch, als Sie so gar behende fortliefen?

Jubelgeschrei hinter der Scene, Aldrovan und Volanti treten herein.

Alle.

Prinz Volanti!

Climene.

Soll ich meinen Augen traun?

König.

Was? mein Sohn?

Volanti.

O mein Vater! — Seh ich Eure Augen wieder? Fühl ich wieder Eure Umarmungen?

Climene.

Mein geliebter Sohn!

Volanti.

O meine Mutter!

Aldrovan.

Bewundert Eltern, Freunde, Genossen, die wunderbaren unerforschlichen Verhängnisse der Götter, der Zauber ist gelöst, das Ungeheuer ist verschwunden und mein Bruder, mein geliebter Volanti, stand an seiner Stelle.

König.

Was? Nein, sagt, ist es wahr? Du bist das Ungeheuer gewesen?

Volanti.

Ein furchtbares Verhängniß hatte mich ergriffen.

König.

Was man doch an seinen Kindern erlebt. Aber wie bist Du denn dazu gekommen? Pfui, mein geliebter Sohn! hast Dich so in der Leute Mäuler gebracht: alle Zeitungen stehn von Dir voll.

Volanti.

O mein gütiger Vater, diese Freude! Euch wieder zu sehn —

König.

Nein, wenn man sich nun auch in einem andern Stande versuchen will, warum denn grade ein Ungeheuer werden? Du hättest ja incognito manche andre angenehme Rolle spielen können, die eines reisenden Künstlers, oder Gelehrten, Schriftstellers; aber warum warst Du denn grade auf das Ungeheuer versessen?

Volanti.

Mein Vater, das Schicksal zwang mich.

König.

Ja das ist freilich etwas andres. Mag's sein, Du bist also nunmehr Kronprinz.

Aldrovan.

Wie glücklich bin ich, Bruder, Dich wieder zu sehn, daß ich Dich als den Erben dieses Reiches begrüßen darf.

Wieder fand ich den Geliebten,
Und versuche jedes Glück;
Alle Leiden, die uns trübten,
Treten bald von uns zurück.
Ja ich wage mich zum Hain,
Er soll auch entzaubert sein.

Climene.

Du wagst, kaum zurück gegeben,
Wiederum Dein theures Leben?

Chor.

Nein, der Held er wird besiegen,
Er entzaubert kühn den Hain,
Und wir werden glücklich sein!

alle ab.

(Garten.)

Rondino, Camilla.

Camilla.

Weißt Du schon, daß aus dem Ungeheuer der Prinz Vdanti geworden ist?

Rondino.

Man erfährt alle Tage mehr Neues; wer weiß, was mit der Zeit noch aus dem verzauberten Walde wird. Er bekehrt sich vielleicht zu einer trefflichen Schulanstalt.

Trappola kömmt.

Trappola.

Freunde, wir haben das Ungeheuer erlöst, und nun wird es nach dem bezauberten Walde gehn. Da wollen wir auch aufräumen.

Camilla.

Gehst Du auch dorthin?

Trappola.

Allerdings, wir wollen sehn was es giebt. Bisher sind keine guten Köpfe hingerathen, der meinige ist dauerhaft; o mein lieber Rondino, wir werden gewiß nicht überschnappen.

Rondino.

Bist Du Deiner Sache so gewiß?

Trappola.

Hier komm und fühle wie hart, wie fest und felsenfest mein Kopf ist: o wie lachen wir über die Fee, sie muß sicherlich das Spiel verlieren. — Aber kommt, es ist schon alles reisefertig.

Camilla.

Wenn Ihr den Hain entzaubert habt, such' ich Euch dort auf.

alle ab.

Aldrovan, Angelica.

Angelica.

O kannst Du mich hassen?
Du trotzest dem Hain,
Hier willst Du mich lassen
Mit Schmerzen allein?

Aldrovan.

Es rufen die Winde,
Die Wolken mich fort,
Ich eile geschwinde
Zum furchtbaren Ort.

Angelica.

Und wie, meine Bitten
Sie halten Dich nicht?

Aldrovan.

Der Kampf sei gestritten,
Der Muth nicht gebricht.

Angelica.

O! Freude des Lebens
Dich rühret kein Blick?

Aldrovan.

Du bittest vergebens,
Mich ruft mein Geschick.

Angelica.

Ach hielten Dich Thränen,
Geliebter, zurück!

Aldrovan.

Dies Sehnen,
Die Thränen,
Die schlagende Brust, —
Die Götter
Sind Retter,
Sie wandeln die Leiden in jauchzende Lust.
Ich scheide,
Zur Freude.
Bald kehr' ich zurück!
Nicht weinen!
Bald einen
Die Götter uns gütigst zum herrlichsten Glück.

ab.

Angelica.

Er geht! er kehret nicht zurück!
Ich soll ihn niemals wiederfinden,
Er schied, dies war sein letzter Blick,
Die Sonne lischt, ich muß erblinden;
Ich wandle still in Finsterniß,
Im Scheiden er mein Herz zerriß;
Dort lauret heimlich Grauen
In stiller Nacht:
Entsetzen wacht,
Er wird um sich den Greuel schauen
Und seiner Kraft nicht mehr vertrauen.

Ich bebe,
Ich wanke,
Ich strebe,
Ich schwanke
In dämmernder Nacht,
Die Sinnen
Zerrinnen,
Der Wahnsinn erwacht:
Ich muß ihn auf steilen
Gebirgen ereilen:
Ihr Winde
Gelinde
Bringt Kunde von dort:
Ich darf nicht verweilen,
O leitet, ihr Götter, damit ich ihn finde
Den furchtbaren Ort. ab.

(Felsen. — Nacht.)

Sebastiano, Climene, Oriana.

Climene.

Aber warum gehst Du mir nach? Was willst Du? laß mich allein, Bösewicht!

Sebastiano.

Ihr sollt, ihr müßt mir verzeihen, meine allerhuldreichste Königin, ich kann mich nicht eher zufrieden geben.

Climene.

Du bist mir verhaßt.

Sebastiano.

Ich kann nicht dafür, ich bin ganz unschuldig daran.

Ich habe Ihnen zum Besten den Ausspruch eines hochlöblichen Orakels verfälscht! Was können Ihro Majestät mehr verlangen, als daß man selbst privilegirten Offenbarungen zu nahe tritt?

Climene.

Ich biete das Reich der Unterwelt und Feen und Zauberer auf, um den Prinzen aus dem Wege zu schaffen, und siehe da, er kehrt unversehrt zurück, noch mehr, er bringt seinen Bruder wieder frisch und gesund mit, von dem wir alle glaubten, daß ihn die Hölle schon längst aufgenommen hätte.

Sebastiano.

Aber kann ich dafür? bin ich Schuld daran? ich habe mir alle Mühe gegeben; wer konnte denken, daß der Prinz hinter dem Ungeheuer stecke. Es geht mancher nach Wolle und kömmt geschoren nach Hause.

Climene.

Kein Wort mehr! Entferne Dich, Bösewicht!

Sebastiano.

Ist das die Belohnung meiner Treue?

Climene.

Bei meinem Zorn! geh!

Sebastiano ab.

Climene.

Was ist nun zu thun! ich möchte das Schicksal und mich verwünschen! Dich und die Welt!

Oriana.

Halt ein! ich habe alle meine Kräfte aufgeboten, jetzt ist die Stunde, in der sich alles entscheiden muß; glaubst Du, daß es dem gewaltigen Olallin nicht möglich sei, unser aller Glück noch zu begründen?

Climene.

Ruf ihn an.

Oriana.

Olallin! Olallin! hör unser Rufen!

Tiefe Stimme.

Ich höre
Und kehre
Von fernen Gestaden.

Geister-Chor.

Von fernen Gestaden,
Wo Elfen sich baden,
Durch Stürme zurück.
Auf luftigen Rossen
Stürzt, muntre Genossen,
Entgegen dem Glück.

Donner, Blitz und Sturm.

Olallin unsichtbar

Ihr fröhlichen Geister
Erkennt ihr den Meister?

Geister.

Wir beugen,
Wir neigen:
Dem Meister ergeben:
Wir wandeln und schweben
In Wasser und Fluthen,
Durch Wolken, durch Gluthen
Der Blitze dahin
Zum Zaubergewinn.

Olallin.

So stürmt und raset, brecht ein!
Elfino muß unser Gefangner sein!

heftiger Donner, Stürme toben. — Die Töne verfliegen.

Oriana.

Hast Du sie gehört? Elfino wird besiegt und mit ihm stürzen alle unsre Feinde; ich bin die mächtige Fee Oriana, Angelica ist die Tochter meines Gegners, die ich ihm heimlich raubte. — Erscheint ihr Geister! — Geister erscheinen; unter Musik verwandelt Oriana sich in eine Fee; ein Wagen, mit Drachen bespannt, senkt sich nieder, sie steigt hinein, und zieht durch die Wolken fort.

Climene.

Ich bin vergnügt. Alle meine Wünsche erfüllen sich. Jetzt muß ich den Rückweg suchen. geht ab.

Sebastiano tritt auf.

Sebastiano.

Ein schönes Wetter! und obenein noch die Ungnade der Königin? — Ist das mein Dank? Nein, ich muß mich rächen. — Wenn ich nur irgend eine Höhle oder Hütte fände, um unterzukriechen: ich bin naß, erstarrt und erfroren: ist das mein Dank? Ein Mann von der schwächlichsten Constitution, der sich Catarrhe, vielleicht gar den Schlag zuziehen kann: ist das mein Dank? Ein Mann, der weder Orakel noch Propheten, weder göttliche noch menschliche Gesetze geachtet hat, um sich ihr gefällig zu machen, wird nun verstoßen und läuft hier herum in der Wildniß, naß wie ein Hund: ist das mein Dank? geht ab.

Der König begleitet von vielen Leuten, die Laternen tragen.

König.

Sucht, Kinder, allerliebste Bedienten, sucht, was ihr suchen könnt. In jeder Felsenritze, hinter jedem Büsche. — O meine unglückliche Gemalin! Wo sie

nur hingerathen sein mag? — Was das für eine Nacht ist! — Sucht Kinder, sucht! — Kaum den ältesten Sohn wiedergefunden, nun schon die Gemalin wieder verlohren. — Greift auf, was Euch nur verdachtig vorkömmt, denn sie ist auch vielleicht verwandelt. — O meine Gemalin! o Climene!

Einige Bedienten bringen Sebastiano.

Sebastiano.

Mein König —

König.

Bist Du verwandelt, meine geliebte Climene?

Sebastiano.

Nein, Ihro Majestät, ich bin Dero wirklicher Minister Sebastiano.

König.

Hast Du meine Königin nicht gesehn?

Sebastiano.

O ja, aber hört mich nur an, mein König.

König.

Nur nicht zuviel gesprochen, es ist kein Wetter darnach.

Sebastiano.

Aber doch muß ich einiges sagen. Die Königin ist eine Verbrecherin.

König.

Was? das sind wenige, aber derbe Worte.

Sebastiano.

Ich kann es beweisen. Sie steht dem Prinzen nach dem Leben; darum habe ich das Orakel verfälschen müssen, darum ist der Prinz jetzt in Lebensgefahr, sie will den Thron allein besitzen und Euch bei Gelegenheit

auch aus dem Wege schaffen. Das hat sie mir wohl tausendmal gesagt.

König.

Ist das alles wahr?

Sebastiano.

Die lautere Wahrheit. Sie hat sich darum mit Zauberern in ein Bündniß gegeben. Darum ist der Prinz in ein Ungeheuer verwandelt gewesen. Darum soll Prinz Aldrovan umkommen.

König.

Gut, daß Du mir das alles sagst. Leute! hört auf zu suchen, laßt es bleiben! Kommt, wir wollen gleich nach dem verzauberten Walde aufbrechen, um meinen Sohn zu retten oder alle zusammen unsinnig zu werden.

gehn ab.

Sebastiano.

Nun bin ich gerächt, und will troß dem schlimmen Wetter ihnen fröhlich nachgehn. geht ab.

Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Durch den Sturm, durch dunkle Nacht
Irrt' ich einsam hin und her.
Nicht ein Stern im Raum erwacht,
Blickt mit seinen Strahlen her.
Willst du Mondschein mich nicht leiten,
Auf der wundervollen Bahn:
Auch den Sturm muß ich bestreiten,
Dennoch geh' ich dreist hinan.

Der Sturm lauter, der sich nach und nach in fröhliche Musik auflößt.

Der Greis erscheint.

Aldrovan.

Welche Töne! — Die Wolken entfliehn. — Der Mond bricht mit süßer Gewalt durch die schauerliche Finsterniß.

Greis.

Ich bin ermüdet, doch war ich Sieger im Kampfe, der gräuliche Olallin ist entflohn. — Nun hat er nur noch eine Stunde, in der er mächtig ist; wird er dann überwältigt, so ist er auf immer bezwungen.

Aldrovan.

Sei mir, freundliche Erscheinung, in der Einsamkeit der Nacht gegrüßt.

Greis.

Ich danke Dir, aber Du sollst mich näher kennen lernen. — Er verwandelt sich in einen schönen Knaben. Ich bin Elfino, der Beherrscher der Elfenwelt, Du liebst meine Tochter Angelica, die eine verwegne Fee mir einst entführte. Du gehst jetzt nach dem bezauberten Walde, und Du wirst glücklich sein, wenn Du meine Tochter liebst und meiner Vorschrift folgst. Darum nimm dieses Blatt; wenn Dich die Töne gefangen nehmen wollen, so lies es laut ab und Du bist gerettet, der Zauber ist gelöst und alle sind glücklich. geht ab.

Aldrovan.

Ich bin erstaunt, verwirrt. — Ich vergaß ihm zu danken — alle meine Sinne, alle meine Erinnerungen sind wie zerrüttet. geht ab.

Trappola kömmt betrunken.

Trappola.

So muß doch der Wein,
Von alle den Schätzen
Die wir nur besitzen,
Der Köstlichste sein.
Die himmlische Gluth
Sie giebt in den Schaaren
Der größten Gefahren
Uns Kräfte und Muth.
Wie denn auch bekannt,
Daß unter dem Trinken
Die Grillen versinken,
Und wächst der Verstand.
So geh ich nun frech,
Als wär' es zum Wein,
Zum furchtbaren Hain,
Mond zeige den Weg.

ab.

(Der bezauberte Wald. — Heller Mondschein.)

Eine sanfte liebliche Musik, zwei wunderbare Vogelgestalten treten auf.

Erster Vogel.

Wie? sollen wir vergehn,
Die Welt nicht wiedersehn?

Zweiter Vogel.

Der Wahn hält uns in Ketten,
Und keiner darf uns retten.

Beide.

Wir sind, wir sind verloren,
Ach wär' ich nie geboren.

Trappola kömmt betrunken.

Trappola.

Ach! Leute, sagt mir doch, wo ich mich nunmehr befinde?

Erster Vogel.

Mein Bester, in dem verzauberten Walde.

Trappola.

Das ist ja schön.

Zweiter Vogel.

Sein Sie uns willkommen. Bemerken Sie noch keine Veränderung an Ihrem Verstande?

Trappola.

Danke der gütigen Nachfrage wegen, aber nein, mir ist, wie immer.

Erster Vogel.

Es wird Ihnen bald einiger Wahnsinn zu Theil werden.

Trappola.

Ich denke nicht; wir haben uns vorgesehn. Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?

Erster Vogel.

So wie Sie mich hier sehen, war ich sonst ein überaus glücklicher Mensch: ich und mein Bruder, jener unglückliche Verwandelte dort, lebten sonst auf dem Lande, mitten in den rührenden Schönheiten der Natur; ach wie viele herzliche Freuden haben wir beim Auf- und

Untergehn der Sonne ausgestanden. — Meine Doris liebte mich so überschwänglich, ich sollte in wenigen Tagen mit ihr auf ewig verbunden werden, als mich der Satan aus Vorwitz hier in den Wald führte, wo ich denn so bezaubert wurde, wie Sie mich jetzt gewahr werden.

Trappola.

Ei Du armer Kerl. *zieht eine Flasche heraus.* Da trink einmal, das bekömmt Dir wohl gut.

Erster Vogel.

Schönen Dank.

Zweiter Vogel.

Laß mich ebenfalls kosten.

Sie trinken und fangen an zu tanzen: einige andere seltsame Masken erscheinen, die auch nach einer fröhlichen Musik hüpfen und sich bald wieder in den Wald zurückziehn.

Trappola.

Hier ist ein lustiges Leben. — Aber nun muß ich auch einmal untersuchen, ob auch an meinem Verstande noch kein Abbruch geschehn ist. Ich bin Trappola? — — richtig! — ich habe Camilla meinem Freunde abgetreten? — — richtig! — ich bin der klügste Mann im Lande? — — richtig!

Nun ich bin nicht in der Irre,
Denn ich weiß noch wer ich bin,
Es erlieget dem Gewirre
Niemals mein verständ'ger Sinn.

Alle sonst'ge weise Leute
Gegen mich nur Kinder sind,
Und es zeigt sich wahrlich heute,
Wer verliert und wer gewinnt.

Mein Verstand ist noch so beisammen, als man es sich nur wünschen kann; zum malen! Da bestätigt sich doch der alte Satz, daß gewisse Leute nicht unsinnig werden können, wenn man auch alle Anstalten dazu trifft.

Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Hier ist der Ort, ich höre die wunderbaren Töne.

Trappola.

Ja ich höre sie auch; aber nehmen Sie Ihren Verstand in Acht.

Aldrovan.

Was machst Du hier?

Trappola.

Was ich hier mache? da steh' ich zum Wohl des Vaterlandes.

Der Nachen von Schwänen gezogen erscheint. Die Fee Allina im Nachen.

Allina.

Woher in dieser Einsamkeit?
Bist du entflohn der Menschen Neid,
Zu schmecken hier die Seligkeit?
Die Blumen, Bäume bieten Gruß,
Die schöne Welle dir Genuß,
Allinens Mund den Freundschafts-Kuß.

Aldrovan.

Was seh' ich?
Welche Himmelstöne berühren mein Ohr?
Wie ruht sie auf der silbernen Fluth,
Die des Mondscheins goldne Strahlen küssen,
Wie gießt sich um die Göttliche

Und spielt um sie ein Funkenregen:
Wie jauchzt der Hain,
Wie freun sich die Gebüsche?
Sie ruht so hingegossen lieblich,
Daß selbst die Sterne funkelnder
Zur lieben Nähe süß hernieder glänzen.
Mein Herz! was fühlst du? welchen Zauber?

Trappola.

O bleiben Sie ein Mann!
Hier nehmen Sie den Trank
Als ein Geschenk nur an,
Und trinken Sie zum Dank.

Allina.

Willst Du im Walde heimisch sein?
Im süßen lieben Dämmerschein,
So geh zu meinen Freunden ein.

Trappola.

Die Freunde werden Affen sein.

Aldrovan.

Angelica!
O laß Dein Angedenken mich beschirmen!
Entzieh, entzieh mich diesen Melodieen,
Die sich mit leiser lieblicher Gewalt
Wie Fesseln um mein Herz, um meine Sinne weben.

Allina.

O schenke Dein Leben,
Dein Herz der Gewalt
Dem einsamen freud'vollen Aufenthalt.

Trappola.

Mir wird's in allen Gliedern kalt,
Mein Verstand erhält sich nur noch eben.

Aldrovan.

Ich nehme das schützende Blatt. er liest.
Zauber schwinde,
Weht ihr Winde,
Ueber Berge, über Thal,
Ins tiefste Meer des Volkes grause Quaal.

Die frohe Musik wird klagend, das Theater finster, der Nachen entfernt sich nach dem Hintergrunde, der Sturm beginnt.

Allina.

So belohnst Du mir das Lieben,
Das ich Dir im Herzen trage?

Trappola.

Der Zauber fühlt sich schon vertrieben,
Das ist jetzt seine letzte Klage.

Aldrovan.

Mich lockt, erschüttert die Sirenen-Stimme

Allina.

O helft! o helft! ich erliege dem Grimme.

Chor unsichtbar.

Wir fühlen neues Leben
In allen Adern weben.

Allina.

O schenke mir mein Leben!

Trappola.

Ich fühle nur noch eben
Einen Rest von Besinnung in mir;
Was gilt' es, ich werde zum Thier?

Aldrovan.

Ich muß vollenden,
Mein Herz zerbricht,
Die Götter senden
Mir Kraft und Licht,
Dem Feigen wenden
Sich Geister nicht: —
Zauber schwinde!
Weht ihr Winde,
Ueber Berge, über Thal,
Ins tiefe Meer des Volkes grause Quaal.

Mit den Worten wird die Finsterniß, der Sturm stärker, der Nachen verschwindet ganz im Hintergrunde, wo ihn die schäumenden Wogen zu versenken drohen.

Chor unsichtbar.

Wie wallen die Wogen,
Wie rauscht es im Wald,
Wir werden gezogen
Von magisch kräftiger Gewalt,
Es endet bald!

Allina, mit klagendem Ruf.

Es wüthen verderbend
Die Fluthen, sie schlagen
Hoch oben zusammen,
Verschlingen und tragen
Die höllischen Flammen.
O Jammer! wer rettet,
O Hülfe! wer kettet
Die Geistermacht fest,
Die mich treulos verläßt.

Trappola.

Hier hilft, ich will wetten,
Keine Ketten, kein Retten!
Der Wald kriegt den Rest.

Aldrovan, das Blatt wegwerfend.

Ich trage das Sehnen
Im Busen nicht länger,
Nur wilder und bänger
Erregen Gedanken
Das Herz mir und brennende Thränen!
Komm zurück, du holdes Bild!
Komm zurück!

Das Theater erheitert sich nach und nach, die Fee kömmt im Nachen zurück.

Allina.

O Glück!
Du giebst dem Verlangen
Dich gerne gefangen?

Chor unsichtbar.

Von neuem wir bangen
Im Kerker gefangen;
Gegeben der Pein!

Trappola.

Wie tanzet der Hain,
Wie schwärmen Najaden
Mit wilden Dryaden
Im Strome zu baden
Ins Wasser hinein,
Ich werde geladen
Und will mit fröhlichem Herzen Euer sein.

geht ab.

Aldrovan.

Ich bleibe Dir treu;
Woher diese Scheine?
Ein Glücke so neu
Begegnet im Haine:
Stets bin ich der Deine.

Allina.

Ha ha! gewonnen;
Die Beschwörung zerronnen;
Ha, ha, er ist mein;

Chor.

Ha, ha, er ist Dein.

Sie fährt triumphirend fort.

Angelica tritt wahnsinnig auf.

Angelica.

Töne? wohin führt ihr meinen Schritt,
Bin ich hier im Pallast aller Götter?
Welch ein goldnes Frühlingswetter
Geht in lauen Lüften mit?

Aldrovan.

Wer bist Du holder Schein?

Angelica.

Vernimmst Du diese Töne?
Ach fern aus trüber Ferne,
In dunkler kalter Welt,
Da schienen goldne Sterne,
Die lockten mich aus der Ferne
Und nun mich das Glück in Liebe gefangen hält.

Aldrovan.

O gieb mit süßem Munde
Von jener Welt mir Kunde!

Mir träumte, einst mein Glück
Sei nur Angelicas Blick.

Angelica.

Sie ist gestorben, begraben,
Die finstern Götter haben
Geendet ihr Geschick.

Beide.

Auf wundervollen Pfaden
Wohin, wohin ach! sollen wir gehn?
Wie Liebe, Sehnsucht uns umwehn!
Wir werden von Stimmen geladen;
O Glücke! laß Dich sehn!

Camilla, Rondino kommen.

Alle, umherirrend.

Wie fröhlich,
Wie selig
Das trunkene Leben!
Geschicke,
Welch Glücke
Hast du uns gegeben.

Chor, unsichtbar.

Sie rasen, es kennt
Nun keiner den Andern,
Es sei Euch zu wandern
Im Wahnsinn gegönnt!

König, Climene, Sebastiano, Samieli, Trappola, und alle übrigen erscheinen, von Wahnsinn umher getrieben. Die Musik des bezauberten Waldes geht fort; Oriana erscheint oben auf dem Felsen, Allina auf dem Bache.

Oriana.

Meine Rache ist vollbracht!

Allina.

Deine Macht,
Meine Macht
Hat unsern Sieg vollbracht!

Olallins Stimme.

In allen Sinnen Nacht!
Triumph! wir siegen,
Sie erliegen
Der Geister Macht.

Oriana, Allina, Olallin.

Noch wilderes Grauen
Erfasse ihr Herz.
Wir jauchzen und schauen
Sie alle zerrissen vom wüthenden Schmerz!

Eine wunderbare gräßliche Musik, eine Tanzlust befällt alle, seltsame Masken und Gestalten treten herein, ein großes, ausdruckvolles, magisches Ballet, das Wahnsinnige in wunderlichen, aber nicht widrigen Gestalten darstellt.

Chor.

Sie wüthen und lärmen,
Sie rasen und schwärmen,
Sich unbewußt;
Noch wilder und freier
Ergreife das Feuer
Schnell jegliche Brust.

Ein heftiger Donnerschlag. Olallin, eine colossale Figur, erscheint in Wolken zwischen den Bäumen, in demselben Augenblick Elfino gegenüber auf einer Wolke, der einen

gespannten Bogen hält und nach Olallin zielt, der Pfeil fliegt ab und trifft ihn; der Riese stürzt zerschmettert herunter. Die wilde Musik schweigt, alle stehen und kommen zur Besinnung; gegenseitige Erkennungen.

Allina.

Verloren!

Sie sinkt mit dem Nachen unter.

Oriana.

Der Schreckliche!

Entflieht von den Bergen.

Elfino

steigt von seiner Wolke nieder, legt Angelicas und Aldrovans Hände in einander, die sich erkennen; er winkt, Geister erscheinen, mit denen Climene versinkt, indem verwandelt sich das Theater in einen prächtigen, unabsehlichen Feenpallast mit wunderbarer Architektur; ein schöner Thron, den Elfino besteigt.

Chor von Geistern.

Es ist uns gelungen,
Der Feind ist bezwungen,
Die Götter geben den König zurück.

Alle.

O herrliches Glück!
O herrliches, wunderherrliches Glück!

(Der Vorhang fällt.)

Alla-Moddin.

Ein Schauspiel in drei Aufzügen.

1790. 1791.

Personen.

Alonzo, Statthalter auf Manilla.
Alla-Moddin, gefangner König der Suhlu-Inseln.
Amelni, seine Gattin.
Lini, sein Sohn, Knabe von acht Jahren.
Sebastiano, ein Jesuit.
Omal, Befehlshaber Alla-Moddins.
Gusmann, ein Spanier.
Ein Fremder.
Pedro, ein Offizier Alonzo's.
Lorenzo, der Kerkermeister.
Gonsalvo, ein Offizier Gusmann's.
Bedienter Alonzo's.
Schabbin, } Suhluaner.
Runwal, }
Andre Einwohner der Suhlu-Inseln.
Spanier.

Die Scene ist auf **Manilla**, einer spanischen Besitzung in Ost-Indien.

Erster Aufzug.

(Großer gewölbter Gefängnißsaal ohne Fenster; in der Mitte hängt eine Lampe, die einen schwachen dämmernden Schein verbreitet. Im Hintergrunde sieht man eine Art von Verschlägen mit Ruhebetten für die Gefangenen. An den Seiten steinerne Bänke.)

Erste Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Amelni liegt, mit dem Kopf auf eine steinerne Bank gelehnt, und schläft. Alla-Moddin steht im Vorgrunde und blickt seufzend nach dem matten Schein der Lampe; Lini beschäftigt sich mit einem kleinen Vogel, der in einem Käsig an einer Mauer des Gefängnisses hängt.

Lini.

Nun Du kleiner gefiederter Freund, wie geht es Dir? — Du hast mir heute noch kein Lied gesungen. — Möchtest wohl gern weiche Safranblättter essen; aber was hilft's, wenn ich es auch dem rauhen unfreundlichen Mann sage, er bringt Dir doch keine! — oder grämst Du Dich, weil Du gern frei sein möchtest? — Bin ich doch auch hier eingesperrt. — Es ist so dunkel, ich kann nicht einmal sehn, ob Du traurig bist; unser kleiner Mond scheint heut so finster.

Alla-Moddin
in Gedanken verloren für sich seufzend.

Ach! Amelni!

Lini.

Sie schläft dort auf dem steinernen Bette. — Soll ich sie wecken?

Alla-Moddin.

Sie schläft? — O laß sie schlafen!

Lini.

Vater — —

Alla-Moddin.

Was willst Du, mein Sohn?

Lini.

Mein Vogel will heut durchaus nicht singen, kannst Du mir nicht die Zeit vertreiben? Ich weiß nicht, seit wir hier sind, komm' ich mir schon so alt vor. — Die Tage der Europäer sind weit länger als die auf dem sonnigen Suhlu. — Was soll ich thun?

Alla-Moddin.

Schlaf! Wohl dem, den der weiche Schlaf mit seinen zarten Armen umfängt, bei seiner Ankunft treten die grauen Sorgen zurück, dann läuft die Woge der Zeit schneller vorüber. — Schlaf!

Lini.

Das ist es eben, ich kann nicht schlafen, und doch wünsch' ich zu schlafen, wenn ich wache. Wenn ich mich auf mein Bett hinlege und nach der dämmernden Lampe hinblicke, dann ist mir oft, als müßt' ich durchaus irgend etwas thun, ein heller Schein geht durch meine Seele, — ich springe auf, — ach! und dann steht die kalte, kalte Mauer vor mir.

Alla-Moddin
für sich, ihn traurig erblickend.

Des Knaben Geist erwacht, — und ich!

Lini.

So wie ich nur die Augen zumache und einschlummre, lachen mir sogleich die grünen Fluren Suhlu's entgegen. Ich hüpfe umher und pflücke mir purpurrothe Blümchen, fahre auf meinem kleinen Kahn über den hellen See und tauche mit dem bunten Ruder lachend die schwimmenden Lotosblätter unter, ich sehe alle meine kleinen Freunde wieder, alle freuen sich, wir springen umher, — und dann wach' ich auf. Ach! dann möchte mir hier im finstern Hause die Wehmuth das Herz zerreißen. Dann ist mir, als hätt' ich mich in einen schwarzen Wald verirrt und könnte mich nicht wieder nach Hause finden, und darum mag ich gar nicht gern schlafen.

Alla-Moddin.

Armer Lini!

Lini.

Manchmal bin ich wieder, ohne selbst zu wissen warum, auf ein paar kleine Augenblicke so froh — so froh — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr. Meine Brust wird so leicht, und ein schöner Sonnenschein glänzt freundlich neben mir. Und, nicht wahr, Vater, die grausamen Spanier können uns auch nicht immer hier eingesperrt halten? Ich werde Suhlu einmal wieder sehn, ich werde meinen kleinen Garten wieder sehn. O wie will ich dann voll Freude jeden alten bekannten Baum umschlingen, bei jeder Blume will ich mich hinlegen

und sie küssen. Ich denke immer, lieber Vater, ich sehe doch noch einmal meinen lieben kleinen Palmbaum wieder, der grade so alt ist als ich.

Alla-Moddin trocknet sich die Augen.

Ich hoffe es.

Lini.

Ach nein, Du hoffst es nicht, dann würdest Du fröhlicher sein, ich verstehe Dich recht gut. Was kümmert es den Alonzo, ob der kleine Lini gern einmal wieder in seinem Garten spazieren ginge, was kümmert es ihn, ob der Vater weint und die liebe Mutter da auf dem harten Stein schläft.

Alla-Moddin.

Ach Amelni! er geht zu seiner schlafenden Gattin. Wie lieblich schmiegst du dich ruhend an den drückenden Stein! — Schön, wie eine silberne Blüthe, die der Wind auf einen Fels hintrug. — Du, sonst so glücklich, ruhst hier auf diesem Stein? — Doch, auch itzt bist du glücklich, denn du schläfst! Auf goldenen Wolken schweben die Seligkeiten des Himmels um dich her, denn Du lächelst so süß, und dein Lächeln erhellt diesen Kerker wie die Frühlingssonne den unbelaubten Wald. — O holder Schlaf! Warum fliehst du von meinen bethränten Augen? Laß mich wenigstens von Freiheit träumen! So sanft schläfst du hier auf diesem harten Stein? hart und unfreundlich wie Alonzo! — Ob ich dich wecke? — Nein, so holde Träume würden dich nicht wieder anlächeln. Ist es nicht genug, daß der Gram mein Herz zerreißt, soll auch das deinige bluten? — er setzt sich in eine Ecke des Gefängnisses. Ach Valmont! — gedenkst du noch deines Versprechens? — Omal! — Alle meine Freunde haben

mich verlassen, zurückgelassen eine Beute dem Kummer. —
Er lehnt den Kopf an die Mauer und sizt in Gedanken verloren.

Lini,
der indeß zu seinem Vogel zurückgekehrt ist.

Sieh, hier schenke ich dir mein leztes Stückchen Zucker. — Mein leztes, hörst du wohl? — Dafür mußt du mir aber auch ein Liedchen singen! — Nun? der Vogel fängt an leise zu singen. Schön! Schön! er nimmt eine kleine Laute und begleitet damit den Gesang des Vogels. Wie der kleine Stolze mit den Tönen der Laute wetteifert!

Alla-Moddin.

Jzt hat er vergessen, daß er unglücklich ist, — o ihr seligen Kinderjahre!

Lini.

Ich danke dir für dein Lied. — Dafür will ich dir auch eins von meinen Liedern singen. — Er spielt und singt leise, nach und nach wird sein Gesang lauter und munterer.

Der Frühling kömmt!
Die Wolken fliehn,
der Himmel glänzt!
Der Frühling kömmt!
und Regenbogen
sind seines Wagens
gleitende Räder.
Blumengekränzt,
in Sonnenstrahlen
schwebt unter säuselnden Winden
nieder der Gott.
Tausend Blumen bekränzen sein Haupt,
tausend Blumen umflechten
sein blaues Gewand.
Er lächelt —

aus goldenen Locken,
vom blauen Gewande,
fließen zur Erde die Blumen hinab.
Es blüht die Flur,
es grünt der Hain,
und jeder Zweig
tönt süßen Genuß
dem Frühlingsgotte. —
Wonnegesang!
Wonnegesang!
Rauscht durch den Palmenhain!
Durch die blühenden Bäume
säuselt der West,
mit den Blüthen scherzend.
Viele der Blüthen,
viele der Blumen
sinken zur Erde. —
Wenn Mondschein sie küßt,
wenn Thau sie tränkt,
Mondschein des Frühlings,
Frühlingsthau, —
entschweben ihnen
mit leisem Fluge
schöne blaue Schmetterlinge.
In den Blüthen der rauschenden Bäume,
unter Blumen der duftenden Wiese,
flattern und schwärmen sie
hier und dort.
Sie suchen die Schwestern,
sie suchen die Brüder,
in Blüthen und Blumen,

und küssen sie alle.
Haben sie die Zwillingskinder aufgefunden,
nisten sie sich in dem väterlichen Baum ein,
bergen sich in Blüthen oder Blumen,
an der süßen Wiederkennung sterbend. —

Amelni, erwachend.

Wo bin ich? — Ach Alla-Moddin! — Ein schöner Traum täuschte mich, — ich strecke meine Arme nach dem Glück' aus, und der schwarze Jammer tritt meiner Umarmung entgegen.

Alla-Moddin.

Du träumtest schön, denn Du lächeltest so süß im Schlafe. Mein ganzes voriges Glück stand bei Deinem Lächeln in seinem hellsten Glanze wieder vor mir.

Amelni.

Ach! ich träumte von unsrer Freiheit. — Wir saßen beide im Vollgenuß des neuen Freiheitgefühls an jenem silbernen Bach in Suhln, wo ich Dich zuerst sahe. Bienen summten freudig um uns her im warmen Sonnenstrahl, die Palmen rauschten uns ihren frohen Willkommen entgegen; wir saßen stumm da, Hand in Hand, und betrachteten mit Entzücken die rothen Blümchen, die sich über den Bach bogen und in seinem Spiegel betrachteten. Aus der Ferne tönten durch den Duft der blühenden Bäume die Chöre der Jünglinge und Mädchen, die das Frühlingsfest sangen; Vögel jauchzten aus neigenden Wipfeln in den Chorgesang, wir schwiegen — und weinten! — Ach, es war ein schöner Tag, an dem wir einst wonneberauscht neben jenem Bach saßen, — gedenkst Du noch dieses Tages?

Alla-Moddin.

Ob ich seiner gedenke? — Es war der erste, an welchem ich Dich meine Gattin nannte. — Jene goldnen Tage liegen weit hinter uns, tief unten in einem blumenvollen Thale; wir aber wandeln verirrt über nackte Felsen, und werden dies Thal nie wieder sehn. — Ewig sei der Tag verwünscht, an dem ich Manilla zuerst erblickte!

Amelni.

Drücke Dein Haupt nicht so schwermüthig gegen die Mauern, laß der Hoffnung Raum. Kein Mensch kann vor seinem Tode sagen: ich war zum Unglück verdammt. Wir fahren im Boot des Lebens bald blühenden Wiesen, bald kahlen Felsenwänden vorüber.

Alla-Moddin.

Die Krone ist von meinem Haupte in den Staub gefallen. Hier steht der König, und zählt die Steine der Mauer! — O! —

Amelni.

Ich erschrecke vor Dir! — Du wirst immer düsterer. Sonst gingst Du umher, sprachest mit mir, erinnertest Dich der frohen Vergangenheit und sahst getröstet in den Spiegel der Hoffnung, Du spieltest auf der Laute und sangest Lieder vom schönen Suhlu: aber itzt! — Du seufzest den Tag hinweg, und wenn die Nacht kömmt, wünschest Du den Tag. Immer sitzest Du dort an die Wand gelehnt, Dein Auge starrt auf einen Punkt, und Dein Geist schwebt in Suhlu umher. — O theurer Gatte! Wenn Du hier im fremden Lande zum ewigen Schlaf hinsänkest, fern von Deinen Freun-

den und Verwandten, hier, wo über Deinem Grabe Jünglinge und Mädchen keinen Grabgesang sangen — auch mich würde der Gram tödten. —

Alla-Moddin.

Ich ruhe an dieser Stelle, um die freie Luft des Himmels einzuathmen. Sieh, die Zeit und der Sturmwind oder ein Erdbeben haben hier eine Kluft in die Mauer gerissen. — Ich höre aus der Ferne das dumpfe Rauschen der See, und denke an Valmont und Omal. Hier stehe ich, und blicke mit starrem Auge über das sonnenbeglänzte Meer hin, meine kranke Einbildung schafft aus Schiffern am Ufer meinen Omal; wenn ein Schiff vorbeisegelt, so glaub' ich, es eile zu meiner Rettung herbei, ach! und schon hundertmal färbte der blasse Schein des Abends jene Wogen, und eben so oft ward mein banges Erwarten, meine Sehnsucht getäuscht. Sieh, dort hinter jenen grauen Wogen muß Suhlu liegen, ach säh' ich doch sein fernes Ufer dämmern!

Lini.

Wo? — O laß mich sehen, Vater! — Ach, endlich seh' ich doch einmal wieder Sonnenschein! — Sieh, welchen glänzenden Mantel die Sonne auf das Meer deckt, tausend leuchtende kleine Sonnen tauchen sich aus den nassen Wogen empor. — O wie wohl ist mir wieder! Ach, mir ist, als könnt' ich das ferne Ufer sehn, als trüge der Wind, der mich mit sanftem Fittig schlägt, den Duft meines Gartens, als könnte ich den Schaum entdecken, den die Wogen mühsam an das Ufer zusammentragen. —

Amelni.

O sieh! — Wie dort der blaue Himmel sich aus den schwarzen Wolken hervorgießt! — o ja, wir werden wieder glücklich! gewiß! die Götter Suhlu's leben noch, sie umspannen den Himmel und halten Suhlu in ihrer Hand, sie werden Deiner gedenken. Sieh, ein Regenbogen fließt durch das Gewölk, das schönste Bild der Hoffnung!

Alla-Moddin.

Der Hoffende greift nach einem Schatten, der ihn hiehin und dorthin leitet. —

Amelni.

Deine Amelni lebt ja noch.

Alla-Moddin.

Ja sie lebt, — hier im Grabe. — O wär' ich allein hier, unbemerkt sollte mein Schmerz mich hier zerstören, aber Du, — so oft ich Dich ansehe, heben schwere Seufzer meine Brust, jede Deiner Thränen, jeder Deiner Seufzer fällt schwer auf meine Seele. —

Amelni.

Was ist Dir, Geliebter?

Alla-Moddin.

Daß er uns verließ, daß er uns Freiheit versprach! schon seit einem Jahre harren wir mit Sehnsucht seiner Rückkehr, harren seiner mit eben der ängstigenden Ungeduld, mit der ein dem Schiffbruch Entronnener jeden Morgen weinend in das Meer hinaussieht, ob nicht endlich ein Schiff erschienen, ihn in sein geliebtes Vaterland zu führen.

Amelni.

Er versprach uns so gewisse Hülfe.

Alla-Moddin.

Er war so gerührt, und doch hat er seines Versprechens vergessen.

Lini,

der sich indeß zu ihnen gesetzt, und aufmerksam zugehört hat.

Meinst Du, Vater, daß er uns wirklich vergessen hätte?

Alla-Moddin.

Gewiß.

Lini.

Das kann ich Dir doch nicht glauben.

Alla-Moddin.

Warum nicht?

Lini.

Weißt Du nicht mehr, wie er abreiste? — Er hob mich vom Boden auf, nahm mich in seine Arme und küßte mich so herzlich, daß ich dem Manne gleich so gut ward, daß ich weinen mußte. Er küßte mich, und sagte: Nun, Lini, bald wirst Du wieder auf Suhlu sein! — In eben dem Augenblick ging die Thür des Hauses auf, und ich sahe ganz tief, ganz tief in der Ferne znm erstenmal wieder einen grünen Baum. Das macht, daß ich das alles nicht wieder vergessen habe. Warum hätt' er mich wohl geküßt, wenn er nicht wirklich mein Freund wäre und sein Versprechen halten wollte.

Alla-Moddin.

Ach, armer Knabe, Du weißt nicht, daß diese heilige Sitte in Europa nicht so geehrt wird, als bei uns. — Der Europäer küßt seinen Freund auch, und stößt ihm in der Umarmung den Dolch in den Rücken. —

Lini.

Nein Vater! dann ist Valmont gewiß kein Europäer. — Er liebt mich wirklich.

Alla-Moddin.

Woher weißt Du es so zuverlässig?

Lini.

Hat er mir denn nicht den schönen Vogel da geschenkt? — Warum hätte er das gethan? Ich konnte ihm ja dafür nichts wieder schenken. — Und so oft nun mein Vogel singt, so oft denk' ich an Valmont und Suhlu, und wie er mich küßte und sagte: Nun, Lini, bald wirst Du auf Suhlu sein. — Auch Omal, so oft ich ihn fragte: Kommen wir nicht bald nach Suhlu? sagte jedesmal: Bald wird der Fremde Dich dahin abholen.

Alla-Moddin.

Und doch hat er selbst seine Ankunft nicht erwartet, — ach Omal! — ich nannte Dich meinen edlen Freund, und doch — er versinkt in ein tiefes Nachdenken.

Lini.

Ja Vater, auf Omal bin ich auch recht böse, von ihm will ich mich gewiß nicht wieder auf den Strom fahren lassen, er soll mir keinen einzigen Kranz wieder flechten.

Amelni.

Warum denn?

Lini.

Sieh nur, liebe Mutter, hätte er uns alle nicht mitnehmen können, als er fortging? Oder wenn das nicht möglich war, so hätte er auch hier bleiben müssen, er hätte mir noch manchmal die Zeit vertrieben, er

spielte gern mit mir. — Und dann hat er auch gelogen.

Amelni.

Wann?

Lini.

Du weißt ja, er riß eine Menge Steine aus der Mauer und sprang hinab. — Einmal konnt' ich in der Nacht gar nicht einschlafen, da hör' ich ein Poltern und finde Omal, der die Steine aushebt; ich mußte ihm versprechen, dem lieben Vater nichts davon zu sagen, weil er es ihm selbst sagen wollte; ich schwieg auch, denn ich hatt' es ihm versprochen. Bei Tage war er immer bei uns, und das Fenster, das er sich gemacht hatte, war nicht da, des Nachts machte er es immer größer und nach ein paar Tagen war er fort.'

Alla-Moddin.

Was hülf' es mir, wenn auch er den stummen Wänden klagte? Er hätte zuviel gewagt, uns alle zu retten. — Aber ich wäre nicht ohne Dich entflohen, Omal.

Amelni.

Die Schlösser rauschen, es kömmt jemand zu uns!

Alla-Moddin.

Ich wünsche, wir blieben ewig hier ungestört. Widrig sind mir die Blicke neugieriger Fremden, und jene Pfaffen hasse ich, die täglich meinen Geist bestürmen.

Zweite Scene.

Vorige. Ein Fremder.

Fremder,

der in einem Mantel und in spanischer Tracht hereintritt. Er verbeugt sich anständig gegen Alla-Moddin, sieht ihn scharf an und unterdrückt einen Seufzer, er grüßt Ameini und Lini, geht dann auf Alla-Moddin zu und reicht ihm freundschaftlich die Hand. Mit niedergesenktem Blick erwiedert Alla-Moddin die Begrüßung kalt und fremd.

Du bist Alla-Moddin?

Alla-Moddin,

der bei dem Ton der Stimme aufmerksam wird.

Der unglückliche Alla-Moddin, der sich jedem Blicke neugieriger Fremden bloßstellen muß. — Nein, sieh mich nicht so mitleidig an; dann fühl' ich mein Elend am stärksten, wenn ein durchreisender Fremder, der aus Neugier auch den gefangenen König sehen will, mich mit seinem Mitleid quält. — Setz Dich nieder!

Ameini setzt sich im Hintergrunde auf ein Ruhebett, Lini auf eine steinerne Bank auf der andern Seite und klimpert auf seiner Laute.

Fremder.

Wie menschenfeindlich hat Dich Dein Unglück gemacht! — Glaube mir, nicht Neugier, wahre Theilnahme führte mich in diesen Kerker.

Alla-Moddin.

Theilnahme?

Fremder.

Du mußt es mir glauben, daß Theilnahme eines Freundes mich zu Dir brachte, daß ich über Dein Schicksal Thränen vergoß.

Alla-Moddin.

Nun wohl, ich will Dir glauben, um den Ton Deiner Stimme willen; ach, sie erinnert mich an so manche selige verfloßne Stunde, sie erinnert mich an meine Freunde, die mich verlassen haben; denn, indem ich Dich sprechen höre, ist es, als stände mein Freund Valmont vor mir, hell dämmert jene Stunde in meiner Seele auf, als wir durch eine Umarmung das heilige Band der Freundschaft knüpften, als er hier vor mir stand und seine Hand in die meinige legte und mir Befreiung verhieß. — Dein Gesicht, — Dein Auge — Du bist Valmont selbst! —

Fremder.

Ich?

Alla-Moddin.

Bist sein Bruder, — doch nein, wie kömmst Du zu dieser Tracht meiner Feinde, — er war kein Mitglied dieses Volks, das mich elend gemacht hat; — mein Freund glänzt hell in meiner Seele, — aber Du bist es nicht. —

Fremder.

Und könnt' ich es nicht werden? —

Alla-Moddin.

Durch Deine Gegenwart — kehrt Heiterkeit in meine Seele zurück, — nun wohl, wer meinem Valmont gleicht, bei dem ist nichts zu wagen. — Aber Du bist ein Spanier, wer wagt nicht bei der Freundschaft eines Spaniers? — Nein, nein, ich will betrogen sein, wenn Du betrügen kannst, — o wie will ich dann die Welt recht herzlich hassen, ein Schutzort wird mir dieser Kerker scheinen.

Fremder, gerührt.

Vertraue mir.

Alla-Moddin.

Ach! schon viele Europäer sahen mich hier im Elende, bedauerten mich, nannten sich meine Freunde, — und verließen und vergaßen mich. — Unter allen meinen Freunden fliegen nur zweien meine Seufzer nach.

Fremder.

Wem?

Alla-Moddin.

Valmont und Omal.

Fremder.

Omal? War er nicht mit Dir im Kerker?

Alla-Moddin.

Er war.

Fremder.

Wo ist er jetzt?

Alla-Moddin.

Vielleicht todt, vielleicht lebend, stets glücklicher als ich. Er stieß eine Oeffnung in die Mauer und entflohe.

Fremder.

Und Valmont?

Alla-Moddin.

Er war ein edler Mann, den ich wie meine Seele liebe, wenn gleich vom Schicksal unsre junge Freundschaft nach wenigen Tagen wieder zerrissen ward. — Auf einer Reise aus Frankreich, seinem Vaterlande, kam er zu mir auf Suhlu, ich kannte ihn nur kurze Zeit, als ich ihn liebgewann, — wir fuhren einst auf einem kleinen Nachen beim Schein des Abends auf dem See, das Boot schlug um, er sank, — daß ich ihn

rettete, verband unsre Seelen noch inniger. — Je länger ich in Dein offnes Auge sehe, je mehr wächst mein Zutrauen zu Dir, und darum erzähl' ich Dir meine Geschichte, wie ich noch nie that. — Bald darauf rief die Pflicht Valmont von Suhlu aus meinen Armen — und ich unternahm, wie ich schon oft gethan hatte, eine Reise zu den Besitzungen der Europäer, meine Gattin, mein Sohn, und Omal, mein Freund, begleiteten mich. — Ach! zur unglücklichen Stunde setzt' ich den Fuß in das Schiff, denn es trug mich in den Kerker. — Ich reiste hieher, nach Manilla, um manche Künste und Erfindungen von den klügern Europäern nach Suhlu hinüberzubringen, um dadurch das Glück und die Sicherheit meines Volks zu vermehren.

Fremder.

Und?

Alla-Moddin.

Der Statthalter schien mein Freund, er und eine Menge Jesuiten umlagerten mich täglich, und schienen um meine Freundschaft zu wetteifern, — o warum traut' ich aber diesen Schlangen? — Kannt' ich nicht die Bosheit der Europäer? — Man wollte mich bereden Christ zu werden, ich weigerte mich: man suchte mich dahin zu bringen, den Jesuiten den Eintritt in Suhlu zu erlauben; auch dieses versagt' ich. — Nun fiel plötzlich wie ein Morgennebel die erheuchelte Freundschaft; in ihrer wahren Gestalt standen die Spanier vor mir. — Ein Kerker verschloß mich, und das, was mir auf dieser Welt am liebsten ist.

Fremder.

Schändlich!

Alla-Moddin.

Um einen Vorwand, diese That zu rechtfertigen, war man nicht lange verlegen, so widersinnig er auch sein mochte. Man behauptete, ich sei hiehergekommen, die Lage des Landes und der Vestung auszukundschaften, dann mit meinen schwachen, wehrlosen Indianern zu landen, — und Manilla zu erobern! — Dieser Anklage wegen seufz' ich nun schon zwei Jahr in diesem Kerker, mein Volk ist ohne König, Suhlu steht verlassen, offen der Verrätherei jedes Boshaften. — Nach einem Jahre erschien Valmont in meinem Kerker, er hatte von meinem Unglück gehört, es rührte ihn bis zu Thränen, mit Freundeshandschlag versprach er mir Rettung, Freiheit, und schon dreihundert Tage flossen indessen in das graue Meer der Zeit hinab, — und er kehrt nicht wieder.

Fremder.

Aber er wird wiederkehren, vertraue ihm. Kannst Du wissen was ihn zurück hält? — Er kömmt gewiß, denn Valmont hält, was er versprach.

Lini,

der indeß herbeigekommen ist, und den Fremden aufmerksam betrachtet hat.

Nicht wahr, lieber fremder Mann, Valmont kömmt gewiß wieder?

Fremder.

Gewiß. Liebst Du ihn?

Lini.

Ja, und er liebt mich auch. Sieh, den kleinen niedlichen Vogel dort, hat er mir geschenkt. —

Fremder.

Willst Du nicht auch mein Freund werden?

Lini.

Ach, ich wollte wohl, wenn ich nur könnte. Du bist aber ein Spanier, und ein Spanier kann unmöglich mein Freund sein.

Fremder.

Wenn ich Dir nun sage, daß Valmont auch mein Freund ist?

Lini.

Dann will ich mir wenigstens Mühe geben.

Alla-Moddin.

Wie sagtest Du? Valmont sei Dein Freund? —

Fremder.

Mein vertrautester. Ich lernte ihn vor einigen Jahren in Frankreich kennen, und als ich eben itzt von Spanien abreisen wollte, sah' ich ihn dort.

Alla-Moddin.

Komm' oft zu mir in meine düstere Wohnung. Deine Freundschaft wird mich wieder etwas mit dem Schicksal versöhnen; Du sollst mir jene verhaßten Stunden ersetzen, die Sebastiano mir raubt.

Fremder.

Sebastiano?

Alla-Moddin.

Er ist ein Jesuit, den der Statthalter täglich abschickt, mich zum Uebertritt zum Christenthum zu überreden, und den Jesuiten zu erlauben, auch in Suhlu ihre Lehre auszubreiten. — So ist meine Zeit zwischen trauriger Einsamkeit und verhaßten Gesprächen getheilt, von diesem Boshaften bestürmt. Die Götter meines

Landes zürnen auf mich, daß sie mich ein Spiel sein lassen der Schändlichen, daß sie es dulden, daß ich hier im Jammer verschmachte. —

Fremder.

Fasse Muth, Valmont lebt und gedenkt Deiner, er ist unermüdet in seinen Bemühungen für Dich, er wird bald —

Alla-Moddin.

Und woher diese Zuverlässigkeit? Du sahst ihn schon seit einem Jahr nicht mehr.

Fremder.

Nein — aber ich kenne sein Herz. Er liebt Dich, durch Deine Freiheit wird er Dir den Dank für sein Leben bezahlen.

Alla-Moddin.

Ich mag nicht mehr hoffen. Viel langsamer schleicht der Tag, wenn man die Stunden zählt, auf ein glänzendes Ziel die Augen geheftet, das nimmer näher rückt. Ich überlasse mich der Zeit mit eben der Gleichmuth, mit dem ein Berg sich von Schnee und mit Blumen bekleiden läßt. Das Unglück mag mich bestürmen, ich will nicht murren, ich will das Glück wieder in meine Arme nehmen, ohne mit ungeduldigem Auge ihm entgegenzusehn. — So will ich dulden wie es einem Manne ziemt.

Lini.

Ach, da hör' ich den schleichenden Mann kommen, der immer so die Augen verdreht.

Amelni.

Sebastiano kömmt, ich verlasse Dich.

Lini.

Ich gehe mit Dir Mutter, denn ich fürchte mich, wenn ich die glühenden Augen des hagern Mannes ansehe.

Amelni und Lini gehn in eine andre Abtheilung des Saals, die Thür geht auf, und Sebastiano tritt herein.

Dritte Scene.

Alla-Moddin. Der Fremde. Sebastiano.

Sebastiano.

Der Himmel segne die Bemühungen des heutigen Tages! — er heftet einen festen Blick auf den Fremden. Alla-Moddin, hast Du meinen gestrigen Worten nachgedacht?

Alla-Moddin.

Ich habe.

Sebastiano.

Und Dein Entschluß?

Alla-Moddin.

Wie immer.

Sebastiano.

Noch immer Trotz?

Alla-Moddin.

Entschlossenheit.

Sebastiano.

Welche Worte soll ich brauchen, um Dein Herz der erhabenen Lehre zu öffnen?

Alla-Moddin.

Keine, wenn Du mich liebst.

Sebastiano.

Halsstarriger! Es wird Dich einst gereuen, die Seligkeiten des Himmels so muthwillig zurückgewiesen zu haben.

Alla-Moddin.

Nie.

Sebastiano.

An jenem großen Tage wirst Du es bereuen, wenn Gott Dich als seinen Feind wieder zurückweisen wird. Der nimmer endenden quaalenreichen Ewigkeit wirst Du Deine Reue entgegenheulen, wenn Du aus tiefer Ferne durch die brüllenden Orkane die Harfentöne der seligen Chöre vernimmst.

Alla-Moddin.

Mich täuschest Du nicht durch diese Gemälde des Schreckens. — Und selbst wenn Dein Gott der Gott der Götter ist, wenn ich auch zu falschen Göttern bete, so nennst Du ihn doch selbst den Allgütigen; wie könnte dieser mich also zu ewigen Quaalen verdammen?

Sebastiano.

Wenn man seiner Langmuth spottet, ist er ein Gott des Zorns.

Alla-Moddin.

Kann der Gott der Christen zürnen? — Der Gott, der, wie Du mir oft sagtest, die Erde in seiner Linken und in seiner Rechten die leuchtende Sonne hält? — Er sollte zürnen über mich? — Kannst Du über einen Sonnenstaub zürnen? —

Sebastiano.

Er selbst droht seinen Zorn denen, die ihn verachten, aber seinen Verehrern hat er seine Gnade in den Gesetzen verheißen, die er mit eignen Händen schrieb.

Alla-Moddin.

Stolzer Mensch! Du wagst zu behaupten, daß das Auge, das die Welten überschaut, freudig auf Dein Lob herunterblicke? Deinem Allweisen leihst Du Deinen Priesterstolz? — Gott ist meiner Liebe zu groß und meiner Verehrung zu klein. — Erzwungnes und erheucheltes Lob kann ihn nicht freuen, denn wenn ich nun auch, um meine Freiheit zu erkaufen, den Göttern Suhlu's untreu würde, so würd' ich doch nachher Eure Religion wieder von mir werfen, wie ein unbequemes Gewand. Der Mensch muß frei denken, frei und ohne Zwang muß sich seine Ueberzeugung in ihm selbst erschaffen, keine Gewalt muß hinzutreten, und dem Strome der Vernunft seine Ufer setzen wollen, — und diese freiwillige Ueberzeugung kömmt bei mir noch nicht.

Sebastiano.

Nun wohl. Aber wenn Du verloren gehst, so laß Deine Unterthanen wenigstens der Seligkeiten genießen, die Du zurückstößest. Welcher sterbliche Verstand kann mit Zuversicht zu mir sagen: Du lügst! — Der kühnste Zweifel ist noch lange nicht Gewißheit, und solltest Du so grausam sein, dem Glücke Deiner Unterthanen in den Weg zu treten? — Nicht eines Glücks von wenigen Jahren, von nimmer untergehenden Ewigkeiten. — Wenn die Erfüllung meiner Worte nur noch möglich ist, so darfst Du nicht unsern Eintritt in Suhlu verhindern. — Der Verstand muß frei sein, wie Du selber sagtest, versage diese Freiheit also auch nicht Deinen Unterhanen, laß jeden sich selbst überzeugen; wer nicht überzeugt wird, — der mag dann verloren gehen!

Alla-Moddin.

Deine verführerischen Worte sollen mich nicht täuschen. — Traust Du mir den Aberwitz zu, bittres Meerwasser in meine süßen Quellen zu tragen? — Tugend muß stets glücklich machen, und meine Suhluaner sind tugendhaft. Aber sieh umher, betrachte die sonst so blühenden Länder, die Christen haben sie vergiftet; betrachte die sonst so redlich gesinnten Insulaner, Eure Lehre hat sie vergiftet! Was hilft die Lehre, die ihre Bekenner nicht besser macht? — Meine lieben Unterthanen auf Suhlu sind besser als Du, und doch kennen sie Deinen Gott nicht! drum geh', ich will Dich nicht länger hören, Du selber spottest Deines Gottes!

Sebastiano.

Frevler, ich?

Alla-Moddin.

Gebietet Euer Gott nicht Tugend?

Sebastiano.

Allerdings.

Alla-Moddin.

Und doch verstopft Ihr Eure Ohren seinen Gesetzen? — Ihr verletzt das erste göttliche Gesetz; die Gastfreundschaft ist jedem Suhluaner heilig, Ihr aber werft den Fremdling in den Kerker, und laßt ihn im Elende schmachten.

Sebastiano.

Du wagst es, so zu sprechen?

Alla-Moddin.

Warum heucheltet Ihr mir Freundschaft, als mein Schiff an Manilla's Küste landete? Ihr wart meine Feinde, Eure Bosheit aber verbarg sich hinter verrä-

therischen Umarmungen, hinter falschen freundschaftlichen Blicken; bald aber zeigtet ihr Eure Tücke, da ich keinen Eurer Vorschläge annahm. — Und glaubt ihr, mein Auge sei geblendet? O ich durchschaue den Schleier Eurer Heuchelei. — An der Ausbreitung Eurer Religion liegt Euch nichts! die Absicht, meine Unterthanen durch Eure Lehre von der ewigen Verdammniß zu retten und sie glücklich zu machen, ist erlogen!

Sebastiano.

Erlogen?

Alla-Moddin.

Was kümmert Euch das Glück meiner Unterthanen? Ich soll Euch Suhlu eröffnen, damit die Spanier dort mit eisernem Scepter herrschen; meine Unterthanen würdet ihr bald zur Sclaverei gewöhnen, denn manchen guten biedern Suhluaner würde Deine glatte Zunge bethören. Man würde Euch als meine Freunde ansehen, und um so mehr hättet ihr Gelegenheit, Aufruhr und Zwietracht, diesen verderblichen Saamen in die Herzen meiner Unterthanen auszustreuen, Empörung und innrer Zwist würden bald die Kräfte Suhlu's zerstören, ein Spanier würde auf meinem Thron sitzen, die Unterthanen Eure Sklaven sein, und das schöne Suhlu von Europäern bevölkert werden. So habt ihr es mit allen friedlichen Völkern dieser Gegend gemacht. Wo sind jene grünen Sprößlinge, die den schönsten Wald versprachen? Ihr habt sie ausgerottet, und Nesseln und Dornen an ihre Stelle gepflanzt.

Sebastiano.

Thörichter! Verblendeter! — Wäre dies unsre Absicht; was hinderte uns daran, Suhlu mit gewaffneter

Hand zu erobern, Dich hier im Kerker verschmachten zu lassen, und Alonzo auf Deinen Thron zu setzen?

Alla-Moddin.

Was Euch hindert? — Feigheit und Eigennutz.

Sebastiano.

Ich verstehe Dich nicht.

Alla-Moddin.

Ihr wißt, daß jeder meiner Unterthanen lieber bis auf den Tod fechten, als Euch gehorchen würde. Alle würden fallen, ihr würdet gerne Suhlu besitzen, allein, ihr müßtet Euch doch dann Sklaven kaufen.

Sebastiano.

Du wagst es —

Alla-Moddin.

Wahrheit zu sprechen. — Ihr müßt erst meine Unterthanen gleich dem jungen Stier gewöhnen, das Joch zu tragen; dies ist Eure Absicht. — Aber mögen hier funfzig Jahr über mein Haupt dahinfließen, mag mich nur mein Tod aus diesem Kerker befreien, — ich gebe nicht nach.

Sebastiano.

Ich gehe, denn es ist Verbrechen Dich anzuhören.

Fremder.

Sie gehn, weil Sie sich getroffen fühlen.

Sebastiano

betrachtet ihn zweifelhaft und durchbohrt ihn mit einem grimmigen Blicke.

Sie sind — ein Spanier. — Gut. — Du hast bis jetzt die Milde Alonzo's verachtet, Du machst Dich seiner Güte unwerth, und wirst von nun an mit mehrerer Härte behandelt werden.

Alla-Moddin.

Seiner Güte? — Mit mehrerer Härte? — Wie ist das möglich? — Die Sonne ist für mich auf ewig untergegangen, Mond und Sterne in Finsterniß erloschen, was könnt Ihr noch mehr thun? —

Sebastiano mit bedeutenden Blicken.

Dafür sorgen, daß keine verdächtige Fremde zu Dir gelassen werden.

Alla-Moddin traurig.

Ach ja, ich muß es zugeben, — ich muß Euren Scharfsinn verehren, ihr seid gütig gegen mich gewesen, — ihr könnt noch grausamer sein!

Sebastiano.

Bald wirst Du Deinen Trotz bereuen, wenn Du einsam, von Gattin, Sohn und Freunden getrennt, den feuchten Wänden einer engen unterirdischen Grube Deine Verzweiflung entgegen heulst, im Gerassel Deiner Ketten brüllst — —

Alla-Moddin in höchster Wuth.

Meiner Ketten? — Verworfner — er eilt auf ihn zu.

Fremder hält ihn zurück.

Laß ihn —

Sebastiano.

Wüthe nur!

Alla-Moddin.

Ich, in Ketten? — Wer wagt das? — Die Verzweiflung giebt dem Kinde Riesenkräfte; — ich spotte Deiner Drohung, ich lache Deiner Ketten! — O Omal! — Komm, denn Valmont hat mich verlassen!

Fremder.

Er hat Dich nicht verlassen!

Alla-Moddin.

O komm, und zertrümmre die Mauern dieses Kerkers! — Komm und führe mich über die Leichen dieser Unmenschen in mein Vaterland zurück!

Sebastiano.

Blinde Wuth spricht aus Deinem Munde, sie hat Deinen lang versteckten Plan entdeckt. — Du bist ein Verräther! itzt dürfen wir nicht länger zweifeln.

Alla-Moddin wüthend.

Fort, Elender! es zuckt meine Faust! — O hätt' ich ein Schwert! —

Sebastiano.

Ich verlasse Dich, aber bald wirst Du die Folgen dieses Augenblicks empfinden! — Er geht ab, kehrt in der Thür um, und wirft einen forschenden Blick auf den Fremden. Die Thür wird mit großer Gewalt zugeschlagen.

Vierte Scene.

Alla-Moddin. Der Fremde.

Alla-Moddin.

Er geht, und seine Augen funkelten Wuth, die Bestätigung seiner schrecklichen Drohung.

Fremder.

Die er wahrlich nicht erfüllen soll.

Alla-Moddin.

O wie reut es mich itzt, daß ich über ihn zürnte, er verdient nur meine Verachtung; denn, sahst Du, wie er zitternd da stand, als ich auf ihn zueilte? Ich beklage die Christen, daß dieser einer ihrer Priester ist.

Er predigt Sanftmuth und Menschenliebe, und seiner Seele sind diese Kinder des Himmels Fremdlinge, er hat nie das göttliche Gefühl der Freundschaft gekannt, denn sahst Du, welche glühende Blicke er zwischen uns warf, und uns Trennung drohte?

Fremder.

Er ist zu schwach, seine Drohung zu erfüllen. — Jtzt verlass' ich Dich, ehe die Sonne untergeht, bin ich wieder hier.

Alla-Moddin.

Komm bald wieder.

Fremder.

Mit Trost und Hülfe hoff' ich zurückzukehren. — Lebe wohl.

Alla-Moddin.

Hier im Kerker?

Der Fremde reicht ihm die Hand, und geht schnell ab.

Fünfte Scene.

Alla-Moddin.

Von Amelni, von Lini getrennt? — O bald werd' ich jammernd meinen jetzigen Zustand glücklich preisen. — O ich Thor! daß ich meinen Quälern selbst die Kluft entdeckte, durch die sich Omal rettete! des unnützen falschen Edelmuths! — Die Flucht wäre nicht schändlich gewesen, da man mich wie einen Verbrecher behandelt, mein Volk und meine Gattin hätten sie fordern können, — doch, es geschahe nicht, und wozu dieser nichtigen Reue? — Wer mag dieser biedre

Fremdling sein, der mich mit neuer Hoffnung nährt? — nachdenkend. Wenn auch er ein Abgesandter Alonzo's wäre, — wenn auch er mich ausforschen sollte, um mich dann noch elender zu machen? —

Sechste Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Amelni,

die mit Lini zurück kömmt.

Der Fremde hat Dich schon verlassen?

Alla-Moddin.

So eben, mit den schönsten Versprechungen, die die Götter erfüllen mögen. — Ha! dort segelt wieder ein Schiff vorüber! Wie majestätisch es sich auf dem glänzenden Rücken des Meeres wiegt! Wie die Flaggen im Winde wallen! — O käme dies Schiff zu meiner Befriedigung! — man hört aus der Ferne dumpf drei Kanonenschüsse. Es landet! — Was nützt es mir? — Schon hundert Schiffe landeten, und hundertmal hofft' ich vergebens. — Er stützt traurig das Haupt auf seinen Arm und lehnt sich gegen die Mauer.

Amelni.

Verscheuche diese finstern Blicke! — Der Frühling vertreibt den Winter, die Donner rollen über's Meer hinweg, und der Sonnenschein kehrt wieder. So lange Du nur lebst, so lange hoff' ich auch. Sie nimmt die Laute, setzt sich neben Alla-Moddin und spielt, Lini sitzt vor ihr auf der Erde.

Hoffnung! Hoffnung! holde Göttin,
einen Tropfen Linderung
gieß aus deiner goldnen Schaale
in das Herz des Leidenden!
Hinter fernen Bergen
sinkt die Nacht hinab,
und mit goldenem Gefieder
steigt ein schönes Morgenroth
aus der dunkeln Finsterniß,
Hoffnung! Hoffnung! holde Göttin,
einen Tropfen Linderung
gieß aus deiner goldnen Schaale
in das Herz des Leidenden!

Sie sieht ihn an, er umarmt und küßt sie, Lini legt seinen Kopf in den Schooß seiner Mutter, und blickt freundlich lächelnd zu seinen Eltern auf.

Alla-Moddin.

Ja, es muß besser werden!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Zimmer des Gouverneurs.)

Erste Scene.

Alonzo. Pedro, ein Offizier, treten herein.

Alonzo.

Ein spanisches, sagten Sie?

Pedro.

Ein spanisches Kriegsschiff von achtzig Kanonen.

Alonzo.

Aus welcher Absicht ist es gelandet?

Pedro.

Es will sich hier von neuem mit frischem Wasser versorgen, da eine Windstille es unterwegs lange aufgehalten hat.

Alonzo.

Gut.

Pedro geht ab.

Zweite Scene.

Alonzo.

Ein spanisches Kriegsschiff? — Warum können mich die Ueberredungen Sebastiano's nicht ganz beruhigen? — Bin ich ein Verbrecher? — Nein, es ist unmöglich, wem soll ich folgen, als der Religion und ihren Dienern? — Und doch blick' ich mit Bangigkeit in die Zukunft. — Was ist es, das ich fürchte, wenn unvermuthet ein Schiff an diese Küsten landet? — Welche furchtbare Nachrichten erwarte ich? — Wenn doch Sebastiano käme, in seiner Gegenwart fühl' ich mich stärker. —

Dritte Scene.

Alonzo. Ein Bedienter.

Bedienter.

Ein Fremder will die Ehre haben aufzuwarten.

Alonzo.

Wer ist es?

Bedienter.

Er hat mir seinen Namen nicht gesagt.

Alonzo.

Sonderbar! Laß ihn hereinkommen.

Der Bediente geht ab, öffnet die Thür und läßt den Fremden herein.

Vierte Scene.

Alonzo. Der Fremde.

Der Fremde verbeugt sich gegen den Gouverneur, der ihn mit aufmerksamen Augen betrachtet.

Alonzo.

Was — verlangen Sie?

Fremder.

Die Gewährung einer Bitte.

Alonzo.

Sie ist —?

Fremder.

Mich anzuhören.

Alonzo.

Das ist meine Pflicht. — er klingelt, ein Bedienter erscheint. — Stühle. — der Bediente setzt Stühle. Setzen Sie sich. — man setzt sich. — Ihr Vortrag?

Fremder.

Betrifft — den unglücklichen Alla-Moddin.

Alonzo.

In welcher Rücksicht?

Fremder.

Für ihn zu bitten komm ich hieher, ich will es versuchen, ob meine Worte Eingang bei Ihnen finden.

Alonzo.

Für den Verräther?

Fremder.

O säße auf meinen Lippen die süße Ueberredung, daß ich Sie von der Unschuld dieses unglücklichen Fürsten überzeugen könnte.

Alonzo.

Was können Sie zu seiner Vertheidigung sagen?

Fremder.

Gehn Sie in seinen Kerker und ich bedarf keiner Worte, sehn Sie es selbst, wie der, der sonst frei und glücklich war, seufzend dasitzt, das Haupt gegen die gefühllose Mauer gelehnt. — O Alonzo, er war einst König.

Alonzo.

Aber er ist ein Verräther.

Fremder.

Er? — O glauben Sie nicht alles, was boshafte Freunde sagen. — Er ein Verräther? O lassen Sie Ihre Großmuth über Ihren Argwohn siegen, hören Sie meine Bitte, geben Sie der Welt ein Beispiel des Edelmuths, erwerben Sie sich die Dankbarkeit eines Fürsten, die Liebe eines Volks, öffnen Sie seinen Kerker; — geben Sie meiner Bitte Gehör!

Alonzo.

Ich kann nicht.

Fremder.

Sie können nicht? — Wer darf Ihnen hiebei Gesetze vorschreiben?

Alonzo.

Er werde Christ — und sogleich werden sich die Riegel seines Kerkers öffnen. Dies sei der Beweiß seiner Unschuld.

Fremder.

Indem er sich des Verdachtes schuldiger macht? — Wäre Alla-Moddin ein Verräther, schon längst hätte er Ihr Anerbieten angenommen, schon längst hätte er

den Schritt gethan, auf den Sie dringen, und wäre längst unsrer Religion wieder untreu geworden.

Alonzo.

Er werde Christ.

Fremder.

Der friedliche Alla-Moddin, der mit seiner Gattin und seinem Sohn hieher kam, ein Verräther? — O Sie glauben es selbst nicht, Sie können es nicht glauben; reißen Sie sich von den Ketten los, die Ihre Meinung fesseln, — hören Sie mich, Alonzo!

Alonzo.

Er werde Christ.

Fremder.

Sein Sie gerecht! — Es führen mehrere Wege zur Tugend, zum Glück.

Alonzo.

Sie sprechen kühn.

Fremder.

Für einen Freund. — Sein Sie gerecht! Kann Ihre Meinung, oder nennen Sie es Religion, nicht auch irren? — Lassen Sie ihm seine Ueberzeugung, die ihn beruhigt, die ihn beglückt, lassen Sie ihn mit dieser leben, und nach seinem Tode selbst dem Rechenschaft geben, der ihn mit diesen Gesinnungen schuf.

Alonzo.

Sie setzen mich in Erstaunen.

Fremder.

Sein Sie gerecht! — Ahmen Sie des Allmächtigen Güte nach, dessen Bekenner wir sind, sein Sie gütig, um auch seine Güte zu verdienen. — Er läßt

über Suhlu und Manilla regnen, über beide Inseln rollen seine Donner, über beide lächelt sein Sonnenschein. Er straft nicht, warum wollen Sie strafen? — Er erzwingt von keinem Geschöpfe Anbetung und Lob, denn jeder Athemzug der Natur ist sein Lobgesang. — Warum wollen Sie es thun? — Sein Sie nicht grausam, wenn er gütig ist, geben Sie meinen Bitten Gehör —!

Alonzo.

Sie — — —

Fremder.

O sprechen Sie es aus das schöne Bekenntniß, das Sie in meinen und den Augen der Welt erheben wird: sprechen Sie die Worte aus: Er sei frei!

Alonzo.

Aber — — —

Fremder.

Sprechen Sie es aus, damit ich Ihr Freund sein kann.

Alonzo.

Bedenken Sie — —

Fremder.

Er ist frei?

Alonzo.

Er — —

Sebastiano tritt herein.

Fünfte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Fremder.

Es war vergebens! —

Pause.

Sebastiano

sieht wechselsweise Alonzo und den Fremden an.

Fremder.

Alonzo! — Ist er frei?

Sebastiano.

Wer?

Alonzo verwirrt.

Alla-Moddin.

Sebastiano

mit einem durchdringenden Blick auf Alonzo.

Alla-Moddin?

Fremder dringend.

Ist er frei?

Alonzo,

die Augen auf Sebastiano gerichtet, verwirrt.

— — Nein.

Fremder.

Nein? — Und Ihr Versprechen? — er sieht auf Sebastiano. O warum mußten wir gestört werden! Ein schönes Mitleid fand Eingang in Ihre Brust, — als —

Sebastiano.

Ich hinzutrat, und dieses eitle Mitleid verscheuchte. — Alonzo, was wollen Sie thun?

Alonzo.

Ich erkenne mein Unrecht, — ich widerrufe mein Versprechen.

Fremder.

Sie wollen also dem Edelmuth nicht den Sieg über Vorurtheile einräumen?

Sebastiano.

Vorurtheile?

Fremder.

Was anders? — Wie können Sie ein Mitgeschöpf, einen edlen Menschen bloß darum quälen, weil er anders betet als Sie?

Sebastiano.

Und ein Spanier spricht so in meiner Gegenwart? Fürchten Sie nicht die heilige Inquisition?

Fremder.

Die Wahrheit darf nichts fürchten.

Sebastiano.

O des unglücklichen Zeitalters, in dem man Irrthum Wahrheit tauft!

Fremder.

Wozu des Streits? — Alonzo, soll ich so ohne Hoffnung von Ihnen gehen?

Sebastiano.

In seinem Namen darf ich antworten: Ja!

Fremder.

Nun so hab' ich denn alles gethan, was ich konnte; ich gehe, und Sie werden es bereuen, daß Sie mich so haben gehen lassen. — Leben Sie wohl! —

Er will gehn.

Alonzo.

Wo wollen Sie hin?

Fremder.

Nach Spanien, dort der Regierung Ihre Grausamkeit zu melden.

Alonzo.

Nach Spanien?

Sebastiano.

Der Regierung?

Fremder.

Die Schwachheit eines Mannes anzuzeigen, dem man Manilla vertraute, und die Bosheit eines Priesters, der diese Schwachheit mißbraucht; noch eher, als Sie es glauben, werden Sie den Erfolg meines Unternehmens empfinden.

Sebastiano.

Wer sind Sie?

Fremder.

Man soll es untersuchen, ob es erlaubt ist, einen König so zu behandeln? — ob es erlaubt ist, unter einem nichtigen Vorwand grausam zu sein.

Sebastiano.

Bleiben Sie, wer sind Sie?

Fremder.

Der Vertheidiger der Menschheit, Ihr unbekannter doch nicht heimlicher Feind. — Alonzo, leben Sie wohl, und trauen Sie diesem Manne nicht.

Er geht ab.

Sechste Scene.

Alonzo. Sebastiano.

Alonzo sieht dem Fremden verwirrt nach; Sebastiano überlegt und sieht Alonzo bedeutend an.

Alonzo.

Sebastiano — —

Sebastiano.

Alonzo — —

Alonzo.

Er stürzt hinaus —

Sebastiano.

In sein Verderben!

Alonzo.

Wer mag er sein?

Sebastiano.

Ein verwegner Abentheurer, der in einem nichtigen Enthusiasmus die Rechte der Menschheit vertheidigen will.

Alonzo.

Wenn er reiste —

Sebastiano.

Mag er!

Alonzo.

So sind wir verloren.

Sebastiano.

Sie kennen ja den Hof. Wird die Regierung jeden Enthusiasten anzuhören würdigen? Sie versperrt so gern ihr Ohr vor dem Geschrei der Noth, das Märchen

von Menschenliebe und Menschenrecht findet dort keinen Eingang.

Alonzo.

Wenn er reiste —

Sebastiano.

Ein Wort aus Ihrem Munde, und er soll nicht reisen.

Alonzo.

Wie das?

Sebastiano.

Ein Gefängniß soll es ihm unmöglich machen.

Alonzo.

Er im Kerker, ohne etwas verbrochen zu haben?

Sebastiano.

Hat er Sie nicht gelästert? — Ich traf ihn in Alla-Moddins Gefängniß, in freundlicher Unterredung mit dem Heiden; er blickte mich zornig an, und vertheidigte den Halsstarrigen gegen meine christlichen Ermahnungen.

Alonzo.

Nun —

Sebastiano.

Ueberlassen Sie mir die Sorge ihn in Sicherheit zu bringen.

Alonzo.

Nun wohl, ich verlasse mich ganz auf Sie, handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt, — wie es die Nothwendigkeit gebietet, — nur thun Sie ihm kein Unrecht.

Sebastiano.

Ich gehe, um die nöthigen Anstalten zu treffen, sogleich bin ich wieder hier.

Siebente Scene.

Alonzo.

Es sei! — Er geht. — Ob ich ihn zurückrufe? — Er hört mich nicht mehr! — Dieser Fremde sprach mit einem Ton, der mir ans Herz drang, sein Blick durchschaute mich auf eine Art, daß mir war, als ob ich erröthen müßte. Sebastiano! Sebastiano! Wenn Deine Worte Irrlichter wären, die mich vom Wege der Wahrheit ablockten. — Er steht nachdenkend.

Achte Scene.

Alonzo. Sebastiano.

Sebastiano.

Worüber sinnen Sie, gnädiger Herr?

Alonzo.

Ich?

Sebastiano.

Wozu dieser finstre Ernst auf der gefurchten Stirn? Wozu dieser auf den Boden geheftete Blick?

Alonzo.

O Sebastiano, wir entehren diesen Fremdling, indem wir ihn auf eine so schändliche Art behandeln.

Sebastiano.

Welche Sprache! Ich hörte sie in Ihrem Munde noch nie.

Alonzo.

Desto schlimmer, wenn sie Ihnen fremd ist. — Wir handeln nicht recht, Sebastiano!

Sebastiano.

Nicht recht? — Seit wann ist Ihnen meine Redlichkeit verdächtig geworden?

Alonzo.

Nicht Ihre Redlichkeit, Sebastiano; aber der Mensch kann irren. In der Entfernung glänzt der Wassertropfen oft eben so hell als der Diamant, und wer giebt Ihnen die Macht, hinausschreiten zu wollen über die Schranken der schwachen Menschheit? — Sebastiano, können Sie nicht auch irren?

Sebastiano.

Auch wenn ich den Befehlen der Macht gehorche, deren Thron die Wahrheit ist? — Dieser Fremdling beleidigt Sie und die Majestät, deren Spiegel Sie sind, er beleidigt die Gottheit, deren Widerschein Sie bestrahlt, — und dennoch sollte er unbestraft bleiben? Er sollte öffentlich unsrer heiligen Religion in's Angesicht lachen? Wollen Sie dadurch dem Laster die Schranken öffnen? Sie kennen die Macht des Beispiels; Ihre Gewalt würde ein Spott des Pöbels, mein Kleid das Gelächter des Volks werden, die Wahrheiten unsrer Religion würden verhöhnt werden —

Alonzo.

Hören Sie auf! Wenn um diesen Preis gerungen wird, so will ich mich zum Kampfe rüsten. Ich werfe

alle meine Zweifel hinter mir, und vertraue ganz auf Ihre Klugheit.

Sebastiano.

Wollen Sie das?

Alonzo.

Gewiß!

Sebastiano.

Werden Sie stets so denken?

Alonzo.

Stets!

Sebastiano.

Nun wohl, so hab' ich eine Bitte.

Alonzo.

Sie ist gewährt.

Sebastiano.

Ich besuchte heut Alla-Moddin.

Alonzo.

Der Unglückliche! Wie geht es ihm?

Sebastiano.

O beklagen Sie ihn nicht, er ist Ihres Bedauerns unwürdig, nur Ihren Zorn verdient er, und eben ihn betraf meine Bitte.

Alonzo.

Sprechen Sie.

Sebastiano.

Ihn von itzt an bloß meiner Behandlung zu überlassen.

Alonzo.

Warum hassen Sie ihn so?

Sebastiano.

Ich hasse ihn nicht, aber ich liebe Sie. Er ist unbeugsamer als der Fels, den tausend Wogen nicht erweichen, er steht da in seinem Troz und spottet meiner Worte.

Alonzo.

Er spottet? — Und seufzt schon zwei Jahre im Kerker? — Noch Spott? — Oder sollte dieser Spott ein Vorbote der Verzweiflung sein?

Sebastiano.

Ein Kind der kühnsten Hoffnung, der Hoffnung baldiger Befreiung.

Alonzo.

Befreiung?

Sebastiano.

Jzt ist es offenbar, er ist ein Verräther! Als ich ihm heut von neuem drohte, stand er wüthend auf, krampfhaft zuckte seine Faust, jede Muskel bebte, und im Wahnsinn rief er aus: Omal! führe mich über die Leichen dieser Unmenschen in mein Vaterland zurück! — Diese Hoffnung macht, daß er unser Anerbieten zurückweist, mich verspottet, und meiner heiligen Lehren lacht; dies ist die Ursach, die ihn heut antrieb, mit unerhörter Frechheit durch Gotteslästerungen mein Ohr zu zerreißen.

Alonzo.

Durch Gotteslästerungen?

Sebastiano.

Ja. — Dein Gott ist meiner Verehrung zu klein! — Halten Sie dies für keine Gotteslästerung?

Alonzo.

Unerhört!

Sebastiano.

Er trotzt auf Ihre Güte, die Sie an einen Undankbaren verschleudern, sein Freund wird einst von Suhlu hieherschiffen, auch Alla-Moddin wird die Mauer zu öffnen wissen, entfliehen — und schon hör' ich des Heiden schadenfrohes Gelächter.

Alonzo.

Nein, dahin soll es nie mit uns kommen! — Ich übergebe ihn jetzt Ihren Händen, er sei der Ihrige, behandeln Sie ihn ganz so wie es ihrer Klugheit gut dünkt. — Aber — er entdeckte den Wächtern selbst zuerst die Oeffnung, durch die Omal entkam, und er gegen unser Leben verschworen?

Sebastiano.

Schlechtes, übergoldetes Metall, falscher Glanz einer erlognen Tugend, Lieder uns in den Schlaf zu singen, um desto sicherer zu entfliehen.

Alonzo.

Warum fehlt mir die Ueberzeugung, daß Sie Recht sprechen? Eine innre Stimme sagt mir: wir behandeln diesen unglücklichen König zu hart.

Sebastiano.

Und was nennen Sie zu hart behandeln? — Sie sorgen für ihn mit eben der Sorgfalt, mit der ein liebevoller Vater für einen ungerathenen Sohn sorgt. Sie wollen nicht, daß an jenem großen Tage der Einsammlung diese Aehre einsam da stehe, ein Spiel der Winde. — Sie wollen ihn glücklich, ewig glücklich machen. Unsre Kirche öffnet ihre liebevollen Arme, er

weist sie verhöhnend zurück. — Ist es Sünde, dem Wahnsinnigen den Dolch aus den Händen zu winden? Den Trunkenen mit Gewalt vom jähen Abgrund zurückzureißen? — Wo ist die Sünde, Alla-Moddin in den Schooß der Seligkeit zu führen?

Alonzo.

Ich gebe nach. —

Sebastiano.

Jetzt schriftlich Ihre Vollmacht.

Alonzo schreibt und giebt das Blatt an Sebastiano.

Sebastiano

schreibt wenige Zeilen, klingelt, ein Bedienter tritt auf.

Dies dem Gefangenwärter! — Er giebt ihm beides, der Bediente geht ab.

Neunte Scene.

Vorige. Der Fremde. Man sieht eine Wache durch die halb offen gelassene Thür.

Pause, beide sehn ihn schweigend an.

Fremder.

Sie scheinen verwundert. — Diese Rolle gehört mir! — Ist dies die Gastfreundschaft auf Manilla? — Bewirthet ihr so den Fremdling? Geht der Spanier so mit seinem Landsmann um?

Sebastiano trotzig.

Wer sind Sie? — Ihren Namen, Ihren Stand!

Fremder unwillig.

Ich antworte nur dem, der fragen kann.

Zehnte Scene.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Gusmann de Veremona!

Alonzo.

Veremona? — Dieser vornehme Spanier? — Woher?

Bedienter.

Er kam mit dem eben angelandeten Schiffe.

Alonzo.

Ich erwarte ihn.

Bedienter ab.

Alonzo.

Nun, — wer sind Sie?

Eilfte Scene.

Vorige. Gusmann.

Gusmann

tritt in demselben Augenblick herein, er verbeugt sich, eilt dann auf den Fremden zu und umarmt ihn.

Er ist — mein Freund!

Alonzo und Sebastiano sehn ihn staunend an.

Alonzo nach einer Pause.

Er ist mein Gefangener.

Gusmann.

Den Sie vielleicht auf meine Bitte freigeben werden.

Alonzo.

Vielleicht auch nicht.

Gusmann reicht ihm ein Packet.

Auch dann nicht?

Alonzo, der es durchsieht.

Was ist das? — Himmel! — Sebastiano! Sie hatten sich doch geirrt! — Er geht schnell ab, nachdem er Gusmann und den Fremden aufmerksam angesehen hat.

Fremder.

Alonzo! Sie selber stießen meine Freundschaft von sich.

Sebastiano erstaunt.

Was ist das?

Gusmann.

Hier für Sie. Er reicht ihm Briefe.

Sebastiano.

sieht sie durch, blickt Gusmann und den Fremden grimmig an, knirscht und murmelt für sich.

Verfluchter! — Er geht schnell von der andern Seite ab.

Zwölfte Scene.

Gusmann. Der Fremde.

Fremder,

der Gusmann noch einmal umarmt.

O Freund, ich bin erstaunt, Sie schon hier zu sehen, — ich glaubte nicht, daß das landende Schiff das Ihrige wäre. — Ich selbst bin erst seit gestern hier.

Gusmann.

Ich hatte eine sehr glückliche Fahrt, und ich fand Gelegenheit, schon einige Tage nach Ihnen abzusegeln.

Fremder.

O glücklich, daß Sie gekommen sind! — Kommen sie itzt in den Kerker des unglücklichen Alla-Moddin.

Gusmann.

Kennt er Sie?

Fremder.

Nein.

Gusmann.

Ich bringe eine Nachricht mit, die Ihnen und jedem Rechtschaffenen sehr angenehm sein muß.

Fremder.

Sie ist?

Gusmann.

Außer der Absetzung Alonzo's — die Aufhebung des Jesuiterordens in allen spanischen Besitzungen. Wunderbar! daß ich zugleich der Ueberbringer dieser beiden Zeitungen sein muß, — darum sah uns Sebastiano mit so glühenden Augen an.

Fremder.

Alles entwickelt sich noch glücklicher als wir dachten.

Gusmann.

Ich habe noch hundert Kleinigkeiten zu besorgen, die nothwendig gethan sein müssen, — leihen Sie mir Ihren Beistand, dann wollen wir den Unglücklichen besuchen und ihm die Nachricht seiner Freiheit bringen.

gehn beide ab.

(Alla-Moddins Gefängniß.)

Dreizehnte Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Alla-Moddin sitzt an der Mauer; Amelni neben ihm und stickt mit Gold eine schwarze seidne Leibbinde: Lini sieht ihr aufmerksam zu.

Alla-Moddin.

Schon zittert ein röthlicher Schein auf jenen Wogen, und der Fremde kehrt noch nicht zurück.

Amelni.

Du hoffst auf ihn so sehnlich, als ob er Dir Deine Freiheit anzukündigen habe.

Alla-Moddin.

So ist der Mensch! Heut am Morgen schien es mir, als wäre mir alles gleichgültig, und doch zähl' ich itzt jeden Pulsschlag, horche auf jeden Schall des Windes gegen die Schlösser, ob nicht endlich durch die geöffnete Thür der neugewonnene Freund hereintrete. Ich wünsche seinen Anblick eben so sehr, als der Schiffer das Angesicht der Sonne nach einer stürmischen Nacht.

Amelni nachdenkend.

Warum muß die Tafel meines Gedächtnisses so düster aussehen? — Dieser Fremde — — alle Erinnerung so ganz verwischt —

Alla-Moddin.

Amelni, was suchst Du mit Deinen Gedanken?

Amelni.

Die Wiedererinnerung dieses Mannes.

Alla-Moddin.

Des Fremden?

Amelni.

Mir ist in einem Augenblick, als müßt' ich ihn kennen, und dann ist er mir plötzlich wieder ganz fremd; denn ich müßte mich doch erinnern, wenn, und bei welcher Gelegenheit ich ihn sahe.

Lini.

Mutter, warum bist Du denn nicht fröhlicher?

Amelni.

Und warum sollt' ich es sein?

Lini.

Deiner schönen Arbeit wegen. Sieh nur, ich freue mich schon so, daß ich Dir blos zusehe, wie ein Goldfaden sich neben den andern freundschaftlich hinschmiegt, wie hier ein Stern und dort einer aus der schwarzen Nacht hervortritt; wie mußt Du Dich nun erst freuen, wenn Du Dir bei jedem neuen Sterne sagen kannst: das hab' ich gethan! — Es ist doch schön, so künstlich zu sein! — Du mußt mir auch solche Binde schenken, liebe Mutter. Jetzt nicht! — Wenn ich groß und schön bin, wenn — — (habe ich doch in der langen Zeit gar den Namen vergessen) Vater! — Wie heißt das Eisen, mit dem man sich gegen die Spanier vertheidigen muß?

Alla-Moddin.

Schwert, Knabe, vergiß das Wort nie!

Lini.

Ja, wenn ich erst ein Schwert schwingen kann, dann, nicht wahr, liebe Mutter, dann schenkst Du mir auch solche schöne schwarze Binde?

Alla-Moddin.

Jtzt erst bemerk' ich Dein Geschäft. — Amelni! Sieh diese Mauern an, sie spotten über Dich. Soll dies mich an mein voriges Glück erinnern? — Ha! sonst! sonst! — Weißt Du noch; Amelni, als Du mit jener Binde mich schmücktest, da ich gegen die wilden Insulaner zog, die Suhlu verheerten? — Aber jetzt — wenn werd' ich diese gebrauchen? Die Zeit wird sie zernagen, zwischen diesen Mauern wird sie zerstäuben, und ich möchte über jeden Stich eine Thräne vergießen, mit dem Du so sorgfältig diesen Flor durchbohrst. — Du weinst, Amelni? — — O laß sie mich wegküssen, diese Thränen.

Amelni.

Laß sie fließen auf dieses Tuch herab, ein Todtenopfer Deinem gestorbenen Muthe. — Wohin ist Dein Geist entflohen? Ruf' ihn zurück.

Alla-Moddin.

Er schwärmt in Suhlu's blühenden Hainen.

Amelni.

Gedenke der Worte des Freundes: Valmont kehrt gewiß zurück, denn er hält, was er versprach.

Alla-Moddin.

O Du weißt nicht — vor sich. ach Sebastiano! — laut. Kennst Du denn nicht das Märchen von Runal?

Amelni.

Nein.

Lini.

Ein Märchen, Vater? — O erzähle, ich will es

nachher meinem Vogel wieder erzählen, damit ich etwas zu thun habe.

Alla-Moddin.

Fern von seinem Vaterlande war Runal in einem schwarzen Walde verirrt, die Winde bliesen mit heiserer Stimme durch die klappernden Zweige, Kälte übergoß mit Zittern seinen Körper. Räuber (es waren Europäer) nahmen ihm seine Kleider, der Regen trieb ihm schneidend entgegen, er zitterte vor Frost. — Der Wald öffnet sich — er tritt heraus. — Der Himmel mit dicht über einander gewälzten Wolken verhüllt, kein Stern, kein Mondenstrahl, vor ihm eine große unendliche Wüste. — Kein Mensch in der Nähe? seufzt Runal, und blickt umher; kein Licht? kein Mensch? — Sein Blick kehrt unbefriedigt, thränenvoll zurück. Noch einmal blickt er rückwärts nach den Wald, die Vergangenheit düster hinter ihm, die Zukunft öde vor ihm. — Ha! dort zwischen schwarzen herabhangenden Wolken, an der fernen Gränze des Horizonts, ein blaues, flimmerndes Licht, dicht an den Boden gedrängt. — Neu gestärkt geht er nach diesem Lichte zu, es erhebt sich, und war — ein Stern! — Schaudernd wirft sich Runal nieder, und weint, itzt noch trostloser als zuvor.

Amelni seufzend.

Ich verstehe Dich.

Lini.

Und weinte denn der Stern nicht mit ihm?

Amelni greift nach der Laute.

Soll ich singen?

Alla-Moddin.

Jtzt nicht. — Diese süßen Töne würden allen Muth aus meiner Brust hinwegschmelzen.

Amelni.

Wende Dein trübes Auge hieher, sieh auf diese Stickerei. Sieh wie alle Goldfaden sich hier auf den düstern Grund hinlegen, und aus schwarzem Boden emporkeimen, — ein Bild des menschlichen Lebens. Diese Sonnen und Sterne sind des Menschen glückliche Tage, können sie ohne das schwarze Unglück sein, das sie hervorbringt? Horch! — Hörst Du die Tritte? — Der Fremde!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Lorenzo mit einer Wache.

Alla-Moddin.

O getäuschte Erwartung!

Lorenzo.

Alla-Moddin!

Alla-Moddin.

Was verlangst Du?

Lorenzo.

Folge zum Statthalter.

Alla-Moddin.

Es sei. — Er geht mit einigen von der Wache ab.

Funfzehnte Scene.

Vorige ohne Alla-Moddin.

Amelni zu Lorenzo.

Warum siehst Du uns so düster und bedeutungsvoll an? Es liegt eine Nachricht auf deinen Lippen, die Du auszusprechen fürchtest. Sprich!

Lorenzo.

Ich bedaure Euch.

Amelni.

Wie hat sich diese Empfindung zu Dir verloren?

Lorenzo.

Euren Fluch nicht über mich! — Er winkt, einer von der Wache reicht ihm Ketten.

Lini.

Was hast Du da?

Lorenzo.

Ein Geschenk — für Dich.

Lini.

Für mich?

Amelni.

Götter! — Alla-Moddin — Deine Ahndung! —

Lini.

Was soll ich damit?

Alla-Moddin hinter der Scene.

Unmöglich! Verrätherei! Alle Flüche des Himmels auf Euer Haupt herab, Bösewichter!

Lini.

Der Vater schreit! —

Amelni.

Warum hassen mich Suhlu's Götter so sehr, daß ich dies alles erleben muß?

Alla-Moddin,
hinter der Scene, man hört Ketten rasseln.

Zurück! — O Himmel, gieb Deinen Blitz in meine Hand!

Lini weinend.

Ich muß weinen, wenn ich den Vater so schreien höre.

Alla-Moddin ungesehen.

Omal! — Valmont!

Lorenzo zu Lini.

Komm! — Er will ihm die Ketten anlegen.

Lini.

Lieber Mann, was willst Du thun?

Lorenzo, sich die Augen trocknend.

Die grausame Pflicht meines Amtes erfüllen.

Lini.

Du willst mir diese großen Ringe anlegen? — Sie sind zu schwer für meine kleinen Arme. —

Lorenzo.

Ich muß.

Lini.

Laß es immer sein, denkst Du mich dadurch fester zu halten? — Ich muß ja doch hier bleiben.

Amelni
faßt Lini in ihre Arme.

Ist denn alles Erbarmen hier todt? — Wenn Du Kinder hast, so schone seiner.

Lini.

Vielleicht hast Du auch einen kleinen Sohn, wie ich bin, bedenk' einmal, wenn man ihn so binden wollte, würd' es Dir nicht wehe thun? — Laß mir immer die Arme frei, ich kann ja sonst nicht einmal meinen lieben Vogel dort füttern, und Du wirst doch nicht verlangen, daß er vor Hunger sterben soll? — Du siehst mich an. — Sieh mich freundlich an, und ich will Dich auch als einen guten Mann loben, ich will Dich den besten aller Spanier nennen. — Bist Du schon je so gebunden gewesen? — Gewiß nicht, denn sonst würdest Du meinen kleinen Händen diese Quaal nicht anthun wollen. —

Lorenzo.

Ich vermag es nicht. Er wirft die Ketten hin und geht ab.

Sechszehnte Scene.

Vorige ohne Lorenzo.

Lini.

Nun bin ich wieder froh, er geht.

Amelni.

O traure, daß er ging, mit ihm ging Dein Schutzgeist hinweg, denn sieh nur die Augen dieser Männer, die wie Gewitterwolken auf Dein Angesicht hängen. — Ich kann Dich nicht schützen. — Sie geht zurück, setzt sich auf ein Ruhebett, verhüllt ihr Gesicht und weint.

Einer von der Wache nimmt die Ketten auf, und geht damit auf Lini zu.

Lini.

Du wirst mich doch nicht binden wollen? — Du siehst wirklich so aus. — Schämst Du Dich denn nicht? — Auf Suhlu ist der ein Bösewicht, der einem Kinde wehe thut. — Folge jenem Manne nach, — ich habe Dich nie gesehen, und Du könntest so grausam sein? — Wie starr er mich ansieht! als ob er mich nicht verstände! — Seht, ich weine, denn ich fürchte mich wirklich vor Euch, — bei Euch in Europa weint man wohl nicht, denn Ihr lacht über mich, — freilich spreche ich nur wie ein Kind. — Ihr seid lauter Grausamkeit, und Euer Betragen macht, daß ich wirklich zornig auf Euch werde! — Nun wohl! — Hier sind meine Arme! — Ich will nicht hinsehn, damit Ihr Euch nicht schämt, wenn ich Euch ansehe, — nun bindet mich, denn eben so leicht könnt' ich diese ehernen Ringe zum Mitleid bewegen, als Euch. —
Er wendet sich hinweg und wird gefesselt, die Wache geht ab.

Siebzehnte Scene.

Amelni. Lini.

Lini.

Ach Mutter! wie glücklich, daß sie Dich vergessen haben, ich will Deine Hände ansehen, und dabei die Last der meinigen vergessen.

Amelni.

O Lini! — Du bist ein fürchterlicher Anblick.

Lini.

Ach Mutter! — Du mußt mir zuweilen etwas auf

der Laute vorspielen, denn ich kann es nun nicht mehr. *Er geht zu seinem Vogel.* Sieh einmal, Freund, wie ich aussehe! — Du kannst nun froh sein, daß Du Deine Füße noch frei hast. — Du bist doch ein guter Vogel, ich glaube, Du würdest weinen, wenn es Dich Deine Eltern gelehrt hätten, so wie ich es von meiner Mutter gelernt habe.

Achtzehnte Scene.

Vorige. Alla-Moddin.

Alla-Moddin

stellt sich stumm am Eingang des Gefängnisses, in seelenloser Betäubung mit seinen Ketten rasselnd.

Amelni

fährt bei diesem Geklirre auf, sieht ihn, und stürzt auf ihn zu.

O mein Alla-Moddin!

Alla-Moddin *gleichsam erwachend.*

Bin ich Alla-Moddin? — Unmöglich! — Er in Ketten? — O Amelni! Amelni!

Lini.

Vater! Vater! — Leid' es nicht, daß ich so herumgehn muß.

Alla-Moddin *wüthend.*

Auch Du? — O Barbaren! — Fluch! tausendfacher Fluch vom Himmel herab auf das Haupt der Bösewichter! — O Alonzo! — Sebastiano! *Er schlägt wüthend mit den Ketten gegen die Mauer.* O könnt' ich mit diesen Ketten diese Mauern verwunden, bis sie darniederstürzten? — O Wuth! Verzweiflung! — Warum

machtet ihr meine Kraft nicht unsterblich? — So tief bin ich gefallen? — So tief Gattin und Sohn? — O Lini, Lini, würge Dich mit diesen Fesseln! stirb Unglücklicher! stirb! der Tod befreit von jedem Ungemach! stirb!

Lini.

Mutter! — er läuft zu Amelni, und verbirgt sich an ihren Busen. Mutter! — Hilf mir! — Sieh, wie die Augen meines Vaters glühen. — Was hab' ich gethan, daß mein Vater so sehr auf mich zürnt, der sonst immer so freundlich gegen mich war?

Neunzehnte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Sebastiano
stellt sich vor Alla-Moddin und betrachtet ihn aufmerksam.

Alla-Moddin mit kaltem Grimme.

Willkommen! — Weide Dich an diesem Anblick.

Sebastiano
ergrimmt vor sich murmelnd.

Nein! Ihr sollt nicht siegen! — Eure Bemühung sei vergebens! — zu Alla-Moddin, dem er einen Becher hinhält. Trink!

Lini umfaßt Alla-Moddin.

Vater, thu es ja nicht, dieser Mann könnte Dir etwas geben, das übel schmeckt und Dir nachher Schmerzen machte.

Amelni tritt hinzu.

Alla-Moddin! trink nicht, es ist Gift!

Alla-Moddin.

Gift? — O nenn' es nicht so! Es ist ein Labetrunk, der mich schnell aus diesem Kerker in lichte Fluren entrücken wird, dann sind diese Ketten nicht mehr um meinen freien Arm geschlungen, dann wird jede Deiner Thränen reichlich bezahlt, alles was hinter uns liegt, ist dann ein schwarzer Traum, den die aufwachende Morgenröthe verscheuchte. Bitte diesen freundlichen Mann, er wird auch für Dich noch einige Tropfen haben.

Sebastiano.

Trink!

Alla-Moddin ergreift den Becher.

Die Götter Suhlu's winken mir mit freundlicher Geberde! Ich trinke Seligkeit aus diesem Becher.

Man hört aus der Ferne eine schallende Stimme „Alla-Moddin" rufen.

Sebastiano dringend.

Trink, Verzagter!

Stimme.

Wo ist er? — Schließ eilig auf!

Alla-Moddin.

War dies nicht des Fremden Stimme? — Ha! er kömmt! — Eine frohe Ahndung fliegt durch meinen Geist, ich trinke nicht! — Er wirft den Becher weg, und Gusmann und der Fremde treten herein.

Zwanzigste Scene.

Vorige. Gusmann. Der Fremde.

Fremder.

Alla-Moddin.

Lini

eilt auf den Fremden zu.

Ach, da bist Du ja, lieber fremder Mann, — hilf uns doch! —

Fremder.

Sebastiano! ich durchschaue Ihre Absicht, Alla-Moddin in Ketten? Und jetzt? — Sie wollten sich rächen, mit teuflischer Bosheit wollten Sie unsre Mühe vereiteln. — O glücklich, daß wir nicht zu spät gekommen sind!

Sebastiano.

Wenigstens habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben. — Er geht ab.

Fremder.

In Ketten? — Lorenzo!

Der Gefangenwärter kömmt.

Hinweg mit diesen Fesseln! —

Lorenzo.

O! ein angenehmes Geschäft! Er nimmt ihnen die Ketten ab, und geht ab.

Lini.

O wie leicht ist mir jetzt wieder! — wie wohl!

Fremder.

Alla-Moddin, Du kennst Deinen Freund nicht mehr. Warum siehst Du so starr? — Wie ist Dir?

Alla-Moddin.

Sahst Du je, wie ein Heer von furchtbaren Gewitterwolken sich verfolgend über ein Feld dahinzog, wie ein Donner hinter dem andern rollt, ein Blitz dem andern entgegensprang? Die bange Flur wagt es nicht, unter dem geißelnden Hagel sich zu regen: — so ist mir. Ich stehe da, vom Sturm des Unglücks umsaust, voll dunkler Ahndung, unbefriedigt, als sollt' ich auf Sonnenschein hoffen.

Fremder.

Und Du hoffest nicht vergebens. — Alla-Moddin! er umarmt ihn. — Sagt Dir diese Umarmung nichts? — O so fühle in diesem heißen Kusse die Nachricht, die Deiner wartet. — er bringt ihn schnell in die Arme Amelni's. Ihr seid frei!

Alla-Moddin und Amelni umarmen sich feurig, sie staunen, die Sprache versagt ihnen.

Lini
im stärksten Ausbruch der Freude.

Frei? — Frei? — Gewiß? — Ach ja! ja! denn der Vater lächelt, und die Mutter lächelt und weint im Lächeln! — Nun so freue Dich doch Vater! — Mutter! weine nicht! — Nun, warum ist denn alles so still? Singt, — tanzt! — Lieber Vogel, wir sind frei! Singe ein Liedchen! — Warum spielt die Laute nicht von selbst? — O die vereinigte Stimme von ganz Suhlu würde mir itzt nicht laut und jauchzend genug sein. — er umarmt schnell Gusmann. Wir sind frei! — eben so den Fremden. Frei! — Du bist ein guter Spanier! — er fliegt in die Umarmung seiner Eltern. Ach, was schwatze ich so lange? ich will mit Euch weinen!

Alla-Moddin

umarmt Amelni und Lini.

Izt umarmt der freie Alla-Moddin die freie Gattin, den freien Sohn. — Ein neuer Frühling meines Lebens beginnt mit diesem sonnebeglänzten Augenblick, die Blume unsers Glücks ist wieder aufgeblüht — ihr Duft ist Seligkeit!

Amelni.

Wir sind frei — sie geht auf den Fremden zu. frei — und Du — Sonnenschein in meiner trüben Erinnerung! — und Du bist — Valmont!

Alla-Moddin.

Valmont?

Fremder.

Erkenne ihn an dieser Umarmung? sie umarmen sich.

Amelni.

Wie ein Lichtstrahl flog's durch meine Seele. —

Alla-Moddin.

Ach! Valmont! — zärtlicher Freund!

Lini.

Nun Valmont, so umarme mich denn auch einmal wieder, Du hast Dein Versprechen erfüllt, und ich gebe Dir nun den Kuß zurück, den Du mir damals gabst, als Du mir den Vogel da schenktest. — Aber dem Kleinen da muß ich nun mein Versprechen auch halten, ich bin frei, und auch er soll frei werden. Und Dich Valmont will ich lieben, wie ich Runi und die kleine Velda liebe, — ich will — er naht sich dem Vogel. ich verstehe dich! — er nimmt ihn aus dem Käfig. Noch einen Kuß — und nun er läßt ihn durch die Kluft der Mauer fliegen. lebe wohl — Wie freudig er die Flügel schlägt! —

Wie wohl wird ihm sein, wenn er im blühenden Hain seine Gespielen wieder findet, die ihm mit Gesängen entgegen kommen, wenn er zu den Gebüschen zurückkömmt, durch die er hüpfte, als er noch nicht singen konnte — sieh! da fliegt er wieder vorbei! — Fahre wohl, schneller Freund, wir sehn uns nun nicht wieder.

Amelni.

Aber wie war es Dir möglich, Valmont, so schnell Dein heutiges Versprechen zu erfüllen?

Gusmann.

Es gelang ihm, nach tausend vergeblichen Versuchen, die ihn nie ermüdeten, Gehör zu finden. Sebastiano wird nach Spanien vor Gericht gefordert; zugleich ist sein Orden auf ewig zernichtet, Alonzo wird abgesetzt, — und ich bin an seiner Statt hieher geschickt, Statthalter von Manilla zu sein.

Alla-Moddin.

Aber Valmont, warum kamst Du unter diesem fremden Gewande in meine schwarze Wohnung.

Valmont.

Um nicht zurückgewiesen zu werden, da Alonzo seit langer Zeit schon alle anscheinende Freunde von Dir entfernte; einem Spanier versagte man den Eingang nicht. — Das Schiff meines Freundes Gusmann landete später als das meinige, ohne ihn war ich ohnmächtig. — Alla-Moddin, sollte Valmont ohne Hülfe, nur mit Versprechungen zu seinem Freunde kommen, der auf ihn hoffte? — Der Fremde konnte trösten, Valmont mußte etwas mehr als Trost bringen. —

Amelni.

O des zärtlichen Freundes! — Aber ist es nicht

wunderbar, daß wir noch hier stehen, daß wir vergessen, des neugewonnenen Gutes zu genießen? — Diese Wände stimmen zu unsrer Freude nicht.

Ein und zwanzigste Scene.

Vorige. Gonsalvo.

Gusmann.

Was wollen Sie?

Gonsalvo.

Sie sprechen, gnädigster Herr.

Sie sprechen leise zusammen.

Amelni

nimmt ihre gestickte Binde.

Alla-Moddin! Nun habe ich nicht vergebens gearbeitet. Sieh, wie die Götter unsrer kurzsichtigen Sorgen spotten, nimm diese Binde zum Andenken dieses Tages. Sie umgürtet ihn mit der Leibbinde.

Gusmann noch einer Pause.

Gewiß? — Ich möchte es für ein Märchen, oder eine Frucht der Einbildung halten.

Gonsalvo.

Nichts weniger, gnädiger Herr. Mehrere Spanier haben diese Indianer landen sehen, von denen man weder weiß, woher sie kommen, noch was sie auf Manilla wollen. Unter den Felsen gegen Osten halten sie sich verborgen, an hundert Kanots stehn dort in versteckten Buchten. Ein vorübergehender Spanier hat deutlich von ihnen die Worte: Alonzo, Alla-Mod-

din, Rache gehört. Sein Sie auf Ihrer Hut, gnädiger Herr, diese Heiden haben schon manchen wackern Castilier hintergangen.

Gusmann.

Schon gut. — Der morgende Tag wird alles entdecken. —

Gonsalvo geht ab. Gusmann zieht Valmont auf die Seite und spricht mit ihm heimlich.

Valmont.

Und Sie können noch zweifeln?

Gusmann.

Aber die Vorsicht —

Valmont.

Nein Gusmann, er ist ein edler Mann, so daß Ihnen nachher auch der leiseste Verdacht wehe thun wird. —

Gusmann.

Aber da es doch möglich ist —

Valmont.

Ich verbürge mich für ihn. — Sind Sie nun zufrieden? —

Gusmann.

Wenn er das Gefängniß verläßt, so darf ich also von Ihnen den Gefangenen fordern?

Valmont.

Ich bins zufrieden.

Gusmann.

Ich will indeß mehrere Boten aussenden, diese Nachricht ist nicht unwichtig. — Er geht ab.

Alla-Moddin.

Was ist Deinem Freunde, er sahe mißvergnügt aus?

Valmont. O er ist ein mißtrauischer Spanier, — laß ihn. Die Nacht naht heran, komm, wir wollen diesen Abend an einer fröhlichen und freundschaftlichen Tafel feiern.

Alla=Moddin.

Wir gehn der Freiheit entgegen, die Traurigkeit bleibe ewig hinter diesen Schlössern zurück!

Sie gehn, in der Thür bleibt Lini stehen.

Lini

geht zurück und nimmt die Laute.

O du süße Sängerin, hast mich oft froh gemacht, wenn ich nicht schlafen konnte; meinen Vogel hab' ich fliegen lassen, aber dich will ich mit nach Suhlu nehmen, du sollst mich oft an diese kalten Mauern erinnern, und wie lieb ich dich hier hatte. — Dich will ich nie verlassen. —

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Felsengegend am Meer, Nacht, sehr schwaches Mondlicht.)

Erste Scene.

Omal,

er klettert hinter den Felsen herauf, und stellt sich oben auf die Spitze einer Klippe.

Wie die Wellen gegen die Felsen schlagen! — Große Wogen klettern aus der Tiefe herauf, und zerschmettern sich mit Brausen gegen die weißen Klippen. Wie der Wind durch die Felsenritzen pfeift, und das Moos am Abhang flüstert! Alles so ruhig, die ganze Gegend in feierlicher Stille. — Auf dieser Felsenbank sollen sie sich versammeln. — Ein verirrter Mondstrahl wandelt durch die schwarzhangenden Wolken, meine Freunde werden mich hier finden. — er bläßt auf einem kleinen Horn. Wie der Ton über die Felsen hinfliegt! — Sie kommen! Ihre leisen Tritte dröhnen durch die gewundenen Klippengänge.

Zweite Scene.

Omal. Schaddin. Runwal. Mehrere Indianer.

Omal.

Setzt Euch, Freunde. — *Sie setzen sich auf den Steinsitzen umher.* Oedes, nächtliches Schweigen liegt um uns her, eine heilige Einsamkeit begeistert die Seele zu erhabenen Gedanken, dies ist die Zeit der Rathschläge. — Diese Klippen tragen uns hoch in die Lüfte hinauf, hier sind wir den unsterblichen Göttern näher: verhüllt Eure Häupter und betet in schweigender Andacht, daß ihre Weisheit auf uns herniederfließe. *Alle verhüllen ihr Haupt, und beten schweigend. Eine Pause.* Seht dorthin! dort, wo die Wolken so kraus und wild durch einander fluthen, dort liegt Manilla, — dort entsprang ich, und floh in Eure Arme, — dort seufzt Alla-Moddin. — Itzt sprecht, — sprich Du zuerst, Schaddin, Greis mit den silbernen Locken, Deine Weisheit lenkte schon oft unsre kriegerischen Schaaren. —

Schaddin.

Ihr vertraut meinem Alter und meiner Erfahrung, Ihr wißt, daß mich Alla-Moddin liebte, und meinen Rath gern hörte. Dreimal war ich Heerführer, zweimal schlug ich an Alla-Moddins Seite die wilden Feinde aus unsrer glücklichen Insel, — darum verachtet auch itzt meine Worte nicht. Steckt Eure Schwerter in die Scheide und kämpft mit Güte und Sanftmuth, der Sturmwind jagt die empörten Wogen noch höher, beim Wehen des lauesten Westes ebnet sich die Fluth.

Omal.

Schaddin, Sanftmuth den Quälern Alla-Moddins?

Güte diesen christlichen Barbaren? — Nein, schreckliche Wiedervergeltung; Quaal um Quaal, Unversöhnlichkeit gegen Unversöhnlichkeit!

Schaddin.

Spottet der Fels nicht aller der tausend Wogen, die gegen ihn hinankämpfen? Gebrochen rollen sie wehklagend ins Meer zurück. Was willst Du mit Deiner Ohnmacht gegen die spanischen unbezwinglichen Mauren? — Was mit Deinem schwachen Bogen gegen ihre krachenden Donnerschlünde? — — Ha! mit scharfsinniger Tücke haben diese Meuter die strafenden Donner der Götter erschlichen, hinter Unüberwindlichkeiten verschanzt, werden sie unsrer und unsres Muthes spotten. Ihre furchtbare Kunst hat alle Tapferkeit des Mannes unnütz gemacht. Sie schicken uns den Tod aus der Ferne, wir fallen, ohne selbst die Wollust der Rache zu schmekken, und sie werfen uns lachend in unsre Gräber. — Ha! brauchte es nichts als Muth, wer würde fragen und zweifeln? Wären Insulaner unsre Feinde, so sollte ein Schlachtgesang meinen Rath beginnen, — aber Eure Feinde sind Wesen, mit übermenschlichen Kräften im Bunde: darum laßt uns mit der Morgenröthe vor Manillas Thoren erscheinen, und von ihnen mit lauter Stimme unsern König fordern, vielleicht daß der Schrekken — der unerwartete Anblick des Heers, oder unsre Rede — —

Omal.

O schweig, Schaddin; die Alla-Moddins Seufzer nicht rührte, die willst Du durch Beredsamkeit bewegen? — Haben wir darum endlich nach langem Kriege jene Insulaner besiegt, um nun mit sanften Reden vor den Mauern unsrer Feinde zu erscheinen? Schaddin,

Deinen Muth hat das Alter gelähmt, Dein Arm ist im Kriege schwach geworden, darum ist Deine Sprache so friedlich. Jener Krieg auf Suhlu hat uns schon über sechs Monden von Alla-Moddins Befreiung zurückgehalten, er ist glücklich geendigt, und unser guter König sollte noch immer in seinem Kerker schmachten?

Schaddin.

Geben ihn die Spanier nicht frei, nun so mag denn Gewalt, — aber unser nacktes Heer gegen jene unüberwindlichen Bollwerke, ihre donnernden Feuerschlünde, — wir sind wehrlos, was haben wir auf unsrer Seite?

Omal.

Das Recht, Schaddin. — Dies große Gefühl legt Götterkraft in unsern Busen, die Gewalt des Blitzes in unsre Schwerter, Gefahr und Tod treten vor diesem blendenden Schilde scheu zurück, Mauern stürzen nieder, und Donner spielen furchtsam um diesen Glanz. Nichts vermag den Kämpfer für das Recht zu besiegen, er kennt keine Unüberwindlichkeit, die Götter gehn neben ihm, alles stürzt erbebend auf die Kniee und bekennt sich zitternd überwunden. Ha! wäre nicht diese große Gerechtigkeit des Schicksals, wer wagte es dann, den Bösewicht zu bestrafen? — Frevler würden mit ehernem Stabe die Tugend beherrschen, — — nein, die Götter, Schaddin, die Götter stehn auf unsrer Seite; von ihrem hohen Richterstuhl ausgesandt, sind wir hiehergekommen, die Schändlichen zu strafen, die Götter werden ihre Diener nicht verlassen.

Schaddin.

Wenn sie uns senden, warum stemmte sich dann

ein Sturmwind gegen unsre Schiffe, sie von diesen feindseligen Ufern zurückzuhalten? — O Freunde, hörtet ihr die Wirbelwinde nicht, die in schrecklichen Flüchen zu uns sprachen? — Mir war, als säh' ich zwischen den zerrissenen Wolken eine dunkle Hand, die uns mit ernster Bedeutung zuwinkte, — laßt uns ihr folgen. — Winde und Wogen werfen sich uns ungestüm entgegen, laßt uns den Wink der Götter verstehen. —

Omal.

Laßt ihn uns verstehen, sie schelten unser Zögern, unsern Kleinmuth, — dies ist mein Glaube. —

Schaddin.

Sprich Du itzt, Runwal; Du bist nach mir im Rath der nächste. —

Runwal.

Dort seufzt Alla-Moddin! und dies ist die Loosung unser Schwert zu schwingen, und wie entfesselte Sturmwinde mit unsern Lanzen gegen Manilla's Mauern zu wüthen. Meine Zunge ist nicht geschickt zum Reden, meine Worte sind rauh, — aber laut pocht mein Herz in meinem Busen, und seine Schläge zucken gewaltig bis in meinen Arm. — Auf! unser König seufzt dort! — hört ihr's? — O ich bedarf keiner Ueberredung, in dem Namen Alla-Moddin liegt alles, was ich sagen könnte. Laßt Eure Speere und Schwerter im frühsten Strahl des Morgens glänzen, Alla-Moddin sei frei, und Manilla stürze nieder! dies ist mein Rath: wer anders denkt, der spreche! alle schweigen.

Omal.

Kein Ton? — Runwal, Du hast die Worte meiner Seele gelesen, auch ich bin der Meinung. In

diesem Schwert, in diesem Köcher liegt meine Beredsamkeit. Welcher Mann wird für seinen guten König nur sprechen, wenn er für ihn handeln kann? Kein Wort von Zögerung. Mit der Sonne stehn wir vor Manilla's Thoren, das Schwert der Rache in der Hand, — mag Schaddin doch zurückbleiben.

Schaddin.

Er wird nicht zurückbleiben. Mein Rath war friedlich, weil er mir der beste schien, aber auch mein Muth erhebt sich höher in Gefahren. — — Ihr habt beschlossen: Nun auf zum Kriege! Auf zum Kampfe! Blast einen Kriegsgesang! Singt Schlachtlieder! Meine Hand bebt, es zuckt mein Schwert in der Scheide, die Pfeile klappern streitlustig in meinem Köcher. — Omal, Du hast mich schwer gekränkt.

Omal.

Hier hast Du meine Hand, Du bist mein wackrer Bruder.

Runwal.

Ich wünsche, die Sonne wäre schon aufgegangen. Wenn Pfeile um mich zischen, Schwerter über meinem Haupte schwirren, und Schild gegen Schild sich drängt, — o dann hebt sich meine Seele höher, und mein Auge glänzt vor Freude. —

Omal.

Und die Wirbelwinde sollen das schöne Suhlu verheeren, wenn ich dies Schwert eher niederlege, bis Alla-Moddin frei ist! — Schaddin, und Ihr, meine übrigen Freunde, geht jetzt wieder zurück, und rüstet Euch und Eure Schaa-

ren zum kommenden Morgen. Schaddin und die übrigen Sublunaner steigen wieder hinter den Felsen zurück. Du, Runwal, bleibe hier, wir wollen auf diesem Felsensitze den grauen Morgen erwarten.

Dritte Scene.

Omal. Runwal.

Omal reicht Runwal die Hand.

Runwal! Du bist mein Freund! — Gieb mir Deine Hand! Du fichtst morgen zu meiner Seite: fall' ich, so kümmre Dich nicht darum, laß meinen Leichnam immerhin zertreten werden, und denke nur an Alla-Moddin. — Eben das thu' ich, solltest Du zu Boden stürzen.

Runwal.

O wie wird mein Herz emporschwellen, wenn ich über die Steinhaufen Manillas hinschreite, und den Kerker Alla-Moddins sprenge.

Omal.

Wie lange zögert heut die Sonne!

Runwal.

Sieh, wie sich schon alle Finsterniß nach Westen hinzieht, wie der schläfrige Tag sich langsam hinter jenem Berge aufhebt, und mit den lichtscheuen Augen blinzelt.

Omal springt auf.

Es wird heller in Osten!

Runwal.

Dort schon der lächelnde Bruder des Tags, der

ewig junge Morgenstern, der seine goldnen Locken aus den kalten Wogen hebt.

Omal.

Das Morgenroth zieht sich flammend in Osten herauf, und reicht uns sein feuriges Schwert, die Feinde zu strafen.

Runwal.

Sieh, wie die Gegend aus der Finsterniß hervorsteigt, wie die Erinnerung vergangener Zeiten.

Omal.

Steh auf! — Sieh, dorthin, wo der Fels sich öffnet, wo jene schwarze Wolke so eben vorbeischwebt, dort in jene Bucht hinein liegt Manilla! — Ha! dort seh ich seine Thürme, dort seufzt Alla-Moddin, und klagt über unser Zögern. — Itzt komm! — Wir wollen unsre Freunde versammeln. Er bläst auf seinem Horn, eine ähnliche Antwort von unten; sie steigen hinab.

Runwal im Hinabsteigen.

Wie furchtbar diese Klippen durch einander geworfen sind!

Omal.

Wie ein Meer, das sich im Sturm versteinerte.

(Manilla, im Hintergrunde die Festungswerke und die Stadt, vor dieser ein großer Wall, unten Bäume auf einer Ebne.

Vierte Scene.

Lini,

oben auf dem Wall; er kömmt fröhlich mit seiner Laute.

Noch Sterne am Himmel? — Willkommen, was habt ihr indeß gemacht? — Es sind aber nur so wenig goldene Punkte dort, es muß wohl bald Tag sein. — Ach ja, denn noch keine Nacht ist mir so lang geworden, als diese. Lustige Wasser rauschten um mich her, blühende Bäume wehten über meinem Haupte, Suhluaner tanzten nach fröhlichen Flöten, — noch nie war ich so angenehm traurig und fröhlich zugleich, ich sah schon alles im halben Traum, was ich zu sehen wünschte, und weinte dann, daß es noch nicht wirklich da war, daß es immer noch Nacht blieb, so oft ich auch die Augen aufschlug, und von neuem wieder einschlief: — aber jetzt ist es da. — Wie die Winde durch die Bäume rauschen, wie der Himmel im goldenen Scheine glüht! — Ha! dort fährt in purpurnen Fluthen die Sonne mit ihren flammenden Segeln empor! — Wie sich alles freut! die Vögel jauchzen, die Bäume sind fröhlich, die grünen Thale lachen, — alles, Lini, weil du nicht mehr trauerst. — O mir ist, als sollt' ich vor Freude von diesem grünen Berg herunterspringen, daß ich fröhlich im grünenden Haine irrte, den Winden nachjagte, die durch Blumen wehen, daß ich mit den Lerchen zu den rothen Wolken emporflöge! Alles zwitschert, alles singt; singe du auch, Lini! Er spielt und singt.

Bezwungen flieht die Nacht
zu ihrer schauervollen Höle;
im goldenen Triumph
gekrönt mit tausend Strahlen
steigt jugendlich die Sonne auf,
sie schwingt, ein Zeichen ihres Siegs,
des Morgenrothes flammende Standarte.
So flieht der Kummer,
vor der Freude Glanz,
und stürzt erschrocken
auf ewig in das Meer.

Fünfte Scene.

Lini. Alla-Moddin. Amelni.

Alla-Moddin

kommt mit Amelni Arm in Arm.

Wir sind mit der Natur erwacht, — freust Du Dich nun, Du kleiner muntrer Sänger?

Lini.

O ja, Vater, — aber ich muß mich so allein freuen, nun möcht' ich auch wohl den kleinen Runi und meine andern Gespielen wieder sehen, dann würd' ich noch weit fröhlicher sein.

Alla-Moddin.

Auch dieser Wunsch wird erfüllt werden, denn wir werden nun bald über die grauen Wogen nach Suhlu fahren.

Lini.

O ja, bald, lieber Vater! es ist hier schön, aber

dort ist es noch weit schöner. Mein Garten, meine Palmbäume, meine Rosenstöcke, — was die machen? Ob mich mein Baum wohl wieder kennen wird? — Was werden wohl meine kleinen Freunde sagen?

Amelni.

Ach, es wird sich so manches verändert haben. — O wie schön, wie erfrischend weht uns die Luft der Freiheit entgegen, wie lieblich spielen die Lüfte durch die grünen Bäume, goldgesäumte Wolken schweben durch die düstern Wälder. — Wie ein goldner Glanz auf den rieselnden Wellen zittert! — wie der Himmel im purpurrothen Scheine flammt, wie die Vögel jauchzen und die Wiesen duften! — sie sinkt im höchsten Gefühl des Glücks an die Brust Alla=Moddins. Ach Alla=Moddin! — kannst Du denn noch traurig sein?

Alla=Moddin.

Nein, Amelni, das wäre Undankbarkeit gegen die gütigen Götter; ich fühle mein Glück, ich darf ungefesselt meine Arme wieder ausstrecken, ich sehe in aller ihrer Majestät die Königin des Himmels wieder, ich athme wieder Freiheitsluft, der düstre Kerker ist hinter uns verschlossen; — ach, liebe Amelni, sieh dorthin! Sieht dieser Baum da nicht dem ähnlich, der in Suhlu vor unserm Hause grünt.

Amelni.

Ja, Alla=Moddin, er steht eben so wie dieser auf einem kleinen Hügel, und seine Zweige rauschen auf unserm Dache, rechts fließt, wie hier, ein kleiner Strom vorüber, und schlüpft geschlängelt zwischen blumigen Ufern, — der Baum trägt eben solche weiße

Blüthen; — sieh, wie die Morgenwinde in dem Wipfel wühlen, und einen Blüthenregen im Glanz der Morgensonne über den Bach hinstreuen, — ach, gerade so wie an dem Tage, da wir von Suhlu abreis'ten und von unserm Gärtchen Abschied nahmen, — alle jene schönen Bilder kehren in meinen Busen zurück, alles so neu und frisch, ach, unser Leben beginnt heut von neuem, wir wollen von nun an jeden Tag, jede Stunde anhalten, keine soll, ohne Freude zu geben, vorüberfahren.

Lini

hat sich niedergesetzt, und sieht mit Entzücken in die schöne Gegend.

Alla-Moddin.

Aber Amelni, bleibt Deine Seele ganz heiter und ungetrübt, wenn Du an Suhlu denkst? — Drängt sich keine ängstliche Empfindung zu deinem Herzen?

Amelni.

Nur die Freude kann jetzt den Zugang zu meiner Seele finden.

Alla-Moddin.

Du sagtest vorher: „Ach, es wird sich so manches verändert haben." — Mancher Baum ist größer geworden, unsre kleinen Palmen an dem See sind emporgeschossen, Lini's Baum ist gewachsen, unsre Rosenstöcke sind uns unkenntlich geworden. — Ach, Amelni, wenn uns ganz Suhlu unkenntlich wäre!

Amelni.

Woher diese Besorgniß?

Alla-Moddin.

Mein Volk hat meiner vielleicht vergessen, es vergaß

meiner in dieser langen Zeit, fremde Völker haben vielleicht Suhlu verheert, — ach, vielleicht wachsen Dornen da zwischen Steinhaufen, wo sonst unsre Wohnung stand, Disteln überziehn wohl unsern Garten, vielleicht —

Lini springt auf.

Sieh, Vater, dort hinter jener Mauer saßen wir sonst und weinten, — man kann von hier die kleine Oeffnung sehn, durch die ich meinen Vogel habe fliegen lassen, — wo mag er jetzt wohl sein?

Alla-Moddin.

Wenn ich meine Freunde wiederfinde, mein Volk noch so, wie ich es verlassen habe, wenn Omal noch derselbe ist, — welch Glück ist dann dem meinen gleich?

Lini.

O komm Vater, dorthin glänzt der Thau der Wiese so schön, komm nun auch auf jene Seite!

Alla-Moddin.

Nun wohl, Du Ungeduldiger! Sie gehn ab.

Sechste Scene.

Gusmann. Valmont von der andern Seite.

Valmont.

Der edelmüthige Spanier ist noch immer mißtrauisch? —

Gusmann.

Kein Mißtrauen, nur Vorsicht, wenn Gonsalvo's Aussage anders Wahrheit ist.

Valmont.

Ha! dort schleicht Alonzo traurig her, — er dauert mich.

Siebente Scene.

Vorige. Alonzo.

Alonzo für sich.

Konnt' es denn nicht anders sein? — Ach Sebastiano! — Ist es so weit gekommen, daß ich den Anblick der Menschen scheuen, und wie ein Verbrecher herumschleichen muß? — Wodurch verdiente ich dies Schicksal?

Valmont

geht auf ihn zu, und faßt freundschaftlich seine Hand.

Alonzo!

Alonzo.

O — lassen Sie mich — ich — Warum folgte ich nicht Ihrem Rathe? — Warum hörte ich nur die Worte Sebastiano's und war taub für die Stimme der Wahrheit? —

Valmont.

Dies, Alonzo, war die Absicht meines gestrigen Besuchs; es that mir wehe, Sie zu kränken, da ich Sie kannte; ich wünschte, daß eine That Ihr Amt beschlösse, die Ihnen die Liebe Alla-Moddin's und der Welt verschaffte, doch Sebastiano — —

Gusmann.

Bleiben Sie bei uns auf Manilla, wenn Sie von keinem wichtigen Geschäfte nach Europa zurückgerufen werden, Sie sollen von meiner Freundschaft überzeugt werden. Kein Betrüger wird nun mehr Ihre Güte mißbrauchen, denn Sebastiano verläßt mit allen Jesuiten diese Gegend.

Alla-Moddin kömmt ihnen mit Amelni entgegen.

Achte Scene.

Gusmann. Valmont. Alonzo. Alla-Moddin. Amelni.

Alonzo nähert sich Alla-Moddin.

O verzeihe mir, edler Mann, — o daß Du mir nicht danken kannst, daß Du auf mich zürnen mußt, schmerzt mich jetzt tief im Innersten meines Herzens.

Alla-Moddin.

Ich zürne nicht auf Dich, ich weiß, Du warst nicht die Ursach meiner Leiden; ich bin frei, ich bin glücklich, alles übrige ist nur ein Traum gewesen, ich bin erwacht; itzt laß uns nicht weiter von der Nacht sprechen, sieh, der Morgen lächelt uns entgegen.

Neunte Scene.

Vorige. Lini, der sehr schnell herbeiläuft.

Alla=Moddin.

Was ist Dir, lieber Sohn? Du siehst bleich aus, — Du bist außer Athem, — rede!

Lini.

Ach, Vater, als ich dort voller Freude herumhüpfte, sah ich Sebastiano plötzlich mit glühenden Augen auf mich zukommen, — darum eilt' ich so.

Zehnte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Sebastiano eilt schnell herbei.

Wo ist Alonzo? — Wo der Gouverneur?

Gusmann.

Was verlangen Sie?

Sebastiano.

O Gusmann, — Alonzo, — — ich irrte doch nicht, es hat sich entschieden.

Alonzo.

Was?

Sebastiano.

Verrätherei! — Ja, Alla=Moddin, noch einmal nenn' ich Dich einen Verräther, — Deine Freunde sind gelandet, und nahen in großen Schaaren der Vestung.

Gusmann.

So wäre es dennoch wahr gewesen, Valmont?

Valmont.

Unmöglich, ich verbürge mein Leben für ihn!

Alla-Moddin.

Ein Verräther? — Sebastiano, ich fasse Deine Worte nicht.

Sebastiano.

Ich sahe ihre feindliche Anzahl von einem Felsen herab, — sie nahen mit einem wilden Getümmel, mit einem fürchterlichen Schlachtgesang. — Alonzo, wir hatten uns nicht geirrt, nun ist die Schändlichkeit des Elenden und unsre Unschuld offenbar.

Alla-Moddin.

Ich bin wie ein Träumender, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, und den nicht versteht, der zu ihm spricht. Deine Worte klingen mir wie Räthsel, — und doch ahnde ich —

Sebastiano.

Hört! hört wie wild ihr Kriegsgeschrei aus der Ferne daherbraußt! — Es ist Dir kein Räthsel, Alla-Moddin, Deine schändlichen Freunde führen endlich Deine Anschläge aus, sie kommen endlich, diese Mauern zu stürmen, uns von unsern Zweifeln zu befreien, und Dir das Brandmahl der Verrätherei auszudrücken.

Alla-Moddin.

Im Angesicht des Himmels und der aufgegangenen Sonne, im Angesicht der Götter widersprech' ich Dir laut, mag kommen was da will, ich bin ohne Schuld.

Eilfte Scene.

Vorige. Die Indianer.

Man hört einen wilden Schlachtgesang, von vielen Instrumenten begleitet, der nach und nach immer näher kömmt, bis die Indianer endlich unten auf der Ebne erscheinen. Alla-Moddin steht indeß nachdenkend; Gusmann zweifelhaft in der Ferne; Sebastiano versucht es mehrmals mit Alonzo zu sprechen, der ihm aber immer ausweicht.

Brause daher im wilden Getön,
wie Meeressturm gegen Klippenmauern,
wie des furchtbaren Donners Gang
durch des Himmels unendlichen Raum,
Schlachtgesang! —
Im Blutgewande,
mit der Vernichtung lodernden Fackel
naht die Rache. —
Schwert an Schwert,
Brust gegen Brust,
schwimmen wir kühn den Strom hindurch,
der uns mit tausend Strudeln entgegen kämpft!
Todesgeröchel,
Wuthgebrüll,
sind des schwarzen Krieges
furchtbare Wagenlenker. —
Zur Rache! zum Siege!
Laßt den Blitz um unsre Locken flattern,
den Donner wild um unsre Häupter schelten,
wir brechen kühnes Muths durch Tod und Gefahr!
Wie Wogen spalten sich die Schrecken
vor des Tapfern Brust,

wie Sturmwind fliegen sie mit scharfen Klauen
nach dem Nacken des feigen Frevlers.
Zur Rache! zur Rache! wie schließende Flammen
stürzt den Schändlichen
vertilgend entgegen!
Fahrt triumphirend
auf ihres Blutes purpurrothen Wogen
nach Suhlu zuruck. —

Gusmann.

Sebastiano, gehn Sie zu den Frevlern hinab, und fragen Sie sie in meinem Namen, was sie verlangen?

Sebastiano geht ab, der Gesang fährt fort.

Ha! schon fliegt mit fürchterlichem Klang
Vernichtung durch die Luft daher!
An ihren Schwingen hängen Todesseuchen,
von jeder Feder tropft vergiftet Blut. —
Die Götter sitzen im furchtbaren Rath,
und werfen stumm die schwarzen Würfel,
sie winken den bleichen Dienern,
der Verzweiflung mit dem knirschenden Zahn,
der Todesangst mit den starren Augen,
sie kommen mit wilden Geberden, —
wen werden sie als ihr'e Beute greifen?

Sebastiano

ist zu ihnen heruntergekommen, Omal geht ihm entgegen.

Wer seid Ihr, die Ihr mit diesem drohenden Gesang die Luft erschüttert? Was ist Euer Verlangen? — Der Befehlshaber dieser Vestung sendet mich zu Euch. —

Omal.

Ha! das ist der schändliche Priester, der täglich unsern edlen König marterte.

Runwal,

stürzt wild hervor, und sticht mit seiner Lanze Sebastiano nieder.

Dieser? — so nimm den Lohn dafür. —

Omal.

Runwal! schäme Dich, grauer Krieger, er war ja wehrlos. —

Runwal

steht einen Augenblick nachdenkend, dann wirft er unwillig seine Lanze hin.

O, — ich habe wie ein Knabe gehandelt, ich darf diese entehrte Lanze in keiner Schlacht mehr führen. —

Alla-Moddin

ist indeß mehr hervorgetreten, er ruft laut und mit ernster Stimme.

Omal!

Omal

blickt empor, im wildesten Ausbruch der Freude.

Ha! Suhluaner! Suhluaner! da steht er! — Alla-Moddin!

Alle werfen sich nieder; ein ungestümes Freudengeschrei verwirrt durch einander.

Alla-Moddin.

Suhluaner, soll ich mich freuen, oder trauern, daß ich Euch wiedersehe? — Wie oft hab' ich im Kerker nach dem Anblick eines biedern Landsmannes geschmachtet, Ihr streckt mir jauchzend Eure Hände entgegen, aber sie sind mit Blut befleckt, ich kann mich nicht freuen.

Omal.

O Alla-Moddin, — wir kommen mit der Rache, mit der Freiheit, Du sollst wieder der unsrige werden.

Alla-Moddin.

Ihr irrt meine Freunde, meine Unschuld ist erkannt, so eben bin ich frei gesprochen, und Ihr werft von neuem einen schweren und gerechten Verdacht auf mich. — O führe Deine Schaaren zurück, Omal, ich folge euch sogleich, Ihr seht, ich bin frei, mein Kerker steht verschlossen, was verlangt Ihr mehr?

Omal.

Nein, Alla-Moddin, Deine Großmuth will unsre Rache täuschen, mit großem Mitleid willst Du Deine Feinde schonen, Du bist nicht frei; sie fürchten unsern Muth, und Du hast es ihnen versprochen, so zu uns zu reden, — nein, wir sind nicht vergebens hiehergekommen, die Götter haben endlich unser Flehn erhört, und die Feinde Suhlu's durch unser Schwert besiegt; auf, meine wackren Landsleute! nun sind noch diese Feinde übrig, zwar grausamer und unmenschlicher als jene, aber auch sie sind nur Sterbliche! Wir weichen nicht, Alla-Moddin, wir haben's beschworen.

Alla-Moddin.

Omal, Du warst von jeher mein treuer Unterthan, aber itzt sprichst Du wie ein Aufrührer, — sieh, ich, Dein König, der wissentlich noch keine Unwahrheit sprach, versichert Dich, daß er frei ist, daß er glücklich ist, wenn Du seinen Worten glaubst: darum stecke Dein Schwert ein, das hier so unnütz funkelt. — Geh, und führe Deine Schaaren in ihre Heimath zurück,

in Suhlu will ich Dich umarmen, Omal; vergiß nicht, daß Dein König zu Dir spricht, dessen Befehlen Du sonst gern gehorchtest.

Omal.

Ich darf nicht zurückgehn, wir haben geschworen, die Thür Deines Kerkers zu sprengen; ein Suhluaner darf seinen Eid nicht brechen. Deine edle Seele will uns täuschen, Du bist nicht frei. — Suhluaner, wollt Ihr mit ungerötheten Lanzen wieder nach Suhlu zurückschiffen?

Alle.

Nein, wir kehren nicht zurück, wir haben geschworen.

Alla-Moddin.

Geschworen? — Omal, und Ihr alle meine getreuen Unterthanen! — So hört denn die Bitten des ehemals geliebten Alla-Moddin, da Ihr seinen Befehlen nicht gehorchen wollt. — O seht, wie alle meine Freunde von mir, wie von einem Verpesteten zurückweichen, selbst mein zärtlicher Valmont senkt den Blick, und scheint nachzudenken; — mich freut die Liebe, mit der Ihr zu mir kommt, — aber Eure Hartnäckigkeit macht mich traurig. Soll das erste Geschenk, das mir meine Suhluaner bringen, Wehmuth sein? Seht, Sebastiano liegt ermordet, alle Augen wurzeln auf mir, als dem Urheber dieser That, — Eure Liebe, Suhluaner, ist Grausamkeit; nein, Ihr liebt mich nicht, wenn Ihr nicht friedfertig zu Euren Schiffen zurückkehrt, Ihr seid meine Feinde, wenn Ihr nicht sogleich Eure drohenden Lanzen beschämt in die Erde verbergt. — O Amelni, Lini, Valmont, helft mir die Grausamen erweichen. — O Ihr Hartherzigen, seht, ich kann meine Thränen

nicht zurückhalten, das Zutrauen meiner Freunde wendet sich schüchtern von mir ab, Ihr bleibt bei meinen Bitten ungerührt, Ihr glaubt nicht meinen Betheurungen; Eure erlogene Liebe ist Blutdurst, Ihr lechzt nach Mord, mit Tigersinn schwingt Ihr Euer Schwert, wie ein Räuber forderst Du Deine Freunde, Omal, zum Kampf, — o ich muß mich schämen, daß meine unmännlichen Augen weinen, statt mit zornigen und gebieterischen Blicken auf Euch herabzusehn; Ihr trotzt meiner nachgebenden Schwäche, Ihr verachtet meine Stimme, der Ihr sonst gern als Kinder gehorchtet, Ihr kränkt mich schwer.

Omal.

Wir haben geschworen! —

Alla-Moddin.

Du Stolzer! — Geschworen? — er wendet sich um. Ha, meine Freunde, warum seid Ihr so stumm? — Warum schlagt Ihr vor meinen Blicken die Augen nieder? — Und auch Du, mein Valmont? Er geht auf Valmont zu. Valmont, erwache aus Deinen Träumen! — Du zweifelst?

Valmont.

Nein, Alla-Moddin.

Alla-Moddin.

Deine Freundschaft bleibt mir noch übrig. — Er umarmt ihn, und reißt in eben dem Augenblick Valmont's Schwert aus der Scheide, dann stürzt er zurück und spricht zu den Indianern. Nun, Ihr Hartnäckigen, nun hab' ich auch ein Schwert in meiner Gewalt, nun darf ich Euch wieder trotzen. — Er setzt den Griff gegen die Erde, und die Spitze gegen seine Brust, Amelni fährt zusammen.

Die Indianer erschreckend.

Alla-Moddin! — um aller Götter willen!

Alla-Moddin.

Nun stürmt an gegen diese Mauern, nun laßt Eure Waffen leuchten: aber, hier schwör' ich es feierlich bei den Göttern, dem ersten unter Euch, der diese Wälle betritt, springt mein Blut entgegen. — Nun rufe doch Deine Freunde zur Schlacht, blutdurstiger Omal, brüllt doch Euren frechen Schlachtgesang, Ihr lechzt nach Blut, und Eures Königs Blut soll Euch zuerst entgegen strömen. Omal, meinen Befehl hast Du nicht geehrt, meine Bitten hast Du verachtet, was liegt Dir an Alla-Moddins Leben? Renne mit Deiner Standarte herauf, und pflanze sie hieher, und Du kannst die Wonne genießen, sie in Deines Königs Blut zu tauchen. — Warum zögert Ihr? — Warum bist Du so stumm, Omal? — Itzt habt Ihr zu wählen, springt auf meinem Leichnam auf die Mauern, — oder kehrt nach Suhlu zurück. — Nun Omal? —

Omal.

Ach, Alla-Moddin, Du hast den grauen Krieger unbarmherzig entwaffnet, — ich kann nicht sprechen, — denn brennende Thränen, — schwere Seufzer, — komm Runwal, führe sie zu den Schiffen zurück, — führe sie zurück.

Runwal.

Willst Du nicht mit uns gehn?

Omal.

Nein. —

Runwal.

Warum willst Du zurückbleiben? —

Omal.

O frag' mich nicht. —

Runwal.

Alla-Moddin, — wir kehren zu unsrer Heimath zurück, — aber sehn wir Dich in Suhlu, guter König? —

Alla-Moddin.

Noch ehe die Sonne sinkt, folg' ich Euch über die Wogen, — dann sind wir auf einheimischem Boden, und grüßen uns ohne Pfeil und Köcher, ohne Schwert. — Er läßt das Schwert fallen, und wirft sich in die Arme Valmont's und Amelni's, die Indianer blasen einen traurigen Marsch, und ziehen von der Bühne, Omal bleibt, und wirft sich unten stumm an den Wall nieder, sein Schwert schlendert er weit von sich weg.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen, ohne die Indianer.

Gusmann

geht schweigend auf Alla-Moddin zu, und küßt ihn feurig.

Verzeih', edler Freund, ich dachte klein von Dir.

Lini.

Vater, wir wollen nach Suhlu fahren, alle meine Landsleute sind schon wieder fort, nur Omal ist noch da, frag' ihn doch, warum er so traurig ist, und nicht zu uns kömmt.

Alla-Moddin.

Omal, warum bist Du allein zurückgeblieben?

Omal.

Ich habe es geschworen, und ich kehre nicht ohne Dich nach Suhlu, — schicke doch einen Mörder zu Deinem getreuen Omal herab, — o, seit Alla-Moddin mich so tief gekränkt hat, will Omal gerne sterben. — Sieh, mein Schwert liegt dort, ich werde mich nicht widersetzen. — Einen solchen Augenblick hatt' ich noch nicht erlebt, — den Freund, der aus zu großer Liebe fehlte, behandelst Du wie einen Meuter, — o, weiter, laß mich erwürgen, und sei durch meinen Tod versöhnt.

Alla-Moddin.

Omal, Du kennst Deinen König nicht mehr, Dein Trotz kränkte mich, aber itzt sind wir wieder Freunde, komm herauf!

Omal.

Du bist wieder mein Freund?

Alla-Moddin.

Komm, meine Arme sind Dir geöffnet.

Omal

rennt den Wall schnell hinauf, und stürzt zu den Füßen Alla-Moddin's, dieser umarmt ihn.

O vergieb, vergieb mir!

Alla-Moddin.

Sieh, ich bin frei, und kehre mit Dir nach Suhlu zurück.

Omal.

O ich bin glücklich! Er kniet zu Amelni's Füßen, dann nimmt er Lini in seine Arme und küßt ihn heftig.

Lini.

Omal, warum bist Du von uns gegangen?

Omal.

Um Dich wieder frei zu machen, doch meine Mühe war unnütz, und dafür dank' ich den Göttern.

Valmont.

O Alla-Moddin, Freund, itzt laß mich sprechen, und gewähre mir eine Bitte.

Alla-Moddin.

Was kann Valmont bitten, und was kann ihm Alla-Moddin gewähren?

Valmont.

Ich habe itzt Europa verlassen, und zwar auf ewig. — Eine grausame Tyrannei hält mein Vaterland in ehernen, vielleicht unzerbrechlichen Fesseln, ich kann nicht unter Menschen leben, die sich schämen Menschen zu sein; diese Herrscher und Knechte sind mir ein empörender Anblick, ich will unter freien Menschen gern ein Mensch sein, — in Europa darf ich es nicht, ich werde unterjocht, und soll andre unterjochen, ich mag kein Tyrann, aber auch kein Sklave sein, — wird es einst besser, dann kehre ich wieder zurück, bis dahin vergönne mir, dir nach Suhlu zu folgen. —

Alla-Moddin.

O Freund, wie unaussprechlich glücklich machst Du mich! — Was meine kühnste Hoffnung nicht zu träumen wagte —

Valmont.

Dort will ich an dem Busen der gütigen Natur leben, und wieder zum Kinde werden, ich will mit Euch pflanzen und säen, und an der Seite meiner

neuen Brüder das Schwert gegen Suhlus Feinde führen, Dein Freund und Unterthan.

Alla-Moddin.

Mein Freund, Amelni's und Lini's Freund — und wenn ich einst sterbe, ihr Vater.

Sie umarmen sich.

Vol

1

Ludwig Tieck's

Schriften.

Zwölfter Band.

Herr von Fuchs.
Epicoene.
Die Theegesellschaft.

Berlin,
bei G. Reimer,
1829.

Dem

Hofrath und Leibarzt Althof

in Dresden.

Ihrer Wissenschaft und Fürsorge verdanke ich es vorzüglich, daß ich noch rüstig und thätig sein, wie daß ich mein Leben noch heiter fortführen kann. Unter Ihrer Obhut und durch Ihren ärztlichen Beistand befinde ich mich in den zehn Jahren, seit ich mich in Dresden aufhalte, viel besser, als in früheren Zeiten. Genehmigen Sie, verehrter Freund, diesen meinen öffentlichen Dank. Wie viel Sie mir außerdem als Freund sind, wie viele schöne Stunden ich in Ihren Gesprächen und Mittheilun-

gen genieße, wie sehr Sie auch andre, mir theure und befreundete Wesen durch Ihre Kunst, Aufmerksamkeit und unermüdete Fürsorge geschützt und mehr wie einmal gerettet haben, dafür giebt es freilich keine Erwiederung, als den Dank des erfreuten und gerührten Herzens.

L. Tieck.

Herr von Fuchs.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen,

nach dem Volpone des Ben. Jonson.

1793.

Personen.

Herr von Fuchs.
Fliege, sein Hausfreund.
Geyer, ein Advokat.
von Krähfeld, ein alter Edelmann.
Karl von Krähfeld, sein Sohn.
Rabe, ein Kaufmann.
Louise, dessen Mündel.
Friedrich, } Bedienste des Herrn v. Fuchs.
Peter, }
Murner, ein reisender Gelehrter.
Madam Murner.
Birnam, ein Engländer.
Gerichtsdiener.
Vier Richter.
Ein Notar.
Stumme Personen.

Die Scene ist in einer fremden Seestadt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Zimmer, zur linken Hand ein Schrank; zur rechten, etwas mehr im Hintergrunde, ein großer Krankenstuhl; neben dem Schranke ein Schirm.

Friedrich, Peter, die das Zimmer aufräumen.

Peter.

Ob der Herr wohl schon aufgestanden ist?

Friedrich.

Ich weiß nicht. —

Peter,
indem er den Krankenstuhl auf die Seite schiebt.

In dem Stuhle muß es sich mit wahrem Vergnügen krank sein lassen.

Friedrich.

Meinst Du?

Peter.

Und vollends so, wie der Herr von Fuchs —

Friedrich.

Wie so?

Peter.

Je nun, ich meine, daß er doch dabei gesund ist, wie der beste Fisch —

Friedrich.

Wenn er von dem Geschwätz etwas hört, so hast Du am längsten hier gedient.

Peter.

Ja, daß ich doch ein Tölpel wäre: — Nein, den Punkt in unserm Kontrakt werde ich gewiß nicht vergessen. Es gefällt mir hier im Hause; Du bist ein guter Kamerad, die Köchin ist ein hübsches Mädchen, der Herr bezahlt gut; — und da mag er nun meinethalben auf den Tod liegen; ein Bedienter hat sich um die Verrichtungen seines Herrn nichts zu bekümmern.

Friedrich.

Daß Du Dich nur aber gegen niemand Fremdes versprichst!

Peter.

Ei, als wenn ich so ausnehmend auf den Kopf gefallen wäre! — Du denkst wohl, weil ich erst drei Wochen in der Stadt diene? — Ja, da sollst Du mich noch kennen lernen: in acht Tagen will ich Dir aufzurathen geben, grausame Nüsse aufzubeißen, denn —

Friedrich.

Fort! — der Herr kömmt.

Beide gehen ab.

Zweiter Auftritt.

von Fuchs im Schlafrock; er geht sogleich zum Schrank, und schließt ihn auf; er betrachtet mit innigem Wohlbehagen einzelne Geldbeutel, und zählt Goldstücke ab.

v. Fuchs.

Ah, guten Morgen, guten Morgen, theure Freunde! — Wenn man mit Sonnenaufgang gleich seine ganze liebe Familie vor sich sieht, — o das ist eine freudige Empfindung! dies sind die wohlgezogensten Kinder, die man haben kann, die zärtlichsten Anverwandten. — Ich habe mich aus der Welt zurückgezogen, um in einer weisen Einsamkeit euch ganz allein zu leben; für mich giebt es keinen Krieg und keine Weltbegebenheiten; in diesem kleinen verschloßnen Staat, lebt ihr Ludwigs, Friedrichs und Wilhelms, in der größten Einigkeit neben einander; dies ist der wahre Stein der Weisen; die Tinktur, die den Dummkopf zum Philosophen, den Taugenichts zum Wohlthäter des Menschengeschlechts macht. — Narren behaupten, das goldene Zeitalter sei verloren; Dichter, die froh sind, wenn sie einmal Silbergeld in die Hände bekommen; — aber der Kenner weiß, was er davon halten soll. — Wenn die verdammte Liebe mir nicht das Leben sauer machte, so wär' ich der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Er verschließt den Schrank.

Dritter Auftritt.

von Fuchs. Fliege.

Fliege.

Guten Morgen, gnädiger Herr! Wie haben Sie geschlafen?

v. Fuchs.

Ziemlich; und ich war so eben in meiner Andacht.
Er zeigt auf den Schrank.

Fliege.

Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe.

v. Fuchs.

Thut nichts: — mir wird jeden Morgen beim Aufstehn so wohl ums Herz, wenn ich dieses goldene Alphabet durchlese.

Fliege.

Natürlich.

v. Fuchs.

Ach Fliege, was fehlte mir noch, wenn mir das Mädchen nicht so im Kopfe steckte?

Fliege.

Nichts.

v. Fuchs.

Und das in meinen alten Tagen! Alle Vorzüge kann mir dieser Schrank verschaffen, — nur nicht Schönheit.

Fliege.

Die Allmacht des Goldes —

v. Fuchs.

Wenn es mich hier im Stiche ließe!

Fliege.

Wenn uns nur nicht der Sohn des alten Krähfeld im Wege stände, der sterblich in sie verliebt ist!

v. Fuchs.

Und der alte Vormund Rabe selbst, der sie wie ein Drache für einen gewissen Herrmann hütet; für einen Kerl, der jetzt in der Welt umherreis't, um in einem fremden Klima seinen Verstand zur Reife kommen zu lassen.

Fliege.

Man muß den Vormund einschläfern; — und ich will diese Medea sein, und Ihnen dies goldene Vließ erobern.

v. Fuchs.

Du bist ein braver Mann, ein treuer Freund.

Fliege.

Ich thue alles für Sie, was ich kann; denn Sie sind mein Gönner, mein Beschützer, mein gnädiger Herr.

v. Fuchs.

Und werd' es bleiben: — hier hast Du meine Hand darauf.

Fliege.

Ich glaube Ihnen, denn ich kenne Ihren Edelmuth.

v. Fuchs.

Du irrst Dich nicht; denn ich habe wirklich einen starken Hang zum Edelmuth.

Fliege.

Es ist einer Ihrer erklärtesten Vorzüge.

v. Fuchs.

Ich kann mein Gold mit dem ruhigsten Gewissen betrachten.

Fliege.

Warum nicht?

v. Fuchs.

Kein Vorwurf steigt mir aus meinem Kasten entgegen.

Fliege.

Nie.

v. Fuchs.

Keine Thränen einer Waise, kein Seufzer einer Wittwe hängt an einem einzigen meiner Goldstücke.

Fliege.

An keinem.

v. Fuchs.

Ich kann dreist die Musterkarte der zehn Gebote durchgehn, — denn Fliege, ich lästre nicht, ich fluche nicht, ich entweihe keinen Feiertag, beneide keinen meiner Nächsten, ich stehle nicht.

Fliege.

Sie betrügen nicht.

v. Fuchs.

Ich ermorde niemand.

Fliege.

Ei bewahre!

v. Fuchs.

Eben so wenig leih' ich auf Pfänder.

Fliege.

Eben so wenig leihen Sie auf Pfänder.

v. Fuchs.

Ich bin auch kein solcher Narr, daß ich mein Vermögen auf große Projekte wagte.

Fliege.

Ei, da müßte es weit mit Ihnen gekommen sein.

v. Fuchs.

Ich pachte keine Aecker —

Fliege.

Nicht einen einzigen. —

v. Fuchs.

Ich baue keine Schiffe —

Fliege.

Auf Ihrem Gewissen liegt nicht eine ersoffene Seele.

v. Fuchs.

Was für ein Staat, wenn alle Bürger so ihre Pflicht erfüllten! — Was könnte man mehr verlangen?

Fliege.

Das hieße sehr viel verlangen.

v. Fuchs.

Das ist auch meine Meinung.

Fliege.

Und Sie sind sogar ein nützlicher Bürger. Sie machen es nicht, wie so manche reiche Leute, die das Geld in den Kasten sperren, und daneben verhungern; — nein; bei Ihnen heißt es: leben und leben lassen!

v. Fuchs.

Freilich.

Fliege.

Ihr Geld ist stets ein Mittel zum Genuß; außerdem würde es keinen Werth für Sie haben: Sie sind ein Philosoph.

v. Fuchs.

Genau genommen, ja.

Fliege.

Freilich nicht von der strengsten Disciplin; dazu

gehört aber wahrhaftig wenig Verstand, um, wie ein gewisser Diogenes, ein Hund zu sein.

v. Fuchs.

Du hast Recht.

Fliege.

Sie geben dem Weinhändler zu verdienen —

v. Fuchs.

Nicht mehr als Schuldigkeit. Er giebt mir seinen Wein dafür.

Fliege.

Dem Fleischer —

v. Fuchs.

So ein Mann will doch auch leben.

Fliege.

Sie haben ein angenehmes Haus —

v. Fuchs.

Auf gute Wohnungen hab' ich von je gehalten.

Fliege.

Sie halten Bediente —

v. Fuchs.

Dadurch kömmt Geld in Umlauf, — besonders wenn sie stehlen.

Fliege.

Sie halten sich einen guten Freund, wie mich.

v. Fuchs.

Der meine rechte Hand und mein Leben ist.

Fliege.

Und ein paar Mädchen oben ein —

v. Fuchs.

Das ist meine Schwachheit.

Fliege.

Ueber Sie flucht kein Tagelöhner, wenn er in der Sonnenhitze für Sie arbeiten muß; Sie lassen keine Waaren kommen, um die Preise zu erhöhen: Sie bauen keine Häuser, um für die Miethe den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken; Sie bekleiden kein öffentliches Amt, um von der ganzen Stadt verwünscht zu werden: — sondern mit der einzig wahren Weisheit genießen Sie Ihr Vermögen in einer goldenen Ruhe.

v. Fuchs.

Die Unruhe in Ansehung meiner Besuche abgerechnet.

Fliege.

Diese könnten Sie sehr bald los werden, wenn sie nicht so gute Procente brächten.

v. Fuchs.

Sie sind eine wahre Pension für mich.

Fliege.

Und ein Erwerb, der der strengsten Rechtschaffenheit keinen Eintrag thut.

v. Fuchs.

Natürlich, denn alle diese Geschenke und Freundschaftserinnerungen werden mir ja aufgedrungen.

Fliege.

Sie geben sich für krank aus, um nicht in der großen Welt leben zu dürfen —

v. Fuchs.

Und verdiene mit dieser Krankheit mehr als ein Doktor von funfzig der einträglichsten Patienten.

Fliege.

Eine Schaar eigennütziger Dummköpfe belagert Sie,

bewirbt sich um Ihre Gunst, macht Ihnen Geschenke, — um vom sterbenden Herrn von Fuchs zu Erben eingesetzt zu werden.

v. Fuchs.

Ha! ha! ha! und so mein Vermögen und ihre eigenen Geschenke wieder zu bekommen, — mit dem Fisch die Angel. — Aber eher sollen sie sich zu Tode bluten.

Fliege.

Recht so, gnädiger Herr.

v. Fuchs.

Sie trachten nach meinem Vermögen, ich nicht nach dem ihrigen.

Fliege.

Zugleich ist es eine Bestrafung des Eigennutzes; in der sich andre spiegeln und bessern mögen. Kann es einen edlern, moralischern Endzweck geben?

v. Fuchs.

Offenbar nicht — Und diese Leute sind ja auch Herren ihres Eigenthums; sie können ihr Geld wegwerfen, sie können es mir geben: auf beide Arten haben sie nachher keinen Anspruch daran.

Fliege.

Es giebt so leicht keinen Menschen in der ganzen Welt, der nicht Ihr ganzes Vermögen nähme, wenn man es ihm als Geschenk anböte.

v. Fuchs.

Ich möchte auf die Gefahr den Versuch nicht machen.

Fliege.

Und wollten Sie denn ein Sonderling sein, der sich vor der ganzen übrigen Welt auszeichnet?

v. Fuchs.

Da verdiente ich nicht ein Mensch zu sein, der sich doch durch den Verstand von den Thieren unterscheiden soll.

Fliege.

Mich wundert aber doch, daß noch nichts gekommen ist; es hat schon acht geschlagen, und das ist doch sonst die gewöhnliche Zeit. — Es klopft.

v. Fuchs.

Wer mag's sein? — Sieh nach.

Fliege.

Gewiß der Advokat Geyer; ich kenne das Klopfen mit dem knöchernen Finger.

v. Fuchs.

So bring mir geschwind mein Handwerkszeug! den Stuhl! die Pelzstiefeln! Meine Mütze! — Fliege bringt alles in Ordnung; v. Fuchs setzt sich in den Stuhl; Fliege geht ab. Der Zug von meinen Raubvögeln kömmt. Fliege kömmt wieder. Nun?

Fliege.

Eine goldene Uhr, gnädiger Herr!

v. Fuchs.

So? — daß ich nachsehen kann, wenn es Zeit zu sterben ist.

Fliege.

Mit einer schönen Kette, und einem Petschaft mit Ihrem Wappen.

v. Fuchs.

Gieb mir die Pelzstiefeln, und stelle den Tisch mit Arzeneien hieher. Worüber lachst Du so?

Fliege.

Ueber den Narren, der nun draußen mit seinen

Projekten herumgeht, und an den dürren Fingern abzählt, daß nun dies doch wohl das letzte Geschenk sein würde, das er sich von der Seele preßt, und was nun für ein hoch- und wohl-ansehnlicher Mann aus ihm wird, wenn man Ihr Testament eröffnet; wie man ihn nur den reichen, wohlweisen Rechtsgelehrten nennt, wie ihm dann hundert Dummköpfe nachlaufen, und ihn ihren Patron und Schutzheiligen nennen —

v. Fuchs.

Gieb mir nur die Mütze, lieber Fliege, und laß ihn herein.

Fliege.

Gott schenke Ihnen nur noch lange einen so guten Jahrmarkt —

v. Fuchs.

Und Gesundheit, um noch lange so krank zu bleiben.

Fliege.

Daß Sie auch noch im künftigen Jahrhundert —

v. Fuchs.

Wir schreiben schon 1793, es ist nicht mehr sehr lange. — Schlag mir hier nur noch den Mantel herum, rück mir das Kissen anders, und laß ihn ganz geschwind mit seiner Uhr herein. *Fliege geht ab.* — Nun muß ich nur geschwind wieder ein halb Dutzend Krankheiten an den Hals kriegen. Husten, Schnupfen, Gicht, Schwindsucht, kommt geschwinde; laßt es mich so natürlich machen, daß der altkluge Aeskulap selber bei mir zum Narren würde, denn es ist kein Spaß, es kömmt hier auf Geld an. — Er kömmt. — *Er ächzt und seufzt sehr schwer, und läßt den Kopf sinken.* O weh! o weh! o! o!

Vierter Auftritt.

Vorige. Geyer.

Fliege.

Es ist noch immer beim Alten; Sie sind der Mann nach seinem Herzen. Sie thun aber Recht, daß Sie ihn oft besuchen, auch solche kleine Andenken können freilich nicht schaden, denn in der Krankheit freut er sich wie ein Kind darüber; Sie verstehn Ihren Vortheil. — laut. Gnädiger Herr, der Herr Geyer ist gekommen.

v. Fuchs.

Was?

Fliege.

Herr Geyer ist gekommen, und erkundigt sich nach Ihrem Befinden.

v. Fuchs.

Ich danke ihm.

Fliege.

Er nimmt sich die Freiheit, Ihnen eine schöne goldne Uhr zum Präsent anzubieten.

v. Fuchs.

Er ist willkommen. Bitt' ihn, mich öfter zu besuchen.

Fliege.

Ja.

Geyer.

Was sagt er?

Fliege.

Er dankt Ihnen, und wünscht Sie oft zu sehn.

v. Fuchs.

Fliege!

Fliege.

Gnädiger Herr?

v. Fuchs.

Bring ihn her; wo ist er? Ich muß dem Manne doch die Hand geben.

Fliege und Geyer nähern sich ihm.

Fliege reicht ihm die Uhr.

Hier ist die Uhr! —

Geyer.

Wie geht es Ihnen, gnädiger Herr?

v. Fuchs.

Danke, Herr Geyer. — Wo ist die Uhr? Meine Augen sind sehr schwach.

Geyer.

Es thut mir leid, daß Sie noch immer nicht besser sind.

Fliege, leise zu ihm.

Wie Sie spaßen können!

v. Fuchs.

Sie machen sich aber zu viel Unkosten.

Geyer.

Gar nicht. Wollte Gott, ich könnte Ihnen die Gesundheit schenken, wie ich Ihnen diese Kleinigkeit schenke.

v. Fuchs.

Sie geben so viel Sie können. Ich danke Ihnen. Ich werde Ihre Freundschaft nicht vergessen. Besuchen Sie mich ja recht oft.

Geyer.

Ich werde nicht ermangeln.

v. Fuchs.

Verlassen Sie mich nicht.

Fliege.

Hören Sie wohl?

v. Fuchs.

Ihre Mühe soll nicht unbelohnt bleiben.

Fliege.

Sie sind ein glücklicher Mann!

v. Fuchs.

Ich werde es nicht lange mehr machen —

Fliege.

Sie sind sein Erbe.

Geyer, leise zu Fliege.

Gewiß?

v. Fuchs.

Ich fühle mein Ende. O weh! o! o! o! — Der Tod klopft an, — o weh! o! o! o! — ich muß mich reisefertig machen —

Fliege.

Ach! gnädiger Herr, alle Menschen müssen sterben.

Geyer.

Aber Fliege —

Fliege.

Und Sie haben die Jahre —

Geyer.

Ich bitte Dich, hör mich doch an. — Bin ich gewiß sein Erbe?

Fliege.

O natürlich. Jetzt sind Sie, hochgeborner Herr Geyer, meine einzige Hoffnung; bescheint mich die neu aufgehende Sonne nicht, — so werde ich ein Opfer meiner Treue.

Geyer.

Sie soll Dich bescheinen und erwärmen.

Fliege.

Ich habe Ihnen freilich wohl einige Dienste geleistet, und hier hab' ich die Schlüssel zu Ihren Koffers und Kisten, das Inventarium Ihrer Juwelen; ich hebe Ihre Uhr und Ihr Geld auf; ich bin Ihr Hausverwalter hier.

Geyer.

Bin ich aber Universal-Erbe?

Fliege.

Auch nicht ein einziges Legat. Diesen Morgen ist es richtig gemacht, das Siegel ist noch warm, und die Tinte kaum trocken.

Geyer.

Ich bin aber doch neugierig, was den alten Mann wohl so an mich attachirt hat.

Fliege.

Was anders als Ihr Verstand? Ihr heller Kopf?

Geyer.

Du willst Deine Dienste nicht erwähnen, aber ich werd' es Dir nicht vergessen.

Fliege.

Nein wirklich, er lobte von je Ihren großen Scharfsinn; er schätzt Leute, die für jede Sache pro et contra sprechen können, Knoten schlingen und sogleich wieder aufknüpfen: einen solchen Erben hat er sich immer gewünscht. — Es klopft. Aber wer klopft denn da? — Lassen Sie sich nicht sehen, — oder sagen Sie, Sie wären nur auf einen Augenblick im Vorbeigehen herangekom-

men, und hören Sie, erinnern Sie sich zuweilen, wenn Ihre Erndte blüht, Ihres ergebensten Dieners.

Geyer.

Höre Fliege —

Fliege,

indem er ihn an die Thür führt.

Wenn befehlen Sie Ihr Inventarium? Oder eine Kopie Ihres Testaments? Sobald Sie wollen, steht sie Ihnen zu Dienste.

Geyer drückt ihm die Hand, und geht ab.

v. Fuchs.

O vortrefflicher Fliege! ich möchte Dich küssen!

Fliege.

Still, der Herr von Krähfeld ist da.

v. Fuchs.

Leg die Uhr in den Schrank.

Fliege.

Schweigen Sie still, thun Sie als ob Sie schliefen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. von Krähfeld, mit einem Krückenstock, etwas hinkend und gebückt.

Fliege.

Herr von Krähfeld, Sie sind willkommen.

v. Krähfeld.

Was macht Dein Herr?

Fliege.

Wie immer; um nichts besser.

v. Krähfeld.

Wie? besser?

Fliege.

Nein, gnädiger Herr, eher schlimmer.

v. Krähfeld.

Gut, wo ist er?

Fliege.

Dort in jenem Stuhl, eingeschlafen.

v. Krähfeld.

Schläft er viel?

Fliege.

Diese ganze Nacht hat er kein Auge zugethan, gestern eben so wenig; nur etwas Schlummer.

v. Krähfeld.

Gut. Er sollte einen Doktor nehmen.

Fliege.

Er hat zur Arzneikunst kein Vertrauen. Er haßt alle Aerzte. Ich habe ihn oft sagen hören, ein Doktor sollte zeitlebens nichts von ihm erben.

v. Krähfeld.

Wie? Ich nichts von ihm erben.

Fliege.

Ihr Doktor nicht.

v. Krähfeld.

So, so, so, so. Das meint' ich auch nicht. — Wie befindet sich seine Apoplexie?

Fliege.

Wie immer. Er stammelt; seine Augen sind matt, sein Gesicht ist bleicher als gewöhnlich —

v. Krähfeld.

Wie? Reicher als gewöhnlich?

Fliege.

Nein, gnädiger Herr, bleicher als gewöhnlich.

v. Krähfeld.

Gut.

Fliege.

Er schnappt immer nach Luft, und die Augen fallen ihm zu.

v. Krähfeld.

Gut.

Fliege.

Sein Fleisch ist braun wie Leder.

v. Krähfeld.

Sehr gut.

Fliege.

Sein Puls geht langsam und stark.

v. Krähfeld.

Alles gute Symptome.

Fliege.

Und von seinem Kopf fließt ein beständiger kalter Schweiß.

v. Krähfeld.

Wirklich! Ah, ich bin ganz anders gesund! — Was soll denn das Nicken mit dem Kopf bedeuten?

Fliege.

Er hat alles Gefühl verloren; man kann kaum bemerken, daß er noch athmet.

v. Krähfeld.

Schön! schön! — O nun überleb' ich ihn gewiß! das macht mich wieder um ein Dutzend Jahre jünger.

Fliege.

Ich wollte so eben zu Ihnen gehen.

v. Krähfeld.

Ist sein Testament endlich fertig? Wie viel hat er mir vermacht?

Fliege.

Nicht deswegen, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Wie? Was? Nichts?

Fliege.

Er hat nicht sein Testament gemacht.

v. Krähfeld.

Ah, so, so! — Was machte denn aber der Rechtsgelehrte Geyer hier?

Fliege.

Er hatte gewittert, daß hier ein Mann wohne, der sein Testament machen wolle, drum kam er sogleich gelaufen, und schenkte ihm dabei diese Uhr.

v. Krähfeld.

Um auch etwas von der Erbschaft zu erwischen?

Fliege.

Ich weiß es nicht, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Ich weiß es aber. — Ich muß ihm zuvorkommen. — Sieh, Fliege, da hab' ich einen Beutel voll Dukaten mitgebracht, ob der wohl die Uhr aufwiegt?

Fliege.

O gewiß, gnädiger Herr. Sind denn alte Leute nicht wieder wahre Kinder? Er vergißt über so ein Geschenk Krankheit und Tod, macht tausend Projekte, wie er es anlegen will, — und er wird in diesem Punkt mit jedem Tage schwächer.

v. Krähfeld.

Er wird sich also darüber freuen?

Fliege.

Geld ist seine Universalmedicin, diese Herzstärkung wird ihn sogleich etwas besser machen.

v. Krähfeld.

Ja, freilich, freilich.

Fliege.

Ich glaube aber, das wäre nicht gut.

v. Krähfeld.

Was?

Fliege.

Wenn er besser würde.

v. Krähfeld.

Nein wahrhaftig nicht. — Ich möchte es darum fast wieder mitnehmen!

Fliege.

Und warum wollten Sie sich die Mühe machen? — Wenn es hier liegt, ist es dann nicht eben so gut, als läg' es in Ihrem Hause? — denn alles hier, gnädiger Herr, ist ja so gut, wie Ihr Eigenthum.

v. Krähfeld.

Wie? wie? lieber Fliege?

Fliege.

Ich will es Ihnen deutlich machen. — Dies Geld soll er bekommen.

v. Krähfeld.

Verstehe.

Fliege.

Und sobald er nun wieder einen hellen Augenblick

hat, so will ich ihn bereden, sein Testament zu machen, und ihm diesen Beutel zeigen.

v. Krähfeld.

Gut, gut.

Fliege.

Hören Sie mich nur weiter, es kömmt noch besser.

v. Krähfeld.

O, mit Freuden.

Fliege.

Ich rathe Ihnen also, jetzt gleich nach Hause zu gehn; da setzen Sie sich hin, machen Ihr Testament, und setzen den Herrn von Fuchs zum Universal=Erben ein.

v. Krähfeld.

Wie? was? und enterbe meinen Sohn?

Fliege.

Verstehen Sie mich doch nur recht: das ist ja alles nur ein Spaß, eine wahre Komödie.

v. Krähfeld.

Aha!

Fliege.

Dies Testament müssen Sie mir denn gleich schicken. — Wann ich ihm denn nun die ganze Summe von Ihren Sorgen, Ihren Nachtwachen, ihren inbrünstigen Gebeten und andern Aufmerksamkeiten in baarem Gelde vorrechne, und dann noch zu guterletzt Ihr Testament zum Vorschein bringe, — Ihr Testament, worin Sie einen braven, wohlgerathenen Sohn enterben, bloß um ihm Ihr Vermögen zuzuwenden, — kann er dann wohl so kannibalisch grausam, so felsenhart, so gewissenlos sein —

v. Krähfeld.

Und mich nicht zum Erben einsetzen?

Fliege.

Gewiß nicht.

v. Krähfeld.

Diesen ganzen Streich hab' ich mir gestern schon ausgedacht.

Fliege.

Ich glaub' es.

v. Krähfeld.

Du glaubst es nicht?

Fliege.

Ja, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Es ist ganz mein eigenes Projekt.

Fliege.

Wenn er nun das gethan hat —

v. Krähfeld.

Mich zum Erben ernannt?

Fliege.

Sie, der Sie ihn so gewiß überleben —

v. Krähfeld.

Natürlich.

Fliege.

Ein so muntrer Mann —

v. Krähfeld.

Freilich.

Fliege.

Ja, gnädiger Herr —

v. Krähfeld.

Auch daran hab' ich gedacht. — Wie doch dieser Mensch der Dollmetscher und Verdeutscher meiner Gedanken ist!

Fliege.

Das Ganze ist dann nicht allein zu Ihrem Nutzen —

v. Krähfeld.

Sondern noch mehr meines Sohnes; — wie klug ich mir das alles ausgedacht habe!

Fliege.

Der Himmel weiß es, gnädigster Herr, wie es von je an mein eifrigstes Bestreben gewesen ist, meine Sorge, die mir vor der Zeit graue Haare gemacht hat, etwas zu Stande zu bringen —

v. Krähfeld.

Ich verstehe Dich, lieber Fliege.

Fliege.

Für Sie arbeit' ich hier.

v. Krähfeld.

Ja wohl, wohl. — Ich will auch sogleich gehn.

Fliege, leiser.

Gehn Sie zum Henker!

v. Krähfeld.

Ich weiß, Du bist mir ergeben.

Fliege.

Wirklich?

v. Krähfeld.

Und unter diesen Umständen —

Fliege.

Da Ihr Verstand eben so schwach ist, als Ihr Gehör —

v. Krähfeld.

Will ich für Dich ein wahrer Vater sein.

Fliege.

Ich will ein ganzer Kerl von Sohn werden.

v. Krähfeld.

Ich bin ganz jung geworden, nicht wahr?

Fliege.

Freilich, aber machen Sie nur schnell.

v. Krähfeld.

Gut, gut, ich gehe schon. Er geht ab.

v. Fuchs.

O ich berste, Fliege! Knöpf mir geschwind die Weste auf! — ich wäre fast vom Stuhl gefallen, — laß Dich umarmen, Fliege.

Fliege.

Ich thue nach Ihrem Befehl; ich gebe jedem Worte, und lasse ihn damit laufen.

v. Fuchs.

Es giebt kein lustiger Schauspiel, als zu sehn, wie blinde Habsucht sich selbst bestraft.

Fliege.

Durch unsre Hülfe.

v. Fuchs.

Das Alter hat diesen Narren nun fast taub, stumm und blind gemacht, die Jahre haben ihm alle Zähne ausgeschlagen, keiner seiner Sinne ist mehr brauchbar, er ist froh, daß er noch lebt, — und doch will dieser Dummkopf noch eine Erbschaft erschleichen, die er auf keine Art genießen kann: als wenn ihm mein Geld seine

Jugend zurückgeben könnte! Fliege, fast sollte man glauben, es wäre ein verdienstlich Werk, diese Geschöpfe zu betrügen.

Fliege.

Die Natur prägt sie als Narren aus; und als solche muß man sie verbrauchen. Es klopft.

v. Fuchs.

Wie? Noch einer?

Fliege.

Setzen Sie sich wieder in Ihren Stuhl. Ich kenne die Stimme, es ist Rabe, der Kaufmann.

v. Fuchs.

Laß mich einmal todt sein.

Fliege.

Wer ist da?

Er öffnet die Thür, und läßt Rabe herein.

Sechster Auftritt.

Vorige. Rabe.

Fliege.

Ah Herr Rabe! Erwünscht! O wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie sind!

Rabe.

Wie? Was? Worin?

Fliege.

Endlich ist die Stunde gekommen.

Rabe.

Ist er todt?

Fliege.

Noch nicht: aber so gut als todt. Er kennt keinen Menschen mehr.

Rabe.

Das ist schlimm; was soll ich dann anfangen?

Fliege.

Wie so?

Rabe.

Ich hatte ihm hier eine Perl mitgebracht.

Fliege.

Vielleicht hat er noch so viel Gedächtniß, Sie zu erkennen; er schreit immer nach Ihnen; wenn er spricht, nichts als Ihr Name. — Ist die Perl ächt?

Rabe.

Die schönste, die ich bis jetzt gesehn habe.

v. Fuchs, rufend.

Herr Rabe!

Fliege.

Hören Sie.

v. Fuchs.

Herr Rabe!

Fliege.

Er ruft Sie; gehn Sie hin, und geben Sie sie ihm. — Herr Rabe, gnädiger Herr, ist hier, und hat Ihnen eine kostbare Perl mitgebracht.

Rabe.

Wie geht es, gnädiger Herr? — Sag ihm doch, daß sie zwölf Karat wiegt.

Fliege.

Es hilft nichts, er hat alles Gehör verloren; aber doch ist es ihm ein Trost, Sie zu sehn —

Rabe.

Sag ihm, daß ich auch eiuen Diamant für ihn habe.

Fliege.

Am besten ist, Sie geben es ihm selbst in die Hand; dort ist noch der einzige Ort, wo er Verstand hat. Sehn Sie, wie er danach greift!

Rabe.

Was ist das für ein trauriger Anblick!

Fliege.

Ach, wenn der Erbe weint, so muß er unter dem Schnupftuch lachen.

Rabe.

Wie? Bin ich sein Erbe?

Fliege.

Ich habe es beschworen, daß ich vor seinem Tode Niemanden das Testament zeigen will: aber Herr von Krähfeld ist hier gewesen, und Geyer ist auch hier gewesen, und noch andre, die ich nicht alle herrechnen kann; alle wollten erben; aber ich nahm meinen Vortheil wahr, und rief immer Ihren Namen: Herr Rabe! Herr Rabe! nahm Papier, Feder und Tinte, und fragte ihn dann: Wen er zum Erben einsetzen wolle? Herr Rabe. Wer der Exekutor sein sollte? Herr Rabe. Wenn er bei einer Frage stillschwieg, so legte ich sein Kopfnicken, was im Grunde nur Schwachheit war, für

Einwilligung aus, und so schickt' ich die andern unter lauter Flüchen nach Hause.

Rabe.

O mein lieber Fliege! — Er umarmt ihn. Sieht er uns auch nicht?

Fliege.

Ach, wenn der gute Mann noch sehn könnte! — Er kennt keinen Menschen, keinen Bedienten mehr; seine eigne Frau und Kinder würden ihm jetzt unbekannt sein.

Rabe.

Hat er denn Kiuder?

Fliege.

Was thun Ihnen einige Bastarde, die er in der Betrunkenheit immer an Zigeuner verschenkt hat? Wissen Sie's nicht? Es ist ein Stadtmärchen. Alle seine Leute sollen seine Sprößlinge von einigen Judenmädchen sein, mich ausgenommen. Er ist im eigentlichsten Verstande ein Hausvater; aber er hat ihnen allen nichts vermacht.

Rabe.

Sehr gut, sehr gut. Weißt Du aber auch gewiß, daß er uns nicht hört?

Fliege.

Sehn Sie doch nur das armselige Gerippe an; ich zweifle selbst oft, ob er noch lebt.

Rabe.

Ich will jetzt gehn, und ihm lieber unter diesen Umständen mit der Perl nicht beschwerlich fallen.

Fliege.

Auch nicht mit dem Diamant. Wozu auch diese Umstände? Ist nicht alles hier das Ihrige? Bin ich denn nicht hier, Ihr treuer eifriger Diener?

Rabe.

Du hast Recht, lieber Fliege. Er giebt ihm beides. Du bist mein Kamerad, mein Freund, meine Handlungskompagnie; ich stehe Dir mit allem was ich habe, zu Dienste.

Fliege.

Mit etwas ausgenommen.

Rabe.

Und das wäre?

Fliege.

Ihr schönes Mündel. Rabe geht fort. Ist er fort? Ich wußte, daß er nicht eher gehen würde. Er giebt dem Herrn von Fuchs die Perl und den Diamant.

v. Fuchs.

O meisterhafter Fliege, Du hast Dich selbst übertroffen! Es klopft. Wer ist da? — Ich will nun Ruhe haben; laß Musik kommen, wir wollen schmausen und trinken; ich muß mich erholen. — Fliege geht ab. Eine Perl, einen Diamant, eine Uhr, einen Beutel mit Dukaten, — ein sehr guter Fischzug.

Fliege kömmt zurück.

Die geschwätzige Madam Murner, die Frau des deutschen Gelehrten, war da, und erkundigte sich, wie Sie geschlafen hätten, und ob Sie Besuch annähmen?

v. Fuchs.

In drei Stunden, eher nicht —

Fliege.

Ich hab es ihr schon gesagt.

v. Fuchs.

Wenn der Wein mich fröhlich gemacht hat, dann. — Ich wundre mich über den eisernen Glauben dieses Deutschen, der sein Weib allenthalben so herumlaufen läßt.

Fliege.

Er weiß, daß ihr Gesicht nicht eine große Empfehlung ist, hätte sie aber Louisens Gesicht, —

v. Fuchs.

Louisens, — o ihre Lippen, ihren Wuchs, — komm hinein, beim Wein wollen wir manches darüber sprechen.

Fliege.

Ich habe auch schon einen Anschlag im Kopfe, den ich Ihnen vorlegen will. Herr Rabe stände mit dem Herrn von Krähfeld in gar keiner Proportion, wenn er blos so mit seiner Perl und dem Diamant durchkommen sollte. — Kommen Sie nur, und hören Sie mein Projekt. Beide gehn ab.

Siebenter Auftritt.

(Ein Spaziergang in der Stadt, vorn rechts das Haus des Kaufmann Rabe.)

Birnam. Murner. Mehrere Spaziergänger.

Birnam

geht auf und ab, und sieht aufmerksam nach dem Hause des Kaufmanns hinauf.

Was mich wundert, ist, daß mich diese ganze Liebschaft noch nicht ennüyirt, denn beim Henker! ich habe sie heut den ganzen Tag noch nicht gesehen. Am Ende ist sie auf der Promenade, und ich stehe hier wie ein Narr Schildwach vor ihrer Thür.

Murner geht auf und ab, betrachtet alle Gebäude und jeden Vorübergehenden sehr aufmerksam; er schreibt von Zeit zu Zeit etwas in sein Taschenbuch.

Birnam.

Was mag das für ein Mensch sein? — Wenn das ein Nebenbuhler ist, so geht er verdammt gründlich zu Werke. Ich glaube gar, er nimmt das Haus geometrisch auf, um recht en règle zu approchiren.

Murner kömmt auf Birnam zu.

Um Verzeihung, wo geht man von hier nach dem Hafen?

Birnam etwas mürrisch.

Rechts, — wenn die Straße zu Ende ist.

Murner.

Ich danke Ihnen. Er geht bei Seite und schreibt wieder etwas in seine Schreibtafel.

Birnam.

Was fehlt dem Kerl?

Murner.

Können Sie mir auch wohl den Weg zum Kaufmann Meinhard zeigen?

Birnam.

Ich kenne ihn nicht, denn ich bin selbst hier fremd.

Murner.

Das thut mir leid. Er streicht etwas in seiner Schreibtafel aus, und schreibt dann weiter.

Birnam.

Wie so, leid?

Murner.

Weil meine Anmerkung nun unnütz war.

Birnam.

Welche Anmerkung?

Murner.

Die ich so eben über die Einwohner dieser Stadt niedergeschrieben hatte, daß sie sehr mürrisch wären, besonders, wenn man sie nach dem Hafen fragte. — Aus welchem Lande sind Sie, wenn ich so frei sein darf? Es ist ein merkwürdiges Ohngefähr, daß zwei Reisende sich gerade hier treffen.

Birnam für sich.

Gerade hier, gerade hier, sagt er. — laut. Mein Herr, ich bin ein Engländer, ich reise zu meinem Vergnügen, ich bin jetzt hier aus Langeweile verliebt, und es ist manchem schon übel bekommen, der mir bei solchen Gelegenheiten ins Gehege kam.

Murner.

Ich glaub' es Ihnen, das ist ein nationeller Zug; o Sie sind ein Engländer; ein Engländer, — nun so ist meine Mühe doch nicht ganz unnütz gewesen. Wenn Sie

Zeit haben, so können Sie mir wahrscheinlich manches von Ihrer merkwürdigen Insel erzählen.

Birnam.

Wenn es sonst nichts ist, mit Freuden, denn Zeit hab' ich sehr überflüssig.

Murner.

Von Ihrer Staatsverfassung —

Birnam.

Davon grade wenig, aber desto mehr vom Schauspiel, vom Vauxhall, von unsern gefälligen Mädchen.

Murner.

Auch das ist interessant, sehr interessant, für den Beobachter, für den Erzieher ganz besonders. Glauben Sie mir, man darf sich unter den Pädagogen meines Vaterlandes kaum mehr sehen lassen, wenn man damit nicht einigermaßen Bescheid weiß. Sie lesen keinen Bogen in unsern neueren Erziehungsschriften, wo nicht von Unzucht, Ehebruch, Wollust und dergleichen, weitläuftig gehandelt wird. Und das ist nützlich, sehr nützlich —

Birnam.

Und liest sich auch ganz gut. —

Murner.

Aber erst müssen Sie mir über England Rede stehn; ich wünschte längst mir von einem Augenzeugen vieles ins reine setzen zu lassen; — vornehmlich die Fruchtbarkeit des Bodens betreffend. —

Birnam.

Damit kann ich nun wenig dienen. Der Boden um London ist fett, schwarz, weich, sehr zum Koth aufgelegt.

Murner.

Schön, schön! Aber sehr fruchtbar?

Birnam.

Es wächst da wenig; die vielen Landstraßen in der Gegend der Hauptstadt nehmen allen Platz weg.

Murner.

Wahrhaftig ein Nachtheil der Hauptstädte mehr. — Er schreibt. Vom Handel werden Sie mich sehr unterrichten können, neuen Fabriken, neuen Erfindungen —

Birnam.

So hin und wieder; — mein Vater ist selbst einmal Kaufmann gewesen.

Murner.

Vortrefflich! O Sie sind ja eine wahre Fundgrube für mich. Ihr Name?

Birnam.

Birnam.

Murner.

Birnam. Er schreibt ihn nieder. — Sie sind wahrscheinlich schon viel gereist?

Birnam.

Durch den größten Theil von Europa. —

Murner.

Viel Schicksale gehabt?

Birnam.

Dreimal Schiffbruch gelitten.

Murner.

O Sie sind eine wahre Merkwürdigkeit. — Das Jahr Ihrer Geburt?

Birnam.

1768. — Ich glaube der Kerl reist, um sich zum Thorschreiber auszubilden.

Murner.

1768. Er schreibt es nieder. — Ein Vertrauen ist des andern werth; ich muß Ihnen also sagen, daß ich ein Schriftsteller aus Deutschland bin, der jetzt durch dieses Land reist, um eine vollständige Beschreibung desselben herauszugeben. Ich bin schon seit einigen Wochen hier. — Darum ist mir alles so wichtig und merkwürdig: — meine Reisebeschreibung, so kurze Zeit ich auch erst hier im Lande bin, ist doch schon einige Bände stark.

Birnam.

Um des Himmels willen, giebt es viele so rüstige Schriftsteller, und muß das alles gelesen werden, so dank' ich dem Himmel, daß ein Meer zwischen unsern Ländern liegt.

Murner.

Warum denn? Warum denn das? — Aber Sie sind ein Engländer, ein Sonderling; ich kenne Sie. Sie haben aber darin wirklich recht; man sollte den größten Theil unsrer Bücher verbrennen, und die Städte von den Bibliotheken säubern, — aber nur nicht die Reisebeschreibungen und andere nutzbare Werke, die eigentlich praktischen Bücher. Unter diese wird meine Reisebeschreibung gewiß gehören. Sehn Sie nur, wie voll alles von Notaten ist. Er zeigt ihm die Schreibtafel. An jedem Abend schreib' ich sogleich nieder, was ich am Tage gesehn habe. — Hier stehn Sie.

Birnam.

Ich? Wie komme ich zu der Ehre?

Murner.

Weil ich von Ihnen weitläuftig in meiner Reisebeschreibung sprechen werde.

Birnam.

Von mir?

Murner.

O ich merke schon, daß Sie mit eine Hauptrolle darin spielen werden.

Birnam.

Wie in aller Welt —

Murner.

Sie sind ein Engländer, — merkwürdig; Sie sind gereist, — noch merkwürdiger; Sie haben Schiffbruch gelitten, — eine Art von Robinson: wären Sie noch gar vielleicht auf eine wüste Insel gekommen, so bliebe nichts mehr zu wünschen übrig. — Sind Sie vielleicht?

Birnam.

Nie, bei meiner Ehre.

Murner.

Schade, Schade. — Aber gereist sind Sie doch: Sie werden mir wahrscheinlich auch Nachrichten von andern Ländern geben können: o es ist möglich, daß Sie einen ganzen Band füllen.

Birnam.

Ja, wenn Sie mich für so gelehrt halten, so irren Sie wahrhaftig: und überdies, Er sieht sich um — mir war's als hätt' ich sie jetzt da unten gehn sehn; — ich komme eigentlich hieher, ein hübsches Mädchen zu sehn, und soll nun Unterricht in der Länderkunde geben.

Murner.

Desto besser, gelehrt sind Sie nicht, sagten Sie, desto

besser. — Gelehrt sollen Sie auch nicht sein; einen Gelehrten könnte ich gar nicht brauchen; aber interessant, interessant sind Sie. — Auf Stand und Gelehrsamkeit kommt es wahrhaftig nicht an. In Hamburg habe ich das Glück gehabt, einen Mann kennen zu lernen, — sehn Sie, es war nur ein wandernder Handwerker, — ein Schneider: aber er war interessant, und hat mir zu ganzen 300 Seiten Stoff gegeben. Er war durch ganz Deutschland und Ungarn gereist, durch Böhmen und Pohlen; er war ein paar mal Soldat gewesen, und jetzt zuletzt Bedienter beim Fürsten Kaunitz, — ein Mensch, der zu einem Schriftsteller geboren war: ich habe viel von ihm erfahren, sogar, man sollte es kaum glauben, über die geheimen Ursachen des jetzigen Krieges hat er mir manche Aufschlüsse gegeben.

Birnam.

Wahrhaftig? — Aber jeder Leser ist vielleicht nicht vorurtheilsfrei genug, dem Schneidergesellen in Ihrem Buche zu glauben.

Murner.

Erlauben Sie mir, er erscheint da als ein polnischer Starost; das ist man den Schwachen schuldig. Aus Ihnen mache ich zum Beispiel einen englischen Lord, der mit geheimen Aufträgen vom Hofe incognito reist.

Birnam.

Das sind aber Falsa.

Murner.

Sehr unschädliche; — und gäbe man mir auch einige Unwahrheiten Schuld, desto besser: so habe ich Gelegenheit, in einem sogenannten Anhang oder Nachtrag, mei-

nen Recensenten zu widerlegen, zu beschimpfen, ihn, wenn es möglich ist, moralisch todtzuschlagen.

Birnam.

Ein so friedliebender Mann? Ei lassen Sie mich das nicht glauben.

Murner.

Ja, ja, unsre Schriftstellernaturen sind von unsern gewöhnlichen sehr verschieden. Man ist ein ganz andrer Mensch, sobald man nur die Feder ergreift; und Sie wissen es nicht, — Herr, Sie wissen es nicht, was einem so ein boshafter Recensent für Herzeleid macht! — zu dem divertirt dergleichen das Publikum. — Glücklich ist der Schriftsteller, der mit einem von unsern hochberühmten Herrn Gelehrten in Streit geräth; das ist so gut, wie ein Kapital auf viele Jahre. Man muß den Streit nur zu würzen verstehn; zu viel Gründlichkeit macht Langeweile; das zu viele Schimpfen im Gegentheil kann auch ermüden; etwas Personalität schadet nicht, und gut angebracht —

Birnam.

Personalitäten? Ist das aber Recht?

Murner.

Schriftstellerrecht. — Dann geräth der und der bekannte Mann, den man bis jetzt für vernünftig gehalten hat, in Hitze; das amüsirt. Jemand, den man sich beständig in einer gewissen kalten, philosophischen Ruhe gedacht hat, fängt an zu schimpfen wie eine Marketenderin; das überrascht: — man interessirt sich für den Zank, weil er mit Leidenschaft geführt wird, und man die Personen genauer kennen lernt, — so schreiben sich ganze Bände voll.

Birnam.

Aber bringt das, zum Henker, keinen üblen Ruf?

Murner.

Thut nichts. Manche Leute würden ihren üblen Ruf nicht gegen den besten vertauschen. Das zieht an, das macht neugierig auf alles was so ein verrufener Mann schreibt: man lacht, oder man findet sich weise dabei. Leider, so ist es nun einmal. Ich meines Theils, ich habe bis itzt den allerunbescholtensten Ruf, — aber eben darum — zuckt mit den Achseln. — — Sehr heftig. Ich schwöre es Ihnen zu, in Augenblicken der Verzweiflung über den Undank meines Vaterlandes, habe ich schon oft die Feder ergriffen, um ein ganzes Glaubensbekenntniß von Spinocismus, Jakobinismus, von Flüchen und Plattitüden zu schreiben, — Confessions, gegen welche Barths und Rousseaus furchtsam geschrieben sind. —

Birnam.

Und das sind allgemeine Schriftstellermaximen in Ihrem Lande?

Murner.

Nein, Gottlob nicht! Einige Schriftsteller leben immer so still für sich weg: das ist auch sehr gut: zu viele politische Köpfe würden sich einander schaden.

Birnam.

Ich bin in der Schriftstellerwelt freilich herzlich unbekannt; aber sie ist interessanter als ich dachte. Das sind Talente, von denen ich bis jetzt noch keine Vorstellung hatte.

Murner.

Wirklich? — Sie sind auch erst in unserm Zeitalter zu einer gewissen Vollkommenheit gediehen; eben so wie

die Kunst, Reisebeschreibungen zu machen. Ehedem pflegte man sich nur das Merkwürdigste mit einer emsigen Mühsamkeit aufzuzeichnen; aber so eine trockne Gründlichkeit ist unausstehlich; — einem rechtschaffenen Reisebeschreiber muß alles merkwürdig sein. Wenn man nicht gräbt, wozu hat denn der Mensch die Hände, als zum Schreiben?

Birnam.

Eine sehr gute Bemerkung.

Murner.

Sie glauben nicht, was ich Ihnen bei jedem Baum sagen will. — Bei einer Eiche zum Beispiel über die Nutzbarkeit zum Bau-, Zimmer- und Brennholz, über die Nothwendigkeit der Rinde zur Lohgerberei, und über die Mast, o über die Mast erstaunlich viel. Fahre ich vor einem Berge vorüber, so sind entweder Höhlen darin, oder er ist ein vulkanisches Produkt, oder er hat Erze, oder ehemals gehabt, oder ich vermuthe wenigstens, daß er sie haben könnte; dann wird bei der Gelegenheit ein großer Theil der Bergwerkskunde abgehandelt. So werd' ich heut' Abend, bei Gelegenheit Ihres Namens, einen kurzen Abriß von ganz England machen, eine Beschreibung seiner Produkte, und einen ziemlich weitläuftigen Auszug aus seiner Geschichte. Bei Ihren Seereisen lasse ich mich denn über die ganze Marine heraus, und so immer weiter. — Man hat natürlich treffliche Bücher zum Nachschlagen. — Begreifen Sie nun? —

Birnam.

O ja, ich begreife jetzt recht gut, wie man ein solches Buch schreiben kann; aber wie man es lesen kann —

Murner.

Da irren Sie wieder. Ich muß es zur Ehre meines Vaterlandes gestehen, Reisebeschreibungen sind jetzt Modelektüre. Manche Leser haben freilich das Unglück immer zu schlafen; nun macht es aber doch wahrhaftig ihrem Verstande immer noch mehr Ehre, über eine Reisebeschreibung, als über Werthers Leiden einzuschlafen. Die Reiselekture gehört zur Aufklärung, zu den Fortschritten des Jahrhunderts.

Birnam.

So?

Murner.

Wollen Sie mich jetzt zum Hafen begleiten? Ich habe dort noch manches über den Volkscharakter einzusammeln. Ich will Ihnen unterwegs etwas von meinen Planen über die Kindererziehung mittheilen, denn das ist ganz hauptsächlich mein Fach.

Birnam.

Wahrhaftig, Ihre Gesellschaft ist mir sehr angenehm: Sie haben mein ganzes Herz gewonnen; wir werden Freunde werden. Aber jetzt muß ich fort. Sehn Sie das allerliebste Mädchen dort! — über den verdammten Vormund. —

Murner.

Schön, recht schön; ich traue ihr viel Natur zu. Aber was nützt es Ihnen jetzt, sie anzusehn? Kommen Sie, kommen Sie.

Achter Auftritt.

Vorige. Rabe. Louise.

Rabe.

Jetzt sind wir genug spazieren gegangen, wir wollen wieder ins Haus gehn.

Louise.

Schon? — Es ist so schönes Wetter.

Rabe.

Eben darum, weil es so schönes Wetter ist.

Birnam.

Daß so ein Engel einen solchen Zuchtmeister haben muß!

Murner.

Das ist eine Erziehung nach der alten Art; aber kommen Sie nur, eben davon will ich Sie ja unterhalten.

Rabe.

Es sind mir zu viel Leute auf der Promenade.

Louise.

Ich habe wenige gesehn.

Rabe.

So? — das glaub' ich wohl; weil Sie heut schon wieder nur den Herrn von Krähfeld sahen. — Denken Sie, ich habe es nicht bemerkt, wie er Ihnen nachging? Wie Sie ihn von der Seite ansahen, als Sie thaten, als wenn Sie gegenüber etwas betrachteten? O, ich habe auch Augen. — Und der naseweise Engländer, — wahrhaftig, da steht er schon wieder!

Birnam.

Daß ich ihn nicht abprügeln darf, so wie ich möchte!

Murner.

Nun, wenn Sie denn doch einmal verliebt sind, so will ich Ihnen die Art erzählen, wie ich um meine Frau warb. Da werden Sie lernen, wie sich in solchen Fällen ein Mann beträgt, der von Philosophie und Schwärmerei gleich weit entfernt ist.

Birnam, ärgerlich.

So wollt' ich! — Herr ich gehe mit Ihnen; aber es ist des Kerls wegen, der mir da ewig im Wege steht, — wahrlich nicht Ihrer Geschichte zu gefallen.

Murner.

Ihre Liebe macht Sie heftig. — Kommen Sie, kommen Sie. Er geht mit Birnam ab.

Rabe.

Endlich ist er fort! Es ist nicht auszustehn.

Louise.

Was thut er Ihnen aber? Ich kenne ihn kaum.

Rabe.

Desto mehr aber den Herrn von Krähfeld? O ich kenne Sie auch. Ihr seliger Vater hat mich aber wahrhaftig nicht umsonst zu Ihrem Vormund gesetzt; und so lange ich das Amt habe, sollen Sie nicht an ihn denken.

Louise.

Hat er Ihnen aber zugleich das Recht gegeben, mir grausam zu begegnen?

Rabe.

Ich sorge für Ihr Bestes, ich bewahre Sie vor Verführung: das ist meine Pflicht. Wenn Sie heirathen wollen, warum denn nicht meinen Mündel, den jungen Herrmann? Einen hübschen Menschen mit einem an-

sehnlichen Vermögen, den Freund Ihres Vaters, meinen Busenfreund? Antworten Sie.

Louise.

Was kann ich Ihnen neues antworten? dem Himmel sei Dank, daß Herrmann jetzt auf Reisen ist. Ihre Tyrannei, seine Zudringlichkeit, macht mich unglücklich, so sehr, daß ich nichts so sehnlich wünsche, als den Tag, der mich von Ihrer Herrschaft befreien wird.

Rabe.

So? so? damit Sie dann hübsch thun können, was Sie wollen? damit Sie dann keinen Aufseher mehr haben? Aber nein, Sie werden, Sie sollen ihn noch lieben; ich habe es ihm versprochen. Sie werden es einsehn, wie gut ich es mit Ihnen meine, wenn ein so schönes Vermögen beisammen bleibt: — Sie werden ihn gewiß noch heirathen.

Louise.

Wollen wir nicht hineingehn?

Rabe.

Ah, — Wie? Was? Was seh' ich denn da? Ihre Fenster stehn ja offen? —

Louise.

Um frische Luft im Zimmer zu bekommen.

Rabe.

So? So? — Meinen Sie? — Ah, wenn ich Sie nicht kennte! — Um ein niedliches Briefchen von dem Herrn von Krähfeld ins Zimmer zu bekommen: um zu berathschlagen, wie Sie den alten Vormund betrügen wollen, wo Sie sich einander antreffen wollen, und welche Bedeutung Ihre Winke haben sollen. — O ich kenne Sie.

Louise.

Herr Vormund —

Rabe.

Aber ich will schon Mittel finden, ich will Sie doch überlisten: ich will eiserne Stangen vor das Fenster ziehn lassen; ich will es zumauern lassen; Sie sollen hinten auf dem Hofe wohnen, niemand zu sehn bekommen, nur auf dem Hofe spazieren gehn. — So weit wird es kommen!

Louise.

Aber Herr Vormund —

Rabe.

Da seh' ich den Fliege kommen; er grüßt; er will zu mir. — Gehn Sie hinein; riegeln Sie die Thür zu, machen Sie die Fenster zu, ich sag' es Ihnen, — und auch die Vorhänge. Er schließt auf, Louise geht hinein. Sein Herr ist gewiß todt. — Ich will ihn nicht hineinnehmen; ich will lieber draussen mit ihm auf und abgehn.

Neunter Auftritt.

Rabe. Fliege.

Rabe.

Willkommen, Fliege, ich vermuthe deine Nachricht schon.

Fliege.

Ich glaube nicht.

Rabe.

Ist er nicht todt?

Fliege.

Bewahre!

Rabe.

Doch nicht besser?

Fliege.

Seine Besserung war nie so zu fürchten als jetzt.

Rabe.

O ich bin ein unglücklicher, kreuzlahmgeschlagener Mann! Wie? Was? — Wie ist es denn aber zugegangen?

Fliege.

Wie? — Geyer und der Herr von Krähfeld sind bei ihm gewesen, und die haben den neuen Magnetiseur Schirmer zu ihm kommen lassen; — ich war gerade in einem andern Zimmer.

Rabe.

Und davon ist er besser geworden? Nicht möglich! Nicht möglich! Wie sollte das zugegangen sein? Ich kenne den verdammten Charlatan, den Quacksalber, den Lumpenkerl; ich habe ihn ja noch gekannt, da er als Friseur herumlief; dann ging er unter eine Bande herumziehender Komödianten; ein Kerl, der nicht lesen und schreiben kann, — wie sollte der denn solche Wunderkuren verrichten? Es ist nicht möglich!

Fliege.

Weiß der Himmel, wie es zugegangen ist! — Er strich ihm über die Brust und den Unterleib eine Viertelstunde, und darauf ward es sogleich mit ihm besser.

Rabe.

Wäre der Kerl doch beim Frisiren geblieben, so hätte er doch nicht Leute unglücklich gemacht! — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Ich wollte alles darum geben, wenn der Schurke gar nicht in unsre Stadt gekommen wäre.

Fliege.

Jetzt ist nun ein Kollegium von Aerzten zusammengekommen, um mit einander zu berathschlagen, auf welche Art seine Gesundheit am besten könnte hergestellt werden. Da war nun ein Gerede von Brunnenkuren, — sie wurden verworfen; von Bädern und mineralischen Wassern, — ebenfalls; von Kräuterkuren, — sie gingen nicht durch: bis endlich das abgeschmackteste von allem beschlossen ward, wie es denn sehr oft geht, wenn sich Leute tagelang den Kopf zerbrechen, um das gescheidteste ausfindig zu machen. — Rathen Sie einmal, was.

Rabe.

O ich bin kein Doktor.

Fliege.

Sie würden es auch zeitlebens nicht errathen. — Ein junges Weib, oder Mädchen, die ihn vollkommen in vierzehn Tagen kuriren soll.

Rabe.

Wie? Was? Hätt' ich doch nie geglaubt, daß die Aerzte solche Narren sein könnten.

Fliege.

Man irrt sich oft in den Leuten. Aber sie haben alle ihre Ehre zum Pfande gesetzt, daß er dadurch besser würde.

Rabe.

Und ich setze meine Ehre zum Pfande, daß sie alle toll sind.

Fliege.

Und sollten Sie wohl glauben, daß der alte Herr so abergläubisch wäre, auf dies Hausmittel zu vertrauen.

Rabe.

Wirklich?

Fliege.

In der That. — Da ich nichts ohne Ihr Vorwissen unternehmen mag, so kam ich nur geschwinde zu Ihnen, um mich hier Raths zu erholen, denn ich habe den Auftrag, dies Mittel zu besorgen.

Rabe.

Was kann ich da für Rath geben? — O alle meine schöne Hoffnungen! — Es fehlt ja nicht an solchen Mädchen in unsrer Stadt.

Fliege.

Das wohl nicht; allein der alte Mann ist darin sehr delikat; und es ist bei der Kur die Bedingnug gemacht, daß er zu dem Mädchen Neigung haben müsse: alle diese verabscheut er. Und dann, glauben Sie nicht, daß ein solches Mädchen so klug sein würde, sich bei ihm zu bereichern? — Nein, es muß ein simples, unbefangenes Mädchen sein, das Ihnen keinen Schaden thut.

Rabe.

Ja, was ist da zu machen?

Fliege.

Sollten Sie nicht irgend ein Mädchen im Hause haben? das würde mehr wirken, als alle Perlen und Diamanten. Oder eine weitläuftige Anverwandte? — Einer von den Aerzten hat ihm schon seine Tochter angeboten.

Rabe.

Zur Maitresse.

Fliege.

Bewahre! zur Frau.

Rabe.

Zur Frau?

Fliege.

Ja freilich. — Der Herr von Fuchs würde sie auch vielleicht angenommen haben, aber er kennt sie nicht, und hat also keine Neigung zu ihr: — aber, wer weiß, wenn er sie sieht; — die Neigungen des Menschen sind oft wunderlich, — und ich fürchte, in schwachen Augenblicken vermag oft ein Mädchen viel, besonders über einen alten Mann.

Rabe.

Seine Tochter?

Fliege.

Warum nicht? der Herr Doktor ist schlau, — er weiß, daß er seine Tochter bald wieder bekömmt, und zwar als eine reiche Wittwe. Es kömmt dann blos auf ihn an, ob er sich oder die Tochter zum Erben ernennen lassen will.

Rabe für sich.

Ich bin in einem großen Gedränge! — Bei Herrmann mach' ich mich freilich für meine Dienste gut bezahlt, — ob ich ihm mein Wort halte? — aber die Gefahr ist hier zu groß; wenn ich nicht eile, so erndtet der Doktor wahrhaftig da, wo ich so mühsam gesäet habe.

Fliege.

Er hat angebissen.

Rabe.

Ob sie es auch thun wird? Sie muß; und warum nicht? Man läßt ihr dafür mit dem Krähfeld etwas mehr Freiheit, — o sie willigt ein. Und Herrmann, — für den ist es auch gut; wahrhaftig, ich thue ihm einen

Dienst damit. In vier Wochen ist sie Wittwe, und wenn sie erst an den Alten verheirathet gewesen ist, so scheint ihr Herrmann golden. Herrmann ist ein kluger Mann: ich lasse ihm zur Noth einen Theil der Erbschaft. — Ja ich muß dem Doktor, dem Schurken, zuvorkommen. — Fliege, ich habe mich auf etwas besonnen.

Fliege.

Nun?

Rabe.

Mein Mündel soll seine Frau werden.

Fliege.

Wirklich?

Rabe.

Wenn ich nur wüßte, daß er Neigung zu ihr bekommen könnte.

Fliege.

Die hat er schon. Da er sie einmal vor seinem Hause vorbeigehn sahe, gestand er mir, daß er dies Mädchen am ersten lieben könnte: ich hätte Ihnen daher gleich zu dieser gerathen; aber ich fürchtete ihre Gewissenhaftigkeit.

Rabe.

Ei was! — Es ist also alles richtig. Geh nur gleich zu ihm, sag ihm wie bereitwillig ich sogleich gewesen sei, da Du kaum das erste Wort hättest fallen lassen, — wie es denn auch in der That ist. — Schwöre ihm, es sei ganz mein freiwilliger Entschluß gewesen.

Fliege.

Ich bin Ihnen Bürge, daß er nun alle übrigen abweisen wird. — Aber kommen Sie nicht eher, bis ich nach Ihnen schicke, denn ich habe mehrere Geschäfte.

Rabe.

Vergiß es auch nicht.

Fliege.

Gewiß nicht. Er geht ab.

Rabe.

Hm! hm! hm! — Er klingelt, Louise riegelt von inwendig die Thür auf.

Zehnter Auftritt.

Rabe. Louise.

Louise.

Klingelten Sie?

Rabe.

Ja wohl. — O ich glaube gar, Sie haben geweint? Ei nicht doch; denken Sie denn, daß es vorhin mein Ernst war?

Louise.

Nicht?

Rabe.

Je, purer Scherz, bei meiner Seele! — Sie wissen, ich liebe Sie, wie mein leibliches Kind, und ein zärtlicher Vater geht leicht zu weit in seiner Sorgfalt. — Weiß man denn nicht, daß es blos auf den Willen der Weiber ankömmt, die ganze Welt zu betrügen? — Nein, ich traue Ihnen, und Sie sollen Beweise davon haben. — Gehn Sie nur hinein, und ziehn Sie sich an. Wir sind beim Herrn von Fuchs gebeten. Sie sollen künftig sehn, ob ich wohl ein argwöhnischer eigensinniger Mann bin. Er geht mit Louise ins Haus.

Eilfter Auftritt.

Karl von Krähfeld.

War das nicht Louise, die eben hineinging? — das arme Mädchen muß viel von dem harten Vormunde leiden. Ihre Fenster sind zugemacht, die Vorhänge herunter gelassen. Ich hätte sie heute so gern gesprochen. — Ob sie nicht ans Fenster kommen sollte? — Wenn nur diese beiden Monate seiner Vormundschaft verflossen wären! — Mein Vater willigt gewiß ein, und in meinen Armen sollte das tugendhafte Mädchen glücklich sein. — Ist ihre Sehnsucht nur halb so stark, als die meinige, so kömmt sie gewiß. — Er lehnt sich an einen Baum, und sieht aufmerksam nach den Fenstern hinauf.

Zwölfter Auftritt.

Karl von Krähfeld. Fliege.

Fliege für sich.

Ich hatte doch vorher den jungen Krähfeld gesehn, — ob er sich nicht in der Gegend dieses Hauses herumtreiben sollte? — Da ist er ja — Ganz gehorsamster Diener, Herr Baron.

Karl.

Schon gut.

Fliege.

Sie werden verzeihen —

Karl.

Ich bitte Dich, geh, und laß mich zufrieden.

Fliege.

Lieber Herr Baron, verachten Sie meine Armuth nicht.

Karl.

Das nicht, aber Deine Niederträchtigkeit.

Fliege.

Niederträchtigkeit?

Karl.

Ja. Frage nicht noch, als ob Du daran zweifeltest. —

Fliege weinend.

Gut, gut, der Arme muß oft viel leiden, man wird es gewohnt; — aber wahrhaftig, es ist grausam.

Karl.

Wie? Er weint?

Fliege.

Es ist wahr, ich bin arm, und muß mir selbst meinen Unterhalt suchen; ich habe kein eignes Vermögen, sondern muß mein Brod im Dienste erwerben: aber bin ich darum schon schändlich? Hab' ich schon zwischen Freunden oder Familien Uneinigkeit gestiftet? gelogen? geschmeichelt? Hab' ich Meineide geschworen, oder die Unschuld verführt? — Ich will mich lieber auf eine kümmerliche Art durchhelfen, als im Ueberfluß schändlich leben.

Karl.

Es kann sein, daß ich Dir Unrecht that, — und wenn ich auch nur ein Wort zu viel sprach, so vergieb mir, und sage, was Du mir zu sagen hättest.

Fliege.

Es betrifft Sie; und blos aus Rechtschaffenheit und Liebe zu Ihnen, hab' ich Sie aufgesucht, ob es gleich

einigermaßen Unrecht ist, daß ich gegen das Interesse meines Herrn handle. — So hören Sie denn, Ihr Herr Vater ist so eben im Begriff, Sie zu enterben.

Karl.

Wie?

Fliege.

Er will Sie ganz wie einen wildfremden Menschen behandeln; und weil mir das im Herzen wehe that, kam ich hieher es Ihnen zu sagen.

Karl.

Unglaublich! Unmöglich! — Mein Vater kann nicht so unnatürlich sein. —

Fliege.

Die Rechtschaffenheit zweifelt immer an dem, was nicht gut ist. Ich will Ihnen aber noch mehr sagen. Es ist schon geschehen, oder geschieht doch in diesem Augenblick; und wenn es gefällig wäre, mit mir zu gehn, so wollt' ich Sie an einen Ort führen, wo Sie selbst alles mit anhören könnten. —

Karl.

Ich bin vor Erstaunen außer mir.

Fliege.

Wenn es nicht wahr ist, so nennen Sie mich einen Schurken, und strafen mich, so hart Sie nur immer wollen. — Das Herz blutet mir. —

Karl.

Komm, ich will mit Dir gehn. — Beide gehn ab.

Zweiter Aufzug.

(Das Zimmer aus dem ersten Akt.)

Erster Auftritt.

v. Fuchs kömmt im Schlafrock aus dem Zimmer im Hintergrunde.

v. Fuchs.

Das war ein vortrefflicher Wein, und die Pasteten nicht weniger. Nun fehlt noch Fliege, der mir gute Nachrichten von Louisen bringt, und mein Glück ist vollkommen. —

Friedrich kömmt herein.

Friedrich.

Madam Murner —

v. Fuchs, bei Seite.

O ich wollte! — Laß sie hereinkommen. — Er setzt sich in seinen Stuhl. — Giebt es denn keine reinen Freuden auf dieser Erde?

Zweiter Auftritt.

von Fuchs. Madam Murner.

M. Murner.

Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen. — Wie haben Sie geruht? Wie gespeist? Wie ist Ihr Appetit? — Immer noch so matt? Haben

Sie noch immer das Brennen in der Kehle? den beständigen Durst?

v. Fuchs.

O freilich, freilich. Mir hilft keine Medicin. — Und wie geht es Ihnen, Madam Murner?

M. Murner.

Was das Schlafen anbetrifft, leidlich. Vor drei Wochen war ich eine Zeitlang mit Insomnien geplagt; mein Doktor hat mir aber das Lesen, und sogar das zu viele Denken, streng verboten, und seitdem habe ich mehr Ruhe. — Mit dem Appetit — Sie sieht in einen Spiegel. Aber wie ich aussehe; wie eine alte Matrone hat sie mich frisirt! — Verzeihen Sie, daß ich so zu Ihnen kommen durfte. Es ist unausstehlich, wie oft man dem Mädchen etwas sagen muß; ich predige täglich, — ich habe ihr eine ganze Theorie des Anzugs vorgetragen, — wie so ein Dienstbote das begreifen kann, versteht sich. Aber es hilft nichts.

v. Fuchs.

Meine Noth geht an, — sie wird mich in Ohnmacht sprechen. —

M. Murner.

Was wird man hier in der Stadt von den Deutschen denken, wenn ich nicht einmal erträglich gekleidet gehe? Das ist ein schöner Ruhm für mein Vaterland. — Sie verläßt den Spiegel. Und wie befinden Sie sich? Also noch nicht besser?

v. Fuchs.

Ich habe diese Nacht einen sehr schweren Traum gehabt; mir träumte —

M. Murner.

Warten Sie, — ich hatte auch einen fürchterlichen Traum, wenn er mir doch beifiele —

v. Fuchs.

O Himmel, da hab' ich in ein Wespennest geschlagen.

M. Murner.

Mir träumte, ich stände in Paris, auf dem sogenannten Revolutionsplatze —

v. Fuchs.

Ums Himmels Willen, halten Sie ein; ich schwitze am ganzen Leibe, wenn ich nur das Wort Paris nennen höre; sehn Sie, wie ich zittre —

M. Murner.

Je Sie armer Mann! — Trinken Sie doch Limonade, oder ein wenig Mandelmilch, das dämpft die Hitze, — oder —

v. Fuchs.

O weh! o weh!

M. Murner.

Fliederthee mit Manna. Sie haben doch wohl guten Muscatwein im Hause.

v. Fuchs.

Befehlen Sie etwa, wenn Sie jetzt in die kalte Luft gehn?

M. Murner.

Ich danke ergebenst. — Etwas Saffran darunter, nur etwa einen halben Gran, und Nägelgen; etwas von einer Muskatennuß, gestoßenen Ingwer und Honig, aber von der feinsten Sorte —

v. Fuchs.

Nun ist sie im Zuge; — o sie macht alle Vorstellung zu Schanden; mir ist so wahrhaft übel —

M. Murner.

Und dazu die gehörige Quantität Himbeer-Syrup. — Befehlen Sie etwa, daß ich Ihnen dies Getränk zubereite?

Fliege.

Nein, nein, mir ist ganz wohl. — Meinetwegen bemühen Sie sich nicht weiter.

M. Murner.

Ich pfusche ein wenig in die Arzneikunst, wie Sie wohl merken werden. Sonst ist eigentlich Musik jetzt meine Leidenschaft, zwei oder drei Stunden am Morgen ausgenommen, in denen ich mahle. Ich liebe alle schönen Künste mit Passion, eben so sehr als mein Mann sie haßt, eben darum, weil mein Mann sie haßt; besonders aber die Musik; es war auch Plato's und Pythagora's Schwachheit, wenn ich nicht irre.

v. Fuchs.

War das nicht derselbe Pythagoras, der seine Schüler fünf Jahre schweigen ließ, um sie mit Ehren in Gesellschaft produciren zu können? — Wenigstens sagt ein Dichter —

M. Murner.

Welcher von Ihren Dichtern? Nennen Sie mir nur den Namen, und ich weiß dann gleich, was der gute Mann hat sagen wollen. — Ich muß übrigens gestehn, daß Ihre Landsleute in der Dichtkunst noch weit hinter den unsrigen zurückbleiben; — Kotzebue, Göthe, Schiller, Meißner, Wieland, Klopstock, — welche Namen!

v. Fuchs.

Allenthalben werd' ich geschlagen.

M. Murner sucht in ihren Taschen.

Sollt' ich denn gar keinen meiner Lieblinge bei mir haben? — Richtig. Hier ist zum Beispiel die niedliche kleine Ausgabe des Oberon.

v. Fuchs.

Ich muß nur ganz stillschweigen, das ist noch die beste Parthie, die ich nehmen kann.

M. Murner.

Alle Nationen wetteifern jetzt, die Schätze der deutschen Poesie kennen zu lernen. — Klopstock, der erste epische Dichter; Schiller, nur etwas zu gespitzt; Göthe, zu affektirt; Kotzebue ist mein Lieblingsdichter, — da sieht man die reizende nackte Natur, — bisweilen etwas zu shakespearisch, aber das wird sich noch geben. — Wieland ist sehr angenehm, nur bisweilen etwas schlüpfrig. — Hören Sie mich?

v. Fuchs.

O ja. — für sich. Ich möchte Krähfeld wegen seiner Taubheit beneiden.

M. Murner.

Doch für wen schlüpfrig? — Nur für jene schwachen Seelen, denen die Natur jede Art der Stärke versagt hat; — diese werden einer jeden noch so kleinen Leidenschaft ihre Moral aufopfern; sie erkennen nicht das Tribunal der Vernunft, die am Steuerruder sitzen soll, um alle Neigungen des Gemüths zu lenken. Keine schimmernde Außenseite reizt den tiefern Forscher, der seine Ideen und Gefühle genauer untersucht; ihn kann

nichts aus seiner kalten philosophischen Ruhe bringen. — Nicht wahr?

v. Fuchs.

Ich wollte, ich könnte Ihnen Recht geben.

M. Murner.

Ich muß Sie wahrhaftig öfter besuchen, um Sie heiterer zu machen. Lachen Sie doch, und sein Sie lustig!

v. Fuchs zwingt sich in der Verzweiflung laut aufzulachen.

M. Murner.

Bravo! Bravo! — O Sie gehören zu den wenigen Menschen, mit denen ich in der engsten Freundschaft leben könnte. — Bis jetzt fand ich nur einen, mit dem ich sympathisiren konnte. Die meisten Menschen sind zu träge, oder zu lebhaft, und haben aus der einen oder der andern Ursach einen Widerwillen gegen ein muntres, fortgesetztes Gespräch. Unglaublich viele haben die Unart, einen beständig zu unterbrechen. In Ihnen finde ich den zweiten Mann, der die wahre Temperamentsmischung hat, der im Stande ist, aufmerksam einem andern zuzuhören. — Der erste war ein Engel: vier Stunden sprachen wir bisweilen miteinander, ohne daß er mich auch nur ein einzigesmal unterbrochen hätte. — Ich will Ihnen doch erzählen, — vielleicht kann es Ihnen Schlaf machen, — wie wir an sechs Jahr zusammen lebten, und uns liebten —

v. Fuchs.

O weh! o weh! o weh!

M. Murner.

Wir waren von gleichem Alter, und so —

v. Fuchs.

Himmel! Schicksal! Verhängniß! rettet mich!

Dritter Auftritt.

Vorige. Fliege.

Fliege.

Ihr ergebenster Diener, Madam.

M. Murner.

Ergebene.

v. Fuchs.

Fliege! Er winkt ihn zu sich. Leise. O willkommen, willkommen, Du mein Erlöser!

Fliege.

Wie, gnädiger Herr?

v. Fuchs.

O nimm mich von der Folter! Sogleich! Sie hat mich lahm geschwatzt. Die Sturmglocken in Frankreich können jetzt nicht so laut und unaufhörlich schlagen; der Stadtausrufer hätte sie nicht überschrien.

Fliege, leise.

Uebereilen Sie sich nicht. Hat Sie denn kein Geschenk mitgebracht?

v. Fuchs.

O ich verlange keins; mag sie doch ihr Weggehn so hoch anrechnen, als sie will.

Fliege, laut.

Madam —

M. Murner.

Ich sticke jetzt für Sie eine Weste im neusten Gout; alle meine Kunst will ich dabei aufbieten.

Fliege.

Vortrefflich; ich habe aber vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Gemal gesehen habe, wo Sie es gewiß nicht vermuthen sollten —

M. Murner.

Wo denn?

Fliege.

Wenn Sie eilen, so können Sie ihn noch vielleicht auf der Promenade antreffen, in Gesellschaft einer Dame, die etwas von der Verläumdung leiden muß.

M. Murner.

Wirklich?

Fliege.

Ueberzeugen Sie sich selbst. Madam Murner empfiehlt sich. Ich dachte wohl, daß sie gleich gehn würde.

v. Fuchs.

Tausend, tausend Dank, Fliege. Und was für Nachrichten?

M. Murner, zurückkommend.

Mit Erlaubniß —

v. Fuchs, faltet die Hände.

O gütiger Himmel!

M. Murner.

Auf der Promenade?

Fliege.

Auf der Promenade.

M. Murner.

Wollen Sie mir wohl einen Ihrer Bedienten erlauben?

v. Fuchs.

Mit Vergnügen. —

Madam Murner geht ab.

Fliege.

Alles neigt sich auf die glücklichste Art zur Erfüllung Ihrer Wünsche. — Stellen Sie sich vor, ich habe ihr die Ehe versprechen lassen. Ha! ha! ha! Sie wünschten sie zur Frau, hab' ich gesagt —

v. Fuchs.

Aber Fliege —

Fliege.

Lassen Sie das gut sein. Wenn Sie nur einmal hier ist. — Setzen Sie sich dort in Ihren Stuhl; der Herr von Krähfeld muß im Augenblick mit seinem Testamente kommen. Auch seinetwegen hab' ich noch etwas angeordnet. Wenn er fort ist, will ich Ihnen mehr sagen. Er läßt die Vorhänge herunter, und geht ab; v. Fuchs setzt sich indeß in seinen Stuhl.

Vierter Auftritt.

v. Fuchs. Karl v. Krähfeld. Fliege.

Fliege,
der ihn leise hereinführt, und hinter den Schirm stellt.

Verbergen Sie sich hier; und Sie werden alles hören. Aber ich bitte, sein Sie ja ruhig. — Man klopft. Dort klopft schon Ihr Herr Vater; ich muß Sie verlassen.

Karl.

Thu das — Ich kann es noch immer nicht glauben.

Fliege geht und schließt die Thür auf.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Rabe. Louise.

Fliege.

Das Wetter! Ei, ei, Sie kommen zu früh. Ich sagte ja, ich würde nach Ihnen schicken.

Rabe.

Ich fürchtete aber, Du möchtest es vergessen.

Fliege.

Es ist jetzt nicht mehr zu ändern. Er führt sie auf die rechte Seite des Zimmers, dem Schirm gegenüber. Warten Sie hier einen Augenblick, ich werde sogleich zurückkommen. — Er geht zu Karl hinter den Schirm.

Rabe.

Sie wissen wohl nicht, Louise, warum Sie hier sind?

Louise.

Ich weiß nichts weiter, als was Sie mir gesagt haben.

Rabe.

Nun so will ich Ihnen jetzt etwas mehr sagen.

Fliege, zu Karl.

So eben hat Ihr Herr Vater sagen lassen, daß er erst in einer halben Stunde kommen würde; wenn es Ihnen daher gefällig wäre, hier in die Bibliothek zu spazieren, um sich die Zeit zu vertreiben? Ich werde dafür sorgen, daß Sie von niemand gestört werden. Er öffnet links eine Nebenthür, und Karl geht hinein; Fliege verläßt ihn.

Karl,
der sogleich wieder zurück kömmt, und seine vorige Stellung einnimmt.

Ich will hier stehn bleiben, denn ich traue dem Menschen nicht.

Fliege, für sich.

Dort ist er entfernt genug und kann nichts hören. Nun muß ich nur dem Vater aufpassen.

Rabe,
der indeß mit Louisen leise gesprochen hat.

Entschließen Sie sich nun, denn es muß doch geschehn.

Louise.

Ich bitte, ich beschwöre Sie; — doch ich kann so etwas unmöglich für Ihren Ernst halten.

Rabe.

O ich bin zum Spaßen gar nicht aufgelegt. Was ich sage, das ist auch meine Meinung. Ich bin nicht verrückt; — drum sein Sie gehorsam.

Louise.

Aber ums Himmels Willen! —

Rabe.

Nicht lange gezaudert! —

Louise.

Welcher Gedanke —

Rabe.

Ich habe Ihnen nun alle Gründe auseinander gesetzt; was die Aerzte ausgemacht haben, wie nahe mich die Sache angeht, wie nöthig es ist, daß es Ihr Glück machen soll, — kurz, daß es sein muß.

Louise.

Haben Sie denn allen Glauben an Ehre verloren? Oder trauen Sie mir so wenige zu?

Rabe.

Ehre? — Luft! — Es giebt gar kein solch Wesen in der Natur: ein Name, erfunden, um Narren in Respekt zu halten; ein Schall, ein Schatten. — Und warum wäre denn diese Heirath gegen die Ehre? Warum denn?

Louise.

Welcher böse Geist ist in Sie gefahren?

Rabe.

Ihr Ruf? — O man wird Sie wegen der soliden Wahl loben; und wenn Sie wollen, kann ja die Ehe ganz geheim gehalten werden: — der Mund dieses Fliege ist ja in meiner Tasche; — oder auch gar keine Ehe, — wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen.

Louise.

Entsetzlicher Mensch! — haben Sie mich an ihn verkauft? Aber es soll Ihnen nicht gelingen.

Rabe.

Wie?

Louise.

Aber Herr Vormund, zwingen Sie mich doch nicht, Aufsehn zu machen: sein Sie grausam, tyrannisch, wie bisher, ich befinde mich besser dabei.

Rabe.

Nein, gar nicht, gar nicht; Sie können den jungen Krähfeld sehn, so oft Sie wollen, wenn Sie wollen.

Louise.

Und diese Niederträchtigkeit trauen Sie mir zu?

Rabe.

Niederträchtigkeit? Würd' es Ihr Vormund von Ihnen verlangen, wenn es das wäre? Es ist ein Werk

der christlichen Liebe: es kommt hier auf die Gesundheit und das Leben eines Nebenchristen an.

v. Fuchs,

leise zu Fliege, der indeß zu ihm gekommen ist.

Fliege, Du bist ein Engel!

Fliege.

Wollen Sie nicht näher kommen, Herr Rabe?

Rabe.

Wie? — Doch nicht widerspenstig? Nun wahrhaftig —

Fliege.

Gnädiger Herr, Herr Rabe ist mit seiner Mündel gekommen, Sie zu besuchen.

v. Fuchs.

Ah! — Wirklich?

Fliege.

Er bietet sie Ihnen zur Gemalin an. — Das schöne, sittsame Mädchen wird sich glücklich schätzen, Sie in Ihrer Krankheit zu verpflegen.

Rabe.

Ich danke, lieber Fliege —

Fliege.

Sie kennen den Engel, die Krone der ganzen Stadt.

Rabe.

Schön gesagt!

Fliege.

Herr Rabe giebt sie Ihnen mit Freuden; er wünscht nichts so sehr, als daß er sein Leben hingeben könnte, Sie zu erhalten.

v. Fuchs.

Ich danke ihm herzlich für seine Sorgfalt. — Ich liege ganz ohne Hoffnung darnieder; sag ihm, er möchte

für mich beten und sein Vermögen mit Maaße genießen, wenn er es empfangen haben wird.

Fliege, zu Rabe.

Hören Sie wohl?

Rabe.

Aber ins Kuckuks Namen, wollen Sie denn immer so hartnäckig bleiben? Kommen Sie, ich bitte Sie.

Louise.

In Ewigkeit nicht.

Rabe.

Soll man denn Gewalt brauchen?

Louise.

Ich trotze Ihrer Gewalt —

Rabe.

O da möchte man nun gleich dreimal, neunmal des Teufels werden! o ich möchte mich aufhängen vor Bosheit?

Louise.

Mäßigen Sie sich.

Rabe.

Sein Sie nicht so widerspenstig, ich hab' es nicht um Sie verdient. — Ich bitte Sie, sein Sie nachgebend; ich will Ihnen auch alles schenken, was Sie verlangen, Juwelen, Kleider, Ohrringe und Armspangen; was Ihr Herz nur wünscht. — So grüßen Sie ihn doch wenigstens freundlich. — Nur um das Einzige wenigstens bitt' ich. — Nicht? — nicht? — Nun, das soll Sie wahrhaftig gereuen. Nein, das will ich Ihnen zeitlebens nicht vergessen!

Fliege.

Schönes Mädchen —

Rabe.

O sie ist taub, sie ist stumm. — Himmelswetter! Das ist denn doch zu arg!

Fliege.

Aber lieber Herr —

Rabe.

Es ist zu arg, sag' ich; holen mich alle Teufel!

Fliege.

Lassen Sie nur, Sie wird schon in sich gehn.

Louise.

Lieber mein Leben. —

Rabe.

Daß dich der Teufel! — Wenn sie doch nur wenigstens mit ihm sprechen wollte, nur um meine Reputation und guten Namen zu retten, es wäre doch noch etwas. — Aber nein, — total will sie mich ruiniren.

Fliege.

Wir wollen gehn und sie allein lassen; vielleicht daß sie dann zutraulicher wird.

Rabe.

Liebes Louischen, nun können Sie alles wieder gut machen: — hören Sie? Ich will nicht mehr sagen. — Wo nicht, — nun so mögen Sie sich vor mir in Acht nehmen. Fliege führt ihn durch eine Nebenthür rechts; Louise will ihnen folgen. Nein, bleiben Sie!

Sechster Auftritt.

v. Fuchs. Louise. Karl v. Krähfeld.

Louise.

War je ein Mädchen so unglücklich und entehrt als ich?

v. Fuchs,
der von seinem Stuhl aufspringt und sie umarmt.

So hab' ich Dich endlich, schönes Mädchen, nach der ich so lange schmachtete!

Louise tritt erschrocken zurück.

Hinweg!

v. Fuchs.

O nicht wahr, wir wollen glücklich und froh mit einander leben? Krank bin ich nur für Deinen einfältigen Zuchtmeister. — Das Leben soll uns wie ein angenehmer Traum vorübergehn. — Warum wendest Du Dich weg? — Liebst Du mich nicht? o Du wirst mich lieben, Du wirst mich lieben, wenn Du mich mehr kennst.

Louise.

Ich hasse, ich verachte Sie!

v. Fuchs.

Aber ich liebe Dich! und zwar mit einer so heißen, mit einer so inbrünstigen Liebe, — Er umarmt sie.

Louise
reißt sich von ihm los, und entflieht durch die Thür im Hintergrunde.

v. Fuchs.

O du sollst mir nicht entkommen! Er eilt ihr nach.

Karl
stürzt hinter dem Schirm hervor, ihnen nach.

Bösewicht!

Fliege kömmt eilig aus dem Zimmer rechter Hand ihnen nach.

Siebenter Auftritt.

v. Fuchs. Fliege.

Beide kommen aus der Thür des Hintergrundes zurück.

Fliege.

O ich wollte, daß ich jetzt gleich den Hals brechen könnte! Jetzt wäre mir's gelegen.

v. Fuchs.

Fliege, Fliege!

Fliege.

O daß ich so meinen lieben Gönner ins Unglück gestürzt habe! Ich möchte mich aufhängen!

v. Fuchs.

Das ist Schicksal.

Fliege.

Meine Dummheit, gnädiger Herr.

v. Fuchs.

Du hast mich elend gemacht; denn durch Dich kam doch der junge Krähfeld ins Zimmer?

Fliege.

Freilich, und ich that es aus der besten Absicht von der Welt. Er sollte es selber hören, wie ihn sein Vater enterbte; ich kenne seine Hitze, er hätte sich an ihm vergriffen, — und so hätte das Gericht selbst zu Ihrem Vortheil entscheiden müssen. — Aber der verdammte Kaufmann kam zu früh; und als ich kaum mit ihm da draussen bin, hör' ich schon das Geschrei hier drinnen. Wer hätte das gedacht?

v. Fuchs.

Was nun anfangen?

Fliege.

Ich weiß nicht. — Könnt' ich doch nur mit meinem Leben den Fehler wieder gut machen.

v. Fuchs.

Wo sind sie denn nun hingekommen?

Fliege.

Beide zur andern Thür hinaus, auf die Gasse; auch Rabe wird sich davon gemacht haben. — Man klopft.

v. Fuchs.

Horch! wer ist da? — Ich höre gehn. — O weh, gewiß die Wache! — Meine Verstellung ist entdeckt; man wird mich als Mädchenräuber gefangen nehmen.

Fliege.

Setzen Sie sich geschwind in Ihren Stuhl, gnädiger Herr. Er zieht die Fenstervorhänge auf und öffnet die Thür. Ah, der Herr von Krähfeld.

Achter Auftritt.

Vorige. von Krähfeld; gleich nachher Geyer.

v. Krähfeld.

Nun, wie steht es, Fliege? Geyer tritt unbemerkt herein.

Fliege.

Sehr unglücklich, gnädiger Herr — Ich begreife nicht auf welche Art Ihr Herr Sohn Ihre Absicht mit dem Testament erfuhr; kurz, er bricht gewaltsam ins Haus, zieht den Degen, nennt Sie einen Schurken über den andern, und schwört, Sie umzubringen.

v. Krähfeld.

Mich?

Fliege.

Ja, und meinen Herrn dazu.

v. Krähfeld.

Der Streich soll ihn nun im Ernst und in der Wahrheit enterben. Hier ist das Testament.

Fliege.

Gut, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Es ist alles darin richtig und rechtskräftig gemacht. Aber nun sorge auch hübsch für mich.

Fliege.

Mein Leben steht zu Ihren Diensten. Ich bin ganz und gar der Ihrige.

v. Krähfeld.

Was macht er denn? Glaubst Du denn, daß er nun auch bald sterben wird?

Fliege.

Ich fürchte, er überlebt noch den Mai.

v. Krähfeld.

Sogleich, meinst Du?

Fliege.

Nein, ich sage, er wird noch den Mai überleben.

v. Krähfeld.

Könntest Du ihm nicht etwas eingeben?

Fliege.

Nein, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Nun, es ist auch nicht mein Ernst.

Geyer für sich.

Das ist ein Schurke, wie ich sehe.

Fliege sieht sich um.

Herr Geyer? Ob er wohl etwas gehört hat?

Geyer.

Spitzbube!

Fliege.

Wer ruft denn? — Ah, Herr Geyer! Sie kommen gerade recht —

Geyer.

Ja, um Deine Schurkenstreiche zu entdecken. Du bist ganz sein Diener? und der meinige auch? Nicht wahr?

Fliege.

Wie? Ich?

Geyer.

Ja, Sie, Herr Schurke. Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Testamente?

Fliege.

Ein Streich zu Ihrem Besten.

Geyer.

Mach mich nicht zu Deinem Narren.

Fliege.

Hörten Sie's denn nicht?

Geyer.

Ja wohl hört' ich, daß Krähfeld Deinen Herrn zum Erben eingesetzt hat.

Fliege.

Das ist wahr, und zwar auf meinen Rath, weil ich hoffte —

Geyer.

Daß dein Herr ihn dafür wieder zum Erben einsetzen sollte? nicht wahr?

Fliege.

Ich that alles zu Ihrem Besten, lassen Sie mich nur zu Worte kommen; ich sagte es eben darum selbst seinem Sohn, brachte ihn hieher, wo er es mit eignem Ohr anhören sollte, wie sein Vater ihn verstieße; denn ich glaubte, dies würde den jungen feurigen Tollkopf so in Wuth setzen, daß er sich an seinem Vater vergriffe: dann mußte das Gesetz selbst die Enterbung bestätigen, und sie hatten eine doppelte Ladung zu hoffen. Mein Gewissen muß mich frei sprechen; denn meine einzige Absicht war, Ihnen aus diesen beiden alten Gräbern einen Schatz zu erbeuten —

Geyer.

Schon gut. Ich danke Dir, lieber Fliege.

Fliege.

Aber der ganze Anschlag lief sehr unglücklich ab.

Geyer.

Wie so?

Fliege.

Sehr unglücklich, wenn Sie nicht alles wieder gut machen. — Indeß wir den alten Krähfeld erwarten, kam Louise, das Mündel das Kaufmanns Rabe, von ihm abgeschickt —

Geyer.

Mit einem Geschenk?

Fliege.

Nein, nur zum Besuch. Und da dem jungen Menschen der Vater zu lange bleibt, so springt er wie verrückt hervor, und geht mit dem Mädchen, mit dem er einver-

standen ist, davon. — Beide haben gedroht, vor Gericht den Herrn von Fuchs anzuklagen, als habe er ihr Gewalt thun wollen: — wie schändlich diese Erdichtung ist, beweist der Augenschein, und unter diesem Vorwand ist er nun gewiß schon hingegangen, seinen Vater anzuklagen, meinen Herrn zu entehren, Sie um Ihre Hoffnungen zu bringen —

Geyer.

Wo ist ihr Vormund? — Schicke sogleich nach ihm.

Fliege.

Ich will selbst zu ihm gehn.

Geyer.

Bring ihn zu mir.

Fliege.

Sogleich.

Geyer.

Dem muß vorgebeugt werden.

Fliege.

Das ist edel von Ihnen. Meine ganze Bemühung war ja zu Ihrem Besten; der ganze Plan war auch sehr klug angelegt; aber das Unglück kann in einem Augenblick die schönsten Projekte zusammentölpeln.

v. Krähfeld

hat indeß in Gedanken gestanden, und zum Theil noch etwas im Testamente gelesen.

Was ist denn?

Geyer.

Ist es Ihnen jetzt gefällig zu gehn, gnädiger Herr? —

Geyer und v. Krähfeld gehn ab.

Fliege.

Gehn Sie hinein, und beten Sie für den Fortgang unsrer Sache.

v. Fuchs.

Noth lehrt beten: der Himmel segne Eure Bemühungen! Beide gehn zu verschiednen Seiten ab.

(Der öffentliche Spaziergang.)

Neunter Auftritt.

Murner. Birnam.

Murner.

Ja, sehn Sie, dies sind meine Projekte, die zur Aufklärung des Jahrhunderts gewiß sehr viel beitragen würden.

Birnam.

Außerordentlich viel. — Was habe ich nicht seit dieser kurzen Bekanntschaft alles gehört und gelernt? Als ich Sie da so um das Haus herumschleichen sah, wahrhaftig, da träumte mir nicht, daß wir so schnelle Freunde werden würden. Was die Langeweile nicht thut! Ich habe ihr viel zu danken: sie hat mich verliebt gemacht, und nun wirft sie mir noch einen guten Freund an den Hals.

Murner.

Und immer verliebt, immer verliebt; — bleiben Sie doch einmal bei der Sache, bester Freund. Sagen Sie, sagen Sie selbst, ist es nicht Schade, daß gute Köpfe einen so eingeschränkten Wirkungskreis haben? — Daß ich mit diesem Kopfe nicht auf einem Throne sitze, ist vielleicht für einen großen Theil von Europa ein Unglück.

Birnam.

Man kann nicht wissen.

Murner.

Die Potentaten sind manchmal nicht sehr potentes, was den Kopf anbetrifft.

Birnam.

Man hat Beispiele.

Murner.

Die Republiken liebte ich bisher; dort, glaubte ich, gediehen die Reformatoren, dort sei das Klima für kühne Projekte; — aber auch dort ist's nichts. — Sehn Sie nur das Frankreich an: schon vier Jahr eine Revolution, und noch alles beim Alten.

Birnam.

Nun wahrhaftig, die Bemerkung ist neu.

Murner.

Ja, die paar Veränderungen, die sie gemacht haben, bedeuten nichts; die werden der verdorbenen Menschheit auf die Beine helfen. Ist es nicht eine Schande? Vier Jahr Revolution, und noch sind die gelehrten Folianten und Quartanten, die Gedichte und Romane, nicht ins Meer geworfen; und noch sind die Schnürbrüste, Kopfzeuge, die Kinderwiegen und Wickelbänder nicht verbrannt: heißt das eine Revolution?

Birnam.

Nun, nun; warten Sie nur; man ist auf guten Wegen.

Murner.

Wenn ich König, oder Protektor, oder Dämagog wäre, — wissen Sie, was ich meine erste Thathandlung sein ließe.

Birnam.

Sie schnitten mit einem großen Schnitt der einen Hälfte der Nation die Haare rund, und rissen der andern die Perücken herunter.

Murner.

Auch das; aber zuerst vernichtete ich mit Einem Schlage meines Zepters alle Universitäten, alle Schulen, wo man noch an die Alten dächte.

Birnam.

Sie erschrecken mich; ich kenne Sie nicht wieder. — Sie, der Mann mit dieser sanften Seele? dieser rüstige Schriftsteller! —

Murner.

Schriftsteller; allerdings Schriftsteller. Aber, unterscheiden Sie wohl: — nicht Schulgelehrter, — was man Gelehrter nennt. — Diese verderblichen Geschöpfe werden auf den verwünschten Universitäten gebildet, die zu nichts dienen, als unsre Jugend zu verderben, Müssiggang oder Nachbeterei zu befördern. — Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie wenig man dort lernt.

Birnam.

Ich traue Ihnen sehr viel Erfahrung zu.

Murner.

Es gewöhnt den Geist an eine gewisse ängstliche Form, die aller eigentlichen Ausbildung schnurstracks im Wege steht. — Man lernt Worte ohne Sinn: der geistreiche Mensch muß sich befleißigen, Sinn ohne Worte zu haben. Ein starkes Gefühl in einer Wissenschaft ist mehr werth, als hundert auseinandergesetzte Gedanken.

Birnam.

Ich verstehe Sie nicht.

Murner.

Ja, wenn sich nur diese Gefühle recht deutlich machen ließen! Sehn Sie, ich meine, so wie jemand Gehör für die Musik haben kann, ohne zu wissen, wie er dazu gekommen ist, oder ein richtiges Augenmaaß; — so kann man sich eben so bei jeder Wissenschaft eine gewisse Fertigkeit erwerben, die einem am Ende zur Natur wird, ohne sich über irgend etwas in tiefsinnige Spekulationen einzulassen.

Birnam.

Sind Sie auch bei der Philosophie der Meinung?

Murner.

Die haß' ich eben auf den Tod: der grade Menschenverstand, den jeder mit auf die Welt bringt, das ist die wahre Philosophie. Meine zweite Einrichtung wäre eben die, daß ich es verbieten ließe, daß irgend jemand philosophirte, oder Systeme aufzustellen suchte; — das führt geradehin zum Ruin des menschlichen Verstandes.

Birnam.

Nun, das muß ich gestehn!

Murner.

Mit den verdammten sogenannten Schlüssen! Da wird man ganz unvermerkt gezwungen, etwas zuzugeben, woran man zeitlebens nicht gedacht hat; die Philosophie geht recht darauf aus, die eigne freie Meinung aufzuheben.

Birnam.

Auf die Art ist sie nichts als eine einzige große

Impertinenz gegen alle übrigen Menschen, die denn wahrhaftig ihre Köpfe auch nicht blos der Mode wegen haben.

Murner.

Wer in meinem Lande philosophiren wollte, der würde über die Gränze gebracht. Der Kaiser Domitian war gewiß kein ganz dummer Mann, daß er die Philosophen verjagte.

Birnam.

Wenigstens gehörte er hoffentlich zu den Klugen, als sie fort waren.

Murner.

Ich wollte meinen Staat bald von den unnützen Müßiggängern reinigen; so ließ ich zum Beispiel jedem, der Verse machte, den Staupbesen geben.

Birnam.

Recht so; — es ist in hundert Versen nicht ein einziges Wort wahr.

Murner.

Dunst und Schatten; die Dichter rühmen sich sogar selbst und öffentlich ihrer Erfindungen; das führt zur Immoralität. —

Birnam.

Es hängt mit dem Betrügen und Stehlen zusammen: es ist der erste Schritt zur Verstellung.

Murner.

Wer sich nun gar erfrechte, einen Roman oder eine Komödie zu schreiben, der würde ohne Barmherzigkeit aufgehängt.

Birnam.

Es wäre freilich des Beispiels wegen nothwendig.

Murner.

Denn, zeigen Sie mir nur eine einzige Elle Leinwand, oder auch selbst nur — einen Pfannkuchen, den je Dichter und Romanschreiber durch ihre Arbeit zusammengebracht hätten.

Birnam.

Im Gegentheil, die schönen Lumpen, die das wegnimmt —

Murner.

Da haben Sie Recht. — All' das Zeug befördert die Ausschweifung, und kann nur die Menschheit im Kinderalter amüsiren.

Birnam.

Ich bin neugierig, was Sie wohl mit den Theatern anfingen.

Murner.

O sein Sie versichert, ich würde sie sehr gut anwenden. — Ich machte nämlich große Uebungsplätze daraus, eine Art von öffentlichen Volksredouten, wo alle Arten von Leibesübungen, Springen, Balgen, Laufen, getrieben würden. Jedem, der ein paar gute Fäuste, und einen mäßigen Rücken hätte, wäre die freie Entree vergönnt. Da würd' ich mir ein Volk erziehen! — Manche, die vielleicht blos der Motion wegen kommen wollten, und ihren Rücken nicht gern hingeben, aber doch die Uebungen mitgenießen, diese bezahlten am Eingange ein billiges Geld, und dürften nachher nicht geschlagen werden. — Das so eingekommene Geld aber würde auf die gewandt, die bei den Spielen etwa beschädigt würden. So erhielte sich das Institut immer durch sich selbst. — Dann könnte man erst von Nationaltheatern sprechen! — Von allen systematischen Bü-

chern, von allen Griechischen, Lateinischen und He-
schen, ließe ich die Bibliotheken säubern, dann würt
dem Menschen erst möglich gemacht, das wirklich N
bare und Praktische zu lesen.

Birnam.

Mir ist, als säh ich Sie mit der Zerstörermiene in
Bibliotheken herumwühlen.

Murner.

Alle Kupferstiche und Gemäldesammlungen ließe
verbrennen, daß kein Gebein übrig bliebe. — Man
die Bäume und Berge an, wie sie sind, und nicht,
sie sein könnten; der Mensch muß nicht klüger sein
len, als sein Schöpfer.

Birnam.

Es ist im Grunde dieselbe Naseweisheit, wegen
Nebukadnezar so hart gestraft ward.

Murner

zieht mit einemmale sein Taschenbuch heraus und schreibt es nie

Das war eine äußerst brave Anmerkung. — S
Latein und Griechisch zu lernen, muß sich die Jugend
Springen und Laufen legen; das giebt Kräfte und M
terkeit. Die Lehrer in den Schulen müßten nach
Höhe rangirt werden, in der sie springen könnten;
daß oft manche von den berühmtesten unsrer jet
Gelehrten nicht auf einem Bein stehen können.

Birnam.

Das würde der ganzen Gelehrsamkeit wirklich e
rechten Schwung geben. Manche neue gute Gew
heiten würden dadurch in Gang gebracht. Jetzt erkr
man sich Aemter; dann würde man sie sich erspring

die Fertigkeit ist wenigstens um ein großes Theil poßierlicher.

Murner.

Wer mir nicht ein Handwerk gelernt hätte, er sei Graf oder Bettler, der käme als ein Landstreicher ins Arbeitshaus. Fabriken und Handwerker sollten floriren, daß es eine Freude wäre; — ich wollte Talente schäzzen und belohnen; Millionen wollt' ich nicht achten, um eine neuerfundene Maschine aufzumuntern, wenn sie auch nur täglich einen Groschen ersparte.

Birnam.

Vortrefflich! Sie sind ganz begeistert!

Murner.

Die Aufklärung sollte in meinem Staate Riesenschritte thun. Damit sich das Volk von der Schätzung der Nebensachen entwöhnte, müßten alle Prediger beständig in rothen Röcken gehn.

Birnam.

Natürlich.

Murner.

Es wäre auch nicht nöthig, daß sie immer von der Kanzel herabpredigten; sondern sie könnten zuweilen mitten in der Kirche Reden halten: dadurch werden die gemeinen Leute unvermerkt mehr zur Schätzung der Hauptsache gelenkt. Oder, wenn es einem von den Zuhörern bequemer wäre, so müßte es ihm auch vergönnt sein, sich auf die Kanzel, neben dem Prediger zu stellen, — und so viele als dort Platz hätten.

Birnam.

Da würde oft nicht solch Gedränge in der Kirche

seyn, und diesen könnte der Volkslehrer dann seine Predigten recht besonders ans Herz legen. —

Murner.

Wer sich schminkte, oder die Lippen und Augenbraunen färbte, würde gebrandmarkt.

Birnam.

So ein Brandmahl sieht im Grunde immer besser aus, als diese unnatürlichen Ziereteien. —

Murner.

Haben Sie das bekannte Salzmannische Elend nicht gelesen? —

Zehnter Auftritt.

Vorige. Madame Murner. Friedrich.

M. Murner.

Er ist gewiß nicht mehr hier; wo soll ich ihn nun finden?

Friedrich.

Dort steht Herr Murner.

M. Murner.

Wo?

Friedrich.

Dort, mit dem jungen Herrn.

M. Murner für sich.

Das ist sie gewiß; — eine artige Verkleidung. — zu Friedrich. Ruf ihn doch einmal her. — Ich denke eben daran, daß ich doch mit einiger Delikatesse zu Werke gehn muß, denn er ist doch immer mein Mann. —

Friedrich hat mit Murner gesprochen.

Murner.

Ah, — dort ist meine Frau.

Birnam.

Wo?

Murner.

Dort. Sie sollen sie kennen lernen. Wäre sie nicht meine eigne Frau, so würd' ich von ihr sagen, daß sie ein sehr angenehmes Wesen hätte! auch ist ihr Gesicht ziemlich schön.

Birnam.

Sie scheinen nicht eifersüchtig.

Murner.

Und was ihre Gabe der Unterhaltung anbetrifft —

Birnam.

Ihrer Frau wird es daran nicht fehlen.

Murner.

Madam, ich habe die Ehre, Ihnen hier einen jüngen Mann, einen Engländer, meinen Freund, vorzustellen.

M. Murner.

Wirklich?

Murner.

Er scheint zwar noch ein junger Mann —

M. Murner.

Ja, aber der Schein betrügt zuweilen.

Murner.

Er ist schon viel in der Welt umher gewesen.

M. Murner.

Ei! ei!

Murner.

Was ist Ihnen denn?

M. Murner.

Es ist eine schlechte Manier von Ihnen, Herr Murner, daß Sie mich noch so plump hintergehen wollen, da ich Sie eben mit so vieler Discretion behandeln wollte. — Herr Murner, ich muß es Ihnen nur gerade heraus sagen, daß sich das schlecht für Sie schickt; — Sie sollten doch Ihren guten Ruf etwas höher schätzen. Ein Mann von Ihrem Stande; ein Mann von Ihren Jahren! — Aber ich sehe wohl, Sie halten wenig von der Treue, die man seiner Frau schuldig ist.

Murner.

Ich weiß doch nun wahrlich nicht, was Sie wollen.

M. Murner.

O verstellen Sie sich nur nicht. — Und von Ihnen, zu Birnam. Madam, oder wie soll ich Sie nennen? ist es eben so unschicklich, bejahrte Männer an sich zu locken. Es ist schändlich!

Birnam.

Was Teufel! — Wie?

Murner.

Ich glaube Sie jetzt zu verstehn: aber so gewiß ich eine Reisebeschreibung verfertige, Sie sind auf falschen Wegen.

M. Murner.

Nein, Sie sind es. — Ich finde diese Denkungsart, Madam, äußerst niedrig, und mit dem sogenannten Pöbelhaften sehr nahe verwandt, sehr nahe —

Birnam

Nun, das ist denn doch zu arg! — Mir ist, als fiele ich aus den Wolken!

Murner.

Ich schwöre Ihnen, daß dies hier ein junger Mann, mein Freund ist. Ich wundre mich überhaupt, daß Sie mir so etwas zutrauen.

M. Murner.

Ei, wie Sie heilig thun können! Freilich, Sie sind der Mann, um den man gar nicht nöthig hat, sich zu bekümmern; Sie sind die Unschuld selbst; wer sollte auch an Ihrem guten Betragen zweifeln?

Murner.

Ich sollte mich so weit vergessen? Sie kennen ja meine Grundsätze hierüber, die sogar im Druck erschienen sind!

M. Murner.

Ach, was Grundsätze; ich halte mich an dem, was ich sehe.

Murner.

Nun, und was sehn Sie denn? daß ich mit einem guten Freunde hier auf und ab gehe.

M. Murner.

O nur zu sehr Ihr Freund; ich weiß alles, alles.

Murner.

Wenn Sie nicht aufhören, so werden Sie mich zu einer Entfernung nöthigen.

M. Murner.

O ja, darin kenn' ich Sie. Ihrer Frau gehn Sie aus dem Wege, und suchen sich dafür andre Freunde. Wahrhaftig, sehr zärtlich! —

Birnam.

Ist Ihre Frau oft so? — Ist dies etwa eine ihrer täglichen Launen? Murner geht ab.

M. Murner.

Unausstehlich! — gehn Sie ihm doch nach Madam, — er wird sonst böse auf Sie.

Birnam.

Nein, ich bin nun neugierig, wie das endigen wird.

M. Murner.

Schön! Sie sind nicht verzagt, wie ich sehe.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Fliege, der aus dem Hause des Kaufmann Rabe kömmt.

Fliege.

Worüber sind Sie denn so aufgebracht, Madam?

M. Murner.

Aber das Gericht soll mir Recht verschaffen; — wir wollen doch sehn.

Fliege.

Womit hat man Sie beleidigt?

M. Murner.

Das Mädchen, von dem vorher gesprochen wurde, — hier steht sie in Mannskleidern.

Fliege.

Wie? die ich meine, steht jetzt vor Gericht; — dort sollen Sie sie sehn?

M. Murner.

Wie? — Und ich habe mich geirrt? — Wo ist sie?

Fliege.

Ich will Sie hinführen. — zu Birnam. Verzeihen

Sie gütigst; durch meine Schuld ward das Mißverständniß veranlaßt.

Birnam.

Der Mißverstand hätte mir leicht meine Augen kosten können.

M. Murner.

So hoff' ich, daß Sie einem armen, gekränkten Weibe ihre Hitze vergeben werden; ich hoffe, Sie haben schon alles vergessen.

Fliege.

Wollen Sie nicht kommen, Madam?

M. Murner.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir verziehen haben, und an den Vorfall nicht mehr denken. —

Geht mit Fliege ab; Friedrich folgt ihnen.

Zwölfter Auftritt.

Birnam. Murner kömmt leise zurück.

Murner.

Ist sie schon fort.

Birnam.

Ei, ei! Sie sind mir der rechte Philosoph. — Stellt sich, als sei es das größte Verbrechen, einem Mädchen nachzugehn; und nun kömmt seine eigne Frau hieher, um ihm den Text zu lesen.

Murner.

Ich betheure Ihnen, daß meine Frau sehr Unrecht hat.

Birnam.

Sie that, als wären Ihnen solche Untreuen ganz etwas gewöhnliches.

Murner.

Ich sage Ihnen, sie liest den Kotzebue zu viel; davon wird ihr ein solches Mißtrauen so natürlich.

Birnam.

Ich zweifle immer noch: ich halte Sie wahrhaftig am Ende für eine Art von Duckmäuser. Stille Wasser sind oft tief.

Murner.

Kommen Sie jetzt; es wird heut Gericht gehalten. Ich habe noch einige Gänge durch die Stadt zu thun; hernach wollen wir den Prozeß mit ansehn, der hier öffentlich geführt wird. — Sie gehn ab.

Dritter Aufzug.

(Ein öffentlicher Gerichtssaal; im Hintergrunde, etwas mehr erhoben, der Sitz der Richter, von Schranken eingeschlossen.)

Erster Auftritt.

Geyer. v. Krähfeld. Rabe. Fliege mit verbundnem Kopfe. Alle gehn auf und ab.

Geyer.

Ein jeder weiß doch nun seine Rolle? Nur Festigkeit und Muth bei der Aussage: weiter braucht's nichts! das übrige will ich schon auf mich nehmen.

Fliege.

Ist alles hinlänglich abgeredet? — Weiß ein jeder, was er zu sagen hat?

Rabe.

O ja.

Fliege.

Nun so kann ja das Lustspiel seinen Anfang nehmen.

Rabe zieht Fliege bei Seite.

Weiß aber der Advokat um den wahren Zusammenhang der Sache?

Fliege.

Ei bewahre! ich habe einen ganzen Roman erfunden, um Ihre Ehre zu retten. Fürchten Sie nichts.

Rabe.

Am meisten fürcht' ich, daß, wenn der Prozeß gut abläuft, er auch einen Theil der Erbschaft prätendiren wird.

Fliege.

Er wäre nicht der erste Prätendent, den man mit seinen Prätensionen hätte laufen lassen. Wir brauchen ihn, als unsern Soldaten, unsre Sache auszufechten; sobald Friede ist, wird er abgedankt.

Rabe.

Was will er auch machen?

Fliege.

Man muß ihm nur jetzt noch nichts von diesen Gedanken merken lassen; sonst könnte er uns einen Streich spielen.

Rabe.

Freilich.

Fliege,
indem er zu Geyer geht.

Steht der alte Krähfeld nicht völlig da, wie ein armer Sünder? — Nehmen Sie sich beim Gericht nur in Acht, daß Sie nicht über ihn lachen.

Geyer.

Hat nichts zu sagen; an so etwas ist unser eins gewöhnt.

Fliege.

Ich muß nur wieder ein paar Worte mit ihm sprechen; sonst glaubt er am Ende, wir alle sind nur hier, ihn zu hintergehn; wie es denn auch im Grunde —

Geyer.

Sprich mit ihm.

Fliege, zu v. Krähfeld.

Stehn Sie doch nicht so in Gedanken; noch heut muß sich alles zu Ihrem Vortheil entscheiden.

v. Krähfeld.

Da hast Du Recht.

Fliege.

Ich sehe schon in Herrn Geyers Gesicht die Wetterwolken, die bald über unsre Feinde losbrechen werden. — Leiser zu Geyer. Im Grunde nur Ihre Feinde.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Vier Richter. Karl v. Krähfeld. Louise. Ein Notar. Gerichtsdiener.

Fliege, Geyer, und Rabe sprechen abwechselnd mit einander; — die Richter gehn auf der andern Seite des Theaters sprechend auf und ab.

1. Richter.

Ein solcher Vorfall ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

2. Richter.

Er ist einzig in seiner Art.

4. Richter.

Das Mädchen hat bis jetzt immer einen unbescholtnen Ruf gehabt.

3. Richter.

Eben so auch der junge Mann.

4. Richter.

Desto unbegreiflicher ist der Vater.

2. Richter.

Der Vormund noch mehr.

1. Richter.

Beide sind in dieser Begebenheit merkwürdig.

4. Richter.

Die Schändlichkeit des alten Betrügers geht über alle Vorstellung.

1. Richter.

Er ist ein wahrer Phönix.

2. Richter.

Und dabei ein so schändlicher Wollüstling.

Die Richter nehmen jetzt ihre Sitze ein; Karl von Krähfeld und Louise stellen sich an die rechte Seite des Gerichts; die Angeklagten auf die linke. Nach und nach versammeln sich mehrere Zuschauer zu beiden Seiten des Theaters, aber in einiger Entfernung von den Hauptpersonen. Unter diese treten, fast gegen das Ende der Scene, Mutner und Birnam ein.

3. Richter.

Sind alle Leute erschienen, die man citirt hat?

Notar.

Alle, außer der Herr von Fuchs.

1. Richter.

Warum ist er nicht gekommen?

Fliege.

Mit Ihrer Erlaubniß, ehrwürdige Väter, hier ist sein Advokat; — er selbst ist so schwach, so entkräftet —

4. Richter.

Wer seid Ihr?

Karl.

Sein Schurke. Ich bitte die Richter, daß man seinen Herrn zu erscheinen zwinge, damit Sie sich selbst von seiner Verstellung überzeugen können.

Geyer.

Auf meine Ehre, er kann die Luft nicht vertragen.

2. Richter.

Man führe ihn demohnerachtet her.

3. Richter.

Wir wollen ihn sehn.

4. Richter.

Man hole ihn!

Gerichtsdiener ab.

Geyer.

Ihr Wille, ehrwürdige Väter, wird in Erfüllung gehn; der Anblick aber wird Ihr Mitleid, und nicht Ihren Unwillen erregen. Wenn es dem Gericht gefällig wäre, so wollte ich zu gleicher Zeit bitten, mich anzuhören. Vorurtheil, weiß ich, muß an diesem Platz nicht herrschen; und deshalb bitt' ich um die Erlaubniß, sprechen zu dürfen, da Wahrheit unsrer gerechten Sache nicht schaden wird.

3. Richter.

Sprechen Sie. —

Geyer, im oratorischen Pathos.

Ich bin also nun wirklich gezwungen, einen Betrug aufzudecken, der in dieser Stadt vielleicht unerhört ist. — Hier steht ein Mädchen, ehrwürdige Väter, die, ohnerachtet ihrer künstlichen Bescheidenheit, Trotz ihrer erzwungenen Thränen, schon lange mit diesem jungen Manne einen verdächtigen Umgang gehabt hat. — Doch, was sag' ich, verdächtig? — Ausgemacht schändlich! — Der nachsichtsvolle Vormund hat ihr dies Vergehn verziehn; doch, niedrigdenkende Seelen haben kein Gefühl für Dankbarkeit, denn seine Güte ward so weit gemiß-

braucht, daß er sich nun selbst als Angeklagter vor Gericht zu erscheinen genöthigt sieht. — Hemmen Sie Ihr Erstaunen, ehrwürdige Väter, und sparen Sie es für eine noch größere Ausartung der Menschheit. — Hier sehn Sie einen alten Edelmann aus einem der besten Geschlechter vor sich; das Alter hat ihn gebeugt und zu Boden gedrückt; aber, mehr als die Jahre, der unaufhörliche Gram um jenen entarteten Sohn, der ihm jenes Mädchens wegen, und noch auf tausend andre Arten, täglich neuen Kummer machte, so sehr, daß er endlich mit bangem Herzen und mit weinendem Auge, da er keine Möglichkeit der Besserung sahe, den Entschluß faßte, diesen unnatürlichen Sohn zu enterben.

1. Richter.

Die Sache will eine andre Wendung nehmen.

2. Richter.

Der junge Mann stand doch aber immer in einem so guten Rufe.

Geyer.

Hat dem Laster wohl je eine Schminke gefehlt? — der alte Vater bestimmte also den heutigen Tag zur Ausführung seines Entschlusses, als dieser Vatermörder seinen Vorsatz, ich weiß nicht, auf welche Art, erfuhr. — Vatermörder nenn' ich ihn, ehrwürdige Väter; denn in der unmenschlichsten Wuth bricht er in das Haus des Herrn von Fuchs, (so heißt der Mann, gestrenge Herren, der statt seiner zum Erben eingesetzt werden sollte,) — er bricht in das Haus, — o soll ich mich nicht scheuen, die Ursach dieses Einbruchs auszusprechen? — denn, mit einem Wort, er dringt hinein, um den Vater auf irgend eine Weise aus der Welt zu schaf-

fen. — Nach einem abgeredeten Plane aber muß sich schon vor ihm dieses Mädchen in das Haus begeben. — Er findet glücklicherweise den Vater nicht. — Wird er denn nun wenigstens nicht in sich gehn, und umkehren, und sich bessern? — Weit gefehlt, ehrwürdige Väter! — Er reißt den alten Herrn von Fuchs von seinem Lager, das ihn schon seit drei Jahren eine Krankheit zu hüten zwingt, schleppt ihn im Zimmer herum, und läßt ihn ohne Hülfe liegen; seinen Diener, der auf das Geschrei herbeieilt, verwundet er am Kopf; aber noch nicht genug, der arme, alte, kranke Herr von Fuchs wird von ihm, und von diesem Mädchen, der schändlichsten Gewaltthätigkeit angeklagt. So wollen sie die rechtmäßige Enterbung des Vaters hintertreiben, das Vermögen dem Herrn von Fuchs entreißen, und sich verschaffen, und dem großmüthigen, gütigen Herrn Rabe, dem nachsichtsvollen Vormund des Mädchens, eine Niederträchtigkeit aufbürden. — Dies war's, was ich Ihnen zu sagen hatte; jetzt urtheilen Sie.

1. Richtdr.

Was sind für Beweise?

Karl.

Ich bitte demüthigst, hochgeehrte Väter, diesem besoldeten Manne nicht zu glauben.

2. Richter.

Still!

Karl.

Der kein Gewissen hat.

3. Richter.

Ruhig.

Karl.

Wenn man ihm zwei Thaler mehr bietet, so führt er den Prozeß gegen seinen eignen Vater.

1. Richter.

Sie vergessen sich.

Geyer.

Lassen Sie ihn nur schimpfen, ehrwürdige Väter; soll man erwarten, daß — der Mann seinen Ankläger verschone, der nicht einmal seines Vaters schonen wollte? —

Birnam tritt mit Murner herein.

Sehn Sie! — Ist das nicht mein Mädchen?

Murner.

Stille! Lassen Sie uns beobachten.

1. Richter.

Gut, die Beweise.

Louise.

O könnte ich vergessen, daß ich lebe!

Geyer.

Hier steht Herr von Krähfeld.

4. Richter.

Wer ist das?

Geyer.

Der Vater des Verbrechers.

2. Richter.

Hat er geschworen, die Wahrheit auszusagen?

Notar.

Ja.

v. Krähfeld.

Was muß ich denn nun thun?

Geyer.

Meine Aussage bekräftigen.

v. Krähfeld.

Kurz und gut also, ich sage mich von ihm los; er ist mein Sohn nicht; ich bin nicht sein Vater; und damit Punktum.

1. Richter.

Welche Ursachen haben Sie?

v. Krähfeld.

Die besten Ursachen von der Welt; — er ist kein Mensch, viel weniger mein Sohn; und damit ist es aus.

Karl.

So weit hat man Sie also gebracht?

v. Krähfeld.

Ich will nichts von Dir wissen, — Du Vatermörder! sprich kein Wort weiter.

Karl.

Ich habe schon gesagt, was ich zu sagen hatte; will man mir nicht glauben; so weiß ich kein ander Mittel.

Geyer.

Hier steht Herr Rabe.

2. Richter.

Sonderbar!

1. Richter.

Wer ist das?

Geyer.

Der Vormund des Mädchens.

4. Richter.

Hat er geschworen?

Notar.

Ja.

3. Richter.

So sprechen Sie.

Rabe.

Dies Mädchen, mit der Erlaubniß der ehrwürdigen Väter, ist so unverschämt, so frech, so ausschweifend, daß —

1. Richter.

Genug.

Rabe.

Ich will Ihnen doch etwas deutlicher beschreiben.

Notar.

Respekt vor's Gericht!

Rabe.

Ja, ja, und ich will auch nichts ungeziemendes sagen. Aber ich kann beschwören, daß sie so gut wie seine Frau ist.

Fliege, leise.

Bravo!

Rabe.

Ist denn das was Unschickliches? sage doch, Fliege.

Fliege.

Bewahre!

Rabe.

Oder wenn ich sagte, er wäre ihr eigentlicher Ehemann, nur ohne priesterliche Einsegnung? Ist denn darin etwas Unschickliches?

3. Richter.

Der Kummer hat ihn ganz verrückt gemacht.

Louise fällt in Ohnmacht; Karl ist mit ihr beschäftigt, und bringt sie nach und nach wieder zu sich.

Rabe.

Charmant! sehr gut gemacht!

3. Richter, zu Fliege.

Was habt Ihr zu sagen?

Fliege.

Meine Wunde mag für mich sprechen. Ich empfing

sie, als ich meinem guten Herrn beistehn wollte; als dieses Mädchen nach ihrer Abrede mit einemmale laut anfing: Gewalt! zu rufen.

Karl.

Ueber diese Unverschämtheit, — ehrwürdige Herren —

3. Richter.

Still!

2. Richter.

Ich zweifle, daß das Erdichtung sei.

4. Richter.

Das Mädchen ist mir wirklich verdächtig.

Geyer.

Ehrwürdige Väter, sie ist in der ganzen Stadt berüchtigt.

Rabe.

Und dabei eine Komödiantin, wie Sie selbst gesehn haben, — und ausschweifend; — nicht allein diesen jungen Menschen hat sie verführt, sondern auch einen fremden Mann, einen Engländer, ich glaube, er heißt Birnam.

Birnam.

Was Teufel!

Murner, leise.

Still! — Um Gotteswillen still!

1. Richter.

Birnam?

Fliege.

Außerdem hat sie auch noch einen unerlaubten Umgang mit einem gewissen deutschen Gelehrten, Murner; die Frau dieses Mannes hat sie heut selbst mit ihm gehn sehn.

Murner, leise.

Kommen Sie, wir wollen uns wegschleichen.

Birnam.

Also haben Sie doch kein gut Gewissen? — sagt' ich's nicht, daß Sie ein Tuckmäuser wären?

2. Richter.

Weiß man die Wohnung dieser beiden Leute?

Birnam,

indem er hervortritt, und Murner halb mit Gewalt hervorzieht.

Das ist denn doch wahrhaftig zu arg! — Wir sind hier, und ich schwöre —

1. Richter.

Wie heißen Sie?

Birnam.

Birnam.

Rabe.

Das ist eben der Engländer, von dem ich Ihnen sagte.

Birnam.

Ich kann Ihnen versichern, daß ich dies Mädchen nie anders, als in einer Entfernung von zwölf Schritt gesehen habe; eben jener alte verdammte Vormund war mir ja immer im Wege, denn sonst würd' ich freilich versucht haben, — und nun kömmt er selbst und behauptet, ich hätte sein Mädchen verführt.

Murner.

Sie vergessen sich; Sie werden uns ins Unglück stürzen.

2. Richter.

Das wird immer verdächtiger, und besonders Sie zu Murner. scheinen in einer gewissen Verlegenheit —

Murner.

Ich hätte manches einzuwenden, gestrenge Herren, — zwar hat mir jener Herr Birnam selbst eingestanden, daß er in jenes Mädchen verliebt sei — aber was mich anbetrifft, so bitte ich zu bemerken, daß, wenn es eine ausgemachte Wahrheit ist —

3. Richter.

Sie werden weitläuftig.

Birnam.

Ein kleiner Schriftstellerfehler. Er ist mein guter Freund; aber ich muß gestehn, daß er mir selbst ein wenig verdächtig ist; denn heut kam seine Frau auf öffentlicher Straße zu ihm, um ihm wegen einer gewissen Galanterie eine derbe Predigt zu halten. —

1. Richter.

Immer mehr verdächtig! — Sie werden sich beide gefallen lassen, einige Zeit in einer gewissen Verwahrung —

Murner.

Ich protestire höflichst dagegen, denn ich bin so sehr mit der Ausarbeitung einer Reisebeschreibung beschäftigt, —

Birnam.

Arretirt? um nichts und wieder nichts? — Weil ich verliebt gewesen bin? und noch dazu auf eine so unschuldige Art? — Warum, zum Teufel, hat es mir denn nicht die Schildwache am Thor gleich verboten, so hätt' ich mich danach richten können!

1. Richter.

Sie vergessen den Respekt, und stören zugleich das Gericht. — Man führe sie ab. — Sein Sie versichert,

daß Ihr Antheil an dieser Sache sehr schnell untersucht werden soll.

Murner und Birnam werden abgeführt.

Fliege.

Die Frau des Gelehrten ist selbst draußen. Sie ist ihrem Manne nachgegangen, bloß um seine Ehre zu retten.

1. Richter.

Bringt die Frau herein.

2. Richter.

Laßt sie kommen! Fliege ab.

4. Richter.

Alles stimmt wunderbar überein.

2. Richter.

Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Dritter Auftritt.

Vorige. Madam Murner von Fliege hereingeführt.

M. Murner, leise.

Ist sie denn das?

Fliege.

Freilich; — nur dreist, Madam.

M. Murner.

Ja, das ist sie. — Kannst Du auch weinen, Kind? — Wie verwegen sie mich ansieht. — Ich bitte gehorsamst um Verzeihung; es kann sein, daß ich die Achtung vergessen habe, die man dem Gericht schuldig ist.

2. Richter.

Nein, Madam.

M. Murner.

Ich bin vielleicht zu weit gegangen —

2. Richter.

Nicht im mindesten.

4. Richter.

Die Beweise sind überführend.

M. Murner.

Es war wirklich nicht mein Wille, mich gegen das Gericht, oder gegen die Weiblichkeit zu vergehn.

3. Richter.

Wir glauben es.

M. Murner.

Wahrlich, Sie können es auch glauben.

2. Richter.

Wir thun es, Madam.

1. Richter.

Und was für Zeugnisse können Sie aufstellen?

Karl.

Unser Gewissen.

Louise.

Den Himmel, der die Unschuld nie verläßt.

4. Richter.

Das sind keine Zeugen.

Karl.

Nicht vor Gericht, wo die Menge und der Schreier siegt.

1. Richter.

Nicht anzüglich.

Vierter Auftritt.

Vorige. v. Fuchs, in einer Sänfte herbeigebracht; er ist in seiner Hauskleidung, und wird sogleich in einen Stuhl gesetzt.

Geyer.

Hier kömmt er. Jetzt kömmt ein Beweis, der alle überführen, und ihre frechen Zungen zum Schweigen bringen muß. — Sehn Sie hier, ehrwürdige Väter, dies ist der Mann, der der Unschuld Schlingen legt; dies ist der feine Betrüger, der große Wollüstling! — Er verstellt sich aber vielleicht nur.

Karl.

So ist es.

Geyer.

So sollte man ihn vielleicht gar noch auf die Folter bringen, um recht unerhört grausam gegen ihn zu sein; da ihm in seiner Krankheit der Chagrin und die Luft den Tod vielleicht so schon zuziehn. Sehn Sie, wie der arme Mann schon ganz wie eine Leiche aussieht! Wenn Sie ihren schändlichen Verläumdungen nur den mindesten Glauben beimessen, — wer in der Stadt, selbst wer von Ihnen, ehrwürdige Väter, ist dann vor dem Gift der Lästerung gesichert? — Kehren Sie sich nicht an ihre Beharrlichkeit; — dem Laster steht fast immer eine Art von Standhaftigkeit zu Gebot; — die schändlichsten Plane werden immer mit der größten Hartnäckigkeit ausgeführt.

1. Richter.

Führt sie fort, und bewacht sie genau.

Karl v. Krähfeld und Louise werden abgeführt.

2. Richter.

Ist es nicht zu bedauern, daß solche Geschöpfe zum menschlichen Geschlecht gerechnet werden?

1. Richter.

Bringt mit aller möglichen Sorgfalt den alten Mann wieder nach Hause. Unsre Leichtgläubigkeit, fürcht' ich, ist für ihn Grausamkeit gewesen.

v. Fuchs wird wieder in die Sänfte gethan und fortgetragen.

3. Richter.

Ich habe ein ordentliches Erdbeben im Leibe.

2. Richter.

Diese beiden Wesen haben das Rothwerden verlernt.

4. Richter.

Mit dieser Entdeckung haben Sie der ganzen Stadt einen Dienst gethan.

1. Richter.

Noch heut vor Abend wird sich das Gericht von neuem versammeln.

Geyer.

Wir danken Ihnen, ehrwürdige Herren. — Die Richter gehen ab; die Zuschauer zerstreuen sich. — Nun?

Fliege.

Unvergleichlich! O ich möchte Ihre Zunge in Gold einfassen. Man sollte Ihnen auf dem Markte eine Statue errichten.

Rabe, leise zu Fliege.

Fliege, ich traue diesem Advokaten immer noch nicht.

Fliege.

Unnöthige Sorge.

Rabe.

Ich kann mich auf Dich verlassen, Fliege?

Fliege.

Wie auf sich selbst. Rabe geht ab.

v. Krähfeld.

Fliege!

Fliege.

Jetzt an Ihre Geschäfte, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Wie? Du hast Geschäfte?

Fliege.

Ja, die Ihrigen.

v. Krähfeld.

So? Keine andre?

Fliege.

Keine andre.

v. Krähfeld.

Nun, so trage Sorge.

Fliege.

Sie können ganz ruhig sein.

v. Krähfeld.

Und geschwinde.

Fliege.

Sogleich.

v. Krähfeld.

Und sieh gut nach allem, was an Juwelen, Uhren, Geldern, Kleidern, Betten und Vorhängen da ist.

Fliege.

Selbst nach den Ringen der Vorhänge. — Nur muß der Advokat doch etwas bekommen.

v. Krähfeld.

Ich will ihn jetzt bezahlen; Du giebst sonst zu viel.

Fliege.

Ich muß das besorgen, gnädiger Herr.

v. Krähfeld.

Zwei Dukaten sind hinlänglich.

Fliege.

Kaum zehn.

v. Krähfeld.

Ei, zu viel!

Fliege.

Er sprach lange Zeit; man muß doch darauf Rücksicht nehmen.

v. Krähfeld.

Gut, da sind drei. —

Fliege.

Ich will sie ihm geben.

v. Krähfeld.

Thu' es; und hier ist etwas für Dich. Er geht ab.

Fliege steckt beides ein.

O über die Freigebigkeit! — Vergessen Sie nicht, wie viel ich zu Ihrem Besten thue.

Geyer.

Nein, — aber ich muß jetzt gehn. Er geht ab.

Fliege.

Jetzt will ich Sie nach Hause führen, Madam.

M. Murner.

Nein, ich will Deinen Herrn besuchen.

Fliege.

Thun Sie es nicht; ich will Ihnen sagen, warum. Mein Vorsatz ist, meinen Herrn dahin zu bringen, daß

er sein Testament ändert; Sie haben bis jetzt unter den Erben im dritten oder vierten Range gestanden; aber wegen des Eifers, den Sie heut für uns bewiesen haben, sollen Sie nun oben angesetzt werden. Wenn Sie aber zugegen wären, so würde es wie eine Bettelei aussehn; darum —

M. Murner.

Du hast Recht. —

Beide gehen ab.

Fünfter Auftritt.

(Zimmer des Herrn von Fuchs.)

v. Fuchs.

Das war also nun glücklich überstanden! Mir war doch nicht so ganz wohl zu Muthe; aber jetzt ist mir so leicht, als wenn ich von den Todten erwacht wäre. — Er nimmt eine Flasche Wein, gießt sich ein, und trinkt. Ich muß mich wieder stärken; ich bin noch ganz matt. — Er trinkt. So, so, mir wird besser. — O ich bin in einer Laune, daß ich gleich noch einen Prozeß anfangen möchte. — Er trinkt nochmals. Nichts leichter, als einen Prozeß zu gewinnen, wenn man Geyer auf seiner Seite hat. — Ei, so will ich nun auch der ganzen Geschichte ein Ende machen; ich will einmal mein Vermögen in Ruhe verzehren, und doch noch dabei einen Spaß haben. Ich bin endlich der vielen Unruhen und Mühseligkeiten überdrüßig.

Sechster Auftritt.

v. Fuchs. Fliege.

Fliege.

Nun, gnädiger Herr? Haben wir wieder geraden Weg vor uns.

v. Fuchs.

Vortrefflicher Fliege!

Fliege.

Ward es nicht gut durchgeführt?

v. Fuchs.

Der Verstand zeigt sich im Unglück am schärfsten.

Fliege.

Also hat es Ihnen Vergnügen gemacht?

v. Fuchs.

Unbeschreiblich.

Fliege.

Dies ist unser Meisterstück, die letzte Gränze unsers Witzes.

v. Fuchs.

Ja, Fliege, Du hast Dir heut die Krone aufgesetzt.

Fliege.

So das ganze Gericht zu hintergehn —

v. Fuchs.

Und den Strom auf den Unschuldigen zu lenken.

Fliege.

Und aus vielen Dissonanzen ein so herrliches Konzert zusammen zu bringen.

v. Fuchs.

Recht! Das ist eben der größte Spaß dabei. Wir hintergingen sie, und sie hintergingen die Richter. Keiner traute dem andern; und alle arbeiteten zu einem Zweck.

Fliege.

War Ihr Advokat nicht unvergleichlich?

v. Fuchs.

O! — „Meine ehrwürdigen Väter, — dem Laster steht immer eine Art von Standhaftigkeit zu Gebot, — die schändlichsten Plane,“ — ich konnte mich kaum des Lachens enthalten.

Fliege.

Waren Sie nicht aber auch ein wenig furchtsam?

v. Fuchs.

Etwas wirklich; aber darum doch nicht ängstlich.

Fliege.

Ihr Advokat, gnädiger Herr, hat sich aber wahrhaftig viele Mühe gegeben; und nach meinem Urtheil wenigstens hat er ein ziemliches Geschenk verdient.

v. Fuchs.

Ich glaub' es auch; denn er nahm sich vortrefflich.

Fliege.

O Sie hätten ihn anfangs hören sollen, wie er alles anwandte, um die Bosheit der Gegenpartheì recht anschaulich zu machen, wie er Figuren häufte —

v. Fuchs.

Ich will schon für ihn sorgen. Aber jetzt will ich mir einen Spaß machen, der alle vorige übertreffen soll;

ich will sie alle zusammen hintergehn; und zwar jetzt gleich.

Fliege.

Gut, gnädiger Herr.

v. Fuchs.

Rufe doch meine Bedienten. Fliege geht ab.

Siebenter Auftritt.

von Fuchs. Fliege. Friedrich. Peter.

Fliege.

Was ist Ihnen nun gefällig?

v. Fuchs.

Geht Ihr beide sogleich durch die Stadt, und sprengt aus, daß ich gestorben sei; sagt nur, der letzte Aerger wäre Schuld. Aber auch so, daß man Euch glaubt; — ganz ernsthaft, und etwas traurig.

Friedrich.

Man kann ja weinen, gnädiger Herr.

Peter.

Nein, weinen kann ich nicht; aber wenn ich Ihnen mit Fluchen und Schwören dienen kann —

v. Fuchs.

Schon gut, geht nur. Die Bedienten gehn ab.

Fliege.

Was ist Ihr Plan?

v. Fuchs.

Alle Raubvögel werden nun sogleich herbeigeflogen kommen, voller Erwartung —

Fliege.

Und sich dann betrügen —

v. Fuchs.

Richtig; denn Du sollst dich sogleich für meinen Erben ausgeben. Nimm doch das Testament aus dem Schrank, ich will Deinen Namen hineinschreiben.

Fliege.

Das wird unvergleichlich sein.

v. Fuchs.

Und foppe sie nur tüchtig. Setze Dich da in den Stuhl.

Fliege.

Wenn sie nun aber den Leichnam sehn wollen?

v. Fuchs.

Die erste beste Entschuldigung. — Hier ist das Testament. Nimm das große Buch, und Feder und Tinte; thu, als wenn Du von den Meublen ein Inventarium aufnähmst! ich will mich hinter den Schirm stellen, und zuhören. Gieb nur Acht, was sie für Gesichter schneiden werden. O es wird ein wahres Fest sein!

Fliege.

Ihr Advokat wird rasen.

v. Fuchs.

Die rhetorischen Floskeln werden ihm im Halse stecken bleiben.

Fliege.

Und der alte Edelmann —

v. Fuchs.

Und Rabe —

Fliege.

Der läuft morgen gewiß verrückt durch die ganze Stadt. Und Madam Murner, die vors Gericht ging, um zu ihrem Besten ein falsches Zeugniß abzulegen —

v. Fuchs.

Ja wohl. — Ich glaube, daß sie etwas Neigung für mich hat.

Fliege.

Madam Murner? — Ich zweifle.

v. Fuchs.

Meinst du?

Fliege.

Still! da ist schon jemand.

v. Fuchs.

Sieh nach.

Fliege.

Geyer. Er hat die feinste Nase.

v. Fuchs.

Ich geh auf meinen Posten. Setz Dich.

Fliege.

Ich sitze schon.

v. Fuchs.

Nun Fliege, quäle sie auf eine recht ausgesuchte Art.

Er verbirgt sich hinter den Schirm.

Achter Auftritt.

Vorige. Geyer. von Krähfeld. Rabe. Madam Murner, die nach und nach hereinkommen.

Geyer, der schnell hereintritt.

Nun, lieber Fliege?

Fliege.

Neun türkische Teppiche —

Geyer.

Er nimmt das Inventarium auf. Gut.

Fliege.

Acht Betten mit ihren Ueberzügen. —

Geyer.

Wo ist denn das Testament? Laß mich das unterdessen lesen.

Krähfeld, der hereinkömmt.

Schön, Fliege! — Schick doch den Advokaten fort.

Geyer.

Warum kömmt uns denn der in die Queere?

Fliege.

Zwei Kleider mit Gold besetzt —

v. Krähfeld.

Nun ist es also richtig, Fliege?

Fliege.

Acht andre Kleider —

Geyer.

Ich lobe seine Sorgfalt.

v. Krähfeld.

Hörst Du denn nicht?

Rabe kömmt herein.

So ist nun endlich die Stunde gekommen, Fliege?

v. Fuchs sieht hinter dem Schirm hervor.

Rabe.

Was macht denn der Advokat hier? Oder Krähfeld?

v. Krähfeld.

Was wollen denn die Leute?

M. Murner kömmt.

Nun, Fliege, ist es aus mit ihm?

Fliege.

Acht Vorhänge von Battist.

v. Fuchs betrachtet sie unbemerkt.

Rabe.

Gieb mir das Testament, Fliege; ich will es ihnen zeigen, damit sie sich packen.

Fliege.

Sechs Vorhänge von Atlas, — vier von Damast, — Hier. Er reicht das Testament hin.

v. Krähfeld.

Ist das das Testament?

Fliege.

An Sesseln und Stühlen —

Geyer

nimmt das Testament; die übrigen drängen sich hinzu; v. Krähfeld giebt sich vergebliche Mühe, es aus der Ferne zu lesen; v. Fuchs betrachtet sie aufmerksam.

Fliege.

Zehn Spiegel —

Geyer.

Fliege Erbe! — Er läßt erschrocken das Testament fallen; Rabe stampft mit den Füßen; Madam Murner steht in tiefen Gedanken.

Achter Auftritt.

Vorige. Geyer. von Krähfeld. Rabe. Madam Murner, die nach und nach hereinkommen.

Geyer, der schnell hereintritt.

Nun, lieber Fliege?

Fliege.

Neun türkische Teppiche —

Geyer.

Er nimmt das Inventarium auf. Gut.

Fliege.

Acht Betten mit ihren Ueberzügen. —

Geyer.

Wo ist denn das Testament? Laß mich das unterdessen lesen.

Krähfeld, der hereinkömmt.

Schön, Fliege! — Schick doch den Advokaten fort.

Geyer.

Warum kömmt uns denn der in die Queere?

Fliege.

Zwei Kleider mit Gold besetzt —

v. Krähfeld.

Nun ist es also richtig, Fliege?

Fliege.

Acht andre Kleider —

Geyer.

Ich lobe seine Sorgfalt.

v. Krähfeld.

Hörst Du denn nicht?

Rabe kömmt herein.

So ist nun endlich die Stunde gekommen, Fliege?

v. Fuchs sieht hinter dem Schirm hervor.

Rabe.

Was macht denn der Advokat hier? Oder Krähfeld?

v. Krähfeld.

Was wollen denn die Leute?

M. Murner kömmt.

Nun, Fliege, ist es aus mit ihm?

Fliege.

Acht Vorhänge von Battist.

v. Fuchs betrachtet sie unbemerkt.

Rabe.

Gieb mir das Testament, Fliege; ich will es ihnen zeigen, damit sie sich packen.

Fliege.

Sechs Vorhänge von Atlas, — vier von Damast, — Hier. Er reicht das Testament hin.

v. Krähfeld.

Ist das das Testament?

Fliege.

An Sesseln und Stühlen —

Geyer

nimmt das Testament; die übrigen drängen sich hinzu; v. Krähfeld giebt sich vergebliche Mühe, es aus der Ferne zu lesen; v. Fuchs betrachtet sie aufmerksam.

Fliege.

Zehn Spiegel —

Geyer.

Fliege Erbe! — Er läßt erschrocken das Testament fallen; Rabe stampft mit den Füßen; Madam Murner steht in tiefen Gedanken.

v. Krähfeld.

Ich sehe, alle haben nichts zu hoffen. Ich bin der Mann. Er nimmt das Testament und studiert es durch die Lorgnette.

Rabe.

Aber Fliege —

Fliege.

Zwei schöne Schränke —

Rabe.

Ist das Ernst?

Fliege.

Der eine von Mahagony —

Rabe.

Oder Spaß?

Fliege.

Der andre von Ebenholz. — Ich habe viel Geschäfte dabei! es ist denn aber doch wahrhaftig ein sehr unverhofftes Glück, — eine Büchse von Achat, — und so ganz ohne es zu suchen. —

M. Murner.

Hörst Du nicht?

Fliege.

Ein Riechfläschchen, — ich bitte, — Sie sehn, — Geschäfte, — aus einem einzigen Onyx —

M. Murner.

Wie?

Fliege.

Morgen oder übermorgen werde ich das Vergnügen haben, mich mit Ihnen allen zu unterhalten.

Rabe.

Sind das meine großen Hoffnungen?

M. Murner.

Ich muß eine Antwort haben.

Fliege.

Sogleich, Madam. Ich bitte ergebenst, im Augenblick mein Haus zu verlassen. Sehn Sie mich nicht so zornig an; erinnern Sie sich, was Sie so oft von der Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften gesagt haben. Genug. Gehn Sie nach Hause, und lassen Sie von Herrn Murner den Vorfall in seine Reisebeschreibung setzen. Leise. Sie haben heute ein falsch Zeugniß abgelegt; ich danke Ihnen dafür; — gehn Sie still fort, und grämen Sie sich, oder ich spreche lauter.

Madam Murner geht ab.

Rabe.

Fliege, nur ein Wort.

Fliege.

Wollen Sie nicht auch nach Hause gehn? Worauf warten Sie denn? — Ich glaube, diese Perl gehörte Ihnen? Ja, ja. Und dieser Diamant auch! Richtig; — und ich danke Ihnen ergebenst. — Leiser. Sein Sie nur ruhig; ich will Sie nicht verrathen. — Fort, grämen Sie sich, oder werden Sie toll! wie es Ihnen gefällt.

Rabe geht ab.

Geyer.

Er betrügt sie gewiß alle zu meinem Besten.

v. Krähfeld hat indeß im Testament gelesen.

Fliege der Erbe! — Ich bin verrathen! durch einen Schurken betrogen! Wie Kerl? So hast Du mich hintergangen?

Fliege.

Ja, gnädiger Herr; aber geben Sie sich nur zufrie-

den. Sie haben nun hier lange genug mit dem Krück-
stock und der rothen Habichtsnase herumgespürt. Etwas leiser.
Wollten Sie's nicht, daß ich meinen Herrn vergiften
sollte? — Gehn Sie nach Hause und hängen Sie sich
auf. Fort, fort; — und wie gesagt, aufgehängt! —
v. Krähfeld geht ab.

Geyer.

Nun Du getreuer Fliege, jetzt erkenn' ich Deine
Redlichkeit.

Fliege.

Wie?

Geyer.

Du bist ein wackrer Mann.

Fliege.

Ein Tisch von Porphyr. — Ich habe doch viel
Mühe dabei.

Geyer.

O laß das jetzt; sie sind schon fort.

Fliege.

Wie? Wer sind Sie? Was? Hat man nach Ihnen
geschickt? Ihr Diener, mein gelehrter Herr! Wahrhaf-
tig, es thut mir sehr leid, daß alle Ihre Bemühungen
unnütz gewesen sind. Aber, ich versichre Sie, es ward
mir aufgedrungen; ich wünschte, es wäre nicht geschehn;
aber — man muß den Befehl eines Sterbenden respekti-
ren. Mein Trost ist nur, daß Sie es nicht so nöthig
brauchen; denn Sie besitzen ein Talent, (und dafür müs-
sen Sie Gott danken,) das Sie nie wird Mangel leiden
lassen, so lange noch Menschen leben, die närrisch genug
sind, Prozesse zu führen. — Wenn ich nur halb so viel
Verstand hätte, so wollte ich schon davon wie vom größ-

ten Kapitale leben. — Sie kennen die Gesetze; und ich traue Ihnen auch so viel Gewissen zu, daß Sie mir mein Glück nicht beneiden werden; es wird mir auf die Beine helfen. — Gehen Sie nach Hause, und sein Sie ruhig.

Geyer.

So stehn also die Sachen? Er geht in Gedanken ab. v. Fuchs kömmt zurück.

Neunter Auftrit.

v. Fuchs. Fliege.

v. Fuchs.

O Fliege, ich muß Dich an mein Herz drücken. Du glaubst nicht, wie gut Dir diese Niederträchtigkeit stand. — Geh, zieh Dir sogleich mein prächtigstes Kleid an, nimm den Degen mit Brillanten besetzt, und so geh durch die Straßen, um sie noch mehr zu quälen. Wir müssen den Spaß so weit treiben, als es nur möglich ist.

Fliege.

Schön!

v. Fuchs.

Könnt' ich doch irgend eine Verkleidung erdenken, um sie darin zu sprechen. Wie wollt' ich sie dann auf alle mögliche Art foltern!

Fliege.

Ich kann Ihnen eine verschaffen.

v. Fuchs.

Kannst Du?

Fliege.

Ich kenne einen von den Gerichtsdienern, der ohngefähr Ihre Größe hat: Zu diesem will ich gehn, und Ihnen seine Kleider bringen.

v. Fuchs.

Vortrefflich!

Fliege.

Dann müssen Sie ihnen recht die Daumschrauben ansetzen.

v. Fuchs.

O sie sollen vor Aerger ersticken. Beide gehn ab.

Zehnter Auftritt.

(Straße vor dem Hause des Herrn von Fuchs.)

Murner. Birnam, von verschiedenen Seiten.

Birnam.

Nun, da sind Sie ja auch wieder.

Murner.

Ja, ich bin, wie auch natürlich war, losgesprochen. Ein verdammter Vorfall!

Birnam.

Ich bin auch froh, daß ich wieder aus dem Loche in die freie Luft gekommen bin.

Murner.

Sie sehn verdrüßlich aus.

Birnam.

Natürlich; — ich werde auch bald abreisen.

Murner.

Abreisen? Warum?

Birnam.

Mir ist eine Stadt verhaßt, wo man sich nicht einmal verlieben kann, ohne daß es von allen Kanzeln abgelesen wird. — Wie befinden Sie sich?

Murner.

Ach, auch gar nicht wohl.

Birnam.

Wie so?

Murner.

Mir ist indeß gar mancherlei Unglück zugestoßen.

Birnam.

Ich bin begierig —

Murner.

Ach lieber Freund, ich muß diese Stadt verlassen; und was mich dabei am meisten dauert, ohne sie recht genutzt zu haben.

Birnam.

Warum wollen Sie aber schon abreisen?

Murner.

Da wird nach meinem Willen nicht gefragt; denn, wenn es auf mich ankäme, so würde ich noch sehr lange hier bleiben.

Birnam.

Sie sind gezwungen?

Murner.

Leider!

Birnam.

Hat etwa die Regierung etwas von Ihren kühnen Projekten erfahren?

Murner.

Nichts weniger, — und wenn auch; sie weiß zu gut, wie unschädlich die Projekte der Gelehrten sind.

Birnam.

Fürchtet man etwa, Sie wollten aus dem Staat eine Republik bilden?

Murner.

Dazu bin ich der Mann nicht.

Birnam.

Es ist aber möglich, daß die hiesigen Dichter ein Komplott gegen Sie gemacht haben —

Murner.

Nein, nein.

Birnam.

Oder die Philosophen?

Murner.

Ei bewahre!

Birnam.

Oder Sie haben gar in der Hitze jemand ermordet?

Murner.

Das ist gar nicht meine Gewohnheit.

Birnam.

Nun so weiß ich keinen andern Grund.

Murner.

Sie sind viel zu fern: er liegt mir unendlich näher.

Birnam.

Nun?

Murner.

Sie wissen, ich habe eine Frau; Sie haben sie ja heut gesehn.

Birnam.

Und gehört.

Murner.

Nun, diese meine Frau will durchaus nicht länger hier bleiben.

Birnam.

Und warum nicht?

Murner.

Weiß der Himmel, was ihr so plötzlich eingefallen ist. Kurz, sie will durchaus fort.

Birnam.

Aber aus welchem Grunde?

Murner.

Sie scheint gar keinen zu haben, sondern es kommt mir mehr wie eine natürliche Aversion vor. Es ist aber immer eine merkwürdige Erscheinung in der menschlichen Seele, da ihr vorher diese Stadt so außerordentlich gefiel. — Wenn es irgend möglich ist, so werde ich etwas darüber schreiben, um mich für meinen Verlust doch einigermaßen zu entschädigen.

Birnam.

Aber müssen Sie denn so durchaus gehorchen? Haben Sie denn gar keine Stimme?

Murner.

O ja; aber Sie haben heut ja wohl gehört, daß die ihrige einen ungleich bessern Klang hat. Im Anfang war es mein freier Wille zu gehorchen; und nun

ist ihr das Befehlen so zur Natur geworden, daß sie gar nicht anders leben kann.

Birnam.

Haben Sie denn aber gar keine Versuche gemacht —

Murner.

Mehrmals; sie liefen aber immer so unglücklich ab, daß ich endlich schwur, ich wollte es gehn lassen, wie es das Schicksal für gut fände. Auf diese Art ist ihre unumschränkte Monarchie nun so in den Gang gekommen, daß keine Hoffnung zu einer großen Revolution übrig bleibt, als mit ihrem Tode.

Birnam.

Das ist freilich sehr schlimm.

Murner.

Das ist aber noch nicht das einzige Unglück.

Birnam.

Noch mehr?

Murner.

Hier in der Stadt ist ein gewisser Herr von Fuchs gestorben, auf den sie, ich weiß nicht warum, einen tödtlichen Haß geworfen hat. Auf diesen soll ich armer Mann ein beißendes Spottgedicht verfertigen, und sowohl einzeln als auch in meiner Reisebeschreibung abdrucken lassen. Ich, der ich nie eine Feder ansetzte, um einen Vers zu machen; — ich, der ich von je, laut und öffentlich alle Poeten in der Welt verachtet habe; — mich bringt man dahin, selber Verse zu machen.

Birnam.

Eine Strafe für Ihre Sünden gegen die Musen.

Murner.

Wenn ich nun einst meine Projekte bekannter machte,

oder gar in einen Wirkungskreis käme, sie auszuführen; was wollt' ich dann dem Dichter antworten, der mir meine eignen Verse zeigte, und mich selbst einen Dichter nennte? — Ich müßte mit Schaam verstummen. — Ich nehme also jetzt Abschied, und bin Ihnen für die mannichfaltigen Nachrichten verbunden, die ich von Ihnen erhalten habe. In meiner Reisebeschreibung werde ich mit Dankbarkeit Ihres Namens erwähnen.

Birnam.

Reisen Sie glücklich. — Und wenn Sie einst Einfluß auf irgend einen Staat haben sollten, so lassen Sie sich ja von Ihrer Frau scheiden; oder ist sie gestorben, so verheirathen Sie sich nicht zum zweitenmale: es möchte sonst um die Regierung ihres Landes übel aussehn.

Er geht ab.

Eilfter Auftritt.

Murner.

War das nicht Spott? — Gut, das soll mir der Mann theuer bezahlen; meine Reisebeschreibung soll mich rächen. O die guten Leute wissen nicht, was das zu bedeuten hat, wenn man einen Schriftsteller beleidigt; aber dieser soll es erfahren. — Ich müßte sehr arm an beißender Laune geworden sein, wenn er sich nicht ärgerte, wenn mein Buch herausgekommen sein wird. — Jetzt will ich die Stadt noch einmal schnell durchlaufen, und zuletzt noch so viel Bemerkungen einsammeln, als nur irgend möglich ist; der Himmel gebe nur, daß mir noch manches Merkwürdige aufstößt. Er geht ab.

Zwölfter Auftritt.

v. Fuchs als Gerichtsdiener. Fliege in prächtigen Kleidern. Beide kommen aus dem Hause des Herrn v. Fuchs.

v. Fuchs.

Bin ich ihm wohl ähnlich?

Fliege.

Sie sind er selbst; man würde sie nicht unterscheiden können.

v. Fuchs.

Schön.

Fliege.

Wie nehm' ich mich denn aber aus?

v. Fuchs.

So gut, als wenn Du nie andre Kleider getragen hättest. — Jetzt will ich auf einen Augenblick hinsehn, wie es beim Gerichte steht.

Fliege.

Gut. — v. Fuchs geht ab. und ich will ihm indeß noch einen neuen Spaß machen — Friedrich! Peter! —

Dreizehnter Auftritt.

Fliege. Friedrich. Peter.

Peter.

Was ist?

Fliege.

Ihr könnt heut ausgehn, und Euch ein kleines Vergnügen machen. — Aber gebt mir die Schlüssel. Die Bedienten geben ihm die Schlüssel und gehn ab. So, nun hab' ich die Schlüssel. Weil er durchaus vor der Zeit sterben will, so will ich ihn begraben. Er hat mich zu seinem Erben gemacht, und ich will es auch bleiben. Ihn so in die Falle zu locken, ist im Grunde ein wahres Verdienst; kein Mensch wird es mir zur Sünde anrechnen; jeder wird über diesen geprellten Fuchs lachen. — Er geht ins Haus.

Vierzehnter Auftritt.

Rabe und v. Krähfeld von der einen, — v. Fuchs von der andern Seite.

v. Fuchs.

Es ist noch niemand dort. — Ah, da kommen ja meine beiden guten Freunde.

v. Krähfeld.

Das Gericht soll schon beisammen sein.

Rabe.

Wir müssen nur bei unsern vorigen Märchen bleiben, unsrer Ehre wegen.

v. Krähfeld.

Zum Henker! meins ist kein Märchen. Mein Sohn hat mich umbringen wollen.

Rabe.

Es ist auch wahr; ich hatte es ganz vergessen. — Und das meinige ist auch Wahrheit. — Aber in Ansehung Ihres Testaments —

v. Krähfeld.

Deswegen will ich ihn jetzt belangen, da sein Herr todt ist. —

v. Fuchs.

Herr Rabe, — Herr von Krähfeld, — ich gratulire Ihnen.

Rabe.

Wozu?

v. Fuchs.

Zu den Glücksgütern, die Sie so plötzlich —

v. Krähfeld.

Wie so?

v. Fuchs.

Ohne zu wissen, wie, — ich meine, von dem alten Herrn von Fuchs.

v. Krähfeld.

Fort, Kerl!

v. Fuchs.

O, Sie müssen nicht gleich so stolz thun —

v. Krähfeld.

Hinweg, Schurke!

v. Fuchs.

Wie meinen Sie?

v. Krähfeld.

Hast Du mich zum Besten?

v. Fuchs.

Sie haben ja die ganze Welt zum Besten. — Sie tauschten ja Testamente miteinander aus.

v. Krähfeld.

Geh, Schlingel!

v. Fuchs.

Oder sind Sie vielleicht der Mann, Herr Rabe? — Sie nehmen sich gut, Sie werden nicht aufgeblasen; das muß man loben. — Vermachte er Ihnen aber alles?

Rabe.

Geh, Du Esel!

v. Fuchs.

Herr von Krähfeld hat doch wahrscheinlich auch etwas geerbt?

v. Krähfeld.

Ich sage Dir, geh!

v. Fuchs.

Sie wollen es nicht bekannt werden lassen; das ist vernünftig. Kein Spieler sieht es gern, wenn man weiß, daß er gewonnen hat. Hier kömmt ja mein Geyer, der mit dem Schnabel in der Luft umherspürt. —

v. Krähfeld und Rabe sprechen am Ende der Bühne heimlich mit einander.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Geyer.

Geyer, für sich.

Sich so von einem Schmarotzer, von einem Lumpenhunde betrügen zu lassen! — Aber wart nur —

v. Fuchs.

Das Gericht wartet schon auf den wohlwürdigen Herrn. Ich freue mich über Ihr Wohlwürden Glück, und daß es gerade einem so geschickten Manne zugefallen ist, der sein Handwerk versteht, und außerdem —

Geyer.

Was meinst Du?

v. Fuchs.

Daß Ihres Glückes jetzt kein Ende ist.

Geyer.

Schurke! spottest Du noch über mein Unglück?

v. Fuchs.

Ich gönne Ihnen alles Gute, mein Herr, und wünschte nur, es wäre noch mehr. — Für sich. Jetzt wieder zu den andern.

Geyer geht in Gedanken auf und ab; — Fliege sieht sehr stolz aus dem Fenster des Hauses.

v. Krähfeld.

Sehn Sie! der unverschämte Schurke in den Kleidern, die uns gehören. —

Rabe.

Könnt' ich ihn doch mit den Augen todtschießen!

v. Fuchs.

Ist es aber wahr, mein Herr, was man von dem Bedienten, dem Schmarotzer erzählt?

v. Krähfeld.

Kömmst Du schon wieder, uns zu quälen?

v. Fuchs.

Es thut mir wahrlich sehr leid, daß man einen so klugen, braven Mann so schändlich hintergangen hat. — Aber ich versteh mich etwas auf die Physiognomie; ich habe aus der Nase des Kerls von je an prophezeiet, daß er entweder am Galgen sterben, oder ein vornehmer Mann werden müßte; und Sie sehn, es ist eingetroffen.

v. Krähfeld.

Schurke —

v. Fuchs.

Aber ein Kaufmann, der so viel in der Welt erfahren hat, muß sich wirklich schämen —

Rabe.

Du denkst, ich werde mich auch vielleicht schämen, Dich hier auf öffentlicher Straße auszuprügeln? Aber wart! Er geht auf ihn zu.

v. Fuchs.

Stille, lieber Herr. —

Rabe.

Wart, ich will Dich lehren —

v. Fuchs, immer zurückweichend.

Ein andermal, wenn ich bitten darf.

Rabe.

Nein, jetzt gleich.

Fliege kömmt aus dem Hause und geht vorbei.

v. Fuchs.

Hilf mir, Fliege.

v. Krähfeld.

Die Luft ist vergiftet, wo der Kerl athmet.

Rabe.

Ja, wir wollen gehn. —

v. Krähfeld und Rabe gehen ab.

v. Fuchs.

O vortrefflicher Basilisk! Jetzt schieß auf den Geyer los!

Sechszehnter Auftritt.

Geyer. Fliege. v. Fuchs.

Geyer.

Ja, Fliege, jetzt ist Dein Sommer; aber still, der Winter wird früh genug kommen.

Fliege.

Lieber Herr, so sehr haben Sie sich können hintergehn lassen? Ei, wo haben Sie denn Ihren verschlagenen Kopf gelassen?

Geyer.

Schon gut, Freund.

v. Fuchs.

Wollen Sie nicht den Schurken ausprügeln, der sich untersteht so prächtige Kleider zu tragen?

Geyer.

Wahrscheinlich ein guter Freund.

v. Fuchs.

Die Richter warten auf Sie, mein Herr. — Es ist aber merkwürdig, wie Sie sich haben können von einem Kerl so betrügen lassen, der nicht einen Paragraphen

im Corpus Juris gelesen hat. — Von einem solchen Kerl! — Ich hoffe immer noch, es ist nur Ihr Spaß, und es ist an der ganzen Sache nichts. Sie sind beide einverstanden, um den andern einen blauen Dunst vorzumachen. — Nicht wahr, Sie sind der eigentliche wahre Erbe?

Geyer.

Eine Bestie von Kerl! Geh, sag' ich, Du bist mir zur Last!

v. Fuchs.

Ich weiß es wohl, — daß es nicht möglich ist, daß Sie könnten betrogen werden. Der Mensch soll noch geboren werden, der dazu kapabel wäre: Sie sind viel zu klug und vorsichtig. —

Geyer geht ab; sie folgen ihm.

Siebzehnter Auftritt.

(Der Gerichtssaal.)

Die vier Richter auf ihren Sitzen. Ein Notar. Gerichtsdiener. Karl v. Krähfeld. Louise. v. Krähfeld. Rabe. Zuschauer. Bald darauf Geyer. v. Fuchs. Später treten ein Peter und Friedrich.

1. Richter.

Sind alle Parteien zugegen?

Notar.

Alle, außer der Advokat.

2. Richter.

So eben kömmt er. —

Geyer und v. Fuchs treten herein. Dieser mischt sich unter die Zuschauer. Geyer kniet sogleich nieder.

Geyer.

Ehrwürdige Väter, ich flehe Ihr Mitleid an, mir zu verzeihen; — ich bin so verwirrt —

v. Fuchs, für sich.

Was hat er vor?

Geyer.

Ich weiß nicht, an wen ich mich zuerst wenden soll, ob an Sie, ehrwürdige Väter, oder an diese Unschuldigen, —

Rabe.

Will er sich denn selbst verrathen?

Geyer.

Beide habe ich durch meine falsche Anklage gleich stark beleidigt. Da aber jetzt mein Gewissen erwacht ist, so werf' ich mich zu Ihren Füßen nieder, und bitte um Vergebung.

1. Richter.

Stehn Sie auf.

Geyer steht auf.

Louise.

Der Himmel ist gerecht!

v. Fuchs.

Ich bin in meiner eignen Schlinge gefangen. —

Rabe, zu v. Krähfeld.

Nur standhaft, gnädiger Herr; bloße Dreistigkeit kann uns jetzt retten.

1. Richter.

Sprechen Sie weiter.

Gerichtsdiener.

Stille!

Geyer.

Bloß mein zartes Gewissen ist es, das mich jetzt zum

Geständniß der Wahrheit zwingt. Fliege, der Schurke, — der Schmarotzer, — er ist die Quelle alles Unheils.

1. Richter.

Wer ist das? — Man hole ihn.

v. Fuchs.

Ich gehe schon. Er geht ab.

Rabe.

Ehrwürdige Väter, dieser Mann ist offenbar verrückt. Er hoffte auf das Vermögen des alten Herrn von Fuchs; da der nun todt ist —

3. Richter.

Wie?

2. Richter.

Ist Herr von Fuchs gestorben?

Rabe.

Seitdem gestorben, ehrwürdige Väter.

1. Richter.

So war er ja also kein Betrüger.

Geyer.

Nein, nein, aber sein Schmarotzer, ehrwürdige Väter —

Rabe.

Der bloße Neid spricht aus ihm, weil dieser Diener die Erbschaft erhielt, nach der er schmachtete. Dies ist, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, die Wahrheit; ob ich gleich diesen Diener auch nicht rechtfertigen will; — er mag wohl manches begangen haben —

Geyer.

Ja, um mich und Sie zu ruiniren. Doch, ich will mich nicht vergessen. Gefällt es Ihnen, gestrenge Herren,

diese Papiere zu durchzusehn? Ich schmeichle mir, daß sie Wahrheit enthalten.

Rabe.

Er ist ganz vom Teufel besessen!

4. Richter.

Wir haben aber nicht gut gethan, daß wir durch einen Gerichtsdiener nach ihm geschickt haben, da er der Erbe ist.

2. Richter.

Nach wem?

4. Richter.

Nach dem, den sie den Schmarotzer nennen.

3. Richter.

Freilich, er ist jetzt ein Mann von Ansehn.

4. Richter, zum Notar.

Erkundigen Sie sich doch nach seinem Namen, und sagen Sie ihm dann, das Gericht wünschte seine Gegenwart, bloß zur Aufklärung einiger Zweifel.

Der Notar geht ab. Friedrich und Peter treten herein, und stellen sich unter die Zuschauer.

2. Richter.

Der ganze Handel ist ein wahres Labirinth.

1. Richter, zu Rabe.

Bleiben Sie bei Ihrer ersten Aussage?

Rabe.

Meine Ehre staht dafür zum Pfande.

1. Richter, zu v. Krähfeld.

Und Sie?

v. Krähfeld.

Der Advokat ist ein Schurke, und seine vermaledeite Zunge —

2. Richter.

Das gehört nicht zur Sache.

v. Krähfeld.

Der Schmarotzer ist aber um nichts weniger ein Schurke.

1. Richter.

Das ist eben die Verwirrung.

Geyer.

Ich bitte, ehrwürdige Väter, diese Papiere anzusehn.

Rabe.

Und keine Sylbe von allen den Lügen zu glauben! — Er ist offenbar besessen, ehrwürdige Väter! —

Die Richter nehmen die Papiere und lesen sie.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. v. Fuchs.

v. Fuchs

geht in einiger Entfernung von den Zuschauern auf und ab.

Eine Schlinge für meinen Hals! Und selbst mit solcher Freude hineinzulaufen! mit wahrer Freude! — Ich war ja eben erst so glücklich durchgewischt; aber ja, ich muß es durchaus weiter treiben! O der Teufel verblendete mich, als mir dieser Spaß in den Kopf kam, und Fliege war auch besessen. Er muß mir jetzt die Ader verbinden, oder wir bluten uns beide zu Tode. Er sieht die Bedienten. Wo lauft Ihr denn herum? Was sucht Ihr hier?

Friedrich.

Fliege sagte uns, wir könnten ausgehn, und uns die Zeit vertreiben.

Peter.

Ja, und da wir nichts anzufangen wußten, gingen wir aus Langeweile hier herein.

Friedrich.

Fliege nahm die Schlüssel.

v. Fuchs.

Und Fliege nahm die Schlüssel! — Wieder für sich. Hm hm! ich bin noch tiefer in der Falle. — Da haben wir nun meine vortrefflichen Anschläge! — Ja freilich muß ich lachen, und sollt' ich auch dabei ersticken! — Was für ein Esel war ich doch, daß ich nun nicht ruhig und glücklich fortleben konnte. — Zu den Bedienten. Geht, und sucht ihn. — Vielleicht ist aber auch seine Absicht besser als ich fürchte. Sagt ihm, er solle sogleich hieher zu mir kommen. Die Bedienten gehn ab. — Ich will jezt versuchen, den Advokaten wieder auf meine Seite zu bringen.

1. Richter.

Man kann diese Dinge gar nicht vereinigen. Er gesteht hier, daß man den Angeklagten Unrecht gethan habe; und daß die Angeklagte vom Vormund selbst in das Haus des Herrn von Fuchs geführt sei.

Geyer.

Richtig.

1. Richter.

Daß aber Herr von Fuchs gewaltthätig gegen sie verfahren, nennt er Unwahrheit, da er schwach und krank gewesen.

Rabe.

Der Advokat ist besessen, ehrwürdige Väter, total besessen!

3. Richter.

Da ist ja unser Gerichtsdiener.

v. Fuchs.

Der Schmarotzer wird sogleich hier sein, ehrwürdige Väter.

4. Richter.

Du weißt wohl keinen andern Namen für ihn, Du Schurke?

3. Richter.

Hat ihn der Notar nicht gefunden?

v. Fuchs.

Ich weiß nicht.

4. Richter.

Er wird alles aufhellen.

2. Richter.

Es ist sehr verworren.

Geyer.

Mit Ihrer Erlaubniß, ehrwürdige Väter —

v. Fuchs, zu ihm leise.

Fliege hat mir so eben gesagt, daß sein Herr noch lebt, daß es in Ansehung Ihrer immer noch wie sonst steht, alles war nur ein Spaß —

Geyer.

Wie?

v. Fuchs.

Die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen zu erproben.

Geyer.

Weißt Du gewiß, daß er lebt?

v. Fuchs.

So gewiß ich selbst lebe.

Geyer.

O weh! da bin ich zu voreilig gewesen.

v. Fuchs.

Sie können es noch wieder gut machen. Man spricht von Ihnen als besessen; werfen Sie sich nieder, als wenn Sie Krämpfe bekämen; ich will das meinige thun, alles wieder ins Geleise zu bringen —

Geyer.

Ei! ei! wie konnt' ich auch so unbesonnen seyn! — Du hast Recht; das ist das beste Mittel. — Er sieht einigemal wild umher, und fängt dann pathetisch an: O du ganzes Heer des Himmels! — O Erde! — und was noch mehr? soll ich auch die Hölle aufrufen?

v. Fuchs.

Gott steh uns bei! —

Geyer, in höchster Wuth.

Wie lange schwingt die rasende Megäre die Fackel noch? —

v. Fuchs.

Sieh! sieh! um Gotteswillen, sehn Sie! — Wie er um sich schlägt! Er knirscht ordentlich mit den Zähnen. — Sehn Sie doch die Wuth —

Rabe.

Sagt' ich's doch, der Teufel —

v. Fuchs.

Wie schwer er athmet! —

Rabe.

Hab' ich's doch gleich gesagt.

v. Fuchs.

Sehn Sie, wie ihm die Brust fliegt! — Sehn Sie's wohl, gnädiger Herr?

v. Krähfeld.

Ja, freilich, freilich.

Rabe.

Es ist auch so ziemlich sichtbar.

v. Fuchs.

Sieh, — nun kömmt er zu sich selbst.

Geyer,
indem er verworren um sich blickt.

Wo bin ich?

v. Fuchs.

Nur munter; das Schlimmste ist vorüber. Sie waren stark besessen.

1. Richter.

Was ist das für ein Zufall?

2. Richter.

Wunderbar! und so plötzlich!

3. Richter.

Wenn er besessen wäre, wie der Anschein ist, so wäre alles ungültig.

Rabe.

Er hat oft solche Zufälle.

Geyer richtet sich durch Hülfe langsam und matt auf.

1. Richter.

Wir wollen ihm die Papiere zeigen. — Kennen Sie dies hier, mein Herr?

v. Fuchs.

Verläugnen Sie's; verschwören Sie's; können Sie's nicht.

Geyer.

Ich kenn' es recht gut; es ist meine Hand, aber alles ist falsch.

Karl.

O der Schändliche!

3. Richter.

Sonderbar!

1. Richter.

Ist der also kein Verbrecher, den Sie immer den Schmarotzer nennen?

Geyer.

Eben so wenig, ehrwürdige Väter, als sein guter Herr, der Herr von Fuchs.

4. Richter.

Der ist ja todt.

Geyer.

O nein, ehrwürdige Väter, er lebt —

1. Richter.

Wie? lebt?

Geyer.

Ja, er lebt.

2. Richter.

Noch sonderbarer!

3. Richter.

Man sagte ja, er sei gestorben.

Geyer.

Ich nie.

3. Richter, zu Rabe.

Sie sagten es.

Rabe.

Ich hatt' es nur gehört.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Der Notar. Fliege.

4. Richter.

Hier kömmt der Mann! macht ihm Platz! — Für sich. Ein hübscher Mann; und wäre der Herr von Fuchs todt, eine gute Partie für meine Tochter.

3. Richter.

Macht ihm Platz.

v. Fuchs, leise zu ihm.

Fliege, fast war es aus mit mir; der Advokat hatte schon alles verrathen; er ist aber schon wieder gut gemacht. Alles ist wieder in Ordnung; sage nur, daß ich lebe.

Fliege.

Was ist denn das für ein Kerl? — Ehrwürdige Väter, ich hätte mir schon früher die Ehre gegeben, Sie zu sehn, wenn die Besorgung für das Leichenbegängniß meines theuren Herrn —

v. Fuchs, leise zu ihm.

Fliege!

Fliege.

Den ich doch auf eine ehrenvolle Art beerdigen will —

v. Fuchs, für sich.

Allenthalben betrogen!

Fliege.

Mich nicht abgehalten hätte.

2. Richter.

Immer sonderbarer! immer verwickelter!

1. Richter.

Und kömmt wieder auf die erste Behauptung zurück.

4. Richter, für sich.

Meine Tochter ist versorgt.

Fliege, leise zu v. Fuchs.

Wollen Sie mir die Hälfte geben?

v. Fuchs.

Lieber gehängt werden!

Fliege.

Nun, Sie brauchen nicht so zu schreien; ich weiß, daß Sie eine gute Stimme haben.

1. Richter.

Man frage doch den Advokaten: — sagten Sie nicht, der Herr von Fuchs lebe noch?

v. Fuchs.

Ja und er lebt auch noch; dieser Herr hier hat es mir selbst gesagt. — leise. Du sollst die Hälfte haben.

Fliege.

Was ist denn das für ein besoffener Kerl hier? Wer kennt ihn denn? Ich habe ihn nie gesehn. leise. Jetzt lasse ich Sie nicht so wohlfeilen Kaufes los.

v. Fuchs.

Nicht?

1. Richter.

Nun?

Geyer.

Der Gerichtsdiener sagte es mir.

v. Fuchs.

Ja, ehrwürdige Väter, und ich will mein eigen Leben zum Pfande setzen, daß er noch lebt; und eben dieser Herr hat es mir gesagt.

Fliege.

Ehrwürdige Väter, wenn man diesem unverschämten

Kerl mehr glaubt, als mir, so muß ich freilich schweigen. Ich glaube aber nicht, daß Sie mich deswegen rufen ließen.

2. Richter.

Führt ihn hinweg.

v. Fuchs, leise.

Fliege!

3. Richter.

Laßt ihn auspeitschen.

v. Fuchs, leise.

Willst Du mich denn ganz zu Grunde richten?

3. Richter.

Lehrt ihn, wie er sich gegen honette Leute zu betragen habe.

4. Richter.

Hinweg mit ihm!

Fliege.

Ich danke Ihnen ergebenst, ehrwürdige Väter.

v. Fuchs, für sich.

Stille! Ausgepeitscht, und mein ganzes Vermögen verlieren? Mehr kann mir auch nicht geschehn, wenn ich alles bekenne.

4. Richter.

Sind Sie schon vermählt mein Herr?

v. Fuchs, für sich.

Aha! Ich muß ihm sehr schnell einen Strich durch die Rechnung machen — zu Fliege. der Fuchs soll Dich doch überlisten.

Fliege, bittend leise.

Gnädiger Herr!

v. Fuchs.

Nein, ich will nicht allein unglücklich werden.

Fliege, leise.

Gnädiger Herr!

v. Fuchs,
indem er die Verkleidung abwirft.

Ich heiße Fuchs, und dies ist hier mein schurkischer Diener; der Advokat, ein Betrüger: wir alle sind schuldig und straffällig; sprechen Sie uns also sogleich unser Urtheil.

Rabe.

Mit der Erlaubniß der ehrwürdigen Väter —

Gerichtsdiener.

Still!

1. Richter.

Der Knoten ist durch ein Wunderwerk zerhauen.

2. Richter.

Alles ist jetzt deutlich.

3. Richter.

Die Unschuld der Angeklagten völlig ausgemacht.

1. Richter.

Sie sind frei.

Karl.

Lange können solche Niederträchtigkeiten nicht verborgen bleiben.

Rabe und **Fliege.**

Ehrwürdige Väter —

1. Richter.

Hat einer etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen? — Alle schweigen. — Es bedarf hier keiner langen Berathschlagung, da alle selbst ihr Vergehn bekennen. Die **Richter** unterreden sich leise.

Rabe und **Geyer.**

Wir bitten um Gnade.

Louise.

Verzeihen Sie ihnen.

1. Richter.

Ihre Bitte ist edel; aber die Gewährung wäre von unsrer Seite Schwachheit. — zu Fliege. Du bist der Anführer des Komplotts: Du kömmst auf einen Monat ins Zuchthaus, und wirst dann aus der Stadt verwiesen.

Geyer.

Ich danke Ihnen seinetwegen.

Fliege.

Vergessen Sie sich selbst nur nicht!

1. Richter.

Herr von Fuchs, Ihr Betragen ist in jeder Rücksicht niedrig. — Sie werden jährlich eine Summe von tausend Thalern in den Armen- und Krankenhäusern austheilen lassen, da Sie selber unter dem Schein verschiedener Krankheiten einen Theil Ihres Vermögens erworben haben.

v. Fuchs verbeugt sich.

1. Richter, zu Geyer.

Sie entehren Ihren Stand: bei Gefängnißstrafe wird Ihnen untersagt, je wieder einen Prozeß zu führen. — Herr von Krähfeld, Sie haben sich als ein Mann gezeigt, der weder sein Vermögen zu verwalten, noch seinen Sohn zu schätzen weiß: Sie werden künftig unter der Vormundschaft Ihres Sohns stehn.

v. Krähfeld.

Wie? Was sagte er?

Gerichtsdiener.

Sie werden es hernach erfahren.

1. Richter, zu Rabe.

Sie werden eine Geldbuße von tausend Thalern erlegen. Ihr guter Name hat sehr gelitten; man wird Ihnen also hoffentlich keine Vormundschaft mehr anvertrauen —

Rabe.

Gut.

1. Richter.

Louise, die in einigen Monaten mündig ist, ist frei; Sie geben ihr sogleich ihr Vermögen heraus.

Rabe.

Gut. —

Karl.

Und Louise —

Louise.

Ist die Ihrige. —

Der Vorhang fällt.

Epicoene

oder

Das stille Frauenzimmer.

Ein Lustspiel in fünf Akten von Ben. Jonson.

Uebersetzt 1800.

Personen.

Morose.
Dauphine Eugen, ein Ritter, sein Neffe.
Clerimont, dessen Freund.
Gutwitz.
Epicoene.
Sir Johann Dohle, ein Ritter.
Sir Amorous La Fool, ein Ritter.
Thomas Otter, ein Land- und Seekapitain.
Bartschneider, ein Barbier.
Stumm, Morose's Bedienter.
Lady Hochmuth.
Lady Centaur.
Mistreß Amsel.
Mstrs. Gläubig, Kammerfrau der Lady Hochmuth.
Mstrs. Otter.
Gäste.
Ein Pfarrer.
Pagen.
Bediente.

Scene: London.

Erster Akt.

Erste Scene.

Clerimont tritt auf, indem er sich ankleidet, ein Knabe.

Clerimont.

Hast Du, Junge, den Gesang, den ich Dir gab, vollkommen inne?

Knabe.

Ja, Sir.

Clerimont.

Laß mich ihn hören.

Knabe.

Gut, Sir, aber daß niemand weiter zuhört.

Clerimont.

Wie das?

Knabe.

Weil es Euch sonst in der Stadt den gefährlichen Namen eines Poeten zuzieht, mir aber außerdem noch eine üble Begegnung in dem Hause der Dame, auf welche das Lied geht, wo ich jetzt, nächst einem Mann, das willkommenste Ding bin.

Clerimont.

Ich glaube auch noch über einen Mann, wenn die Wahrheit aus Dir gefoltert würde.

Knabe.

Ich will lieber vorher bekennen. Die Kammermädchen spielen mit mir und werfen mich auf's Bett, dann bringen sie mich zu ihrer Dame, die mich mit ihrem gemahlten Gesichte küßt, und mir eine Perücke aufsetzt: dann fragt sie mich, ob ich ihren Rock anziehn will, und ich sage Nein, und dann giebt sie mir eine Ohrfeige, und nennt mich unschuldig und läßt mich gehn.

Clerimont.

Kein Wunder, daß die Thür für Deinen Herrn verschlossen ist, wenn sie Dir so offen steht. — Gut, Du sollst nicht mehr hinzugehn brauchen, sonst trifft es sich wohl noch, daß ich in vierzehn Tagen etwa Deine Stimme auf dem Fußboden in den Binsen meiner Dame suchen muß. Nun singe!

Gutwitz tritt herein.

Gutwitz.

Ha! hier ist der Mensch, der seine Zeit verschwendet, und nichts davon fühlt! Außer dem Hause seine Dame, im Hause seinen Liebling, gutes Essen, hübsche Wohnung, schöne Kleider und seine Geige: dabei vergißt er, daß die Stunden beflügelt, die Tage von Pferden gezogen sind. Ei, mein lustiger Herr, würdet Ihr jetzt von der Pest befallen, oder solltet morgen hingerichtet werden, dann würdet Ihr jede Minute Eurer Zeit wägen, sie nach ihrem wahren Werthe schätzen, und alles dafür hingeben.

Clerimont.

Nun, was soll man denn thun?

Gutwitz.

Freilich, nichts, oder etwas, das, wenn es gethan

ist, eben so weit führt. Sich nach dem nächsten Pferderennen, der ersten Jagdparthie erkundigen, Wetten anstellen, den Pfefferkorn, den Weißbein loben, auf die Weißmähne schwören, so laut sprechen, daß es die Lords hören, zu Abend die Lady's besuchen, um ihnen nach der Reihe alle Spieler des Bowling-green zu schildern. Das sind die Gegenstände, mit denen sich die Leute nach der Mode beschäftigen, und ich zur Gesellschaft mit.

Clerimont.

Nun, wenn ich Deine Autorität für mich habe, so will ich mich auch noch nicht ändern. Komm, das andre wollen wir in Acht nehmen, wenn wir graue Köpfe und schwache Beine, feuchte Augen und eingeschrumpfte Glieder haben. Dann wollen wir darauf denken, dann wollen wir beten und fasten.

Gutwitz.

Richtig, und nur die Zeit unsers Lebens dem Guten widmen, die wir aus Schwachheit nicht mehr zum Bösen anwenden können.

Clerimont.

Dann ist es noch Zeit genug.

Gutwitz.

Das ist, als wenn einer immer schlafen wollte, und meinen, er könnte am letzten Tage noch seine Sachen vor Gericht in Ordnung bringen. O Clerimont, weil diese Zeit ein unkörperliches Wesen ist und uns nicht in die Sinne fällt, so betrügen wir uns recht fein durch Eitelkeit und Armseligkeit selbst darum; es ist nicht unsre Absicht, der Thorheit ein Ende zu machen, sondern wir verändern nur ihren Gegenstand.

Clerimont.

Wirst Du noch nicht aufhören —

Gutwitz.

Erwäge nur, woran wir alle krank liegen! Mit welchem Rechte können wir uns beklagen, daß die Vornehmen sich nicht um uns kümmern, unsre Gesuche nicht so besorgen, wie wir es wünschen, da wir es selber nicht thun, da wir für uns weder sinnen noch denken?

Clerimont.

Pfui! Du hast Plutarchs Moral eben gelesen, oder einen andern langweiligen Kerl, und es kleidet Dich unendlich schlecht. Bei Gott, es wird Deinen ganzen Witz zu Schanden machen; sprich von Nadeln, Federn, Lady's und dergleichen Sachen, und laß diese Stoischen Betrachtungen, bis Du Predigten schreibst.

Gutwitz.

Gut, wenn es nichts verfangen will, so will ich auch von meiner Güte so wenig als möglich verlieren. Wahrhaftig, ich will keinem Menschen, wider seinen Willen, Gutes thun. Wann bist Du im Kollegium gewesen?

Clerimont.

Was für ein Kollegium?

Gutwitz.

Als wenn Du das nicht wüßtest!

Clerimont.

Warlich nicht, ich bin erst gestern vom Hofe gekommen.

Gutwitz.

Ist denn die Neuigkeit noch nicht dahin gelangt? Es ist eine neue Stiftung von Lady's hier in der Stadt

errichtet, die sich die Collegiaten nennen, sie stehn zwischen den Hofleuten und Land-Damen und leben von ihren Männern, sie verstatten allen Witzigen, oder allen Beau's, wie sie sie nennen, den Zutritt, erheben oder verwerfen, was ihnen in Erfindung oder Mode gefällt oder mißfällt, mit rechter Mannsartiger, oder vielmehr Hermaphroditischer Autorität, und jeden Tag gewinnen sie für ihr Kollegium einen andern Novizen.

Clerimont.

Wer ist der Präsident?

Gutwitz.

Die ehrwürdige und jugendliche Matrone, Lady Hochmuth.

Clerimont.

Hol' der Henker ihr Herbstgesicht, ihre geflickte Schönheit! Kein Mensch wird zu ihr gelassen, bis sie fertig ist, bis sie sich gemahlt, geräuchert, gewaschen und gescheuert hat, der Junge hier ausgenommen, und an ihm wischt sie ihre geöhlten Lippen ab, wie an einem Schwamm. Ich habe ein Lied darauf gemacht, ich bitte Dich, hör' es an.

Page singt.

So stets geputzt, schmuck überall,
Als ginget ihr zu Fest und Ball,
Gepudert stets, und parfumirt,
Das, Lady, auf die Meinung führt,
Daß, bleibt verborgen auch der Grund,
Nicht schön ist alles, noch gesund.

Gebt mir das Auge, das Gesicht,
Das Anmuth strahlt, einfach und schlicht,

Die Haare frei, fliegend das Kleid,
Nachläßger Reiz mich mehr erfreut,
Als Schmeichelei der Kunst je kann,
Sie geht das Aug', das Herz nie an.

Gutwitz.

Ich bin gerade der entgegengesetzten Meinung, ich liebe einen guten Anzug mehr als alle Schönheit in der Welt. O, dann ist ein Weib, wie ein lieblicher Garten; und es giebt darin nicht bloß eine Art; in jeder Stunde mag sie wechseln, sie mag oft ihren Spiegel um Rath fragen, und das Schicklichste auswählen. Hat sie schöne Ohren, sie zeige sie; schönes Haar, sie flecht' es auf; schöne Beine, sie trage kurze Kleider; eine schöne Hand, sie gebrauche sie oft; mag sie doch alle Kunst anwenden, den Athem zu verbessern, die Zähne rein zu machen, und die Augbraunen herzustellen, mag sie sich schminken und es kund geben.

Clerimont.

Wie? öffentlich?

Gutwitz.

Daß sie es thut, nicht wie sie es thut, denn das muß geheim bleiben. Viele Dinge, die sich im Thun häßlich ausnehmen, gefallen, wenn sie gethan sind. Eine Dame sollte wahrlich ihr Gesicht studiren, wenn wir in der Meinung sind, sie schläft; wenn die Thüren verschlossen sind, muß kein Mann hineindringen, denn dann ist alles drinne heilig. Kömmt es uns zu, zu sehn, wie sie ihre Perücken, ihre falschen Zähne, ihre Farbe, ihre Augenbraunen, ihre Nägel befestigen? Du siehst ja, wie die Vergolder auch nur eingeschlossen arbeiten. Es muß nie entdeckt werden, wie weniges,

mit Kunst, zur Verschönerung von vielem hinreicht. Wie lange war nicht ein Vorhang vor Aldgate? wurde es wohl gelitten, daß das Volk die Liebe und die Barmherzigkeit der Stadt sahn, so lange sie noch aus rohem Stein bestanden, ehe sie angemahlt und polirt waren? Nein. Eben so wenig sollten die Liebhaber ihren Geliebten anders nahe kommen, als wenn sie fertig und vollendet sind.

Clerimont.

Brav, Gutwitz!

Gutwitz.

Und eine verständige Dame wird immer an dem Orte eine Wache halten, damit sie in Sicherheit arbeiten kann. Ich folgte einmal einem dummen Kerl in ein Zimmer, wo die arme Dame, übereilt und verwirrt, nach ihrer Perücke griff, um den kahlen Kopf zu bedecken, und sie verkehrt aufsetzte.

Clerimont.

O abscheulich!

Gutwitz.

Und der gewissenlose Kerl komplimentirte mit ihr in dem verkehrten Gesicht eine volle Stunde, indeß ich immer darauf wartete, sie sollte mit der andern Seite zu sprechen anfangen.

Clerimont.

Ei, Du hättest ihr helfen sollen.

Gutwitz.

Nein, ich ließ sie, wie wir diese Materie verlassen wollen, wenn es Dir gefällt, und zu einer andern übergehn. Wenn sahst Du Dauphine Eugen?

Clerimont.

Seit drei Tagen nicht. Wollen wir diesen Vormittag zu ihm gehn? Er ist, wie ich höre, sehr melankolisch.

Gutwitz.

An seinem Onkel krank? Nicht wahr? Ich begegnete diesem steifen Stücke von Förmlichkeit, seinem Onkel, gestern, mit einem dicken Turban von Schlafmützen auf dem Kopfe, über die Ohren geknöpft.

Clerimont.

Ja, das ist seine Tracht, wenn er ausgeht. Er kann kein Geräusch vertragen.

Gutwitz.

So hat man mir gesagt. Ist denn aber diese Krankheit an ihm wirklich so lächerlich, wie man sich erzählt? Er soll ja Traktaten mit den Fischweibern und Orangehökern abgeschlossen habeh; es sollen Artikel zwischen ihnen festgesetzt sein; die Schornsteinfeger wollen sich nicht darein fügen.

Clerimont.

Nein, auch nicht die Besenverkäufer. Einen Obsthändler kann er nicht ausstehn, er wird ohnmächtig, wenn er einen hört.

Gutwitz.

Ein Schmid muß ihm schrecklich sein.

Clerimont.

Wie jeder Eisenarbeiter. Ein Blechschläger darf nicht in dem Kirchspiel wohnen, eben so wenig ein Waffenschmid. Einen Zinngießer-Burschen wollte er an einem Fastendienstag hängen lassen, weil er sein Handwerk trieb, da alle übrigen feierten.

Gutwitz.

Eine Trompete müßte ihm ein Entsetzen sein, oder ein Hoboe.

Clerimont.

Zum unsinnig werden. Die Nachtwächter haben eine Pension von ihm, nicht in sein Viertel zu kommen. Dieser Junge spielte in einer Nacht die Rolle eines Mannes, der mit der Glocke herumgeht, und ließ nicht eher ab, bis er ihn in der Luft fechtend verließ.

Knabe.

Ei werther Herr, er hat sich zur Wohnung eine Straße ausgesucht, die an beiden Seiten so eng ist, daß weder Kutschen, noch Karren, noch etwas ähnliches durch kann, das Geräusch macht: wir, die wir ihn lieben, bringen dann und wann etwas dergleichen hinein, um ihn im Athem zu erhalten. Er würde sonst gar zu starr werden, ohne Uebung würde seine Tugend rosten. Einen Bärenwärter bewog ich einmal, mit den Hunden von vier Kirchsprengeln den Weg zu nehmen, und ich danke ihm, daß er so gut war, er schrie sein Spiel unter des Herrn Morose Fenster aus, bis er heulend fortgeschickt wurde und sein Kopf dem Volke ein sehr blutiges Schauspiel gab. Ein andermal wurde einem Fechter, der nach seinem Verdienste ging, die Trommel sehr kläglich durch und durch gestoßen, der auf meine Veranstaltung den Weg durch diese Straße nahm.

Gutwitz.

Brav, Kind! Wie hält er's denn mit den Glocken?

Clerimont.

Zur Zeit der Königin ging er jeden Sonnabend

um zehn Uhr, oder den Heiligen-Abend aus der Stadt, jetzt aber, bei der Epidemie, hat ihn das unaufhörliche Läuten auf die Erfindung gebracht, sein Zimmer mit doppelten Wänden und dreifachem Boden zu versehn, die Fenster dicht zugeschlossen und verstopft, da lebt er bei Kerzen-Licht. Er schickte in voriger Woche deswegen einen Bedienten fort, weil er neue Schuhe anhatte, die knisterten; sein jetziger wartet ihm nun in Socken auf, oder in Pantoffeln, mit Wolle versohlt, sie sprechen miteinander vermittelst einer Röhre. Sieh, wer da kommt.

Zweite Scene.

Dauphine, Gutwitz, Clerimont.

Dauphine.

Wie denn? Was ist Euch? Stumm?

Gutwitz.

Fast zu Stein erstarrt, steh ich hier, über Erzählungen von Deinem Onkel! Niemals hat man von einem solchen Wunderdinge gehört.

Dauphine.

Ich wünschte, meine Herren, Ihr ließet mir zu Gefallen einmal diesen Gegenstand fahren. Euresgleichen haben mich in die Lage mit ihm gebracht, in der ich mich jetzt befinde.

Gutwitz.

Wie denn?

Dauphine.

Nun, daß er mich enterben will, weiter ist es nichts. Er meint, ich und meine Gesellschafter verursachen all die lächerlichen Dinge und Begebenheiten, die von ihm erzählt werden.

Gutwitz.

Von noch mehrern möchte ich der Urheber sein, um ihn zu quälen; dieser Vorsatz verdient nichts besseres, dadurch wird es gesetzmäßig, ihn zu peinigen. Ich will Dir sagen, was ich thun will. Ich möchte einen falschen Kalender machen und ihn drucken lassen, dann möchte er an einem Krönungstage auf den Tower-Platz gelockt werden, um ihn mit dem Lärm des Geschützes umzubringen. Dich enterben! das kann er nicht. Bist Du nicht sein nächster Blutsfreund, seiner Schwester Sohn?

Dauphine.

Doch schwört er, mich zu verstoßen, und zu heirathen.

Gutwitz.

Nun, das ist noch wundervoller! Kann er kein Geräusch vertragen und will eine Frau nehmen?

Clerimont.

Freilich, aber Dir scheint seine beste Erfindung unbekannt zu sein. Er hat seit einem halben Jahr einen Kerl dazu gebraucht, ihm in ganz England ein stummes Mädchen auszuhorchen, sei sie von welcher Gestalt, von welcher Eigenschaft sie wolle, wenn sie nur fähig ist, Kinder zur Welt zu bringen; ihr Stillschweigen ist, wie er sagt, eine hinlängliche Mitgift.

Gutwitz.

Ich hoffe doch zu Gott, daß er keine gefunden hat.

Clerimont.

Nein, aber er hat von einer gehört, die in der nächsten Straße von ihm wohnt, und die außerordentlich leise spricht, geizig mit ihren Reden, die nur sechs Worte täglich sagt. Hinter diese ist er drein und will sie haben.

Gutwitz.

Ist es möglich! Wer ist denn Unterhändler in dieser Sache?

Clerimont.

Ein Barbier, ein ehrlicher Kerl, der dem Dauphine hier alles wieder sagt.

Gutwitz.

Ihr erstickt mich mit Wundern! Ein Mädchen und ein Barbier, die kein Geräusch lieben!

Clerimont.

Es ist in der That so. Der Kerl knackt so wenig mit seinen Messern, wie mit seinen Fingern, und diese Enthaltsamkeit an einem Barbier hat ihm eine so ausnehmende Tugend geschienen, daß er ihn zu seinem obersten Rathgeber gemacht hat.

Gutwitz.

Kann man den Barbier sehn? Oder die Dirne?

Clerimont.

O ja.

Gutwitz.

Ich bitte Dich, Dauphine, laß uns hingehn.

Dauphine.

Ich habe jetzt Geschäfte, ich kann wahrhaftig nicht.

Gutwitz.

Kein Geschäft soll Dich dahin bringen, dieses zu vernachlässigen! glaube mir, wir wollen sie sprechen machen, oder will sie nicht, so können wir doch irgend was diesem Handel in den Weg legen, wir müssen ihn brechen. Du bist in Deinem Gewissen verpflichtet, wenn er Dich ohne Ursache in Verdacht hat, ihn zu martern.

Dauphine.

Ich nicht, auf keine Weise, ich will dem keinen Vorschub leisten. Er soll niemals die Entschuldigung gegen mich haben, daß ich mich nur seiner kleinsten Laune widersetzt hätte. Mag die Ursach in meinen Sternen liegen, ich will unschuldig sein.

Gutwitz.

Und arm dazu und betteln. Unschuldig! Wenn einer seiner Knechte, oder dieser Barbier ihm einen Erben gezeugt hat, wenn er es nicht selber kann. Unschuldig! Ich bitte Dich, Edward, wo wohnt sie? Mag er doch immer unschuldig bleiben.

Clerimont.

Gerade dem Barbierer gegenüber, in demselben Hause, in welchem Sir John Dohle wohnt.

Gutwitz.

Du willst mich doch nicht foppen?

Clerimont.

Wie so?

Gutwitz.

Weiß der das, der sie heirathen will?

Clerimont.

Das kann ich nicht sagen.

Gutwitz.

Das allein wäre schon hinreichend, sie ihm verdächtig zu machen.

Clerimont.

Wie das?

Gutwitz.

Er ist der ärgste Schwätzer in der Stadt. Hans Dohle! Wenn der sie nicht sprechen lehrt! Gott befohlen, ich habe ein Geschäft.

Clerimont.

Willst Du denn nicht dahin gehn?

Gutwitz.

Nicht auf die Gefahr, Dohle zu treffen, meiner Ohren wegen.

Clerimont.

Wie? Ich dachte, Ihr ständet gut mit einander.

Gutwitz.

Ja, daß wir uns aus einander halten.

Clerimont.

Man sagt, er wäre recht gelehrt.

Gutwitz.

Ja, und er sagt es zuerst. Hol' ihn der Satan, ein Kerl, der mit Gelehrsamkeit Staat macht und Titel auswendig lernt, weiter ist von Büchern nichts in ihm.

Clerimont.

Die Welt hält ihn für sehr unterrichtet.

Gutwitz.

Es thut mir leid, daß die Welt dann ein Complott macht, ihn zu belügen.

Clerimont.

Aber warlich, ich habe gute Sachen sagen hören.

Gutwitz.

Das kann sein, so erschrecklich einfältig ist keiner, daß er das läugnen sollte, wenn sie nur seine eignen wären. Gott empfohlen, meine Herrn. Geht ab.

Clerimont.

Das heißt plötzlich aufbrechen.

Dritte Scene.

Dauphine, Clerimont, Knabe.

Dauphine.

Das ist eine seltsame Aufrichtigkeit an Euch, ihm alles so zu erzählen.

Clerimont.

Glaube mir, Dauphine, Gutwitz ist ehrlich.

Dauphine.

Ich zweifle nicht daran, aber sein offnes Wesen paßt nicht für Geheimnisse.

Clerimont.

Darin irrst Du, Dauphine, ich weiß Fälle, wo man ihm vertraut hat, und wo er dieses Zutrauens vollkommen würdig gewesen ist.

Dauphine.

Ich will nicht streiten, Edward, aber je Wenigere eine Sache ausführen, um so gewisser gelingt sie. Nun

wir allein sind, bin ich zu Euren Diensten, wenn Ihr dorthin gehn wollt.

Clerimont.

Wenn wart Ihr dort?

Dauphine.

Gestern Abend, und es gab einen solchen Decameron von Spaß, wie ihn Boccaz niemals ersonnen hat. Dohle macht ihr unaufhörlich den Hof, und immer verkehrt. Er will sie gewinnen, und preist ihre Ehrbarkeit, er wünscht, daß sie spricht und frei sei, und lobt ihr Schweigen in Versen, die er liest, und schwört, es wären die besten, die jemals ein Mensch gemacht habe. Dann schimpft er auf sein Schicksal, stampft und ärgert sich, daß man ihn nicht zum geheimen Rath gemacht, und ihm Staatssachen vertraut hat.

Clerimont.

Ich bitte Dich, laß uns gehn, ich möchte dies gern mit ansehn. Junge, ein Glas Wasser. Page ab.

Dauphine.

Wir sind beide, er und ich, zum Essen eingeladen von einem, der dorthin kam, von dem La Foole.

Clerimont.

Das ist ein herrliches Männchen.

Dauphine.

Kennst Du ihn?

Clerimont.

Ja, und er wird Dich auch kennen, wenn er Dich auch nur einmal gesehn hat, und solltest Du ihm in der Kirche, mitten unter dem Gebete begegnen. Er ist einer von den Geputzten, den Beau's, ob er gleich nicht

zu den Witzigen gehört. Er grüßt den Richter auf der Bank und den Bischoff auf der Kanzel, den Advokaten, wenn er vor Gericht spricht, und die Dame, die in einem Ballette tanzt, und bringt sie so aus dem Takte. Er giebt Schauspiele und Soupees und bittet seine Gäste dazu laut aus dem Fenster, wenn sie in Kutschen vorbeifahren. Er hat bloß dazu eine Wohnung am Strande, oder daß er Acht giebt, wenn die Damen nach dem China-Hause gehn, oder nach der Börse, daß er ihnen zufällig begegnen kann, und ihnen Geschenke geben; zwei oder dreihundert Pfund giebt er so aus, um ausgelacht zu werden. Er hat beständig seine Gerichte und Confitüren auf seinem Zimmer, wonach die Kammermädchen sich bemühen und wie zu einer Lockspeise kommen.

Dauphine.

Herrlich! Er war gestern Abend ein trefflicher Mann, aber nun ist er noch viel trefflicher. Wie ist denn sein Christenname? Ich habe ihn vergessen.

Clerimont.

Amorous La Foole.

Knabe,
der wieder hereinkömmt.

Der Herr ist da, dem dieser Name gehört.

Clerimont.

Ich setze mein Leben, er kommt, mich zum Essen zu bitten.

Dauphine.

Wohl möglich; o laß ihn herauf kommen.

Clerimont.

Junge, kommandir' ihn herauf.

Knabe.

Mit einem Kommando-Stabe?

Clerimont.

Fort, sag' ich. Der Page ab. Jetzt will ich ihn seinen Stammbaum hersagen lassen und was er zum Mittagsessen hat, und wer seine Gäste sind, und den Zustand seines Vermögens, alles in einem Athem.

Vierte Scene.

Amorous La Foole, Clerimont, Dauphine.

Amor. La Foole.

Gehorsamer, Sir Dauphine, werthgeschätzter Herr Clerimont.

Clerimont.

Sir Amorous, Ihr erzeigt meiner Wohnung durch Eure Gegenwart viele Ehre.

Amor. La Foole.

Warlich, eine schöne Wohnung, fast so anmuthig, als die meinige.

Clerimont.

Nicht so, Sir.

Amor. La Foole.

Um Vergebung, Sir, wäre sie auf dem Strande, warlich das nämliche. Ich bin gekommen, Herr Clerimont, Euch zu bitten, heute bei Tisch zwei oder drei Damen aufzuwarten.

Clerimont.

Wie, Sir? Ihnen aufwarten? Saht Ihr mich je Teller tragen?

Amor. La Foole.

Nein, Sir, vergebt mir gütigst, ich meinte, ihnen Gesellschaft leisten.

Clerimont.

Das will ich gern, Sir; das Ungewisse Eurer Phrase, glaubt mir, Sir, würde Euch stündlich Händel mit den furchtbaren Burschen zuziehn *), wenn Ihr mit ihnen umgehn solltet.

Amor. La Foole.

Es würde durchaus gegen meine Absicht geschehn, Sir, wenn ich mit irgend jemand in Streit geriethe.

Clerimont.

Ich glaub' es, Sir. Wo haltet Ihr Euren Schmaus?

Amor La Foole.

Bei Tom Otter, Sir.

Clerimont.

Tom Otter? Wer ist der?

Amor. La Foole.

Kapitain Otter, Sir; er ist eine Art von Spieler, aber er hat sowohl zur See wie zu Lande kommandirt.

Dauphine.

So ist er also ein animal amphibium?

---

*) The terrible boys, die oft in den Schauspielen jener Zeit erwähnt werden. Junge Leute, die im Gegensatz derer, die brave, geputzt waren, auf Ungezogenheiten und Raufereien ausgingen. Sie wurden auch roaring fellows genannt, und Pistol in Henry IV. S. II. bemüht sich, zu diesen zu gehören. Aehnliche Thorheiten kommen oft bei allen Nationen vor. S. Marcus Obregon, so wie manche Schauspiele des Lope und anderer Spanier.

Amor. La Foole.

Ja, Sir; seine Gattin war die reiche China-Frau, die die Hofleute so oft besuchten, die die schönen Unterhaltungen gewährte. Unter ihrem Befehle steht alles im Hause.

Clerimont.

So ist sie Capitain Otter.

Amor. La Foole.

Sehr gut bemerkt, Sir, sie ist mir verwandt, eine La Foole von mütterlicher Seite, sie bittet, mir zu Gefallen, die vornehmsten Lady's.

Dauphine.

Ist sie von den La Fooles aus Essex?

Amor. La Foole.

Nein, Sir, von den La Fooles in London.

Clerimont.

Nun ist er im Zuge.

Amor. La Foole.

Sie stammen alle aus unsrer Familie, die La Fooles im Norden, die La Fooles in Westen, die La Fooles in Osten und Süden, — wir sind ein so altes Haus als irgend eins in Europa — ich komme aber in gerader Linie von den Französischen La Fooles, — und wir führen ein gelbes Feld, oder Gold, geschacht Blau und Roth, nebst noch andern drei oder vier Farben, welches ein sehr merkwürdiges Wappen ausmacht, und mehr als einmal, von verschiedenen vornehmen Leuten aus unsrer Familie, feierlich geführt ist, — Doch, mag es gehn, das Alterthum wird jetzt nicht geachtet. — Ich habe zwei fette Rehe geschickt bekommen, meine Herren, ein halb Dutzend Phasanen, nebst einem, oder zwei Dutzend Haselhühner,

wie auch einiges andre Geflügel, die ich wohl, weil sie noch gut sind, in guter Gesellschaft möchte verzehrt haben. — Eine, oder zwei vornehme Lady's werden zugegen sein, Mylady Hochmuth, Mylady Centaur, Mistreß Dorothee Amsel, — und sie kommen in der Absicht, die stille Dame, Mistreß Epicoene zu sehn, die der würdige Sir John Dohle versprochen hat, hinzuführen, außerdem wird auch Mistreß Gläubig zugegen sein, und dieser ehrenwerthe Ritter Sir Dauphine, nebst Euer lieben Gegenwart, Herr Clerimont — wir wollen lustig sein, Musik haben und tanzen. — Ich war ein toller Bursche, zu meiner Zeit, und habe manche Krone ausgegeben, seit ich Page am Hofe war, bei Mylord Lustig, nachher Mylady's Kammerherr, worauf ich in Irrland zum Ritter geschlagen wurde, seit es meinem ältern Bruder gefiel zu sterben. — An dem Tage hatt' ich ein so schönes goldenes Wamms an, als nur jemals, doch keinem zu nahe getreten, auf der Insel-Reise, oder zu Cadix getragen wurde, ich kam darin herüber und zeigte mich meinen Freunden am Hofe, dann ging ich in die Provinz zu meinen Pächtern, übersah meine Ländereien, machte neue Kontrakte, nahm ihr Geld, gab es hier im Lande aus, auf Lady's — und kann auf Rechnung nehmen, so viel ich nur will.

Dauphine.

An Damen, Sir?

Clerimont.

O laß ihn zu Athem kommen, er hat sich noch nicht erholt.

Dauphine.

Ich wünschte, ich könnte nun in dem Artikel Euer Compagnon sein.

Amor. La Foole.

Nein, Sir, entschuldigt mich, ich meinte Geld und Kredit, wofür man alles haben kann. Ich habe noch einen oder zwei Gäste mehr zu bitten, und ihnen eben so viel zu sagen, meine Herren. Ich nehme kurzen Abschied und hoffe, daß Ihr nicht ausbleibt. — Euer Diener.

Geht ab.

Dauphine.

Wir wollen nicht ausbleiben, kostbarer Sir La Foole, aber die soll es thun, derentwegen die Lady's kommen, sie zu sehn, wenn ich mehr vermag, als Sir Dohle.

Clerimont.

Hast Du je solchen Windsauger, wie diesen, gesehn?

Dauphine.

Oder solch einen Schelm, wie den andern, der seine Geliebte verrathen will, um sich nur zu zeigen. Wir müssen dem schnell zuvorkommen.

Clerimont.

Geh.

Gehn ab.

Zweiter Akt.

(Morose's Zimmer.)

Erste Scene.

Morose, mit einem Rohr in der Hand. Stumm.

Morose.

Könnt' ich nicht bei alledem eine kürzere Art, als mit diesem Rohre, ausfindig machen, um meinem Bedienten die Mühe des Sprechens, und meinen Ohren den Mißklang der Töne zu ersparen? Laß doch sehn. Alles Reden, außer mein eignes, ist mir zuwider, es klingt mir hart, widerwärtig und unvernünftig. Wär' es denn nicht möglich, Mensch, daß Du mir durch Zeichen Antwort gäbest, und ich Dich doch verstände? sprich nicht, ob ich Dich gleich frage. Hast Du den Ring von der Hausthür genommen, wie ich Dir sagte? Antworte nicht durch Reden, sondern durch Schweigen, es müßte denn anders sein. (—) Gut. Und Du hast eine dicke Matratze oder gestopfte Decke außen an der Thür befestigt, daß wenn sie mit ihren Dolchen, oder mit Steinen daran schlagen, sie keinen Lärm machen können? Nur mit dem Beine Deine Antwort, es müßte denn anders sein. (—) Gut. Das ist nicht nur eine schickliche Anständigkeit für einen Bedienten, sondern auch eine angenehme Zierlichkeit für einen Herrn. Und Du bist bei dem Barbier Bartschneider gewesen, daß er zu mir kommen soll? (—) Gut. Und er will gleich kom-

men? Nur mit dem Beine geantwortet, es müßte denn anders sein: ist es anders, so schüttle den Kopf, oder zucke die Achseln. (—) So. Die Italiäner und Spanier sind darin vernünftige Leute und es ist ein stiller und wohlanständiger Ernst. Wie lange währt es, eh Bartschneider kommt? Halt! ist es eine Stunde, so hebe die ganze Hand auf, eine halbe Stunde, zwei Finger, eine viertel Stunde einen. (—) Gut; eine halbe viertel Stunde? Schon recht. Und hast Du ihm den Schlüssel gegeben, daß er herein kam, ohne zu klopfen? (—) Gut. Und ist das Schloß heut schon geöhlt, so wie die Thürangeln? (—) Gut. Und die Decken auf der Treppe sind doch nicht abgetragen und dünn? (—) Sehr gut. Ich sehe durch vielen Unterricht und Anstrengung kann es zu Stande kommen. Bleibe hier. Der Türke ist in dieser göttlichen Einrichtung zu bewundern, er übertrifft hierin alle Potentaten auf Erden; er wird immer von Stummen bedient, alle seine Befehle werden so ausgerichtet, ja im Kriege selbst (wie ich gehört habe) und auf den Märschen geschieht das meiste, was er anordnet, stillschweigend und durch Zeichen. Eine auserlesene Kunst! und ich bin von Herzen beschämt und oft unwillig darüber, daß die Regenten der Christenheit sich in einem so wesentlichen Stücke der Glückseligkeit von einem Barbaren übertreffen lassen. Ich will es künftig immer so halten. — *Man hört draußen ein Posthorn blasen.* Wie? was? ach! ach! welcher Nichtswürdige, welches Ungeheuer der Menschheit ist dieses? Geh und sieh — Ach! brich ihm den Hals, brich ihm den Hals! Welch ein Mörder, Höllenhund, Teufel muß das sein! —

Das Posthorn wird wieder geblasen.

Stumm.

Es ist ein Kourier vom Hofe —

Morose.

Und mußt Du, Schlingel, auch noch Dein Horn blasen?

Stumm.

Lieber Gott, Sir, es ist ein Kourier vom Hofe, der sagt, er müßte Euch bei Todesstrafe sprechen —

Morose.

Bei Lebensstrafe, schweig!

Zweite Scene.

Gutwitz mit einem Posthorn, und einem Stricke in der Hand, zu den Vorigen.

Gutwitz.

Um Verzeihung, mein Herr, ich bin ein Fremder hier; seid Ihr der Herr Morose? — Seid Ihr der Herr Morose? — Fische? — Beide Pythagoräer? das ist seltsam! — Was sagt Ihr, mein Herr? Nichts? Ist Harpocrates mit seiner Keule hier zwischen Euch gewesen? Gut, Sir, ich will für's erste glauben, daß Ihr der Mann sein mögt; ich will meinen Auftrag an Euch richten, Sir. Eure Freunde am Hofe empfehlen sich Euch Sir —

Morose.

O Menschen! o Menschlichkeit! hat man je solche Unverschämtheit gesehn?

Gutwitz.

Und sind Eurentwegen, Sir, in unendlicher Besorgniß.

Morose.

Wessen Schurke seid Ihr?

Gutwitz.

Mein eigner und Euer Kamerad.

Morose.

Hol' mir meinen Degen —

Gutwitz.

Ihr sollt die eine Hälfte meines Dolches, und Ihr, Kerl, die andre Hälfte kosten, wenn Ihr Euch rührt: seid ruhig, im Namen des Königs, und hört mich an, ohne zu rebelliren. Man sagt, Ihr wollt Euch verheirathen! — Verheirathen! hört Ihr, Sir?

Morose.

Und was weiter, Du wilder Gesell?

Gutwitz.

Warlich, Sir, Eure Freunde wundern sich sehr, da Ihr die Themse so nahe habt, wo Ihr Euch so allerliebst ersäufen könnt; oder die Londner Brücke, von wo ihr Euch mit einem kleinen Sprunge in den Strom hinein werfen mögt; oder solchen angenehmen Kirchthurm, wie Bow, von wo Ihr springen könnt; oder die ansehnlichere Höhe von Pauls. Oder wollt Ihr es zu Hause, und kürzer, verrichten, so habt Ihr ein treffliches Dachfenster auf die Straße hinaus: oder einen Balken in dem nämlichen Fenster, nebst diesem Strick, Er giebt ihm einen Strick. welchen sie Euch mit der Bitte übersenden, Euer ehrwürdiges Haupt lieber diesem Knoten, als der Eheschlinge zu vertrauen, oder ein Bischen Sublimat zu nehmen und wie eine Ratze aus der Welt zu gehn, oder wie eine Fliege wie einer sagte mit einem Strohhalm im Hintern: auf jede Art

lieber, als daß Ihr diesem Kobolde, Heirath, nachgeht. Ach, Sir, glaubt Ihr denn in diesen Zeiten ein keusches Weib zu finden? Heut zu Tage? Wo es so viele Masken, Schauspiele, Puritanische Versammlungen, Tollheiten und andere dergleichen seltsame Dinge giebt, die täglich, sowohl geheim wie öffentlich vorgehn? Hättet Ihr zu den Zeiten des Königs Ethelred gelebt, oder Edwards des Bekenners, da hättet Ihr vielleicht in einer kalten Dorfhütte irgend ein dummes frostiges Ding gefunden, das sich mit Einem Manne begnügt hätte: jetzt aber sind sie eben so leicht mit einem Beine oder mit einem Auge zufrieden. Ich will Euch nun, Sir, alle die ungeheuren Gefahren schildern, die Euch mit einem Weibe bevorstehn.

Morose.

Lieber Herr, habe ich je Eure Freunde um ihre Ländereien betrogen? Ihre Besitzthümer an mich gebracht? Ihre verpfändeten Grundstücke verwirken lassen? Ihre Nachkommen für Bastarde erklärt? Was habe ich gethan, wodurch ich dieses verdient hätte?

Gutwitz.

Nichts, mein Herr, das ich wüßte, außer Eurem Kitzel zu heirathen.

Morose.

Wie? Hätte ich Euren Vater hinterlistig ermordet, Eure Mutter geschändet, Eure Schwestern genothzüchtigt — —

Gutwitz.

Ich würde Euch umbringen, Sir, ich würde Euch umbringen, wenn Ihr das gethan hättet.

Morose.

Ei, Ihr thut hierdurch mehr; es wäre eine hundertfältige Rache für alle möglichen Verbrechen, die nur genannt werden können, das zu thun, was Ihr thut. —

Gutwitz.

Lieber Herr, ich bin nichts als ein Bote, ich sage Euch nur, was Ihr hören müßt. Es scheint, Eure Freunde sind für das Wohl Eurer Seele besorgt, und wünschen, daß Ihr die Gefahr kennen lernt; (aber Ihr mögt demohngeachtet thun, was Euch gefällt, Sir, ich überrede zu nichts.) Wenn nun Euer Weib, nachdem Ihr verheirathet seid, mit einem Luftspringer wegläuft, oder mit einem Französischen Seiltänzer, oder einem Possenreißer, oder einem Fechter, wegen der Geschicklichkeit, seine Waffe zu führen; gut, so ist es nicht Ihre Schuld, Sie haben Ihr Gewissen gereinigt, wenn Ihr erfahren habt, was sich zutragen kann. Nein, erduldet es heldenmüthig, Sir, denn ich muß Euch nun alle die Gefahren schildern, die Euch mit einem Weibe bevorstehn. Ist sie schön, jung und gesund, so kann kein Zuckerwerk mehr Fliegen herbeiziehn; alle gelben Wämmser, alle großen Rosen aus der Stadt werden sich bei ihr finden. Ist sie häßlich und verwachsen, so wird sie Ihnen nachgehn und sich diese Wämmser und Rosen kaufen. Ist sie reich und Ihr heirathet ihre Mitgift, nicht sie, so wird sie im Hause mit allem Ungestüm einer Wittwe herrschen. Ist sie von Adel, so wird ihre ganze Verwandtschaft Euch tyrannisiren. Ist sie fruchtbar, so ist sie so stolz wie der Mai, und so launig, wie der April, sie muß ihre Doktors, ihre Wehmütter, ihre Ammen, ihre Ge-

lüste in jeglicher Stunde haben, und wäre es selbst der kostbarste Bissen, ein Mann. Ist sie gelehrt, so hat es noch nie einen solchen Papagai gegeben, Euer ganzes Vermögen reicht nicht zu, alle die Gäste zu bewirthen, die sie müssen Latein und Griechisch sprechen hören, ja ihr müßt noch dazu in diesen Sprachen bei ihr liegen, wenn Ihr ihr gefallen wollt. Ist sie heilig, so müßt Ihr einen Tag um den andern alle stummgemachten Brüder bewirthen, alle Schwestern grüßen, die ganze Familie, die ganze Sippschaft unterhalten, ihre langgesponnenen Andachtsübungen, ihre Gesänge, ihr Katechisiren mit anhören, dem Ihr nicht ergeben seid und doch vieles dafür geben müßt, um der andächtigen Matrone, Eurem Weibe, zu gefallen, die Euch, zum Besten der heiligen Sache, über und über betrügen wird. Ihr fangt an zu schwitzen lieber Herr, aber das ist wahrhaftig noch nicht die Hälfte; demohngeachtet mögt Ihr, wie ich schon sagte, Eurem Vergnügen folgen, ich komme nicht, um Euch zu überreden. Wahrhaftig, Ihr Herr Bedienter, wenn Ihr Euch rührt, so gebe ich Euch eins.

Stumm schleicht sich fort.

Morose.

O, was ist mein Verbrechen? Was ist mein Verbrechen?

Gutwitz.

Wenn Ihr nun Eure Frau liebt, oder sie wohl gar anbetet, o wie wird sie Euch da peinigen! welch Vergnügen wird sie in Euren Martern finden! Dann dürft Ihr nur bei ihr liegen, wenn es ihr ge-

fällt; sie will ihre Schönheit, ihre Farben nicht verderben, oder sie muß dieses Juweel, jene Perle dafür haben, wenn sie es thun soll, und das Vergnügen jeder halben Stunde muß wieder von neuem erkauft werden, und wieder mit derselben Mühe und Last, womit Ihr sie zum erstenmale gewannet. Dann müßt Ihr nur Gesinde halten, das ihr gefällt, Gesellschaft, die sie will, der Freund darf Euch nicht ohne ihre Erlaubniß besuchen, und wen sie am meisten liebt, den wird sie scheinen am giftigsten zu hassen, um Eure Eifersucht abzulenken, oder sie wird sich stellen, als wäre sie auf Euch eifersüchtig, deswegen wird sie zu einer Freundin ziehn, zu einer Muhme, im Kollegium, die unterrichtet sie dann in den Geheimnissen Briefe zu schreiben, das Gesinde zu verderben, Spione abzurichten; auch muß sie ein reiches Kleid für diesen Festtag haben, ein anders für den nächsten, noch ein reicheres für den dritten, sie muß von Silber speisen, ihr Zimmer muß mit Vorreitern, Läufern, Bedienten und andern Aufwärtern angefüllt sein, außerdem mit Stickern, Juwelierern, Putzmacherinnen, Nähterinnen, Federhändlern, Parfümverkäufern, indeß sie nicht fühlt, wie die Ländereien fortfließen, wie die Aecker schmelzen; sie bemerkt den Tausch nicht, wenn der Kaufmann Eure Wälder für ihre Sammtkleider hat, sie erwägt nicht, was ihr Stolz kostet, wenn sie nur einen Pagen küssen kann, oder eine weiche Haut, die noch keinen Bart fühlt, wenn sie nur eine Staatsdame ist und alle Neuigkeiten weiß, was zu Salisbury vorfiel, was zu Bath, am Hofe, auf der Reise des Königs; oder wenn sie nur Dichter, Autoren und Schreibarten beurtheilen und mit einander vergleichen kann, Daniel mit Spenser, Jonson mit den

andern Menschen, *) und so weiter; oder in Kontroversen ihre Gelehrsamkeit zeigen, in den verwickeltsten Knoten der Theologie, wenn sie nur oft genug sagen

*) Dem unbefangenen Leser werden mehr wie einmal Stellen in Ben. Jonsons Schauspielen aufstoßen, die er auf Shakspeare deuten muß. Dies thaten seit Rowe alle Kommentatoren Shakspears, am meisten, und zu oft Malone und Steevens, denn sie fanden Anspielungen, bittre und hämische, selbst in den harmlosesten Ausdrücken oder Einfällen. Sie verwandelten ihre Erläuterung in eine Anklage des Ben. Jonson; und Gifford, der neuste und gelehrte Herausgeber des letztern Dichters, nimmt nun wieder die Sache des Jonson nicht nur als Advokat, sondern selbst als Sophist auf, und längnet jeden Zwiespalt zwischen diesen Autoren, ja ist, aus Vorliebe eines Editors, eher geneigt, dem Shakspeare die Schuld zuzuwälzen. So meinte denn Malone, hier sei wieder Shakspeare gemeint, worüber Gifford in seinem Jonson auf seine gewöhnliche Art zürnt. Daß Jonson den Daniel lächerlich macht, läßt sich in seinen Werken nachweisen, er findet ihn flach und seicht. Die Stelle lautet im Original: or, so she may censure poets, and authors, and styles, and compare them; Daniel with Spenser, Jonson with the other youth, and so forth. — Im Jahre 1609, in welchem das stille Frauenzimmer gespielt wurde, war Jonson im 36sten und Shakspeare in seinem 46sten Jahre: mit welchem Sinne, sagt Gifford, kann man einen Mann dieses Alters youth, Jüngling, jungen Mann, nennen? Er nimmt daher an, Jonson habe etwa den Marston hier im Sinne gehabt. Hätte youth hier die gewöhnliche Bedeutung, so könnte weder Streit noch Argwohn statt finden, und es könnte nur sonderbar scheinen, daß Jonson, der das reife Alter schon erlangt hatte, sich selber youth nennt. Da aber alle Lexica und Glossare bisher höchst unvollständig sind, so hat weder Dr. Johnson noch Nares bemerkt, daß youth auch eine Zeitlang eine Nebenbedeutung hatte, um

kann: dies ist der Streitpunkt; und dann zur Mathematik übergehn, zu Demonstrationen und Antworten, mit diesem Religion, mit dem Zweiten Staatssachen, mit dem Dritten Liederlichkeit sprechen.

Morose.

O! o!

Gutwitz.

Alles dieses ist sehr wahr, mein Herr. Und dann geht sie verkleidet zu einem Beschwörer, oder einer weisen

---

Geringschätzung, Verachtung auszudrücken. Diese Nuance des Wortes entstand wohl aus jener Zeit und erlosch bald wieder. In Rollo, von Fletcher, als der Koch, Kellermeister, und andre, die nicht mehr jung sind, zur Hinrichtung ausgeführt werden, (A. III. Sc. II.) sagen die Jungen, die zuschauen: Are these the youths? Und der Koch (der in einer früheren Scene father genannt wird) antwortet: These are the youths you look for. — Am deutlichsten aber ergiebt sich diese Bedeutung aus Ben. Jonson selber, und es ist zu verwundern, daß sie Gifford dort, im Bartholomäus-Jahrmarkt, übersehn hat. Dieses vortreffliche Stück (1614 gespielt) hat eine satyrische Einleitung, wie sie Jonson liebte. Ein alter Bühnen-Unternehmer, der schon 1588 und früher, zu Tarltons Zeiten, hat Schauspiele aufführen lassen, tadelt den Dichter im Voraus, und nimmt die Possen und Seltsamkeit der alten Zeit in Schutz: der Souffleur tritt unwillig auf, und verjagt den alten Schwätzer, indem er sagt: Away, rogue, it's come to a fine degree in these spectacles, when such a youth as you pretend to a judgment. — In unserm Text geht der Ausdruck darum auch wohl auf Daniel zurück (the other youth), und soll nicht Jonson bezeichnen. — Uebrigens verglichen die kritischen Kämpfer jener Tage häufig Jonson und Shakspeare, und in den Schulen, die sich bildeten, war der Streit, wer der vorzüglichere sei.

Frau, wo ihre erste Frage ist: wie bald Ihr sterben werdet? Die nächste, ob ihr Freund sie liebt? Darnach, ob sie einen neuen Freund bekommen werde? Wie viele sie noch haben wird? Welcher aus ihrer Familie am besten zum Kuppler taugt? Die Antworten hierauf notirt sie sich und glaubt mehr daran, als an die Schrift. Oder, sie studirt die Kunst wohl selber.

Morose.

Mein sehr werther Herr, seid Ihr fertig? Habt Ihr Eure Lust an mir gebüßt? Ich will mir diese Dinge überlegen.

Gutwitz.

Ja, Sir, und hierauf kommt sie von Hitze und Schweiß dampfend nach Hause, weil sie zu Fuß gegangen ist, und kommt dann in Wochen mit einem neuen Gesicht, das ganz aus Oehl und Vogelleim besteht; in Eselsmilch verjüngt sie sich, und ist durch eine neue Schminke endlich vollkommen hergestellt. Nun Gott befohlen. Noch eins, was ich beinahe vergessen hätte: diejenige, mit der Ihr Euch verheirathen wollt, kann vielleicht auch ihre Jungfrauschaft schon in der Vorhand ausgespielt haben, wie kluge Wittwen ihr Vermögen, ehe sie heirathen, irgend einem Freunde anvertrauen; wer kann das wissen? Oder wenn sie es nicht schon gethan hat, so kann sie es noch am Hochzeitstage thun, oder den Abend vorher, und Euch im voraus zum Hahnrei machen. Man hat dergleichen schon in der Welt gehört. Ein solches Ding ist nichts Unmögliches, Sir. Gott befohlen, ich bin so frei, Euch das Seil als ein Andenken hier zu lassen. Lebe wohl, Stumm!

Er geht, das Horn wird wieder geblasen.

Morose.

Komm, bringe mich in meine Kammer, aber erst verschließe die Thür. O, verschließ die Thür! verschließ die Thür! Ist er wieder gekommen?

Bartschneider, tritt herein.

Ich bin es, Sir, Euer Barbier.

Morose.

O Bartschneider, Bartschneider, Bartschneider! Hier ist ein Schneiderhals bei mir gewesen! Hilf mir in mein Bett, und gieb Arznei und Rath. Sie gehn ab.

Dritte Scene.

(Zimmer bei Sir Dohle.)

Dohle, Clerimont, Dauphine, Epicoene.

Dohle.

Nein, wenn sie nicht will, so mag sie sich weigern, es ist ihr eigner Schaden; mich kann es nicht kümmern. Man wird sie aber nicht alle Tage zu solchen Festen oder Gästen bitten.

Clerimont.

O, sie wird sich gewiß nicht weigern: Heimlich zu Epicoene. — nämlich zu Hause zu bleiben, wenn Ihr Eure Ehre liebt. Warlich, Ihr seid nur dort eingeladen, um gesehn zu werden, damit die Damen des Kollegiums und ihre Schatten über Euch lachen können. Dieser Trompeter hat Euch ausgeboten.

Dauphine beiseit zu Epicoene.

Ihr sollt nicht hingehn, man soll statt über Euch, über ihn lachen, daß er Euch nicht mitbringt, so daß er

dann seine natürlichen Narrenstreiche ex tempore machen und laut schwatzen muß, um die Gesellschaft zufrieden zu stellen.

Clerimont.

Er wird Verdacht schöpfen, wir müssen laut reden. — Ich bitte, Mistreß Epicoene, zeigt uns die Verse, wir haben die Erlaubniß des Sir John Dohle; verbergt nicht Eures Dieners Verdienst, so wie Eure eigne Verherrlichung.

Epicoene.

Sie werden zur Verherrlichung meines Dieners ausschlagen, wenn er seine Erlaubniß so schnell gegeben hat.

Dauphine.

Zur Verherrlichung seiner Eitelkeit.

Dohle.

Zeigt sie, zeigt sie nur Mistreß, ich darf mich dazu bekennen.

Epicoene.

Nun urtheilt selbst über die Verherrlichung.

Dohle.

Ja, ich will sie noch dazu selber vorlesen, ein Autor muß seine eigenen Werke recitiren. Es ist ein Madrigal auf die Bescheidenheit.

Schön und bescheiden, schön und gut sind nah
Nachbaren ja —

Dauphine.

Sehr gut.

Clerimont.

Nicht wahr?

Dohle.

Kein' edle Tugend war jemals allein,
Zwei im Verein.

Dauphine.

Unvergleichlich!

Clerimont.

Diese Stelle noch einmal, ich bitte Sir John.

Dauphine.

Es ist was ungemeines von Witz und Erfindung darin.

Clerimont.

Still!

Dohle.

Kein' edle Tugend war jemals allein,
Zwei im Verein.
Drum wenn ich will Bescheidenheit erheben,
Muß Schönheit leben.
Schönheit, Bescheidenheit zusamm erhoben,
Heißt dich nur loben.

Dauphine.

Vortrefflich!

Clerimont.

Wie es klingt und am Ende zusammen klappt! Himmlisch!

Dauphine.

Ja, ja, es ist Seneca.

Clerimont.

Nein, ich meine, es ist Plutarch.

Dohle.

Schade was um Plutarch und Seneca, ich hasse das; dies sind, bei diesem Lichte, meine eignen Erfindungen. Mich wundert, wie diese Menschen in solchem Ansehn bei gebildeten Leuten stehn.

Clerimont.

Sie sind sehr achtungswürdige Schriftsteller.

Dohle.

Achtungswürdige Esel! pure Versuche! Etliche unzusammenhängende Sentenzen, das ist alles! Man könnte seine ganze Lebenszeit hindurch so sprechen, in jeder Stunde spreche ich eben so gute Dinge, wie einer von ihnen, wenn man sie nur sammeln und bemerken wollte.

Dauphine.

Wahrhaftig, Sir John?

Clerimont.

Er muß wohl, da er mit den Witzigen lebt, und außerdem noch mit den Beau's.

Dauphine.

Ja, und obenein der Präsident von ihnen ist.

Dohle.

Da ist der Aristoteles, ein Bursche, der mit nichts als Gemeinplätzen zu thun hat, Plato, ein Schwätzer, Thucydides und Livius, langweilig und trocken, Tacitus, nichts als Knoten, mitunter der Mühe werth, sie aufzulösen, aber nur selten.

Clerimont.

Was haltet Ihr von den Poeten, Sir John?

Dohle.

Nicht werth, daß man sie Schriftsteller nennt. Homer, ein alter, langweiliger, umständlicher Esel, spricht von Gerbern und von Ochsenrücken. Virgil, vom Düngen und von Bienen. Horaz, was weiß ich, wovon.

Clerimont.

Das denk' ich auch.

Dohle.

Und eben so Pindarus, Lycophron, Anacreon, Catul-

lus, Seneca, der Tragödienschreiber, Lucian, Propertius, Tibullus, Martial, Juvenal, Ausonius, Statius, Politian, Valerius Flaccus, und die übrigen —

Clerimont.

Welch ein Sackvoll Namen steht ihm zu Gebote!

Dauphine.

Und wie er ihn ausschüttet! Politian mit Valerius Flaccus!

Clerimont.

Wurde nicht sein Charakter richtig geschildert?

Dauphine.

So sehr es nur möglich war.

Dohle.

Und Persius, ein verdrüßlicher Narr, nicht auszustehn!

Dauphine.

Welche laßt Ihr denn nun für Schriftsteller gelten, Sir John?

Dohle.

Syntagma juris civilis, Corpus juris civilis, Corpus juris canonici, des Königs von Spanien Bibel.

Dauphine.

Ist des Königs von Spanien Bibel ein Schriftsteller?

Dohle.

Ja und Syntagma.

Dauphine.

Was war denn der Syntagma, Sir?

Dohle.

Ein Rechtsgelehrter, ein Spanier.

Dauphine.

Freilich, und Corpus war ein Holländer.

Clerimont.

Ja, beide Corpusse, ich habe sie gekannt, sie waren sehr korpulente Schriftsteller.

Dohle.

Und dann ist noch Vatablus, Pomponatius, Symancha; die übrigen verdienen nicht, daß ein Gelehrter nur an sie denkt.

Dauphine.

Bei Gott, Ihr habt einen sehr gelehrten Diener, Lady, beiseit. in Titeln.

Clerimont.

Mich wundert nur, daß ihn die Regierung nicht als Rath beruft.

Dauphine.

Er ist ganz außerordentlich.

Clerimont.

Aber ordentlich gesprochen, dem Staat fehlt es, die Wahrheit zu sagen, an solchen Leuten.

Dauphine.

Es wird sich schon noch finden.

Clerimont.

Ich wundre mich, wie sich eine Dame bei den Vorzügen eines solchen Dieners so still verhalten kann.

Dohle.

Das ist ihre Tugend, Sir. Ich habe auch etwas über ihr Schweigen geschrieben.

Dauphine.

In Versen, Sir John?

Clerimont.

Wie anders?

Dauphine.

Wie könnt Ihr aber das rechtfertigen, daß Ihr selber ein Poet seid und doch die alten Poeten so verachtet?

Dohle.

Nicht jedermann, der Verse schreibt, ist darum ein Poet; Ihr kennt ja Witzige, die in Versen schreiben und darum doch keine Poeten sind; Poeten sind nur, die davon leben, jene armseligen Gesellen, die davon leben.

Dauphine.

Wie? möchtet Ihr nicht durch Eure Verse leben, Sir John?

Clerimont.

Nein, das wäre Schade um ihn. Ein Ritter durch seine Verse leben! Ich hoffe nicht, daß er sie zu dem Endzweck machte.

Dauphine.

Und doch lebt der edle Sidney durch die seinigen, und die edle Familie schämt sich dessen nicht.

Clerimont.

Er bekennt sich aber auch dazu, doch Sir John Dohle hat mehr Rücksichten: er wird durch dergleichen nicht seinen Ansprüchen auf das Staatsruder in den Weg treten. Meint Ihr, daß er so unvorsichtig sein sollte? Eure Verse, guter Sir John, sind keine Gedichte.

Dohle.

Beim Weibe Schweigen ist wie Sprach' am Mann,
Läugn' es, wer kann!

Dauphine.

Ich nicht, warlich nicht. Aber Euren Grund, Sir.

Dohle.

Auch ist es klar,
Daß weiblich Laster Männer-Tugend war,
Und männlich Laster Weiber-Tugend sei;
Bald seht Ihr's frei
Sich wachsend zeigen,
Ich weiß zu sprechen, stille sie zu schweigen.
Habt Ihr mich begriffen?

Dauphine.

Nein, warlich nicht, was meint Ihr mit wachsend zeigen, Sir John?

Dohle.

Dieses Wachsend ist, wenn ich ihr wegen der gewöhnlichen menschlichen Ursach den Hof mache, und sie nichts sagt, doch consentire videtur, und sich zu ihrer Zeit gravida befindet.

Dauphine.

So ist es ja eine Ballade auf die Fortpflanzung.

Clerimont.

Nein, Ihr irrt, ein Madrigal auf die Fortpflanzung.

Epicoene.

Diener, gebt mir meine Verse wieder.

Dohle.

Wenn Ihr sie laut fodert, sollt Ihr sie wieder haben.

Clerimont.

Da kommt Gutwitz wieder.

Vierte Scene.

Gutwitz, die Vorigen.

Clerimont.

Wo, in dem Namen der Tollheit bist Du denn gewesen, so mit Deinem Horne ausgerüstet?

Gutwitz.

An einem Ort, wo der Ton desselben Eure Sinne mit Entzücken erfüllt hätte, wär't Ihr nahe genug gewesen, zu hören. Dauphine, fall nieder und bete mich an, ich habe Deinen Untergang abgewandt, Bursche, ich bin bei Deinem tugendhaften Onkel gewesen und habe die Parthie in die Luft gesprengt.

Dauphine.

Ich hoffe, es ist nicht so.

Gutwitz.

Nein warlich, es ist, und wenn Du anders hofftest, so sollte es mich reuen. Dieses Horn verschaffte mir den Eingang, küss' es. Ich wußte keinen andern Weg zu ihm zu kommen, als mich für einen Kourier auszugeben, da ich aber einmal drinn war, zeigte ich mich anders, und nun wäre er gern ein Kourier geworden, denn ich ließ mich in meiner Kur nicht stören, sondern donnerte ihm alle Widerwärtigkeiten eines Weibes und alles Elend einer Heirath in die Ohren. Hat jemals Gorgone die Gestalt eines Weibes gehabt, so hat er sie in meiner Beschreibung gesehn. Dieses Gelüst hab' ich ihm auf immer vertrieben. — Warum freut Ihr Euch nicht, warum verehrt Ihr mich nicht, Freunde? Warum

seid Ihr stumm? Seid Ihr blödsinnig? Ihr verdient meine Wohlthaten nicht.

Dauphine.

Sagte ich es Euch nicht? O Unglück! —

Clerimont.

Ich wollte, Ihr hättet diese Wohlthaten anderswo angebracht.

Gutwitz.

Wie so?

Clerimont.

Ei was, Ihr habt das unbesonnenste, leichtsinnigste, armseligste Ding gethan, das sich nur jemals ein Mensch gegen seinen Freund erlauben konnte.

Dauphine.

Freund! Wenn mein boshaftester Feind darauf gesonnen hätte, mich zu beleidigen, so hätte er nichts schlimmers thun können.

Gutwitz.

Aber um Gottes willen, wie das? Kommt doch zu Euch selber!

Dauphine.

Nun, ich sagte, daß es so kommen würde.

Clerimont.

Wären doch meine Lippen auf einander gekittet gewesen, als ich davon sprach! Sagt uns, was Euch bewog, so unbesonnen zu sein?

Gutwitz.

Lieben Herrn, nehmt nicht diese seltsamen Gesichter an, mir meine Freundschaft zu vergelten, nehmt Eure Masken herunter. Wollt Ihr mir meine Bemühung, die Euch glücklich macht, auf diese Art danken?

Dauphine.

Beim Himmel! Ihr habt mich unglücklich gemacht. Das, woran ich seit vier Monaten arbeitete, um es nach und nach zur Reife zu bringen, habt Ihr in einer Minute vernichtet. Nun doch alles verloren ist, kann ich sprechen. Diese Dame ward hier auf meine Veranlassung eingemiethet, und um meinen Oheim zu gewinnen, hat sie zu meinem Besten dieses hartnäckige Stillschweigen angenommen, da sie meine aufrichtige Freundin ist; für ein solches Glück ihn zu heirathen, hätte sie mir dann sehr annehmliche Bedingungen ausgemacht, und alle diese meine Hoffnungen sind nun durch diesen unglücklichen Vorfall zu Grunde gegangen.

Clerimont.

So geht es, wenn man in der Unwissenheit geschäftig ist, Dienste erzeigen will und es doch nicht anzufangen weiß. Welch ein dienstfertiger Teufel hat Euch denn besessen! Niemals habt Ihr was Abgeschmackteres in Eurem Leben gethan, nie habt Ihr so Freundschaft und Wohlwollen verletzt.

Dauphine.

Ihr mögt ihm nur am ersten verzeihn, denn Ihr seid am meisten Schuld.

Clerimont.

Ich weiß es und bereue es genug.

Bartschneider kommt.

Dauphine.

Nun, Bartschneider, was giebt es Neues?

Bartschneider.

Die beste, die glücklichste Neuigkeit von der Welt.

Da ist ein toller Herr heut Morgen bei Eurem Onkel gewesen, (mir däucht, es ist der Herr da) der ihn fast damit von Sinnen brachte, daß er ihm seine Heirath fürchterlich gemacht hat —

Dauphine.

Weiter, ich bitte Dich.

Bartschneider.

Und Euer Onkel, Sir, steht nun in der Meinung, daß dies auf Eure Veranlassung geschehn sei, deswegen will er sogleich die bewußte Parthie in Augenschein nehmen, und wenn sie ihm gefällt, und sie eine solche Neigung zur Stummheit zeigt, wie ich ihm erzählt habe, so schwört er, daß er sie noch heut heirathen will, noch in dieser Stunde, und keine Minnte länger zögern.

Dauphine.

Vortrefflich! über alle Erwartung!

Gutwitz.

Ueber alle Erwartnng? Bei meiner Seele, ich wußte, daß es so kommen mußte.

Dauphine.

Nun so vergieb mir, lieber Gutwitz.

Gutwitz.

Nein, ich war in der Unwissenheit dienstfertig, das ist nun das unbesonnenste, leichtsinnigste und armseligste Ding.

Clerimont.

Willst Du das jetzt Deinem Verdienste zuschreiben, was bloßes Glück ist?

Gutwitz.

Glück? meine Klugheit! Glück ist mit keinem Finger

in diesem Spiele. Ich sah, daß es nothwendigerweise so ausfallen mußte, in dergleichen Dingen irrt mich mein Genius niemals. Zeigt mir nur, wie es anders hätte kommen können.

Dauphine.

Nein, lieben Freunde, zankt nicht, es ist nun alles gut.

Gutwitz.

Nun mag er mir nur mit seinem Unbesonnen und Leichtsinnig kommen, und wie er es sonst noch nannte.

Clerimont.

Wie heftig Du Dich nun rechtfertigst, da der Ausgang Dich klüger macht, als Du es selber wolltest.

Gutwitz.

Ausgang! bei diesem Licht, Du wirst mich nie dahin überreden, ich sah den Ausgang so genau vorher wie die Sterne selbst.

Dauphine.

Nun, lieben Freunde, es ist jetzt alles gut, unterhaltet Ihr beiden jetzt Sir John Dohle, indeß ich sie mit meinen Unterweisungen fortschicke.

Gutwitz.

Mit Eurer Erlaubniß, ich will ihr erst vorgestellt sein.

Clerimont.

Herr Gutwitz, Lady, unser Freund.

Gutwitz.

Es thut mir leid, Lady, daß ich Euch nicht eher gekannt habe, um diese seltne Tugend des Schweigens zu preisen. Dauphine, Epicoene und Bartschneider gehn ab.

Clerimont.

Wärt Ihr eher gekommen, so hättet Ihr ihren

Preis sehen und hören können, in Sir John Dohles Madrigalen.

Gutwitz.

Hans Dohle, guten Tag, wann saht Ihr La Foole?

Dohle.

Seit gestern Abend nicht, Herr Gutwitz.

Gutwitz.

Das ist ein Wunder! Ich dachte Ihr beiden wärt unzertrennlich.

Dohle.

Er ist jetzt aus, seine Gäste zu bitten.

Gutwitz.

Ei, der Tausend, das ist wahr! Welch ein schlechtes Gedächtniß habe ich gegen den Mann! Ich bin einer davon; er begegnete mir eben auf seinem niedlichen schwarzen Pferde, das ganz heiß geritten war, er sprengte von Ort zu Ort, von Mann zu Mann, um ihnen das Wort zu geben —

Clerimont.

Damit sie es nicht vergessen?

Gutwitz.

Ja wohl. Kein armseliger Kapitain gab sich jemals bei einer Musterung so viele Mühe, Soldaten auf den Platz zu bringen, als er sich bei einer Mahlzeit ängstigt, Freunde auf den Platz zu bringen.

Dohle.

Es ist sein Quartalfest, Sir.

Clerimont.

Sagt Ihr so, Sir John?

Gutwitz.

Nun, Hans Dohle wird unter seinen besten Freunden

nicht sein Talent des Witzes unterdrücken. Wo ist denn seine Gebieterin, um ihn zu hören und zu bewundern? Ist sie fortgegangen?

Dohle.

Ist Mistreß Epicoene fortgegangen?

Clerimont.

Mit Sir Dauphine, wie ich wette, nach dem Platze vorangegangen.

Gutwitz.

Vorangegangen! Das wäre eine offenbare Beleidigung, eine ausgemachte Kränkung! Ihn bei einer solchen Feierlichkeit auszuschlagen, da er ein Beau ist und ein Witziger oben ein?

Clerimont.

Nur ruhig, er wird es wie Rohm hinunterschlucken, er ist zu gut in jure civili belesen, als daß er irgend was für ein Unglück halten sollte, was ihm von seiner Gebieterin widerfährt.

Dohle.

Nein, mag sie doch laufen, sie soll allein sitzen und eine ganze Woche hindurch auf ihrem Zimmer stumm sein, John Dohle wird sie nicht hindern, ich steh' ihr dafür. Mich schlägt sie aus?

Clerimont.

Nein, Sir, nehmt es nicht so zu Herzen, sie schlägt Euch nicht aus, sondern sie vernachlässigt Euch nur ein wenig. Warlich, Gutwitz, Ihr verdient Tadel, daß Ihr es ihm in den Kopf setzt, als wenn sie ihn ausschlüge.

Gutwitz.

Handgreiflich schlägt sie ihn aus, Ihr mögt es auch noch so zärtlich nehmen. Wär' ich an seiner Stelle,

ich würde schwören, dafür den ganzen Tag kein Wort mit ihr zu sprechen.

Dohle.

Bei diesem Lichte, ich will es nicht.

Gutwitz.

Oder mit irgend einem andern Menschen.

Dohle.

Nein, dieses Gelübde will ich doch nicht thun.

Clerimont.

Es wäre ein außerordentliches Glück für die Gesellschaft gewesen, wenn Ihr ihn so weit gebracht hättet.

Dohle.

Ich will recht melankolisch sein, wahrhaftig!

Clerimont.

Wie ein Hund, wär' ich an Eurer Stelle, Sir John.

Gutwitz.

Oder wie eine Schnecke, oder eine Schweinslaus, wahrhaftig, ich würde mich heut in mich zusammenrollen, daß mich keiner sollte aufwickeln können.

Dohle.

Bei diesem Zahnstocher, das will ich.

Clerimont.

So ist es recht; er fängt schon an, mit seinen Zähnen böse zu thun.

Dohle.

Wollen wir gehn, meine Freunde?

Clerimont.

Nein, Ihr müßt allein gehn, Sir John, wenn Ihr recht melankolisch seid.

Gutwitz.

Ja, Sir, wir hetzen Euch nach, ich meine, wir gehn wie Hunde hinter Euch. Doble ab.

Clerimont.

Gab es jemals zwei solche Ellen von Ritterschaft, die die Zeit ausmißt, um sie dem Gelächter zu verkaufen?

Gutwitz.

Nichts als ein schwatzender Maulwurf, zum Henker mit ihm! Kein Pilz war jemals so frisch aufgeschossen. Ein Narr, der so gar nichts ist, daß er nicht weiß, was er sein möchte.

Clerimont.

Wir wollen ihm folgen, aber erst laß uns zu Dauphine gehn, der bei dem Hause lauert und auf Nachricht wartet.

Gutwitz.

Komm. Gehn ab.

Fünfte Scene.

(Zimmer bei Morose.)

Morose, Epicoene, Bartschneider, Stumm.

Morose.

Willkommen, Bartschneider; komm näher mit Deiner schönen Begleitung, und flüstre ihr die Bitte in's Ohr, daß sie die Maske abnehmen möge. (—) So. Ist die Thür verschlossen? (—) Genug. Nun, Bartschneider, will ich mit Dir auf die nämliche Weise sprechen, wie ich es in meiner Haushaltung eingeführt habe. Wie ich merke, Bartschneider, so ist jenes Frauen-

zimmer die nämliche, die Du mir besorgt hast, und in der Hoffnung hieher gebracht, um bei mir die Stelle und Person einer Gemalin zu vertreten? Antworte mir nicht, nur mit dem Bein, es müßte sich denn anders verhalten. (—) Sehr gut gemacht, Bartschneider. Ich glaube außerdem, Bartschneider, Du hast Dich in Ansehung ihrer Geburt, Erziehung und Eigenschaften vorher unterrichtet, sonst würdest Du sie mir nicht in einer so hochwichtigen Sache auserwählt haben, als es die Ehe ist. (—) Dieses ist mein Glaube, Bartschneider, antworte nicht, als mit dem Beine, es müßte sich denn anders verhalten. (—) Sehr gut, Bartschneider. Jetzt begieb Dich ein wenig von ihr weg, damit ich untersuchen möge, in wie fern sie für meine Neigungen paßt. — Sie ist außerordentlich schön und von einer besonders angenehmen Gestalt, eine liebliche Vereinigung und Harmonie aller Glieder, die Temperatur ihrer Schönheit hat gerade den rechten Einklang mit meinem Blute. Der Kerl hat im Aeußern ganz außerordentlich mein Gemüth errathen; nun will ich auch ihr Innres auf die Probe stellen. Kommt näher, schöne Dame, möge Euch mein Betragen nicht unhöflich erscheinen, obgleich es Euch wohl, da es etwas seltenes ist, fremde vorkommen mag. (—) Nein, Lady, Ihr mögt sprechen, obgleich Bartschneider und mein Bedienter nicht sprechen dürfen, von allen Tönen hat nur allein die süße Stimme einer schönen Dame gerade das rechte Maaß für meine Ohren. Ich bitte Euch, Lady, sagt, aus dem ersten Feuer der sich treffenden Augen (wie ich gehört habe) wird die Liebe erzeugt, fühlt Ihr wohl eine solche Entzündung in Euch hervorgebracht, von irgend etwas, das Ihr an mir seht? Wie, Lady? (—) Ach,

Lady, diese Eure Antworten, in stummen Verbeugungen, beugen mich nur und sind mir nicht erfreulich. Ich bin beim Hofe auferzogen, und diejenige, die meine Gemalin sein soll, muß mit höfischen und in die Augen fallenden Gaben ausgeziert sein. Könnt Ihr sprechen, Lady?

Epicoene, ganz leise.

Urtheilt selbst.

Morose.

Was sagt Ihr, Lady? Sprecht laut, ich bitte darum.

Epicoene.

Urtheilt selbst.

Morose.

Nach meinem Urtheil eine himmlische Zartheit! Könnt Ihr aber, Lady, da ich es bei jenen durch Belehrung und Mühe künstlich dahin bringe, Euch auch in so fern meinem Urtheil unterwerfen, und (ohne Euch an Eurer Zunge zu ergötzen, welches sonst der Weiber hauptsächlichstes Vergnügen ist) es für angenehm halten, mir nur durch stumme Geberden zu antworten, so lange meine Reden mit demjenigen, was Ihr meint, übereintreffen? (—) Herrlich! Göttlich! O wenn sie dies durchführen könnte! Sei ruhig, Bartschneider, Du bist auf immer glücklich, wie Du mich glücklich gemacht hast, wenn diese Seligkeit fortdauert. Ich will sie noch ferner auf die Probe stellen. Theure Lady, ich bin verwöhnt und meine Ohren müssen beständig mit angenehmen und witzigen Unterhaltungen bewirthet werden, lustige Einfälle und neckische Possen muß diejenige überströmen, die meine Bettgenossin sein will. Die Damen am Hofe halten es sowohl für ihren glänzenden

Witz wie für ihren Werth ungeziemend, wenn sie keinen Mann finden, der ihnen den Hof macht; ist nun ein verliebtes Gespräch auf die Bahn gebracht, so lassen sie es nicht sobald ausgehn; seid Ihr nun allein von ihnen allen so verschieden, daß das, wonach sie mit so vieler Mühe streben, nämlich gelehrt, verständig, witzig und scharfsinnig zu scheinen, daß Ihr alles das in Stillschweigen begraben könnt, und lieber Eure Vorzüge in dem schönen Bewußtsein Eurer Tugend setzen, als sie der Welt und den Menschen bekannt zu machen?

Epicoene.

Es sollte mir leid thun, wenn es anders wäre.

Morose.

Was sagt Ihr, Lady? Liebe Lady, sprecht laut.

Epicoene.

Es sollte mir leid thun, wenn es anders wäre.

Morose.

Dieses Leid thun erfüllt mich mit Entzücken! O Morose, Du bist vor allen Menschenkindern glücklich! Gieb Dir Mühe, daß Du Dich mäßigen mögest. Nur noch eins will ich versuchen, und es soll die schlimmste und gefährlichste Probe ihres Geschlechts sein. Hört mich an, schöne Lady; ich liebe es sehr, daß diejenige, die meine Gattin werde, die erste und vorzüglichste in allen Moden sei, daß sie allen Hofdamen vierzehn Tage voraus ist, daß sie ihren Schneider habe, ihre Leinenkrämer, ihre Bandhändlerinnen, ihre Stickerinnen, und wohl zweimal des Tages mit diesen über die Französischen Moden rathschlage, und daß sie dann eben so mannichfaltig wie die Natur hervortrete, ja noch mannichfalti-

ger, und durch die Hülfe der Kunst, ihrer dienenden Nebenbuhlerin, noch reizender. Das ist es, was ich liebe. Und wie wollt Ihr, Lady, mit dieser geringen Redseligkeit im Stande sein, die vielfältigen aber nothwendigen Anweisungen zu geben für diese Schnürbrüste, jene Armbänder, für diesen Besatz, wegen jener Façon, dieses Zuschnitts, jener Stickerei, dieser Art zu schnüren, jener Kanten, Knoten, Kragen, Rosen, Gürtel, Fächer, Schärpe und Handschuhe? Nun, was sagt Ihr, Lady?

Epicoene.

Das will ich Euch überlassen, Sir.

Morose.

Wie, Lady? ich bitte, eine Note höher.

Epicoene.

Ich will es der Weisheit und Euch überlassen, Sir.

Morose.

Bewundernswürdige Kreatur! Ich will Euch nicht weiter beunruhigen, ich will mich an einer so süßen Unschuld nicht ferner versündigen. Vergönnt mir jetzt die Freiheit, auf diese göttlichen Lippen das Siegel zu drücken, daß Ihr die meinige seid. Bartschneider, ich gebe Dir Dein Haus frei, danke mir nicht anders, als mit dem Beine. (—) Bartschneider schüttelt den Kopf. Ich weiß, was Du sagen willst, sie ist arm und ihre Verwandten sind ihr gestorben: in ihrem Stillschweigen, Bartschneider, besitzt sie eine unermeßliche Mitgift, und was ihre Armuth betrifft, so wird sie um so liebevoller und gehorsamer sein, Bartschneider. Geh und schaff mir augenblicklich einen Pfarrer, mit einer sanften, leisen Stimme, um uns zu verheirathen, und

bitte ihn, daß er nicht umständlich sei, sondern so kurz als möglich; nun gehe aber ganz sacht, Bartschneider. Bartschneider geht ab. Du da, führe Deine Gebieterin in den Eßsaal, denn jetzt ist sie Deine Gebieterin, Stumm führt Epicoene ab. O Du meine Glückseligkeit! Wie will ich mich an meinem unverschämten Vetter und seinen Kabalen rächen, mich vom Heirathen abzuschrecken! Diese Nacht will ich mir einen Erben zeugen und ihn gänzlich aus meinem Blute verstoßen, als wenn er ein Fremder wäre. Er wollte Ritter werden, warlich, und dachte mich dadurch zu beherrschen, vermittelst seines Titels: nein, Vetter, nun mögt ihr mir Briefe und Empfehlungen von Lords und Lady's bringen, und es soll euch nichts helfen, Vetter. Eure Ritterschaft soll selbst vor mir auf den Knieen liegen und doch nicht erhört werden; sie soll wegen der Schulden für Lebensmittel verklagt, verdammt und doch nicht verbürgt werden; seine Ritterschaft soll während der Zeit des Prozesses an einem zwölf Pfennigstische zum Betrüger werden, und von einem Termin zum andern die Wirthin mit Erzählungen aufhalten; oder es soll seiner Ritterschaft noch übler gehn, sie soll ihre Zuflucht in Coleharbor *) suchen und fasten. Alle seine Freunde soll er mit Borgbriefen in Furcht setzen, und wenn seine Ritterschaft von einem aus achtzigen zehn Schillinge herausgebracht hat, so soll sie sich nach den Kranichen, oder nach dem Bären zu Bridgfoot begeben und sich in aller

*) Coleharbor war ein altes Gebäude in der Nähe der Themse, der Graf von Shrewsbury ließ es abtragen und viele kleine Häuser an dessen Stelle erbauen, die wohl die Wohnungen von Müßigen, Abentheurern und Schuldnern wurden.

Furcht betrinken; er soll nicht soviel Geld haben, eine Wirthshaus-Rechnung zu bezahlen, seine alten Gläubiger einzuladen, mit seiner Ritterschaft Geduld zu haben, oder neue, die es darauf wagen möchten, seiner Ritterschaft zu trauen. In seiner Schuldverschreibung soll er alte Töpfe als hauptsächlichsten Artikel annehmen müssen, und die sollen seiner Ritterschaft nicht so viel Geld einbringen, daß er eines Bäckers Wittwe, die mit hausbacknem Brodte handelt, damit in Versuchung führen kann. Seine Ritterschaft soll sich als Aushelfer von allen liederlichen Bürgerweibern brauchen lassen, und von einem Tanzmeister, oder dem geringsten Possenmacher in der Stadt verdrängt werden. Es soll ihm die Hoffnung fehlschlagen, sich durch Konstantinopel, *) Irland oder Virginien wieder aufzuhelfen; das letzte und größte Glück seiner Ritterschaft mag dann sein, Dortchen Lakenreißer, oder Kätchen Allgemein zur Lady zu machen, und auf diese Weise mag seine Ritterschaft dann was zu essen haben. Geht ab.

*) Mancher Abentheurer unternahm diese Reisen, indem er ein Pfand umsetzte, das ihm diejenigen, die es annahmen, nach glücklich vollbrachter Reise vier, fünf, wohl zehnmal ersetzten, je nachdem die Entfernung weit, oder die Reise mit Gefahren verknüpft war.

Sechste Scene.

(Straße bei Moros'es Hause.)

Gutwitz, Dauphine, Clerimont.

Gutwitz.

Bist Du gewiß, daß er nicht vorbeigegangen ist?

Dauphine.

Nein, ich stand immer seitdem im Laden.

Clerimont.

Er kann aber auf der andern Seite der Gasse hinunter gehn.

Dauphine.

Nein, ich sagte ihm, daß ich auf dieser Seite warten würde, ich beschied ihn hieher.

Gutwitz.

Welch ein Barbar ist er denn, so lange auszubleiben!

Dauphine.

Da kommt er.

Clerimont.

Und seine Gefährtin nicht mit ihm, was ein gutes Zeichen ist, Dauphine.

Bartschneider kommt.

Dauphine.

Nun, Bartschneider, gehts glücklich, oder nicht?

Bartschneider.

Ueber allen Glauben, Sir, omnia secunda, Ihr

hättet es Euch gar nicht besser wünschen können; saltat senex, wie man im Sprichworte sagt, er triumphirt in seiner Glückseligkeit, er betet seine Geliebte an! Mein Haus hat er mir auch frei gemacht, und ich bin jetzt auf dem Wege nach einem stillen Pfarrer, sie zu verheirathen, und so ist alles gut.

Gutwitz.

Nimm einen von den stummgemachten Pfarrern*), ein eifernder Bruder würde ihn zu Tode priestern.

Bartschneider.

Cum privilegio, Sir.

Dauphine.

Nein, durchaus nicht, wir wollen jetzt nichts thun, die Sache zu hintertreiben, wenn aber alles zu Stande gebracht ist, so stehe ich bei jeder Erfindung, ihn zu martern, zu Euren Diensten.

Bartschneider.

Vermöge meiner Geschicklichkeit soll in dieser halben Stunde alles vollendet sein. Bringt in dieser Zeit so viel wie möglich zu Stande, bonis avibus. ab.

Clerimont.

Wie der Schurke lateinisch spricht!

Gutwitz.

Meine Herren, wenn es Euch gefällt, so soll der heutige Tag noch ein Spaß für alle unsre Nachkommenschaft sein.

*) Viele Non-Conformistische Geistlichen waren im Jahr 1604 ihrer Stellen entsetzt worden.

Clerimont.

Verwünscht sei, wer dies nicht möchte. So sag' ich.

Dauphine.

Ich ebenfalls. Aber was soll geschehen?

Gutwitz.

Die ganze Gesellschaft des Amorous, seinen ganzen Schmaus dorthin zu bringen, um heut dort die Hochzeit zu begehn.

Dauphine.

Herrlich! Aber wie soll das ausgerichtet werden?

Gutwitz.

Ich nehme es auf mich, alle die eingeladenen Damen dorthin zu bringen, und so muß uns die Mahlzeit folgen.

Clerimont.

Um Himmelswillen, laßt uns das in's Werk richten, so mancherlei verschiedene Getöse werden eine herrliche Komödie von Kränkung hervorbringen.

Dauphine.

Aber meinst Du nicht, daß sie sich schon am andern Orte eingefunden haben?

Gutwitz.

Für die Kollegen-Damen will ich stehn: eins von ihren Gesichtern hat noch nicht völlig die Frühlingsfarben aufgelegt, und das andre noch nicht die Weichheit und Zartheit fertig gemacht.

Clerimont.

Aber zu einem Feste werden sie früher als gewöhnlich aufstehn.

Gutwitz.

Am besten ist, wir gehn hin uns selbst zu überzeugen.

Clerimont.

Wer weiß das Haus?

Gutwitz.

Ich will Euch hinführen; war't Ihr niemals dort?

Dauphine.

Ich nicht.

Clerimont.

Ich auch nicht.

Gutwitz.

Wo habt Ihr denn gelebt? Tom Otter nicht zu kennen!

Clerimont.

Nun, wer ist er denn?

Gutwitz.

Eine unvergleichliche Bestie, fast ein Ding mit Eurem Dohle oder Amorous, wenn er sie nicht noch übertrifft, dabei spricht er eben so viel Latein, als Euer Barbier: er ist seines Weibes Unterthan, er nennt sie Prinzeß und mit solchen Redensarten geht er ihr im Hause nach, Trepp auf und ab, wie ein Page, den Hut unterm Arm, theils der Hitze wegen, theils aus Ehrerbietung. In diesem Augenblicke führt er seinen Stier, Bären und sein Pferd auf.

Dauphine.

Wer sind die, im Namen der Sphinx?

Gutwitz.

Ei, er war zu seiner Zeit ein angesehener Mann beim Bärenhetzen und von diesem edlen Zeitvertreibe hat er seinen größten Trinkbechern diese witzigen Namen gegeben. Denn einen nennt er seinen Stier, den zweiten

seinen Bären, einen dritten sein Pferd. Außerdem hat er auch kleinere Gläser, die nennt er sein Roth-Wild und seinen Affen, unter diesen giebt es wieder verschiedene Grade, und ihm ist nie wohl, und er hält keine Unterhaltung für vollkommen, wenn diese nicht herausgebracht und auf den Tisch gesetzt werden.

Clerimont.

Ums Himmels willen, das würden wir versäumen, wenn wir nicht gleich gingen.

Gutwitz.

Er hat noch tausend andre Eigenschaften, die eben so gut sind und die ihn in mehr als eine Stunde in Thätigkeit setzen werden. Er schimpft auf sein Weib, mit gewissen Gemein-Plätzen, hinter ihrem Rücken, ihr im Gesichte aber —

Dauphine.

Nichts mehr von ihm. Ich bitte Euch, laßt uns gehn und ihn sehn.

Dritter Akt.

(Zimmer bei Kapitain Otter.)

Erste Scene.

Kapitain Otter, mit seinen Bechern, Mistreß Otter.

Otter.

Nein, gute Prinzeß, hört nur pauca verba.

Mistreß Otter.

Bei diesem Lichte, ich will Euch in Ketten legen lassen, mit Euren Stier-Hunden und Bären-Hunden, wenn Ihr nicht augenblicklich artiger werdet. Wahrhaftig, Ihr sollt im Hundeloche liegen. Das fehlte noch, daß Ihr mich mit Eurem Stiere, Bären und Pferde hetztet? Die Hofleute und Kollegen-Damen können niemals in unser Haus kommen, Ihr müßt eine Fastnacht anstellen! Ihr sollt mir da Eure Pfingsten-Sammt-Kappe aufsetzen und Euren Stab in die Hand nehmen, um sie zu unterhalten, ja warlich, das sollt Ihr!

Otter.

Nicht also, Prinzeß, nicht also, sondern unter Züchtigung, süße Prinzeß, erlaubt gütigst — durch diese Dinge bin ich bei den Hofleuten bekannt, es wird Ihnen davon als von meinem Humor erzählt, so nehmen Sie's auch auf und erwarten es. Tom Otters Stier, Bär und Pferd, sind in ganz England bekannt, in rerum natura.

Mstrs. Otter.

Ich will sie, bei Gott, nach Parisgarten naturen und Euch dazu, wenn Ihr sie noch einmal nennt. Ist ein Bär wohl ein Vieh darnach, oder ein Stier, um mit großen Damen in Gesellschaft zu kommen? Ueberlegt das mit Eurer eignen Bescheidenheit, wenn Ihr noch einiges feines Gefühl habt.

Otter.

Das Pferd denn, gute Prinzeß.

Mstrs. Otter.

Gut, mit dem Pferde bin ich's zufrieden; ich weiß, Sie lieben es, gut beritten zu sein, ich liebe es selber.

Otter.

Und es ist so ein liebliches, edles Pferd, Poetarum Pegasus. Unter Züchtigung, Prinzeß, Jupiter verwandelte sich selbst in einen — Taurus, oder Stier, unter Züchtigung, gute Prinzeß.

Es treten ein Gutwitz, Clerimont und Dauphine, und bleiben Anfangs im Hintergrunde.

Mstrs. Otter.

Bei meiner reinen Unschuld, ich überliefre Euch den Aufsehern des Bärengartens, wenn Ihr noch ein einziges Wort sagt. Soll mein Haus, oder meine Wohnung mit dem Geruche von Bären oder Stieren verunsaubert werden, wenn ich es für vornehme Lady's wohlriechend mache! Verträgt sich dieses mit den Bedingungen, unter welchen ich Euch heirathete? daß ich Prinzeß sein sollte, und in meinem Hause regieren; Ihr aber mein Unterthan sein müßtet, und mir gehorchen? Was habt Ihr denn zu mir gebracht, daß Ihr

so übermüthig sein dürft? Bewillige ich Euch darum eine halbe Krone täglich, um sie nach Eurem Gefallen unter Euren Spielern zu verzehren, daß Ihr mich bei solchen Gelegenheiten quälen und peinigen sollt? Wer, ich bitte Euch, giebt Euch Euren Unterhalt? Wer unterhält Eure Pferde und Eure Bedienten? Wer bewilligt Euch Eure drei Kleider des Jahrs? Eure vier Paar Strümpfe, ein seidnes, drei Paar wollene? Eure reine Wäsche, Eure Bänder und Krausen, wenn ich Euch dazu bringen kann, sie zu tragen? Ein Wunder, daß Ihr sie jetzt an habt. Wer schafft Euch Bekanntschaften mit Hofleuten und großen Charakteren, daß sie mit Euch aus ihren Kutschen sprechen und Euch in Eurem Hause besuchen? Hat Euch wohl ein Lord oder eine Lady mit Augen angesehn, bevor ich Euch heirathete, es müßte denn an den Oster- oder Pfingstfeiertagen geschehn sein, und geschah es dann wohl anders, als aus den Fenstern des Saales, wenn sich Ned Whiting oder George Stone auf der Bühne befanden? *)

Gutwitz.

Um Gottes Willen, kommt, daß wir ihn aus ihren Händen erretten.

Mstrs. Otter.

Hierauf antwortet. Und erhob ich Euch nicht zu mir, als Ihr in einem alten schmierigen, ledernen Koller stecktet, mit Nesteln und grün sammtnen Armhängseln, durch welche die Ellenbogen guckten? Ihr vergeßt dies alles.

---

*) Zwei bekannte Bären jener Tage, die bei den Hetzen ihre Rollen spielten.

Gutwitz.

Sie wird ihn zerreißen, wenn wir ihm nicht bei Zeiten zu Hülfe kommen. Sie treten vor.

Mstrs. Otter.

Ah, hier sind einige Herren. Nun, betragt Euch würdiglich und mit schicklicher Moralität, oder, ich schwör's Euch zu, ich will Euch Eure Pension entziehen.

Gutwitz.

Mit Eurer Erlaubniß, schöne Mistreß Otter, bin ich so dreist, diese Herren Eurer Bekanntschaft zu empfehlen.

Mstrs. Otter.

Dergleichen wird keine Hindernisse oder Schwierigkeiten finden, werther Sir.

Gutwitz.

Und was macht mein edler Kapitän? Ist der Stier, Bär und Pferd noch immer in rerum natura?

Otter.

Sir, Sic visum superis.

Mstrs. Otter.

Ihr geht darauf aus, einzuleiten. Fort, geht Eurer Wege und seht darnach, daß sie geröstet Brod und Butter für die Schnepfen zubereiten, das wird eine schickliche Provinz für Euch sein. Treibt ihn hinaus.

Clerimont.

Mit welchem Tyrannen ist der arme Mann verheirathet!

Gutwitz.

Der Spas wird nachher sein, wenn wir ihn losmachen.

Dauphine.

Wagt er es denn, je zu sprechen?

Gutwitz.

Kein Anabaptist hat noch jemals mit solcher Frechheit gelästert; aber ich bitte Euch, merkt doch auch auf ihre Redensarten.

Mstrs. Otter.

Meine Herren, Ihr seid sehr erwünscht gekommen; mein Vetter, Sir Amorous, wird sogleich zugegen sein.

Gutwitz.

Wir werden uns freuen. War aber nicht Sir John Dohle hier, um nach ihm und nach der Gesellschaft zu fragen?

Mstrs. Otter.

Ich kann Euch dessen nicht vergewissern, Herr Gutwitz. Ein ungemein melankolischer Ritter, in einem Kragen, war hier, der meinen Unterthan nach jemand fragte, ein Edelmann, wie ich glaube.

Clerimont.

Es ist der nämliche, Lady.

Mstrs. Otter.

Er entfernte sich aber alsbald wieder, dessen kann ich Euch glaubhaft machen.

Dauphine.

Welcher ausgesuchten Sprache sich diese Lady bedient!

Gutwitz.

O Sir, sie ist die einzige ausgemachte Hofdame, die nämlich nicht dazu geboren wurde, hier in der City.

Mstrs. Otter.

Ihr habt diese Nachricht auf Glauben angenommen, meine Herren.

Gutwitz.

Nein, ich versichre Euch, der Hof wird zu Eurem Besten, Lady, selber dies Zeugniß ablegen.

Mstrs. Otter.

Ich bin die gehorsame Dienerin des Hofes und aller Hofleute.

Gutwitz.

Sie sind vielmehr Eure Anbeter.

Mstrs. Otter.

Sagt das nicht, Sir.

Bartschneider kommt.

Dauphine.

Nun, Bartschneider? Ein Unglück?

Bartschneider.

Nein, Sir, omnia bene. Es hat sich nie besser in seinen Angeln gefügt, alles steht gut. Ich habe ihn mit einem Pfarrer so entzückt, daß er zur Ceremonie fast mit eben solcher Freude schreitet, als die er nun bald erwartet.

Dauphine.

Was ist das für ein Pfarrer?

Bartschneider.

Einer, der einen Katarrh bekommen hat, und den man vor Heiserkeit nicht sechs Zoll weit hört, er spricht nicht anders, als wenn ihm der Hals voller Pech stäcke, ein trefflicher Mann und unvergleichlicher Gebet-Kassirer. Ich kam her, Sir, Euch zu sagen, Ihr möchtet nun omnem movere lapidem (wie wir sagen) zu Eurem Ueberfall alles veranstalten.

Dauphine.

Ich danke Dir, ehrlicher Bartschneider, sei nur mit dem Schlüssel bereit, uns einzulassen.

Bartschneider

An mir soll es nicht fehlen: ad manum. Geht.

Gutwitz.

Gut, ich will nun auf meine Kutschen Acht geben.

Clerimont.

Das thu, und wir wollen Dir Dohle schicken, wenn er Dir nicht begegnen sollte.

Gutwitz ab.

Mstrs. Otter.

Ist Herr Gutwitz fortgegangen?

Dauphine.

Ja, Lady, es hat sich für ihn etwas Widerwärtiges ereignet.

Mstrs. Otter.

Das schloß ich wohl aus der Physiognomie des Menschen, der herein kam, und ich hatte auch neulich einen Traum von dem neuen Aufzuge und Mylady Mayoreß, welches mir immer ein Unglück bedeutet. Ich erzählte auch Mylady Hochmuth diesen Traum, als Ihre Gnaden zu mir kamen, einige Chinasachen zu besehn und sie erklärte ihn mir aus dem Antemidorus, und ich habe es seitdem wahr befunden. O dies hat mir schon manches Leid zugefügt.

Clerimont.

Euer Traum, Lady?

Mstrs. Otter.

Ja, Sir, alles was ich träume, was Bezug auf die City hat. So wurde mir einmal ein damastenes

Tischtuch befleckt, das mir achtzehn Pfund kostete; ein andermal verbrannte mir ein schwarzes atlasnes Kleid, als ich beim Feuer stand, im Kollegium, im Zimmer der Mylady Centaur: das drittemal wurde bei der Lords Maske meine Halskrause von den Wachslichtern beträufelt, so daß ich nicht bei Tafel erscheinen konnte. Das viertemal wollte ich in eine Kutsche steigen, um eine Freundin zu besuchen, als mein ganzer Anzug (karmesinrother Atlas, mit schwarzer Sammet-Besatzung) von einem Brauerpferde bespritzt wurde, so daß ich nur froh war, zurück zu kehren und mich umzukleiden, und mich der Schreck außerdem noch nöthigte, mein Zimmer wohl eine Dreiheit von Tagen hindurch zu hüten.

Dauphine.

Das waren theure Unglücksfälle, Lady.

Clerimont.

Ich würde nicht in der City wohnen, wenn ich so viel Leid in ihr erführe.

Mstrs. Otter.

Ja, Sir, aber mein Doktor giebt mir Arznei, so wenig davon zu träumen, als möglich.

Dauphine.

Daran thut Ihr wohl, Mistreß Otter.

Es tritt John Dohle herein, und Clerimont zieht ihn beiseit.

Mstrs. Otter.

Ist es Euch gefällig, noch weiter in mein Haus herein zu treten?

Dauphine.

Wenn Ihr es uns vergönnt, Lady; wir warten hier nur, um noch mit einem Ritter, Sir John Dohle, zu

sprechen, der hieher kommen wird. Wir werden Euch folgen, Lady.

Mstrs. Otter.

Nach Eurem Gefallen, Sir. Es ist meines Vetters Sir Amorous Fest —

Dauphine.

Ich weiß es, Lady.

Mstrs. Otter.

Und zugleich das meinige. Es geschieht aber zu seiner Ehre, und deshalb mache ich keine fernern Ansprüche darauf, als was den Platz betrifft.

Dauphine.

Ihr seid eine sehr gütige Muhme.

Mstrs. Otter.

Eure Dienerin. Geht ab.

Clerimont tritt vor mit Dohle.

Clerimont.

Nun, wißt Ihr es schon, Sir John Dohle?

Dohle.

Nein, ich bin ein Gimpel, wenn ich es weiß.

Clerimont.

So will ich es Euch sagen. Sie wird eben jetzt verheirathet, und ob Ihr Euch gleich in den Kopf gesetzt habt, als ob sie mit Sir Dauphine gegangen wäre, so versichre ich Euch doch, Sir Dauphine hat sich gegen Euch wie der edelste und schätzbarste Freund betragen, dessen sich ein Edelmann von Eurer Würde nur jemals hat rühmen können. Er hat das ganze Komplott entdeckt und Eure Gebieterin so zur Erkenntniß, ja in der That so zur Schaam über das Unrecht gegen Euch

gebracht, daß sie wünscht, Ihr möchtet ihr vergeben und ihren Hochzeitstag durch Eure Gegenwart erfreuen. — Sie sagt, daß sie eine sehr reiche Parthie thut, es ist sein Onkel, der alte Morose: sie hat mir im geheim aufgetragen, Euch zu sagen, daß sie Euch nun besser Gunstbezeugungen erweisen könne und mit mehr Sicherheit als zuvor.

Dohle.

Sagte sie so? Ist es gewiß?

Clerimont.

Wie, was denkt Ihr von mir, Sir John? Fragt Sir Dauphine.

Dohle.

Nein, ich glaube Euch. Guter Sir Dauphine, wünschte sie meine Vergebung?

Dauphine.

Ich versichre Euch, Sir John, sie wünschte sie.

Dohle.

Nun, so will ich sie ihr von ganzem Herzen zukommen lassen und recht jovialisch sein.

Clerimont.

Nun erwägt Sir, die Beleidigung, die man Euch zufügen wollte. Amorous La Fool wollte durch dieses Fest ihren Hochzeitstag feiern, er brauchte Euch als ein Mittel, die Kollegen-Damen einzuladen, weil Ihr versprochen habt, Eure Gebieterin herzuführen, sie wäre nun als seine Freundin erschienen und dadurch hätte er Euch Unrecht gethan. Dagegen hat sie nun Sir Dauphine zum Gefühl ihrer selbst gebracht, Ihr sollt nun die Genugthuung haben, daß Ihr alle Damen dorthin führt und recht jovialisch seid, dort will sie nun das

Mittagsessen haben, welches in Eurem Namen geschehen soll: dadurch plantirt sie Amorous La Foole und läßt Euch die verdiente Gerechtigkeit widerfahren.

Dohle.

So wahr ich ein Ritter bin, ich ehre sie und vergebe ihr von ganzem Herzen.

Clerimont.

So macht Euch schnell an die Sache. Gutwitz ist voran gegangen, um die Kutschen anzuhalten und Euch diese Nachrichten zu geben, wenn er Euch treffen sollte. Geht nur zu ihm und alles ist gut. Seht, hier kommt Euer Antagonist, aber laßt Euch nichts merken, sondern seid recht jovialisch.

Sir Amorous La Foole tritt herein.

Amor. La Foole.

Sind die Damen gekommen, Sir John Dohle, nebst Eurer Gebieterin? Dohle geht ab. Sir Dauphine, Ihr seid von Herzen willkommen und eben so mein werthester Herr Clerimont. Wo ist meine Muhme? Saht Ihr keine Kollegen-Damen, meine Herren?

Dauphine.

Kollegen-Damen! Wißt Ihr denn nicht, Sir Amorous, wie man Euch mitgespielt hat?

Amor. La Foole.

Wie das, Sir?

Clerimont.

Sprecht Ihr so freundlich mit Sir John Dohle, der Euch so empfindlich gekränkt hat?

Amor. La Foole.

In welcher Art, meine Herren? Laßt mich Euch demüthigst ersuchen, die Sache zu erfahren.

Clerimont.

Nun, Sir, seine Gebieterin ist heute an Sir Dauphine's Onkel verheirathet, den Nachbar Eurer Muhme, zu ihm hat er alle Damen und Eure ganze Gesellschaft hingelockt, um Eure Zubereitungen vergeblich zu machen und Euch einen Schimpf anzuhängen. Er war so eben hier und wollte uns auch verführen, aber ich denke, wir haben ihm unsre Meinung gesagt.

Amor. La Foole.

Hat Sir John Dohle mich auf so unmenschliche Weise gekränkt?

Dauphine.

Er hat es gethan, Sir Amorous, höchst boshafter und verrätherischer Weise; wenn Ihr Euch aber von uns rathen laßt, so sollt Ihr ihn mit gleicher Münze bezahlen.

Amor. La Foole.

Werthe Herren, glaubt mir, daß ich es thue. Aber wie soll es geschehn?

Dauphine.

Ihr müßt, Sir, Eure Fasanen, Eure Haselhühner und Eure besten Gerichte nehmen, und sie sogleich auf die silbernen Geschirre Eurer Muhme legen und nichts sagen, sondern eine reine Serviette umbinden als wenn Ihr ein Vorschneider wärt; mit bloßem Kopfe müßt Ihr dann vorausgehn, mit dreister Zuversicht (es ist nur über die Straße dicht neben an) und wir wollen Euch folgen, wo Ihr die Gerichte auf die Tafel

setzen müßt und sie alle dazu willkommen heißen; das beweißt, daß Ihr der Wirth seid und so werden alle seine Anstalten vereitelt. Was Eure Muhme betrifft, statt daß sie hier mit der Zubereitung und Bewirthung in Unruhe gebracht wäre, so wird sie nun alle Bemühungen dorthin wenden, selber als ein vornehmer Gast erscheinen, mit den gnädigen Damen des Kollegiums in einer Reihe sitzen, man wird sie wie jene ehren, und ihre Gesundheit eben so oft und eben so laut trinken, als der vornehmsten ihre von den Kollegen-Damen.

Amor. La Foole.

Das will ich ihr gleich sagen. Es soll so geschehn, das ist mein Enschluß. Geht.

Clerimont.

Ich wußte, daß es ihn bewegen mußte, noch ehe er es zu Ende gehört hätte.

Dauphine.

Gut, Gäste und Gerichte wären nun da, wo sollen wir aber Musik herkriegen?

Clerimont.

Der Geruch des Wildprets, der durch die Straßen zieht, wird schon eine oder die andre Bande Musikanten herbeilocken.

Dauphine.

Möchte er doch lieber auch die Trompeter herbeiziehn!

Clerimont.

Wir können auf diese fast rechnen, denn sie wissen um jeden Schmaus, sie stehn deshalb mit allen Köchen in London in gutem Vernehmen, zwanzig gegen eins, daß wir sie bekommen.

Dauphine.

Es wird ein sehr merkwürdiger Tag für meinen Onkel, so wie ein herrlicher Spaß für uns werden.

Clerimont.

Wenn wir nämlich die Eifersucht zwischen Amorous und Dohle in Gang erhalten können, ohne daß sie mit einander zur Erklärung kommen.

Dauphine.

Ei, schmeichle nur beiden, und Du kannst, (wie Gutwitz sagt) beider Verstand in einer Fischreuse fangen. Sie werden sich gerade für solche Menschen halten, zu welchen wir sie machen wollen, nicht für mehr und nicht für weniger. Sie haben alles nur, selbst den Gebrauch ihrer Sinne, durch Tradition.

Amorous La Foole kömmt wie ein Vorschneider zurück.

Clerimont.

Sieh! Sir Amorous hat schon seine Serviette um. Habt Ihr Eure Muhme überredet?

Amor La Foole.

Ja, sie hat sogleich nachgegeben, sie will lieber alles mögliche thun, so sagte sie, als daß die La Fooles eine Beschimpfung erleiden sollen.

Dauphine.

Sie ist eine sehr edelmüthige Muhme. Es ist eine ganz verteufelte List, Sir Amorous, alle Anschläge Eures Feindes werden dadurch in Pulver verwandelt und er wird mit seiner eigenen Mine in die Luft gesprengt.

Amor. La Foole.

Ja, wir wollen Feuer geben, dafür steh' ich Euch.

Clerimont.

Ihr müßt es aber in aller Stille und ohne Geräusch durchführen, und durchaus nicht thun, als wüßtet Ihr —

Otter tritt herein.

Meine Herren, meine Prinzeß sagt, Ihr sollt alle ihr Silbergeschirr haben, festinate, sie kleidet sich nur ein wenig um, um mit Euch zu gehn —

Clerimont.

Und Ihr auch, Kapitain Otter.

Dauphine.

Ihr dürft nicht fehlen, Sir.

Otter.

Das denk' ich auch nicht: aber ich wollte Euch Vetter Sir Amorous, so wie Euch, meine Herren, bitten, Euch bei meiner Prinzeß dafür zu verwenden, daß ich meinen Stier und meinen Bär so gut wie mein Pferd mit mir nehmen darf.

Clerimont.

Das sollt Ihr, Kapitain Otter.

Amor. La Foole.

Meine Muhme wird das nimmermehr erlauben, meine Herren.

Dauphine.

Auf vernünftige Vorstellungen muß sie es erlauben, Sir Amorous.

Amor. La Foole.

Sie sagt, unter Damen wären sie kein decorum.

Otter.

Aber sie sind decora, und das ist noch besser.

Clerimont.

Ei sie muß Vernunft annehmen. War nicht Pasiphä,

eine Königin, in einen Stier verliebt? Und ward nicht Calisto, die Mutter des Arcas, in einen Bär verwandelt und zum Stern gemacht, Mistreß Ursula am Firmamente?

Otter.

O Gott! hätte ich doch nur so trefflich sprechen können! ich will diese Historien im Bärengarten ex Ovidii Metamorphosi mahlen lassen.

Dauphine.

Wo ist Eure Prinzeß, Kapitain? Führt uns zu ihr.

Otter.

Kommt, werther Sir.

Clerimont.

Eilt Euch, guter Sir Amorous.

Alle gehn ab.

Zweite Scene.

(Zimmer bei Morose.)

Morose, Epicoene, ein Pfarrer, Bartschneider.

Morose.

Da, Sir, ist ein Engel für Euch und zwei Engel sind da für Eure Heiserkeit. Wundert Euch nicht über diese meine Art freigebig zu sein. Es ist geziemlich, daß wir dem Glücke doppelt so sehr als der Natur danken, für jede Wohlthat, die es uns erzeigt: so ist, was an Euch Unvollkommenheit heißt, mir ein Trost.

Pfarrer, heiser.

Ich dank' Euer Gnaden: so ist es nun auch der meinige.

Morose.

Was sagt er, Bartschneider?

Bartschneider.

Er sagt, presto, wenn Euer Gnaden es nöthig haben, so kann er immer mit dergleichen aufwarten. Er hat diesen Schnuppen vom Nachtaufsitzen bekommen, als er mit Leinewebern Psalme gesungen hat.

Morose.

Schon gut. Ich danke ihm.

Pfarrer.

Gott erhalte Euer Gnaden und gebe Euch viele Freude mit Eurer schönen Braut. Umh! umh! umh! Hustet.

Morose.

O weh! o weh! Bartschneider, er soll mir von meinem Gelde fünf Schillinge wieder herausgeben. Wie es Güte ist, Wohlthaten zu belohnen, so ist es auch billig, Beleidigungen zu bestrafen. Ich will sie haben. Was sagt er?

Bartschneider.

Er kann nicht wechseln, Sir.

Morose.

Er muß wechseln.

Bartschneider, beiseit zum Pfarrer.

Hustet noch einmal.

Morose.

Was sagt er?

Bartschneider.

Er will den Rest husten, Sir.

Pfarrer, hustet.

Umh! umh! umh!

Morose.

Fort! fort mit ihm! stopf ihm das Maul, fort! ich schenk' es ihm —

Bartschneider stößt den Pfarrer hinaus, beide ab.

Epicoene.

Pfui, Herr Morose, daß Ihr auf diese Art Gewalt gegen einen Mann von der Kirche braucht!

Morose.

Wie!

Epicoene.

Es ziemt Eurem Alter so wenig wie Eurer Erziehung (da Ihr Euch für einen Hofmann ausgebt), wenn Ihr Euch gegen einen Wasserträger, oder einen noch ungestümern Menschen so betragen hättet, vielweniger gegen einen Mann von seinem heiligen Amte.

Morose.

So könnt Ihr sprechen?

Epicoene.

Ja, Sir.

Morose.

Ich meine laut sprechen.

Epicoene.

Ja Sir, meintet Ihr denn, Ihr hättet eine Bildsäule geheirathet? Oder eine Puppe? Eine von den Französischen Marionetten, deren Augen mit einem Drath regiert werden? Oder ein dummes Kind aus dem Hospital, die die Hände so hält, das Maul hängen läßt, und Euch anguckt?

Morose.

O Unverschämtheit! Ein offenbares Weib! Ha, Bartschneider!

Epicoene.

Zankt mit Bartschneider nicht, mein Herr, denn es ist nun zu spät. Ich gestehe, daß ich von der Sittsamkeit etwas verloren habe, als ich nur noch ein Mädchen

war, aber ich hoffe, daß ich dadurch dem Stande und der Würde Eurer Gemalin desto mehr Ehre machen werde.

Morose.

Sie kann sprechen!

Epicoene.

Ganz ohne Zweifel.

Morose.

Holla! he da! Keiner von meinen Schurken da? — Stumm kommt herein. Wo ist der Spitzbube, Bartschneider?

Epicoene.

Antworte ihm, Kerl, antworte ihm. Ich will nicht dieses erzwungene unnatürliche Stummsein in meinem Hause, in einer Familie, wo ich herrsche.

Stumm geht ab.

Morose.

Sie ist schon meine Regentin! Ich habe eine Penthesilea, eine Semiramis geheirathet! Meine Freiheit einer Kunkel verkauft!

Dritte Scene.

Gutwitz, die Vorigen.

Gutwitz.

Wo ist Herr Morose?

Morose.

Ist der wieder gekommen? Nun sei mir Gott gnädig!

Gutwitz.

Mistreß Epicoene, ich wünsche Euch mit Eurem verehrungswürdigen und trefflichen Gemal alle mögliche Freude.

Epicoene.

Ich danke Euch so von Herzen, Herr Gutwitz, wie es ein so freundlicher Wunsch verdient.

Morose.

Sie hat auch Bekanntschaft!

Gutwitz.

Gott erhalte Euch, Sir, und gebe Euch mit Eurer schönen Braut hier alle mögliche Freude. Erst war ich Euch der Vogel der Nacht, eine Eule, aber jetzt bin ich Euch ein Bote des Friedens, eine Taube und überbringe Euch von vielen Freunden die fröhlichen Wünsche zur Feier dieses festlichen Tages.

Morose.

Was für eines Tages, Sir?

Gutwitz.

Eures Hochzeits-Tages, Sir. Ich muß Eure Standhaftigkeit loben, daß Ihr (ohngeachtet aller Gefahren, die ich mit Euch dem Ruf eines nächtlichen Raben vorhielt) es dennoch unternahmt und Ihr selber bliebt. Das beweißt, daß Ihr ein Mann seid, der seine Zwecke im Auge behält, der seine Vorsätze nicht fallen läßt, der durch kein Geschrei von der linken Hand zurückgeschreckt wird.

Morose.

Wie habt Ihr dies alles nur erfahren können!

Gutwitz.

Wie Sir, glaubtet Ihr, da Ihr das Geheimniß einem Barbier vertrautet, daß es weniger Menschen, als in der ganzen Stadt sind, erfahren würden? Konntet Ihr, ehrwürdiger Herr, ein so altes und bekanntes Sprichwort vergessen, lippis et tonsoribus notum?

Auf die Art, werther Herr, verzeiht Euch nur den Fehler, den Ihr selber begangen habt, und seid mit Euren Freunden umgänglich. Sogleich werden hier drei oder vier liebenswürdige Damen des Kollegiums kommen, um Euch ihren Besuch abzustatten, sammt dem Gefolge ihrer Liebhaber und Begleiter.

Morose.

Schließt meine Thüren! Schließt meine Thüren! Wo sind alle meine Fresser? wo sind meine Mäuler? Schließt meine Thüren ihr Spitzbuben!

Mehrere Diener treten herein.

Epicoene.

Der ist ein Spitzbube, der sich dazu nur rührt. Nein, sie sollen alle offen stehn! Ich möchte doch den sehn, der deswegen nur seine Augen bewegte. Soll ich mich gegen meine Freunde verrammeln, daß ich von jedem Vergnügen ausgeschlossen würde, welches mir ein so ehrenvoller Besuch gewähren kann?

Die Diener gehn wieder ab.

Morose.

O Amazonische Unverschämtheit!

Gutwitz.

Nein, werther Sir, darin spricht sie vernünftig, und zeigt nach meiner Meinung mehr Enthaltsamkeit als Ihr. Wolltet Ihr denn jetzt gleich, Sir, in's Bett, noch Vormittags? Ein Mann von diesem ehrwürdigen Haupt und Haaren sollte doch mehr Achtung vor einer so heiligen Ceremonie bezeugen, und das Ehebett nicht so geringe und wild behandeln; nein, er sollte seine Zeit aushalten und sich dann mit Religion und Andacht hineinbegeben. Diese Freuden müssen nur in

der Stille und Einsamkeit der Nacht genossen werden, der Tag kann andern öffentlichen Vergnügungen gewidmet sein, den Annehmlichkeiten des Schmauses, der Musik, des Tanzes und der Gespräche; alles wollen wir haben, Sir, was Euren Hymen nur fröhlich und glücklich machen kann.

Morose.

O welche Quaal! o welche Quaal!

Gutwitz.

Nein, Sir, wenn Ihr schon in der ersten halben Stunde so wenig aufgeräumt und so höchst verdrüßlich seid, welchen Trost, welche Hoffnung kann diese liebenswürdige Dame für die Zukunft schöpfen, für so viele Jahre, die noch kommen werden —

Morose.

Von meiner Betrübniß. Lieber Herr, geht, und laßt sie es allein vollenden.

Gutwitz.

Ich habe vollendet.

Morose.

Der verfluchte Barbier!

Gutwitz.

Ja Sir, Ihr habt Recht, es ist wirklich ein verfluchter Schlingel.

Morose.

Ich habe seine Metze geheirathet, die allen Menschen gemein ist. O eine Plage über alle Plagen —

Gutwitz.

Alle zehn Aegyptischen Plagen miteinander.

Morose.

Möge mich an ihm rächen.

Gutwitz.

So ist es recht, Sir. Wenn Ihr ihm auch ein oder zwei Flüche mehr auflegt, ich versichre Euch, er wird sie tragen. Nicht wahr, Sir, möchte er doch die Franzosen kriegen, indem er sie kuriren will? Oder daß sein eignes Haar ausfällt, wenn er das eines andern kräuselt! Oder, daß er die Locken eines liederlichen Kerls verbrennt und ihm dafür das Gehirn mit dem Brenneisen ausgeschlagen werde!

Morose.

Nein, möge der Elende elend leben! Mag er die Krätze bekommen, und sein Laden so lausig werden, daß kein Mensch zu ihm kommen darf und er zu keinem Menschen!

Gutwitz.

Und wenn er alle seine Kugeln als Pillen verschluckt, mögen sie ihn doch nicht purgiren!

Morose.

Mag seine Feuerpfanne immer kalt sein!

Gutwitz.

Ein ewiger Frost in ihr!

Morose.

Möge er niemals Feuer wiedersehn!

Gutwitz.

Außer in der Hölle, Sir.

Morose.

Seine Schemel seien immer ledig, seine Scheeren verrostet und seine Kämme in ihren Futteralen verfault!

Gutwitz.

Das ist wirklich entsetzlich! — Auch Sir, soll er die Gabe verlieren, Laternen aus Papier zu schneiden!

Morose.

Er soll froh sein, seine Schwämme als eine Mahlzeit zu verzehren!

Gutwitz.

Und Lotium dazu trinken, und das soll ihm trefflich vorkommen!

Morose.

Oder er soll aus Mangel an Nahrung —

Gutwitz.

Ohrenschmalz verzehren, Sir. Ich will Euch helfen. Er soll seine eignen Zähne ausziehn und darauf die Saiten seiner Laute ziehn.

Morose.

Nein, er soll die alten zu Pulver stoßen, und Brot daraus bereiten!

Gutwitz.

Ja, er soll sich eine Mahlzeit aus Mühlsteinen machen!

Morose.

Mögen an ihm alle Beulen und Geschwüre ausbrechen, die er an andern geheilt hat!

Gutwitz.

Und er sie nun an sich selber nicht heilen können! Oder, wenn er die Kunst wieder findet, mag er alle seine Wäsche zu Scharpie zerrupfen und ihm kein Lappen übrig bleiben, um sich wieder zeigen zu können!

Morose.

Möge er sich niemals wieder zeigen, mag er zeitlebens die Gicht in beiden Händen haben! Nun ist es genug, Sir.

Gutwitz.

O das letzte ging gar zu hoch, Ihr könntet wohl etwas niedriger bleiben und doch noch hinlänglich gerächt werden, als daß er nie wieder im Stande sei, sein Schild neu aufmahlen zu lassen.

Morose.

Lieber Herr, nichts weiter. Ich vergaß mich selbst.

Gutwitz.

Oder, daß es ihm an Kredit beim Kammmacher fehle —

Morose.

Nicht weiter, Sir.

Gutwitz.

Oder, daß er in der Verzweiflung seinen Spiegel zerbreche, und nun noch mehr verzweifele, weil er keinen neuen anschaffen kann —

Morose.

Ich bitte Euch, nicht weiter.

Gutwitz.

Oder, möchte sich ihm keiner zum Waschen wieder anvertrauen, als ein Schornsteinfeger —

Morose.

Sir —

Gutwitz.

Oder mag er unversehens einem Köhler mit dem Scheermesser den Hals abschneiden und dafür gehängt werden!

Morose.

Ich will ihm lieber vergeben, als mehr anhören. Ich bitte Euch, Sir.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Dohle, Hochmuth, Amsel, Centaur, Gläubig.

Dohle.

Hieher, Madam.

Morose.

O, die See bricht auf mich ein! — Eine neue Fluth! Eine Ueberschwemmung! Ich werde in Geräusch untergehn! Schon schlägt es an meine Ufer. Ich fühle ein Erdbeben in meinem Innern.

Dohle.

Ich wünsche Glück, meine Gebieterin.

Morose.

Ei, sie hat auch Diener!

Dohle.

Ich habe einige Lady's mitgebracht, die Euch sehn und kennen lernen wollen. Mylady Hochmuth, er präsentirt eine nach der andern, und Epicoene umarmt eine jede. dies ist Mylady Centaur, Mistreß Dorothee Amsel, Mistreß Gläubig, die Kammerfrau der Mylady Hochmuth. Wo ist Euer Gemal? Wir wollen ihn sehn; kann er kein Geräusch vertragen? Laßt mich doch zu ihm kommen.

Morose.

Was ist das für ein Nomenclator!

Gutwitz.

Sir John Dohle, Sir, Eurer Frauen Diener.

Morose.

Ein Dohle und ihr Diener! O es ist aus mit mir, es ist aus mit mir, wenn sie solche Diener hat!

Will fortgehn.

Gutwitz.

Nein Sir, Ihr müßt die Lady's küssen; ei, Ihr dürft nicht fortgehn; sie kommen auf Euch zu, Euch heraus zu suchen.

Hochmuth.

In der That, theurer Morose, dürft Ihr mitten unter Euren Freunden Euch so heimlich verheirathen und uns nichts davon melden lassen? Nun, ich will Euch dennoch küssen, ob ich gleich die gerechteste Ursache hätte, mit Euch zu hadern. Ihr müßt es mir erlauben, Mistreß, Eurem Gemal mit einer anständigen Vertraulichkeit zu begegnen.

Epicoene.

Dadurch erzeigen mir Eure Gnaden eine Ehre, wenn ich sehe, daß er Eurer Gunstbezeugungen würdig ist: so wie Ihr sowohl ihm wie mir eine Gnade erzeigt habt, ein Ehepaar zu besuchen, das so unvorbereitet ist, Euch Unterhaltung zn gewähren.

Morose.

Complimente! Complimente!

Epicoene.

Die Bürde davon muß ich daher hier auf meinen Diener legen.

Hochmuth.

Das wird nicht nöthig sein, Mistreß Morose, wir wollen lieber alle tragen helfen, als daß eine sollte unterdrückt werden.

Morose.

Das weiß ich, und Ihr werdet Ihr die Kunst beibringen, wenn sie sich gelehrig zeigt.

Geht abseits, indeß die übrigen unter einander sprechen.

Hochmuth.

Ist diese das stumme Mädchen?

Centaur.

Sie hat ihre Zunge gefunden, seit sie verheirathet ist, so sagt Herr Gutwitz.

Hochmuth.

O Herr Gutwitz, guten Morgen. Was für eine Art von Kreatur ist denn Eure Braut da? Sie spricht wie mich dünkt.

Gutwitz.

Ja, Madam, und glaubt mir nur, sie ist eine Dame von sehr feinen Sitten und aus einer guten Familie.

Hochmuth.

Und Hans Dohle sagte uns, sie könne nicht sprechen.

Gutwitz.

Das war ein angelegter Plan, Madam, von Sir Dauphine, seinen Neffen und noch etlichen von uns, um sie dem alten Kerl aufzuhängen: aber sie ist ein Frauenzimmer von vieler Welt und die einen sehr glücklichen Witz und eine geläufige Zunge hat. Ihr sollt es noch vor Abend sehn, wie trefflich sie den Dohle aufziehn wird.

Hochmuth.

Und er brachte uns her, um über sie zu lachen.

Gutwitz.

So geht es oft, Madam, daß der, der sich für den Haupt-Witzigen hält, der Haupt-Narr ist. Ich versichre Eure Gnaden, Ihr könnt nicht über sie lachen.

Hochmuth.

Nein, sondern wir wollen sie im Kollegium haben, wenn sie witzig ist, so soll sie zu uns gehören. Nicht wahr, Centaur? Wir wollen sie zu einem Mttgliede machen?

Centaur.

Ohne Zweifel, Madam, und Amsel und sie können dann unsre Gegen-Parthei bilden.

Gutwitz.

Glaubt mir, Madam und Mistreß Amsel, sie wird ihrer Würde nichts vergeben.

Amsel.

Das sollt Ihr erfahren, wenn ich sie gesprochen und auf die Probe gestellt habe.

Hochmuth.

Seid aber höflich gegen sie, Amsel.

Amsel.

Das will ich, Liebe.

Amsel spricht heimlich mit Epicoene.

Morose.

O glückliche Minute! Wenn sie doch immer so flüstern wollten!

Gutwitz.

Wenn Eure Gnaden unterdessen ein wenig dazu bei-

tragen wollten, ihn zu martern; Ihr kennt seine Krank-
heit, sprecht doch mit ihm von den Hochzeits-Gebräuchen,
oder fodert Eure Handschuhe, oder —

Hochmuth.

Laßt mich nur machen. Centaur, hilf mir. Herr
Bräutigam, wo seid Ihr denn?

Morose.

O es war zu wunderwürdig gut, um zu dauern!

Hochmuth.

Wir sehn hier nichts von einer Hochzeitsfeier, nichts
von einem Schmause, wo sind denn unsre Bänder und
Handschuhe? Ich bitte, gebt sie uns. Laßt uns doch
zum wenigsten die Farben Eurer Braut und die Euri-
gen wissen.

Centaur.

Ach Madam, er hat gar keine besorgt.

Morose.

Hätt' ich Euer Gnaden Maler gekannt, so hätte
ich's gethan.

Hochmuth.

Wahrhaftig, Centaur, da hat er's Euch nun gege-
ben. Aber heute, Herr Morose, denkt nur nicht mit
einem bloßen Scherze so durchzukommen. Ihr habt die
Milch des Hofes eingesogen, und seid nachher von ihr
zu starken Getränken und zum Weine der Lebensart
aufgewachsen, Ihr seid ein Hofmann vom Fallhut
bis zur Nachtmütze gewesen, (wie man sich aus-
drücken könnte) und doch begeht Ihr in einem so wich-
tigen Punkte der Ceremonien einen solchen Verstoß!

Ihr laßt Eure Vermälung alle Zeichen der Feierlichkeit entbehren! Wie viel Silbergeschirr habt Ihr nicht heute eingebüßt (wenn ich auch nur auf Euren Vortheil sehn will), wie viele Geschenke, wie viele Freunde, bloß durch Euer bäurisches Betragen?

Morose.

Madam —

Hochmuth.

Vergebt mir, Sir, ich muß Euch Euren Irrthum ein wenig erläutern. Keine Handschuhe? Keine Strumpfbänder? Keine Schärpen? Kein Epithalamium? Keine Maske?

Dohle.

Ja, Madam, ich will ein Epithalamium machen, ich verspreche es meiner Gebieterin und habe auch schon angefangen: wollen Euer Gnaden es anhören?

Hochmuth.

Ja, lieber Hans Dohle.

Morose.

Gefällt es Euer Gnaden, über eins von meinen Zimmern zu befehlen und sich mit Eurem Freunde zurück zu ziehn? Ihr dürft nur unter meinen Zimmern wählen, wo Ihr allein sein wollt, mein ganzes Haus steht zu Eurem Befehl. Ich weiß, daß Euer Gnaden sonst Ihr Gewerbe in der Stadt angebracht hat, nun seid Ihr zum Unglück auf mein Haus gefallen: aber doch sollte es mir Leid thun, Euer Gnaden in ihren anständigen Gebräuchen eine Störung zu machen. Deswegen werthgeschätzte Madam —

Epicoene.

Still, Ihr seid ein grober Gesell, vornehme Damen auf diese Art zu unterhalten.

Centaur.

Ein grober Knecht ist er in der That.

Gutwitz.

Bei diesem Sonnenlicht, Ihr verdient so gekrönt zu werden, daß Eure Hörner von einem Ende der Insel bis zum andern hinüber reichen. — Ihr müßt mich nicht mißverstehn, Sir, ich sage das nicht aus Bosheit gegen Euch, sondern nur, um den Damen wieder einiges Herz zu machen.

Morose.

Dieser ist wohl Euer Bravo, Lady's?

Gutwitz.

So wahr mir Gott helfe, sprecht Ihr noch ein einziges solches Wort, so nehme ich die Braut mit mir hinein und fange an, Euch gar ernsthaft zu traktiren. Hört Ihr? Nun, gutes Muths, erkennt Eure Freunde und die, welche Euch lieben.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Clerimont, Musikanten, die ihm folgen.

Clerimont.

Mit Eurer gütigen Erlaubniß, meine Damen. Fehlt es Euch etwa an Musik? Ich habe hier allerhand Instrumente mit mir gebracht. Spielt auf, Leute, alle zusammen! Musik.

Morose.

O! ein Komplott! ein Komplott! ein Komplott! auf mich Armen! Heute werde ich der Ambos sein, auf dem sie schmieden, ja sie werden mich aus einander feilen. Das ist schlimmer als das Kratzen einer Säge!

Clerimont.

Nein, es besteht aus Haar, Colophonium und Darmsaiten. Ich kann Euch das Recept davon geben.

Gutwitz.

Still, Kinder!

Clerimont.

Spielt, sag' ich!

Gutwitz.

Still! Ihr Hundsfötter! Seht Ihr nun, wer Euer Freund ist? Faßt Muth, Sir, nehmt die Entschlossenheit eines Märtyrers an. Spottet mit Geduld alle ihre Angriffe nieder. Es ist nur ein Tag, und ich würde es in Eurer Stelle heroisch aushalten. Soll Euch ein Esel wohl in Tapferkeit übertreffen? Nein! Ihr ver-

rathet nur Eure Schwäche, wenn Ihr Eure dummen Ohren so hängen laßt und reizt sie zu neuen Ungezogenheiten: betragt Euch standhaft und mit Würde. — Seht doch hier, Sir, welche unerwartete Ehre Euch von Eurem Neffen widerfährt! Sir Amorous geht als Vorschneider über die Bühne, viele Diener folgen mit verdeckten Schüsseln, Mistreß Otter tritt herein. Hier kommt ein Hochzeitsschmaus und ein ritterlicher Vorschneider voran, um es noch feierlicher zu machen, und die schöne Mistreß Otter, Eure Nachbarin, ist im Hintern oder dem Schwanze des Gefolges.

Morose.

Ist die Gorgone, die Medusa gekommen? O verbergt mich! verbergt mich!

Gutwitz.

Ich steh Euch dafür, Sir, sie wird Euch nicht verwandeln. Schaut sie nur dreist, mit gutem Muthe an. Ich bitte, unterhaltet sie doch und führt Eure Gäste hinein. Nun, meine werthe Braut, wollt Ihr die Lady's nicht einladen? der Bräutigam steht hier so beschämt und niedergeschlagen.

Epicoene.

Ist es Euer Gnaden gefällig?

Hochmuth.

Wenn Ihr uns die Wohlthat Eurer Gesellschaft gönnt, Mistreß.

Epicoene.

Diener, thut Eure Schuldigkeit.

Dohle.

Mit Freude über diesen Befehl, Gebieterin.

Centaur.

Wie findet Ihr Ihren Witz, Amsel?

Amsel.

Ganz hübsch, durchaus ohne Tadel.

Mstrs. Otter.

Dies ist mein Platz.

Amsel.

Vergebt mir, Mistreß Otter.

Mstrs. Otter.

Ei, ich bin ein Kollegien-Mitglied.

Amsel.

Doch außerordentlich.

Mstrs. Otter.

Aber ich bin es doch.

Amsel.

Drinne wollen wir darüber disputiren.

Die Damen ab.

Clerimont.

Hätte das doch länger gewährt.

Gutwitz.

Ja, und hätten Sie doch nach den Herolden geschickt! Capitain Otter! Wie gehts?

Otter tritt auf.

Ich habe meinen Stier, Bären und Pferd heimlich mitgenommen, und da sind auch die Trompeten und Pauken, meine Herren.

Trompeten und Pauken.

Morose.

O! O! O!

Otter.

Und aus jedem wollen wir zechen, wie es braven Britten ziemt!

Morose.

O! O! O! Läuft fort.

Alle.

Ihm nach! ihm nach! ihm nach!

Sie gehn.

Vierter Akt.

(In Morose's Hause.)

Erste Scene.

Gutwitz, Clerimont.

Gutwitz.

Ward jemals ein armer Bräutigam, oder irgend ein Mensch so gemartert?

Clerimont.

Ich habe von dergleichen noch nie in den Chroniken des Landes gelesen.

Gutwitz.

Er muß nothwendig nach allem diesen Fegefeuer in die Wohnung der Ruhe eingehen.

Clerimont.

Er hat Anspruch darauf, wie ich glaube.

Gutwitz.

Das Schneuzen, Husten, Lachen, Niesen, Tanzen, Lärmen des Musik, und ihr männlicher und gebietender Ton, womit sie seiner ganzen Haushaltung befiehlt, macht ihn glauben, daß er eine Furie geheirathet habe.

Clerimont.

Und sie führt es herrlich durch.

Gutwitz.

Ja, sie ergreift jede Gelegenheit, um zu sprechen, das ist das Herrlichste dabei.

Clerimont.

Und wie treuherzig ihn Dauphine zu überreden sucht, daß es kein angelegter Plan von ihm sei.

Gutwitz.

Er hat ihn beinahe zu der Ueberzeugung gebracht. Hier kommt er. Dauphine tritt ein. Wo ist er jetzt? Was ist aus ihm geworden, Dauphine?

Dauphine.

O laßt mich einen Augenblick zu Athem kommen, sonst richtet mich der Spaß zu Grunde! Er hat sein ganzes Nest von Schlafmützen aufgesetzt, und sich ganz oben im Hause verschlossen, so hoch er nur immer dem Lärmen entrinnen kann. Ich kuckte durch einen Spalt hinein, und sah ihn oben auf einem Queerbalken des Daches sitzen, wie jener auf des Sattlers Pferde in Fletstreet, grad aufrecht, und so will er dort schlafen.

Clerimont.

Wo sind aber die Kollegen-Damen?

Dauphine.

Die sind mit der Braut in ein besonderes Zimmer gegangen.

Gutwitz.

Sie unterrichten sie in der Kollegiums-Grammatik, wenn sie nun Gnade vor ihnen findet, so wird sie alle ihre Geheimnisse erfahren.

Clerimont.

Mir däucht, die Lady Hochmuth sieht heut gut aus, ob ich sie gleich Morgen so verachtete. Ich werde noch zu Deiner Meinung übergehn, Gutwitz.

Gutwitz.

Glaube nur, daß ich Recht habe. Weiber müssen

die Lücken, die Zeit und Jahre in ihrer Gestalt gemacht haben, durch den Anzug wieder herstellen, und eine verständige Frau, wenn sie nur den allerkleinsten Fehler an sich gewahr wird, wird sogleich die größte Sorgfalt anwenden, ihn zu verbergen, und das ziemt sich auch. Ist sie kurz, so muß sie viel sitzen, daß man nicht glaubt, sie sitze, wenn sie steht. Hat sie einen großen Fuß, so muß ihr Rock um so länger und ihr Schuh um so dünner sein; hat sie eine plumpe Hand und verdorbene Nägel, so muß sie nie vorlegen und immer in Handschuhen handthieren. Hat sie einen unangenehmen Athem, so muß sie niemals nüchtern ein Gespräch führen und immer nur in einer gewissen Entfernung sprechen. Hat sie schwarze und unebne Zähne, so muß sie nur selten lachen, vorzüglich wenn sie aus vollem Halse zu lachen pflegt.

Clerimont.

O, es giebt Weiber, die so lachen, daß man glaubt, sie wiehern, so widerwärtig —

Gutwitz.

Ja und andere, die wie ein Strauß daher wandeln und ungeheure Schritte nehmen. Dergleichen ist mir unausstehlich. Ich liebe die Zierlichkeit in den Füßen und die Melodie in der Stimme, dies sind Annehmlichkeiten, die oft eben so stark reizen, wie das Gesicht.

Dauphine.

Wie kamst Du dazu, diese Geschöpfe so genau zu studiren? Ich wollte, Du nähmst mich zu Deinem Schüler an.

Gutwitz.

Ja, aber dann mußt Du nicht einen Monat hintereinander auf Deiner Stube über den Amadis von Gallien,

oder dem Don Quixote sitzen, wie Du wohl pflegst; Du mußt hingehen, wo Du Welt findest, an den Hof, die Turniere, Aufzüge, Schauspiele und mitunter die Kirchen besuchen: da kommen sie hin, ihre neuen Kleider zu zeigen, um zu sehn und gesehn zu werden. An diesen Oertern findet ein Mann diejenige, welche er liebt, mit welcher er spielt, die er einmal berührt und die er für immer behält. Die Mannichfaltigkeit beschäftigt hier sein Urtheil. Ein Mädchen kommt einem Mann zu gefallen nicht von der Decke herunter, wenn er sitzt und eine Pfeife Taback raucht: er muß hingehen, wo sie ist.

Dauphine.

Ja und ihr doch nie nahe kommen.

Gutwitz.

Du Ketzer! Für diesen Unglauben verdientest Du, daß es Dir so schlimm ginge.

Clerimont.

Er hat Recht, Dauphine.

Dauphine.

Wie so?

Gutwitz.

Ein Mann sollte niemals zweifeln, ein Weib zu gewinnen. Glaubt er sie nur zu besiegen, so wird er es auch; denn wenn sie auch Nein sagen, so ist doch ihr Wunsch versucht zu werden. Penelope selbst kann nicht auf lange widerstehn; Ostende, wie Ihr saht, wurde endlich eingenommen. *) Ihr müßt nur ausdauern und Euren Vorsatz nicht fahren lassen. Sie würden um uns werben, wenn sie sich nicht schämten: darum

*) Es geschahe 1604, nach einer dreijährigen Belagerung.

wünschen sie im Herzen, daß wir uns um sie bewerben sollen. Lobe sie, schmeichle ihnen, es wird Dir niemals an Beredtsamkeit oder Glauben fehlen: selbst die Keuscheste fühlt ein Vergnügen, auf diese Weise gekraut zu werden. Mit den Lobeserhebungen mußt Du Küsse vermischen; wenn sie die leiden, so werden sie auch mehr leiden, wenn sie sich auch vertheidigen, so wünschen sie doch überwunden zu werden.

Clerimont.

Doch muß sich ein Maun nie der Gewalt bedienen.

Gutwitz.

Sie ist ihnen ein willkommener Zwang und vertritt oft die Stelle der größten Höflichkeit. Diejenige, die Ihr hättet bezwingen können und laßt sie gehen, ohne sie zu berühren, wird Euch dem Scheine nach danken, aber Euch zeitlebens hassen; wenn sie auch mit dem Gesichte lacht, so ist sie doch außer allem Zweifel von Herzen betrübt.

Clerimont.

Doch können nicht alle Weiber auf Eine Art gefangen werden.

Gutwitz.

Das ist gewiß, so wenig wie alle Vögel, oder alle Fische. Erscheint Ihr einer Unwissenden gelehrt, oder einer Traurigen fröhlich, einer Einfältigen witzig, so kommen diese sogleich darauf, sich selber nicht zu trauen. Ihr müßt in ihrer eignen Höhe, in ihrer Linie die Approchen machen, denn das Gegentheil bringt viele dahin, Nichtswürdigen in die Arme zu laufen, weil sie sich edlen und würdigen Leuten zu vertrauen fürchten. Liebt sie den Witz, so gebt ihr Verse, wenn Ihr sie

auch von einem Freunde borgen, oder sie bezahlen sollet, um gute zu haben. Liebt sie Tapferkeit, so sprecht von Eurem Degen und erzählt häufig von Händeln, wenn Ihr auch nie gefochten habt. Will sie Berühmtigkeit, so zeigt Euch oft auf Eurem Barber, oder springt über Stühle weg, um von Eurem Rücken eine gute Meinung zu erwecken. Liebt sie gute Kleider und Putz, so müßt Ihr jeden Morgen eine gelehrte Versammlung um Euch haben, einen französischen Schneider, Barbier, Wäscher: Eure Puderschachtel, Euer Spiegel und Euer Kamm müssen Euer häufigster Umgang sein. Sorgt mehr für den Schmuck als die Sicherheit Eures Kopfes, und seht lieber den Staat als eins Eurer Haare in Verwirrung. Das muß sie gewinnen. Ist sie aber geizig und habsüchtig, so versprecht ihr alles, gebt aber nur sparsam, um ihren Appetit immer wach zu erhalten. Ihr müßt nur so wie ein unfruchtbares Feld zu geben scheinen, das nur wenig einträgt; oder wie ein unglücklicher Würfel den thörichten unp hoffnungsvollen Spielern. Schenkt Kirschen, wenn sie die Jahrszeit bringt, oder Aprikosen, und sagt, man hätte sie Euch vom Lande geschickt, wenn Ihr sie auch in Cheapside gekauft habt. Bewundert ihren Anzug, preist sie in allen Trachten, vergleicht sie in jedem Kleide mit irgend einer Göttin, ersinnt liebliche Träume, um ihr zu schmeicheln, oder Räthsel; ist sie aber vornehm, so spielt in ihrer Gegenwart immer nur die zweite Rolle, lobt was sie lobt, seid von dem entzückt, was sie entzückt, und vergeßt nicht ihre Aufwärter und Bedienten, ja die ganze Haushaltung zu den Eurigen zu machen, und nennt sie alle bei ihrem Namen, (das ist ja nur wohlfeil, wenn Ihr sie dafür

kaufen könnt) und nehmt ihren Arzt in Euren Sold, so wie ihr erstes Kammermädchen. Es wird auch nicht außer Eurem Vortheile liegen, dieser ebenfalls Eure Liebe zu erklären, nur muß sie den Freuden ihrer Dame folgen, nicht vorangehn; alles Schwatzen ist erstickt, wenn sie selber an dem Fehltritte Theil nimmt.

Dauphine.

Auf welchem verliebten Schooß hast Du denn neulich geschlafen, daß Du so plötzlich ein so vollendeter Liebeskenner geworden bist?

Gutwitz.

Wahrhaftig, ich sollte Dich lieber examiniren, der Du nach diesen Mysterien so forschest. Dein Eifer, Dauphine, wird mir verdächtig. Sage mir, bist Du wirklich verliebt?

Dauphine.

Ich bin es, bei meiner Seele; es wäre thöricht, vor Dir zu heucheln.

Gutwitz.

Und in wen? ich bitte Dich.

Dauphine.

In alle Kollegen-Damen.

Clerimont.

Pfui doch!

Gutwitz.

Nein, er gefällt mir. Männer sollten verständig lieben, die eine wegen ihres Angesichts, und an ihr das Auge vergnügen, eine andere wegen ihrer Haut, und die mag das Gefühl vergnügen, eine dritte wegen ihrer Stimme, und die mag das Ohr vergnügen, und

wo diese Gegenstände gemischt sind, mögen sich die Sinne ebenfalls vermischen. Es würde Dir vielleicht sonderbar vorkommen, wenn ich sie noch vor Abend alle in Dich verliebt machte.

Dauphine.

Ich würde sagen, Du hättest den besten Liebestrank von der Welt und könntest mehr ausrichten, als Madam Medea, oder der Doktor Foreman. *)

Gutwitz.

Richt' ich es nicht aus, so laßt mich Zeitlebens für mein Essen den Marktschreier spielen, und den Kuppler für mein Getränk.

Dauphine.

Dabei bleibt es, es sei so.

---

*) Ein Wahrsager, der besonders verlorne und gestohlne Sachen anzeigte, für einen Zauberer galt, und großen Zulauf, von gemeinen Leuten vorzüglich, hatte. Er wird oft erwähnt, von Ben. Jonson selbst in andern Schauspielen.

Zweite Scene.

Die Vorigen, Otter, mit seinen Bechern, Dohle, Sir Amorous La Foole.

Otter.

O meine Herren, wie meine Ritter da und ich Euch vermißt haben!

Clerimont.

Worin, Kapitain? Worin denn?

Otter.

Um zu sehn, wie ich den Stier, Bär und das Pferd zum Gefecht bringe.

Dohle.

Ja warlich, der Kapitain sagt, wir sollen seine Hunde sein und sie hetzen.

Dauphine.

Ein gutes Amt.

Gutwitz.

Nun so kommt und laßt uns einen Angriff sehn.

Amor. La Foole.

Ich fürchte, meine Muhme wird sich beleidigt halten, wenn sie kommt.

Otter.

Nichts müßt Ihr fürchten! Ich habe die Pauken und Trompeten dorthin gestellt, und einen, der ihnen das Zeichen giebt, wenn Ihr fertig seid. Hier ist mein Stier für mich, mein Bär für Sir John Dohle und mein Pferd für Sir Amorous. Nun setzt Euren Fuß an meinen, und Euren an seinen, und —

Amor. La Foole.

Gebe nur der Himmel, daß meine Muhme nicht kommt.

Otter.

Sanct Georg und der heilige Andreas! Fürchtet keine Muhmen! Nun blaſt! blaſt! Trommeln und Trompeten. Et rauco strepuerunt cornua cantu.

Sie trinken.

Gutwitz.

Gut geſagt, Kapitain, warlich! gut mit dem Stier gefochten!

Clerimont.

Den Bären brav gehetzt!

Gutwitz.

Nieder mit ihm, nieder mit ihm, Kapitain.

Dauphine.

O, das Pferd hat ſeinen Hund ſchon niedergetreten.

Amor. La Foole.

Ich kann es nicht austrinken, ſo wahr ich ein Ritter bin.

Gutwitz.

So nehme ihm einer, zum Henker! die Sporen ab.

Amor. La Foole.

Es iſt gegen mein Gewiſſen, meine Muhme wird böſe darüber werden.

Dohle.

Ich habe das meinige gethan.

Gutwitz.

Ihr habt wacker und brav gefochten, Sir John.

Clerimont.

Ihr habt ihn beim Kopfe genommen.

Dauphine.

Wie der vortrefflichste Bärenhund.

Clerimont.

Ich hoffe doch, Ihr laßt Euch nichts merken.

Dohle.

Nicht das mindeste, Ihr seht, wir sind jovialisch.

Otter.

Sir Amorous, Ihr müßt nicht zweideutig sein, es muß niedergebracht werden, allen Muhmen zum Trotz.

Clerimont.

Der Teufel, wenn Ihr nicht austrinkt, so werden sie glauben, Ihr seid über irgend etwas mißvergnügt, Ihr werdet alles verrathen, wenn Ihr Euch nur irgend etwas merken laßt.

Amor. La Foole.

Das nicht, ich will sowohl trinken, als nachher sprechen.

Otter.

Ihr müßt das Pferd auf seine Kniee bringen, Sir Amorous, fürchtet keine Muhmen. Jacta est alea!

Gutwitz.

Nun ist er im Zuge und verwegen, jetzt nur das kleinste Wort von seiner Frau, so wird er erschrecklich auf sie lästern.

Clerimont.

Sprich mit ihm von ihr.

Gutwitz.

Thu' Du es, und ich will sie herbringen, daß sie es anhört. Geht ab.

Dauphine.

Kapitain Er-Otter, Eure Sie-Otter kommt, Eure Frau.

Otter.

Frau! Pah! Titivilitium! Es giebt kein solches Wesen in der Natur. Ich gestehe, meine Herren, ich habe eine Köchin, eine Wäscherin, eine Hausmagd, die mir die nöthige Aufwartung reicht und unter dem Titel geht; aber der Mann ist nur ein Esel, der so weiberhaft ist, seine Neigungen in Einen Zirkel zu bannen. Kommt, der Name schon verdirbt den Appetit. Noch einmal eingeschenkt und noch einmal rund! Die Becher werden wieder gefüllt. Die Weiber sind schmutzige, lumpige Bestien!

Dauphine.

Kapitain!

Otter.

Wie sie die Erde nur je hervorgebracht hat, tribus verbis. Wo ist Herr Gutwitz?

Dohle.

Er hat sich fortgeschlichen.

Clerimont.

Ihr müßt trinken, und jovialisch sein.

Dohle.

Ja, gebt her.

Amor. La Foole.

Und mir ebenfalls.

Dohle.

Wir wollen jovialisch sein.

Amor. La Foole.

So jovialisch Ihr nur immer wollt.

Otter.

Recht so. Nun, Vetter, sollt Ihr den Bären

haben, und Sir John Dohle das Pferd, und ich will meinen Stier behalten. Blaſt ihr Tritonen der Themſe! Trommeln, Trompeten. Nunc est bibendum, nunc pede libero.

Moroſe,

der von oben herunter ſchreit.

Spitzbuben! Mörder! Söhne der Erde und Verräther, was macht Ihr da?

Clerimont.

Ha, nun die Trompeten den aufgeweckt haben, wird er uns auch gewiß Geſellſchaft leiſten.

Otter.

Ein Weib iſt ein jämmerliches Klotzhatzelding, ein erbärmliches Ding, nichts anders, als ein Wehrwolf, ohne alle Reize oder Annehmlichkeiten, kurz, mala bestia.

Gutwitz kommt mit Miſtreß Otter.

Dauphine.

Warum habt Ihr denn geheirathet, Kapitain?

Otter.

Hol's der Teufel! — Ich heirathete ſechs tauſend Pfund, darin war ich verliebt. Ich habe ſeit vierzig Wochen meine Furie nicht geküßt.

Clerimont.

Deſto mehr ſeid Ihr zu tadeln, Kapitain.

Gutwitz.

Nein, Miſtreß Otter, hört ihm erſt noch ein wenig zu.

Otter.

Sie hat einen Athem, widerlicher als der Satan.

Mstrs. Otter.

O verrätherischer Lügner! Küßt mich, liebster Herr Gutwitz, und seht, welch ein verleumdrischer Schurke er ist.

Gutwitz.

Ich will Euch lieber glauben, Lady.

Otter.

Sie hat eine Perücke, die wie ein Pfund Hanf aussieht, der zu Schuh-Drath versponnen ist.

Mstrs. Otter.

Natter! Drache!

Otter.

Ein abscheuliches Gesicht! Und doch verschwendet sie mir jährlich vierzig Pfund in Merkurius und Schweineknochen. Alle ihre Zähne sind in Black-Friars fabrizirt, ihre beiden Augenbraunen auf dem Strande und ihr Haar in der Silberstraße. Jedem Theile der Stadt gehört ein Stück von ihr.

Mstrs. Otter.

Ich kann mich nicht länger halten.

Otter.

Jedesmal wenn sie zu Bette geht, nimmt sie sich selbst aus einander und packt sich in etliche zwanzig Schachteln und den folgenden Mittag setzt sie sich wieder zusammen, wie eine große deutsche Uhr, so erhebt sie sich dann und klingelt und läutet mit widerwärtigem Lärmen im ganzen Hause herum, dann ist sie wieder auf eine Stunde ruhig, außer daß sie die Viertel anschlägt. — Habt Ihr mir Bescheid gethan, meine Herren?

Mstrs. Otter,
stürzt hervor und schlägt ihn.

Nein, ich will Euch mit meinen Vierteln Bescheid thun, mit meinen Vierteln.

Otter.

Halt, halt, werthe Prinzeß.

Gutwitz.

Blast! blast! Wieder Trommeln und Trompeten.

Clerimont.

Eine Schlacht! eine Schlacht!

Mstrs. Otter.

Du jämmerlicher, stinkender Bärenwärter, riecht mein Athem übel?

Otter.

Unter Züchtigung, theure Prinzeß. — Seht doch nach meinem Bären und Pferde, meine Herren.

Mstrs. Otter.

Du Stierhund! fehlen mir noch Zähne und Augenbraunen?

Gutwitz.

Blast! blast immerzu! Wieder lautes Blasen und Trommeln.

Otter.

Nein, ich widerrufe, unter Züchtigung —

Mstrs. Otter.

Ja, nun Ihr unter der Züchtigung seid, widerruft Ihr, aber Ihr widerrieft nicht, eh Ihr gezüchtigt wurdet. Du Judas! solchen Verrath gegen Deine Prinzeß! An Dir will ich ein Exempel statuiren — —

Sie schlägt ihn.

Morose,

der mit einem langen Schwert herunter kömmt.

Ich will keine solche Exempel in meinem Hause haben, Lady Otter!

Mstrs. Otter.

Ach! —

Läuft fort, eben so Dohle und Sir Amorous.

Morose.

Mrs. Mary Ambree*), Eure Exempel sind gefährlich! — Ihr Schurken! Höllenhunde, Stentore! fort aus meinem Hause! ihr Söhne des Geräusches und Tumultes, an einem unglücklichen Mai-Tag erzeugt, an welchem nur ein Trompeter empfangen werden konnte!

Er jagt die Musik hinaus.

Dauphine.

Was fehlt Euch, Sir?

Morose.

Sie haben alle meine Dächer, Wände, Fenster mit ihren ehernen Stimmen aus einander gespalten!

Geht.

Gutwitz.

Es ist am besten, Du folgst ihm, Dauphine.

Dauphine.

Das will ich auch. Geht ab.

Clerimont.

Wo ist Dohle und La Fool?

---

*) Diese Amazone, Maria Ambree, hatte sich bei der Belagerung von Gent im J. 1584 durch ihre Tapferkeit so ausgezeichnet und berühmt gemacht, daß ihr Name noch lange nachher in den Englischen Schauspielen sprichwörtlich für eine wilde, furchtbare Frau gebraucht wurde.

Otter.

Sie sind beide fortgelaufen. O meine lieben Herren, helft mir doch meine Prinzeß zufrieden stellen und sprecht zu meinem Besten zu den vornehmen Lady's. Nun muß ich diese vierzehn Tage bei den Bären liegen und ihr aus dem Wege gehn, bis ich wieder mit ihr ausgesöhnt bin, weil sie daran ein so schweres Aergerniß genommen hat. — Habt Ihr nicht meinen Stierkopf gesehn, meine Herren? *)

Clerimont.

Ist er nicht drauf, Kapitain?

Gutwitz.

Nein, er kann aber nach dem einen neuen arbeiten lassen, den er auf hat.

Otter.

O, hier ist er. Wenn Ihr nachher herüber kommt, meine Herren, und fragt nach Tom Otter, so wollen wir nach Ratcliff gehn und für alle diese Unglücksfälle ein Hetzen haben! die bona spes ist noch übrig.

Geht.

Gutwitz.

Adieu, Kapitain, macht Euch fort, weil Ihr noch wohl seid.

Clerimont.

Ich bin froh, daß wir ihn los sind.

Gutwitz.

Es wäre nie geschehn, wenn wir sein Weib nicht

*) Gewiß der Deckel des Kelches, der ein Stierhaupt, so wie die andern Deckel, Bären- und Pferde-Kopf darstellten.

auf ihn gehetzt hätten, sein Humor ist am Ende so langweilig, als er zu Anfange Lachen erregt.

Sie gehn ab.

Dritte Scene.

(Offne Gallerie im Hause.)

Hochmuth, Mistreß Otter, Amsel, Dohle, Amorous La Foole, Centaur, Epicoene.

Hochmuth.

Wir konnten nicht begreifen, warum Ihr so schriet, Mistreß Otter.

Mstrs. Otter.

O Gott, Madam, da kam er herunter mit einem langen bloßen Degen in seinen beiden Händen, und sah so erschrecklich aus! Ganz gewiß ist er nicht bei sich selbst.

Amsel.

Was machtet Ihr denn aber hier, Mstrs. Otter?

Mstrs. Otter.

Ach, Mstrs. Amsel, ich bestrafte meinen Unterthan und dachte mit keinem Gedanken an ihn.

Dohle.

Bei Gott, Gebieterin, das müßt Ihr auch thun: Lernt es, ihn zu bestrafen. Mistreß Otter züchtigt Ihren Gatten so, daß er gar nicht sprechen darf, als unter Züchtigung.

Amor. La Foole.

Ja, und den Hut untern Arm; es würde Euch erquicken, es mit anzusehn.

Hochmuth.

Ernsthaft gesprochen, es ist ein guter und heilsamer Rath, befolgt ihn, Morose. Ich nenne Euch jetzt bloß Morose, wie ich Centaur und Amsel sage, wir vier wollen nur eine Person ausmachen.

Centaur.

Ihr wollt also doch in unser Kollegium kommen und mit uns sein?

Hochmuth.

Bringt ihn dahin, daß er Milch und Honig giebt.

Amsel.

Wie Ihr ihn Euch anfangs erzieht, so werdet Ihr ihn nachher haben.

Centaur.

Er muß Euch Eure Kutsche und vier Pferde halten, Eure Gesellschafterin, Eure Kammermädchen, Pagen, Kammerdiener, Euren Französischen Koch und vier Stallbediente.

Hochmuth.

Und geht mit uns nach Bedlam, nach den China-Häusern und auf die Börse.

Centaur.

Das wird Euch die Thore des Ruhms eröffnen.

Hochmuth.

Hier ist Centaur, die ist dadurch unsterblich worden, daß sie ihren wilden Gatten gebändigt hat.

Amsel.

Ja, sie hat das größte Wunder im Königreiche gethan.

Clerimont und Gutwitz treten ein.

Epicoene.

Aber Lady's, haltet Ihr es denn für rechtmäßig, so viel Diener zu haben und mit allen freundlich zu sein?

Hochmuth.

Warum nicht? Warum sollten die Frauen den Männern nicht ihre Gunst bezeigen? Werden sie dadurch ärmer oder schlechter?

Dohle.

Wird die Themse durch die Kanäle etwa kleiner, Gebieterin?

Amor. La Foole.

Oder eine Fackel, wenn sie andre Fackeln anzündet?

Gutwitz.

Gut gesagt, Amorous!

Centaur.

Das sind nur schwache armselige Weiber, die sich davor fürchten.

Hochmuth.

Man muß außerdem immer an das herannahende Alter denken und jede Zeit zu ihrem bestimmten Gebrauche anwenden. Das beste unserer Tage geht zuerst vorüber.

Amsel.

Wir sind Flüsse, Madam, die man nicht wieder zurück rufen kann; diejenige, die jetzt ihre Liebhaber abweist, wird nachher wie ein einsames Mütterchen in einem eiskalten Bette liegen müssen.

Centaur.

Sehr wahr, Amsel, und wer wird uns alsdann in

unsre Kutsche helfen? Wer wird uns Neuigkeiten schreiben oder erzählen! Anagramme auf unsre Namen machen und uns in's Theater führen, um da das ganze Stück hindurch unsre Hand zu küssen und für unsre Ehre blank ziehn?

Hochmuth.

Niemand.

Dohle.

Meine Gebieterin ist auch nicht eben so gänzlich in dergleichen Dingen unerfahren, es dürfte wer zugegen sein, der ihre Gunstbezeugung gekostet hat.

Clerimont.

O du jämmerlicher Narr!

Epicoene.

Doch dürft Ihr dergleichen nicht wieder ausplaudern, Diener. Und habt Ihr denn wirklich dergleichen herrliche Recepte, Madam, um Euch vor Schwangerschaft zu bewahren?

Hochmuth.

O ja, Morose, wie sollten wir sonst unsre Jugend und Schönheit erhalten? Viele Geburten machen eine Frau alt, so wie das Feld durch viele Ernten ausgesogen wird.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Morose, Dauphine.

Morose.

O mein böser Engel ist es, der mir dies Schicksal zubereitet hat.

Dauphine.

Wie so, Sir?

Morose.

Sonst hätte ich mich nicht durch einen so armseligen Teufel, wie ein Barbier ist, verführen lassen.

Dauphine.

Ich wollte, Ihr hättet mich würdig geachtet, mir Eure Gedanken mitzutheilen; dann hättet Ihr nie einem solchen Rathgeber vertrauen sollen.

Morose.

Ich wollte, Neffe, ich könnte es mit dem Verlust eines Auges, einer Hand, oder eines andern Gliedes wieder gut machen.

Dauphine.

Verhüte Gott, Sir, daß Ihr Euch nicht selbst verstümmelt, um Euer Weib zu kränken.

Morose.

Wenn ich nur dadurch von ihr los käme! Ja ich wollte noch dazu eine unermeßliche Buße thun, auf einem Glockenthurm, zu Westminster-hall, im Cockpit beim Fall eines Hirsches, auf dem Towerwerfte, — was ist denn sonst noch für ein Ort? — auf der London-Brücke, Parisgarten, Billings-Gate, wenn Lärmen und Tumult

in ihrer höchsten Verwirrung sind, ja ich wollte ein ganzes Schauspiel aushalten, das aus nichts als Seegefechten, Trommeln, Trompeten und Schilderschlagen bestände! *)

Dauphine.

Ich hoffe, das alles soll nicht nöthig sein, faßt Euch nur in Geduld, lieber Onkel, es ist nur ein Tag und der geht bald vorüber.

*) Kurz vorher war Shakspears Antonius und Cleopatra aufgeführt worden. Gifford leugnet wieder, wie immer, daß die Stelle auf diese Tragödie anspiele. Immer ward die Bosheit, der Neid und die vorsetzliche bittre Satire, die so viele in dergleichen Angriffen haben finden wollen, von dem geliebten Dichter abzulösen. Der Standpunkt selbst ist ein falscher. Als so viele Bühnendichter sich auszeichneten, als Kritik und Schule entstand, und die Forderung, daß man die Alten nachahmen müsse, konnte Shakspear seiner Zeit nicht als das gelten, was er der Nachwelt und seinem Vaterlande geworden ist. Man muß nicht vergessen, daß Jonson sein mächtiges Talent in seiner Manier nicht ausbilden konnte, wenn er nicht von seinen Planen begeistert und überzeugt war, daß sein Weg der richtige zum Ziele sei. Konnte er nun so sicher, und als Künstler bestehn, so müßte ihm ganz natürlich die Weise seines größern Zeitgenossen als unzulässig und willkührlich erscheinen, da er von jedem Worte in seinen eignen Werken kritisch und verständig Rechenschaft geben konnte. Er mag also an Mangel ächt kritischer Einsicht gelitten haben, und nicht an Neid, und es ist sein Verdienst vorzüglich, wenn seine Gegner für ihren Liebling eben nichts Erkleckliches sagen konnten. Denn was die Zeitgenossen, und auch Spätere für diesen vorbrachten, konnte den für seine Manier, oder für die Alten begeisterten unmöglich überzeugen. Und, genau genommen, werden Jonsons Klagen ja auch heut zu Tage noch, selbst von manchem Bewunderer Shakspears, wiederholt.

Morose.

Das währt ewig, Neffe; ich sehe es schon, ewig währt es, Zank und Tumult sind die Mitgift, die man mit einem Weibe erhält.

Gutwitz.

Das sagte ich Euch, Sir, und Ihr wolltet mir nicht glauben.

Morose.

Ach, reibt nicht diese Wunden, Herr Gutwitz, daß sie von neuem bluten: es war meine Nachlässigkeit; häuft nicht Betrübniß auf Betrübniß. Ich habe die Wahrheit davon nur zu spät in Madam Otter gesehn.

Epicoene.

Wie geht es Euch, Sir?

Morose.

Habt Ihr jemals eine überflüssigere Frage gehört? Als wenn sie es nicht sähe! Es geht mir so, wie Ihr seht, Kaiserin! Kaiserin!

Epicoene.

Ihr seid nicht wohl, Sir, Ihr seht recht übel aus, es muß Euch etwas Unangenehmes zugestoßen sein.

Morose.

O fürchterliche, ungeheure Unverschämtheit! Wäre nicht eins davon hinreichend gewesen? Was meint Ihr, Sir? Wäre nicht eins hinreichend gewesen?

Gutwitz.

Ja, Sir, aber dergleichen ist nur ein Beweis ihrer weiblichen Sorgfalt, eine kleine Probe, daß sie eine Stimme hat.

Morose.

So ist es! — Nun mag's sein, da es nicht zu ändern ist. — Was sagt Ihr?

Epicoene.

Wie fühlt Ihr Euch denn, Sir?

Morose.

Nun wieder das!

Gutwitz.

Aber, werther Herr, Ihr wolltet mit Eurer Frau unter gewissenlosen Bedingungen leben, daß sie schweigen solle.

Epicoene.

Man sagt, Ihr wärt toll, Sir.

Morose.

Nicht aus Liebe zu Euch, das kann ich Euch versichern.

Epicoene.

O meine werthe Herren, haltet ihn doch fest, um Gottes willen! Was soll ich anfangen? Wer ist denn sein Doktor, wer kann mir das sagen, der am besten den Zustand seines Körpers kennt, daß ich nach ihm schicken mag? Lieber Herr, so sprecht doch, ich muß sonst einen von meinen Aerzten rufen lassen.

Morose.

Um mich zu vergiften, damit ich ohne Testament sterbe und Ihr alles erbt.

Epicoene.

Hört nur, wie er fabelt und wie ihm die Augen funkeln! Er ist grün um die Schläfe; seht Ihr wohl die blauen Flecke da?

Clerimont.

Alles Zeichen der Melankolie.

Epicoene.

O, um Gotteswillen, meine Herren, rathet mir doch; — Lady's! — Diener, Ihr habt ja den Plinius und Paracelsus gelesen; habt Ihr denn nun kein einziges armes Wörtchen, eine unglückliche Gattin zu trösten? Ach! daß mir das Unglück begegnen mußte, einen Mann zu heirathen, der überschnappt ist.

Dohle.

Ich will Euch sagen, Gebieterin —

Gutwitz,
beiseit zu Clerimont.

Wie trefflich sie es cs durchführt!

Morose.

Was meint Ihr dazu, meine Herren?

Epicoene.

Was wolltet Ihr denn sagen, Diener?

Dohle.

Diese Krankheit wird im Griechischen Mania genannt, im Lateinischen Insania, Furor, vel Ecstasis Melancholica; das heißt: Egressio, wenn ein Mann ex Melancholico evadit fanaticus.

Morose.

Muß ich bei lebendigem Leibe eine Vorlesung über mich halten lassen?

Dohle.

Doch ist er vielleicht nur noch Phreneticus, und Phrenetis ist bloß Delirium, oder dergleichen.

Epicoene.

Ja, das betrifft die Krankheit, Diener, aber was geht das die Kur an? Von der Krankheit sind wir überzeugt genug.

Morose.

Laßt mich gehn!

Gutwitz.

Wir wollen sie bewegen, Sir, still zu sein.

Morose.

Nein, nein, gebt Euch keine Mühe, sie zu verstopfen, sie ist wie eine Wasserröhre, die nur um so heftiger strömt, wenn sie wieder geöffnet wird.

Hochmuth.

Ich sage Dir, Morose, Du mußt durchaus Religion mit ihm sprechen, oder Moral-Philosophie.

Amor. La Foole.

Ja, und da hat man ein herrliches Buch voller Moral-Philosophie, von Reineke dem Fuchs und allen übrigen Bestien, welches man Doni's Philosophie nennt.*)

Centaur.

Da habt Ihr Recht, Sir Amorous.

---

*) Die Fabeln des Pilpay kamen schon im eilften Jahrhundert nach Europa. Aus dem Lateinischen übersetzte oder bearbeitete sie der bekannte Italiäner Doni, ein seltsamer, oft humoristischer, eigensinniger Autor, und nach diesem hatte T. North das Werk 1605 in das Englische übertragen, indem er es Doni's Moral-Philosophie nannte. Diese Fabeln werden hier mit dem Volksbuch von Sir Amorous verwechselt.

Morose.

O Jammer!

Amor. La Foole.

Ich habe das Buch, Mylady Centaur, meiner Muhme hier von Anfang bis zu Ende vorgelesen.

Mstrs. Otter.

Ja, es ist ein so herrliches Buch, als unter den Modernen nur irgend eins sein kann.

Dohle.

Still doch, den Seneka muß man ihm vorlesen, und den Plutarch, und die Alten, die Modernen passen sich nicht für diese Krankheit.

Clerimont.

Ihr habt sie aber heute ebenfalls verachtet, Sir John.

Dohle.

Ja, für manche Fälle, aber in dergleichen sind sie die besten, so wie auch Aristotheles Ethik.

Amsel.

Wirklich, Sir John? Ich denke, Ihr irrt, Ihr habt das nur auf Glauben angenommen.

Hochmuth.

Wo ist die Gläubig, meine Kammerfrau? Ich will dem Streite gleich ein Ende machen. Ich bitte Dich, Otter, rufe sie her; ihr Vater und ihre Mutter waren beide toll, als sie sie zu mir brachten.

Morose.

Das denk' ich. Nun, meine Herren, ich bin zahm. Ich weiß ja, das ist nichts weiter als eine Feierlichkeit, eine Hochzeits-Ceremonie, und ich muß es überstehn.

Hochmuth.

Und einer von beiden (ich weiß aber nicht wer) wurde mit des kranken Mannes Salbe kurirt und der andre mit Green's für einen Groschen Witz. *)

Gutwitz.

Eine wohlfeile Kur, Madam.

Hochmuth.

Ja und leicht auszuführen.

Mistreß Otter, die mit Mistres Gläubig hereinkommt.

Mstrs. Otter.

Mylady hat Euch gerufen, Mistreß Gläubig, Ihr sollt einen Streit entscheiden.

Hochmuth.

O Gläubig, wer war es doch, Euer Vater oder Eure Mutter, die mit des kranken Mannes Salbe kurirt wurde?

---

*) Des kranken Mannes Salbe, von einem kalvinischen Theologen 1591 herausgegeben. Ein sehr beliebtes Erbauungsbuch.

Oefter erscheint R. Green, der schon 1592 gestorben war, in Ben. Jonsons Schriften. Ein Beweis, wie lange dieser unglückliche und talentvolle Autor populär war. Die Schrift heißt: „Ein Groschen werth Witz gekauft durch eine Million Reue," die der Arme noch auf seinem Todbette vollendete; ein kurzer Abriß seines Lebens, moralische Betrachtungen und tiefe Reue über ein verlornes Dasein. Das Büchelchen ist nicht groß, aber gut geschrieben. Wenn man es kennt, macht es einen unangenehmen Eindruck, daß Jonson es hier so unbedingt der Verachtung Preis geben will.

Gläubig.

Meine Mutter, Madam, mit der Salbe.

Gutwitz.

So war sie ja der kranken Frau Salbe.

Gläubig.

Und mein Vater mit „für einen Groschen Witz.“ Es wurden auch noch andre Mittel gebraucht; wir hatten einen Prediger, der alle Leute in den Schlaf predigte, so wurde ihnen denn von einer alten Frau, die ihr Doktor war, vorgeschrieben, dreimal wöchentlich in die Kirche zu gehn —

Epicoene.

Um zu schlafen?

Gläubig.

Allerdings, und jeden Abend lasen sie sich denn mit diesen Büchern in den Schlaf.

Epicoene.

Warlich, das läßt sich mit der Vernunft begreifen. Wüßt' ich doch, wie ich diese Bücher bekommen könnte!

Morose.

O!

Amor. La Foole.

Mit dem einen kann ich Euch aushelfen, Mistreß Morose, mit für einen Groschen Witz.

Epicoene.

Aber so werde ich Euch berauben, Sir Amorous, könnt Ihr es entbehren?

Amor. La Foole.

O ja, für eine Woche oder so recht gut; ich will es ihm selber vorlesen.

Epicoene.

Nein, das muß ich thun, Sir, das ist meine Pflicht.

Morose.

O! O!

Epicoene.

Es würde ihm gewiß gut bekommen, wenn er schlafen könnte.

Morose.

Nein, es würde mir gut bekommen, wenn Ihr schlafen könntet. Habe ich denn keinen Freund, der sie betrunken machen will, oder ihr etwas Laudanum oder Opium geben?

Gutwitz.

Ach, Sir, im Schlafe spricht sie noch zehnmal ärger.

Morose.

Wie?

Clerimont.

Habt Ihr das nicht gewußt, Sir? die ganze Nacht hindurch.

Gutwitz.

Und schnarcht wie ein Igel.

Morose.

O erlöse mich, Schicksal! Schicksal, erlöse mich! Aus wie mancherlei Ursachen kann ein Mann geschieden werden, Neffe?

Dauphine.

Das weiß ich in Wahrheit nicht, Sir.

Gutwitz.

Das muß Euch ein Theologe sagen können, oder ein Rechtsgelehrter.

Morose.

Ich will nicht ruhen, ich will auf keine Hoffnung, auf keinen Trost denken, bis ich das weiß.

Geht mit Dauphine ab.

Clerimont.

Der arme Mann!

Gutwitz.

Ihr werdet ihn wirklich toll machen, Lady's, wenn Ihr so fortfahrt.

Hochmuth.

Nein, jetzt wollen wir ihn zu Athem kommen lassen, etwa auf eine Viertelstunde.

Clerimont.

Bei meiner Seele, eine gewaltige Pause!

Hochmuth.

Ist das sein Verwalter, der mit ihm ging?

Dohle.

Sein Neffe, Madam.

Amor. La Foole.

Sir Dauphine Eugen.

Centaur.

Er sieht recht aus, wie ein armseliger Ritter —

Dohle.

Was er auch wohl sein mag, diese Heirath hat ihn um alles gebracht.

Amor. La Foole.

Er hat keinen Pfennig in der Tasche, Madam —

Dohle.

Das Heulen ist ihm den ganzen Tag über nah.

Amor. La Foole.

Ein rechter Lump. Neulich Abend setzte er mich beim Primero in Kontribution.

Gutwitz.

Wie die Elstern schwatzen!

Clerimont.

Ja, Otters Wein hat ihre Verwegenheit zur äußersten Höhe getrieben.

Hochmuth.

Liebe Morose, laß uns wieder hineingehn, Deine Sofa's gefallen mir außerordentlich, wir wollen uns hinlegen und schwatzen.

Es gehn ab Hochmuth, Centaur, Amsel, Gläubig, Amorous und Dohle.

Epicoene.

Ich folge Euch, Madam. Geht ihnen nach.

Gutwitz,
indem er sie zurück hält.

Bei meiner Seele, sie sollen so stumm wie die Thürpfosten werden! Hört doch, Lady Braut! Ich bitte Dich jetzt, wenn Du eine edle Frau sein willst, so setze doch drinnen das Gespräch über Dauphine fort, aber lobe ihn ganz außerordentlich, mahle seine Verdienste so glänzend, als es Deine Liebe nur immer kann; ich habe einen Plan darauf gebaut, und so treibe diese beiden Gimpel, Hans Dohle und seinen Kameraden mißvergnügt hieher und ich will Dich beständig verehren.

Epicoene.

Ich hatte es mir schon vorgenommen, denn es verdroß mich in der Seele, als sie anfingen, so lästerlich über ihn zu sprechen.

Gutwitz.

Ich bitte Dich, setz' es in's Werk, und Du gewinnst mich dadurch auf ewig zu Deinem Bewunderer.

Epicoene.

Wollt Ihr mit hinein kommen und mir zuhören?

Gutwitz.

Nein, ich will hier bleiben, treibe sie nur aus der Gesellschaft fort, das ist alles, was ich verlange, und das kann nicht besser geschehn, als wenn Du Dauphine sehr lobst, den sie so gelästert haben.

Epicoene.

Ich steh' Euch dafür, den einen von ihnen sollt Ihr sogleich hier haben. Geht ab.

Clerimont.

Wie dürfen die beiden unbefiederten Dinger so hinter die Lady's herjagen?

Gutwitz.

Ja und auf solchen Adler wie Dauphine schießen.

Clerimont.

Er wird unsinnig werden, wenn wir es ihm erzählen. Hier kommt er.

Fünfte Scene.

Clerimont, Gutwitz, Dauphine.

Clerimont.

Ihr seid willkommen, Sir.

Gutwitz.

Wo ist Dein Onkel?

Dauphine.

In vielen Schlafmützen aus dem Hause gelaufen, um mit einem Casuisten über die Scheidung zu sprechen. Es wirkt unvergleichlich.

Gutwitz.

Das würdest Du noch mehr sagen, wen Du hier

gewesen wärst; die Damen haben sehr über Dich gelacht, seit Du fort gegangen bist, Dauphine.

Clerimont.

Und gefragt, ob Du Deines Onkels Verwalter wärst.

Gutwitz.

Und die beiden Affen haben geantwortet Ja, und dazu gesagt, Du wärst ein erbärmlicher armseliger Kerl, und lebtest vom Spiel und hättest nichts als drei Kleider, nebst einigen Wohlthaten, die Dir die Lords ertheilten, wofür Du ihr Narr wärst und ihnen Possen machtest.

Dauphine.

Ich will nicht leben, wenn ich sie nicht prügle; ich will sie beide an der Damen Bettpfosten binden und mit Affen hetzen.

Gutwitz.

Das ist nicht nöthig, aber Du sollst sie nach Herzenslust prügeln, Dauphine. Ihnen steht eine Execution bevor, die ihnen gewiß helsam sein soll, verlaß Dich nur auf meinen Plan.

Dauphine.

Ja, Ihr habt immer vielerlei Plane, so hattet Ihr auch einen, alle die Weiber in mich verliebt zu machen.

Gutwitz.

Und thu' ich das nicht noch vor Abend, so nahe die Zeit auch schon ist, daß jede von ihnen Dich einladet und sich um Dich bemüht, so will ich Dir allen meinen Verstand zum Pfande geben.

Clerimont.

Bei Gott, ich bin der Zeuge, Du sollst ihn haben,

Dauphine; und Du sollst Zeitlebens sein Narr sein, wenn Du es nicht ausrichtest.

Gutwitz.

So sei es, ich würde mich dabei vielleicht besser befinden. Ihr seht doch diese Gallerie, auf welche von beiden Seiten mehrere Zimmer stoßen? Hier will ich meine Tragikomödie zwischen den Guelfen und Gibellinen spielen, zwischen Dohle und Amorous la Foole, wer zuerst herauskommt, mit dem will ich den Anfang machen. Ihr beide sollt den Chorus vorstellen und hinter den Tapeten stehn, nur zwischen den Acten hervor treten und sprechen. Bring' ich es nicht dahin, daß sie für den übrigen Tag, ja für das ganze Jahr friedfertig sind, so will ich mich verrechnet haben. — Ich höre Dohle kommen. Versteckt Euch, und lacht um Gotteswillen nicht.

Dohle tritt auf.

Dohle.

Sagt mir doch, wo geht man nach dem Garten?

Gutwitz.

Ach, Hans Dohle, das ist mir lieb, daß ich Euch treffe; wahrhaftig, ich muß es dahin bringen, daß die Sache zwischen Euch nicht weiter kommt, ich muß das vermitteln.

Dohle.

Was für eine Sache, Sir? Mit wem?

Gutwitz.

Ei was, verstellt Euch nicht, mit Sir Amorous und Euch. Wenn Du mich liebst, Hans, so mußt Du jetzt Gebrauch von Deiner Philosophie machen, dies einemal nur, und mir Deinen Degen geben. Das

ist ja hier nicht die Hochzeit der Centauren, wenn auch eine Centaurin dabei ist. Er nimmt ihm den Degen ab. Die Braut hat mich gebeten, ich soll dahin trachten, daß kein Blut vergossen werde: Ihr habt wohl gesehn, wie sie vorher leise mit mir sprach.

Dohle.

So gewiß ich den Tacitus zu endigen hoffe, ich denke an keinen Mord.

Gutwitz.

Ihr wartet nicht auf Sir Amorous?

Dohle.

Nein, bei meiner Ritterschaft!

Gutwitz.

Und auch bei Eurer Gelehrtenschaft?

Dohle.

Und auch bei meiner Gelehrtenschaft.

Gutwitz.

Nun denn, so gebe ich Euch Euren Degen wieder und bitte Euch um Verzeihung: aber legt ihn nicht ab, denn man wird Euch überfallen. Ich dachte, Ihr wüßtet das und ginget so herum, ihm Trotz zu bieten, und daß Ihr Euer Leben für etwas Verächtliches hieltet, wenn die Ehre in Betracht käme.

Dohle.

Nein, nein, nichts von alle dem, ich versichre Euch, er und ich schieden eben von einander, so freundlich es nur immer geschehn kann.

Gutwitz.

Traut dieser Maske nicht, seit heute Mittag sah ich ihn mit einem andern Gesicht: ich habe schon viele Menschen gesehn, die durch Verluste, Todesfälle oder Miß-

handlungen außer sich waren, aber einen so aufgebrachten Menschen, wie den Sir Amorous, habe ich in meinem Leben noch weder gesehn noch von dergleichen gelesen. Daß Ihr ihm heute seine Gäste entführt habt, das ist die Ursach, und das erklärt er hinter Eurem Rücken mit solchen Drohungen, mit solchen verächtlichen Redensarten — er sagte zu Dauphine: Ihr wärt der allerjämmerlichste Esel — —

Dohle.

Ei, mag er doch sagen, was ihm gefällt.

Gutwitz.

Und schwört dabei, Ihr wärt eine so ausgemachte Memme, daß er gewiß wüßte, Ihr würdet ihm niemals Genugthuung geben und deswegen will er sich sein Recht selber nehmen.

Dohle.

Ich will ihm alle mögliche Genugthuung geben — nur nicht fechten.

Gutwitz.

Ganz gut, Sir, aber wer kann wissen, was er für eine Genugthuung fordert, er dürstet nach Blut, Blut will er haben, und von wo er Euch das abzapfen will, wer kann das wissen, als er selber?

Dohle.

Ich bitte Euch, werther Gutwitz, seid Ihr der Vermittler.

Gutwitz.

Gut, Sir, so versteckt Euch denn in dieses Zimmer, bis ich zurückkomme. Er drängt ihn hinein. Nein, Ihr müßt Euch einschließen lassen, Sir, denn wegen meiner eigenen Ehre möchte ich nicht gern, daß Euch

eine öffentliche Beschimfung widerführe, so lange ich die Sache unter Händen habe. — Gott bewahre, da kommt er! Haltet den Athem an Euch, daß er Euch nicht seufzen hört. — Gewiß, Sir Amorous, er ist nicht hier; ich bitte Euch, seid barmherzig und ermordet ihn nicht! er ist ja ein Christ, so gut wie Ihr, Ihr seid bewaffnet, als wenn Ihr an seinem ganzen Geschlechte Rache nehmen wolltet. Lieber Dauphine, bringt ihn doch von diesem Platze weg. Ich habe noch nie gesehn, daß ein Mensch so wüthend war, daß er nicht seinen Freunden antworten könnte, oder ihre Vorstellungen anhören. — Hans Dohle! Hans! Schlaft Ihr?

Dohle, drinnen

Ist er fort, Herr Gutwitz?

Gutwitz.

Ja. Habt Ihr ihn wohl gehört?

Dohle.

O Gott ja.

Gutwitz.

Was die Furcht für ein leises Gehör hat.

Dohle,
indem er aus dem Zimmer kommt.

Und ist er denn so schwer bewaffnet, wie Ihr sagt?

Gutwitz.

Bewaffnet? Irgend ein Bösewicht im Hause hat ihn fürchterlich ausgerüstet, oder wenn es außer dem Hause geschah, so hat es Tom Otter gethan.

Dohle.

Ja ja, er ist ein Kapitain und seine Frau ist seine Verwandte.

Gutwitz.

Er hat ein uraltes Schwert zu zwei Händen zu packen gekriegt, um Euch wie einen Kohlkopf niederzusäbeln, und dies Schwert hat solchen Dolch gejungt — Außerdem aber ist er so mit Piken, Hellebarden, Petronellen, Büchsen und Musketen behängt, daß er aussieht wie die Halle eines Friedensrichters. Niemals ist noch ein Fechter auf so verschiedene Arten der Waffenstücke herausgefordert; man sollte meinen, er wolle ein ganzes Kirchsprengel ermorden; könnte er sich nur in seinen Beinkleidern auf ein halbes Jahr proviantiren, so ist er hinlänglich ausgerüstet, ein ganzes Land zu erobern.

Dohle.

Ach du großer Gott, was will er denn? Ich bitte Euch, mein lieber Herr Gutwitz, seid Ihr doch ein Vermittler.

Gutwitz.

Nun gut, ich will versuchen, ob er sich mit einem Beine, oder einem Arme zufrieden stellen läßt, wo nicht, so müßt Ihr ganz sterben.

Dohle.

Es wäre mir unangenehm, meinen rechten Arm zu verlieren, weil ich damit die Madrigale schreibe.

Gutwitz.

Nun, vielleicht ist er auch mit dem Daum, oder dem kleinen Finger zufrieden, mir ist es alles gleich. Ihr müßt denken, daß ich mein Mögliches thue.

Schließt ihn wieder ein.

Dohle.

Das thut doch, lieber Sir.

Clerimont und Dauphine treten wieder auf.

Clerimont.

Was hast Du denn gethan?

Gutwitz.

Er läßt mich nichts thun, er thut alles vorher, er bietet mir seinen linken Arm an.

Clerimont.

Den linken Flügel von Hans Dohle.

Dauphine.

Nimm ihn.

Gutwitz.

Wie? Eines Spaßes wegen einen Menschen verstümmeln? Was hast Du für ein Gewissen?

Dauphine.

Ihm ist es kein Verlust, er braucht ja doch seine Arme zu nichts, als Suppe zu essen. Außerdem ist es um nichts schlimmer, seinen Körper, wie seine Ehre zu verstümmeln.

Gutwitz.

Er ist ein Gelehrter und ein Witziger, und doch denkt er nicht so. Bei uns verliert er aber auch keine Ehre, denn wir alle hielten ihn schon vorher für einen Esel. Nun wieder an Eure Plätze!

Clerimont.

Ich bitte Dich, laß mich zu dem andern ein wenig hinein.

Gutwitz.

Du wirst alles verderben, das sind nun so Deine Einfälle.

Clerimont.

Mir fällt was ein, worauf Du gewiß nicht denkst und was Du nachher selber gut finden wirst.

Gutwitz.

Bleibt hier, oder ich lasse das ganze Spiel fahren.

Dauphine.

Komm, Clerimont.

Gutwitz.

Sir Amorous!

Dauphine und Clerimont ziehn sich wieder zurück.

Sir Amorous La Foole tritt auf.

Amor. La Foole.

Herr Gutwitz.

Gutwitz.

Wo wolltet Ihr eben hingehn?

Amor. La Foole.

In den Hof, mein Wasser abschlagen.

Gutwitz.

Thut es nicht, Sir, lieber setzt Eure Beinkleider in Gefahr.

Amor. La Foole.

Warum, Sir?

Gutwitz.

Hier geht hinein, wenn Euch Euer Leben lieb ist.

Oeffnet die Thür zum gegenüberstehenden Zimmer.

Amor. La Foole.

Wie das? wie das?

Gutwitz.

Fragt doch, bis Euch der Hals abgeschnitten ist, tändelt doch, bis Euch die wüthige Kreatur findet.

Amor. La Foole.

Wer denn?

Gutwitz.

Dohle! Wollt Ihr hinein?

Amor. La Foole.

Ja, ja, ich will hinein. Was ist es denn aber?

Gutwitz.

Wäre er so kühl, daß er uns das sagen könnte, so wäre noch einige Hoffnung da, Euch auszugleichen, aber seine Erbitterung ist durchaus unversöhnlich.

Amor. La Foole.

Ei, laßt ihn erbittert sein, ich will mich verstecken.

Gutwitz.

Das thut, lieber Sir. Aber was mögt Ihr ihm nur gethan haben, was ihn so hat aufbringen können? Ihr habt vielleicht in Gesellschaft der Damen witzige Einfälle über ihn gehabt.

Amor. La Foole.

Ich habe in meinem Leben noch keine witzigen Einfälle über irgend jemand gehabt. Die Braut lobte Sir Dauphine und da ging er empfindlich fort, darauf folgte ich ihm: er müßte denn das beim Trinken etwa übel genommen haben, daß ich ihm nicht mit dem ganzen Pferde voll habe Bescheid thun wollen.

Gutwitz.

Bei meiner Seele, das wird es auch sein, Ihr habt ganz recht; aber das ist wahr, er macht die Runde durch alle Zimmer des ganzen Hauses, mit einer Serviette in der Hand und schreit: Wo ist Sir Amorous? Wer sah Sir Amorous? Und als Dauphine und ich ihn um die Ursach fragten, konnten wir keine andre Antwort von ihm herausbringen, als: O Rache! wie bist du so süß! Mit dieser Serviette will ich ihn erdrosseln! Das brachte uns denn auf die Vermuthung, die wahre Ursach seiner Wuth möchte wohl sein, daß Ihr Eure Gerichte heut,

mit einer Serviette umgebunden, ihn zu kränken hieher gebracht habt.

Amor. La Foole.

Das ist wohl möglich. Nun, und wenn er auch darüber zornig ist, so will ich mich hier so lange aufhalten, bis sein Zorn verdampft ist.

Gutwitz.

Ein braver Entschluß, Sir, wenn Ihr ihn sogleich ausführen könnt.

Amor. La Foole.

Ja ich kann ihn gleich ausführen. Oder ich will augenblicks auf's Land reisen.

Gutwitz.

Wie wollt Ihr aber aus dem Hause kommen? Er weiß, Ihr seid im Hause, und er ist im Stande, Euch ganzer acht Tage zu bewachen, um Euch nur zu haben, er wird Eurentwegen einen Sergeanten in der Geduld übertreffen.

Amor. La Foole.

Nun, so will ich hier bleiben.

Gutwitz.

Ihr müßt aber darauf denken, wie Ihr Euch unterdessen verproviantiren wollt.

Amor. La Foole.

O liebster Herr Gutwitz, wollt Ihr wohl meine Muhme Otter bitten, mir eine kalte Wildpastete zu schicken, ein oder zwei Flaschen Wein und einen Nachttopf?

Gutwitz.

Ein Nachtstuhl wäre besser, Sir.

Amor. La Foole.

Ja, das ist auch in der That besser, und ein Feldbett, um darauf zu liegen.

Gutwitz.

Ich möchte Euch nicht rathen, zu schlafen, auf keine Weise.

Amor. La Foole.

Nicht, Sir? Nun so will ich es auch nicht.

Gutwitz.

Es ist aber noch was zu fürchten —

Amor. La Foole.

Was denn, Sir? Was denn?

Gutwitz.

Ich glaube aber doch nicht, daß er die Thür mit dem Fuße aufrennen kann.

Amor. La Foole.

Ich will mich mit dem Rücken dagegen stemmen, Sir! ich habe einen guten Rücken.

Gutwitz.

Wenn er aber schießen sollte.

Amor. La Foole.

Schießen! Wenn er sich das untersteht, so will ich ihn wegen unvorsichtigen Schießens verklagen.

Gutwitz.

Macht Euch auf das Schlimmste gefaßt; er hat schon Pulver holen lassen, und was er damit vornehmen will, weiß kein Mensch, vielleicht will er den Flügel des Hauses in die Luft sprengen, in welchem er glaubt, daß Ihr Euch befindet. — Hier kommt er! Schnell springt hinein! Er stößt Sir Amorous hinein und verschließt die Thür. — Ich schwöre Euch, Sir John Dohle, er ist hier nicht. Was

habt Ihr denn vor? Bei Gott, nein, Ihr sollt hier keine Petarde anschrauben, ich will lieber sterben. Wollt Ihr nicht auf mich hören? Sonst lassen doch Menschen mit sich reden. — Durch das Schlüsselloch sprechend. Sir Amorous, da kann Euch nichts retten, er hat aus einem alten ehernen Topf eine Petarde gemacht, Eure Thür zu sprengen. Denkt auf irgend eine Genugthuung; oder auf Bedingungen, die Ihr ihm erbieten mögt.

Amor. La Foole drinnen.

Sir, ich will ihm jede Genugthuung geben, ich will mich zu allen möglichen Bedingungen erbieten.

Gutwitz.

Ihr überlaßt es mir also?

Amor. La Foole.

Ja, Sir, ich gehe alle möglichen Bedingungen ein.

Gutwitz,

indem er Clerimont und Dauphine herbei winkt.

Nun? Was denkt ihr, Freunde? Wär' es nicht schwer zu unterscheiden, wer sich von diesen beiden am meisten fürchtet?

Clerimont.

O dieser fürchtet sich am bravsten, der andre ist eine winselnde Memme, der Hans Dohle, aber Sir Amorous ist eine brave heroische Memme, er fürchtet sich in einer edlen grandiosen Manier, er gefällt mir ganz außerordentlich.

Gutwitz.

Wär' es nicht Schade gewesen, wenn die beiden ihre Trefflichkeiten nicht entwickelt hätten?

Clerimont.

Soll ich etwas vorschlagen?

Gutwitz.

Nur kurz, denn ich muß das Eisen schmieden, weil es heiß ist.

Clerimont.

Soll ich die Damen zu der Katastrophe herbei holen?

Gutwitz.

Das thu, bei meiner Seele.

Dauphine.

Durchaus nicht, laß sie in ihrer Unwissenheit, in ihrem Irrthum beharren, daß sie sie für witzige und treffliche Männer halten, wie sie bisher gethan haben. Es wäre Sünde, sie zu bekehren.

Gutwitz.

Ich will sie aber hieher haben, denn es kömmt mir noch bei einer andern Absicht sehr gut zu statten! Bringe sie her, Clerimont, und erzähle ihnen alles, was vorgefallen ist und führe sie in diese Gallerie.

Dauphine.

Das ist nun Deine erschreckliche Eitelkeit, Du meinst, Du würdest unglücklich, wenn nicht jeder Spaß von Dir bekannt gemacht würde.

Gutwitz.

Du sollst sehn, wie ungerecht Du jetzt bist. Clerimont, sage, es sei Dauphine's Erfindung. Clerimont ab. Traue mir nie wieder, wenn nicht das Ganze zu Deinem Vortheil ausschlägt. In dem nächsten Zimmer ist ein Teppich, den hänge um und binde diese Schärpe

um's Gesicht, setz' ein Kissen auf den Kopf und halte Dich fertig, wenn ich Amorous rufe. Fort. — John Dohle! Geht zu Dohles Zimmer und bringt ihn heraus.

Dohle.

Gute Neuigkeiten, Sir?

Gutwitz.

Nun ja, ich hab' es gethan und war Euretwegen hart mit ihm zusammen. Ich sagte ihm, Ihr wärt ein Ritter und ein Gelehrter und daß Ihr recht gut wüßtet, die wahre Tapferkeit bestehe mehr in patiendo quam faciendo, magis ferendo quam feriendo.

Dohle.

So ist es wirklich, Sir.

Gutwitz.

Drauf sagt' ich ihm denn, Ihr wärt willig zu leiden, worauf er aber bei meiner Seele zuerst eine Foderung that, die zu weit ging.

Dohle.

Was war es denn, Sir?

Gutwitz.

Eure Oberlippe und sechs von Euren Vorderzähnen.

Dohle.

Das war unbillig.

Gutwitz.

Ich sagte ihm auch gerade heraus, Ihr könntet Euch deren nicht berauben. Worauf ich ihn denn nach vielem Disputiren pro et contra so weit herunter handelte, daß er sich mit zwei Vorderzähnen begnügen will.

Dohle.

Ist es richtig? Nun er soll sie haben.

Gutwitz.

Das soll er mit Eurer Erlaubniß nicht, Sir, der Schluß ist nämlich dahin ausgefallen: weil Ihr künftig immer gute Freunde bleiben sollt, und dieser Sache nie gedacht oder erwähnt werden darf, er auch außerdem nicht damit groß thun könne, er habe Euch in eigner Person dergleichen gethan: so soll er verkleidet herkommen, Euch in geheim fünf Tritte geben, Euren Degen nehmen und Euch so lange er will in diesem Zimmer verschließen, welches nicht lange dauern soll, weil wir Euch bald befreien wollen.

Dohle.

Fünf Tritte? Mag er mir doch sechs geben, wenn wir nur wieder Freunde werden.

Gutwitz.

Ihr sollt Euch nicht selbst zu nahe treten, daß Ihr ihm das durch mich sagen laßt.

Dohle.

Nein, sagt es ihm in Gottes Namen, werther Sir, sie sollen ihm herzlich gern gegönnt sein, um nur wieder mit ihm gut Freund zu werden.

Gutwitz.

Gut Freund? Warlich, wenn er es unter diesen Bedingungen nicht werden wollte, so würde ich, so lange ich lebe, sein Feind sein. Nun, Sir, tragt es mit standhaftem Muthe.

Dohle.

O Gott, Sir, es ist nichts.

Gutwitz.

Freilich, was wollen sechs Tritte für einen Mann sagen, der den Seneka liest?

Dohle.

Ich habe ihrer schon hundert bekommen, Sir.

Gutwitz.

Sir Amorous! — Dauphine kommt verkleidet heraus. Keiner spreche mit dem andern und rühre die alten Händel auf.

Dohle,
indem er die Tritte bekömmt.

Eins, zwei, drei, vier, fünf. Ich bitte, Sir Amorous, Ihr dürft sechs geben.

Gutwitz.

Ich sagte ja, Ihr solltet nicht sprechen. So gebt ihm nun sechs und damit gut. — Dauphine giebt ihm noch einen Tritt. — Euren Degen. Nimmt ihn. — Nun geht in Euren sichern Verwahrsam zurück, nachher sollt Ihr Euch in Gegenwart der Damen treffen und als die zärtlichsten Freunde erscheinen. Führt Dohle in das Zimmer zurück. — Nun gieb mir die Schärpe, den andern sollst Du mit entblößtem Angesichte schlagen; bleib in der Nähe. Dauphine zieht sich zurück und Gutwitz geht nach dem andern Zimmer und läßt Sir Amorous heraus. — Sir Amorous!

Amor. La Foole.

Was ist das? Ein Degen?

Gutwitz.

Ich konnte es nicht ändern, wenn ich nicht den Zwist auf mich selbst nehmen wollte. Er schickt Euch seinen Degen —

Amor. La Foole.

Ich kann ihn durchaus nicht annehmen.

Gutwitz.

Und verlangt, daß Ihr ihn an der Wand befestigt, und Euren Kopf gegen das Gefäß an etlichen wenigen Stellen zerstoßt.

Amor. La Foole.

Ich will nicht, das sagt ihm rund heraus. Das ist mir nicht gegeben, mein Blut zu vergießen.

Gutwitz.

Ihr wollt nicht?

Amor. La Foole.

Nein, ich will den Kopf gegen eine gute ebne Wand stoßen, wenn er sich damit begnügen will. Will er nicht, mag er ihn mir selbst stoßen: dabei bleibt's!

Gutwitz.

Ei, Ihr seid auch sehr umständlich, wenn sich ein Mann zu Eurem Besten bemüht. Ich bot ihm noch eine andre Bedingung an, wollt Ihr die eingehn?

Amor. La Foole.

Worin besteht sie?

Gutwitz.

Daß Ihr Euch in Geheim wollt schlagen lassen.

Amor. La Foole.

Ja, das bin ich zufrieden; aber mit flacher Klinge.

Oberhalb erscheinen Hochmuth, Centaur, Amsel, Mistreß Otter, Epicoene und Gläubig.

Gutwitz.

So müßt Ihr es Euch gefallen lassen, daß ich Euch

mit dieser Schärpe die Augen verbinde, dann führe ich Euch zu ihm, er nimmt Euren Degen und giebt Euch einen Schlag auf den Mund und zwickt Euch die Nase so vielmal es ihm beliebt.

Amor. La Foole.

Ich bin zufrieden: warum sollen mir aber die Augen verbunden werden?

Gutwitz.

Das geschieht zu Eurem Besten, Sir, denn wenn er nachher übermüthig werden sollte und etwa in Zukunft Eure Beschimpfung bekannt machen, (was er, wie ich glaube, nicht thun wird) so könnt Ihr dreist schwören und behaupten, daß er Euch nie geschlagen, daß Ihr es gewußt hättet.

Amor. La Foole.

Ah, ich begreife.

Gutwitz.

Ich zweifle aber gar nicht, daß Ihr dadurch nicht die besten Freunde werdet, die es in Zukunft nicht wagen, einen bösen Gedanken gegen einander zu denken.

Amor. La Foole.

Ich nicht gegen ihn, so wahr mir Gott helfe.

Gutwitz.

Er auch nicht von Euch, Sir, und wenn er es sollte. Verbindet ihm die Augen. — Kommt, Sir. Führt ihn vor. Blindekuh! Sir John.

Dauphine kommt und zwickt ihn.

Amor. La Foole.

O Sir John! Sir John! Oh, o — o — o — o — o — Oh! —

Gutwitz.

Guter Sir John, hört nun auf zu zwicken, Ihr reißt ihm sonst die Nase ab. Jetzt gefällt es dem Sir John, daß Ihr Euch in das Zimmer zurück begeben sollt. Führt ihn zurück. Nun seid Ihr Freunde, ich hoffe, alle Eure gegenseitige Erbitterung ist begraben, Ihr sollt nachher wieder hervorkommen wie Damon und Pythias und Euch mit der zärtlichsten Freundschaft umarmen. — Ich bin überzeugt, sie werden in Zukunft mit ihren Zungen nicht so unbändig sein. Dauphine, ich verehre Dich. Ei, Himmel! die Damen haben uns überrascht!

Sechste Scene.

Die Vorigen, Hochmuth, Centaur, Amsel, Mstrs. Otter, Epicoene, Gläubig, die indeß von oben herunter gekommen sind.

Hochmuth.

Centaur, wie unser Urtheil in Ansehung dieser nachgemachten Ritter hintergangen war!

Centaur.

Madam, Amsel war noch mehr als wir betrogen, denn auf Ihre Empfehlung kamen sie zuerst in's Kollegium.

Amsel.

Ich empfahl sie nur, Madam, als Witzige und Beau's, auf ihre Tapferkeit nahm ich keine Rücksicht.

Hochmuth.

Sir Dauphine ist tapfer und auch witzig wie es scheint.

Amsel.

Und ein Beau ist er ebenfalls.

Hochmuth.

War dies seine Erfindung?

Mstrs. Otter.

Wie uns Herr Clerimont gesagt hat.

Hochmuth.

Liebe Morose, wenn Ihr in das Kollegium kommt, wollt Ihr ihn wohl mitbringen? Er scheint ein vollkommener Edelmann.

Epicoene.

Das ist er, Madam, Ihr könnt es glauben.

Centaur.

Wenn wollt Ihr aber kommen, Morose?

Epicoene.

Nach drei oder vier Tagen, Madam, wenn ich meine Kutsche und Pferde habe.

Hochmuth.

Nein, Morgen, liebe Morose, Centaur soll Euch ihre Kutsche schicken.

Amsel.

O ja, das thut und bringt Sir Dauphine mit.

Hochmuth.

Sie hat es schon versprochen, Amsel.

Amsel.

Er ist nach seinem Aeußern ein sehr würdiger Edelmann.

Hochmuth.

Ja, er zeigt sich in seinen Kleidern sehr geschmackvoll.

Centaur.

Und doch nicht so übertrieben sauber, Madam, wie manche, die dann mit dem Kopfe wie in einem Halseisen stehn.

Hochmuth.

Ja und jedes Haar ängstlich zurecht gelegt haben.

Amsel.

Die feinere Wäsche tragen, als wir selber und sich noch niedlicher halten als der Französische Hermaphrodit.

Epicoene.

Ja, Lady's, die das, was sie uns erzählten, schon tausenden erzählt haben, die nur die Diebe unsers guten Namens sind, die uns mit diesem Parfüm, oder mit jener Schnur zu fangen denken und uns gewissenlos auslachen, wenn es ihnen gelungen ist.

Hochmuth.

Aber Sir Dauphine's Sorglosigkeit steht ihm schön.

Centaur.

Ich könnte einen Mann wegen solcher Nase lieben.

Amsel.

Oder wegen solches Beines.

Centaur.

Er hat ein außerordentlich schönes Auge, Madam.

Amsel.

Und eine sehr schöne Locke.

Centaur.

Liebe Morose, bringe ihn zuerst in mein Zimmer.

Mstrs. Otter.

Seid von der Gnade, Euch in meinem Hause zu treffen.

Gutwitz.

Sieh, wie sie Dich betrachten; ich schwöre Dir, sie sind gefangen.

Hochmuth, die näher kömmt.

Ihr habt da unser Paar Ritter offenbart, Herr Gutwitz.

Gutwitz.

Ich nicht, Madam, es war Sir Dauphine's Erfindung, der, wenn er Euer Gnaden dadurch einer Bedienung oder Unterhaltung beraubt hat, selber im Stande ist, diesen Platz wieder auszufüllen.

Hochmuth.

Das ist ein unstatthafter Verdacht.

Centaur.

Ei sieh, Amsel, Hochmuth küßt schon.

Amsel.

Wir wollen hin und auch Theil nehmen.

Alle treten näher.

Hochmuth.

Ich bin sehr erfreut über das Glück (außer der Entdeckung dieser beiden leeren Schachteln) die Kenntniß einer so reichen Mine von Tugend erlangt zu haben, als Sir Dauphine ist.

Centaur.

Wir alle würden sehr erfreut sein, wenn wir ihn zu unsern Freunden rechnen, und im Kollegium sehn könnten.

Amsel.

Ich prophezeie, daß er in keine angenehmere Gesellschaft kommen kann, und hoffe, daß er selber so denken wird.

Dauphine.

Es wäre Unwissenheit, sich etwas anders vorzustellen, Lady.

Gutwitz.

Sagte ich's Dir nicht, Dauphine? Ja, alle ihre Handlungen werden durch Vorurtheile, ohne Vernunft und Ursach gelenkt, sie wissen nicht, warum sie etwas thun, sondern so wie sie abgerichtet werden, glauben, urtheilen, loben, verachten, lieben, hassen sie, die eine ahmt die andere nach und sie thun alle diese Dinge auf gleiche Weise. Ihre natürliche Neigung dient gewöhnlich nur, sie auf das schlimmste zu treiben, wenn sie einmal sich selber überlassen sind. Aber benütze es nun, da Du sie hast.

Hochmuth.

Wollen wir wieder hinein gehn, Morose?

Epicoene.

Ja, Madam.

Centaur.

Wir wollen Sir Dauphine um seine Gesellschaft ersuchen.

Gutwitz.

Erwartet noch, werthe Madam, das Wiedersehn der beiden Freunde, Pylades und Orestes, ich will sie gleich herausbringen.

Hochmuth.

Wollt Ihr sie herführen, Herr Gutwitz?

Dauphine.

Aber, meine edlen Lady's, laßt es weder in Euren Mienen und Geberden merken, daß man ihre Thorheiten entdeckt hat, daß wir beobachten können, mit welcher Zuversicht und Dreistigkeit sie sich betragen mögen.

Hochmuth.

Wir wollen es nicht, Sir Dauphine.

Centaur, Amsel.

Auf unsre Ehre, Sir Dauphine.

Gutwitz geht zum ersten Zimmer.

Sir Amorous! Sir Amorous! Die Damen sind hier.

Amor. La Foole von innen.

Sind sie?

Gutwitz.

Ja, schlüpft nun sacht herbei, wenn sie den Rücken gewandt haben, und trefft Sir John hier, wie von ohngefähr, wenn ich Euch rufe. — Geht zum zweiten Zimmer. Hans Dohle!

Dohle von innen.

Was wollt Ihr, Sir?

Gutwitz.

Springt schnell hinter mir vorbei und in Euren Mienen keinen Zorn gegen Euren Gegner! Jetzt! jetzt!

Sir Amorous und Dohle kommen schnell und leise, jeder aus seinem Zimmer, und begrüßen sich.

Amor. La Foole.

Edler Sir John Dohle, wo seid Ihr gewesen?

Dohle.

Ich habe Euch gesucht, Sir Amorous.

Amor. La Foole.

Mich? Viel Ehre für mich.

Dohle.

Sie ist auf meiner Seite.

Clerimont.

Sie haben ihre Rapiere vergessen.

Gutwitz.

Sie begegnen sich im Frieden.

Dauphine.

Wo ist Euer Degen, Sir John?

Clerimont.

Und Eurer, Sir Amorous?

Dohle.

Mein Degen? ich habe ihn so eben meinem Burschen gegeben, den Griff ausbessern zu lassen.

Amor. La Foole.

Mein goldner Griff war auch zerbrochen und mein Bursche hat ihn ebenfalls.

Dauphine.

Wirklich, Sir? Wie Ihre Ausreden sich begegnen!

Clerimont.

Welche Uebereinstimmung in den Griffen!

Gutwitz.

O wahrhaftig auch in ihren Klingen.

Morose tritt auf, mit den beiden bloßen Degen in der Hand.

Mstrs. Otter.

O weh! Madam, da kommt er wieder, der Unsinnige! Fort! Die Damen, Dohle und Sir Amorous entfliehen schnell.

Morose.

Was machen diese bloßen Schwerter hier?

Gutwitz.

O Sir, hier wäre beinahe Mord und Todschlag entstanden, etliche Ritter geriethen miteinander in Streit über die Gunstbezeugungen der Braut, wir mußten ihnen die Waffen wegnehmen, sonst hätte Euer Haus in Anspruch genommen werden können —

Morose.

Wofür?

Clerimont.

Für Mord, Sir.

Morose.

Und ihre Gunstbezeugungen?

Gutwitz.

O, Sir, das ist von ehemals, nicht von jetzt. Clerimont, bringe ihnen nun ihre Degen, sie haben alles Unglück angerichtet, das sie anrichten werden.

Clerimont nimmt die Degen und geht ab.

Dauphine.

Habt Ihr mit einem Rechtsgelehrten gesprochen, Sir?

Morose.

O nein! Es ist ein solcher Lärmen am Gerichtshofe, daß sie mich mit größerm Entsetzen zurück gejagt haben, als ich hingerannt kam. Ein solches Schreien und Gegenschreien mit ihren verschiedenen Stimmen von Citationen, Apellationen, Allegationen, Certifikaten, Verhaftnehmungen, Fragartikeln, Vergleichungen, Ueberzeugungen und warhaftigen Züchtigungen, zwischen den

Doktoren und Prokuratoren, daß der Tumult hier Stillschweigen dagegen ist, eine Art von ruhiger Mitternacht.

Gutwitz.

Sir, wenn Ihr im Ernst entschlossen seid, so kann ich Euch einen trefflichen Rechtsgelehrten und einen gelehrten Theologen herführen, die Eure Sache bis auf den letzten Skrupel untersuchen werden.

Morose.

Könnt Ihr das, Herr Gutwitz?

Gutwitz.

Ja, und es sind sehr ehrbare ernsthafte Männer, die die Sache schnell, mit einem oder zweimaligen Flüstern leise zu Ende bringen werden.

Morose.

Lieber Sir, kann ich diese Wohlthat von Euch hoffen und mich Euern Händen anvertrauen?

Gutwitz.

Ach, lieber Sir, seit Ihr fort waret, sind Euer Neffe und ich darüber beschämt und empört gewesen, daran zu denken, wie man Euch mitgespielt hat. Geht hinein, lieber Sir, und verschließt Euch drinnen, bis wir Euch wieder rufen, nachher wollen wir Euch mehr sagen, Sir.

Morose.

Thut mit mir, was Euch gefällt, meine Freunde, ich vertraue Euch, und das verdient keine Täuschung —

Geht ab.

Gutwitz.

Ihr sollt auch nicht getäuscht werden, Sir, aber überflüssig turbirt.

Dauphine.

Was willst Du denn nun machen, Freund?

Gutwitz.

Schaff mir, wenn Du irgend kannst, auf alle Weise, Otter und dem Barbier hierher.

Dauphine.

Wozu denn?

Gutwitz.

Ich will aus diesen beiden den gelehrtesten Theologen und den ehrwürdigsten Rechtsgelehrten machen —

Dauphine.

Das ist unmöglich, das sind eitle Träume.

Gutwitz.

Vertraue mir doch. Hänge nur über den einen einen Gelehrten-Rock mit einer Besatzung, und einen geistlichen Mantel über den zweiten, und gieb ihnen einige Kunstausdrücke in den Mund: und wenn aus dem einen nicht der geschickteste Doktor, und aus dem zweiten ein so vollkommner Pfarrer wird, als man sich nur wünschen kann, so sollst Du meiner Wahl nie wieder trauen. Und ich hoffe, es soll geschehn können, ohne der Würde dieser beiden Charaktere zu nahe zu treten, denn sie sind nur angenommene Personen, um uns Spas zu machen und ihn zu quälen. Der Barbier schnattert Latein, wenn ich mich recht erinnre.

Dauphine.

Ja, und Otter ebenfalls.

Gutwitz.

Gut, wenn ich sie nun nicht seinen Fall zu seinem

Nicht-Troste abhandeln lasse, so magst Du mich für einen Hans Dohle, Sir Amorous, oder ein noch schlimmeres Ding halten. Nun geh zu Deinen Damen, aber schicke erst nach jenen.

Dauphine.

Das will ich. Beide ab.

Fünfter Akt.

(In Morose's Hause.)

Erste Scene.

Sir Amorous La Foole, Clerimont, Dohle.

Amor. La Foole.

Wo habt Ihr unsre Degen herbekommen, Herr Clerimont?

Clerimont.

Dauphine nahm sie dem Tollen weg.

Amor. La Foole.

Und der nahm sie ganz gewiß unserm Burschen weg.

Clerimont.

Das ist wohl möglich.

Amor. La Foole.

Ich danke Euch, werther Herr Clerimont. Sir John Dohle und ich wir sind Euch beide verbunden.

Clerimont.

Ich wünschte, meine Herren, daß ich es so weit bringen könnte.

Dohle.

Sir Amorous und ich, wir sind beide Eure Diener.

Amsel kommt herein.

Amsel.

Meine Herren, hat einer von Euch Feder und Tinte?

Ich möchte gern ein Italiänisches Räthsel aufschreiben, das mir Sir Dauphine übersetzen soll.

Clerimont.

Ich nicht, Lady, ich bin kein Schreiber.

Dohle.

Ich kann Euch damit aushelfen, Lady.

Dohle und Amsel gehn ab.

Clerimont.

So hat er es wohl in den Schaft eines Messers.

Amor. La Foole.

Nein, er hat immer sein Kästchen mit Instrumenten.

Clerimont.

Wie ein Feldscheer.

Amor. La Foole.

Der Mathematik wegen, sein Quadrat, seinen Kompaß, seine Reißfedern und Bleistift, um Karten von jedem Platz und jeder Person aufzunehmen, wo er nur hinkömmt.

Clerimont.

Wie, Karten von den Personen!

Amor. La Foole.

Ja, Sir, so zum Beispiel als der Indische Prinz und Fürst von der Moldau hier war, und dann von seiner Gebieterin, Mistreß Epicoene.

Dohle kommt zurück.

Clerimont.

Ei, ich hoffe doch nicht, daß er ihre Breite ausgefunden hat.

Amor. La Foole.

Ihr seid sehr scherzhaft, Sir.

Clerimont.

Nun wir einmal unter uns sind, so laßt uns ohne Umstände und leichtfertig sprechen. Sir John, ich sage so eben dem Sir Amorous hier, daß Ihr beide die Damen beherrscht, wo Ihr nur hinkommt, daß Ihr das weibliche Geschlecht vor Euch hertragt.

Dohle.

Sie sollen uns lieber vor sich hertragen, Sir, wenn sie wollen.

Clerimont.

Ich glaube auch, daß sie es thun. — Ich meine nur, Ihr seid die vorzüglichsten in ihrer Liebe und regiert alle ihre Handlungen —

Dohle.

Ich nicht, das ist Sir Amorous.

Amor. La Foole.

Ich protestire, Sir John ist es.

Dohle.

So gewiß ich im Staate etwas zu werden hoffe, Sir Amorous, Ihr habt die Person dazu.

Amor. La Foole.

Sir John, Ihr habt die Person, und dazu die Kunst der Ueberredung.

Dohle.

Ich nicht, Sir, ich besitze keine Kunst — dazu kommt dann noch Eure körperliche Geschicklichkeit.

Amor. La Foole.

Ich protestire, Sir John, wenn Ihr nur wollt, so könnt Ihr über so viele Stühle wegspringen —

Clerimont.

Nun gut, vereinigt Euch darüber, Ritter; Ihr bei-

den unter Euch theilt also den Staat oder das Königreich der Damen-Gunst, ich sehe es wohl, und kann noch so viel unterscheiden, wie sie Euch beobachten und in der That fürchten. Ihr könntet seltsame Geschichten erzählen, wenn Ihr nur wolltet, meine Herren.

Dohle.

Nun, wir haben allerdings einiges gesehn, Sir.

Amor. La Foole.

Das haben wir — Atlassene Unterröcke, und Hemden von Musselin und dergleichen.

Dohle.

Ja und —

Clerimont.

Heraus damit, Sir John, beneidet Eurem Freunde nicht das Vergnügen zu hören, wenn Ihr die Annehmlichkeiten des Genusses geschmeckt habt.

Dohle.

Nun, — ja, — sprecht Ihr, Sir Amorous.

Amor. La Foole.

Nein, sprecht Ihr, Sir John Dohle.

Dohle.

Warlich, Ihr müßt.

Amor. La Foole.

Warlich, Ihr müßt.

Dohle.

Nun wir waren wohl —

Amor. La Foole.

Beide zu unsrer Zeit im Reich der Freuden. Weiter, Sir John.

Dohle.

Fahrt Ihr fort, Sir Amorous.

Clerimont.

Und mit diesen Lady's?

Amor. La Foole.

Entschuldigt uns, Sir.

Dohle.

Wir müssen keinen Namen verletzen.

Amor. La Foole.

Einerlei, ob diese, ob andre.

Clerimont.

Hört, Sir John, Ihr sollt mir nur ein Ding aufrichtig beantworten, wenn Ihr mich lieb habt.

Dohle.

Wenn es mir möglich ist, ja, Sir. Unser Bad kostete uns funfzehn Pfund, als wir zurück kamen.

Clerimont.

Aber hört, Sir John, nur ein Ding sollt Ihr mir ganz nach der Wahrheit sagen, so gewiß Ihr mich liebt.

Dohle.

Wenn ich kann, ja.

Clerimont.

Ihr habt mit der Braut in einem Hause gewohnt?

Dohle.

Ja, und habe stündlich mit ihr gesprochen, Sir.

Clerimont.

Und wie ist Ihr Humor? Ist sie freundlich, offen und frei?

Dohle.

O außerordentlich offen, Sir. Ich war ihr Diener und Sir Amorous sollte es auch werden.

Clerimont.

Nun, Ihr habt beide ihre Gunst genossen, das weiß ich und habe es schon von andern gehört.

Dohle.

O nein, Sir.

Amor. La Foole.

Ihr müßt uns entschuldigen, Sir; wir dürfen keinen Namen verletzen.

Clerimont.

Ei, sie ist nun verheirathet und Ihr könnt ihr durch nichts Schaden thun, deswegen sprecht offen: wie oft? wer lag zuerst bei ihr? Nun?

Amor. La Foole.

Sir John hat ihre Blume erhalten, warlich.

Dohle.

O, es gefällt ihm nur so zu sagen, Sir; aber Sir Amorous weiß eben so gut, was —

Clerimont.

Wirklich, Sir Amorous.

Amor. La Foole.

Gewissermaaßen, Sir.

Clerimont.

Ihr seid ja vortreffliche Herren. Der Bräutigam weiß davon nichts und soll auch durch mich nichts erfahren.

Dohle.

An den Galgen mit dem tollen Ochsen!

Clerimont.

Sprecht leiser, hier kommt sein Neffe mit der Lady Hochmuth. Der wird Euch die Lady's entführen, wenn Ihr nicht bei Zeiten auf ihn achtet.

Amor. La Foole.

Thut er's, so wollen wir sie schon zurück führen, darauf verlaßt Euch.

Geht mit Dohle ab; Clerimont tritt beiseit.

Zweite Scene.

Clerimont, Hochmuth, Dauphine.

Hochmuth.

Ich versichre Euch, Sir Dauphine, die Schätzung und Würdigung Eurer Tugend allein ist es, die mich in dieses Abentheuer verlockt hat, und ich konnte mich nicht bezwingen, ich mußte Euch das Geständniß thun. Auch gereut mich dieser Schritt nicht, weil es immer ein Beweis für unsre eigne Tugend ist, wenn wir die Tugend in andern lieben und verehren.

Dauphine.

Eure Gnade setzt auf meine Unwürdigkeit einen zu hohen Preis.

Hochmuth.

Sir, ich kann Diamanten von Kieseln unterscheiden —

Dauphine, für sich

Seid Ihr so erfahren in Steinen?

Hochmuth.

Und ob es mir vielleicht bei einem solchen Verstande wie der Eurige ist, zum Nachtheil gereicht, daß ich mich in gleiche Gesellschaft mit Centaur und Amsel stelle —

Dauphine.

Ihr thut es nicht, Madam, ich sehe, sie dienen Euch nur zur Folie.

Hochmuth.

Dann seid Ihr ein Freund der Wahrheit, Sir, und das macht, daß ich Euch noch mehr lieben muß. Es ist nicht der auswendige, sondern der inwendige Mensch, welchen ich liebe. Sie aber können keinen edlen Vorzug begreifen, sondern lieben auf eine seichte und einfältige Art.

Centaur, von innen.

Wo seid Ihr denn, Mylady Hochmuth?

Hochmuth.

Ich komme gleich, Centaur. Mein Page, Sir, soll Euch mein Zimmer zeigen, und Gläubig, meine Kammerfrau, soll für Euch immer wach sein; Ihr dürft nicht fürchten, ihr alles zu vertrauen, denn sie ist mir getreu. Tragt dieses Juweel zu meinem Andenken, Sir Dauphine. — Centaur tritt herein. Wo ist Amsel, Centaur?

Centaur.

Sie schreibt drinne was, Madam: ich folge Euch sogleich, Hochmuth geht ab. ich will nur ein Wort mit Sir Dauphine sprechen.

Dauphine.

Mit mir, Madam?

Centaur.

Guter Sir Dauphine, traut ja der Hochmuth nicht, glaubt ihr in keiner Sache, was ihr auch sonst thun mögt. Sir Dauphine, ich sage Euch dies nur zur Warnung, sie ist durchaus höfisch und liebt Niemand als aus Eigennutz, und aus Eigennutz liebt sie auch

alle. Außerdem sagen auch ihre Aerzte, daß sie keine von den reinsten sei, ob sie sie bezahlt oder nicht, weiß der Himmel: auch ist sie schon über funfzig und sehr geschminkt. Seht sie nur einmal an einem Vormittage. — Hier kommt Amsel, die hat ein noch üblers Gesicht, die würde Euch selber bei Licht nicht gefallen. Amsel tritt herein. Wollt Ihr einmal Morgens recht früh, oder Abends etwas spät auf mein Zimmer kommen, so will ich Euch mehr erzählen. — Wo ist Hochmuth, Amsel?

Amsel.

Drinne, Centaur.

Centaur.

Was habt Ihr da?

Amsel.

Ein Italiänisches Räthsel, für Sir Dauphine, Ihr sollt es aber nicht sehn, Centaur, warlich nicht. Centaur geht ab. Guter Sir Dauphine, löst es mir doch auf, ich will es Euch hernach wieder abfodern. Ab.

Clerimont, der hervortritt.

Nun, Dauphine? wie geht es Dir mit den Weibern?

Dauphine.

Sie verfolgen mich wie die Feen und schenken mir Juweelen, ich kann nicht wieder von ihnen los kommen.

Clerimont.

Das mußt Du nicht wieder erzählen.

Dauphine.

Bei Gott, das vergaß ich: niemals bin ich noch so bestürmt. Die eine liebt mich wegen meiner Tugend und will mich hier mit diesem Dinge Zeigt das Kleinod. bestechen; eine zweite liebt mich mit Vorsicht, und will

mich so besitzen; eine dritte bringt mir hier ein Räthsel und alle sind eifersüchtig und schimpfen auf einander.

Clerimont.

Ein Räthsel? laß mich's doch sehn. Liest.

Sir Dauphine, ich erwähle diesen Weg, um Euch etwas im geheimen Vertrauen zu sagen. Die Lady's, ich weiß es, haben Euch beide den Vorschlag gethan, ein Mitglied des Kollegiums und ihr Diener zu werden. Könnte ich so geehrt werden, bei einer so trefflichen Absicht auch als mitwirkend zu erscheinen, so wollte ich das Gerücht ausbreiten, daß ich Morgen Arznei nehme und so vier, oder fünf Tage, oder noch länger fortfahren, Euren Besuch erwartend.

Amsel.

Bei meiner Seele! sehr fein! Nennt Ihr das ein Räthsel? Was ist denn wohl Euer aufrichtiges Wesen?

Dauphine.

Gutwitz fehlt uns, um das zu erklären.

Clerimont.

Er fehlt uns auch noch zu andern Dingen: seine bekehrten Ritter sind so hochmüthig und unverschämt, als sie nur jemals waren.

Dauphine.

Ihr scherzt.

Clerimont.

Kein von Wein oder Eitelkeit Betrunkener hat jemals dergleichen von sich selber erzählt. Ich möchte keinen Mückenfuß für den ehrlichen Namen aller Weiber setzen, wenn man glauben dürfte, daß sie die Wahrheit sprächen.

Was die Braut anbetrifft, so haben sie beide ihr affidavit gegen sie gegeben —

Dauphine.

Daß sie bei ihr gelegen haben?

Clerimont.

Ja, und Zeit und Umstände und Platz alles daher erzählt. Ich hätte sie fast zu der Versicherung gebracht, daß sie es noch heut gethan hätten.

Dauphine.

Doch nicht beide?

Clerimont.

Ja, warlich, mit etwas mehr Zureden hätte ich es so weit gebracht, daß sie es mit ihrer Unterschrift bestätigt hätten.

Dauphine.

Ich sehe, sie werden unser Spaß sein, wir mögen es wollen, oder nicht.

Dritte Scene.

Gutwitz tritt zu ihnen.

Gutwitz.

Seid Ihr hier? Nun, Dauphine, ruf sogleich Deinen Onkel: ich habe meinen Theologen und Rechtsgelehrten angezogen, ihre Bärte gefärbt und alles. Die Kerls kennen sich selber nicht, so sind sie erhoben und verändert; Beförderung verwandelt alle Menschen. Du sollst eine Thür bewachen und ich die andre, und Cleri-

mont stellt sich in die Mitte, so kann er auf keine Weise ihrem Zanken entrinnen, wenn sie erst warm geworden sind: dann brechen auch die Weiber (wie ich die Braut schon unterrichtet habe) auf ihr Stichwort herein. O es wird herrlich und lärmig vollauf werden! Nun geh' und hol' ihn her. — Dauphine geht ab: — Otter tritt herein als ein Geistlicher, und Bartschneider als ein Rechtsgelehrter verkleidet. Kommt, Herr Doktor und Herr Pfarrer, überlegt, was Ihr zu thun habt, und führt die Sache gut durch: Ihr seid gut angekleidet, richtet nur Euren Auftrag eben so gut aus. Wenn Ihr aus dem Zusammenhange kommt, so gesteht es nicht dadurch, daß Ihr still steht, oder hustet, oder das Maul gegeneinander aufsperrt; sondern fahrt dreist fort, sprecht laut und heftig, handthiert gewaltsam und besinnt Euch nur auf Eure Ausdrücke, so seid Ihr gerettet. Mag die Materie doch bleiben, wo sie immer will: sehr viele machen es so. Im Anfange seid aber feierlich und ernst, wie Eure Kleidung, wenn Ihr Euch auch späterhin gehn laßt. — Hier kommt er, legt Eure Gesichter in Ordnung und seht düster aus, wenn ich Euch vorstelle.

Dauphine kommt zurück, Morose mit ihm.

Morose.

Sind diese die beiden gelehrten Herren?

Gutwitz.

Ja, Sir: wollt Ihr sie nicht willkommen heißen?

Morose.

Willkommen? Ich möchte lieber alles andre thun, als die Zeit so unnützer Weise verschwinden. Ich begreife nicht, wie die gemeinen Redensarten, als: Gott

erhalte Euch; und: Ihr seid willkommen; in unserm Leben so gewöhnlich geworden sind! oder: Ich freue mich, Euch zu sehn! da ich nicht einsehn kann, welchen Nutzen diese Worte gewähren, so lange es mit dem nicht besser steht, dessen Sachen traurig und verdrüßlich sind, wenn er diese Begrüßung hört.

Gutwitz.

Das ist wahr, Sir; wir wollen also gleich zur Sache schreiten. — Meine Herren, Herr Doktor und Herr Pfarrer, ich habe Euch hinlänglich mit dem Geschäft bekannt gemacht, zu welchem Ihr hieher berufen seid, es ist also nicht mehr vonnöthen, daß Ihr von der Lage der Sache unterrichtet werdet. Dieser ist der Herr, der Eures Rathes bedarf und deswegen fangt sogleich an, wenn es Euch gefällig ist.

Otter.

Ist es Euch nicht gefällig, Herr Doktor?

Bartschneider

Ist es Euch nicht gefällig, lieber Herr Pfarrer?

Otter.

Ich möchte das weltliche Gesetz zuerst reden hören.

Bartschneider.

Es muß durchaus dem geistlichen Rechte den Vorzug einräumen.

Morose.

Nein, werthe Herren, verwickelt mich nicht in dergleichen Umständlichkeiten. Laßt mir den Trost, den ihr für mich habt, eiligst zukommen: theilt mir schnell meinen Frieden mit, wenn ich darauf hoffen darf. Ich

liebe Eure Disputationen und Eure gerichtlichen Händel nicht, und daß Euch das nicht seltsam scheine, will ich Euch die Ursach kürzlich erzählen. Mein Vater gab mir bei meiner Erziehung immer die Lehre, daß ich beständig mein Gemüth sammeln sollte, es aber nicht unnütz herum schweifen lassen; ich sollte unterscheiden, welche Dinge im Laufe des Lebens nothwendig wären, und welche nicht, die erstern erwählen, die andern aber vermeiden; kurz, ich sollte die Ruhe lieben und die Unruhe vermeiden; und das ist mir nun auch zur andern Natur geworden. Deshalb komme ich nicht zu Euren öffentlichen Gerichten, oder an Oerter, wo es Geräusch giebt: nicht, daß ich diese Dinge verachten sollte, die zum Wohlbefinden des Staates unentbehrlich sind, sondern nur, weil ich gern das Schreien und Lärmen der Redner vermeide, die niemals schweigen können. Und eben in Ansehung des Geräusches ist es, warum ich mir jetzt Eure Hülfe erbitte. Ihr glaubt nicht, in welchem Jammer ich heute herumgetrieben bin, in welchem reissenden Strome von Unglück! Mein Haus ist von dem Tumulte drehend geworden; ich wohne schlimmer als in einer Windmühle!

Gutwitz.

Nun, werther Herr Doktor, wollt Ihr das Eis brechen? der Herr Pfarrer wird Euch folgen.

Bartschneider.

Sir, ich will, obgleich der Unwürdige und Schwächere, präsumiren —

Otter.

Keine Präsumtion, Domine Doctor.

Morose.

Schon wieder!

Bartschneider.

Eure Frage ist nämlich die, aus wie vielerlei Ursachen ein Mann Divortium legitimum haben könne, eine rechtmäßige Ehescheidung. Zuerst müßt Ihr nun die Bedeutung des Wortes Divortium recht begreifen, a divertendo —

Morose.

Keine Weitläuftigkeiten über die Wörter, lieber Doktor, wendet Euch gleich zur Frage.

Bartschneider.

So antworte ich also: das Gesetz erlaubt die Ehescheidung nur in wenigen Fällen, der hauptsächlichste von diesen Fällen ist im Fall des Ehebruchs: aber außerdem giebt es noch duodecim Impedimenta, zwölf Verhinderungen, wie wir sie nennen, welche alle nicht können dirimere contractum, aber irritum reddere matrimonium, wie wir uns im Gesetze ausdrücken: die den Kontrakt nicht aufheben, aber in ihm eine Ungültigkeit verursachen.

Morose.

Ich verstand Euch sogleich, werther Herr, vermeidet die unnöthigen Uebersetzungen.

Otter.

Er kann das nicht, mit Eurer werthen Erlaubniß, zu weitläuftig auseinander setzen.

Morose.

Noch mehr!

Gutwitz.

Ihr müßt doch die gelehrten Leute gewähren lassen. Nun zu Euren Hindernissen, Herr Doktor.

Bartschneider.

Das erste ist impedimentum erroris.

Otter.

Von welchem es wieder verschiedene species giebt.

Bartschneider.

Ja, als error personae.

Otter.

Wenn Ihr Euch mit einer Person verbindet, indem Ihr sie für eine andre haltet.

Bartschneider.

Ferner, error fortunae.

Otter.

Wenn sie arm ist, und Ihr habt sie für reich gehalten.

Bartschneider.

Ferner, error qualitatis.

Otter.

Wenn sie eigensinnig und starrköpfig ist, da Ihr sie für folgsam hieltet.

Morose.

Wie? Ist das, Sir, ein gesetzmäßiges Hinderniß? Das noch einmal, meine Herren, ich bitte Euch.

Otter.

Ja, ante copulam, aber nicht post copulam, Sir.

Bartschneider.

Der Herr Pfarrer sagt recht. Nec post nuptiarum benedictionem. Dies kann nichts weiter, als irrita reddere sponsalia, die Verlobung aufheben, nach der Vermählung ist es von keiner Bedeutung.

Gutwitz.

Ach, Sir, welche schöne Hoffnung ist uns wieder verloren gegangen!

Bartschneider.

Das folgende ist Conditio. Wenn Ihr sie für frei hieltet, und es zeigt sich, daß sie eine Sklavin ist, das ist eine Hinderniß des Standes und der Eigenschaft.

Otter.

Ja, aber Herr Doktor, dergleichen Dienstbarkeiten sind nun sublatae, unter uns Christen.

Bartschneider.

Mit Eurer Erlaubniß, Herr Pfarrer —

Otter.

Ihr müßt mir erlauben, Herr Doktor.

Morose.

Nein, meine Herren, streitet nicht über diesen Fall, er betrifft mich nicht: geht zum dritten über.

Bartschneider.

Nun also, der dritte ist votum: wenn einer von beiden das Gelübde der Keuschheit gethan hat. Dieser Umstand aber, wie der Herr Pfarrer auch vom vorigen behauptete, fällt unter uns Christen weg, Dank sei es der Erleuchtung. Der vierte ist cognatio, wenn die

Personen in den verbotenen Graden der Verwandtschaft stehen.

Otter.

Ja, seid Ihr mit diesen Graden bekannt, Sir?

Morose.

Nein, sie kümmern mich auch nicht, denn ich weiß, sie können mir keinen Trost geben.

Bartschneider.

Es ist aber noch eine Unterabtheilung dieses Hindernisses, nämlich cognatio spiritualis, wenn sie Eure Pathe ist, Sir, so ist diese Heirath unerlaubt.

Otter.

Diese Auslegung ist abgeschmackt und abergläubisch, Herr Doktor, ich kann sie unmöglich gelten lassen. Sind wir nicht alle Brüder und Schwestern und eben so mit einander verwandt, wie Gevattern und Pathen?

Morose.

O weh! Um den Streit zu enden, ich war niemals ein Gevatter, ich habe Zeit meines Lebens nicht Gevatter gestanden. Kommt auf das folgende.

Bartschneider.

Das fünfte ist crimen adulterii, der bekannte Fall. Sechstens, cultus disparitas, die verschiedene Religion: habt Ihr sie schon examinirt, zu welcher Religion sie gehört?

Morose.

Lieber wollt' ich, sie gehörte zu keiner, als daß ich mich damit beunruhigen sollte.

Otter.

Es kann in Eurem Namen geschehn.

Morose.

Nein, nein, werther Herr, nun das übrige. Meint Ihr, daß wir jemals zu Ende kommen?

Gutwitz.

Ja, die Hälfte hat er schon, Sir. — Nun das übrige. — Seid geduldig, Sir, und hofft.

Bartschneider.

Siebentens vis, wenn es durch Gewalt oder Zwang geschah.

Morose.

O nein, es geschah von mir nur gar zu freiwillig, nur gar zu freiwillig.

Bartschneider.

Das achte ist, ordo, wenn sie die geistlichen Würden empfangen hat.

Otter.

Das ist auch abergläubisch.

Morose.

Das schadet nichts, Herr Pfarrer, ich wollte, daß sie gleich in ein Kloster ginge.

Bartschneider.

Neuntens ligamen, wenn Ihr schon vorher, Sir, mit einer andern verlobt wart.

Morose.

Ich habe mich nur zu schnell in diese Fesseln begeben.

Bartschneider.

Zehntens dann, publica honestas, woraus folgt inchoata quaedam affinitas.

Otter.

Ja, oder affinitas orta ex sponsalibus, und ist außerdem nur leve impedimentum.

Morose.

Noch weht aus allem dem kein Luft des Trostes auf mich.

Bartschneider.

Eilftens dann, affinitas ex fornicatione.

Otter.

Welches so gut wie die andre, Herr Doktor, als vera affinitas gerechnet wird.

Bartschneider.

Freilich, quae oritur ex legitimo matrimonio.

Otter.

Ganz recht, ehrwürdiger Doktor, und nascitur ex eo, quod per conjugium duae personae efficiuntur una caro —

Morose.

Hei! nun kommen sie in den Zug!

Bartschneider.

Ich verstehe Euch, Herr Pfarrer, ita per fornicationem aeque est verus pater, qui sic generatur —

Otter.

Et vere filius qui sic generatur —

Morose.

Was nutzt mir das alles?

Clerimont.

Nun werden sie hitzig.

Bartschneider.

Das zwölfte und letzte ist endlich, si forte coire nequibis.

Otter.

Ja, und dieses ist impedimentum gravissimum, es vernichtet und hebt gänzlich auf. Wenn Ihr manifestam frigiditatem habt, so seid Ihr glücklich, Sir.

Gutwitz.

Nun, so ist ja endlich Trost herbei gekommen. Gesteht nur, daß Ihr ein unfähiger Mann seid, und sie wird selber zuerst die Ehescheidung suchen.

Otter.

Ja, oder auch wenn morbus perpetuus et insanabilis da ist, als Paralysis, Elephantiasis, oder dergleichen —

Dauphine.

Ja, aber frigiditas ist immer besser, meine Herren.

Otter.

Ihr habt recht, Sir, und so steht es auch im geistlichen Recht, Herr Doktor.

Bartschneider.

Ich versteh, Euch, Sir.

Clerimont.

Noch eh er spricht.

Otter.

Denn ein Knabe oder Kind unter den Jahren kann keine Heirath vollziehn, weil es ihm unmöglich fällt, reddere debitum. So ebenfalls die omnipotentes —

Gutwitz.

Die impotentes, Ihr dummer Kerl!

Beiseit zu Otter.

Otter.

Die impotentes wollte ich sagen, sind minime apti ad contrahenda matrimonium.

Gutwitz.

Matrimonium? Ei, Ihr liefert uns un-matrimonisches Latein. Matrimonia! in's Teufels Namen.

Dauphine.

Du bringst sie aus dem Text.

Bartschneider.

Da wird aber in diesem Falle, Herr Pfarrer, ein Zweifel aufgeworfen werden können, post matrimonium; daß der frigiditate praeditus, Ihr versteht mich —

Otter.

Sehr gut.

Bartschneider.

Der nicht kann uti uxore pro uxore, mag habere eam pro sorore.

Otter.

Abgeschmackt! abgeschmackt! abgeschmackt! und durchaus unzulässig!

Bartschneider.

Ihr müßt mir vergeben, Herr Pfarrer, ich kann es beweisen.

Otter.

Ihr könnt nichts beweisen, Herr Doktor, nichts! Sagt nicht der Vers Eures eignen Rechts: Haec socianda vetant connubia, facta retractant?

Bartschneider.

Das geb' ich zu, aber wie ist dies retractare, Herr Pfarrer?

Morose.

O, das hab' ich wohl befürchtet!

Otter.

In aeternum, Sir.

Bartschneider.

Das ist, mit Eurer Erlaubniß, falsch in der Theologie.

Otter.

Es ist falsch, dies zu behaupten. Ist er denn nicht prorsus inutilis ad thorum? Kann er praestare fidem datam? Das möcht' ich wohl wissen.

Bartschneider.

Ja, wie wenn es ihm gelingt convalere?

Otter.

Er kann nicht convalere, das ist durchaus unmöglich.

Gutwitz.

Nein, werther Herr, hört doch auf die gelehrten Leute; sie meinen sonst, Ihr verachtet sie.

Bartschneider.

Oder wenn es ihm nun einfällt simulare frigidum, odio uxoris, oder aus ähnlichen Gründen?

Otter.

So sag' ich, er ist dann adulter manifestus.

Dauphine.

Sie setzen es wirklich sehr gelehrt auseinander.

Otter.

Und prostitutor uxoris; so bringt es die Schrift mit sich.

Morose.

Lieber Herr, laßt mich fort.

Cutwitz.

Ihr werdet mich doch nicht so kränken, Sir?

Otter.

Und deshalb, wenn er manifeste frigidus ist, Sir —

Bartschneider.

Ja, wenn er manifeste frigidus ist, so geb' ich zu —

Otter.

Nun, das war mein Schluß.

Bartschneider.

Und auch der meinige.

Cutwitz.

Hört doch den Schluß an, Sir.

Otter.

Also, frigiditatis causa —

Morose.

O meine Ohren!

Otter.

Mag sie libellum divortii gegen Euch haben.

Bartschneider.

Ja, divortii libellum wird sie gewiß bekommen.

Morose.

Liebe Echo's, schweigt!

Otter.

Wenn Ihr das gesteht —

Bartschneider.

Was ich thun würde, Sir —

Morose.

Ich will alles thun —

Otter.

Ich würde in foro conscientiae bekennen —

Bartschneider.

Weil es auch wirklich mangelt an —

Morose.

Noch mehr?

Otter.

Exercendi potestate.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Epicoene stürzt herein, ihr folgen Hochmuth, Centaur, Amsel, Mistreß Otter, Dohle, Sir Amorous.

Epicoene.

Nein, ich will es nicht länger ertragen. Lady's, ich bitte Euch, steht mir bei. Das ist eine solche Kränkung, wie vorher eine arme Braut noch niemals erfahren hat, daß an ihrem Hochzeitstage ihr Mann eine Verschwörung gegen sie anspinnt und ein Haufe gedungene Kreaturen sich um ihn versammelt, um ihn zu einer Scheidung zu überreden. Wenn ihr Blut oder Tugend in Euch hättet, meine Herren, so würdet Ihr es nicht dulden, daß sich dergleichen Ohrenbläser um

einen Gatten versammeln, daß solche Skorpionen nicht zwischen Mann und Frau kriechen.

Morose.

O welche Mannichfaltigkeit und Veränderung in meiner Quaal!

Hochmuth.

Laßt sie doch durch unsre Bedienten aus dem Hause prügeln.

Centaur.

Ich will den meinigen dazu leihen.

Amsel.

Unsre Leute sollen sie im Vorsaal prellen.

Mstrs. Otter.

Wie es mit einem in unserm Hause geschah, Madam, der durch die Schlüssellöcher geguckt hatte.

Dohle.

Das soll in der That geschehn.

Gutwitz.

Haltet noch ein, meine Herren und Damen, wollt Ihr nicht erst anhören, ehe Ihr zur Exekution schreitet?

Amsel.

Ich würde den Bräutigam auch dazu prellen lassen.

Centaur.

Mit ihm soll der Anfang gemacht werden.

Hochmuth.

Ja bei meiner Ehre.

Morose.

O ungeheure Nichtswürdigkeit!

Dauphine.

Lady's, haltet um meinetwillen ein!

Hochmuth.

Ja, um Sir Dauphine's willen.

Centaur.

Er hat über uns zu befehlen.

Amor. La Foole.

Er ist ein so würdiger Edelmann, als nur einer hier in der Stadt gefunden werden kann.

Gutwitz.

Seid kurz, Sir, und bekennt schnell Euer Unvermögen, sie wird sich so schnell wie ein Feuer von Euch reißen, um Euch los zu werden, wenn sie es nur nennen hört, sie wird gewiß nicht bei Euch bleiben, sie wird so vor Euch fliehen, als wenn Ihr wegen der Pest gezeichnet wärt.

Morose.

Lady's, ich muß Euch alle um Vergebung bitten —

Gutwitz.

Still Lady's!

Morose.

Wegen einer Beleidigung, die ich Eurem ganzen Geschlechte zugefügt habe, indem ich mich mit dieser schönen und tugendhaften Dame verheirathete —

Clerimont.

Hört ihn, werthe Lady's.

Morose.

Da ich mich einer Unvermögenheit bewußt bin, die ich, bevor ich mit diesen gelehrten Leuten sprach, zu verheimlichen dachte —

Gutwitz.

Da nun aber durch sie sein Gewissen mehr geschärft ist, so ist er willens, sie bekannt zu machen und Euch dadurch Genugthuung zu geben, daß er öffentlich um Eure Verzeihung bittet.

Amsel.

Pfui über die mißgeschaffene Kreatur!

Hochmuth.

Dergleichen wolltet Ihr einer jungen Dame zumuthen?

Mstrs. Otter.

Einem Frauenzimmer, von ihrem Temperament?

Epicoene.

Still, das ist ein Anschlag, ein Anschlag! ich bin schon auf der Spur, Lady's. Das ist nichts als eine verrätherische Erfindung von ihm.

Morose.

Muß ich dergleichen über mich ergehn lassen?

Epicoene.

Doch, Lady's, nehme ich ihn mit allen seinen Fehlern.

Morose.

Das Schlimmste von allem!

Clerimont.

Nicht wahr, Doktor, dann ist es keine Scheidung, wenn sie nicht einwilligt?

Bartschneider.

Nein, wenn der Mann frigidus ist, so geschieht es de parte uxoris, daß wir im Gesetz libellum divortii zugestehn.

Otter.

Eben so ist es in der Theologie.

Morose.

Schlimmer, schlimmer als das Schlimmste.

Gutwitz.

Nein, Sir, verliert den Muth nicht gänzlich, noch ein Stückchen Hoffnung ist übrig, wenn auch unser Trost fast gänzlich verweht ist. Clerimont, führe doch Deine beiden Ritter auf. Was war doch das, Herr Pfarrer, was Ihr vorher wegen error qualitatis sagtet? Dauphine, flüstre doch der Braut zu, daß sie thut, als wenn sie schuldig und beschämt wäre. Beiseit.

Otter.

Sir, in errore qualitatis, was der Herr Doktor vergaß zu citiren, wenn sie gefunden wird corrupta, dieses ist entehrt, oder geschwächt, und sie war pro virgine desponsa, als eine Jungfrau vermählt —

Morose.

Nun dann, Sir?

Otter.

Dieses macht dirimere contractum und überdies irritum reddere.

Gutwitz.

Wenn dies wahr ist, so sind wir ja von neuem glücklich, Sir. Hier ist ein Paar von würdigen Rittern, das Euch dies bekräftigen wird.

Dohle.

Verzeiht, lieber Herr Clerimont.

Amor. La Foole.

Ihr müßt uns entschuldigen, Herr Clerimont.

Clerimont.

Nein, Ihr müßt es nun bestätigen, Ritter, da hilft nichts; ich will mich nicht von Euch, noch von irgend

jemand hintergehn lassen. Ihr wißt doch, daß Ihr es mir gesagt habt?

Dohle.

Ist dies edel, Sir?

Gutwitz.

Hans Dohle, er ist schlimmer als Sir Amorous, noch um vieles hitziger. Beiseit zu Dohle. — Sir Amorous, hütet Euch, es stecken wohl zehn Dohlen in dem Clerimont. Beiseit zu Amorous.

Amor. La Foole.

Ich will es gestehn, Sir.

Dohle.

Wollt Ihr, Sir Amorous? Wollt Ihr Namen verletzen?

Amor. La Foole.

Ich bin entschlossen.

Gutwitz.

Das müßt Ihr auch sein, Hans Dohle: was kann Euch denn zurück halten? Sie ist nur ein Weib und im Unglück. Er wird sich darüber freuen.

Dohle.

Wird er? Ich dachte, er würde böse darüber werden.

Clerimont.

Ihr müßt schnell machen, Ritter, es muß bei meiner Seele geschehn.

Gutwitz.

Wenn es sein muß, so wollen sie es auch thun, was sie sagen. Sie wollen nicht wieder zurück treten. — Setzt seine Geduld nicht auf die Probe. Beiseit zu beiden.

Dohle.

Es ist in der That wahr, Sir.

Amor. La Foole.

Ja, ich versichr' Euch, Sir.

Morose.

Was ist wahr, meine Herren? Was versichert Ihr?

Dohle.

Daß wir Eure Braut gekannt haben, Sir —

Amor. La Foole.

Auf gewisse Weise. Sie war unsre Gebieterin, oder —

Clerimont.

Ihr müßt gerade heraus sprechen, Ritter, wie Ihr gegen mich gethan habt.

Otter.

Ja, die Frage ist, ob es carnaliter geschah oder nicht?

Amor. La Foole.

Carnaliter? Wie sonst, Sir?

Otter.

Es ist genug. Eine völlige Vernichtung!

Epicoene.

O ich bin verloren! ich bin verloren!

Morose.

O ich muß Euch verehren und vergöttern, meine Herren!

Epicoene.

Ich bin verloren!

Morose.

Ja, meine Hand habt Ihr verloren, Dank sei es diesen Rittern. Herr Pfarrer, Euch will ich noch besonders danken. Giebt ihm Geld.

Centaur.

Haben sie's gestanden?

Amsel.

O pfui über diese Angeber!

Gutwitz.

Ihr seht nun, Mesdames, auf welche Kreaturen Ihr Eure Gunst verschleudert habt.

Hochmuth.

Ich würde gegen sie protestiren, Mädchen, als gegen geprügelte Ritter, die kein gültiges Zeugniß ablegen könnten.

Mstrs. Otter.

Die arme Dame! Wie sie sich's zu Herzen nimmt!

Hochmuth.

Sei ruhig, Morose, ich liebe Dich deswegen nur um so herzlicher.

Centaur.

Ich ebenfalls, das schwör' ich Dir zu.

Bartschneider.

Aber, meine Herren, es ist doch nicht seit dem Matrimonium geschehn?

Dohle.

Heute nicht, Herr Doktor.

Amor. La Foole.

Nein, Sir, nicht heute.

Bartschneider.

Nun so sage ich denn, was auch vorher geschehn sein mag, das Matrimonium ist gut und vollkommen, der würdige Herr Bräutigam müßte denn ausdrücklich vor

vor Zeugen sie befragt haben, ob sie sei Virgo ante nuptias.

Epicoene.

Nein, das hat er nicht gethan, ich versichre Euch, Herr Doktor.

Bartschneider.

Wenn er dieses nicht beweisen kann, so ist es ratum conjugium ohngeachtet aller Prämissen, sie können auf keine Weise impedire. Und dieses ist mein Urtheil, welches ich ausspreche.

Otter.

Ich bin ebenfalls der Meinung des Herrn Doktors, Sir, wenn Ihr die Frage nicht ante nuptias gethan habt.

Morose.

O mein Herz! willst du brechen? willst du brechen? das ist schlimmer als von allen Schlimmsten das Schlimmste, was nur die Hölle ersinnen konnte! Eine Metze heirathen! und so viel Lärm!

Dauphine.

Ei, ich nehme jetzt ein offenbares Bündniß zwischen diesem Doktor und Pfarrer wahr, einen Edelmann zu mißhandeln. Ihr sinnt darauf, ihn zu kränken. Ich bitte Euch zu gehn, meine Freunde. Und ich komme auf den Verdacht, meine Herren, daß Ihr an dem Komplotte ebenfalls Theil nehmt. Sir, ist es Euch gefällig, mich anzuhören?

Morose.

O sprich nicht zu mir, raube mir nicht das Vergnügen, Neffe, stillschweigend zu sterben.

Dauphine.

Sir, ich muß mit Euch sprechen. Ich bin nun seit

lange Euer armer verachteter Vetter gewesen, und mancher unwürdige Gedanke hat Euch gegen mich verhärtet: aber nun sollt Ihr gewahr werden, ob ich Euch und Euren Frieden liebe und sie der ganzen Welt vorziehe. Ich will Euch nicht lange verdrüßlich fallen, Sir: wenn ich Euch von dieser unglücklichen Parthie ganz und augenblicklich losmache nach aller dieser Verwirrung, jetzt, da Ihr fast in Verzweiflung seid —

Morose.

Es ist nicht möglich!

Dauphine.

Daß Ihr niemals, auch nur mit einem Gemurmel davon beunruhigt werdet, was soll ich dafür hoffen, oder von Euch verdienen?

Morose.

O, was Du willst, Neffe! Mich selber sollst Du verdienen und auch haben!

Dauphine.

Soll ich dann künftig Eure vollkommene Gunst und Liebe besitzen?

Morose.

Das, und alles andre danebrn. Mache Dir selber Deine Bedingungen. Mein ganzes Vermögen ist Dein, nimm es hin, ich will Dein Mündel werden.

Dauphine.

Nein, Sir, so unbillig will ich nicht fordern.

Epicoene.

Wird Sir Dauphine auch mein Feind?

Dauphine.

Ihr wißt, ich habe Euch schon sehr lange gebeten,

Onkel, daß Ihr mir von Eurem Vermögen, welches funfzehn hundert des Jahrs beträgt, nur fünf hundert, so lange Ihr lebt, bewilligen möchtet, und mir das andre nach Eurem Tode versichern! ich sowohl wie meine Freunde haben oft in Euch gedrungen, eine Schrift zu unterzeichnen, wozu Ihr aber niemals irgend eine Neigung bewieset. Wenn es Euch nun gefällig wäre —

Morose.

Du sollst es haben, Neffe, ich will es thun und mehr.

Dauphine.

Wenn ich Euch nicht Augenblicks und für immer von dieser Angst befreie, so soll es in Eurer Gewalt stehn, und alle Gegenwärtigen mögen Zeuge sein, Eure Schenkung zu widerrufen, und ich will der Sklave dessen auf Zeitlebens bleiben, dem Ihr mich schenken wollt.

Morose.

Wo ist die Schrift? Ich will sie untersiegeln, oder auch ein leeres Blatt, und Du magst Deine Bedingungen darüber schreiben.

Epicoene.

Ach ich armes, höchst unglückseliges Mädchen!

Hochmuth.

Wird Sir Dauphine das thun?

Epicoene.

Guter Sir, habt doch Mitleiden mit mir.

Morose.

O, mein Neffe kennt Euch gewiß. Fort, Krokodill!

Centaur.

Er thut es gewiß nicht anders, als aus guten Gründen.

Dauphine.

Hier, Sir. Giebt ihm ein Pergament.

Morose.

Gieb mir die Feder, Neffe, ich will alles unterschreiben, untersiegeln, was Du willst, um nur erlöst zu werden. Du bist mein Erretter. Hier überliefre ich Dir die Verschreibung. Fehlt ein Wort darin, oder ist eins mit falscher Orthographie geschrieben, so sage ich hier im voraus — ich will keinen Vortheil daraus ziehn. Giebt die Schrift zurück.

Dauphine
der der Epicoene die Perücke abnimmt.

So ist hier Eure Erlösung. Sir, Ihr habt einen jungen Menschen geheirathet, den Sohn eines Edelmanns, den ich seit einem halben Jahre auf meine Unkosten und dieses Plans wegen auferzogen habe, der jetzt gelungen ist. Was sagt ihr nun, Herr Doktor? das ist, wie ich hoffe, ein justum impedimentum, error personae?

Otter.

Ja, Sir, in primo gradu.

Bartschneider.

In primo gradu.

Dauphine,
der ihnen die Verkleidung abnimmt.

Ich danke Euch, werther Doktor Bartschneider und Pfarrer Otter. Ihr seid ihnen verbunden, Sir, daß sie sich Eurentwegen diese Mühe gegeben haben, auch meinem Freunde Gutwitz, der ihnen die Kleidung zu ihrem Amte verschaffte. Nun mögt Ihr hineingehn und ausruhn, nun mögt Ihr, so viel Ihr nur wollt,

in der Stille bleiben. *Morose geht ab.* Ich will Euch nicht beunruhigen, bis Ihr mich mit Eurem Begräbnisse beunruhigt, und ich gräme mich nicht darüber, wie bald das geschehn mag. Bartschneider, Dein freies Haus will ich Dir bestätigen. Danke mir nicht, außer mit dem Beine, Bartschneider. Und Tom Otter, Eure Prinzeß soll mit Euch versöhnt werden. Nun, meine Herren, warum seht Ihr mich so an?

Clerimont.

Ein junger Mensch!

Dauphine.

Ja, Mistreß Epicoene.

Gutwitz.

Gut, Dauphine, Du hast Deine Freunde um die schönste Blüthe Deiner Erfindung betrogen, indem Du ihnen diesen Theil Deines Plans verborgen hast: aber es schlage Dir zu allem Guten aus, mein Freund, denn Du hast es verdient. Und, Clerimont, dafür, daß Du die beiden, so unerwartet, zum Geständnisse gebracht hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Nun, Sir Dohle und Sir Amorous, Ihr seht nun die Dame vor Euch, die Euch ihre Gunst geschenkt hat! Wir danken Euch alle, und das sollten die Frauenzimmer hier auch thun, vorzüglich dafür, daß Ihr sie belügt, wenn Ihr auch nicht bei ihnen liegt. So habt Ihr es auch gemeint, nicht wahr? Dafür eben, daß wir dies heute an Euch erwiesen haben, sollte Euch diese Amazone, dieser Ritter des Geschlechts tüchtig ausprügeln, zur Strafe der gemeinen Verleumdungen, welche die Damen von solchen Gimpeln, wie Ihr seid, erleiden müssen. Ihr seid so

beschaffen, daß wenn kein Verdienst oder Glück Euch hoffen läßt, sie selber zu genießen, so müßt Ihr auf ihren Namen lügen und ihre Ehre muß darunter leiden. Fort, Ihr gemeinen Motten des guten Rufes dieser, so wie aller Damen! Geht auf Reisen, um neue Grimassen und Verbeugungen zu lernen und kommt mit neuen Erfindungen zurück, um ausgelacht zu werden. *Dohle und Amorous gehn ab.* — Mesdames, Ihr seid über diese neue Metamorphose verstummt! Aber hier steht die, die Eure Ehre gerächt hat. Hütet Euch künftig vor dergleichen Insekten. Laßt es Euch auch nicht beunruhigen, daß Ihr diesem jungen Manne einige von Euren Geheimnissen offenbart habt, er ist so ziemlich erwachsen, und wird innerhalb zwölf Monden Euer aufrichtiger Verehrer werden. In dieser Zeit wollen wir uns für sein Stillschweigen verbürgen, da wir von seiner Schweigsamkeit so viel zu erzählen wissen. — *Tritt vor.* Zuschauer, wenn diese Komödie Euch gefallen hat, so steht lustig auf und klatscht in die Hände, nun Morose fort gegangen ist. Vielleicht, daß dieses Geräusch ihn heilt, oder ihm wenigstens gefällt.

Alle gehn ab.

Die Theegesellschaft.

Lustspiel in Einem Aufzuge.

1796.

Personen.

Ahlfeld.
Julie, seine Nichte.
Baron von Dornberg.
Geheime Rath Wagemann.
Referendarius Berger.
Werner.
Justizkommissarius Ehlert.
Rothmann.
Eine alte Frau.
Walther, Ahlfelds Bedienter.
Ein Bäckerknecht.

Die Scene ist in Berlin.

Erster Auftritt.

(Werners Zimmer.)

Werner. Ehlert in Stiefeln, Rock und Ueberrock, mit einem langen Stock mit seidenem Bande.

Werner.

Und wie lebst Du? — Mich freut es, nur endlich Dich einmal wiederzusehn! — Du hast Dich in den paar Jahren recht verändert!

Ehlert.

Das Amt, das man bekömmt, der Verstand, der einem zuwächst, können den Menschen zu einem ganz andern Geschöpfe machen.

Werner.

Und Du bist zufrieden? glücklich?

Ehlert.

So sehr man es nur sein kann.

Werner.

Ich habe in manchen Stunden eine recht innige Sehnsucht gehabt, Dich wiederzusehn, Dich wieder so vor mir zu haben, — und nun ist es mir endlich so gut geworden. Du mußt mich auch darum nicht so schnell wieder verlassen.

Ehlert.

Je nun, einige Tage bliebe ich wohl hier, aber dann muß ich weiter reisen. — Mit Erlaubniß — Er legt Stock

und Hut ab, und zieht den Ueberrock aus. Sieh, der Mensch hat gewöhnlich seine Absichten, wenn er reist, so auch ich. Ich komme nachher wieder über Berlin zurück, und habe denn die Ehre, Dir zugleich meine junge Frau vorzustellen.

Werner.

Ei, ei! und davon habe ich sogar nichts gewußt?

Ehlert.

Ich wollt's Dir immer schreiben, und dann ward es mir wieder leid. In einem Briefe hab' ich's Dir doch zu verstehn gegeben; ich habe gern manches mit mir selber geheim; aber ich konnt's doch nicht lassen.

Werner.

War das etwa der Brief mit den vielen juristischen Floskeln?

Ehlert.

Ganz recht, eben der; ich dachte gleich, daß Du nicht so recht klug daraus werden würdest, und darum wurde ich eben so vertraulich.

Werner.

Du bist und bleibst der Alte.

Ehlert.

Und wie geht es Dir? — Du siehst nicht recht munter aus.

Werner.

Und doch bin ich es — Gefällt es Dir in Südpreußen noch immer?

Ehlert.

Warum nicht? — Die Menschen sind Narren, wenn sie nicht dort leben wollen. Die Gesellschaft ist nun freilich nicht die beste; aber man gewöhnt sich an alles.

Werner.

Gesellschaft? — Ich muß immer lachen, wenn ich das Wort höre! — Wo ist sie denn gut?

Ehlert.

Aber in einer Residenz —

Werner.

Ach lieber, ehrlicher Freund, man kömmt hier zusammen wie anderswo: man verläumdet, lügt, rezensirt, und ennuyirt sich hier trotz der kleinsten Stadt in der Welt. Man kann aus einem Hause in das andre gehn, — es bemerken, wie das gesellige Thier, Mensch genannt, unter einer Menge seiner geistreichen Mitbrüder sitzt, und von Herzen gähnt. Ich war einmal Thor genug, Gesellschaft zu suchen, — wie bald kam ich aber davon zurück!

Ehlert.

Ei! Ei! was Du mir sagst? — Aber Du schriebst mir einmal von interessanten Frauenzimmern, die Du kennen gelernt hättest.

Werner.

Ich weiß es wohl. Es ging mir wie den Kindern, die mit ihren Puppen sprechen und diese wieder sprechen lassen, und dann über ihre eignen Einfälle sich herzlich freuen.

Ehlert.

Du bist der wahre Timon von Berlin.

Werner.

Nein! denn es giebt hier nichts zu hassen, die Menschen sind zu armselig dazu.

Ehlert.

Ei! wie bitter!

Werner.

Doch, genug davon. Man kann wenigstens immer etwas Gescheidteres thun, als auf die Menschen schimpfen. — Geht die Reise nach der Frau weit?

Ehlert.

Etwa zwölf Meilen.

Werner.

Ich wünsche Dir von Herzen Glück.

Ehlert.

Schön Dank! — Nun, daß ich gleich nach dem Wichtigsten frage, — wie ist denn Dein Casus? Ist der Prozeß der Liebe nunmehr zu Ende? Julie, — ei! Du machst ja ein wahres Romeo-Gesicht! — Doch kein Trauerspiel, kein verliebter Zwist, kein Schießen und Erstechen? — das wolle Gott verhüten!

Werner.

O laß Deine altfränkischen Späße! — Es giebt sicher nichts lächerlicheres und bejammernswürdigeres, als wenn sich zwei Leute einbilden, daß sie sich lieben: — aber vollends der Vertraute, der sich dann zwingt, Theil zu nehmen, zu rathen und zu trösten, — o laß diese Rolle fallen, sie ist Deiner ganz unwürdig.

Ehlert.

Nun, nun, — Du bist heut nicht aufgelegt.

Werner.

Gerade umgekehrt: so lustig als ich selten bin, besonders weil ich Dich wiedersehe. — Setz Dich nieder, ich will nun ganz aufrichtig mit Dir sprechen, denn ich hasse nichts mehr, als wenn ein Freund dem andern die Worte aus dem Munde zerren muß. —

Was ist es denn mehr? ich habe mich lächerlich gemacht, wie schon tausend andre vor mir gethan haben.

Ehlert.

Bald hätt' ich über das Sprechen vergessen: — hier hab' ich Dir Briefe von einigen andern Freunden mitgebracht. Er öffnet die Brieftasche und giebt sie ihm.

Werner.

Ich danke Dir.

Ehlert.

Nun? — Ich glaubte aber ohne Spaß zur Hochzeit zu kommen.

Werner,

indem er die Briefe aufbricht und nachlässig liest.

Es wäre auch beinahe geschehen. — Nun, siehst Du, — was Teufel!

Ehlert.

Was ist Dir?

Werner.

So, so? — Er sitzt nachdenkend.

Ehlert.

Was willst Du? — Pause. Er steht auf, und blättert in einem Buche.

Werner.

Setz Dich nieder.

Ehlert.

Der Matthisson ist doch ein schöner Dichter. — Es ist die neuste Ausgabe, nicht wahr?

Werner.

Ja doch. — Ehlert setzt sich wieder. Wie ich Dir sage, es hätte fast so zutreffen können, — aber Gottlob! es ist nicht geschehen.

Ehlert.

Gottlob?

Werner.

Es giebt doch warlich nichts lächerlicheres, als sich die Hände zu drücken und zu seufzen: — Geliebte! — Theure! — und denn heimlich zu gähnen, zärtlich Abschied zu nehmen, und morgen wieder das langweilige Spiel von vorn anfangen. — Also, — um ein altes und mir sehr fatales Wort zu brauchen, — ich war verliebt!

Ehlert.

Und es ist nun ganz vorbei?

Werner.

Völlig! zwar gab ich nicht die erste Veranlassung, und das würde vielleicht manchen andern an meiner Stelle sehr ärgern.

Ehlert.

Natürlich.

Werner.

Julie schien mich zu lieben, bis ein gewisser abgeschmackter fremder Baron auftrat, der mir bald im ganzen Hause den Rang ablief. — Aber ich muß lachen, eben durch diese Briefe hier, — laß es gut sein. Es ändert sich vielleicht noch vor heut Abend vieles.

Ehlert.

Wie so?

Werner.

Sie hob nun das Verständniß mit mir auf; — der Oheim, ein alter Narr, that endlich auch das seinige. —

Ehlert.

Ich habe Briefe an ihn, — ich nahm sie mit, um

ihn kennen zu lernen, weil ich glaubte, er würde Dein Verwandter werden.

Werner.

Du verlierst an der Bekanntschaft nicht viel. Es ist ein eitler unwissender Mensch, der desto mehr Worte macht, je weniger er denkt: er spricht über alles, weil er den Grundsatz hat, daß man doch wenigstens über alles ein Wort sprechen könne; weil er sich nicht auszudrücken weiß, so bereichert er unsre Sprache immer mit einer Menge von neuen Wörtern, — was er in der vorigen Minute behauptet hat, vergißt er in der folgenden, und widerspricht sich unaufhörlich, um nur das Gespräch nicht abzubrechen.

Ehlert.

Ein wahres Original.

Werner.

Dieser fühlt sich natürlich durch einen adlichen Gemal seiner Nichte so geehrt, daß ich bald in den Hintergrund, Clairobscur, in ein Dämmerlicht gerieth, wie er sich auszudrücken pflegt. — Ich bin übrigens noch sein guter Freund; ja ich bin heut sogar zum Thee und Abendbrod gebeten, aber ich werde nicht hingehen.

Ehlert.

Du nimmst die ganze Sache doch sehr leicht.

Werner.

Hol der Henker alle Ernsthaftigkeit! Es ist mit dem ganzen Leben nichts, und nun vollends noch ein sauer Gesicht zu machen, ist die unnützeste Mühe, die man sich nur immer geben kann.

Ehlert.

Du bist aber zu leichtsinnig.

Werner.

Als ich verliebt war, nahm ich alle Dinge sehr wichtig; ich ging mit meiner Braut in die Komödie und sah mit großer Andacht Kotzebue's Stücke; ich raisonnirte sehr gründlich über den Vortrag der hiesigen Prediger; ich las, um meinen Geschmack in einer guten Balance zu erhalten, die Literaturzeitung: ich ging selbst im schlechten Wetter mit seidenen Strümpfen, und las ihr mit vieler Rührung den Woldemar vor; — ich — kurz, lebte so gescheidt und bedächtig, als man es nur verlangen kann; aber das hat jetzt alles der Henker wieder geholt. Ich fing sogar schon an, mich nach einem Amt umzusehen, um außer meinem Vermögen noch ein andres Einkommen zu haben; denn, so wie man vernünftig ist, hat man auch eine große Liebe zum Gelde.

Ehlert.

Ei, ei! Du übertreibst wieder einmal! — Und wie lebst Du denn nun jetzt?

Werner.

Beschreiben läßt es sich schwerlich. — Ich kann halbe Tage sitzen, und an nichts denken, oder aus dem Fenster sehen und mit den Bekannten sprechen die vorübergehen, oder mir einige Cramersche Romane holen lassen, die ich mir denn selber vorlese, — manchmal hab' ich schon gewünscht, ich könnte Taback rauchen.

Ehlert.

Wunderlicher Mensch!

Werner.

Oft 'geh' ich nach dem Thiergarten, oder betrachte

unter den Linden die seltsamen Menschengesichter; in den Zelten hör' ich oft der Musik und den Leuten mit großer Andacht zu, und mache mir dann weiß, ich höre Konzert und Gespräch. Des Abends lauf' ich herum, seh' in den Kuckkasten, wie sich Pilatus die Hände wäscht, oder Herodes zum Fenster heraussieht; oder ich sitze in einem Bierkeller und erfahre die neuesten Vorfälle aus den Zeitungen.

Ehlert.

Liesest Du die Zeitungen nicht mehr? — Du warst einmal ein großer Politiker.

Werner.

Keine einzige. Das ewige Schlagen und Zurückziehn, die Vaterlandsliebe und das Gleichgewicht von Europa, das Direktorium und Pitts Maaßregeln, — alles, alles ist mir gleich zuwider! daß es die andern nicht auch endlich überdrüßig werden!

Ehlert.

Du bist und bleibst ein wunderlicher Schwärmer.

Werner.

Wie man's nimmt. — Lieber Freund, man kann auch in der Thorheit selbst vernünftig sein; — die meisten Menschen aber fassen nur einen Zipfel und schleppen das übrige hinter sich, so, daß bald einer hie, der andre dort darauf tritt. Wenn man sie aber ganz wie einen Mantel um sich nimmt, und geht so durch die Welt hin, so hält sie vortrefflich warm.

Ehlert.

Nimm's mir nicht übel, ich bin Dein guter Freund, — das klingt so ein bischen geniemäßig.

Werner.

Mag's klingen wie es will; jeder hat seine Art zu leben und die Sachen anzusehen; behüte Gott, daß alle Menschen auf eine und dieselbe Art vernünftig wären! — Ich versichere Dich, daß ich manchmal lieber den Sprüchen von alten Wahrsagerweibern zuhöre, als die gewöhnlichen vernünftigen Bücher lese.

Ehlert.

Dagegen läßt sich nun nichts sagen. — Am Ende bist Du doch noch verliebt.

Werner.

Ich? — Es ist freilich eine eigene Lust, sich selbst zum Besten zu haben, aber ich freue mich deren. — Wegen meiner Seltsamkeit hat sich jetzt ein Narr an mich gehängt, der sich für meinen Freund ausgiebt. Er beobachtet mich wie einen Kometen, theils um aus mir einen poetischen Stoff zu ziehn, (denn er macht Verse, und Stücke, und dergleichen,) theils um sich vor der Einseitigkeit zu hüten, in die ich nach seiner Idee versunken bin; er geht daher noch mit einigen andern Narren um, die ihn wieder von der andern Seite auf die rechte, in der Mitte liegende Bahn zurücktreiben sollen. Er lebt in einer ewigen Beobachtung, und hat daher unmöglich Zeit, Erfahrungen zu sammeln; er nennt mich Kerlchen, Biedermann, drückt mir die Hände und geht mit mir spazieren. Ich kann es nicht lassen zu übertreiben, wenn er bei mir ist, und so erschein' ich gewiß nächstens in einem recht abgeschmackten Buche, auf die ausführlichste Art abgehandelt, und in das grellste Licht gestellt.

Ehlert.

Vor dem Menschen muß man sich hüten. — Wie heißt denn der?

Werner.

Rothmann.

Ehlert.

Je, den kenn' ich noch von alten Zeiten her. —
Es klopft.

Werner.

Gewiß dieser schöne Geist. Er öffnet die Thür.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Rothmann, der mit vielen linkischen Bücklingen hineintritt.

Rothmann.

Guten Abend, wie gehts? — Ei sieh da, lieber Ehlert! — Kommen Sie auch einmal wieder nach Berlin? Sie sehn recht wohl aus; Sie sind wohl immer noch recht gesund?

Ehlert.

Ja.

Werner.

Er ist jetzt Justizkommissarius und Bräutigam.

Rothmann.

Da gratulire ich von ganzem Herzen. — Sie haben recht, der Mensch ist immer noch nicht, — wie soll ich sagen, — so ganz glücklich, — so ganz ein wahrer Weltbürger, — bis er verheirathet ist.

Ehlert.

Ja. —

Rothmann.

Und wenn man denn auch eine Wirthschaft führt, so muß man es schon aus ökonomischer Rücksicht thun.

Ehlert.

Ja. —

Rothmann.

Apropos! Werner! man spricht ja wieder von einem türkischen Gesandten.

Werner.

So?

Rothmann.

Und morgen sind die neuen Arkadier.

Ehlert.

Die neuen?

Werner.

Der Titel ist ein wenig unverständlich, so wie das neue Sonntagskind. Man glaubt, das Neue lockt.

Rothmann.

Und Kosegarten hat eine neue Ekloge geschrieben.

Ehlert.

Ist sie gut?

Rothmann.

So, so! Sie könnte besser sein. — Nächstens werden wir in Berlin wieder die Affen-Akademie haben.

Ehlert.

Das ist ein wunderlicher Titel.

Werner.

Du weißt ja, daß der Affe ein nachahmendes Thier ist: warum soll er nicht einmal auch so nachahmen?

Rothmann.

Sie reisen wohl blos durch Berlin?

Ehlert.

Blos durch.

Rothmann.

Ach das Reisen ist eine herrliche Sache, — man sieht so viel Neues, man kömmt immer zu neuen Gegenständen, man bleibt nicht so an demselben Orte.

Ehlert.

Ja, das ist wahr.

Rothmann.

Lieber Werner, seid einmal ein gescheidtes Kerlchen, und geht noch ein wenig mit mir unter den Linden: — wenn es Ihnen nicht zuwider ist.

Ehlert.

O im geringsten nicht.

Rothmann.

Es ist doch gut, wenn man zuweilen ausgeht.

Ehlert.

Ja wohl.

Rothmann.

Ich bin heut Abend bei Herrn Ahlfeld zum Souper.

Werner.

Ich auch, aber ich habe fast keine Lust hinzugehn.

Rothmann.

Nun so wollen wir heut Abend zusammen bleiben.

Werner.

(Der fatale Mensch!) — Oder, wie wär's, Ehlert, wenn wir alle zu Ahlfeld gingen? — Ich stelle Dich vor, — Du giebst Deine Briefe ab; —

Ehlert.

Wenn Du meinst.

Werner.

Du wirst Dich freuen, den Mann kennen zu lernen.

Ehlert.

Aber ich bin nicht angezogen.

Werner.

Du kömmst von der Reise: wer wird sich um solche Kleinigkeiten kümmern! — Ich gehe und ziehe mir nur einen Rock an, ich bin sogleich wieder da. ab.

Dritter Auftritt.

Ehlert, Rothmann.

Rothmann.

Ja das ist wahr, das ist einer von den Vorzügen in solchen Städten, wie Berlin, daß man sich gar nicht zu geniren braucht.

Ehlert.

Ja wohl.

Rothmann.

Und hier ist der Ton darin ganz vorzüglich gut, man ist allenthalben wie zu Hause, man handelt und spricht, ohne eben sehr auf sich Acht zu geben.

Ehlert.

So?

Rothmann.

Bei Ahlfeld ist es sehr angenehm, es ist ein Mann ohne große Gelehrsamkeit, aber von einem sehr natürlichen hellen Verstande.

Ehlert.

Das ist besser als Gelehrsamkeit.

Rothmann.

Sie kennen ihn nicht persönlich? — O da werden Sie eine sehr liebe Bekanntschaft machen.

Ehlert.

Ich bin aber wirklich so im Negligée, — ich werde mir wenigstens diese Sporen anlegen, damit ich mich doch um so eher entschuldigen kann.

Er macht sich Sporen an, die auf einem Tische liegen.

Rothmann.

Sie hätten es wirklich nicht nöthig, denn es wird auf so etwas gar nicht mehr gesehn. Herr Werner geht oft hin, ohne angezogen zu sein. Das ist ein ganz charmanter Mann, ein wahres Original.

Ehlert.

Ja. — Sagen Sie mir doch, kommen die Schnallen in- oder auswendig?

Rothmann.

Auswendig, Lieber!

Ehlert.

Ich reite eben nicht viel, und da —

Rothmann.

Es giebt sehr wenige eigentliche Originale in Berlin,

Leute von Humor und Geist; — der Herr Werner gehört zu diesen, und da halte ich mich besonders an ihn.

Ehlert.

So?

Rothmann.

Wenn man Menschen studiren will, muß man solche ganz vorzüglich aufsuchen.

Ehlert.

Sie sind, wenn ich fragen darf, ein Schriftsteller?

Rothmann.

So ein wenig, — unbedeutend, wenn ich so sagen darf; — man ist in einigen Blättern sehr gütig und nachsichtsvoll gegen mich verfahren, und daher meinen einige Menschen, ich wäre stolz.

Ehlert.

Man wird verkannt.

Rothmann.

Ich suche mich auf manche Zweige der Dichtkunst zu appliciren, die noch wenig bearbeitet sind; man kann dort noch am ersten Original sein.

Ehlert.

Als ich jünger war, liebte ich auch die Poesie sehr, besonders das Trauerspiel. — Es ist doch herrlich, wenn man in einem Stücke so recht von Herzen weinen kann.

Vierter Auftritt.

Vorige. Werner angekleidet; er hat die Briefe in der Hand.

Werner.

Ich stehe nun zu Befehl.

Rothmann.

Nun, so wollen wir gehn. Wir können nachher gleich zusammen zu Herrn Ahlfeld gehn.

Ehlert,
nimmt Hut und Stock.

Du wirst es mir nicht übel nehmen, ich habe mir wenigstens Deine Sporen —

Werner,
steckt die Briefe ein.

Du siehst ganz reitermäßig aus. — Aber was Henker ist das für ein Stock, und das Band?

Ehlert, beschämt lächelnd.

Meine Braut hat ihn mir vor drei Jahren halb im Spaß geschenkt. —

Werner.

Und da mußt Du ihn in Ehren halten, das ist Recht. — Aber weißt Du denn gar nicht, daß Du die drei Nationalfarben am Stocke trägst.

Rothmann.

Wirklich, das Band ist tricolor.

Ehlert.

Der Tausend! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Werner.

Ist's gefällig? — Er öffnet die Thür, kehrt aber in derselben noch einmal um. Ehlert!

Ehlert.

Was willst Du?

Werner.

Hast Du noch Deine alte Mode, immer Anspielungen zu machen?

Ehlert.

Wie so?

Werner.

Ich bitte Dich, mich dort damit zu verschonen.

Alle ab.

Fünfter Auftritt.

(Zimmer bei Ahlfeld.)

Ahlfeld, Walther.

Ahlfeld.

Hast Du mich verstanden?

Walther.

Ganz wohl, vollkommen wohl.

Ahlfeld.

Ordentlich muß alles sein, nichts mangeln, wenn so gleichsam die Tischzeit herannahen will.

Walther.

Es soll alles im vollkommnen Apparat sein.

Ahlfeld.

Gut; das ist mir lieb. — Du hast Recht, im voll-

kommnen Apparat, und dazu müssen alle Präparativen auf die gehörigste Weise besorgt werden.

Walther.

Daß zum Beispiel der schöne Tafelkuchen seine richtige Opposition auf dem Tische findet.

Ahlfeld.

Ganz recht; Du verstehst mich vollkommen, wie ich es meine. Walther ab.

Sechster Auftritt.

Ahlfeld, Julie.

Ahlfeld.

Nun mein Kind! — Ei, Du hast Dich ja recht schön herausgeputzt.

Julie.

Sie wünschen es ja, und der Baron sieht es auch gern.

Ahlfeld.

Wohl, vollkommen wohl, da bist Du auf dem wahren Punkt. Es freut mich, daß Du Dich immer mehr in Deinen zukünftigen Stand zu schicken suchst; anfangs warst Du ein wenig widerspenstig.

Julie.

Man kennt so oft sein eigenes Glück nicht.

Ahlfeld.

Da hast Du wohl recht, mein Kind. — O wenn wir das immer wüßten, so würden wir nicht so oft

gegen unser eigenes Beste handeln. — Setz' Dich doch nieder, ich möchte noch manches mit Dir darüber sprechen. — Sie setzen sich. Sieh, mein Kind, (denn ich habe Dich nun schon so lange als mein eigenes Kind betrachtet,) die Liebe ist ein ganz seltsames Ding. — Ich will es Dir durch ein Exempel deutlich machen. Du hattest Dir z. B. einmal eingebildet, Du liebtest Werner.

Julie.

Es ist vorbei.

Ahlfeld.

Nein, ich will nur sagen; — sieh, das war von Grund aus falsch. — Die Liebe ist überhaupt die Leidenschaft, die alle unsre Gedanken in Confusion, so zu sagen in eine gewisse Verwirrung bringt. Es ist die psychologischeste von allen Empfindungen, und darum weiß man im Grunde nicht, was man darüber sagen soll. — Verstehst Du mich, mein Kind?

Julie.

Ich glaube wohl.

Ahlfeld.

Das ist recht. Ich kann es nun durchaus nicht leiden, wenn die Menschen immer nach ihren Empfindungen handeln wollen, denn das taugt gar nichts. — So mußt Du Dich auch in Acht nehmen, Deinen zukünftigen Gemal, den Baron, nicht zu sehr zu lieben; denn man hat Beispiele, daß eine solche Liebe in eine Leidenschaft, in eine gewisse pathetische Eruption ausgeartet ist, die der Gesundheit höchst schädlich ist. Man muß in allen Dingen mäßig sein. — Ich muß nur noch Eins das Vergnügen haben Dir zu sagen,

aber Du mußt darüber nicht böse werden, liebes Kind.

Julie.

Gewiß nicht, lieber Onkel.

Ahlfeld.

Du bist immer noch zu bürgerlich, zu sehr eingezogen, Du hast nicht ein gewisses air, — ein Benehmen, — eine — um mich so auszudrücken, Entartung der Bürgerlichkeit, — kurz, enfin, — Du bist ein ganz hübsches Mädchen, aber eine Baronesse bist Du noch nicht.

Julie.

Es wird mir schwer, da ich so lange —

Ahlfeld.

Da hast Du Recht, wir haben zu entfernt von der Welt gelebt, zu eremitisch, zu philosophisch. Es ist mir selber schwer geworden, mir den feinen Ton zu engagiren, oder, wenn ich so sagen darf, mir zu eigen zu machen, indessen, — tant pis, — es giebt sich alles. Man muß nur eine Recursion nehmen es zu ändern, man muß sich unterrichten lassen, es giebt noch Mittel und Wege d'y parvenir. — Verstehst Du mich?

Julie.

Vollkommen.

Ahlfeld.

Du bist ein kluges Mädchen, und es wird schon werden. — Männer, wie der Baron, giebt's heut zu Tage selten; ich goutire ihn ungemein, denn er goutirt mich, und so sind wir, glaub' ich, in eine gewisse Parallele der Freundschaft gerathen. — Er wird doch heut kommen?

Julie.

Gewiß.

Ahlfeld.

Wenn ich Dich erst glücklich sehe, so will ich völlig zufrieden sein.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baron von Dornberg tritt ein; Verbeugungen.

Baron von Dornberg,
indem er Julien die Hand küßt.

Sehn Sie, liebste Julie, wie aufmerksam ich bin; ich bin der erste von allen, die Sie gebeten haben.

Ahlfeld.

Ja wahrhaftig, Baron, Sie haben Recht, Sie sind wirklich der erste. — Das muß man Ihnen lassen, Ihre Zärtlichkeit überspringt sich selbst.

Dornberg.

Ich bin nur Egoist, mein theurer Herr Ahlfeld; ich thue alles nur zu meinem eignen Besten.

Ahlfeld.

Gehorsamster Diener; gar zu gütig.

Dornberg.

Sie erzeigen mir durch Ihre Freundschaft und Zuneigung die größte Ehre, ich kann nicht dankbar genug sein.

Ahlfeld.

Baron, — liebster Dornberg, — sehn Sie, Sie beschämen uns beide, — das ist, wenn ich frei heraussagen soll, nicht galant von Ihnen. Sie lassen uns, Herr Baron, in einer Verlegenheit, — Empfindsamkeit, —

ich weiß nicht, wie ich mich genug darüber ausdrücken kann, — daß, — daß —

Dornberg.

Ich bitte ergebenst.

Ahlfeld.

Daß es uns in eine Exaltion versetzt, die nur Ihre gütige, ehrenvolle Freundschaft wieder lindern kann.

Dornberg.

Sie sind doch wohl, meine liebste Julie? — Ich habe mich heut mit tausend unangenehmen Geschäften herumschlagen müssen, ich bin kaum zu Athem gekommen.

Ahlfeld.

Das sind die Beschwerlichkeiten des Standes.

Dornberg.

Wollte der Himmel, es wäre nicht so!

Ahlfeld.

Alles Gute läßt sich nicht in Einem Centrum vereinigen.

Dornberg.

Wenn wir uns genauer betrachten, wenn wir, armseligen Geschöpfe, einsehen, wie wir von tausend Plackereien, von zehntausend Vorurtheilen beherrscht und gequält werden, wie kann es denn noch Menschen geben, die auf ihren Stand stolz sein können!

Julie.

Ich bedaure Sie.

Ahlfeld.

Mit Ihrer gütigsten Erlaubniß: — ich sollte meinen, wenn ich nur so zu den Großen, so zum ersten Stande gehörte, ich würde mich gewiß nicht gedrückt fühlen.

Dornberg.

Das glauben Sie jetzt, da, — doch von etwas angenehmeren, — in der künftigen Woche ist Ihr Geburtstag.

Julie.

Ja, lieber Baron.

Dornberg.

Nennen Sie mich doch bei meinem Namen: — da werden Sie doch ein kleines Fest geben, liebster Freund?

Ahlfeld.

Ich habe schon eine Invention ausgerechnet, ein ganz kleines Schauspiel von meiner Erfindung, simpel, aber mit einer gewissen Festigkeit, ohne Pracht, — aber mit Sentiment, — es sind auch Verse dazu! — Aber still! ich will Ihnen jetzt noch nichts davon sagen; — Sie sollen sich wundern.

Dornberg.

Alles von Ihnen?

Ahlfeld.

Das darf ich Ihnen nicht so geradezu sagen, ich will dann erst Ihr unparteiisches Urtheil hören. Aber, es darf sich zur Noth sehen lassen.

Dornberg.

Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch Dichter sind.

Ahlfeld.

Ach was ist man nicht alles, wenn man seine Nichte, sein Kind recht lieb hat. — Herr Baron, ein Wort, wenn ich bitten darf.

Dornberg.

Sie haben zu befehlen. Sie gehen beiseit.

Julie.

Die Menschen bleiben heut lange.

Ahlfeld.

Julchen denkt, wir werden jetzt von Ihrem Geburtstage reden, und eben drum nehm' ich mir die Freiheit, Sie zu rufen: — sagen Sie mir doch, wie steht's denn?

Dornberg.

Ganz vortrefflich.

Ahlfeld.

Das ist schön! — Schon lange habe ich mir immer ein Amt, einen gewissen Titel, ein Ansehen gewünscht; ich sprach auch mit einigen davon, die Menschen hatten aber gleich die Impertinence, mich zu fragen: auf welchen Theil der Wissenschaften, auf welche Kenntnisse ich mich denn vorzüglich gelegt hätte?

Dornberg.

Vorwand, um Sie auf irgend eine Art abzuweisen.

Ahlfeld.

Nein, purer Neid: denn da müßte es doch weit bei uns gekommen sein, wenn man sich auf Kenntnisse legen müßte, um die Leute zu protegiren, um zu machen, daß Kutschen vor unsrer Thür halten? — um, — enfin, — wer wird sich denn auf etwas legen, um mit einzuwirken, mit in die große Maschinerie einzugreifen. Es können ja wahrhaftig nicht Hände genug da sein, um die gewaltige Friktion gleichsam aufzuheben.

Dornberg.

Sehr richtig.

Ahlfeld.

Aber an Ihnen hab' ich nun endlich meinen Mann gefunden. — Man will doch auch nicht gern so umsonst

in der Welt gelebt haben, — es ist freilich ein kleiner Stolz, wenn Sie es so nennen wollen, — eine Elegance, — eine Energie der Seele, wollt' ich sagen; aber was thun die Wörter zur Sache; Sie verstehn mich doch.

Dornberg.

Vollkommen.

Ahlfeld.

Ich habe mich nie viel mit Schreiben oder Lesen abgegeben; denn ich habe mehr zu thun, und die geringern Leute wollen doch auch leben, und sich unterhalten. — Mein Amüsement ist mehr das Denken und Sprechen.

Dornberg.

Sie gehn sogleich zu den Zwecken über, statt sich lange bei den Mitteln aufzuhalten.

Ahlfeld.

Ja, ja, das ist es ganz genau, was ich sagen wollte. Mit Ihnen ist es eine wahre Freude zu sprechen; — so lange wir uns kennen, haben Sie noch nicht ein einzigmal: Wie so? gesagt.

Dornberg.

Wirklich?

Ahlfeld.

Gewiß! Ich gebe sehr genau auf solche Kleinigkeiten Acht; denn daraus erkennt man am ersten die Charakteristik eines Menschen. — Nun, Nichtchen, Dir ist indessen wohl die Zeit lang geworden? Ich hatte mit dem Herrn Baron nur etwas zu sprechen.

Julie.

Geniren Sie sich nicht.

Ahlfeld.

Ich bitte, Kind, wir sind jetzt zu Ende, — ganz gewiß.

Achter Auftritt.

Vorige. Referendarius Berger.

Berger
tritt ein; Verbeugungen; er küßt Julien die Hand.

Sie haben befohlen; — Ihr gehorsamster Diener, mein Herr Baron.

Dornberg.

Ah bon jour, mon cher.

Ahlfeld.

Wollen wir uns nicht setzen?

Walther bringt Theezeug und setzt es hin.

Walther, heimlich zu Ahlfeld.

Auch das Gebackne dürfte wohl seine Placirung hier antreffen?

Ahlfeld.

Allerdings. Nicht weniger auch die Butterschnitte, das Butterbrod; — man ißt es zum Thee nämlich.

Walther.

Ganz wohl. Ab.

Berger.

Es ist ein angenehmes Wetter.

Julie.

Recht angenehm.

Ahlfeld.

Und warm.

Berger.

O ja.

Walther bringt Butterbrod und Gebackenes.

Walther.

Nun ist wahrscheinlich alles zu seiner Vollendung gelangt?

Ahlfeld.

Ja.

Walther geht mit großer Zufriedenheit ab.

Neunter Auftritt.

Vorige. Geheime Rath Wagemann.

Wagemann.

Diener, Diener! — Küßt Julien. Guten Tag, liebes Kind; — Bon jour, Herr Baron! Reicht ihm die Hand.

Dornberg, mit einer tiefen Verbeugung.

Ihr ganz gehorsamster Diener, Herr Geheime Rath; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, sie wiederzusehn.

Wagemann, legt den Hut weg.

Na, wie geht's? —

Julie.

Ist Ihnen eine Tasse Thee gefällig?

Wagemann.

O ja, das schlag ich nie ab. Setzt sich auf der andern Seite neben Julien am Tisch.

Julie.

Kömmt die Frau Geheime Räthin nicht?

Wagemann.

Sie ist unpaß; sie hat immer ihre Streiche im Kopf, von Migraine und dergleichen. — Zu Ahlfeld. Nun, Alter, was machst Du denn?

Ahlfeld.

Passabel, es muß gut sein.

Wagemann.

Ist das Butterbrod?

Julie
präsentirt es; er nimmt mehrere Stücke, und legt sie vor sich hin.

Berger.
Gehorsamster Diener, Herr Geheime Rath!

Wagemann, essend.
Ah! — Diener! Diener! — Munter?

Berger, setzt sich neben ihn.
Aufzuwarten. — Haben der Herr Geheime Rath schon die Akten, in denen ich arbeiten mußte, erhalten?

Wagemann.
Akten? — Ah! das ist in dem Ehescheidungsprozeß, — ja, — habe sie erhalten. — Das ist eine närrische Geschichte. — Hören Sie doch 'mal, wie ist denn der Umstand. — Er redet leise mit Berger.

Ahlfeld.
Herr Baron, wie finden Sie heut Juliens Aufsatz?

Dornberg.
Excellent! Ganz charmant! Man kann nichts reizenderes sehn!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Rothmann.

Rothmann
tritt sehr verlegen herein, grüßt, läßt den Hut fallen, kneift die Augenbraunen.

Ergebenster, — Sie haben —

Ahlfeld.
Ah! sieh da, Herr Rothmann! — Nur näher, Herr Gelehrter, nur näher!

Rothmann.

Ich bitte — Er stellt sich hinter einen Stuhl.

Julie.

Ist's nicht gefällig, sich zu setzen?

Rothmann.

Ich bitte recht sehr —

Wagemann, lacht.

Ha, ha, ha! — Ja da haben Sie Recht, das ist sehr kurios! — Aber was sagt denn der Gegenpart? Na, lassen Sie 'mal hören. Spricht wieder leise mit Berger.

Ahlfeld.

Legen Sie doch ab. Er will Rothmann den Hut abnehmen; beide laufen nach der andern Seite des Theaters. — Haben Sie die Verse?

Rothmann.

Ihnen gehorsamst aufzuwarten, — hier sind sie.
Giebt sie ihm.

Ahlfeld.

Sie müssen's mir einigemal vorrecitiren oder deklamiren, daß sie mir bekannt werden.

Rothmann.

Sie haben nur zu befehlen.

Ahlfeld.

Nun, es findet sich wohl eine Zeit. — Es soll schon werden.

Julie.

Trinken Sie Thee?

Rothmann.

Ich danke gehorsamst —

Ahlfeld.

Machen Sie keine Umstände.

Rothmann.

Nun, wenn ich also bitten darf —

Julie präsentirt ihm.

Dornberg.

Ein schönes Getränk, — und an Ihrer Seite, meine Julie —

Julie.

Soll das ein Kompliment werden?

Dornberg.

Halten Sie meine Gefühle für Komplimente?

Ahlfeld.

Es reimt sich doch alles? Ich kann die andern Verse gar nicht leiden.

Rothmann.

Ich habe es so eingerichtet, daß es sich immer dreifach reimt.

Ahlfeld.

Charmant.

Julie.

Herr Werner ist heut sehr unartig.

Rothmann.

Er geht noch unter den Linden spazieren, mit einem guten Freunde, der heut angekommen ist. — Beide werden bald die Ehre haben —

Julie.

So?

Rothmann.

Der Fremde wollte nur noch das Thor von allen Seiten recht in Augenschein nehmen.

Ahlfeld.

Wer ist denn dieser Fremde?

Rothmann.

Er kömmt aus Südpreußen.

Dornberg.

O weh! aus Südpreußen?

Rothmann.

Er heißt Ehlert, — Justizkommissarius! — ein wunderlicher Mensch, alle haben ihn unter den Linden angesehn.

Wagemann,

immer während des Essens und Trinkens; — hat eben zu sprechen aufgehört.

Er mag wohl hier fremde sein.

Rothmann.

Ganz recht, das ist grade sein Unglück; — und sein Gang, — er hat einen langen Stock, mit tricolor-seidenem Band: —

Ahlfeld.

Er geht mit Herr Werner?

Rothmann.

Ja.

Dornberg.

Nun, dann gehn zwei wunderliche Menschen miteinander.

Ahlfeld.

Da haben Sie wohl Recht — Werner ist ein recht ausgemachter Narr.

Dornberg.

Ein Mensch ohne Delikatesse; einer der den Enthusiasten spielt, und am Ende kein wahres Gefühl hat.

Ahlfeld.

Für Kunst gewiß nicht; denn da fehlt ihm das eigentliche Ensemble, das Genie, — das Wesen, was

den Künstler und den Kunstfreund ausmacht; denken Sie, er hat die letzte Ausstellung gar nicht gesehn.

Rothmann.

Ei, das gesteh' ich! und es waren doch so herrliche Stücke da.

Dornberg.

Mit seinem ungenirten Wesen will er eine eigentliche angeborne Grobheit maskiren.

Ahlfeld.

Er gehört zu keiner Ressource, und moquirt sich sogar darüber.

Dornberg.

Man sagt, er habe Verstand, aber es ist nur Rechthaberei.

Ahlfeld.

Ganz recht, er disputirt mit jedermann, und will immer das letzte Wort behalten.

Dornberg.

Nichts sagt er lieber, als Wahrheit, wie er sich ausdrückt.

Ahlfeld.

Ganz recht, ein ungeziemlicher Wahrsager, — weiter nichts.

Rothmann.

O, Sie erinnern mich daran, — denken Sie, letzt erzählte er mir, — er habe sich neulich von einem alten Weibe wahrsagen lassen. Es ist ein wunderlicher Mensch.

Ahlfeld.

Wirklich?

Dornberg.

Eine solche Absurdität sieht ihm ähnlich. — Sie schweigen, meine Julie?

Julie.

Ich müßte seinen Advokaten machen; denn Sie haben sich ja alle in Anklagen erschöpft, — und das will ich nicht.

Dornberg.

Sie liebenswürdige, sanfte Seele.

Eilfter Auftritt.

Vorige, Werner, Ehlert. Verbeugungen.

Werner, zu Ahlfeld.

Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Justizkommissarius Ehlert vorzustellen.

Ahlfeld.

Gehorsamer, — es freut mich unendlich, daß ich die Ehre —

Ehlert.

Ergebenster, — freue mich, daß ich die Ehre —

Ahlfeld.

Belieben Sie abzulegen, — setzen Sie sich —

Werner.

Ihr Diener, mein Herr Baron; — Herr Geheime Rath, guten Abend —

Julie.

Sie kommen sehr spät; fast hätten Sie keinen Thee mehr angetroffen; —

Werner.

Es thut mir leid, allein mein Freund —

Julie.

Ist Ihnen gefällig?

Ehlert.

Ich danke recht sehr, — bin sehr verbunden —

Julie.

Trinken Sie keinen Thee?

Ehlert.

Wenn — o ja! —

Greift nach der Tasse, und trinkt sie sehr schnell aus.

Dornberg.

Haben Sie sich gänzlich von dem neulichen Sturz mit dem Pferde erholt?

Werner.

O ja.

Ehlert.

Bist Du gestürzt?

Dornberg.

Und sehr gefährlich.

Ehlert.

Nun siehst Du, das kömmt von Deinem wilden Reiten.

Werner.

Mademoiselle, ich freue mich, daß Sie so heiter aussehen. Weder Frühling noch Herbst —

Julie, mit einer Tasse.

Belieben Sie?

Werner.

Ich danke; — mir wandelt immer eine Furcht an, wenn ich eine Tasse mit Thee gewahr werde.

Ehlert.

Ich trinke eigentlich auch sonst nicht —

Werner.

Dies blasse, nüchterne Getränk, in eben so leichenblassen Tassen! der wunderbare aromatische Duft, — das Theegespräch dabei, — die siedende Maschine, — o man könnte mir mit Thee jede Gesellschaft verleiden.

Julie.

Jede?

Werner.

Nur Ihre nicht, das versteht sich von selbst, denn sonst würde ich es hier nicht sagen.

Julie.

Sie sind sehr galant.

Werner.

Was soll man anders sein? die ganze Welt zwingt sich ja, galant und elegant zu sein; sollte ich allein zurückbleiben?

Julie, zum Baron.

Waren Sie lange nicht im Theater?

Dornberg.

Nein.

Werner.

Besuchen Sie das Schauspiel noch fleißig?

Julie.

Den Wildfang möcht' ich sehn; man sagt mir, er soll recht possenhaft sein.

Ahlfeld.

Herr Rothmann schreibt auch für's Theater.

Rothmann.

O ich bitte, — kleine Versuche —

Ehlert.

Man sagte mir unterweges, es würden neue Stücke einstudirt, die viel Kosten machen würden.

Julie

läßt ihre Arbeit fallen; der Baron und der Geheime Rath bücken sich, und stoßen mit den Köpfen aneinander.

Dornberg.

Je vous demande pardon.

Wagemann.

Sie haben einen harten Kopf.

Dornberg.

Verzeihen Sie —

Wagemann.

Thut nichts! — Ei der tausend, — das kömmt von der Höflichkeit!

Ehlert.

Ja wohl.

Dornberg.

Sie scheinen sie nicht zu lieben.

Ehlert.

O doch, aber ich meinte nur —

Dornberg.

Daß es bequemer sei.

Ehlert.

Ja, wenn man's so nimmt.

Ahlfeld.

Reisen sie blos durch Berlin?

Ehlert.

Ich will meine Braut, — Hustet. meine Braut, — aus Sachsen abholen.

Dornberg.

Sie verheirathen sich?

Ehlert.

Aufzuwarten.

Wagemann.

Aber Alter, — nach dem Essen und Trinken schmeckt eine Pfeife, willst Du mir den Gefallen thun —

Ahlfeld.

Gleich, gleich — Klingelt.

Walther kömmt.

Ahlfeld.

Pfeifen und Taback.

Walther.

Ganz wohl. Ab.

Wagemann.

Sie nehmen's mir doch nicht übel, liebes Kind? —

Julie.

Ganz und gar nicht.

Walther,
bringt Pfeifen, Taback und Licht. Ab.

Wagemann
nimmt eine Pfeife und stopft.

Julie zu Ehlert.

Rauchen Sie nicht auch.

Ehlert.

Nein, — ich danke.

Julie.

Geniren Sie sich nicht, Sie rauchen gewiß, — ich bitte recht sehr.

Ehlert.

Nun, wenn Sie denn so befehlen.

Er stopft eine Pfeife.

Dornberg.

Das Rauchen muß Ihnen schön stehn.

Ehlert.

Ich thue es manchmal guten Freunden zu Gefallen, — und wenn ich sonst nichts zu sprechen weiß.

Wagemann.

Recht so, Herr Justizkommissarius, da haben Sie mein Gemüth. — Hör' doch 'mal, Alter —

Nimmt Ahlfeld beiseit.

Julie.

Wie finden Sie Berlin!

Ehlert.

Recht hübsch; gut ausgebaut.

Dornberg.

Ihre Braut ist ohne Zweifel sehr liebenswürdig?

Ehlert.

So ziemlich, — so ziemlich — mit Ihrer Erlaubniß.

Dornberg.

Nun, wenn Sie sie nur liebenswürdig finden, so ist das schon geuug.

Ahlfeld.

Ja wohl, da haben Sie Recht, Herr Baron, der Bräutigam ist dabei die Hauptperson, das perpetuum — wie ich sagen wollte, primum mobile.

Rothmann, zu Dornberg.

Darf ich Ihnen morgen den Versuch meiner Uebersetzung überreichen?

Dornberg.

Sehr gern. — Zu Julien. Er hat mir für Sie ein paar Sonnette übersetzt, die unvergleichlich sind.

Ahlfeld.

A propos, Herr — Werner, — was ich sagen wollte, ist's denn wahr, was ich neulich von Ihnen gehört habe, daß sie sich manchmal wahrsagen ließen?

Ehlert,
legt die Pfeife hin.

Wie?

Werner.

O ja, warum nicht?

Ahlfeld.

Sind Sie abergläubisch?

Werner,
mit einem Blick auf Julien.

Ich bin es immer gewesen.

Ehlert
steht auf, zieht die Brieftasche hervor, und überreicht Ahlfeld seine Briefe.

Ah! verzeihen Sie, das hätte ich beinahe ganz vergessen.

Ahlfeld
verbeugt sich, und empfängt die Briefe.

Ah! von meinem lieben Freunde? — ist er wohl und gesund?

Ehlert.

Vollkommen.

Ahlfeld.

Das freut mich ungemein. — Sie sagen also selbst, Herr Werner, daß Sie so abergläubisch sind?

Werner.

Warum sollt' ich meine Schwäche nicht bekennen?

Ja! Jeder Mensch ist auf seine eigne Art ein Thor, — ich habe bei alten Weibern einigemal mehr Wahrheit gefunden, als bei —

Ahlfeld.

Als bei wem?

Werner.

— jungen.

Ahlfeld.

Ah, Sie wollen sich auf eine witzige Art aus dem Handel ziehen; aber Sie sollen uns nicht entkommen.

Werner.

Ich schwöre Ihnen zu, — nennen Sie es Schwäche, oder wie Sie wollen, ich habe mich ein paarmal, aus Neugier, langer Weile, Sucht zum Seltsamen, verleiten lassen, ein solches Weib zu besuchen, und jedesmal, wenn ich vor ihr stand, mußte ich, wider meinen Willen, alles glauben, was sie mir vorsagte.

Dornberg.

Sehr schwach.

Werner.

Oder auch stark, wie man's nimmt. Sie sind zu vernünftig, um sich auf eine Viertelstunde so täuschen zu lassen.

Walther

legt eine große Brieftasche auf den Tisch.

Die Zeitungen! — ab.

Ahlfeld.

Ah! die Zeitungen, politische und gelehrte! — Hier. — Er öffnet die Brieftasche.

Wagemann.

Ist der Hamburger Korrespondent dabei?

Ahlfeld.

O ja! wie würde ich den fehlen lassen! —

Jeder nimmt ein Blatt und liest; der Baron und Julie sprechen heimlich mit einander.

Werner.

Ehlert!

Ehlert.

Was willst Du?

Werner.

Sieh einmal die Narren, wie jeder nun mit einem Blatte vor der Nase sitzt.

Ehlert.

Je laß sie doch, sie wollen ja die Zeitungen lesen.

Werner.

Laß Dich doch nicht so zum Besten haben.

Ehlert.

Sie thun mir ja nichts.

Werner.

O Du Gutmüthigkeit! — Mir sind sie alle verhaßt! — Sieh nur Ahlfelds Mienen, der sich gewiß darüber wundert, daß er nicht unter den Beförderten genannt ist. — Ich möchte lachen, und mich ärgern. — Und Julie, — je nun, mag sie's haben, ich gönne ihr ihr Glück; — ich wollte sie sprechen und ihr sagen — ach! es ist alles einerlei! — Komm, willst Du mit in den Garten gehn? Ich muß mich von diesen Gesichtern erholen.

Ehlert.

Es schickt sich doch wohl nicht, ich bin hier so fremd.

Werner.

Nun so geh' ich eine Weile spazieren; ich seh' Dich bald wieder. ab.

Zwölfter Auftritt.

Vorige, ohne Werner.

Ahlfeld.

Giebt's was Neues?

Wagemann.

Eben nicht.

Rothmann.

Salzmann kündigt hier an, daß er für 1 rthl. 8 gl. einen Himmel auf Erden liefern will.

Wagemann.

Nun, das ist billig.

Ahlfeld.

Aber, daß ich's recht begreife, — mit Erlaubniß, — ist das nur so zum Spaß?

Rothmann.

Nein, es ist sein völliger Ernst.

Wagemann.

Nun sage mir einer, daß die Welt nicht närrisch sei! —

Berger.

Das Politische scheint nicht von Bedeutung.

Ahlfeld.

Sehr von Bedeutung, in Rußland gehn ja die Couriere stark; — es sind wunderbare neue Combinationen in dem bekannten Gleichgewichte von Europa.

Dornberg.

Wie das?

Ahlfeld.

Ja, es verändert sich alles so gewaltsam, — es ist

gleichsam Evolution und Revolution schon im Zuschnitt da, — es geht wie ein elastisches Feuer von einem Gliede ins andre, — es wird eine gewaltige Reverberation setzen.

Rothmann.

Meinen Sie? — Die Menschheit wird im Ernste jetzt wiedergeboren, — es —

Ahlfeld.

Erlauben Sie, — wie ich sagte, Schlag auf Schlag, und das giebt am Ende Reverberationen, daß es kaum zu begreifen ist.

Rothmann.

Und der Adel der Menschheit wird wiederhergestellt, die Moralität kömmt wieder oben auf.

Ahlfeld.

Ganz recht, denn die seltsamen Conclusionen, die jetzt zu Stande kommen, werden der ganzen Sache den Ausschlag geben. — Sie sind, wie gesagt, ein guter, ein geschickter Mann, Herr Rothmann, aber von der Politik scheinen Sie, mit Ihrer Erlaubniß, nicht viel zu verstehn. Es ist aber auch ein Studium, das mehr als ein Sensorium commune erfordert, — es ist gleichsam der Radius aller Wissenschaften, der Inbegriff des Ganzen, wie gesagt. —

Julie.

Haben Sie sich schon wahrsagen lassen?

Dornberg.

Wie kommen Sie darauf? — Nein.

Julie.

Es muß doch eine seltsame Empfindung sein.

Dornberg.

O ja, der Gedanke ist abentheuerlich genug.

Julie.

Und wenn es eine größere Gesellschaft ist, muß es auch zugleich lustig sein.

Rothmann.

Gewiß, — und es ist zugleich eine poetische Illusion. Ein dunkles Zimmer, — ein altes Weib, die mit der größten Zuversicht ihre Prophezeiungen hersagt. —

Berger.

Es wäre eine Erfahrung mehr, die man machte.

Julie.

Wir sollten Herrn Werner bitten, uns die Wohnung der Frau zu sagen, — und so alle zusammen hingehn. Es ist etwas zu lachen auf Monate.

Dornberg.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, von Herzen gern.

Rothmann.

Schon in der bloßen Aktion des Kartenlegens liegt so etwas Abentheuerliches. —

Ahlfeld.

Kinder, Kinder, — ich weiß durch einen Zufall die Wohnung des Weibes, — aber bedenkt, ich bitte Euch, — o pfui! Ihr alle wolltet so abergläubisch sein?

Julie.

Kein Aberglaube, lieber Onkel, es ist nur des Spaßes wegen.

Ahlfeld.

Wir müssen dem Himmel dafür danken, daß die Aufklärung, ein vernünftiges Eclaircissement, endlich

mit vieler Mühe zu Stande gebracht ist, und nicht nun muthwillig wieder einreißen, was so langweilig aufgebaut ist.

Rothmann.

Aber das Poetische darin —

Ahlfeld.

Mit Erlaubniß, wo steckt denn das Poetische? — Phantastisch ist es, — barock und grotesk! — Ja, zu Hamlets und Makbeths Zeiten, das weiß ich selber gut genug, da wurden solche Hexen und Wahrsager aufs Theater gebracht, — das war das Zeitalter des dunkeln Mittelalters. Damals waren diese Phantome gleichsam noch amüsant, weil man noch daran glaubte; und wie ich sage, sie existirten blos deswegen, weil man daran glaubte. Das war also zu Hamlets Zeiten.

Rothmann.

Zu Shakspeare's —

Ahlfeld.

Nun ja freilich, das behaupte ich eben. Aber jetzt ist die Menschheit zu vernünftig; denn die Fackeln und die Lichter, alle die Gelehrten, das Wesen, die Recensionen, — da ist ja alles, was man sonst vom Aberglauben dachte und schrieb, über den Haufen gefallen.

Dornberg.

Aber zur Ergötzung, —

Ahlfeld.

Nein, nein! ich kanns nicht zugeben. Ihr seid ja alle wie Werner geworden, über den wir eben erst gespottet haben.

Julie.

Wo wohnt die Frau?

Ahlfeld.

Nichts, nichts! ich erlaube es nicht, es kann nicht sein. — Man sollte das ganze Weib nur in die Denkwürdigkeiten der Churmark setzen, so wie einmal der Monddoktor in der Berlinischen Monatsschrift widerlegt wurde. Er war doch gestürzt, und wir haben seit der Zeit, Gottlob, einen Aberglauben weniger.

Berger.

Sie nehmen die Sache vielleicht zu ernsthaft.

Ahlfeld.

Ei, man kann da nicht zu ernsthaft sein. Ich bin hier der älteste und der vernünftigste, — ich kann's nicht zugeben. — Aber noch eins, ich muß vor dem Abendessen noch ausgehn, denn zum Essen komme ich gewiß zurück. — Zu Ehlert. Sie bleiben doch bei uns?

Ehlert.

Wenn Sie erlauben.

Ahlfeld.

Ich gehe, denn es ist ein unumgängliches, gleichsam ein wichtiges Geschäft. — Adieu indessen! ab.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige, ohne Ahlfeld.

Julie.

Wollen wir nun, wenn es Ihnen gefällig ist, in den Saal gehn? — Mich wundert, daß der Onkel noch so spät ausgeht.

Dornberg.

Es ist sonst seine Gewohnheit nicht.

Wagemann.

Es muß ihm etwas eingefallen sein.

Julie.

Er kömmt erst zum Essen wieder, — wenn wir nur wüßten, wo die Frau wohnte, so könnten wir ja doch —

Rothmann.

Ja wirklich, und noch vor dem Essen zurück sein.

Berger.

Es wäre eine sehr angenehme Abwechselung; — der Mond scheint so schön.

Rothmann.

So äußerst romantisch.

Dornberg.

Herr Rothmann, Sie könnten uns wohl den Gefallen thun, und von Herrn Werner zu erforschen suchen, ohne daß er merkt, zu welchem Endzweck, in welcher Gegend diese Frau wohnt.

Rothmann.

Mit Vergnügen; er soll nichts merken.

Ehlert.

Da kömmt er wieder.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Werner.

Werner.

Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst.

Julie.

Sie bleiben nicht bei uns?

Werner.

Sie verzeihen — Geschäfte; — darf ich morgen die Ehre haben —?

Julie.

Sie werden uns willkommen sein.

Werner, zu Ehlert.

Ich sehe Dich doch bei mir? — Gehorsamer Diener.

Julie.

Ihre Dienerin —

Sie geht mit der Gesellschaft in ein anderes Zimm

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Rothmann, der zurückgeblieben ist.

Rothmann.

Und wann kann ich Euch sehn?

Werner.

Sobald Sie wollen, ich bin immer zu sprechen.

Rothmann.

Warum bleibt Ihr aber nicht?

Werner.

Aufrichtig, weil mir die Zeit zu lang wird.

Rothmann.

So! — Ihr geht wohl noch spazieren?

Werner.

Vielleicht.

Rothmann.

Fast möcht' ich Euch begleiten.

Werner.

Sie müssen ja bei der Gesellschaft bleiben —

Rothmann.

Apropos! ich habe mir einen Spaß ausgedacht — wenn ich doch jemand wüßte, der Karten legte! — Wißt Ihr niemand, Freundchen?

Werner.

O ja.

Rothmann.

Ihr thut mir einen großen Gefallen — sagt mir die Wohnung der Frau; — Ihr habt mir schon sonst einmal davon erzählt.

Werner.

Hat denn das so große Eil?

Rothmann.

O nein, aber ich möcht's gerne wissen.

Werner.

Ich hab' es selbst vergessen.

Rothmann.

Je Närrchen — Ihr thut mir einen großen Gefallen; — ich will Euch morgen sagen, warum.

Werner.

Warum denn nicht heut?

Rothmann.

Heut — o Ihr eigensinniger Mensch — heut ist's ja schon so spät, und ich muß zur Gesellschaft zurück.

Werner.

Nun so gehn Sie.

Rothmann.

Aber ich bitte.

Werner, lachend.

Sie sind ein wunderlicher Mensch! — Ich errathe schon das Ganze. — Nun also, in der Kirchgasse, der Sophienkirche gegenüber. — Adieu. ab.

Rothmann.

Adieu! ich danke recht sehr.

Sechzehnter Auftritt.

Rothmann. Die vorige Gesellschaft kommt wieder herein.

Julie.

Sie wissen's?

Rothmann.

O ja, der Sophienkirche gegenüber: — Sophia heißt im Griechischen die Weisheit, folglich gehn wir gewiß nicht fehl.

Wagemann.

Sophie heißt? die Weisheit.

Rothmann.

Ja.

Wagemann.

Je, so heißt ja meine kleine Tochter.

Julie.

Nun so kommen Sie — schnell, schnell! — jeder hängt sich einen Mantel um, um nicht erkannt zu werden — es ist schon finster — o schnell! Sie gehn doch mit, Geheime Rath?

Wagemann.

Je warum nicht?

Dornberg.

Wir müssen eilen, ehe Ihr Onkel zurückkömmt.

Julie.

Nun wollen wir unser gutes Glück versuchen.

Alle ab.

Siebzehnter Auftritt.

(Ein kleines dunkles Zimmer.)

Ein Unbekannter sitzt im Winkel. Ein Bäckerknecht, der halb betrunken ist, geht auf und ab.

Bäckerknecht.

Nein! wenn's wieder so lange währen soll, so mag der Henker die ganze Welt holen — ich will mich dann nicht so viel drum scheeren. — Krieg und immer Krieg — und nichts als Krieg; — das ist zum Tollwerden!

Die alte Wahrsagerin

tritt herein; sie hat eine harte sächsische Aussprache.

Nehmen Sie's nicht vor unlieb, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen; es seind im Hauswesen immer allerhand Geschäfte abzumachen; meine Tochter hat's Unglück getroffen, daß sie nach Kalandshoff gebracht ist, und auf die unschuldigste Weise von der Welt.

Bäckerknecht.

Nun sieht sie, Frau, ich habe nicht lange Zeit, — mach sie schnell, wo sind die Karten? — Ich muß Ihr sagen, ich bin meines Standes ein Bäckergesell, — ich wollte nur fragen, ob wir wieder marschiren müssen, und ob sie mich wieder mitnehmen thäten?

Wahrsagerin mischt die Karten, setzt sich die Brille auf und läßt ihn abheben; dann legt sie.

Der Unbekannte erhebt sich, es ist Ahlfeld.

Ahlfeld.

Ei, mein Freund, da könnt Ihr sicher sein, denn ich muß Euch sagen, Preußen führt vor's erste keinen Krieg mehr: die Conjugation und die Consternationen von ganz Europa widersprechen dem geradezu. Ich will Euch beweisen —

Bäckerknecht

sieht ihn von der Seite an.

Sagt Er wahr, oder die Frau?

Ahlfeld.

Nein —

Bäckerknecht.

Nun so bekümmere Er sich um Sein Handwerk, und lasse Er jedem das seinige.

Ahlfeld setzt sich wieder.

Wahrsagerin,

nachdem sie die Karten ausgelegt hat.

Ja, sehn Sie — da seh' ich hier die Treffeldame, das bedeutet, daß Sie eine Frau Liebste, einen Schatz haben; denn sehen Sie hier, der Treffelbauer liegt dicht darunter.

Bäckerknecht.

Richtig — sie kann hexen, glaub' ich.

Wahrsagerin.

Sie sein Ihres Standes nach ein Bäcker, und wollen diese Perschon bei Gelegenheit heirathen.

Bäckerknecht.

Ja — soll ich?

Wahrsagerin.

Sie ist Ihnen gut, sie ist hübsch, und hat ein redliches Gemüth.

Bäckerknecht.

Wo steht denn das redliche Gemüth?

Wahrsagerin.

Hier. — Sie warten nur noch auf eine Zeit, um was Großes anzufangen.

Bäckerknecht.

Ganz recht, ich möchte gern Meister werden — und es fehlt noch am besten.

Wahrsagerin.

Wenn Sie's werden, und Sie halten sich gute Waare, so werden Sie immer ein gutes Brod haben.

Bäckerknecht.

Nun, das ist mir lieb. — Adieu! ab.

Ahlfeld.

Nun hört einmal, ich muß Euch sagen, ich glaube an all dergleichen Narrenstreiche nicht, ich bin nämlich aus einer Art von Spaß hiehergekommen — so zu sagen, passe temps, Zeitvertreib — aber man hat mir gesagt — nun seht, ich will Euch einen Gulden geben, wenn Ihr Euch recht Mühe gebt, wenn Ihr's besser macht als bei dem Einfaltspinsel da. — Hier.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Die Gesellschaft; sie setzen sich in den Hintergrund.

Ahlfeld.

Wer sind denn die Leute da?

Wahrsagerin.

Herrschaften, Ihr Gnaden; — o! ich habe vielen Zuspruch, Ihr Gnaden, von Herrschaften, — hoch und niedrig — und niemand wird bei mir übertheuert.

Ahlfeld.

Nun, fangt nur an, —

Julie.

Mein Gott, ist das nicht mein Oheim?

Wahrsagerin.

Belieben Sie abzuheben, gnäd'ger Herr, aber mit der linken Hand, denn die kommt vom Herzen.

Ahlfeld, thut's.

Nun, ich bin doch begierig. —

Wahrsagerin, legt die Karten.

Ihr Gnaden, das fängt alles sehr glücklich an: — Herzendaus — Pikachte —

Ahlfeld.

Nun?

Wahrsagerin.

Wie ich aus allem ersehe, gnädiger Herr, so suchen Sie ein Amt, einen Rang, —

Ahlfeld.

Wirklich.

Wahrsagerin.

Hier liegt der Pikbube, das ist ein Mann, auf den Sie sich verlassen.

Ahlfeld.

Richtig.

Wahrsagerin.

Coeur liegt dabei, — er ist verliebt, und, — o weh! da kommen viele Treff.

Ahlfeld.

Was bedeuten die?

Wahrsagerin.

Geld oder Unglück, — hier Unglück; — Sie verlassen sich mit Unrecht auf ihn.

Ahlfeld.

Wie?

Wahrsagerin.

Er kann Ihnen nichts helfen; Sie werden sehen, Sie werden nächstens, vielleicht heut noch einen Brief bekommen, der Ihnen Vieles klar machen wird.

Ahlfeld.

Ei das gesteh' ich! — Aber sagt mir einmal, macht mir nur deutlich, wie Ihr das alles so gleichsam im voraus wissen könnt? — Ich bin erstaunt, ich habe das immer für Narrenspossen gehalten, Charlatanerien, — aber wahrhaftig, fast möcht' ich, — ist das alles Zufall? sagt mir einmal die Wahrheit.

Wahrsagerin.

Zufall, gnädiger Herr? Glauben Sie, daß es in der ganzen Welt einen Zufall giebt, oder geben kann?

Ahlfeld.

Sie hat Recht; solche alte Leute haben oft mehr

Verstand als man glaubt. — Ihr habt wohl viel Erfahrung?

Wahrsagerin.

Die Menge!

Ahlfeld.

Aber mit den Karten, — ich bitte Euch, — ich kann's nicht begreifen.

Wahrsagerin.

Es muß auch unbegreiflich bleiben, denn sonst würde es jedermann machen können.

Dornberg, der auf Ahlfeld zugeht.

Ei, ei! liebster Freund, treffen wir uns hier an?

Ahlfeld.

Was? Wie?

Julie.

Liebster Onkel, das hätt' ich nicht geglaubt, da sie uns erst so beschämten. —

Ahlfeld.

Kinder, — was ist denn das? — wahrhaftig die ganze Gesellschaft! — Je, mein Gott! je, — was soll ich denn sagen? — Ihr glaubt am Ende im Ernst, ich glaube an so etwas, ich komme hieher, um mir prophezeien, die Zukunft aufschließen zu lassen: — nicht im geringsten! — Seht, ich wollte einen Spaß machen, und Euch heut Abend mit der Erzählung überraschen, — ich werde am Ende den ganzen Vorfall bekannt machen lassen, denn er ist doch gar zu lustig. — Nun, wollt Ihr nicht auch herantreten?

Rothmann.

Ich will die Alte recht anführen, — geben Sie Acht, wie sie sich mit mir prostituiren wird. —

Julie.

Oheim! das kann ich Ihnen so bald noch nicht vergessen.

Ahlfeld.

Possen, Kind! — Nimmt den Baron beiseit. Aber lieber Baron, haben Sie wohl gehört, was die Frau da sagte? ich verließe mich —

Dornberg.

Sind Sie denn wirklich so abergläubisch?

Ahlfeld.

Es ist auch wahr, ich dachte gar nicht daran. — Es ist ja der pure Aberglaube, weiter nichts.

Rothmann.

Nun, liebe Frau, ich möchte gern mein Schicksal wissen, —

Wahrsagerin.

Nun, mein Herr! dazu liegen ja die Karten hier. Sein Schicksal kann man immer erfahren, wenn man nur recht ernstlich will. — Sie legt die Karten.

Rothmann.

Ich bin ein armer, unglücklicher Mensch, ein Papiermacher, und nun fehlt es meiner Mühle ganz an Lumpen. Sage Sie mir, wie soll das werden?

Wahrsagerin.

Papiermacher? Sehen Sie hier, — ei! ei! Papiermacher! nimmermehr, — Papierverderber wollen Sie sagen.

Rothmann.

Wie? Die Uebrigen lachen.

Wahrsagerin.

Papierverderber mein' ich nur so; denn Sie schreiben viel, und das Papier ist doch nachher zu nichts

mehr zu brauchen. — Sie haben da einen guten Freund, mit dem Sie viel umgehn, einen wunderlichen Menschen, — Sie haben ihn zum Besten; aber er braucht Sie eigentlich zu seinem Zeitvertreibe.

Rothmann.

Schon gut! — Sie ist des Teufels!

Ahlfeld.

Werden Sie auch abergläubisch, Herr Rothmann? — Ja, ja; der Mensch ist manchmal schwach, das geht nicht anders. — Wunderbar ist es immer, daß sie so die Wahrheit trifft.

Rothmann.

Die Wahrheit?

Ahlfeld.

Nun, ich meine eigentlich nicht so recht die Wahrheit, sondern nur, daß, — enfin, Sie verstehn mich wohl.

Julie.

Nun bin ich zu ungeduldig. Sie tritt mit Dornberg an den Tisch. — Sage Sie uns beiden zugleich unser Schicksal.

Wahrsagerin.

Ist eigentlich gegen die Regel — aber so eine schöne Mamsell —

Julie.

Sehn Sie, sie kann auch Komplimente machen.

Rothmann.

Aber wie tief ist in unsern Zeiten das delphische Orakel gesunken!

Ahlfeld.

Ja wohl, zu Delphi, oder Delos, wie das Zeug

heißt, da war's noch eine Lust, sich wahrsagen zu lassen! Da wurden einem die Karten anders gelegt!

Wahrsagerin.

Wenn ich so die Wahrheit sagen soll, — sehn Sie hier, — so haben Sie zwei Liebhaber, wovon es der eine ehrlich meint, der andre nicht.

Dornberg.

Sehn Sie, Julie?

Wahrsagerin.

Der eine liebt nur Ihr Vermögen, der andre aber Ihre Perschon.

Julie.

Wirklich?

Wahrsagerin.

Ei, ei! den redlichen haben Sie abgeschafft —

Julie.

Wie?

Wahrsagerin.

Und doch sind Sie ihm noch immer gut — im Herzen, verstehn Sie mich, innerlich.

Dornberg.

Was hör' ich?

Julie.

Werden Sie auch abergläubisch?

Dornberg.

Nicht doch, ich scherze nur.

Wahrsagerin.

Der alte Liebhaber ist Ihnen auch immer noch gut, denn verstehen Sie mich, die Liebe ist nicht so schnell zu vertreiben — er will sich's aber selber nicht gestehn, und darum ist er jetzt etwas wunderlich.

Dornberg.

Wer ist denn der?

Julie.

Je, wer sollt' es sein? Niemand. —

Wahrsagerin.

Sie, gnädiger Herr, werden bald eine wichtige Nachricht bekommen.

Dornberg.

So?

Wahrsagerin.

Sie werden sich darüber wundern, denn, — verstehen Sie mich, es wird Sie verdrießen, Sie werden sich ärgern.

Dornberg.

Wirklich?

Wahrsagerin.

Sie sind jetzt im Begriff, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, Sie thun eine schöne Partie, — denn, Sie verstehen mich, Geld ist da, an der Liebe liegt Ihnen nichts viel.

Julie.

Wie, Baron?

Dornberg.

Können Sie so abergläubisch sein, auf dies Zeug zu hören?

Julie.

Verzeihen Sie, — man wird hier ganz betäubt.

Wahrsagerin.

Ei, ei! — was seh' ich? — Lieben Kinder, verstehen Sie mich wohl; — hier fallen die Karten zu wunderlich, — Sie sind nicht das, wofür Sie sich ausgeben.

Ahlfeld und Julie.

Was?

Wahrsagerin.

Ja, ja! Sie sind kein Baron, Sie haben kein Vermögen, Sie lieben Ihre Braut nicht.

Dornberg.

Unverschämtes Thier!

Wahrsagerin.

Nun, Herr Baron, soll ich's Ihnen alles beweisen?

Alle.

Was ist das? — Wie?

Werner wirft die Verkleidung ab.

Ich bin's, meine Herren, ich: — erstaunen Sie nicht. — Er zündet einige Lichter an. Hier, Herr Ahlfeld, Er überreicht ihm Briefe. dieser Herr ist nichts als ein falscher Spieler, der Sie hinterging, um sich ein ansehnliches Vermögen zu erheirathen. Ein guter Freund giebt mir hier den Auftrag, ihn aufzusuchen, und schickt mir zugleich einige Dokumente mit, die es unumstößlich beweisen. Seine Frau will sich von ihm scheiden lassen.

Ahlfeld.

Ei! Sie! — ei! was? — mir ein Amt verschaffen? Mich in die Höhe bringen? — Mich —

Dornberg.

Ich empfehle mich; — wart', Schändlicher, ich treffe Dich wohl! Schnell ab.

Wagemann.

Aber um's Himmelswillen!

Werner.

Nun, Julie, was sagen Sie? — So viel Wahrheiten hatten Sie hier wohl schwerlich vermuthet?

Julie.

Ach, Werner! wie bin ich gestraft, wie gedemüthigt!

Ehlert.

Aber sage mir nur, Werner, — ich bin wie betrunken; — Du bist doch ein toller Kerl.

Rothmann.

Ein charmantes, witziges Kerlchen.

Werner.

Vergeben Sie mir, Julie?

Julie.

Können Sie mir vergeben?

Werner.

Darf ich hoffen? — Sie schweigen? — Herr Ahlfeld, Sie haben einen Mann für Ihre Nichte gewünscht — der Baron ist verschwunden; wollen Sie nun einen Bürgerlichen nicht verschmähn?

Ahlfeld.

Nein, wahrlich nicht; Sie haben uns heut auf eine Art die Wahrheit gesagt, daß ich noch immer in einer gewissen Ekstase dastehe.

Werner.

Julie!

Julie.

Ich bin die Ihrige. — Ich hatte Sie nicht vergessen — aber mein Oheim — meine Thorheit —

Werner.

Lassen Sie uns das nicht mehr berühren. — Ich wollte Ihnen schon heut Abend alles entdecken; aber Sie ließen mich nicht zu Worte kommen — ich konnte Sie unmöglich so hintergehn lassen.

Ehlert.

Hatt' ich nicht Recht? — Du warst noch immer verliebt, so sehr Du's auch läugnen wolltest.

Wagemann.

Nun, das sind doch noch vernünftige Wahrsagungen, die alle so eintreffen. Werner ist nun unter den neuen Propheten der einzige, dem ich glauben will. —

Vol

1

Ludwig Tieck's

Schriften.

Dreizehnter Band.

Märchen.

Dramatische Gedichte.

Fragmente.

Berlin,

bei G. Reimer,

1829.

Dem

Herrn von Quandt

in Dresden.

XIII. Band.

Diese Gelegenheit ergreifend, Ihnen öffentlich zu sagen, wie sehr ich Sie, verehrter Freund, hochachte und wie nahe ich mich Ihnen, durch Ihren schönen und gebildeten Sinn für Kunst und Poesie, verbunden fühle, füge ich den Wunsch hinzu, daß Ihr Leben durch hergestellte Gesundheit ganz frisch und erneut für sich und Ihre Freunde alle Heiterkeit wieder gewinnen möge. Zwar „litten Sie alles so, als wenn Sie gar nichts litten" — aber, so hoffen alle, es werden die Genien auch jene Schmerzen und Leiden von Ihnen nehmen.

Ein ächter reiner Sinn, ein Enthusiasmus für unsern vaterländischen Goethe, so wie

für die Muster alter Skulptur, ein Verständniß des Rafael, eine Liebe, die unbeschränkt sich alles Edle aneignen will, wird nicht häufig gefunden: noch seltner mit so vielen Kenntnissen und dem Eifer, der Kunst selbst fortzuhelfen, vereinigt. —

L. Tieck.

Inhalt.

Die Geschichte

von den

Heymons Kindern,

in zwanzig altfränkischen Bildern.

1796.

Kurze Vorerinnerung.

Lieber Leser,

Ich weiß nicht, ob Dein Gemüth zuweilen so gestimmt ist, daß Du Dich gern und willig in die Zeit Deiner Kindheit zurück versetzest, Dich aller damaligen Eindrücke erinnerst, und ohne Bedauern vergissest, was Du seitdem gelernt und erfahren hast. Es gewährt einen eignen sonderbaren Genuß, Dein Jahrhundert und die Gegenstände um Dich her aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Du bist vielleicht irgend einmal krank gewesen, geliebter Leser, oder hast Dich einige Stunden hindurch in einer unvermutheten Einsamkeit befunden; von allen Zerstreuungen verlassen, kann man dann zuweilen an alten wunderlichen Zeichnungen oder Holzstichen ein Vergnügen finden und sich in ihnen verlieren; man betrachtet dann wohl aufmerksam ein

unzusammenhängendes und fast unverständiges Bild, wo vorn eine Rathsversammlung im königlichen Pallaste sitzt und man hinten das Meer mit Schiffen und Wolken, ohne alle perspektivische Kunst, wahrnimmt. Möchtest Du doch, o mein Lieber, ein solches und kein andres Vergnügen in gegenwärtigen altfränkischen Bildern erwarten, die wir Dir jetzt vor die Augen führen wollen. — Lebe wohl! —

Erstes Bild.

Die Pracht des Königs Carl.

Um Pfingsten hielt König Carl, dem man den Zunamen des Großen beigelegt hat, gewöhnlich in Paris ein großes Fest. Allda erschienen alle Herren, Baronen und Fürsten, und goldne und silberne Geschirre standen auf den Tafeln, und eine schöne schöne Musik klang durch die Gemächer. Es war bei diesem Feste alles versammelt, was man nur prächtiges sehn mochte.

Der König saß in allem seinem Schmuck, mit seiner glänzenden Krone am Tische, um ihn her seine Freunde, die Ritterschaft und die Damen, junge Edelleute warteten auf, damit es nirgends, weder an Speise noch an Trank, fehlen möchte.

Bei diesem Feste war auch Heymon, Graf von Dordone, gegenwärtig, ein angesehener und tapferer Rittersmann, der in allem Kriegswesen überaus erfahren war, so daß auch jedermann Achtung vor ihm hatte. Mit ihm war zugleich da sein Schwestersohn Hugo, ein Jüngling von schönem Angesicht und langen goldgelben Haaren. Dieser näherte sich mit freundlichem und ehrerbietigen Anstande dem Könige, und sagte ihm, daß der Graf Heymon auch gegenwärtig sei; er erinnerte ihn, daß der Graf der einzige wäre, der keine Wohlthat von Seiner Majestät genossen hätte, er möchte ihn wenigstens mit den Gütern wieder beleh-

nen, die dem Grafen gehörten, und die er ihm aus Ungnade entzogen hätte.

Ueber diese Anrede ward König Carl sehr ergrimmt; er antwortete: daß er dem Grafen Heymon nie in etwas willfahren wolle. Hugo sagte hierauf sehr ernsthaft, daß jedes redliche Gemüth das Betragen des Königs tadeln müsse. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang Carl auf, zog sein Schwert und hieb den Jüngling nieder, daß er sogleich todt blieb. Alles gerieth in die größte Verwirrung, Ritter und Edle sprangen auf, die Tische fielen über den Haufen, die Musik verstummte, und die Spielleute entflohen, kurz, aus der größten Freude entstand plötzlich die größte Traurigkeit.

Zweites Bild.

Krieg; endlich wird Friede geschlossen.

Der Graf Heymon verließ sogleich mit seinem Anhange die Stadt; er bot alle seine Freunde auf und überfiel das Land, um den Tod seines Vetters Hugo zu rächen. Da war groß Rauben und Morden allenthalben; da sah man verwüstete Dörfer und geplünderte Klöster, die Leichen der Erschlagenen lagen auf den Heerstraßen, denn Heymon war in gewaltiger Wuth entbrannt. Carl stellte sich dem Feinde entgegen, aber sein Volk mußte immer der Tapferkeit des Grafen weichen.

Carl versammelte seinen Rath und verbannte den Grafen im zornigem Muthe aus seinem Lande, so daß er aller seiner Güter und Titel verlustig war und gleich

einem armen Flüchtlinge umherirrte. Dadurch wurden Heymon und seine Freunde nur noch mehr aufgebracht, sie verbrannten und verheerten das Land noch ärger als zuvor, sie raubten alles Gold und Silber das sie fanden, und streuten allenthalben das Elend des Krieges aus. Malegys, ein Vetter Heymons, that besonders großen Schaden, denn er war in der schwarzen Kunst ein wohlerfahrner Mann. Dieser Krieg währte sieben Jahre, und die Einwohner des Landes kamen endlich demüthig zum König Carl und baten ihn, daß er mit dem furchtbaren Heymon einen Frieden schließen möchte. Carl war anfangs über diese Vorstellung unwillig, schickte aber doch Gesandten mit freundlichem Anerbieten an seinen Feind, denn er sah selbst ein, daß ihm ein solcher Krieg sein Land verderbe. Heymon, der jetzt im Vortheile war, wollte von keinem Frieden hören, aber Carl schickte eine zweite Gesandtschaft, und ließ ihm sogar seine Schwester Ana zur Gemahlin anbieten, wenn er sich versöhnen wolle. Hierauf ging Heymon den Vertrag ein und der Friede ward geschlossen.

Drittes Bild.

Carlmann soll zum Könige gekrönt werden.

Heymon führte nun seine Braut in die Kirche, wo sie eingesegnet wurden. Roland begleitete sie dorthin. Das hochzeitliche Mahl sollte eingenommen werden, und Heymon bat König Carl, bei ihm zu bleiben; dieser aber brach schnell wieder auf, und zog nach Paris zurück. Heymon ward ergrimmt, und zog nach seinem Schlosse, wo er mit seinen Freunden die Hochzeit in

vierzig Tagen und vierzig Nächten auf's prächtigste feierte. Heymon hatte immer noch die abschlägliche Antwort des Königs im Sinne, und als er mit seiner Gemahlin das Bette besteigen wollte, zog er sein Schwert und schwur darauf, den Tod Hugo's an allen Nachkommen Carls zu rächen. Seine Hausfrau Aya erschrak, denn sie sah die ernsten und zornigen Geberden, und fürchtete sehr das Gemüth des Ritters.

Sie ward schwanger, und als sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, gedachte sie an Heymons Schwur. Er war grade auswärts in einen Krieg verwickelt. Sie begab sich daher in ein Kloster und gebar einen Sohn, den sie Ritsart nannte, Bischof Turpin und Graf Roland waren die Pathen: darnach ließ sie ihn heimlich erziehn.

Heymon kam zurück und seine Gemalin ward zum zweitenmale schwanger, sie gebar einen zweiten Sohn, Writsart, als Graf Heymon wieder auswärts war. Eben so geschah es noch einmal, und der Sohn ward Adelhart genannt. Alle diese Kinder wurden heimlich Säugammen übergeben, und nachher wurden sie in einem verborgenen Zimmer des Schlosses erzogen.

Graf Heymon zog von neuem in den Krieg gegen die Ungläubigen, und dieser Krieg dauerte ganzer sieben Jahre. Nach dieser Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, und hatte sieben tiefe Wunden an seinem tapfern Leibe und dennoch saß er geharnischt mit Helm und Schild zu Pferde, so, als wenn ihm nichts zugestoßen wäre, aber sein Sinn war groß, denn er hatte gesiegt, und brachte eine kostbare Reliquie, die Dornenkrone unsers Heilandes, mit sich. Seine Hausfrau empfing ihn mit großer Freude, beide gingen in das

Schlafzimmer und sie gebar nach neun Monaten wieder heimlich einen jungen Sohn, der Reinold getauft wurde. Nun hatte Graf Heymon vier Söhne, von denen er allen nichts wußte, denn seine Gemahlin fürchtete immer noch, daß er sie diesem Eide gemäß umbringen würde, wenn sie ihm die Sache entdeckte. König Carl hatte auch einen Sohn, Namens Carlmann, dieser war mit Reinold von einem Alter und von einer Größe, aber in seinem funfzehnten Jahre wuchs Reinold dergestalt in die Höhe, daß er einen Fuß länger war, als Carlmann. Schon damals war Reinold der größte und stärkste von seinen Brüdern.

König Carl war jetzt ein Greis geworden und gedachte seinem Sohne Carlmann die Krone aufzusetzen. Er berief daher die Vornehmsten des Reichs, sammt den zwölf Genossen von Frankreich und dem berühmten Bischofe Turpin. Als alle versammelt waren und eine Stille ausgerufen war, erhob sich König Carl und hielt eine Rede, wie er nun schon alt sei, und das wahre Einsehn in das Reich nicht mehr besitze, er habe daher alle gegenwärtige Herren versammelt, um seinen Sohn, der jung und stark sei, zum König krönen zu lassen. Die Fürsten waren sich dieses Antrags nicht vermuthet und wußten daher lange nicht, was sie antworten sollten, bis endlich Turpin, der weise Bischof, aufstand und sagte: Mein König, es fehlt in dieser Versammlung noch ein Mann, der zu dieser Krönung unentbehrlich ist, denn er ist fast der tapferste Ritter im ganzen Lande. — Gewiß meint Ihr, antwortete Carl, den Grafen Heymon von Dordone, der mir so großes Leidwesen zugefügt hat, mit Rauben, Brennen und Plündern, aber ich muß es bekennen, er ist ein

tapfrer Mann, so daß er fast seines Gleichen nicht hat. Nun, ich will nach ihm schicken, wenn Ihr meint, daß es so besser sei.

Die Krönung wurde hierauf noch vierzig Tage verschoben, und man beschloß, den Grafen Roland mit einigen andern Herren abzusenden, mit denen der Graf Heymon immer in Frieden und Freundschaft gelebt hatte; denn König Carl traute seinem versöhnten Feinde immer noch nicht, auch wußte er es wohl, wie übel es der Graf empfunden, daß er bei der Heirath mit seiner Schwester sein Mahl verschmäht hatte. Er gab daher den Abgesandten allerlei köstliche Geschenke mit, und einem jeden einen Olivenzweig in seine Hand.

So näherten sie sich dem Schlosse Heymons, und Frau Aya gewahrte ihrer, denn sie saß am Fenster; sie erkannte alle sogleich und war für das Leben der Abgesandten besorgt, weil sie der Gemüthsart ihres Herrn wohl wissend war. Als die Ritter daher in den Saal getreten waren, verfügte sie sich auch dort hin, um zu sehen, wie es würde, sie hieß sie dort willkommen, und brachte ihnen einen Becher mit Wein; dann sprach sie bei ihrem Gemal für die Herren, die in der größten Ungewißheit da standen, denn sie hatten schon einigemale ihr Begehren angebracht, aber Heymon hatte auch nicht mit einem einzigen Laute geantwortet.

Da ihm nun jetzt seine eigene Gemahlin zuredete, so ging er ergrimmt im Saale auf und ab, so, daß alle zitterten, dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, lehnte sich an einen Pfeiler des Gemachs und weinte bitterlich. Da das die anwesenden Ritter an einem solchen Helden gewahr wurden, so hätten sie beinahe mitgeweint, ohne zu wissen, was ihm sei,

so erschütternd war der Anblick; aber die Hausfrau, die eines solchen Anblicks ungewohnt war, zerfloß in Thränen und warf sich zu seinen Füßen nieder, und beschwur ihn, daß er doch Rede und Antwort geben möchte.

Steh auf, unglückselige Frau, sagte er so leutselig, wie sie ihn noch nie hatte sprechen hören; wohl mag ich Dich, so wie mich selber unglückselig nennen, denn ich habe graues Haar davon getragen, ohne einen Sohn von mir zu sehn, dem ich meine Haabe hinterlassen könnte. Keines Siegs, keines Ruhmes mag ich mich freuen, denn alles stirbt mit mir weg, keiner aus meinem Geschlechte erwähnt dankbar meiner, und Fremde theilen sich in meine Güter, in die Fahnen und Waffenrüstungen, die ich so mühselig erbeutet habe, und nun soll ich hingehn und Carlmann, den Erben Carls, krönen helfen, ich selbst ohne Erbe, ohne Sohn. Ich weiß, er meints noch schlimmer mit mir, als der Vater; dürften sie mit mir handeln, wie sie wollten, sie ließen mich nimmermehr am Leben.

Heymon konnte vor Grimm und vor Thränen nicht weiter sprechen, aber seiner Gemahlin ging das Herz vor Freude auf, sie wußte erst nicht, was sie sprechen sollte, aber sie erinnerte ihn an den schrecklichen Eid, den er in der Nacht nach der Hochzeit geschworen hatte; doch Heymon sagte: o Frau, solche Eide zu halten, ist nichtswürdig, hätt' ich nur einen Sohn, und es könnte ein Held aus ihm werden, so wollt' ich ihn so lieben, wie Carl seinen Carlmann nimmer lieben kann. Nun entdeckte ihm Aya ihren verborgenen Handel, darüber wurde Heymon froh und drückte den ange-

kommenen Rittern die Hand von Herzen; dann verließ er sie, um seine Kinder zu besehen.

Er kam mit seiner Hausfrau vor das verschlossene Gemach, in dem sie lebten, da stand er still, um ihr Gespräch mit anzuhören. Reinold tobte drinnen, und schrie über den Speisemeister, daß er ihnen nicht genug zu essen, und keinen guten Trunk bringe; Adelhart verwies seinem Bruder diese Heftigkeit, und sagte ihm, daß er sich vor Heymon hüten müsse, der ihn gewiß umbringen ließe, wenn er dem Speisemeister etwas zu Leide thäte.

Was kümmert mich Heymon, der graue Hund! rief Reinold erboßt, wenn ich ihn hier hätte, ich wollte ihn so mit Fäusten zusammenschlagen, daß er liegen bleiben sollte!

Dieser ist gewiß und wahrhaftig mein Sohn, sagte Heymon, aber jetzt will ich's probiren, ob es auch die andern sind. — Ohne weiteres stieß er also mit seinem Fuß an die verschlossene Thür, so daß sie zersprang. Kaum aber stand er im Zimmer, so lief Reinold auf ihn zu und schrie: Was hast Du, alter Graubart, hier zu schaffen? und mit diesen Worten warf er ihn zu Boden. Die andern Brüder kamen auch herzugelaufen, und Heymon, der sich nichts Gutes versahe, rief: o ihr jungen Helden, schlaget mich nicht, denn ich bin Euer Vater, haltet Ruhe, und ich will Euch alle zu Rittern machen. Als Reinold hörte, daß das sein Vater sei, hob er ihn vom Boden auf und tröstete ihn über seinen harten Fall, darauf umarmte der Vater seine Kinder nach der Reihe, mit besondrer Inbrunst aber schloß er Reinold, den jüngsten, in seine Arme, so daß diesem die Nase zu bluten anfing. —

Wärt Ihr nicht mein Vater: rief Reinold, fest, so wollt' ich Euch dafür schlagen, daß Ihr solltet liegen bleiben. — Aber Heymon ward über dergleichen Reden noch mehr erfreut, und Frau Aya stand draußen, und wußte nicht, ob sie lächeln oder weinen sollte.

Viertes Bild.

Das Roß Bayart.

Die Söhne mußten sich nun in dem Saal versammeln, wo sie ihr Vater zu Rittern schlug, erst den Ritsart, dann Writsart, hierauf Adelhart, und endlich Reinold. Als er zu diesem kam, hatte der sich die goldnen Sporen schon angelegt, und das Schwert umgehängt, und so ging er stolz und übermüthig einher. Der Vater schenkte ihm seine Schlösser Pirlapont und Falkalon, weil er ihn für den würdigsten hielt.

Heymon ließ nun seinen Söhnen mehrere schöne Pferde vorführen, und das schönste gab er dem Reinold; dieser sah es an, und da es ihm schwach vorkam, schlug er es mit der Faust vor dem Kopf, daß es gleich todt niederfiel: hierauf sagte er zu seinem Vater: das Roß ist viel zu schlecht, mich zu tragen, gebt mir ein bessres. Seine Mutter sagte: auf die Art mein Sohn, möchtest Du wohl alle Pferde zu todte schlagen, und keins könnte Dir gerecht seyn. Aber Heymon ließ ein größeres und stärkeres vorführen; dem that Reinold eben wie dem vorigen, man brachte ein noch höheres, da sprang er hinauf, daß er dem Pferde den Rückgrad zerbrach, so daß es bald nachher starb. Vater, sagte er betrübt, was soll ich machen, wenn sich keins der

Pferde für mich schicken will! Heymon aber war über die ungemeine Stärke seines Sohnes sehr erfreut, und sagte: mein Sohn, ich wüßte wohl noch ein anderes Pferd für Dich, wenn Du es nur zähmen könntest, es ist in einem festen Thurm verwahrt, mein Vetter Malegys hat es mir geschenkt, und heißt Roß Bayart; es ist schwarz wie ein Rabe, und hat kein Haar und Mähne, und ist wohl stärker, als zwanzig andre Pferde. — Gebt mir das Pferd, rief Reinold, und ich will es bezähmen.

Der Vater rieth ihm hierauf einen Harnisch anzulegen, dessen Reinold sich erst schämte, da er es nur mit einem Pferde zu thun haben sollte; wie er aber hörte, daß Bayart Steine wie Heu zerbeißen könne, panzerte er sich doch und ging dann mit einem tüchtigen Prügel nach dem Thurme, in dem Bayart stand. Viele Ritter und Frauen folgten ihm, um zu sehen, wie er mit dem Roß handthieren würde.

Als er in den Thurm gekommen war, stellte er sich hin, um Bayart zu betrachten, wie er es mit den übrigen Pferden gemacht hatte, aber Bayart gab ihm einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel. Die Mutter weinte und schrie: Ach, mein Sohn Reinold ist todt, Bayart hat ihn erschlagen, nachdem er selbst drei andre Pferde erschlagen hat. — Heymon trat auf Reinold zu, und schüttelte ihn und sprach: Sei wohlgemuth, mein Sohn, ich schenke Dir das Roß, wenn Du es bezwingst, denn ich gönne es keinem lieber, als Dir. Nun, sagte Aya, wie soll er denn das Roß bezwingen, da er todt ist? — Schweig, Frau, antwortete Heymon, er ist mein Sohn, so wird er gewiß wieder aufstehn. — Indem ermunterte sich Reinold

wieder, und ging mit seinem Prügel auf Bayart los, Bayart aber nahm ihn und warf ihn vor sich in die Krippe. Es entstand hierauf ein gewaltiger Kampf zwischen dem jungen Ritter und dem Rosse; endlich packte Reinold Bayart beim Halse, und schwang sich auf ihn. Dann ließ er ihm die Sporen fühlen, so daß Bayart mit gewaltigen Sprüngen zum Thurm hinansarbeitete, und über das Feld hin und über breite Gräben setzte. Dann ritt Reinold mit dem Pferde zurück, stieg ab, streichelte es und wischte ihm den Schweiß ab, und Bayart stand und zitterte vor dem Ritter; so hatte Reinold das Pferd bezwungen, und er legte ihn nun auch ein schönes Gebiß an, und putzte es so auf, wie man mit andern Pferden zu thun pflegt.

Fünftes Bild.

Reinolds Händel am Hofe.

Heymon ritt nun mit seinen Söhnen und den Abgesandten nach Paris, und König Carl kam ihm entgegen, und freute sich ihn zu sehen, denn es war in zwanzig Jahren das erstemal, daß er ihn unbewaffnet sah. Carlmann folgte ihm sehr ungern, denn er hatte einen Haß auf Heymon und sein ganzes Geschlecht. Nach einem freundlichen Empfange ritten alle nach Paris zurück. Die Ritterschaft und alle Damen bewunderten Reinolds Schönheit und Stärke, worüber Carlmann sehr ergrimmt ward, weil er sich für den schönsten und tapfersten Ritter im Lande hielt. Er ging zu Reinold, und sagte zu ihm: Vetter, schenket mir Euer Pferd, so will ich Euch eine andre Gabe

dagegen verehren. Reinold antwortete: Es thut mir leid, daß ich Ew. Majestät für jetzt diese Bitte abschlagen muß, denn ich finde sonst kein ander Pferd, das für mich stark genug wäre. Carlmann ging zornig beiseit und sagte: Nun wohl, soll er auch, wenn ich gekrönt bin, kein Lehn empfangen, so wie die übrigen. Da Reinold dies hörte, ging er wieder zu ihm und sagte: Ich danke Gott, daß mir mein Vater so viel gegeben hat, daß ich Eurer Lehne nicht bedarf.

Als die Tafel gehalten ward, befahl Carlmann, daß man den Heymons Kindern nichts zu essen geben sollte. Alle Ritter und Edle setzten sich, da erscholl Musik, und einem jeden ward aufgetragen, so viel nur sein Herz begehrte; nur die Kinder Heymons erhielten nichts, und man that, als wären sie gar nicht zugegen. Als Reinold dieses inne wurde, ging er hinaus, stieß mit einem Fuß die Thür der Küche auf, und nahm von den dastehenden Schüsseln so viel als ihm beliebte. Der Koch wollte ihm die Schüsseln nicht verabfolgen lassen, aber Reinold schlug ihn sogleich, daß er zur Erden fiel. Nun hatte er mit seinen Brüdern genug; und König Carl, der den Vorfall hörte, sagte: er hat Recht gethan. Der Marschall näherte sich Reinold und sagte: Junger Herr, Ihr habt groß Unrecht gethan, den Koch zu erschlagen, wenn ich einer seiner Verwandten wäre, so würde ich das schwer an Euch rächen. Dazu habt Ihr keinen Muth, sagte Reinold, und der Marschall ward über diese Antwort erzürnt, und schlug nach Reinold; aber dieser schlug ihn mit der Faust sogleich zu Boden, und stieß den Leichnam mit dem Fuß, daß er weit in den Saal hineinrollte. König Carl gebot Ruhe, und daß die Kurzweil und die Musik

ungestört fortwähren solle; worauf denn alle guter Dinge waren, und so der Tag zu Ende ging.

Carlmann gebot, daß man in der Nacht den Heymons Kindern kein Bette anweisen sollte, so daß sie in Ruhe schlafen könnten. Als dies Reinold inne ward, machte er in der Nacht ein solches Getöse mit seinen Waffen, daß alles im Schlosse aus den Betten fuhr, und bekümmert war und durch einander lief. Nun legte sich Reinold mit seinen Brüdern in die Betten, die ihnen am besten gefielen, und diejenigen, die so vertrieben waren, brachten die Nacht unter Klagen und Murren hin.

Am folgenden Tage ward Carlmann in der Kirche feierlich zum Könige von Frankreich gekrönt. Ein schöne Musik ward aufgeführt, und der ritterliche Bischof Turpin las die Messe, und dem jungen Könige ward ein kostbares Schwert umgegürtet, und eine überaus köstliche Krone auf das Haupt gesetzt.

Reinold war vom König Carl zum Speisemeister ernannt, Adelhart zum Mundschenken, und sie versahen ihre Dienste sehr wohl, als der Zug zum Pallaste zurückgekommen war; auch Ritsart und Writsart warteten überaus geschickt bei der Tafel auf, so, daß jedermann die adeligen Sitten bewunderte. Nach der Mahlzeit versammelte König Carlmann alle Edlen im Garten, und theilte die Lehen aus, aber den Heymons Kindern gab er nichts, worüber Heymon ergrimmt zu König Carl lief, und ihm diesen Vorfall kund that. Carl schalt in Gedanken die Unart seines Sohnes, und gab allen drei Brüdern sehr ansehnliche Grafschaften zur Lehen, worüber Carlmann, als er es erfuhr, äußerst erboßt ward. Er sagte: ich will jetzt probiren an einem

Steinwurfe, ob die Edeln meines Landes auch stark und gewaltig sind; ich vermesse mich, der stärkste im Werfen im ganzen Königreich zu sein. — Alle Ritter und Edle schwiegen still, und Carlmann wiederholte die stolzen Worte noch einmal. Der alte Heymon konnte diese Vermessenheit nicht anhören, und sagte: Ew. Majestät sollten Gott im Stillen für seine große Gnade danken, wenn dem also ist, aber ich kenne einen jungen Helden von zwanzig Jahren, der diesen Stein wohl weiter werfen könnte, wenn er nur wollte, als Ihr es je im Stande seid. — Holt nur Euren Sohn Reinold! rief Carlmann ergrimmt, damit Ihr selbst gewahr werdet, wie Ihr mit Euren prahlerischen Reden zu Schanden werden sollt. Da ging Heymon abseits seinen Sohn Reinold aufzusuchen, und weinte bitterlich, denn die Rede Carlmanns hatte ihn gar zu sehr innerlich verdrossen. Reinold sah seinen Vater auf sich zu kommen, und verwunderte sich über die Thränen, die diesem von den Wangen herunterliefen. Heymon erzählte ihm den Vorfall, und bat seinen Sohn, den Stein doch ja weiter zu werfen, weil er sonst als ein Lügner bestehen müsse, welches ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet sei. Reinold wandte ein, daß Carlmann sein König sei, und daß er ihn nicht erzürnen wolle; worauf Heymon sagte: nun gut, mein Sohn, wenn Du Deinen alten Vater umsonst hast weinen lassen, so muß ich sterben, denn ich kann als Lügner nicht weiter leben. Darauf rief Reinold aus: Nein, sterben sollt Ihr nicht, ich will den Stein weiter werfen, und wenn gleich mein Gegner der Teufel wäre. So folgte er seinem Vater zur Gesellschaft.

Carlmann warf den Stein weit weg, die übrigen

Ritter warfen auch, aber keiner erreichte Carlmanns Ziel. Reinold nahm ihn und warf ihn viel weiter, als der König gethan hatte. Darauf nahm Carlmann seine ganze Gewalt zusammen, und warf den Stein noch weiter als Reinold, Reinold aber ergriff ihn wieder, und warf ihn mit großer Leichtigkeit so weit über das Ziel hinaus, daß Carlmann den Muth verlor.

Da der junge König sehr erboßt war, so versuchte es der falsche Ganelon, ihn zu trösten. Er schlug ihm vor, dem Adelhart auf den Kopf zuzusagen, daß er sich ermessen habe, ihn im Schachspiel zu überwinden, er sollte also mit ihm spielen und dabei ausmachen, daß derjenige, der fünf Spiele hinter einander gewönne, dem andern das Haupt abschlagen dürfe. Dem Könige gefiel dieser falsche Rath, und er ließ Adelhart kommen; dieser weigerte sich lange, um einen so hohen Preis zu spielen, aber Carlmann zwang ihn dazu, und Ganelon bezeugte, daß er sich vermessen habe, den König im Schachspiel zu besiegen. Carlmann gewann drei Spiele hintereinander, und Adelhart war seines Lebens wegen sehr besorgt. Aber er nahm allen seinen Verstand zusammen und gewann das folgende Spiel und eben so noch vier andre, womit er eigentlich das Haupt des jungen Königs gewonnen hatte. Er neigte sich gegen Carlmann, und sagte: Ich begehre nicht den Vertrag zu erfüllen, aber hüte sich Ew. Majestät vor Demjenigen, der Euch diesen Rath gegeben hat, denn er meint es wahrlich nicht gut mit Euch. Carlmann aber ergriff das silberne Spielbrett, und schlug damit Adelhart ins Angesicht, daß er blutete. Adelhart ging traurig fort in den Stall, lehnte seinen Kopf an Bayart und weinte; dort traf ihn Reinold und fragte ihn, was ihm

fehle; er wollte es anfangs verschweigen, weil er den Grimm seines Bruders fürchtete, da ihn aber Reinold selber zu ermorden drohte, wenn er ihm die Wahrheit nicht gestände, so erzählte er ihm aus Furcht den ganzen Verlauf des gefährlichen Spiels. Da ward Reinold sehr zornig, und sagte: Wie? darf man einem Bruder von mir so begegnen? Kann ich es leiden, daß ich so das brüderliche theure Blut zu Boden fließen sehe? Du hast sein Haupt gewonnen, und ich will es Dir bringen.

Er ließ hierauf Bayart nebst den andern Pferden heimlich aus der Stadt schaffen, dann ging er in Carlmanns Zimmer, bei dem sich Carl und viele Edle befanden; mit grimmigem Gesicht packte er den jungen König bei den Haaren und schlug ihm sein Haupt mit dem Schwerte ab; worauf er es seinem Bruder Adelhart gab und sagte: Hier hast Du Deinen Gewinnst!

Dann verließen die Brüder mit ihrem Vater die Stadt Paris.

Sechstes Bild.

Die Brüder in der Verbannung.

König Carl war von Schmerz und Erstaunen ganz bewußtlos, er versammelte schnell seine Ritter, und eilte den Flüchtigen nach. Vor dem Thore begann ein hitziges Gefecht. Heymon hielt sich mit seinen Söhnen sehr tapfer, doch wurden allen die Pferde unter dem Leibe umgebracht. Da sprangen die drei Brüder hinter Reinold auf sein Pferd Bayart, das sie alle viere so schnell davon trug, daß keiner sie ereilen konnte.

Aber Heymon blieb zurück, und stritt noch lange zu Fuß, und gebrauchte sich ungemein tapfer. Aber endlich konnte er der Macht nicht länger widerstehn, und gab sich ritterlich gefangen in die Hände des Bischofs Turpin, weil er dem Könige Carl nicht allerdings traute und eine schwere Rache von ihm besorgte.

Als Carl daher den Gefangenen wollte hängen lassen, widersetzte sich Turpin und die übrige Ritterschaft, so daß Heymon nur schwören mußte, seine Söhne in die Gefangenschaft zu überliefern, so bald als es ihm möglich wäre.

Reinold kam mit seinen Brüdern auf seinem Schlosse an, sie nahmen zärtlichen Abschied von ihrer Mutter, und beluden sich mit vielen Kostbarkeiten und so entflohen sie nach Spanien; ihr Vater war ein Freund des Königs, und hatte ihm lange gedient, sie hofften daher dort eine gute Aufnahme zu finden.

Der König sah sie in der Ferne kommen, und erkannte sie sogleich an ihrem Familienwappen; er wunderte sich darüber, daß ihrer viere auf einem Pferde ritten, und beschloß, sie sogleich in seine Dienste zu nehmen, weil er sich erinnerte, wie treu und tapfer ihm ihr Vater Heymon ehemals gedient hatte. Er nahm sie daher sehr gnädig auf, versprach ihnen Sold und Unterhalt; sie freueten sich, und gaben ihm dafür ihren Schatz in Verwahrung, den sie mit sich gebracht hatten.

So lange sie am Hofe etwas Neues waren, wurden sie gut gehalten, aber bald wurde man ihrer und ihres treuen Dienstes überdrüssig, dazu warf man ihnen auch immer vor, daß sie ihren Vetter Carlmann erschlagen hätten, und deshalb Landes flüchtig wären.

Reinold war im Herzen ergrimmt, daß man ihrer mit jedem Tage weniger achtete; nach drei Jahren gab man ihnen gar keinen Sold, noch Kleider, noch Unterhalt. Reinold schickte einen Knappen Wendelin an den König, und ließ sich wenigstens seinen Schatz ausbitten, um weiter ziehen zu können; aber der König ließ den Abgesandten mit Schlägen zum Pallast hinauswerfen, und Reinold bekam diese üble Botschaft. Er ließ daher sein Roß Bayart satteln, und vor die Stadt führen, nahm seinen Bruder Adelhart mit sich, und ging so in den Pallast des Königs.

Der König saß gerade bei der Tafel, Reinold verbeugte sich demüthig, und begehrte in höflichen Ausdrücken seinen Schatz, um sein Glück in einer andern Gegend versuchen zu können, aber der König schwieg tückischerweise still, und gab keine Antwort. Reinold wiederholte sein Gesuch in denselben Ausdrücken, aber der König schlug die Augen nieder, und that, als vernähme er kein Wort. Hierauf zog Reinold sein Schwert und sagte: Ich sehe wohl, daß bei Ew. Majestät keine Güte hilft, ich muß daher mit Ew. Majestät auf eine andere Weise sprechen, ich will Euch das Haupt abschlagen, wie ich meinem Vetter Carlmann gethan habe, und solches als einen Schatz mit mir nehmen. Da der König das Schwert sah, fing er an um Gnade zu bitten, aber es war zu spät, Reinold schlug ihm das Haupt ab, und gab es seinem Bruder Adelhart, es an den Sattel zu hängen, und es als einen Schatz mitzunehmen.

Es entstand ein großer Aufruhr in der Stadt und Reinold hatte genug zu thun, um sich und seine Brüder zu schützen. Von ihrem Rosse Bayart schlu-

gen sie manchen Mann zu todt, und verwundeten manchen, aber sie alle wurden ebenfalls verwundet. Doch hielten sie sich so tapfer, daß sie endlich davon kamen, und nun überlegten sie, was sie zu thun hätten. Der Entschluß fiel endlich dahin aus, daß sie nach Tarragon zum Könige Ivo gehen wollten; der ein abgesagter Feind des Königs in Spanien war; ihm wollten sie das abgeschlagene Haupt präsentiren, und er würde sie denn wahrscheinlich gütig und freundschaftlich aufnehmen.

Da sie nun in Sicherheit, und schon auf seinem Gebiete waren, da stiegen sie vom Pferde, und verbanden einer dem andern die Wunden. Dann legten sie sich nieder und schliefen, weil alle nach so hartem Drangsal der Ruhe sehr benöthigt waren.

Siebentes Bild.

Reinold vermält sich.

Als die Brüder ausgeschlafen hatten, gingen sie an den Hof des Königs Ivo, und Reinold trug auf seinem Speere das Haupt des Königs mit der Krone. Der König Ivo verwunderte sich über die Maaßen, als er diese Herren alle auf einem Pferde ankommen sah, er rief seine Räthe an's Fenster, und alle erstaunten gleich sehr über diesen Anblick.

Reinold und seine Brüder warfen sich vor dem Könige nieder, und gaben sich zu erkennen, dann verehrten sie ihm das Haupt seines Feindes, welches er mit großer Freude annahm. Es wurde ihnen ein köstliches Mahl zubereitet, hernach gab man ihnen schöne Kleider

und wies ihnen ihre Wohnungen an. Bald hernach fiel Ivo mit seinem Heere in Spanien ein, und Reinold und seine Brüder begleiteten ihn auf diesem Zuge. Das Heer war siegreich, besonders durch die Hülfe der Heymons Kinder, und so zogen sie endlich wieder nach Hause.

König Carl hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Reinold mit seinen Brüdern beim Könige Ivo aufhielte, er schickte also heimlich eine Gesandtschaft dahin, um die Auslieferung dieser Ritter zu begehren. Ivo wollte sich nicht gern gegen König Carl auflehnen, weil er dessen Macht fürchtete, aber auch nicht gern für undankbar angesehen werden, weil er durch die Hülfe der Heymons Kinder so siegreich gewesen war; er berief daher seinen Rath zusammen, damit dieser entscheiden sollte, wie er sich in einer so bedrängten Lage zu betragen habe. Die meisten der Rathsherren waren den Heymons Kindern ihres tapfern Betragens wegen sehr gewogen, nur einige waren ihnen entgegen, und da einer von diesen vorschlug, daß man sie ausliefern möchte, schlug ihm ein anderer von den Räthen zu Boden, weil es ein unedler Antrag sei.

Reinold erschien nun selber in der Rathsversammlung, er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und begehrte von ihm die hohe einsame Steinklippe im Meere, um sich dort eine Wohnung zu bauen, und sicher zu seyn. König Ivo bedachte sich eine Weile, und sein Rath unterstützte Reinold's Gesuch, aber einer war dagegen, und bestand darauf, daß man die Brüder zum Besten des Landes ausliefern solle, aber ein anderer redlicher Rath schlug ihn ebenfalls zu Boden. König Ivo sagte endlich: Lieben Herren, lasset mir das,

ich will dem tapfern Reinold die Steinklippe geben, wenn er mir verspricht mein ehelicher Vasall zu sein, und mich in Kriegen und Ueberfällen zu beschirmen, dazu will ich ihm gleichfalls meine Tochter Clarissa zum ehelichen Gemal geben, wenn er mir solches verspricht. Reinold versprach es, und die Hochzeit ward in Kurzem auf das prächtigste gefeiert.

Achtes Bild.

Die feste Steinklippe Montalban.

Bald nach der Hochzeit versammelte Reinold eine Menge von Maurern und Zimmerleuten, und gründete so eine Festung, die bald aufgebaut war und die er Montalban nannte. König Ivo kam und besah die Festung, er verwunderte sich über den Bau und über die Unüberwindlichkeit der Steinklippe, denn sie lag im Meer, und der steile Fels war schwer zu erklettern. Da oben hauste nun Reinold mit seinem Gemal und seinen Brüdern, und er hatte viele Unterthanen und auch ein ansehnliches Stück Land vom Könige bekommen. König Carl wollte eine Reise nach St. Jago machen, da fuhr er an dieser Klippe vorüber, und verwunderte sich über ihre Festigkeit. Da er hörte, daß das Schloß Montalban heiße und Reinold angehöre, ward er ergrimmt, und ließ es durch Roland auffordern, und daß sich Reinold mit seinen Brüdern auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Reinold aber verließ sich auf die Festigkeit seines Schlosses, und ließ zurücksagen, daß er sich nichts um König Carl kümmere, und daß er ihn belagern möchte, wenn er wollte.

Das verdroß Carln inniglich; er war daher kaum von seiner Wallfahrt zurückgekommen, als er eine Menge Volks versammelte, und damit Reinold in seinem Castell belagerte; aber es war zu fest, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehn.

Neuntes Bild.

Reinolds Brüder kommen in Gefangenschaft.

Als eines Tages Reinold mit seinen Brüdern zu Tische saß, ward er plötzlich traurig und ließ den Kopf sinken, so daß sich alle über ihn wunderten. Adelhart fragte ihn, was ihm fehle, und Reinold antwortete: Lieben Brüder, ich muß mich gar sehr über Euch wundern, daß keiner von Euch an unsre vielgeliebte Mutter denkt. Ich habe sie nun in sieben Jahren nicht gesehn, und weiß nicht, wie es ihr geht, wie sie aussieht, ob sie in der Zeit nicht schon zum öftern krank gewesen ist. Sie denkt vielleicht oft an uns, und ich muß Euch sagen, ich habe keine Ruhe, bis ich gen Pirlapont gereiset bin, und sie wieder mit Augen gesehn habe.

Die Brüder erschraken, und suchten ihm diesen Vorsatz auszureden, weil eine solche Reise thöricht und gefährlich wäre: denn Aya und Heymon hatten schwören müssen, die Kinder gefänglich auszuliefern, wenn sie sie je in die Hände bekämen.

Was ist das Leben, rief Reinold, wenn wir unsre liebsten Wünsche nicht erfüllen sollen? Und ich sage Euch, daß ich doch sterbe, wenn ich meine Mutter nicht zu sehn bekomme, ich mag nun hinziehn, oder nicht.

Da wurden die Brüder traurig, weil sie sahen, daß er seinen Sinn fest darauf gesetzt hatte, und daß kein Ausreden etwas fruchten würde. Sie gingen daher fort, und im nächsten Walde begegneten ihnen vier Pilgrimme, in der Pilgerkleidung und mit Palmzweigen in den Händen. Mit diesen verwechselten die Ritter die Kleider und kamen so an die Thore von Pirlapont. Aber die Thore waren verschlossen, und als sie deshalb anklopften, fragte der Thorhüter von den Zinnen der Burg, wer da sei? Wir sind vier Pilgrimme, antwortete Reinold, wir sind viele merkwürdige Städte durchwandert, und kommen nun hieher, und haben großen Hunger und Durst; bitten deshalb, Ihr wollet uns einlassen.

Hier ist viel Jammer im Hause, antwortete der Thorhüter, weil wir gestern die Zeitung bekommen haben, daß die vier Söhne Heymons in gefänglicher Haft von König Carl gekommen sind.

Ich bitte Euch um dieser vier Herren willen, antwortete Reinold, daß Ihr uns einlassen wollet.

Der Thorhüter sprach: Wenn Ihr nicht einen so langen Bart trüget, möchte ich Euch fast selber für den stolzen Reinold ansehn; und somit stieg er hinunter und öffnete ihnen das Thor.

Sie gingen zu ihrer Mutter als Pilgrimme, und baten um eine Mahlzeit, weil sie eine weite Reise gemacht hätten. Sie saßen nun zu Tische, und Reinold betrachtete seine Mutter sehr genau, endlich bat er sie, ihm auch einen Trunk Wein zu geben, weil er lange keinen guten Wein getrunken habe. Die Mutter holte ihm selber eine Kanne mit Wein aus dem Keller, und schenkte ihm ein. Reinolds Herz ward fröh-

sich, da er seine Mutter selber ihm einschenken sah, und trank über die Maaßen, so daß er ordentlicher weise betrunken ward. Er taumelte umher und begehrte einen Becher nach dem andern, so daß sich Frau Aya über den lustigen Pilgrim verwundern mußte. Er ließ sich immer noch mehr Wein einschenken, so daß sich wohl ihrer vier davon hätten satt trinken mögen, dann taumelte er umher, und sagte zu seiner Mutter: Nun gebt mir noch einen Becher und ich will meinem Vetter Carl nichts achten. Adelhart erschrak, als er diese Worte hörte, er wollte seinen Bruder anstoßen, um ihn zu warnen, aber Reinold, der trunken war, fiel gleich der Länge nach in den Saal hin. Die Mutter warf sich auf ihn nieder, und umhalsete ihn, und wollte vor Freuden gar nicht wieder von ihm lassen, so daß sie Adelhart endlich vom Boden aufheben mußte; dann umarmte sie auch die übrigen Söhne.

Es war aber einer im Saal zugegen, der dem Könige Carl sehr günstig war, er ging daher zu Frau Aya und sagte: Gedenket Eures Eides, und liefert nun Eure Kinder Eurem Bruder aus, der auf Euch ergrimmt ist; wo es aber nicht geschieht, will ich selbst nach Hofe reiten, und anzeigen, daß sie sich hier befinden. — Als Aya diese Worte hörte, fing sie bitterlich an zu weinen, und klagte: O du arger und gottloser Verräther, hast Du so lange mein Brodt gegessen, und darfst nun dergleichen Reden gegen mich führen? Und wenn mein Bruder auch noch viel ergrimmter wäre, so will ich ihm dennoch meine Kinder nicht ausliefern.

Der Verräther lief hierauf zum Grafen Heymon, und gebrauchte gegen ihn dieselben Worte, aber Hey-

mon erwischte von ungefähr einen tüchtigen Prügel, und schlug damit den Verräther zu Boden, und sagte: Nun darf ich doch versichert seyn, daß Du es nicht bei Hofe anzeigen wirst. Dann ging Graf Heymon zu seinen Edlen und versammelte sie und viel Volks, daß sie ihm seine Kinder sollten fangen helfen, damit er sie seinem Eide gemäß ausliefern könne.

Die Brüder sahen die Macht auf sich zukommen, und waren in großen Aengsten, sie wußten sich nicht zu rathen, aber endlich trugen sie den trunknen und schlafenden Reinold in ein Gemach, wo sie ihn verschlossen, dann nahmen sie ihre Waffen zur Hand, und widersetzten sich dem Volke des Grafen, das eindrang, um sie gefangen zu nehmen. Der Streit dauerte länger als einen Tag, denn die Brüder gebrauchten sich sehr tapfer, und schlugen viel Volks darnieder.

Reinold erwachte nun wieder und war nüchtern, er sah die Bedrängniß seiner Brüder, und eilte sogleich hinzu, um ihnen beizustehn. Er sprang sogleich in das Volk hinein, wo es am dicksten stand, und vor seinem guten Schwerte stürzte alles nieder und entfloh; worauf Heymon sagte: Ich sehe wohl, daß meine Kinder diesmal werden ungefangen bleiben, denn Reinold hält sich besser, als alle zusammen. Reinold kam in Wuth und drang auf seinen Vater ein, um ihn niederzuhauen; als Adelhart das gewahr ward, eilte er auf ihn zu und hielt ihn zurück. Laß mich nur, rief Reinold aus, ich will ihn lehren seine Kinder fangen. — Aber Adelhart sagte: Bedenke, Bruder, daß man dann bis in die spätesten Zeiten von uns, als von Bösewichtern sprechen wird, daß kein edles Gemüth mit uns wird Gemeinschaft pflegen wollen; nein, es ist schändlich, lieber Bru-

der, und gegen die Religion, warum willst Du den Vater tödten? Es ist ja sonst noch Volks genug da, das Du umbringen kannst.

Reinold sah die Worte seines Bruders ein, und ließ von seinem Vorhaben ab, aber er wüthete desto ärger gegen die Uebrigen, so daß alles umkam oder flohe, und sich ihm sein Vater gefangen geben mußte. Reinold nahm nunmehr seinen Vater und band ihn rücklings auf sein Pferd, dann gab er den Zügel einem Knaben in die Hand, der es so an den Hof des Königs Carl führen mußte. Der Thorhüter am königlichen Pallaste verwunderte sich sehr, als er den Grafen so ankommen sah; er fragte erstaunt: Wer ist so kühn, Herr Graf, daß er es wagen darf, Euch als ein Präsent an den Hof zu schicken? Ach, das haben mir meine Kinder gethan, antwortete Heymon, darum, daß ich sie habe fangen wollen.

König Carl ward ungemein betrübt, als er diese Nachricht empfing, er brachte schnell eine Macht zusammen, um die Brüder zu belagern und sie in seine Gewalt zu bekommen.

Reinold sah, wie sich die Schaaren versammelten, und ward in seinem Gemüthe sehr betrübt. Er stand auf der Zinne der Burg und sah wie das feindliche Heer seine Gezelte aufschlug, um ihn und seine Brüder zu belagern. Er ging zu seiner Mutter und fragte sie, ob sie keinen Rath wüßte, denn nun wäre an kein Entrinnen mehr zu denken, er müßte sich dem König gefangen geben. Frau Aya weinte, da sie ihren tapfern Sohn so reden hörte, er war der jüngste und ihr der liebste, und sie gedachte, daß er noch am ersten seine Brüder retten könne, wenn sie ihm zur Flucht

behülflich wäre. Sie ließ ihn daher sein Pilgerkleid wieder anziehn, dann schaffte sie ihn heimlich zu einer verborgenen Thür hinaus, und so entkam Reinold.

Die übrigen Brüder aber waren in der größten Betrübniß, denn sie fürchteten sich sehr vor König Carl, besonders da sie jetzt ihren Bruder Reinold nicht mehr bei sich hatten. Die Mutter schlug ihnen vor, barfüßig und in wollenen Hemden in das Lager des Königs zu gehn, und fußfällig um Verzeihung zu bitten; sie folgten ihrem Rathe, und stellten sich vor dem König Carl, ihren Feind. Carl war sehr ergrimmt, und fragte gleich nach Reinold; sie sagten daß er entwischt sei, worüber der König noch mehr aufgebracht wurde, und schwur, sie alle hängen zu lassen, wenn der Reinold erst zur Gesellschaft hinzugekommen wäre.

Reinold war indessen auf Montalban angelangt, und voller schwermüthigen Gedanken. Er warf sich vor, daß er an der Reise seiner Brüder Schuld sei, und sie jetzt feigherzigerweise verlassen habe. Er bestieg sein Roß Bayart und beschloß sie zu erretten. So ritt er mit diesem Gedanken bis vor die Stadt Paris, wo er im Wald stille hielt, und bemerkte, daß ihm ein Jüngling nachgekommen sei, der in seinen Diensten war. Bist Du nachgekommen, mich zu verrathen? rief Reinold. Wie sollt ich, antwortete der Jüngling, zu einer so schändlichen Absicht einen so weiten Weg zurückgelegt haben? Nein, ich bin Euer Diener und Ihr könnt meiner vielleicht gebrauchen.

Gut, sagte Reinold, so sollst Du ein Abgesandter von mir an König Carl sein, doch sieh Dich ja gut vor, daß Du Dir einen guten Bürgen setzen lässest, denn Du sollst ihm harte Worte überbringen. Sage

ihm von meinetwegen, daß ich es weiß, daß meine Brüder in seiner Haft sind, aber er solle sich wohl vorsehen, ihnen einiges Leid zuzufügen. Wir sind alle erbötig Sr. Majestät treu und ehrlich zu dienen, auch in wollenen Hemden und barfüßig demüthigst um Verzeihung zu bitten, aber er soll sie freilassen, und uns in seine Dienste nehmen. Will er sie aber nicht los und ledig geben, so sag ihm nur, wollt' ich meine ganze Macht daran strecken, und nicht eher ruhen und rasten, bis ich ihm so, wie dem Könige Carlmann gethan hätte.

Der Jüngling wollte gehn, aber Reinold rief ihn zurück. Nein, sagte er, Gott bewahre meinen Arm, daß ich Seine Majestät, meinen König und Vetter umbringen sollte; das sei fern von mir, denn es wäre ein grausames und unmenschliches Beginnen. Aber sage mir meine Botschaft gut und verständig, daß er meine Brüder soll freigeben und daß wir ihm treu dienen wollen, aber er muß uns vergeben; will er aber meine Brüder hängen lassen, so will ich meine ganze Macht daran strecken und es soll ihm dann nimmermehr gut gehn.

Der Bote verfügte sich nun in die Stadt, und ging an den Hof zu König Carl, wo er seinen Auftrag ausrichtete. Er ließ sich aber vorher den König Carl selber zum Bürgen setzen, daß er frei zurückkönne, und es war gut, daß er es gethan hatte, denn König Carl wurde ungemein ergrimmt über Reinold und seinen Abgesandten, so daß er ihn gewiß würde habe hängen lassen, wenn er ihm nicht so sichere Bürgschaft zugesagt hätte.

Reinold wartete im Walde auf seinen Boten, er war vom Pferde gestiegen und ging unter den Bäu-

men auf und ab, sein Pferd hatte er an einen Stamm gebunden. Indem er so wartete und über das Schicksal seiner Brüder nachdachte, überfiel ihn eine Schläfrigkeit. Er legte sich nieder, und ehe er es noch bemerkte, war er unter dem Rauschen der alten Bäume fest eingeschlafen. Indem bekam Bayart ein Gelüste nach dem frischen Grase, weil er hungrig war, er schüttelte sich also so lange, bis er vom Baume los war, dann ging er nach seiner Lust auf der Weide, weil er seinen Herrn schlafen sah. Dreißig Bauerknechte waren von ohngefähr im Walde, wo sie Holz fällten, diese wurden das Roß Bayart gewahr und erkannten es sogleich, daß es Reinolds Pferd sei. Sie machten den Plan, das Roß zu fangen, und umgaben es mit Bäumen und Zweigen von allen Seiten, so daß es nicht davon kommen konnte. Dann banden sie es und führten es nach Paris. Carl war erfreut, daß er das Roß erobert hatte, er schenkte es sogleich dem Grafen Roland, der sich im Herzen heimlich darüber betrübte, daß man es seinem Vetter Reinold entwendet hatte.

Reinold erwachte und sah, daß sein treues Roß fort war, er suchte es lange im Walde und war überaus bekümmert. Als er es aber nicht wiederfand, ward sein Jammer groß, er zog den Harnisch aus und warf ihn in's Gebüsch, eben so sein Schwert und seinen Schild. Wohl bin ich nun wie ein Thor bestraft, rief er aus, ich Unglückseliger! der ich dem Könige Carl so große Worte sagen lasse, und nun nichts davon in's Werk richten kann. Was für Macht soll ich nun daran strecken, um sie zu befreien? Bayart ist mir gestohlen, und ich möchte hier im wilden Walde lieber gleich umkommen, denn

meine Brüder sind verloren, und ich kann gar nichts thun um sie zu erretten.

Solche Klagen trieb Reinold und warf sich dann auf den Boden und machte die wunderlichen Geberden eines Menschen, der in Verzweiflung ist.

Zehntes Bild.

Die Kunst des Malegys.

Indem trat ein alter Pilgrimm aus dem Gebüsche und ging auf Reinhold zu. Er hatte weiße Haare und einen langen Bart, seine Augenbraunen hingen ihm über das Gesicht, so daß er durch die Haare sehen mußte, und man von ihm glauben konnte, daß er wohl an zwei hundert Jahr alt sei. Er ging an einem Pilgrimmsstabe und hinkte langsam daran einher. Reinold verwunderte sich über die alte Gestalt, die auf ihn zukam.

Der Alte sagte: ei, junger Herr, worüber trauert Ihr denn so sehr? Ich bin weit und breit die Länder durchzogen, aber nirgends, das mag ich sagen, habe ich eine Person angetroffen, die so traurig gewesen wäre, als Ihr es zu sein scheint. — Ich habe auch die größte Ursache zur Traurigkeit, antwortete Reinold, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann ihnen nunmehro auch nicht helfen, weil man mir mein Roß Bayart gestohlen hat. Ich hatte mir große Thaten vorgesetzt, und wollte sie befreien, aber Gott hat es anders gelenkt, darum will ich auch nicht länger widerstreben, sondern mich für überwunden erkennen und mein ganzes Leben aufgeben, denn ich fühle eine große Lust in mir zu sterben. — Das muß nie sein, antwor-

tete der alte Pilgrimm, richtet Euch wieder auf, die Hülfe ist oft am nächsten, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und verehret mir ein Almosen, damit ich für Euch und Eure Brüder beten könne.

Reinold bedachte sich, weil er kein Geld bei sich hatte, da fielen ihm seine goldene Sporen ein, die ihm jetzt gar nichts mehr nütze sein konnten, da er Bayart verloren hatte. Er band sie also los und gab sie dem Pilgrimm, der sie sogleich in einen Sack steckte. Wenn Ihr mir noch etwas zu geben habt, sagte der alte Pilgrimm, so gebt es mir, und ich will in meinem Gebete Eurer dafür gedenken. — Wenn ich mich nicht schämte, fuhr Reinold auf, so wollte ich Dich das Bettlerhandwerk lehren, daß Du daran gedenken solltest. Er meinte nemlich, ihm mit dem Schwerte eins zu versetzen, wenn der Pilgrimm nicht zu alt und hinfällig gewesen wäre.

Warum werdet Ihr böse? fuhr der Alte fort, der guten Gaben kann man niemalen zu viele sammeln, und im Alter kommen sie einem gut zu statten; darum, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gönnt es mir lieber, als einem andern.

Reinold zog hierauf sein kostbares Unterkleid aus, und sagte: siehe, ich gebe Dir das, davon magst Du eine lange Zeit leben. Der Pilgrimm nahm das Kleid und steckte es in den Sack und sagte: Ich danke Euch, Herr Ritter, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gebt es mir, ich will Eurer Brüder dafür in meinem Gebete gedenken. Da ward Reinold zornig, und zog sein Schwert und hieb nach dem Pilgrimm; der aber sprang zurück und verwandelte sich in einen schönen Jüngling von zwanzig Jahren, aber gleich darauf wit-

er wieder der Alte. Reinhold erstaunte, und holte noch einmal mit dem Schwerte aus, der Pilgrimm sprang aber wieder zurück und stand als ein schöner Jüngling da. Darauf wurde Reinold verwirrt und sagte: Jetzt ist mein Unglück auf das Höchste gestiegen, meine Brüder sind todt, dazu ist mein Roß Bayart gestohlen, mich selber wird man aufhängen, und der Teufel kömmt nun gar noch und fängt an mich zu vexiren: das kann und soll nicht so sein! Er stürzte mit Wuth auf den Jüngling zu, um ihn niederzuhauen, der aber fürchtete sich und rief: Seht Euch vor, was Ihr thut, denn ich bin Euer Vetter Malegys!

Kaum hatte Reinold diese Worte vernommen, so fiel er auf seine Kniee nieder und bat um Verzeihung und Beistand. Malegys nahm ihn nun in die Arme, tröstete ihn mit kräftigen Worten und versprach ihm, ihm sein Roß Bayart wieder zu verschaffen. Reinold wurde wieder froh und so machten sich beide Ritter auf den Weg nach Paris.

Malegys verwandelte den Reinold in einen ganz alten und schwachen Pilger, und so machte er sich auch selber wieder zu einem alten Mann. So kamen sie in die Stadt und setzten sich auf die große Brücke nieder, und die Vorbeigehenden gaben ihnen Allmosen, denn sie sahen gar zu erbärmlich aus, besonders Reinold, der für einen Todtkranken in einer Ecke der Brücke lag. Es war grade an demselben Tage, an welchem Roland sein geschenktes Pferd probiren wollte und es lief viel Volks zusammen, und viele Ritter und Damen, um den Kurzweil mit anzusehn. Reinold hatte sich seine Sporen wieder anlegen müssen, ohne daß man sie sehn konnte, um desto besser gerüstet zu sein.

Es kam nun König Carl über die Brücke mit dem Grafen Roland, und Bayart ward hinternach geführt. Der König sah die Pilgrimme, gab dem Malegys ein Allmosen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Malegys erzählte viel von den Ländern, durch die er gereiset war, eben so auch von der seltsamen Krankheit seines Gefährten; indem so kam Bayart näher, weil er seinen Herrn witterte, und schnupperte den Reinold freundlich an. Da Malegys das sah, schlug er das Roß mit seinem Stabe zurück, gleichsam als wenn sich sein Gefährte davor fürchtete. Darauf sagte er zum Könige, daß ihm ein weiser Einsiedler gesagt hätte, sein Geselle würde sogleich gesund werden, wenn er nur einmal so glücklich sein könnte, auf dem Rosse Bayart zu reiten. Der König antwortete: welch ein glücklicher Zufall, denn das ist eben das Roß Bayart, welches wir mit uns führen, und seht, das unverständige Thier schnuppert immer nach Eurem Gesellen hin, das muß fürwahr ein wunderbarer Mann sein.

Darauf befahl er, daß Graf Roland den kranken Pilgrimm nehmen und auf das Pferd setzen möchte; es geschah, aber der Pilgrimm fiel sogleich wieder ab. Roland setzte ihn zum zweitenmal hinauf, und der Pilgrimm fiel von der andern Seite wieder ab, endlich als Reinold zum drittenmale in den Sattel gesetzt ward, blieb er aufrecht sitzen und das Roß spürte nun seinen Herrn wieder und bäumte sich, und wollte von dannen laufen. Da gab ihm Reinold noch die Sporen und ließ ihm den Zügel schießen, und das Roß sprang gar behende davon und kam den Rittern bald aus den Augen. Malegys erhob über seinen Gefährten ein großes Klagegeschrei, der gewiß den Hals brechen würde,

und Turpin der Bischof, Roland, Olivier und Ogier ritten dem entflohenen Pferde nach.

Im Walde hielt Reinold still, weil er diese Herren nachkommen sah, und gab sich ihnen zu erkennen, denn er wußte, daß sie es alle gut mit ihm meinten. Sie versprachen ihm auch, bei dem Könige für seine Brüder zu bitten, und ritten so zur Stadt zurück. Zum Könige sagten sie, sie hätten das Roß nicht ereilen können, worüber Malegys ein noch lauteres Klagegeschrei erhob; der König bedauerte ihn und gab ihm eine Verehrung. Dann entfernte sich der listige Zauberer, als wenn er zum Besten seines verlornen Gefährten eine heilige Wallfahrt vornehmen wollte.

Eilftes Bild.

Malegys errettet die Brüder aus dem Gefängnisse.

König Carl ließ nunmehr seinen Rath versammeln, um über die drei gefangenen Brüder ein Urtheil zu sprechen. Er ließ sie in den Saal bringen und ihnen wie Missethätern die Hände auf den Rücken binden. Darwider setzte sich Bischof Turpin und behauptete, daß sich das nicht gezieme, weil diese Herren von fürstlichem Geblüte seien. Carl aber that einen Schwur, daß er sie wollte henken lassen, weil sie seinen Sohn Carlmann umgebracht hätten. Turpin versetzte dagegen, daß er es nimmermehr zugeben würde, und daß gewiß der größte Theil der Ritterschaft seiner Meinung wäre, weil die meisten mit den Gefangenen verwandt wären. Darüber wurde König Carl zornig und schlug nach Bischof Turpin, der Bischof aber ergriff den König beim

Halse und hätte ihn beinahe erwürgt, wenn nicht Roland und andre Genossen hinzugesprungen wären und die Einigkeit wieder hergestellt hätten. Es wurde endlich beschlossen, daß die Gefangenen noch auf einige Zeit verwahrt gehalten werden sollten, worauf man sich denn nachher noch einmal bedenken wollte.

So entgingen die Brüder noch dem Tode, denn dieser Tag war für sie ein gefährlicher Tag gewesen, und sie hatten ihr Leben schon für verloren geachtet.

In der Nacht machte sich Malegys auf und ging nach dem Gefängnisse. Vor seiner Kunst sprangen sogleich alle Thüren auf, auch fielen den Gefangenen die Ketten von den Händen. Er gab sich ihnen zu erkennen und führte sie bis an die Brücke vor Paris, dann sagte er: ich muß nun noch zum König Carl gehn, denn ich habe vergessen ihn um Erlaubniß zu fragen. Ritsart antwortete: Ach, Vetter, diese Erlaubniß wird er Euch nimmermehr geben, denn er hat seine Freude daran, daß er uns will henken lassen.

Aber Malegys ging vor das Bett des Königs Carl, der noch im tiefsten Schlafe lag, und fragte ihn, ob er ihm erlauben wolle die Brüder aus dem Gefängnisse zu führen. Carl antwortete: Führe sie, wohin Du Lust hast, denn mich kümmert es nicht; es wußte nämlich der König nicht, was er redete oder sagte. Somit nahm Malegys zugleich auch das Schwert und die Krone Carls, so daß dieser es sah, dann verließ er ihn und eilte mit den erretteten Brüdern nach Montalban.

König Carl war sehr ergrimmt, als er am Morgen

seine Krone, sein Schwert und seine Gefangenen vermißte.

Zwölftes Bild.

Ein Wettrennen mit Pferden.

König Carl bekam Lust, das beste Pferd in seinem ganzen Lande kennen zu lernen, um es für Roland zu kaufen, damit dieser sich dann desto zuverlässiger dem Reinold widersetzen könne, denn durch Roß Bayart war Reinold selbst dem mächtigen Roland überlegen. Der König setzte also die neue Krone, die er sich hatte machen lassen, zum Preise aus, für denjenigen, der mit seinem Pferde zuerst das Ziel erreichen würde, er wollte demjenigen Ritter dann die Krone für den vierfachen Preis abkaufen, dazu auch das Roß; auf diesem Wege hoffte er das beste Roß zu erhalten.

Malegys und Reinold hörten von diesem Turnier, und sie machten sich alsbald mit den Brüdern auf den Weg nach Paris. Unterwegs aber verwandelte Malegys den Reinold in einen Jüngling von vierzehn bis funfzehn Jahren, so daß ihn Niemand erkennen mochte; eben so vertrieb er dem Rosse Bayart die schwarze Farbe und machte ihn zu einem großen und starken Schimmel: über welche Kunststücke Reinolds Brüder sehr lachen mußten, denn sie erkannten selber ihren Bruder und das Roß Bayart nicht wieder. So zogen sie fort und kamen in Paris an, die Brüder aber blieben außerhalb der Stadt.

Als sie in der Herberge abgestiegen waren, ging Malegys in den Stall und band Bayart den einen Schen

kel fest, so daß er nicht recht gehen konnte, dazu verwandelte er ihn auch so, daß er ein ganz dürres und mageres Ansehn hatte. Der Wirth war höchlich darüber verwundert, und sagte schmählend zu Malegys: O du böser Geselle, der du dieses gute Roß also verdorben hast, ganz gewiß bist du Malegys und dein Geselle dort der verbannte Reinold, ich will gleich zum Könige gehn und es anzeigen. Als Reinold diese Worte hörte, zog er sogleich sein Schwert und hieb dem verrätherischen Wirthe das Haupt ab.

Es war nun der Tag, an dem das Turnier gehalten werden sollte. Malegys ritt auf der andern Seite zur Stadt hinaus, und Reinold kam mit seinem dürren und hinkenden Klepper auf den Turnierplan. Alle Ritter spotteten des Jünglings und seines Pferdes, nur ein schalkhafter Knecht war unter ihnen, welcher sagte: wenn ich anders den Reinold je gesehen habe, so ist es dieser Jüngling, und dieses sein Roß muß Roß Bayart sein. Bayart, der diese Worte verstand und für seinen Herrn besorgt war, schlug von hinten aus, so daß der Knecht todt niederfiel. Die Ritter sagten: das Roß hat Recht gethan, warum hat er es also belogen?

Der Wettlauf nahm nun seinen Anfang, und die übrigen Ritter waren mit ihren Pferden schon weit voraus; da löste Reinold dem Bayart heimlich den gebundenen Schenkel, und von Stund an bekam das Pferd sein frisches und gesundes Aussehn wieder, und der König und sein ganzes Gefolge verwunderten sich über die Maaßen. Das Roß trieb nun ein Springens und Laufens, wie es fast noch nie gethan hatte, so daß es bald allen übrigen Pferden zuvorkam, worüber sich Reinold ungemein erfreute, denn er hatte eine große Begierde zu der

Krone. Als er endlich an das Ziel gekommen war, nahm er die Krone von dem Orte weg, wo sie aufgestellt war, sprang mit dem Rosse in die Seine und schwamm behende an das jenseitige Ufer. König Carl war erstaunt und erschrocken, er rief dem Ritter nach, aber Reinold hatte drüben schon seinen Vetter Malegys gefunden und rief zurück: seht, ich bin Reinold, und dieses hier ist mein Roß Bayart, kein beßres giebt's in der ganzen Welt mit Laufen und Springen, es ist daher nur vergebene Mühe von Ew. Majestät, ein besseres aufsuchen zu wollen.

König Carl erschrak heftig und bat ihn zurückzukommen, er wolle ihm und seinen Brüdern vergeben und ihnen Aemter ertheilen, darneben ihm die Krone für den vierfachen Werth mit Gold abkaufen. Aber Reinold sagte: Ich traue Eure Majestät nicht so viel, überdies, was wollt Ihr mit einer Krone? Ihr seid ja ein Roßtäuscher geworden und dürft also keine Krone tragen. Mit diesen Worten ritt er mit der Krone fort, und keiner wagte es, in die Seine zu springen, weil sie die Kunst des Zauberers Malegys fürchteten.

Die Brüder waren sehr erfreut, als sie den Reinold mit der kostbaren Krone ankommen sahn; aber König Carl war sehr betrübt, daß er nun auch seine zweite Krone verloren hatte, die er sich erst neu hatte machen lassen.

Dreizehntes Bild.

König Ivo ein Verräther.

Es nahte sich jetzt das Pfingstfest, an dem König Carl immer seine Edle und Fürsten zu versammeln

pflegte; er mußte sich daher zu dieser Feierlichkeit eine neue Krone verfertigen lassen, damit er in seinem Schmucke und dem schicklichen Glanze erscheinen könne. Dann lud er alle zum Feste ein, vorzüglich aber den König Ivo von Tarragon. Als sie erschienen waren, wurde jeglichem sein Sitz angewiesen, und eine überaus schöne Musik erklang; König Ivo aber aß mit König Carl an einem besondern Tische, so daß ihm also dadurch eine große Ehre widerfuhr.

Nachdem man die Tafel aufgehoben hatte, nahm Carl den König Ivo bei der Hand, und beide gingen im Garten spazieren. Carl sagte: Mein König, es wird Euch bewußt sein, wie Euer Eidam meinen Sohn Carlmann erschlagen hat, es ist mir unmöglich, den Mörder in meine Gewalt zu bekommen; so Ihr ihn mir aber ausliefern wollt mit seinen Brüdern, will ich Euch eine große Summe Goldes dafür verehren.

König Ivo freute sich, als er diesen Vorschlag hörte, denn er liebte das Gold über die Maaßen, dazu so schmeichelte ihm das Vertrauen und die Freundschaft König Carls, auch hatte er nun schon die treuen und redlichen Dienste der Heymons Kinder vergessen, so daß er dieserwegen den Handel einging, und die vier Brüder ohne Wehr und Waffen nach Falkalon zu liefern versprach. Hierauf umarmten sich beide Könige von Herzen, und Ivo zog sogleich nach Montalban, Carl aber schickte viel Volks nach Falkalon, um die Brüder gefangen zu nehmen, und sie sich todt oder lebendig überliefern zu lassen, damit die verdrüßlichen Händel ein Ende gewinnen möchten.

Reinold war mit seinen Brüdern auf die Jagd gezogen, und er ritt nun mit ihnen nach seinem Schlosse

Montalban zurück. Aber plötzlich überfiel ihn eine große Traurigkeit, so daß er den Kopf sinken ließ, und gebückt und bekümmert auf seinem Pferde saß. Die Brüder wurden besorgt und fragten ihn, was ihm fehle, daß er sich also in Gedanken verliere. Reinold antwortete: ach, meine lieben Brüder, ich kann es Euch nicht sagen, wie es geschieht, daß ich allen meinen Muth so plötzlich verliere, so daß ich sagen möchte, mir ist wie einem schwachen Greisen zu Sinne, der das Ende seines Lebens wünscht. Der Wald hier, in dem ich so oft gejagt habe, kömmt mir so finster und traurig vor, ich freue mich auf nichts und fürchte innerlich ein Uebel, das uns bevorsteht. — Die Brüder sagten: Du bist müde, Reinold, denn wir haben den ganzen Tag gejagt.

Indem kamen sie aus dem Walde und Reinold gewahrte viel Volks auf den Zinnen seiner Burg. Heiliger Gott! rief er aus, wie viel Volks seh ich da oben? Was mögen sie wollen, und wo mag mein Gemal und mein Vetter Malegys sein? Ein Bote kam ihnen entgegen und sagte ihnen, daß König Ivo auf dem Schlosse wäre, worüber sich Reinold sehr erfreute, denn er gedachte nicht, daß ihm sein Schwiegervater einen solchen Possen spielen könne.

Reinold wollte den König Ivo küssen, aber dieser sagte: Laß das, mein Sohn, ich kann das Küssen jetzt nicht vertragen, denn ich habe einen Fluß am Haupte. Reinold erkundigte sich nun nach der Ursach seines Besuchs, und Ivo sagte ihm, daß er bei König Carl gewesen wäre, und zwischen ihm und den vier Brüdern einen Frieden geschlossen hätte. Reinold freute sich sehr, als er diese Neuigkeit erfuhr, denn er wünschte nun endlich in

Sicherheit leben zu können; die andern Brüder aber setzten ein Mißtrauen in die Rede des Königs. Reinold wollte mit tausend Mann aufbrechen, um doch einigen Schutz zu haben, wenn Carl gegen sein Wort handeln sollte, aber Ivo sagte ihm, daß der Vertrag so gemacht wäre, daß sie ohne alle Waffen und baarfüßig nach Falkalon auf Eseln reiten sollten, dann sollten sie vor König Carl auf die Kniee fallen und so würde er ihnen dann vergeben. Darüber wurde Reinold auch nachdenklich und er antwortete: daß er darüber erst mit seiner Hausfrauen Clarisse und mit seinen Brüdern rathschlagen wolle; worüber Ivo erschrak, denn er fürchtete, daß ihm seine List nicht gelingen werde.

Clarisse fiel ihrem Gemal Reinold um den Hals und weinte und beschwur ihn, daß er nicht wegreisen möchte, weil ihr ihr Herz irgend ein Unglück weissage. Reinold fragte: Was sollte mir begegnen? Euer Vater hat einen guten Frieden geschlossen, und wir werden hinführo in aller Sicherheit leben können. Ach, antwortete Clarisse, ich sehe wohl, Ihr kennt meinen Herrn Vater noch nicht, denn ich muß Euch sagen, er ist sehr geldgeizig und hat Euch ganz gewiß an den König Carl verrathen. Hierauf wurde Reinold zornig und sagte: Ihr seid eine sehr schlechte Tochter, daß Ihr also von Eurem leiblichen Vater reden dürft, nein, nun will ich ihm um so mehr vertrauen und kühnlich nach Falkalon zu König Carl ziehn; denn warum soll mich Ivo, mein zweiter Vater, verrathen? Hab' ich ihn doch von jeher nichts als lauter Gutes erwiesen und treue und redliche Dienste geleistet, das wird er nicht also geschwinde vergessen können, daß er mich verrathen sollte, will mich also stracks auf den Weg machen.

Clarisse wurde sehr betrübt, da sie ihren Herrn so entschlossen sah; sie rief heimlich Ritsart zu sich und sagte: Ritsart, ich halte dafür, daß Euch allen Viéren großes Unglück begegnen wird, nimm deshalb diese vier Schwerter, aber laß meinen Herrn Reinold nichts davon merken, darunter ist eins, Florenberg, das an Vortrefflichkeit seines Gleichen sucht.

Ritsart nahm die Schwerter und verbarg sie unter seiner Kleidung, und nun zogen die Brüder aus auf vier Eseln und barfuß und in wollenen Hemden. Es war am frühen Morgen, und Reinold fing an mit lauter Stimme ein Lied zu singen, um sein trauriges Herz etwas zu erheitern, welches ihm aber sein Bruder, der betrübte Adelhart, heftig verwieß.

So zogen sie fort und kamen gen Falkalon. Schon in der Ferne sahen sie viel Volks stehen, das bewaffnet war und auf sie wartete. Da wurde Reinold betrübt und sagte: Ach, meine Brüder, ich sehe nun wohl ein, daß uns mein Schwiegervater Ivo verrathen hat, denn dort sind viele gewaffnete Leute, die auf uns warten, dazu haben wir keine Rüstung und Waffen, auch kein Pferd als unsre Esel. Indem kamen die Feinde näher, und der Anführer der Schaar rennte mit seinem Speere voraus, um Reinold nieder zu stechen, indem er rief: Ergieb Dich nun, stolzer Reinold, denn Dein Schwiegervater hat Dich um eine große Summe Goldes dem Könige verkauft. Reinold ließ sich schnell von seinem Esel zur Seiten ab, aber der Speer traf ihn doch, so daß er für todt auf der Erden lag. Darüber wurden die Brüder sehr bekümmert, aber Reinold richtete sich bald wieder auf: da ging Ritsart zu ihm und gab ihm das Schwert Florenberg in die Hand

und sagte: sieh, mein Bruder, das hat mir Deine Hausfrau Clarisse zu unserm Schutze gegeben; gab auch den andern Brüdern jedem ein Schwert und behielt auch für sich eins. Als Reinold das Schwert sahe sagte er: O Bruder, nun ich meinen Florenberg in der Hand habe, bin ich voll guten Muths, und ich will nicht mehr Reinold heißen, wenn ich alle diese fürchte.

Das Volk war indessen mit seinen Anführern angerückt, und es entstand ein blutiges Treffen; alle vier Brüder gebrauchten sich so tapfer, wie es nur je die größten Helden haben thun können, vorzüglich aber Reinold, der mehr Thaten that, als sonst ein Mensch zu thun im Stande ist. So dauerte das Gemetzel bis in die Nacht; da zogen die Brüder die Harnische der Erschlagenen an und stiegen auf die Pferde.

Am Morgen erneuerte sich der Kampf, und Writsart wurde im Gedränge gefangen genommen, denn das Pferd war ihm unter dem Leibe zu Tode gekommen. Eine Schaar führte den Gefangenen weg um ihn König Carln zu überliefern; Adelhart wurde es zuerst inne, daß ein Bruder fehle und sagte es dem Reinold; dieser wurde wüthend und drang darauf, daß man Writsart wieder frei machen müsse; aber Adelhart sagte: Lieber Bruder, es ist uns für dieses mal unmöglich, wenn wir ihnen nachsetzen, wird uns die Menge umzingeln und überwältigen; immer noch besser, daß der eine verloren geht, als wir alle. Aber Reinold wurde zornig und sagte: Sollen wir es dulden, daß ein Bruder von uns gehenkt werde? daß man nachher sage: sehet, das sind die Brüder, die so lange gegen König Carl gestritten haben, und es doch am Ende haben leiden müssen, daß man Einen von ihnen gehenkt hat? Nein,

lieber will ich mein Leben daran setzen, denn fürwahr, das wäre uns eine sehr schlechte Ehre.

Er ritt also durch das Gedränge und traf auf die Schaar, die seinen Bruder Writsart wegführte; der eine von ihnen sah sich um und sagte: seht, da kömmt Reinold und geberdet sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wahrer Teufel, lasset uns alle davon fliehen! Reinold kam herangesprengt und hieb die ersten nieder, die übrigen flohen, und so war Writsart wieder frei; worauf Reinold sagte: Bruder, ich habe Euch diesmal wieder frei gemacht, aber ich sage es Euch, es geschieht nicht wieder; warum lasset Ihr Euch so gar leichtlich fangen? Writsart sagte: Bruder Reinold, es war nicht meine Schuld, mein Pferd war todt, dazu so hatten sie mir im Handgemenge mein Schwert zerschlagen. Nun, es soll Euch für diesmal vergeben sein, sagte Reinold; und so ritten sie wieder in den Kampf hinein.

Die Schlacht dauerte fort, aber es kam zu den Feinden eine Verstärkung. Ritsart war schwer verwundet, und so mußte endlich Reinold mit seinen Brüdern die Flucht ergreifen.

Vierzehntes Bild.

Die Belagerung auf dem Berge.

Reinold nahm den verwundeten Ritsart hinter sich aufs Pferd und er und die andern Brüder flohen auf einen nah gelegenen Berg. Derselbe Berg war sehr hoch und steil und ganz aus Marmorstein, und so beschaffen, daß nur immer ein Mann heraufgehn konnte. Von oben warf Reinold nun mit gewaltigen Steinen herunter, so daß

Roß und Mann hart und mühsam sich dem Berge zu nähern [illegible]. Graf Galan, der das Heer anführte, sprach mit Ogier, der gerne seinen bedrängten Verwandten beigestanden hätte, wenn ers gewagt hätte, ohne für einen Verräther angesehn zu werden. Er ging dem Berge näher, um mit Reinold Unterhandlungen zu pflegen und ihn zu fragen, ob er sich ergeben wolle, oder noch länger zu fechten gedächte; er rief daher hinauf, daß Reinold mit Steinwürfen inne halten solle, er habe etwas mit ihm zu reden. Als er oben kam, sah er, daß die andern drei Brüder auf ihren Knieen lagen, und Gott um Hülfe anflehten, und daß Reinold nur noch allein wacker sei. Er rieth ihnen hierauf, den Berg nicht zu verlassen und ging wieder fort, indem er sie in den Schutz Gottes befahl.

Reinold hatte auf Montalban einen Jüngling zurückgelassen, der die Wissenschaft verstand, in den Sternen des Firmaments bei der Nacht zu lesen; dieser stand oben auf der Burg und sah aus dem Laufe der Gestirne, daß Reinold sich mit seinen Brüdern in der größten Gefahr befinde, und daß er auf einem Berge belagert sei, imgleichen, daß König Iwo ihn um eine große Summe Goldes an Carl verrathen habe. Er lief sogleich zu Malegys, um es ihm anzusagen; dieser stand lustig in der Küchen und ordnete ein Abendessen an, weil er glaubte, daß die Brüder noch in dieser Nacht wiederkehren würden. Da Malegys das Unglück hörte, wollte er sich selber erstechen, so sehr war er in Verzweiflung; aber der Jüngling sagte: Malegys, was sollte Euch das helfen, wenn Ihr Euch umbrächtet? Suchet lieber Eure Vettern zu erretten, und nehmt derohalben Kriegesknechte mit Euch und setzt Euch auch auf

das gewaltige Roß Bayart. Malegys fand den Rath gut, er foderte die Knechte auf und ging in den Stall, um auf Bayart zu steigen. Aber Bayart schlug und biß um sich, wollte Niemand aufsteigen lassen, denn allein Reinold; Malegys aber erwischte einen Prügel, in der Meinung, das Roß mit Gewalt zu bezwingen, aber Bayart setzte sich auf die Hinterbeine und hätte den Malegys fast zerrissen, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Da wurde Malegys betrübt und sagte: O du schändliches Roß! willst du nun in der Noth deinen Herrn Reinold verlassen, der sich in Lebensgefahr befindet? Kaum hörte Bayart diese Worte, so ließ er sich demüthig auf seine Knies nieder, so stieg Malegys auf und der Zug folgte ihm.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonskinder und waren von einer großen Macht belagert, Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten. Adelhart und Writsart waren auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er beständig große Felsensteine hinunterwarf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold wurde schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der fernen Morgensonne einen Reiter und verkündigte seinen Brüdern: ach, theure Brüder, rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von

den Knieen und sahen hin und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths, und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Ritsart, der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin sehr schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihren Armen, und er sah ebenfalls das Roß Bayart, worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte sehr große Sprünge, um zu seinem Herrn zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinold seine Kniee und ließ ihn aufsteigen.

Es entstand ein neues blutiges Gefecht, Reinold brachte den Grafen Calon um, und die Kriegsknechte, die Malegys gebracht hatten, hielten sich sehr tapfer, so daß der Feind endlich die Flucht ergreifen mußte. Die Brüder waren ungemein erfreut und dankten Gott aus tiefem Herzen; aber Reinold schwur: den verrätherischen König Ivo mit dem Schwerte hinzurichten. Dieser aber hatte schon Nachricht erhalten, und war in ein Kloster geflohen, dort war er ein Mönch geworden, um seine Sünden abzubüßen.

Als Reinold zurückkam auf Montalban, wollte er erst seine Hausfrau Clarissa nicht ansehn, weil ihr Vater ihn ohne Ursach verrathen habe. Aber sie versöhn-

ten sich bald und aßen und tranken, und Reinold gedachte der verlaufnen Thaten nicht mehr.

Funfzehntes Bild.

Reinolds Kampf mit Roland.

Roland wurde sehr zornig auf König Ivo, daß er nun sein Wort doch nicht gehalten habe, die Brüder auszuliefern; es war ihm lieb, daß sie auf die Art errettet waren, aber er wollte durchaus eine Rache an Ivo nehmen. Er zog daher mit den Genossen vor das Kloster, in welches Ivo geflohen war und hielt es belagert, in der Meinung, Ivo aufzuhängen, sobald er ihn in seiner Gewalt haben würde. Ivo vernahm die traurige Botschaft und schrieb einen überaus kläglichen Brief an Reinold, seinen Schwiegersohn, daß er ihm helfen möchte, weil er sonst eines schmählichen Todes sterben müsse. Reinold wollte sich nichts um den Verräther kümmern. Clarisse, seine Hausfrau, saß mit ihrem jüngsten Söhnlein, das sie Adelhart genennt hatte, grade neben ihm, als dieser klägliche Brief ankam, und sie weinte über das Unglück ihres Vaters so heftig und so von Herzen, daß Reinold dadurch über die Maaßen gerührt wurde und sogleich seinen Harnisch anzog, und auf Bayart stieg, um den Verräther zu retten.

Als er vor das Kloster kam, war es schon erobert, und Roland machte eben Anstalt, den König Ivo aufzuhängen. Reinold ritt schnell hinzu, nahm im zornigen Muthe seinen Schwiegervater hinter sich auf's Pferd

und floh mit ihm davon. Roland verfolgte ihn, weil er seinen Raub nicht fahren lassen wollte, hatte aber kein so gutes Pferd als Bayart war, deshalb entkam ihm Reinold. Darüber wurde er sehr ergrimmt und schalt Reinold einen Verräther, und die beiden Ritter setzten sich einen Tag fest, um ihre Sache auszukämpfen.

Reinold brachte daher seinen Schwiegervater nach Montalban, und wollte dann bald wieder zurück, weil er mit Roland einen Streit halten müsse. Clarisse weinte sehr, als sie diese Nachricht hörte, denn Roland war ein Mann, der, wenn er gepanzert war, weder von Schwert und Spieß verwundet werden mochte. Aber Reinold ließ sich nicht irre machen und reiste ab.

Er bezeugte sich erst demüthig gegen Roland, weil er ein Vetter war, da aber Roland trotzig war, sagte er: Ihr müßt nicht etwa glauben, daß ich mich vor Euch fürchte, nein wahrlich nicht, und wenn gleich Eurer fünfe wären, und zog gleich seinen Harnisch an und stieg auf Bayart. Sie stießen heftig auf einander und mit solcher Gewalt, daß Roland sammt seinem Pferde zu Boden stürzte, welches ihm sonst noch in keinem Kampfe mit keinem Ritter begegnet war. Er erstaunte selber darüber, und raffte sich wieder auf, aber die übrigen Genossen litten es nicht, daß der Kampf fortgesetzt wurde.

So ritt Reinold mit frohem Herzen nach Montalban zurück, und Roland that eine Wallfarth zum heiligen Jakob von Compostella.

Sechzehntes Bild.

Reinold errettet seinen Bruder Ritsart.

Als Roland von seiner Wallfahrt zurückkam, traf er in einem Walde den Ritsart, der dort jagte. Roland ritt auf ihn zu und sagte, daß er sich gefangen geben müsse. Ritsart wollte sich ihm anfangs widersetzen, aber da ihm Roland versprach, ihn gegen König Carl zu schützen, so ergab er sich in sein Geleit und zog mit ihm nach Paris.

Malegys, der im Walde verborgen war, brachte diese Kundschaft sogleich den Brüdern auf Montalban, sie machten sich bereit, Ritsart zu erlösen; Malegys aber ging nach Paris, um zu sehen, wie es mit Ritsart werden würde.

Malegys kam als ein kranker Pilgrimm mit geschwollenem Bein und einem dicken Bauche, dazu in einen rauhen Mantel gehüllt, ganz alt und unansehnlich zu König Carl und begehrte um Gottes Barmherzigkeit willen eine Mahlzeit von ihm. Carl aber schlug ihn derbe mit einem Stecken und sagte: ich traue keinem Pilgrimm mehr, seit mich Malegys betrogen hat. Da geberdete sich Malegys gar kläglich und fing als ein kranker Mann an zu weinen und zu schluchzen, so daß es König Carl wieder gereute, daß er einen heiligen Pilgrimm geschlagen hatte, der noch überdies krank war. Er ließ ihn also an einen Tisch niedersetzen und Speise und Trank reichen, dazu bediente er ihn selbst, aus demüthiger Reue. Malegys dachte in seinem schalkhaften Sinne: ich sollte dir wohl gerne deinen Schlag wieder vergelten; als ihm

daher der König einen so schmackhaften Bissen in den Mund stecken wollte, ergriff er gar behende mit den Zähnen dessen Finger und biß ihn tüchtig. Der König setzte sich vor Schmerzen abseits und sagte: Du schelmischer Pilgrimm; warum thust du mir also? Du hättest mir beinahe den Daumen abgebissen, wenn ich dich hätte gewähren lassen. — Malegys sagte: Verzeihen mir Ew. Majestät, ich war so gar sehr hungrig, daß ich nicht recht Acht darauf gab, ob es die Speise oder Euer Daumen war, daher geschah es ohne meinen Vorsatz.

Indem kam Roland mit dem gefangenen Ritsart in den Saal; König Carl war sehr ergrimmt, als er ihn sah, und schwur, ihn sogleich aufhängen zu lassen. Roland aber wollte es nicht zugeben, weil er ihm sicheres Geleit zugesagt hätte; eben so waren auch die übrigen Genossen dagegen. Der König fragte alle nach der Reihe herum, ob keiner es über sich nehmen wolle, den Ritsart aufzuhängen, aber alle schlugen es ab. Da that sich einer her, genannt Ripus von Ripemont, der sagte, daß er es sich unterstehen wolle, wenn die Genossen ihm alle angeloben wollten, deshalb keine Rache an ihm zu nehmen. Alle sagten es ihm zu, außer Ogier, der unwillig im Saale auf und abging. Der König wurde ergrimmt, daß dieser es nicht auch versprechen wollte, gleich den andern; Ritsart sah indeß den Malegys in einer Ecke sitzen, er näherte sich dem Ogier und sagte: Ogier, gebt nur Euer Wort, denn ich sehe dort Malegys sitzen, und so komme ich gewiß nicht an den Galgen. Ogier gab also auch sein Versprechen, und Carl setzte nun den Tag fest, an welchem Ritsart zu Falkalon sollte aufgehängt werden.

Malegys begab sich indessen in großer Eile nach Montalban zurück, und sagte den Brüdern den Tag an, und daß sie sich rüsten sollten. Sie ritten also aus, und lagerten sich nahe bei in einem Walde, von wo sie den Galgen genau sehen konnten. Sie stiegen ab und setzten sich in das Gras, wo Malegys ihnen die Geschichte erzählte, wie er dem König Carl in Finger gebissen habe, und indem sie noch sprachen, überfiel sie eine Schläfrigkeit, so daß sie alle einschliefen.

Der Zug mit Ritsart kam indessen zum Galgen, und Rype spottete seiner und sagte, daß er nun weiter auf keine Hülfe zu hoffen habe. Ritsart aber schaute sich sehr betrübt nach seinen Brüdern und Malegys und Bayart um, daß sie ihm helfen sollten, und da er keinen von ihnen allen gewahr ward, brach er in Thränen aus und ergab sich in sein Schicksal, denn sie schliefen alle im Walde, außer Bayart, der noch munter war. So mußte nun Ritsart wie ein Verbrecher auf die Leiter steigen, und als er fast oben war, sah ihn Bayart aus dem Walde heraus. Das Pferd fing ein großes Geschrei an und wüthete und tobte so lange, bis Reinold aufwachte. Der sagte: Ei, du böser Schalk, das bin ich an dir ungewohnt, und wollte es schlagen, aber da sah er seinen Bruder oben beim Galgen und schnell stieg er auf Bayart und weckte die übrigen, und alle rannten mit voller Gewalt aus dem Walde heraus. Reinold schlug unter das Volk, so daß sie flohen oder umkamen, und Risart war wieder frei, und Rype ward genommen und an den Galgen gehangen, weil er sich unterstanden hatte, den Risart aufzuhängen.

Ritsart war so froh und guten Muths, daß er sich noch die Rüstung des Rype anzog und auf sein Pferd stieg, um sich vom König Carl den versprochenen Lohn auszahlen zu lassen. Reinold mußte lachen, da er seinen Bruder noch so gutes Muthes sah, er folgte ihm von ferne mit Malegys und den übrigen Brüdern.

Carl sah mit Ogier grade aus dem Fenster, als sie in der Ferne einen Ritter über den Plan reiten sahen, den sie für Rype hielten. Carl war sehr erfreut, weil er glaubte, Ritsart sei nun gewiß und wahrhaftig gehangen, aber Ogier ward zornig und ging fort, um ihm entgegen zu reiten und mit ihm handgemein zu werden. Carl versammelte seine Ritterschaft, weil er fürchtete, daß Ogier den Rype umbringen würde, ritten ihm also allesammt nach. Aber Ritsart gab sich dem Ogier zu erkennen, als sie zusammen kamen, und der war nun zufrieden. Indem kam König Carl mit seinem Gefolge näher, und lobte den vermeintlichen Rype, daß er sein Versprechen so wacker ausgeführt habe. Darüber wurde Ritsart zornig und sagte: ich bin nicht Rype, der hängt am Galgen, sondern Ritsart! und rennte mit seinem Speer auf Carl zu und gab ihm einen guten Stoß auf die Brust. Darüber wurde ein Gefecht und Reinold kam mit seinem Gefolge heran und alle wurden mit einander handgemein. Reinold sprang von Bayart und ergriff König Carl und warf ihn hinter sich auf's Pferd, in der Meinung, ihn mit sich nach Montalban zu nehmen. Als die übrigen sahen, daß König Carl gefangen war, setzten sie dem flüchtigen Bayart nach und das Gefecht ward noch hitziger; Reinold aber sah zurück und sah, daß seine Brüder mitten unter den Feinden kämpften, er warf daher den König

Carl wieder von sich, so daß er weit in's Feld hinein flog, und meinte, das Herz im Leibe wäre ihm gesprungen; und so ritt Reinold wieder unter die Feinde und focht tüchtig, bis er seine Brüder salvirt hatte. Dann ritten sie alle nach Montalban.

Siebzehntes Bild.

Kunststück des Malegys.

Olivier war einst auf der Jagd und stand mit seinem Pferde auf einem hohen Berge. Da sah er unten nach dem Fluß hinunter und gewahrte einen Mann, der am Berge herum kroch, und Kräuter zu suchen schien; er gedachte gleich daran, daß es wohl Malegys sein könnte, ritt also hinunter und sagte ihm, daß er sich gefangen geben sollte. Malegys setzte sich zur Wehre, aber Olivier schlug ihm das Schwert aus der Hand, und so mußte jener sich gefangen geben und dem Olivier nach Paris folgen, zornig zwar, aber doch nachgebend.

König Carl freute sich sehr, daß Malegys in seiner Gewalt sei, er wollte ihn sogleich aufhängen lassen, aber Malegys sagte: lasset mich noch bis Morgen leben, das ist nicht lange, und mir ist es lieber. Das glaub' ich, antwortete Carl, Du denkst vielleicht mir zu entwischen, aber diesmal soll es Dir nicht gelingen, deshalb kann ich Dich wohl bis morgen leben lassen, dann aber sollst Du dafür gestraft werden, daß Du mir neulich beinahe den Daumen abgebissen hättest. — Wenn ich morgen hänge, antwortete Malegys, so werd' ich nun wohl Ew.

Majestät nicht mehr heissen. Das denk' ich auch, antwortete der König.

Es wurde zur Tafel geblasen und die Genossen saßen paarweise an kleinen Tischen; der König aber speiste allein; worauf Malegys sagte: für alle diese Herren ist gedeckt, außer für mich nicht, ich denke, ich setze mich zu Ew. Majestät, so machen wir auch ein Paar. — Du böser Schalk, antwortete Carl, darfst Du noch so lose Reden führen, ich dächte, Dir sollte die Lustigkeit wohl vergehn, da Du morgen sterben mußt. Aber die Reden des Malegys gefielen dem Roland, und er ließ den Malegys neben sich niedersetzen, und sie aßen und tranken mit einander. Malegys wurde immer lustiger und sang einige Lieder, worüber sich alle verwundern mußten, da er so bald sterben sollte. Aber Malegys trank immer fleißiger, und sang:

Sollt' ich denn fröhlich nicht seyn?
Schmeckt mir doch Essen und Wein,
Morgen ist lange nicht heut,
Sterben hat doch seine Zeit,
Jedermann thut es ja leid,
Stirbt doch auch mancher noch heut.

Der König sagte: Du denkst Dich wohl vielleicht vom Galgen los zu singen, aber darin sollst Du Dich verrechnen, und sogleich ließ er ihn in einen festen Kerker führen und in Ketten legen und viel Eisen an die Füße binden, damit er durchaus nicht entlaufen könne. Gebt Ihr mich frei? sagte Malegys; gewiß nicht, antwortete der König. Nun, so gebt nur gut auf mich Acht, redete darauf der Schalk, denn um Mitternacht denke ich Euch zu entlaufen. Damit wird es nun wohl keine Noth haben, sagte der König und ließ die festen eiser-

nen Thüren doppelt zuschließen, und die Genossen mußten mit bloßen Schwertern die Nacht hindurch vor dem Gefängnisse Wache halten; meinte der König, er solle ihm nun gewiß nicht entrinnen.

Aber um Mitternacht schüttelte Malegys die Schlösser von sich und die Eisen fielen ihm von den Füßen; darauf machte er durch seine Kunst die Schlösser und die eisernen Thüren auf und machte, daß die Genossen in einen festen Schlaf fielen und einer über dem andern lag. Worauf er ihre Schwerter und vieles kostbares Geräthe mit sich nahm und so schwer beladen nach Montalban eilte. Reinold war sehr erfreut, daß er die zwölf kostbarsten Schwerter in seiner Gewalt habe.

Am Morgen wollte König Carl den Malegys zum Tode führen lassen, stand deshalb ziemlich früh auf. Da fand er die Genossen schlafend, wie einer über dem andern lag, auch waren ihnen die Schwerter gestohlen und alle Thüren offen, und kein Malegys im Kerker, aber die Ketten und das Eisen war drin geblieben, worauf König Carl sehr erboßt wurde und einen Eid that, er wolle Montalban belagern und mit eigner Hand die Schwerter erobern.

Achtzehntes Bild.

Montalban belagert; Frau Aya schließt einen Frieden.

König Carl brachte nun eine große Macht zusammen und zog mit allen seinen Genossen vor Montalban und hielt es belagert. Roland mußte hineingehn und die Festung auffodern, daß sie sich auf Gnade und Un-

gnade ergeben solle; aber Reinold wollte das nicht thun, sich aber ergeben, wenn König Carl ihm Verzeihung und Sicherheit verspräche. Das aber wollte König Carl wieder nicht eingehn, und so dauerte der Krieg wieder einige Jahre hintereinander, und ward auf eine blutige Art fortgeführt, so daß auf beiden Seiten viele Leute todt blieben.

In einer Schlacht stach Reinold den König vom Pferde und hätte ihn gefangen genommen, wenn ihn die Genossen nicht errettet hätten; aber an demselben Tage wurde Malegys entwaffnet, und für einen Gefangenen in das Lager des Feindes geführt. Der König wollte ihn am folgenden Morgen hinrichten lassen.

In der Nacht aber brauchte Malegys seine Kunst und ging vor das Bett des Königs und sagte zu ihm: Ew. Majestät, Reinold hat gebeten, daß wir beide zu ihm kommen sollen. Der König war bezaubert und antwortete: Schon gut, ich wünsche nur, wir wären erst unterwegs. Darauf nahm Malegys den schlafenden König auf seine Schultern und trug ihn so gen Montalban. Dort legten ihn die Brüder in ein köstliches Bette und warteten dann, bis er aufwachen würde.

Der König war sehr verwundert und erschrak heftig, als er alle seine Feinde um sein Bette stehen sah. Reinold redete ihn an, er möchte ihm verzeihen und er wollte ihn sogleich freilassen und ihm mit seinen Brüdern dienen. Aber König Carl wollte nicht nachgeben, so viel gute Worte ihm auch Reinold gab, worüber Ritsart ergrimmte und sein Schwert zog, und den König umbringen wollte; aber Reinold hielt ihn zurück und sagte: Das sei ferne von Dir, Bruder, daß Du unsern König umbringen solltest. Alle Brüder baten

drauf und auch Malegys; aber Carl bestand auf seinem stolzen Sinn, daß sie sich ihm alle auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. So viel wollte aber Reinold dem Könige auch nicht trauen, er ließ ihn daher frei in sein Lager zurück, aber der Krieg ward immer noch mit großer Wuth fortgesetzt, obgleich alle Genossen, insonderheit der Bischof Turpin, für Reinold baten.

Das Schloß Montalban war so fest, daß es der Feind durchaus nicht einnehmen konnte, aber der Proviant war den Belagerten gänzlich zu Ende gegangen, so daß sie in die größte Noth geriethen. Alle übrigen Pferde waren schon verzehrt, Reinold war in der größten Verzweiflung und rief: Nun muß Bayart sterben. Er ging mit einem Messer in den Stall, um das Roß todt zu stechen; aber sein Bruder Adelhart folgte ihm und hielt ihn zurück und bat für das treue Roß. Bayart selbst fiel demüthig auf seine Kniee, als wenn er um sein Leben bitten wollte. Darüber wurde Reinold sehr gerührt, so daß er weinte und ließ dem Bayart Gnade widerfahren.

Turpin hörte von dem großen Mangel, der in der Vestung herrschte und wurde sehr darüber betrübt, daß seine Verwandten solche Noth leiden sollten. Er vermochte daher den Roland dahin, daß er beim nächsten Angriff sich die Ehre ausbat den Vortrab anzuführen, und als das geschah, schaffte er den Brüdern wieder eine große Menge Proviants in die Vestung. So bekam auch Bayart wieder viel Futter und wurde wieder so stark als er nur je gewesen war.

Aber Reinold sah ein, daß er sich am Ende nicht gut auf Montalban würde halten können, weil der Proviant immer schnell verzehrt war; er beschloß daher, sich mit seinen Brüdern nach seiner Burg Ardane zu

begeben, weil er sich dort besser schirmen könne. Er ließ also Bayart zu einer heimlichen Pforte hinausbringen; dort stiegen alle Brüder auf und ritten schnell nach Ardane. Malegys begab sich auf sein festes Castell.

Als König Carl diese Nachricht gehört hatte, zog er mit seiner Macht vor Ardane und hielt es belagert, denn es war sein ernstlicher Wille, die Brüder in seine Gewalt zu bekommen. Der Streit wurde heftig fortgesetzt und es blieb viel Volk und viele Ritter. Am Ende kam Reinold auch hier in sehr bedrängte Umstände und er sah ein, daß er sich mit der Zeit würde ergeben müssen.

Aber seine Mutter Frau Aya kam mit einem großen Gefolge in das Lager ihres Bruders, Königs Carl, um für ihre Söhne zu bitten. Sie ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder und weinte heftig und bat um das Leben ihrer Kinder, und daß er sich möchte rühren lassen. König Carl hatte seine Schwester in so langer Zeit nicht gesehn, dazu so rührte ihn ihr Knien und ihre bitterlichen Thränen, so daß er ihr versprach, einen guten Frieden zu machen und alles zu vergessen, wenn die Söhne ihm das Roß Bayart in die Hände liefern wollten, damit zu schalten wie er Lust hätte, weil es ihm gar zu großen Schaden gethan habe. Frau Aya war von Herzen froh und ging sogleich in die Vestung zu ihren Kindern, ihnen die Botschaft anzusagen. Adelhart setzte sich dagegen, daß man das Roß ausliefern sollte; aber Reinold sagte: wir wollen es thun, lieben Brüder, wir mögen vielleicht für das Roß auch Gnade erlangen.

Und so war denn nach einem langen Kriege der Friede geschlossen.

Neunzehntes Bild.

Das Roß Bayart wird ertränkt.

Die Brüder fielen im Beiseyn ihrer Mutter dem Könige zu Fuße, er hob sie gnädig auf und alle waren sehr erfreut, besonders ihre Mutter Aya. Hierauf nahm Reinold das Roß Bayart und gab es in die Hände Carls. Der König ließ ihm sogleich zwei Mühlsteine an den Hals binden, und es, wie er gelobt hatte, von der grossen Brücke in's Wasser stürzen. Bayart sank unter, kam aber bald wieder in die Höhe und sah nach seinem Herrn Reinold; dann arbeitete er sich mit Schwimmen an's Ufer, schlug die Mühlsteine von sich und ging zu Reinold und liebkosete ihm. Der König sagte: Reinold, gebt mir das Roß zurück; Reinold nahm es, und gab es dem Könige, der ließ ihm zwei Mühlsteine an den Hals henken und an jedem Fuße einen und so wurde es von neuem in das Wasser geworfen. Es sank wieder unter, kam aber bald wieder oben, sah Reinold an, stieg an's Ufer und schlug alle Steine von sich, so daß sich alle über die Stärke Bayarts verwundern mußten. Bayart stand wieder bei Reinold und liebkoste ihm, wie zuvor, wodurch Reinold sehr gerührt war. Adelhart sagte: Bruder, verflucht mußt Du sein, wenn Du das Roß wieder aus Deiner Hand giebst! O Bayart, wird Dir nun so gelohnt, daß du deinen Herrn und uns alle so oft errettet hast? Aber Reinold sagte: Brüder, sollt' ich um des Rosses willen die Gunst des Königs verscherzen? nahm Bayart wieder und übergab ihn dem Könige mit den Worten: Wenn das Roß noch einmal wieder kömmt, kann ich es Ew. Majestät nicht wieder fangen, denn es geht meinen Herzen gar zu nahe. Da

wurden dem Bayart wieder zwei Mühlsteine an den Hals gebunden und an jedem Fuß zwei, und er wurde zum drittenmal von der Brücke hinuntergestürzt. Reinold aber mußte fortgehn, damit ihn das Roß nicht wieder sähe und dadurch neue Kraft bekäme. Bayart blieb diesmal länger unter Wasser, dann kam er aber doch wieder mit dem Kopfe hervor und streckte ihn weit von sich, weil er seinen Herrn Reinold suchte; da er ihn aber nirgends gewahr werden konnte, verließen ihn nach und nach die Kräfte, er sank unter und kam nicht wieder ans Tageslicht.

Alle Brüder weinten und Reinold war im innersten Herzen betrübt; er verschwor es, Zeit seines Lebens wieder Sporen an den Füßen zu tragen, oder ein ander Pferd zu besteigen, zugleich wollte er das ganze Ritterleben aufgeben. Die Brüder blieben bei Hofe, er aber ging nach Montalban, wo er seiner Hausfrauen Clarisse den Tod Bayarts erzählte; sie fiel in Ohnmacht, als sie diese Nachricht hörte, wurde aber dadurch wieder etwas getröstet, daß die Brüder nun völlig mit König Carl ausgesöhnt wären. Hierauf schlug Reinold seinen ältesten Sohn Emmrich zum Ritter und gab ihm die Veste Montalban, auch den übrigen Söhnen schenkte er Land und Leute, dann küßte er sie alle nach der Reihe und verließ sie in der dunkeln Nacht.

Zwanzigstes Bild.

Reinold ein Eremit.

Reinold empfand die Eitelkeit alles menschlichen Treibens, begab sich deshalb in einen abgelegenen wilden

Wald, weil ihm die ganze Welt nunmehr zuwider war. Da traf er einen Einsiedler, von dem lernte er das eremitische Leben und brachte so seine Zeit mit frommen Gebeten und stillen Betrachtungen zu. Allenthalben ließ man Reinold suchen, man fand ihn aber nirgends, bis er nach einigen Jahren wieder freiwillig hervorkam, weil er gern seinen Vater Heymon sehn wollte und seine Mutter, Brüder und Kinder, in Summa, die Seinigen, die ihm theuer waren. Dann ging er wieder in seinen Wald zurück und führte sein stilles Leben weiter und that Buße für die mannichfaltigen Sünden, die er jemals im Laufe seines Lebens begangen hatte. Dann lebte er noch lange in der Einsamkeit und kam aus seinem Walde in die Welt, um seine Freunde zu sehn, und nach vielen Jahren starb er als ein frommer Waldbruder, als Roland schon bei Ronceval gefallen war und Carl gestorben und sein Vater todt, und viele der Helden sich zerstreut und verloren hatten.

Und hier endigt sich die Historie von Reinold und den übrigen Heymons Kindern.

Sehr wunderbare Historie

von der

M e l u s i n a.

In drei Abtheilungen.

1 8 0 0.

Erste Abtheilung.

Wie oftmals durch Gunst der Frauen Männer zu hohem Glück und Ehre gelangt sind, davon findet man in der Geschichte viele Beispiele, unter andern auch in folgender sehr wunderbaren Historie, die vielen nur ein Mährchen dünken möchte, weil einige Umstände zusammen treffen, die fast an das Unwahrscheinliche gränzen.

Zu alten Zeiten lebte in Frankreich ein Graf von Forst, er hatte viele Kinder, war arm und lebte in einem anmuthigen Walde. Dieser Graf hatte viele Noth seine Kinder adelich und nach ihrem Stande zu erziehn, weil es ihm am Vermögen fehlte. Sonderlich that ihm dieses um seinen jüngsten Sohn Reymund leid, der schon früh ein hochstrebendes Gemüth in sich spüren ließ, denn er sprach am liebsten von Rittern, die sich durch wunderbare Begebenheiten und große Thaten und den höchsten Ehren empor geschwungen hatten, auch ließ er sich vom Vater gern alte Geschichten erzählen, von solchen Leuten, die aus Armuth Fürsten und Könige geworden und wünschte sich ein gleiches Schicksal. Darüber wurde der Vater oft betrübt und führte ihm zu Gemüth, daß es nicht mehr die Zeit sei, an derlei

Wunderwerke zu glauben und er möchte sich nur früh in seinen beschränkten Stand finden lernen. Reymund aber sagte: lieber Herr Vater, es ist noch nicht aller Tage Abend, so können wir auch nicht wissen, was aus mir noch werden möchte. Worauf der Vater antwortete: Nun, Gott möge Dich segnen, mein Kind, denn ich sehe wohl, Dein Sinn steht nach hohen Dingen.

Nicht weit vom Walde hatte der Graf Emmerich seine großen, weitläuftigen und reichen Güter; dieser war der Mutter Bruder des armen Grafen von Forst und also sein naher Vetter und Verwandter. Dieser Herr war neben seinem Reichthum in vielen Wissenschaften wohlerfahren, sonderlich in der Kunst der Astronomie, denn er wußte alle Abtheilungen des Jahrs, Mondwechsel, auch Sonnen- und Mondsfinsternisse, konnte alles daraus wahrsagen und die schwersten Rechnungen machen: auch war ihm durch astrologische Weisheit das Firmament mit seinen Sternen nur wie ein lieber Freund, den er um Rath fragen durfte, wußte auch genau anzugeben, wo die Planeten standen und wann sie auf und wann sie untergehn, in Summa er war von allen Leuten im Lande wegen seiner Kenntnisse und großen Reichthums sehr hochgeachtet. Dieser Mann hatte nur zwei Kinder, einen Sohn, welcher Bertram hieß, und eine Tochter. Er rechnete mit seiner Kunst aus, und wußte es auch schon vorher, daß seinem armen Vetter, dem Grafen von Forst, die Erziehung seiner vielen Kinder zur Last falle, nahm sich also in seinem großmüthigen Herzen vor, eins davon zu sich zu nehmen. Machte also ein großes Gastmahl und lud dazu auch seinen Herrn Vetter ein, der auch

mit drei von seinen Söhnen kam, unter welchen sich Reymund, der jüngste, befand. Graf Emmerich sah, daß sich alle höflich betrugen und alle in guter Kleidung zu ihm kamen und war damit sehr zufrieden. Während der Mahlzeit warf er eine besondre Liebe auf Reymund, der sehr geschickt und artig sein Hütlein beim Beten vor das Gesicht zu halten wußte, wie wohl die andern sich auch andächtig bezeigten, nachher zierlich und sauber aß, seinem Herrn Vetter in allen Dingen aufwartete und sich überhaupt als ein feiner Gesell betrug.

Nachdem alle abgespeist hatten, gingen der Graf Emmerich und Graf Forst beiseit und Emmerich sagte zu seinem Vetter: ich danke Euch vielmals, mein Herr Vetter, daß Ihr zu meinem Gastgebot habt erscheinen wollen, auch alle so höflich und in neuen Kleidern gekommen seid, welches suchen werde, bei einer andern Gelegenheit zu vergelten. Ihr habt außerdem viele und wackre Kinder, und viele wohlerzogene Kinder besitzen, ist von je an für einen Segen des Himmels gerechnet worden; doch giebt es einen Fall, wo man sich lieber deren einige mit Freuden abthun möchte, wenn man nämlich sehr viele hat und sich selber dabei in Armuth befindet, denn alsdenn müssen die Kindlein der ihnen zukommenden Erziehung entbehren, wodurch sie nicht nur kein Vermögen, welches nicht sonderlich zu achten, bekommen, sondern selbst ihren zukünftigen guten und tugendhaften Lebenswandel verlieren. Will dieses übrigens nicht von Euch, Herr Vetter, gesagt haben, denn mir ist nicht unbekannt, daß einem so verständigen Manne fast alles möglich zu machen ist, wie Ihr es denn auch mit der That beweiset; wollte Euch

dennoch höflichst und inständigst um Euer jüngstes Söhnlein Reymund gebeten haben, mir solchen zur Erziehung zu überlassen, denn er hat mir doch gar zu artlich gedünkt, sowohl mit Beten, als saubern Mundwischen, auch allem übrigen gottgefälligen Betragen, will ihn wie meinen eignen Sohn halten, ihm auch Vermögen hinterlassen.

Als der Graf von Forst diese Rede seines Herrn Vettern verstanden hatte, überkam er eine große Freude und antwortete: mein Herr, Euer edles Herz, wie Eure weltbekannte große Wissenschaft leuchten gleich sehr aus dem, was Ihr gesagt, herfür, und so geschieht es denn auch zu meiner grösten Zufriedenheit, daß ich Euch mein jüngstes Söhnlein, den Reymund, ob er mir gleich das allerliebste Kind, übergebe und ausliefere, denn bei mir hat er, wie Ihr wißt, kein großes Glück zu hoffen, darum will ich ihm mit meiner väterlichen Liebe nicht im Wege stehn. Nehmt ihn hin, und möge er Euch nur am letzten Tage noch eben so gut gefallen, als am ersten, möge er in der Gottesfurcht aufwachsen, damit Euch Eure Wohlthätigkeit und Liebe zu ihm nicht dermaleinst gereut.

So gaben sie sich die Hände und waren mit einander einverstanden. Der Reymund wurde von dem Handel unterrichtet und weinte viel, welches dem Grafen Emmerich wieder sehr gefiel, weil er daraus seine Liebe zum Vater erkannte und sich auch dergleichen versprechen durfte. Endlich schieden sie und der Graf von Forst reiste nach seinem Walde zurück.

Der Reymund war von nun an immer in Gesellschaft seines Herrn Vetters, der Grafen Emmerich, bei dem er alle adlichen Sitten, auch reiten und stechen

lernte. Der Graf war ihm wegen seiner Tugenden so zugethan, daß er ihn fast seinem Sohne vorzog, worüber dieser aber auch nicht neidisch war, weil Reymund ihm höflich und freundlich begegnete, und überhaupt der Liebling des ganzen Hauses wurde. Wo er konnte, diente er jedermann, dabei war er niemals trotzig und hochmüthig, mit keinem zänkisch, sondern immer nachgebend. So wuchs er auf und der junge Graf Bertram war mit ihm von einem Alter.

Graf Emmerich war ein großer Freund von der Jagd und Reymund mußte ihn fast immer auf allen seinen Zügen begleiten. So waren sie auch eines Tages mit großer Gesellschaft in den Wald hinaus gezogen, mit Jägern und Hunden und allem Zubehör. So kam ein wildes Schwein daher, das sie alsbald niederlegen wollten, dieses aber haute viele von den Hunden zu Schanden, eilte wieder fort und zog die ganze Jagdgesellschaft nach sich in den Wald, so daß der Graf und Reymund allein zurück blieben. Es war schon Mondschein und Nacht in demselben Walde und nicht lange währte es, so waren sie verirrt, worauf Reymond zu seinem Herrn Vetter sagte: wir sind in der Nacht von unsern Leuten gekommen, haben auch die Hunde verloren, uns selber verirrt, darum wäre es wohl gut, einen Ort zu finden, wo wir unterkommen möchten. Worauf der Graf zur Antwort gab: Du rathest wohl, können wir es doch versuchen, denn der Himmel ist gestirnt und der Mond scheint helle genug. Darauf ritten sie im Holze hin und her, um einen geraden Weg zu finden, fanden ihn aber nicht und wurden verdrüßlich; endlich geriethen sie auf eine schöne Straße und Reymund sagte: dieses dürfte wohl die

Straße nach unserm Schlosse sein; jetzt wollen wir nur einige von unsern Leuten aufsuchen, die die Wege besser kennen: worauf der Graf mit den Worten erwiederte: es kann sein, ich will Deinem Rathe folgen.

Indem sie noch so ritten, betrachtete der Graf mit Aufmerksamkeit das Gestirn am Himmel, seufzte bei sich und sprach: O Gott, wie sind doch deine Wunder so groß und mannichfaltig, wie hast Du die Natur in solcher Gestalt zugerichtet und wie magst Du es zulassen, daß ein Mann durch seine Missethat zu so großem zeitlichen Glück und hohen Ehren gelangen möge? Komm hieher, mein Sohn, fuhr er gegen Reymund fort, und betrachte einmal die Gestalt des Himmels, sieh jenen röthlichen Stern, der herauf kommt und sich dem weißen nähert, sie machen zusammen ein wunderliches Licht und seltne Stellung und bedeuten, daß in dieser Stunde ein undankbarer Diener seinen Herrn und Wohlthäter erschlägt, und dadurch zu allem zeitlichen Glücke gelangt.

Wie ist dieses möglich, antwortete Reymund, daß Ihr es aus den Gestirnen erkennen mögt?

Die Natur, sagte Emmerich, ist wunderseltsam mannichfaltig und auch wieder sehr einfach, der Himmel ist ein Spiegel der Erde, die Erde des Himmels, ja ein jedes Ding spiegelt sich im andern wieder, erschafft jenes und wird erschaffen, dieselben Kräfte in vielen Gestalten, dieselben Bildungen aus verschiedenen Kräften, wie tausend Ströme die durcheinander fließen, sich verwirren und in schöner Ordnung regieren, wie tausend Geister, die sich spielend einer im andern bewegen und so die Welt im Wechsel darstellen und festhalten; mir und meinesgleichen ist die Kunst gegeben, den Ab-

grund an der Höhe des Firmamentes zu erkennen, ich finde die Gestirne in mir und im Abgrunde wieder, unser Herz zieht die Liebe der Geister an sich und so mögen wir im großen Spiegel Vergangenes und Künftiges wahrnehmen.

Dieses ist zu verwundern, sagte Reymund; worauf sie weiter ritten und ein Feuer fanden, das die Hirten im Holze angezündet hatten. Sie stiegen von den Pferden ab, suchten Holz zusammen und legten es auf das Feuer, weil es in der Nacht sehr kalt war, um sich an der Flamme zu wärmen. Als sie noch damit beschäftigt waren, sich zu wärmen, hörten sie durch das Holz etwas kommen, mithin ergriff Reymund sein Schwert, und der Graf seinen Spieß, und sie konnten nicht damit geschwinde genug sein, denn es kam ein großes Schwein, klopfete mit seinen Zähnen an den Bäumen und schnaubete sehr. Da schrie Reymund seinem Vetter zu und sprach: O Herr Vetter, schont Euer Leben und steigt lieber in aller Eile einen Baum hinauf. Der Graf aber that dieses nicht, sondern sagte: Solches ist mir noch nie vorkommen noch widerfahren, soll mir auch, wenn es Gott will, niemals fürgehalten noch bewiesen werden, daß ich vor einem Schweine so schändlich fliehe, oder mich auf die Bäume begebe. Dem Reymund that es Leid, daß sein guter Rath nicht befolgt wurde; der Graf hielt hierauf den Spieß vor, das Schwein lief daran, schlug aber den Stich ab, indem es sich nur wenig verwundete, und den Grafen zur Erden niederwarf. Darauf nahm Reymund seines Herrn Vetters Spieß, wollte damit das Schwein niederlegen, fehlte aber und stieß damit in seines Herrn Vetters Leib, zog ihn aber gleich wieder heraus und brachte das

Schwein um, kehrte sich wieder zu seinem Herrn Vetter, fand ihn in Todesnöthen liegen und sah, wie er alsbald verschied.

Wie nun Reymund das jämmerliche Unglück, so er angerichtet, recht bedachte, fing er eine laute und bittere Klage an, raufte seine Haare aus, rang die Hände und weinte von Herzen, indem er ausrief:

Ach Glück! wie hast Du mich so arg belogen,
Reich machst Du arm, und Arme oft zu Reichen,
Dem magst Du Trost, dem andern Jammer reichen,
Dem bist Du Feind, und jenem dort gewogen.

Bös Glück! welch Leid hast Du mir zugewogen?
Ist noch ein Jammer meinem zu vergleichen?
Muß so der edle Vetter mein erbleichen?
Wollt' ihn erretten, wurde schlimm betrogen.

Ich stieß ihn undankbar in sein Verderben,
Das Auge mußte, so die Hand auch fehlen,
Der eigne Speer von seinem Blut geröthet:

O könnt' ich doch an seiner Seite sterben,
Denn so wird der Verdacht mich ewig quälen,
Ich habe gar mit Vorsatz ihn getödtet.

So klagte er in der Nacht und alle seine Sinne kamen in Verwirrung, er wußte nicht mehr, ob er die Mordthat mit Fleiß begangen hatte, und klagte sich selber auf das härteste an. Dann setzte er sich in Leid und Betrübniß wieder auf sein Pferd, wußte nicht wohin und ließ es ohne Lenkung und Führung freiwillig dahin gehn, wohin es nur wollte.

Es befand sich ein Brunnen im Walde, auf einem schönen freien Platz, der aus einem Felsen entsprang und den man gewöhnlich nur den Waldbrunnen nannte; hieher ging das Pferd mit Reymund, und beim Brunnen standen drei schöne Jungfrauen, die aber Reymund in seiner tiefen Betrübniß nicht bemerkte. Die jüngste und schönste von den dreien ging ihm entgegen, und sagte: nie ist mir ein solcher Ritter vorgekommen, der vor Damen vorbei reitet, ohne sie anzureden. Reymund aber trieb sein Klagen und Jammern weiter, so daß er gar nicht hörte, was sie sagte, worauf sie das Pferd beim Zügel fing und sprach: Ihr müßt wohl nicht aus adelichem Blute sein, denn sonst würdet Ihr uns nicht so stillschweigend vorüber reiten.

Nun erwachte Reymund erst aus seiner Betäubung und erschrak, als er ein so schönes Fräulein vor sich sah: er wußte nicht, war er lebend oder todt, oder war sie ein Gespenst, oder ein Fräulein. Er stieg aber alsbald mit der größten Behendigkeit von Pferde herunter und sagte: ich bitte, Ihr wollet mir verzeihen, denn ich bin wohl ein Ritter und aus adelichem Blut, aber meine Unglücksfälle haben mich dermaßen erschüttert, daß ich vor tiefster Betrübniß Artigkeit gegen Damen aus den Augen zu setzen mich genöthigt sehe.

Sie antwortete: lieber Reymund, Euer Klagen und Euer Unglück thun mir sehr leid. Worüber er sich verwunderte, daß sie seinen Namen wußte und sagte: Wie könnt Ihr doch meinen Namen wissen, da ich Euch nicht kenne? Wie ist es denn möglich, daß Ihr Euch mit dieser großen Schönheit, edlem Leibe und trefflichen Angesichte hier allein im Walde befindet? Und wie kömmt es, daß mir mein Gemüth sagt, es würde mir

durch Euch einiger Trost zukommen, ja daß ich schon, indem ich mit Euch rede, den süßen Klang der Stimme von diesen holdseligen Lippen vernehme, in zauberischer Gegenwart Eurer Lieblichkeit, meine Leiden gelindert fühle?

Das Fräulein sagte hierauf: theurer Reymund, habt Ihr gleich Euren Herrn Vetter und das Schwein umgebracht, und seid dadurch in große Noth gerathen, so ist dieses doch gegen Euren Willen geschehn und ich sage Euch hiermit, daß Euch Glück, Reichthum und Macht wird zu Theil werden, wie noch keinem jemals in Eurer Familie geschah, denn was Euer Herr Vetter geweissagt hat, das muß an Euch selber in Erfüllung gehn und es wird auch mit göttlicher Hülfe vollbracht werden.

Wie Reymund hörte, daß sie von göttlicher Hülfe sprach, wurde er noch beherzter, weil er nun glaubte, daß das Fräulein kein Gespenst, auch keine Heidin, sondern eine Christin sei, und sagte daher: aber mein schönstes Fräulein, wie wißt Ihr doch meinen Namen, oder welch ein Unglück mir begegnet ist, da ich Euch vorher niemals mit Augen gesehn habe, denn Ihr wart nicht zugegen, als das Unglück geschah, noch habe ich Euch vorher jemals bemerken können.

Sie sagte: tröstet Euch nur und seid allerdings unbekümmert, denn ich bin eben diejenige, durch welche das in Erfüllung gehn muß, was Euer Herr Vetter kurz vor seinem Tode geweissagt hat: zweifelt auch nicht daran, daß ich eine gute Christin sei, wie ich denn in der That merke, daß Ihr daran zweifelt, denn ich glaube alles, was einem guten Christen zu glauben zukommt, als daß Christus für unser Heil gestorben und an das bit-

tre Kreuz genagelt ist, daß er nach dreien Tagen auferstanden, item, daß er der eingeborne Sohn Gottes ist, und so weiter, gen Himmel gefahren, nebst allen Dingen, die zu unsrer heiligen Religion gehören. Darum vertraut mir nur, und Ihr sollt so weise, reich und mächtig werden, wie es noch keiner je in Eurem Geschlechte gewesen ist.

Als Reymund dies gehört hatte, bekam er seinen Muth und auch seine Farbe wieder, denn alle Zweifel waren nun bei ihm verschwunden; er antwortete daher: holdseligstes und schönstes Fräulein, nunmehr bin ich bereit, alles das zu thun, was Ihr mir gebieten werdet, denn ich sehe wohl, daß es eine Schickung Gottes ist, und nichts anders: darum sagt mir nur, was ich thun soll, und wenn es nicht mein Vermögen oder meine Kräfte übersteigt, soll es gewiß in Erfüllung gesetzt werden.

Worauf das Fräulein antwortete: Reymund, Ihr sollt mir schwören, daß Ihr mich zum ehelichen Gemal nehmen wollt, aber an keinem Sonnabend weder nach mir fragen dürft, noch Euch sonst um mich bekümmern, sondern diesen Tag muß ich ganz ausdrücklich für mich behalten, worauf ich Euch aber wieder schwöre, nichts zu thun, noch mich an selbigem Tage irgend an einen Ort zu verfügen, der Eurer Ehre nachtheilig sein könnte.

Reymund schwur sogleich und sie fuhr fort: wenn Ihr diesen Euren Schwur jemals brecht, so wird es Euch selbst zum Nachtheil gereichen, denn Ihr werdet dadurch an Gut und Ehre, an Land und Leuten merklich abnehmen; auch werdet Ihr mich selbst verlieren. Reymund schwur noch einmal und versprach, ihr

in allem zu gehorchen, worauf sie ihm sagte, daß er nach dem Schlosse zurück reiten möge, und sagen, daß er seinen Herrn Vetter im Walde verloren habe und nicht wisse, wohin der gekommen sei, man werde diesen hierauf suchen, finden und mit vielen Wehklagen begraben. Dann würden alle Vasallen erscheinen, den jungen Grafen Bertram für ihren Lehnsherrn erkennen, und die Lehn von ihm begehren, zu diesen solle er sich auch begeben und zum Lohn für seine Dienste nur so viel Landes bitten, als man mit einer Hirschhaut umschließen könne, welches ihm jener gewiß nicht versagen würde; er solle aber nicht vergessen, sich hierüber eine schriftliche Versicherung mit allen Siegeln ausfertigen zu lassen. Reymund würde hierauf einem Manne mit einer Hirschhaut begegnen, dem er sie abkaufen müsse, ohne zu handeln, diese müsse er in die dünnsten Riemen schneiden lassen, sie in einem Büschel zusammenlegen, und sich am Tage der Vergabung damit nach dem Waldbrunnen begeben, hier solle er mit dem Riemen dann so viel Land umfassen, als ihm nur möglich wäre. Nach allem diesen zeigte sie ihm noch den rechten Weg nach dem Schlosse und bestimmte ihm einen Tag, an welchem er sie wieder am Brunnen im Walde sprechen könne.

Reymund empfahl sich ihr, versprach alles auszurichten, wie sie es ihm befohlen und eilte alsdann nach dem Schlosse zurück. Als er des Morgens dort ankam, fragte ihn jedermann nach dem Grafen seinem Herrn; er aber sagte, er habe ihn im Walde verloren, wisse nichts von ihm, könne also auch keine Nachricht ertheilen. Endlich kamen des Grafen Diener alle von der Jagd wieder zurück, keiner von allen wußte vom Grafen. Da entstand im Hause ein großes Wehklagen, besonders von den Kin-

dern und der Gräfin ihrer Mutter. Die Diener wurden ausgeschickt, das Holz wurde durchsucht und endlich fand man auch den Leichnam neben dem todten Schwein. Sie brachten ihn in das Schloß und das Wehklagen und das Jammern vermehrten sich noch um ein Großes: wurde dem todten Grafen hierauf ein köstliches und ehrliches Begräbniß angestellt, die Glocken geläutet, alt und jung versammelt und in Thränen, der Mann allgemein bedauert, und Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche in schönen Trauerkleidern zugegen, alle hoch und tiefbetrübt, vorzüglich Reymund, wie es ihm das Fräulein im Walde gerathen hatte.

Als der Graf begraben war, kamen alle Vasallen und Lehnsleute zu seinem Sohne, um die Lehn von ihm zu empfangen, unter diesen auch Reymund, der so, wie ihn Melusina unterwiesen hatte, nur um so viel Landes beim Waldbrunnen bat, als er mit einer Hirschhaut umschließen könne. Dem Bertram schien dies für seine langen und getreuen Dienste eine geringe Belohnung, hielt ihn überhaupt für im Kopfe verwirrt, und sagte ihm also mit verbißnem Lachen dieses Erdreich zu. Ließ hierüber auch ein Dokument mit seinem Siegel und Petschaft ausfertigen, so daß nachher kein Streiten darüber möglich war. Denselben Morgen noch kaufte Reymund die Hirschhaut, die er in einen langen und ganz dünnen Riemen schneiden ließ und als dies gethan war, ging er wieder zum Grafen Bertram, ihn zu bitten, ihm nunmehr die versprochne Gabe durch einige seiner Räthe überantworten zu lassen.

Sogleich wurden einige von den Räthen mit ausgeschickt, und Bertram lachte innerlich, daß jener sein Besitzthum einer Hirschhaut so eifrig betrieb. So ka-

men die Räthe mit Reymunden zum Waldbrunnen, und verwunderten sich über die maßen als sie sahn, daß er die Hirschhaut zu einem ganz dünnen Riemen geschnitten hatte. Zwei unbekannte Männer nahmen hierauf den Riemen, steckten einen Pfahl in die Erde, und umzogen nun mit den Faden viel Holz, Wiesen und Felsen, den Waldbrunnen und eine große Weite des Thals, in welchem ein angenehmer Bach floß. Die Räthe waren gar sehr erstaunt, mußten aber den Vertrag halten, welchen Graf Bertram mit seinem Wappen untersiegelt hatte. Die Räthe kamen hierauf zum Grafen zurück und erzählten ihm, was vorgefallen, die Hirschhaut sei ganz in einen dünnen Riemen zerschnitten, zwei unbekannte Männer hätten damit viel des Gebiets beim Waldbrunnen umschlossen, es habe geschienen, als wenn der Riemen sich immer mehr auseinandergezogen, je weiter sie gegangen, auch sei ihnen das ganze Revier viel größer vorgekommen, als es ihnen wohl ehemals geschienen. Worauf der Graf antwortete: Es ist eine fremde Sache und mag wohl ein Gespenst sein, denn ich habe oft sagen hören, daß fremde Wunder bei dem Waldbrunnen geschehn sein, gebe Gott nur, daß es zu seinem Besten ausschlage, denn er ist doch unser Vetter und naher Verwandter, ist immer besser, als wenn er im Haupte verwirrt wäre, wie ich anfangs gedachte, so ist er aber klüger, als man von ihm denken mochte, dürfen es ihm auch nicht mit Gewalt wieder nehmen, weil er unsre Unterschrift und Siegel hat. Reymund ging hierauf selber noch zum Grafen, um ihm für die empfangene Gabe Dank zu sagen, der ihn auch sehr freundschaftlich empfing.

An dem bestimmten Morgen ging Reymund ganz

in der Frühe wieder zum Waldbrunnen, wo er auch schon seine geliebte Melusina, seiner wartend, antraf, die ihm mit den Worten entgegen kam: sei mir gegrüßt, Reymund, Du bist ein weiser und vernünftiger Mann, denn Du hast alles so ausgerichtet, wie ich es Dir gerathen habe. Hierauf gingen sie in eine Kapelle, wo sie viel schönes Volk, Frauen, Ritter, Knechte, Priester und kostbar gekleidete Leute sahen. Reymund verwunderte sich und fragte, wo alles das Volk hergekommen sei? Melusina antwortete: wundere Dich nicht darüber, denn es ist alles das Deinige und sie sollen Dir auch ihre Ehrerbietung bezeigen. Hierauf wendete sie sich zu den Leuten und befahl ihnen, den Reymund als ihren Herrn anzuerkennen, und ihm Treue, Gehorsam und Liebe zu geloben, welches sie auch alle sogleich mit großer Freude und aller Unterwürfigkeit thaten.

Reymund wollte noch immer nicht seinen Augen trauen, dachte: wo krieg' ich all dergleichen Volk her? wobei er innerlich zu Gott betete, weil er meinte, es dürfte das ganze Wesen nur ein schlimmes Gespenst sein. Melusina weckte ihn bald aus diesen Gedanken, indem sie zu ihm sagte: Reymund, nicht eher sollst Du ganz meinen Stand und mein Wesen erkennen und erfahren, bis ich Dein ehliches Gemal bin. Worauf Reymund sagte: ich bin bereit, Euren Willen zu allen Zeiten zu erfüllen. Nun wohlan, sprach Melusina, so wollen wir unsre Hochzeit auf künftigen Mondtag ansetzen, doch muß es dabei eine ganz andere Gestalt haben und ehrlich zugehn, so daß wir alle Gebräuche erfüllen, die dabei üblich sind; lade daher Gäste und Zeugen ein, und sorge nicht, daß es an Speis und Trank, oder irgend einer Ergötzlichkeit fehlen dürfte, denn ich will alles besorgen.

Reymund ritt hierauf wieder nach dem Schlosse seines Vetters, des Grafen Bertram, zurück, er fand ihn bei seiner Frau Mutter, trat vor beide hin, machte einen zierlichen Reverenz und sagte: Gnädiger Herr Vetter, auch gnädige Frau, es ist billig, da ich Euer Verwandter und Diener bin, Euch meine Geheimnisse nicht länger verborgen zu halten, muß Euch also sagen, daß ich mir eine Frau nehmen will, und die Hochzeit am nächsten Mondtage beim Waldbrunnen zu feiern gesonnen bin, bitte Euch also beiderseits demüthig, mir die Ehre zu gönnen und dabei Eure persönliche hohe Gegenwart zu schenken.

Der Graf antwortete hierauf: Mein lieber Herr Vetter, Euch zu Ehren und zu Liebe will ich herzlich gern dahin kommen, auch mit anständigem Gefolge, hoffe auch, daß meine Frau Mutter mit mir gehen wird; doch muß ich fragen: wer ist Dero Frau Gemalin, oder von wannen ist sie, denn es wäre nicht gut, wenn sich mein Herr Vetter durch eine zu schnelle Heirath unglücklich machte. Aus welcher Gegend und von welchem Geschlechte ist sie? denn ich möchte auch gern wissen, ob sie denn wohl adlich sei, da ich Euch zu Ehren mit Gefolge und meiner Frau Mutter auf Eure Hochzeit kommen will.

Reymund antwortete: Herr Vetter, es kann nicht geschehn, es jetzt zu sagen, denn ich weiß es dermalen selber noch nicht, ich weiß auch nicht von wannen sie ist, oder was sonst ihr Wesen sein mag, begnügt Euch damit, sie Mondtags in ihrem Stande zu sehn.

Der Graf antwortete: Herr Vetter, das ist ziemlich wunderlich, daß Ihr ein Weib nehmt, welches Ihr selbst nicht kennt, ich fürchte, daß Ihr angeführt wer-

det, wie es schon so manchem ergangen ist, und komme fast auf meine erste Vermuthung zurück, daß Ihr im Haupte verwirrt sein mögt. Ihr nehmt mir diesen meinen guten Rath nicht zum übeln, denn es geschieht nur deswegen, weil ich zu Eurer Hochzeit kommen soll und da fiele die Schande nachher auch mit auf mich.

Reymund antwortete: Herr Vetter, Eure Warnung nehme nicht sonderlich übel, weil Ihr meine Gemalin nicht kennt, die so schön und klug ist, daß sie ohne Zweifel von hoher Abkunft sein muß, bin übrigens im Haupte recht gescheidt, troz dem Besten im ganzen Lande und zu jeder Probe erböthig, will übrigens die Frau selber heirathen und keinen andern dazu überreden, steht sie mir an, so ist es gut, ist sie mir schön und edel genug, so hat Niemand weiter etwas darnach zu fragen, gräme mich auch nicht übermäßig, wenn Ihr nicht zu meiner Hochzeit kommen wollt, denn ich werde schon andre und nicht minder gute Gäste zu finden wissen.

Es war nicht so gemeint, mein lieber Herr Vetter, antwortete hierauf der Graf behende, denn er furchte sich; ich und meine Frau Mutter und die meinigen wollen zur Hochzeit kommen, und rechnen es uns zu sonderbarer Ehre dazu geladen zu sein. Wofür sich denn Reymund mit vielen und höflichen Worten bedankte.

Am Mondtag Morgen ritt der Graf Bertram mit seiner Mutter und seinem Hofgesinde aus, nach dem Waldbrunnen zu; man unterredete sich unterwegs davon, wie man wohl keine Herberge finden dürfte, weder für Pferde noch Menschen, noch auch Speise und Trank in gehörigem Maaß, oder andre Ergötzlichkeit, indessen tröstete sich der Graf und meinte, ein schlimmer Tag würde bald vorübergehn. So zogen sie durch den Wald

und als sie auf den offnen Platz zu den Felsen kamen, zeigten sich zwischen den Bäumen viele schönen Zelter auf dem grünen Boden aufgebaut, allenthalben sah man einen großen Rauch aufsteigen vom Kochen und vom Braten, eine Menge Volks in schönen Kleidern war zugegen, die Zelter prangten mit Fähnlein und buntgemalten Wappen, liebliche Musik erscholl, die Köche waren bei den Backöfen und in den Küchen geschäftig, adliche Herrn und Damen sah man auf dem reizenden Plan hin und wieder spazieren. Alle dachten, es möchte wohl ein Gespenst sein, was sie sahen, als ihnen sechszig treffliche Ritter entgegen kamen und sie im Namen des Bräutigams und der Braut begrüßten, worauf sie sie zu Reymunden selber brachten, der ihnen vor allen übrigen Gästen die zugegen waren, die größte Ehre erwies.

Die Pferde wurden ihrerseits an die Krippen gezogen, wo man ihnen schönen Haber vorlegte, Frauen und Jungfrauen kamen der Gräfin entgegen, um sie zu empfangen, worüber sich diese nicht genug verwundern konnte, da sie sich an diesem seltsamen Orte dergleichen Aufnahme nicht versehn hatte. Reymund führte hierauf die Gäste in seine Wohnung, wo auch eine Kapelle war, reich mit mancherlei Kleinodien ausgeziert. Nun wurde zur Brautmesse geläutet, und das schöne Fräulein Melusina trat in allem ihrem Schmucke herfür, so daß aller Augen von ihrem Glanze wie von ihren Reizen geblendet wurden; ein feines Gewand schloß sich an den edlen Wuchs der Glieder, und wie die Sommerlüfte spielend um sie wehten, flossen in zarten Wellen die Falten des Gewandes, als wenn die Göttin aus dem Meere gestiegen wäre und so eben die letzten

Wogen von ihr niedergleiten wollten: ein Blumenkranz verschönte das Haupt, und den Busen trug sie frei, auf dessen Glanz die reichen Kleinodien mit unterschiedlichen Farben schimmerten. Nun erhoben sich auch die fröhlichen Saitenspiele, auch Musik mit Flöten und Posaunen, alle Sinne der Gäste waren geblendet und in Entzücken und der Graf Bertram sagte in seinem Herzen: dieses ist warlich eine Hochzeit, die sich sehen lassen darf.

Hierauf wurd Reymund in der Kapelle von einem vornehmen Bischoffe mit seiner geliebten Braut vermält. Dann verfügte man sich an die Tafel, wo die köstlichsten Speisen und die schönsten Weine für alle im Ueberflusse da waren. Allen gefiel das und es war keiner, der nicht mit Appetit das Essen zu sich genommen, denn es war überdies vortrefflich zubereitet. Nach der Tafel wurde man erst fröhlich, da fing auf dem Plan ein Stechen und Thurnieren an, bei welchem sich Reymund mit seiner Geschicklichkeit vorzüglich auszeichnete. Hier wurden viele köstliche Kleinodien gewonnen, welche die edle Melusina zu Preisen ausgesetzt hatte; die Damen empfanden über die Uebungen der jungen Ritter ein großes Vergnügen.

Am Abend war wieder ein herrliches Mahl zubereitet, man setzte sich wieder zu Tische, aß und trank und machte mit schönen Worten Spas, der selten ist. Darnach wurden die Tänze angefangen, die bis tief in die Nacht währten.

Als nun die Zeit gekommen war, daß die Braut zu Bett gebracht werden sollte, so wurde sie von schönen Frauen in das Schlafgemach geführt. Hier stand ein prächtiges Bett, das mit Lilien besteckt war, schöne

Teppiche und Vorhänge von der seltensten Stickerei zierten das Gemach, nicht minder treffliche Mahlereien. Hier sah man in den lebhaftesten Farben die nackte, badende Leda und den schneeweißen Schwan, der sich liebkosend an sie schmiegte, indeß sie verwundert und entzündet mit durstenden Lippen in der Luft nach erwiedernden Küssen suchte: hier entsprang die Göttin der Liebe aus der Flut und schwimmende Najaden brachten ihr Korallen und Lobgesänge entgegen. Dort war Mars im Netze mit der Venus in einer Stellung festgehalten, die die Blicke der lüsternen Götterschaar entzückte. Hier badete Galatea und die Wellen schmiegten sich zärtlich zu ihren Füßen und ein schelmischer Widerschein fing das Bildniß der lieblichen Gestalt auf. So waren noch andre treffliche Gemälde und Darstellungen und das Zimmer war außerdem reich und kostbar verziert. Die edlen Frauen entkleideten die Braut, wobei sie sich selber über ihre Schönheit verwunderten und dem Bräutigam Glück wünschten, worauf sie sie in das Bett legten. Nun wurde auch Reymund hereingeführt, der sich alsbald zu seiner Melusina begab, worauf der Bischoff hereintrat, um sie beide einzusegnen. Er erstaunte über die Trefflichkeit des schönen Gemachs und sagte: Ihr habt da gar herrliche Schildereien, edler Herr, es ist ein wahres Wunder für die Augen. Als er dieses gesagt hatte, segnete er sie ein und betete viele schöne Gebete über ihnen.

Einige von den ältern Gästen begaben sich nunmehr auch zur Ruhe, die jungen aber blieben beim Tanzen munter, andre lustwandelten einsam mit ihrer Geliebten in dem grünen Labyrinth der Büsche, andre Damen und Ritter versammelten sich in der Nähe des

Brautgemachs, um den Neuvermälten einige süße Lieder zu singen. Eine Stimme begann bei einem leisen Klang der Instrumente:

Wann die Rosenzeit gekommen,
Spielt um sie die warme Luft,
Ihnen ist die Furcht benommen,
Sie ergießen süßen Duft.

Winde buhlen mit den Rosen,
Willig bricht die Knospe los,
Eilt entgegen süßem Kosen,
Oeffnet lachend ihren Schoos.

Hierauf sang eine andre Stimme:

Zarte Arme zum Umarmen,
Lippen für den süßen Kuß,
Busen daran zu erwarmen,
Leib zum herrlichen Genuß.

Rosen, Lilien, sind verstreuet
Auf den wundersüßen Leib,
Und der Liebe Gunst erfreuet
Bräutigam und junges Weib.

Das Chor der Frauen sang lieblich, indessen die Instrumente ihre Töne erhoben:

Du bist nun ohne Hülfe eingefangen,
Und mußt dich, Braut, dem stärkern Mann ergeben,
Drum sei zufrieden, unterlaß dein Bangen,
Geküßt gieb Küsse wieder ohne Beben,
Die Zeit des Mädchenstandes ist vergangen,
Du lernst ein liebend und geliebtes Leben,
Drum magst du dich wohl seiner Weisung fügen,
Anfangs besiegt wirst du am Ende siegen.

Das Chor der Männer stimmte an:

Nein, keiner wird den Sieg von beiden haben,
Und beide werden schönen Sieg gewinnen,
Sie theilen ohne Neid die süßen Gaben,
Und jeder reißt des andern Geist von hinnen,
Sie kriegen nun, am Frieden sich zu laben,
Indessen sie auf neue Tücke sinnen,
Doch keiner hat des Friedens Ruh verschworen,
Aus Zwietracht wird die Eintracht hold geboren.

Nun vereinigten sich die verschiedenen Stimmen in einen einzigen Chor und sangen frohlockend:

Es streift die Liebe durch den Duft der Linden,
Der Glanz der Sterne küßt die Blum' im Stillen,
Sehnsucht und Lieb' des Himmels Räum' erfüllen,
Innbrünst'ger Wunsch seufzt in den nächtgen Winden.

In einen Kuß müßt ihr all' Sinne binden,
In einen durstgen Blick Begier und Willen,
Nun gilts nicht Seel' und Leib mehr zu verhüllen,
Und wundersüße Gaben sollt ihr finden.

Ein süß Erstaunen fesselt Herz und Sinnen.
Die Liebe brennt in Augen, Lippen, Händen,
Die Küsse küssen sich, nicht mehr verschieden.

Ungleiche Waffen? Wer wird da gewinnen?
Der Sieg will sich nach keiner Seite wenden,
Sie sind im Kämpfen einger als im Frieden. —

Dergleichen Lieder wurden noch mehr gesungen. Melusina lag indessen beim Reymund und sagte zu ihm mit lieblicher Stimme: ich bin nun ganz die deinige, mein herzliebster Gemal und Freund, und muß mich

in allen Dingen deinem Willen fügen, nur mußt du deinen Schwur, den du mir gethan, niemals brechen, sonst kommst du von Glück in Unglück, von Ehre in Elend. Reymund bestätigte ihr seine Treue noch einmal, worauf sie in dieser Nacht von ihm mit einem Sohne schwanger wurde, den sie nachher Uriens nannten.

Diese Hochzeit währte mit allen ihren Festlichkeiten zwei Wochen hindurch, nach welcher Zeit Melusina aus einem helfenbeinernen Schranke eine Menge kostbarer Kleinodien nahm und jedem der anwesenden Gäste ein herrliches Stück verehrte, vorzüglich aber dem Grafen und seiner Frau Mutter, auch die Dienerschaft wurde mit Geschenken bedacht, worauf sich denn alle Gäste wieder unter vielen Danksagungen entfernten. Auch der Graf Bertram und die Seinigen nahmen freundlichen Abschied, welche Reymund mit vielen von seinen Leuten zu Pferde begleitete. Der Graf hätte den Reymund gern nach dem Stande der Melusina gefragt, aber er furchte sich vor ihm, von wegen seiner neulichen Antwort; Reymund dankte ihnen nochmals für die erwiesene Ehre, beurlaubte sich mit aller Höflichkeit und ritt zurück.

Zweite Abtheilung.

Reymund kam zurück zur Melusina, küßte sie freundlich und sagte: Allerliebste Gemalin, womit sollen wir uns nunmehr die Zeit vertreiben? Melusina antwortete: ich hoffe, Gott wird uns mit allem dem versehn, was wir nur bedürfen.

Nach einigen Tagen fing Melusina einen großen und prächtigen Bau an, über welchen sich die ganze Nachbarschaft verwunderte, denn noch niemals hatte man ein so mächtiges Kastell und in so geringer Zeit aus seinem Fundamente heraufsteigen sehen. Sie bezahlte die Arbeiter reichlich und auch gleich baar, wodurch sie alle die Lust zum Baue behielten. In weniger als einem Jahre stand ein großes und festes Schloß mit seinen Zinnen, Wällen, Zugbrück und sehr tiefen Gräben da, welches nach seiner Festigkeit fast für unüberwindlich gehalten wurde, und welches sie Lusinia nannte, wodurch sie gleichsam auf ihren eignen Namen anspielend deutete.

Nach neun Monaten gebar Melusina einen Sohn, der Uriens genannt wurde, und der sonst wohlgestaltet war, nur befand sich sein Angesicht seltsam eingerichtet, denn dieses war kurz und breit, mit einem rothen und einem grünen Auge, einem sehr weiten Mund, und hatte darneben noch große herabhangende Ohren: sonsten war seine übrige Gestalt adelich und fein und er wuchs nachher zu einem schönen und tapfern Ritter auf.

Im folgenden Jahre gebar Melusina wieder einen Sohn, der Gedes getauft wurde; dieser hatte eine solche Röthe in seinem Antlitze, daß sie ordentlich einen Widerschein gab, sonst war er übrigens von edler Bildung. Hierauf wurde von der Melusina ein anderes Schloß, Favent, gebaut, hernach legte sie der Mutter Gottes zu Ehren ein Kloster aus Andacht an, welches sie Malliers nannte; zuletzt aber baute sie eine ganze Stadt, Portenach. –

Darauf gebar sie wieder einen Sohn, der war zwar schön, doch stand ihm das eine Auge höher als das andre, und wurde Gyot genannt. Worauf sie wieder ein Schloß bauen ließ, mit einer sehr schönen und kunstreichen Brücke über den Strom allda. Dann brachte sie wieder einen Sohn zur Welt, der Antoni geheißen wurde und der eine Löwenklaue auf dem Backen mit auf die Welt brachte, auch war er sehr wild und ganz rauch von Haaren, und als er größer wurde, mußte sich jedermann vor ihm fürchten, welcher ihn sah.

Dann gebar sie wieder einen Sohn, den Reinhard, der nur ein Auge mitten auf der Stirne hatte, damit aber so viel sah, wie andre mit zweien und nachher sehr brav und tapfer wurde. Nicht lange gebar sie wieder einen andern Sohn, den Geoffroy; dieser kam mit einem großen Zahn zur Welt, der ihm fast wie ein Eberzahn aus dem Munde heraus stand, dieser wurde nachher ein sehr tapfrer Ritter, hatte aber einen mehr wunderlichen Sinn, als alle seine Brüder zusammen genommen. Reymund sagte bei dieser Gelegenheit zu seiner liebsten Gemalin: werthe Frau, was bringst du mir doch für seltsame Kinder zur Welt? soll

denn kein einziger ohne einen Makel erfunden werden? Sonderlich betrübt mich dieser Geoffroy mit dem Zahn, denn er erinnert mich an mein ehemaliges Unglück mit meinem Herrn Vetter und an das Schwein; ich fürchte immer, daß uns durch diesen Sohn irgend ein Leid zustoßen wird. Melusina antwortete: wir wollen ihn in der Furcht des Herrn erziehn und er wird ein wackrer Ritter werden.

Darnach gebar sie wieder einen Sohn, den Freymund, der von schöner Leibesgestalt war, aber auf der Nase einen haarigen Fleck, fast wie ein Stück Wolfshaut, hatte. Nicht lange, so bekam sie noch einen Sohn, Horribel, derselbe hatte drei Augen und war von bösen Sitten und argem Gemüth. Dann kam der Dietrich zur Welt, der ein großer Ritter wurde, und zuletzt ein Sohn, den sie Reymund nannten.

So hatte Melusina nun zehn Söhne, als:

1) Uriens, mit schlechtem Antlitz, einem rothen Auge und langen Ohren.
2) Gedes, mit der Röthe im Angesicht.
3) Gyot, ein Auge höher als das andre.
4) Antoni, eine Löwenklaue auf der Wange.
5) Reinhardt, nur ein Auge auf der Stirn.
6) Geoffroy, mit dem Zahn.
7) Freymund mit der Wolfshaut auf der Nasen.
8) Horribel, der drei Augen hat.
9) Dietrich, } ohne Fehl.
10) Reymund, }

Als der älteste Sohn Uriens, der mit dem schlechten Antlitz und langen Ohren, zu seinen erwachsenen Jahren gekommen war, begehrte er ein berühmter Ritter und Kriegsmann zu werden und sein Glück in

der weiten Welt zu versuchen. Da ihm nun sein Sinn darnach stand, so rüstete er ein Schiff aus, welches er eine Galeere nannte, nahm viel Volks mit, von seinen Eltern Abschied, und ihn begleitete sein jüngerer Bruder Gyot, dem ein Auge höher, als das andere stand. So begaben sie sich auf das hohe Meer, und versahen sich auch mit Gold und Silber, von dem Segen Reymunds, wie der Melusina begleitet.

Sie richteten ihre Seefahrt nach Famagusta, der Hauptstadt des Königreichs Cypern, wo sie Anker warfen und an das Land stiegen. Hier vernahmen sie, daß ein heidnischer König diese Stadt mit einer großen Menge Volks belagert hielt und den christlichen König von Cypern hart bedrängte, worauf sie sich vornahmen, diesem beizustehn. Schlugen also ihr Lager im Angesicht der Feinde in der Nähe der Stadt auf, und erwarteten eine günstige Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen; die Heiden aber waren ungewiß, ob sie dieses fremde Volk für Heiden oder für Christen halten sollten. Der Heide zog daher aus Vorsichtigkeit sein Volk zusammen, ob er etwa überfallen werden möchte, worauf der König von Cypern, der dieses aus der Stadt wahrnahm, meinte, jener wolle sich zur Flucht bereit machen, daher er die Thore aufmachen, Fahnen vortragen und die Trompeten fröhlich blasen ließ, indem er mit aller Macht in das heidnische Lager einbrach. Die Heiden aber wehrten sich tapferlich, und brachten viele der Christen um, der König von Cypern selbst wurde von einem vergifteten Pfeile getroffen, so daß er augenblicklich spürte, die Wunde würde tödtlich sein. So mußten sie sich alle mit großem Verlust in die Stadt zurück begeben.

Der König hatte eine schöne Tochter, Hermine

genannt, welche heftig erschrak, als sie ihren Herrn Vater auf diese Weise zurück kommen sah, von dem vergifteten Pfeile verwundet, besonders, da sie hörte, daß er von dieser Wunde nicht wieder aufkommen könne; sie klagte und weinte, aber ihrem von dem vergifteten Pfeil getroffenen Vater war damit nicht geholfen, sondern seine Leiden wurden dadurch nur vergrößert.

Indessen der König auf dem Kranken- und Sterbelager klagte, griff Uriens nebst seinem Bruder die Heiden mit solcher Tapferkeit an, daß sie bald erschraken und nicht wußten, wie ihnen geschah, so daß sie sich genöthigt sahen, zurück zu weichen, weil ihnen eine solche Tapferkeit bis dahin noch nicht vorgekommen war. Uriens aber that noch mehr, er drang bis zu dem Heidenkönig hindurch, schwang sein Schwert, und hieb ihm ohne weiteres den Kopf herunter, so daß der übrige Leib ebenfalls gezwungen wurde, aus dem Sattel zu fallen. Wie die Heiden dergleichen Beginnen wahrnahmen, verloren sie vollends gar den Muth und suchten ihr Heil in einer unordentlichen und übereilten Flucht; damit war ihnen aber wenig geholfen, denn nun schlugen die Christen dermaßen unter sie, daß die meisten auf dem Platze blieben und nur die wenigsten mit dem Leben davon kamen. Nachdem so der Streit geendigt war, ruhte Uriens mit seinem Bruder Gyot, im Lager der Feinde von dem vielen Fechten aus, denn die Helden waren von dem Erschlagen der Heiden müde geworden.

Als der König diese Thaten und die Niederlage seiner Feinde vernahm, freute er sich, ob er gleich dem Tode so nahe war, schickte also seine Abgeordneten nach den beiden Brüdern, die um Entschuldigung bitten mußten, daß er nicht selber komme, um ihnen seine

persönliche Aufwartung zu machen, er liege aber an einer Wunde von einem vergifteten Pfeile dermaßen darnieder, daß es ihm unmöglich falle; sie möchten daher von der Güte sein, ihn in seinem königlichen Pallaste zu besuchen, bevor er gar gestorben wäre. Die beiden Brüder antworteten: daß sie ihre Schuldigkeit nicht unterlassen würden, vor der hohen Gegenwart seiner königlichen Majestät zu erscheinen, worauf sich die Abgeordneten zurück begaben, und Uriens sich mit seinem Bruder Gyot alsbald in die Stadt Famagusta verfügte. Als sie in die Stadt anlangten, verwunderte sich das Cyperische Volk sehr über das seltsame Aussehn des Uriens und daß er, ohnerachtet seines Angesichtes, solche Wunder der Tapferkeit zu verrichten im Stande sei: er merkte, daß sie über ihn erstaunten und begab sich in den Pallast des Königs, wo er diesen übel zugerichtet und von dem vergifteten Pfeile am ganzen Leibe geschwollen im Bette liegend antraf. Er grüßte den König und beklagte ihn wegen seines Unfalls, worauf ihm der König dankte und sagte, daß ihm die ganze Christenheit Preis, Lob und Verbindlichkeit schuldig sei, indem er auf solche Weise unter die Heiden gewüthet, daß sie es auf lange empfinden würden. Zugleich fragte der König, von wannen sie beiden gebürtig wären? Uriens sagte, wie er Uriens heiße und in Lusinien geboren sei. Worauf der König wieder antwortete: da ich nun meines tapfern Herrn Namen und Geschlecht so umständlich weiß, so will ich nicht länger eine Bitte zurück halten, die ich vorzutragen habe: ich bin nämlich des Willens, Euch, mein edler Ritter, ein großes Glück, viel Ehre und Reichthum zuzufügen; ich habe nur eine einzige Tochter, Hermina genannt, an welche mein Reich, so wie mein ganzes

Vermögen fällt, wenn ich, will's Gott bald, an meiner vom vergifteten Pfeil empfangenen Wunde gestorben sein werde, dabei wünschte ich, mein Reich in den Händen eines tapfern Ritters zu wissen, weil es dem Heidenthum so nahe liegt, daß es durch dieses täglich beschädigt werden kann; ich weiß keinen bessern Ritter als Ihr seid, darum bin ich gesonnen, Euch mein Reich so wie meine Tochter zu übergeben.

Uriens bedankte sich höflich, sagte: er wäre es zwar durchaus nicht würdig, wolle sich aber nicht weigern, die königlichen Befehle zu vollführen. Ueber diese Antwort war der König sehr froh und zufrieden, er ließ alsbald seine Tochter zu sich kommen und auch die Räthe seines Reichs vor sich versammeln, zu welchen er sprach: Ihr wißt, wie ich bisher mein Reich mit bewaffneter Hand gegen die Heiden beschirmt habe, doch dieses kann von nun an nicht mehr geschehn, indem ich durch einen vergifteten Pfeil auf den Tod verwundet bin, ich verlange also von Euch, daß Ihr meine Tochter Hermina als Eure Oberherrschaft in meiner Gegenwart, bevor ich sterbe, anerkennt, denn sie ist meine einzige und rechtmäßige Erbin. Die Räthe und Landesherren thaten, was er begehrte, worauf der sterbende König also fortfuhr: ein Weib aber kann unmöglich durch ihre eigene Kraft ein Königreich beschützen, welches eine so gefährliche Lage hat, indem es fast zu nahe an das wilde Heidenthum gränzt, ich verlange daher, daß meine einzige Tochter Hermina sich mit einem Ehegemal verbinde und da wüßte ich keinen tapfrern, und bessern, wenn ihm gleich die Schönheit des Angesichts abgeht, als den unvergleichlichen Ritter Uriens aus Lusinien, der die Heiden so trefflich bezwungen, ja ihrem Könige das Haupt her-

untergeschlagen hat, ob ich gleich diese Freude nicht lange genießen werde, da ich auch durch einen vergifteten Pfeil auf den Tod verwundet: Ich verlange also meine Tochter Hermina, daß Du diesem Ritter als Deinem Gemale die Hand reichest, und daß alle meine Räthe und Landesherren ihm als ihrem zukünftigen Könige huldigen sollen.

Die Landesherren thaten solches sehr gern, auch gab Hermina dem Uriens freiwillig ihre schöne Hand, worüber dieser im Herzen ungemein erfreut war. Das Volk in Cypern, als es diese Neuigkeit erfuhr, war sehr froh und vergnügt, denn Uriens gefiel ihnen allen, sie folgten ihm daher alle in die Hauptkirche, wo er mit seiner Braut Hermina vermält wurde. Zugleich ließ sich der verwundete König das heilige Sakrament geben, worauf er selig verschied, so daß die Hochzeit ohne Tanz und Saitenspiel gefeiert werden mußte; doch wurde der verstorbene König herrlich und mit aller Pracht in seinem Begräbnisse beigesetzt. Dann wurde Uriens zum Könige gekrönt.

Um diese nämliche Zeit fügte es sich auch, daß der König von Armenien sterben mußte, welcher ein naher Verwandter des Königs von Cypern war. Er hinterließ eine einzige sehr schöne Prinzessin, welche den Namen Florie führte; die hinterlassenen Räthe beschlossen, diese mit dem tapfern Gyot, dem Bruder des Uriens, zu vermälen, worein die Prinzessin selber auch gern einwilligte. Als es so weit gekommen war, schickte man eine Abgesandtschaft zum Könige Uriens von Cypern, die ihn ersuchen mußte, dem Reiche Armenien seinen Bruder Gyot als einen Herrscher zu überschicken, welches dieser auch sehr gern that, weil er dem Glücke

seines Bruders nicht im Wege sein wollte. Worauf Gyot nach Armenien ging, sich mit der Prinzessin Florie verheirathete und zum König gekrönt wurde.

Beide Brüder unterließen es nach diesen glücklichen Vorfällen nicht, Boten mit Briefen zu ihren Eltern nach Lusinien zu schicken, wodurch diese alles erfuhren, was ihren lieben Söhnen begegnet war und sich von Herzen freuten, so daß auch Melusina, um sich gegen Gott dankbar und gefällig zu bezeigen, eine neue Kirche stiftete, nachdem sie schon viele andre gebaut hatte. Um die Zeit verheiratheten sie auch ihren Sohn Gedes, den mit der hohen Röthe im Angesichte, mit einer vornehmen Gräfin aus dem dortigen Lande.

Es währte nicht lange, so nahm auch Reinhardt, der nur ein Auge hatte, von seinen Eltern Abschied, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Ihn begleitete Antoni, der zum Zeichen eine Löwenklaue auf der Wange trug; sie nahmen ebenfalls viel Volks mit sich. Diese tapfern Ritter gelangten auf ihrem Zuge nach Lützelburg, welches damals eben der König von Elsaß mit einer ansehnlichen Armee belagert hielt und schon im Begriff stand, die Stadt gar zu gewinnen. Dieser König hielt die Stadt aus bloßem Muthwillen belagert, denn er wollte durchaus die Herzogin von Lützelburg, die in der Stadt regierte, zu seiner Gemalin haben, sie aber war nicht dieser Meinung und deshalb suchte er ihre Stadt zu erobern, um sie selber dadurch zu gewinnen. So war also diese Prinzessin eine arme verlassene Waise und in größter Bedrängniß, welches die beiden Brüder von Lusinien nicht sobald gehört hatten, als sie, von Mitleid ergriffen, den Entschluß faßten, dieser unglückseligen Prinzessin mit ihrer

ganzen Macht beizustehn. Sie wickelten also die Fahnen auf, stellten ihre Völker in eine gute Schlachtordnung, und griffen nun mit der Loosung Lusinien die Elsasser so beherzt an, daß viele von diesen in die Pfanne gehauen wurden. Antonius kam im Treffen mit dem Könige von Elsaß in ein einzeln Gefecht, worauf dieser entwaffnet wurde, und sich der König dem Antonius gefangen geben mußte. Reinhardt that hierauf noch dem übrigen Volke großen Schaden, so daß die Brüder eine herrliche und glänzende Schlacht gewonnen hatten.

Die Brüder ließen hierauf den gefangenen König durch sechs von ihren Rittern der Prinzessin von Lützelburg überantworten, welche sich über ein solches Präsent höchlich erfreute und dem Himmel, so wie den beiden tapfern Helden den besten Dank abstattete; sie erkundigte sich auch nach den Namen, Herkommen und Geschlechte der beiden Brüder und war sehr zufrieden, als sie solches alles erfahren hatte, denn sie faßte nun den Entschluß, in ihren Staatsgeschäften nichts ohne Mitwissen und Beistimmung der beiden Herren zu thun oder zu unternehmen. Sie ließ hierauf diese beiden tapfern Ritter nebst den vornehmsten aus ihrem Gefolge zu sich in die Stadt bitten, welche sich auch sogleich fertig machten, ihr in Lützelburg aufzuwarten. In der Stadt empfing sie das Volk in schöner Fröhlichkeit mit auserlesener Musik und trefflichem Klang von Instrumenten, Jubelgeschrei und dergleichen, weil sie durch die Brüder von dem Elsassischen Könige erlöst waren, der ihnen viel zu schaffen gemacht hatte. Zwei vornehme Landesherren aus Lützelburg erschienen hierauf und führten die beiden Herren auf das Schloß, wo die

Fürstin ihnen mit den schönsten Damen, Fräulein, Pagen und Gefolge höflich entgegen kam und ihnen in den wohlgesetztesten Redensarten ihren Dank abstattete, außerdem aber eine prächtige und überaus köstliche Mahlzeit zurichten ließ, so daß nicht genug zu sagen ist, wie vergnügt die beiden Brüder waren.

Am Tische wurde der gefangene König von Elsaß oben an gesetzt, dann folgten die beiden Herren Antonius und Reinhardt, dann die vornehmsten Landesherren und die übrigen Gäste nach ihren Würden, den Brüdern aus Lusinien gegen über saß die schöne Fürstin, und so war man beim Essen und Trinken ausnehmend vergnügt, ausgenommen der gefangene König, der den großen Verlust seiner Leute und seiner Reichthümer nicht verschmerzen konnte.

Nach dem Essen wurde gebetet und darauf fing der gefangene König zu den Brüdern an: tapfre Ritter, bitte, mir nunmehr zu sagen, um welchs Ranzion ich der Gefangenschaft entledigt sein soll, die ich gern entrichten will, um meine Freiheit nur wieder zu gewinnen. Antonius antwortete: Ew. Königliche Majestät ist nicht unser Gefangener, dieselben sind der Fürstin Durchlauchtigkeit von Lützelburg als ein Präsent übermacht, so daß wir nicht mehr über Euch schalten können, sondern Ihr gänzlich in die Willkühr dieser hohen Fürstin gestellt seid. Darüber erschrak der König über die maßen, denn er wußte, daß er durch sein Betragen die höchste Ungnade der Fürstin verdient hatte, fürchtete also gar, als ein gottloser Mann und unverschämter Liebhaber sein Leben zu verlieren. Da die Fürstin seine Verlegenheit sah, wandte sie sich wieder zu den beiden Brüdern, und sagte, daß die Ranzion des

Königs gänzlich in ihrem Belieben stehe; sie hätten ihn gefangen, möchten daher auch seinen Preis bestimmen, gebe ihnen also hiemit ihr Präsent wieder zurücke. Worauf die Grafen antworteten: sie wollten ihn aller Ranzion entledigen, er solle fußfällig die Fürstin um Verzeihung bitten, versprechen, ihr nie in Zukunft mehr zur Last zu fallen, und allen ihrem Lande zugefügten Schaden zu ersetzen. Wie das der König hörte, wurde er froh und that sogleich freiwillig alles, was von ihm verlangt wurde.

Als dies geschehn und in Richtigkeit gebracht war, überlegte der König von Elsaß bei sich selber, wie fromm die beiden Brüder aus Lusinien wären, und wie edelmüthig sie sich gegen ihn bezeigt hätten, erinnerte sich auch, wie nach dem Boethius Undankbarkeit eins der größten Laster sei, nahm sich daher in seinem Gemüthe vor, nicht für undankbar zu gelten und sagte daher öffentlich im Beisein aller Landesherren: Wollte Gott, daß diese beiden Brüder die Stützen und Anführer des Fürstenthums wären, so würde weder ich noch ein andrer Feind jemals sich unterstehn, dieses Land feindlich zu überziehn; wenn ich rathen sollte, so möchte die durchlauchtige Prinzessin einem von diesen tapfern Brüdern ihre Hand und ihre Liebe reichen. Als die Landesherren dies hörten, freuten sie sich und waren derselben Meinung, redeten auch der Fürstin von Herzen zu, solches auszurichten, sie aber antwortete, daß sie dergleichen Vorschläge erst überlegen müsse.

In der Nacht erwägte die Fürstin alles bei sich, was sich zugetragen hatte, und da sie genau auf ihre Gedanken achtete, merkte sie, daß sie eine sonderliche Neigung zum Grafen Antonius in sich habe, dieses

offenbarte sie auch am folgenden Tage und Antonius gab ihr seine Liebe zu erkennen, die er gleich im ersten Augenblicke zu ihr gefaßt hatte; so wurden sie dann einig und nach weniger Zeit mit einander getraut. Die Hochzeit währte unter vielen Ergötzlichkeiten eine ganze Woche hindurch und that sich beim Stechen der König von Elsaß ganz besonders hervor.

Als die Hochzeit vorüber und man eben unter vielen Danksagungen von einander scheiden wollte, erschien am Hofe ein schnellreitender Bote, der sogleich nach dem Könige von Elsaß fragte. Als dieser sich gemeldet, empfing er von dem Boten Briefe, über deren Inhalt er sehr erschrak und schmerzlich seufzte, worauf sich Antonius erkundigte, was in den Briefen enthalten sei. Der König sagte: ach Gott! mein Herr Antonius, mein Bruder, der König von Böhmen, schreibt mir hier, daß ihn der Türkische Kaiser mit einer gewaltigen Macht in seiner Hauptstadt Prag belagert halte, und daß er sich keiner Hülfe oder Entsatzes zu versehn habe, drum wende er sich in seiner Bedrängniß an mich und beschwöre mich bei meiner brüderlichen Liebe, zu seinem Beistande herzu zu eilen, denn sonst sei es gewiß um ihn, wie um sein Reich geschehn. Und nunmehr, fuhr der König von Elsaß fort, ist es meine eigne Schuld, daß fast alle mein Volk durch Euch, tapfre Fürsten, in die Pfanne gehauen ist, so weiß ich nun in der Eile meinem Bruder nicht sonderlich zu helfen.

Graf Antonius antwortete hierauf: Ew. Königliche Majestät kann sich versichert halten, daß die Türken aus dem Lande Eures Herrn Bruders herausgeschlagen werden sollen, denn mein Bruder Reinhardt soll mit Euch ziehn, mit der ganzen Macht, die wir aus Lusinien

mit uns genommen; dazu will ich ihm noch Hülfsvölker aus meinem neuerworbenen Reiche geben, so daß es Euch beiden mit Gottes Hülfe gelingen soll, den König von Böhmen von seinen Feinden zu befreien. Sollte dieses aber noch nicht hinreichend sein, so laßt es mich nur durch einen schnellen Boten wissen, und alsbald will ich Euch selbst mit einer neuen Macht zu Hülfe ziehn.

Hierauf dankte der König mit sehr freundlichen Worten, und sagte: Sollte es uns gelingen, wie ich denn nicht zweifle, den Türken zu besiegen, so hat mein Bruder, der König von Böhmen, eine einzige Tochter, die er ohne meinen Rath und meine Einwilligung nicht verheirathet; diese verspreche ich hiemit, sie dem Grafen Reinhardt, Eurem Bruder, zu einer ehlichen Gemalin zu geben, wodurch er dereinst nach meines Bruders Tode König von Böhmen wird, da mein Bruder kein andres Kind hat.

Beide Grafen dankten hierauf dem Könige für seinen guten Willen, und Antonius war sehr vergnügt darüber, daß sein Bruder Reinhardt eine Aussicht auf ein Königreich hatte, welches er ihm von Herzen gerne gönnte. Er beschloß daher, um die Sache noch gewisser zu machen, sogleich mit seinem Bruder und dem Könige nach Böhmen dem Türken entgegen zu ziehen. Es wurde hierauf von ihnen eine große Macht zusammen gebracht und sie zogen damit durch Deutschland bis vor die Stadt Prag, welche der Türke eng belagert hielt.

Es war gerade an dem, daß der König von Böhmen einen kühnen und tapfern Ausfall gegen die Ungläubigen that, um sie von der Stadt abzutreiben, da

wurde von beiden Seiten sehr tapfer gefochten, viele Heiden, aber auch viele Christen erschlagen und endlich mußten die Christen der türkischen Uebermacht weichen. Ja, was noch schlimmer war, der König von Böhmen, der sich sehr tapfer hielt und ungern den Rückzug anstellte, wurde mit einem Pfeile dergestalt durch den Leib geschossen, daß er sogleich todt zur Erden niederfiel. Wie die Böhmen ihren König gefallen sahn, wurden sie völlig sieglos und die Türken triumphirten, die Böhmen zogen sich in die Stadt zurück und die Ungläubigen blieben Meister vom Felde, worauf sie der Stadt Prag noch härter mit Belagern zusetzten.

Die heidnischen Türken nahmen hierauf in ihrem Uebermuthe den Leichnam des Königs von Böhmen, legten ihn vor den Augen der böhmischen Landesherren, die auf der Mauer standen, auf einen Scheiterhaufen und brannten ihn zu Pulver, welches jene nicht ohne Thränen ansehn, aber dennoch nicht verhindern konnten. Am meisten aber war die königliche Prinzessin Eglantina betrübt, als sie diese kläglichen Neuigkeiten vernommen hatte; sie rang die Hände, seufzte und sprach: ach! was soll ich arme, Vater- und Mutterlose Waisin doch wohl anfangen? Meine Mutter ist gestorben, so haben mir die Türken meinen Herrn Vater gar zu Pulver verbrannt, verderben mir Land und Leute, nehmen mein Königreich weg, und ich muß am Ende noch, ich Unglückseligste, den christlichen Glauben verläugnen und zum Heidenthume übergehn, um nur beim Leben zu bleiben, vielleicht muß ich gar einen Sohn oder Anverwandten des türkischen Kaisers heirathen, um nur bei Ehren zu bleiben.

Dergleichen Klagen verführte die Prinzessin Eglan-

tina sehr viele und häufige, und es kam beinah so weit, daß sie sich in die Verzweiflung ergab, als ein Bote kam, der ihr zu ihrer größten Freude die Nachricht überbrachte: daß sich der König von Elsaß mit zwei Brüdern aus Lusinien in Frankreich und einem großen Heere der Stadt nahe, um sie zu entsetzen. Da dankte sie Gott von Herzen und hörte wieder auf den Trost, den ihr ihre Freunde zusprachen, brachte auch ihre Kleider und Haare wieder in Ordnung, die sie zuvor zerrissen hatte.

Die Türken waren eben dabei, im Sturm die Stadt gar zu ersteigen, als sie die Nachricht durch einen andern Boten erhielten, ein großes christliches Heer sei im Anzuge; darauf verwunderten sie sich, ließen vom Stürmen ab, beriefen die Trompeter zur Schlacht zu blasen, stellten sich in Ordnung, und wehrten sich gegen den tapfern Angriff der christlichen Heerschaaren. Das Treffen war sehr blutig, doch behielt endlich die gerechte Sache die Oberhand, sonderlich durch das großmüthige Betragen der beiden Brüder Antonius und Reinhardt, die unglaublich viel heidnisches Volk mit eignen Händen todtschlugen. Der türkische Kaiser wurde wüthend, da er seine Armee verlieren sah, und brachte wieder viele der Christen um, doch ersah ihn endlich Graf Reinhardt, stürzte sich auf ihn und hieb ihm nach einem kurzen Kampfe und einiger Verwundung seinen Kopf völlig herunter. Als das die Türken wahrnahmen, wurden sie ganz sieglos und begaben sich auf die Flucht; so behielten die christlichen Fahnen das Feld, und der König von Elsaß ließ hierauf auch einen großen Scheiterhaufen errichten, den türkischen Kaiser sammt allen ge-

tödteten Ungläubigen darauf legen und sie zur Wiedervergeltung ebenfalls zu Pulver verbrennen.

Der König von Elsaß zog hierauf in die Stadt Prag, wo ihm die Prinzessin traurig und weinend entgegen kam; der König aber tröstete sie und sagte: gieb Dich nur zufrieden, liebste Muhme, das Geschehene ist nicht mehr zu ändern, Dein Vater ist zwar mit Tode abgegangen und Dein Land ist Dir von den Feinden einigermaaßen verderbt worden, indessen haben wir doch auch durch Gottes Gnade unsre Rache erhalten, denn ich habe den türkischen Kaiser und die Seinigen wieder zu Pulver brennen lassen. Die Prinzessin antwortete: somit habe ich doch immer meinen Herrn Vater verloren, und um ihn muß ich klagen und trauern. Das geziemt sich, sagte der König, indessen ist es auch vernünftig, Trost anzunehmen, war er doch mein Bruder und ich muß mich darin finden, so magst Du es denn auch thun, wir wollen ihm ein ehrliches und schönes Begräbniß zurichten, mehr kann er nicht verlangen.

Bei dem Begräbniß beschaute das Volk von Böhmen die beiden Brüder aus Lusinien, und es dünkte ihnen wunderbar, daß der Graf Antonius eine Löwenklaue auf der Wange und der Reinhardt nur ein Auge habe, doch gefielen sie den Leuten sehr wegen ihres edlen Anstandes und weil sie wußten, daß diese Brüder sie meistentheils von den Türken erlöst hatten. Nach dem Begräbnisse versammelte der König von Elsaß alle Landesherren des böhmischen Reichs und stellte ihnen vor, wie sie nunmehr ihren guten König verloren, so daß sie sogar sein Leichenbegängniß ohne Leiche hätten feiern müssen, das Königreich sei nun an die Prinzessin

Eglantina, seine Tochter, gefallen, aber ein Weib sei zu schwach, das Land auf die gehörige Weise zu beschützen, sie möchten sich daher nach einem frommen Könige umthun, dem sie alle gern gehorchten, und dem die Prinzessin ihre Hand und Liebe schenken möchte.

Die Landesherren antworteten, daß sie alles in sein eignes hohes Belieben stellen wollten, er möchte nach seiner trefflichen Vernunft alles einrichten und das Reich entweder selber als König in Besitz nehmen, oder ihnen einen andern tugendhaften Mann vorschlagen, dem sie dann alle gern dienen wollten. Herauf wandte sich der König gegen die beiden Brüder aus Lusinien und sagte: nun ist die Zeit gekommen, daß ich mein Wort halten kann, Euch, tapfrer Reinhardt, zum Könige von Böhmen zu machen; hier, Ihr Landesherren ist der Fürst, den ich Euch ausgesucht habe und der Euch gewiß immer gut beschützen wird, denn er hat sich schon dermalen gut erwiesen, indem er dem türkischen Kaiser den Kopf herunter gehauen und sein Volk zerstreut und erschlagen hat.

Die Landesherren waren mit der Wahl des Königs vollkommen zufrieden, worauf sich die beiden Brüder, insonderheit Reinhardt bedankten. Die Prinzessin war vergnügt, einen so tapfern Helden zum Gemal zu bekommen, der ihren Herrn Vater so schön gerochen, indem er den heidnischen Kaiser und die Seinigen zu Pulver verbrannt. Man feierte die Hochzeit prächtig, aber ohne Tanz und Saitenspiel, weil man noch den gestorbenen König betrauerte, doch wurde ein großes Thurnier gehalten, wo sich beim Stechen Reinhardt sonderlich hervorthat, so daß die Böhmen wahrnahmen, welch einen tapfern und in Waffenübungen geschickten König sie erhalten hatten. Antonius zog hierauf in sein Herzogthum, zu seiner Gema-

lin zurück, und der König von Elsaß begab sich ebenfalls in sein Königreich, nachdem alle herzlich von einander Abschied genommen hatten.

Indessen war Geoffroy mit dem Zahn auch zu einem starken und mächtigen Ritter herangewachsen und spürte auch die Lust in sich, große Thaten zu thun, um seinen Namen berühmt und unsterblich zu machen. Die Gelegenheit, einigen Ruhm zu erwerben, zeigte sich bald, denn an den Gränzen des Landes ließ sich ein gewaltiger Riese spüren, der ein ziemliches Unwesen trieb mit Morden und Rauben, auch Leute Beschädigen und Plündern, so daß selbst die Schlösser nicht sicher waren, die die edle Melusina in dortiger Gegend gebaut hatte und sich jedermann vor ihm furchte. Diesen Riesen beschloß Geoffroy anzugreifen, und auch mit Gottes Hülfe umzubringen, über welchen Entschluß sich aber sein Herr Vater Reymund heftig entsetzte und ihn von seinem gefährlichen Vorhaben abzumahnen suchte, stellte ihm das Beispiel seiner Brüder vor Augen, welche auch Ruhm gesucht und durch ihre Thaten sogar Könige geworden, aber doch nie darauf gefallen waren, sich mit Riesen einzulassen. Aber der Geoffroy bestand auf seinem festen Sinn und sagte: wird dem Riesen nicht Einhalt gethan, so verübt er immer mehr Schaden an den Ländereien, und das soll nicht sein. Reiste mithin ab, ohne sich sonderlich an die Bitten seines Vaters Reymund und die Thränen seiner Mutter Melusina zu kehren.

Der Freymund mit der Wolfshaut auf der Nasen war nun auch zu seinen erwachsenen Jahren gekommen, und schien sich fast gänzlich den Wissenschaften zu ergeben, denn er las sehr viel, trieb auch keine Waffenübung, wie seine übrigen Brüder von ihrer frühen

Jugend gethan hatten. Es währte nicht lange, so zeigte sich seine Begierde zum geistlichen Stande, denn er lag seinen Eltern dringend an, ihm zu erlauben in dem Kloster Malliers, welches die Melusina aus Andacht gestiftet hatte, ein Mönch zu werden. Als sein Vater Reymund diese Bitte verstanden hatte, wurde er einigermaßen unwillig und sagte: Freymund, alle Deine Brüder haben nach Ehren und Würden gestrebt, und sind tapfre und berühmte Ritter geworden, und ich sollte nun noch unter meinen Kindern einen Pfaffen haben? Solches will mir gar nicht gefallen; Du sollst auch nach Tapferkeit und nach Ritterschaft streben.

Nach Ritterschaft will ich nicht streben, antwortete Freymund, auch will ich Zeit meines Lebens keinen Harnisch an meinem Leibe tragen, oder ein Pferd besteigen, sondern hier im Kloster Malliers Gott als Mönch dienen. Sind alle meine Brüder edle und tapfre Herren und verrichten große Thaten, so ist es auch nicht unrühmlich, wenn sie einen andern Bruder haben, der für alle betet, da ihnen oft die Zeit dazu in ihren verwirrten Händeln gebrechen mag. Ich bitte Euch daher um Gottes Willen, Ihr wollet mir in meinem Verfahren nicht hinderlich, sondern beförderlich sein, denn mein Sinn ist so darauf gerichtet, daß ich auf andre Weise keine Ruhe für meine Seele finde.

Da Reymund diese große Begierde seines Sohnes sah, Gott zu dienen, ging er seinetwegen mit seiner Gemalin Melusina zu Rath, was sie wohl über ihn beschließen möchten. Diese sagte, daß sie es gänzlich in Reymunds Wohlgefallen stelle, doch sei es ihr gar nicht zuwider, unter ihren Kindern auch einen geistlichen Herrn zu haben.

Darauf wandte sich Reymund wieder zu seinem Sohn und sagte: mein Freymund, ich und Deine Mutter haben es nun überlegt, daß wir Dir in Deinem gottseligen Vorhaben nicht wollen hinderlich, sondern vielmehr beförderlich sein, aber überlege Du, daß der Orden in Malliers sehr strenge ist; ich kann Dich ja leicht zu einem Domherrn machen, so hast Du es besser, oder ich habe es auch wohl um unsern allerheiligsten Vater, den Pabst, verdient, daß er Dir ein Bisthum ertheilt, wenn ich darum bei ihm nachsuche, so hast Du doch mehr Ehre und kein so hartes und strenges Leben.

Aber Freymund sagte: nein, ich will sonst nichts weiter, als zu Malliers im strengen Orden ein Mönch werden.

Wie bist Du nur von diesem Gedanken so eingenommen? fragte Reymund.

Freymund sagte: liebster Herr Vater, die Welt mit ihren Händeln ist sehr verworren, so fürchte ich, wenn ich mich da hinein begebe, gar meine Seele darüber zu verlieren, denn hinter Ehre und Ruhm, Wohlleben und Pracht lauert der Satan, wie er den Schwachen überrasche, und ihn von sich selber abtrünnig mache. Bin ich im Kloster zu Malliers, so bin ich keiner dergleichen Gefahren ausgesetzt, meine zeitlichen und weltlichen Sorgen sind mir entnommen, ich kann unaufhörlich an Gott denken, und mir seine Wunderwerke recht lebendig vorstellen, dabei weiß ich, in diesen Stunden schläfst du, in diesen issest du, in diesen wird Handarbeit gethan, oder im Garten gegraben und Blumen und Gemüse auferzogen, so viele Stunden dienst du Gott, und daß das jeden Tag wiederkommt und keine Aendrung leidet, daß keine Störung und Irrsaal in

diesem schönen einfachen Lebenslaufe vorfällt, seht, das hat mir so überaus wohlgefallen, daß ich gar zu gern im Kloster Malliers, im strengen Orden, Mönch werden möchte.

Reymund sah ein, daß sein Sohn weise war und Recht hatte, darum gab er seiner Bitte nach, und freudig begab sich Freymund zu den Patribus, und wurde alsbald Mönch in dem Kloster Malliers, welches seine Mutter gestiftet hatte, in dem strengen Orden.

Jetzt erhielten auch Reymund und Melusina Nachrichten von ihren Söhnen Antonius und Reinhardt, wie der eine König von Böhmen, der andre Herzog zu Lützelburg geworden sei, durch ihre Ritterschaft und ihre kühnen Thaten: darüber dankten sie Gott sehr und freuten sich über ihr eignes und ihrer Kinder großes Glück, denn drei von den Söhnen waren zu Königen gekrönt, der vierte ein Herzog geworden, und der fünfte ganz nahe bei ihnen im Kloster zu Malliers ein Mönch, um für alle übrigen Gott zu bitten.

Es fügte sich, daß Reymund an einem Sonnabend wieder die Melusina vermißte, denn sie pflegte an diesem ganzen Tage nicht zu erscheinen, doch gedachte er seines Eides, sich nie um sie zu bekümmern und sie ungestört gewähren zu lassen. Der Vater des Reymund, der alte Graf von Forst, war damals schon gestorben, und sein ältester Sohn, der jetzt Graf von Forst genannt wurde, legte einen Besuch bei seinem Bruder Reymund ab. Reymund ließ dieses Besuches wegen viele und vornehme Gäste zu sich einladen, die alle dem Reymund ihren ergebensten Respekt bezeigten; doch als sich Melusina den ganzen Tag nicht zeigte, sagte der Graf von Forst zu seinem Bruder: Bruder,

laß doch Deine Gemalin erscheinen, damit sich Deine vielen und vornehmen Gäste nicht darüber verwundern, daß sie so lange außen bleibt. Reymund antwortete: lieber Bruder, heute kann solches nicht geschehn, aber morgen sollst Du sie zu sehn bekommen.

Als die Mahlzeit geendigt war, gingen die beiden Brüder beiseit, und der Graf sagte zu Reymund: lieber Bruder, ich muß Dir ein Ding eröffnen, welches mir schon seit lange auf dem Herzen liegt. Man sagt allgemein im ganzen Lande, daß Du mit Deiner Gemalin übel angekommen seist, sie sagen, Du seist bezaubert, daß sie sich alle Sonnabend abseitiget, und Du an solchem Tage gar nicht einmal nach ihr fragen darfst; wnnderlich ist es immer, daß Du nicht weißt, was ihr Thun und Lassen sei, als ein redlicher Bruder seh ich mich gezwungen, Dir zu sagen, daß Du davon große Schande haben kannst, denn die meisten Leute meinen, sie treibe an diesen Tagen Hurerei, welches doch gegen deine Ehre liefe, andre sagen wieder, sie möchte überhaupt wohl ein Gespenst und alles mit ihr nur ein ungeheures Wesen sein, darum ist es mein demüthiger Rath, Du erkundigst Dich etwas mehr um ihr wahres Befinden und suchst es zu erforschen, damit Du nicht Gefahr läufst, für einen Narren gehalten zu werden.

Als Reymund diese Rede verstanden hatte, wurde er vor Zorn ganz bleich und dermaßen wüthig, daß er sich und seinen Schwur gänzlich vergaß; die Worte seines Bruders schienen ihm recht und gut, in der größten Grimmigkeit lief er fort und griff ein Schwert, womit er sich in die Kammer begab, in die er noch nie gekommen war, weil er sie der Melusina zu ihrem

heimlichen Aufenthalte absonderlich hatte erbauen lassen. Hier kam er an eine fest verschlossene eiserne Thür und er besann sich nun, was er thun sollte; es fielen ihm wieder die Worte seines Bruders ein, daß seine Gemalin in Unehren lebe. Darüber beschloß er, alles selber zu sehn, und dann, nachdem er es befinden würde, seine Schmach zu rächen. Er nahm also das Schwert, und bohrte mit der Spitze desselben ein kleines Loch in der eisernen Thür, wo er hindurch sehn mochte.

Als Reymund nun stand, und durch die Oeffnung schaute, verwunderte er sich über die maßen, denn er sah Melusina im Bade, wie sie von oben bis auf den Nabel ein schönes Weib sei, dann aber in den Schweif einer bunten gesprengten Schlange endigte, der azurblau war und mit Silberfarben darunter gesprengt, so daß diese Farben wundersam in einander schimmerten. Das Zimmer war eine tiefe Grotte, die Wände waren mit allerhand seltsamen Muscheln ausgeziert und ein Springbrunnen, in welchem sich Melusina befand, war in der Mitten. Von oben ergossen sich auch Wasserstrahlen und tröpfelten wie Perlen durch einander, bei welchem wunderbaren Getöse Melusina sang, indem sie eine Zitter in der Hand hielt:

Rauscht und weint ihr Wasserquellen
In der stillen Einsamkeit,
Die Erlösung ist noch weit,
Meine Thränen mehren eure Wellen.

Ach! wann wirst du, Trauer, enden,
Von mir nehmen meine Schmach?

Immer ist die Strafe wach,
Keiner kann das bös Verhängniß wenden.

Bei diesen Worten vergoß sie einen Strom von Thränen und Reymund war auf das innigste bewegt und erschüttert. Nun fiel ihm auch bei, wie er seinen Eid gebrochen und eine Untreue gegen seine tugendvolle Gemalin begangen habe, dabei konnte er ihre seltsame Verwandlung nicht begreifen und furchte sich auch, daß nun sein Elend anfangen würde, da er seinen Schwur nicht gehalten, wie sie ihm vor der Hochzeit prophezeit hatte, denn er glaubte, daß sie nach ihrer verborgenen Wissenschaft recht gut um seine Untreue wissen würde. Endlich aber verstopfte er die gemachte Oeffnung wieder mit Wachs, und ging im höchsten Zorne zu seinem Bruder zurück. Da dieser ihn also wüthend kommen sah, glaubte er, Reymund habe die Melusina auf einer Unehre betroffen, und sagte zu ihm; siehe, mein Bruder, es hat sich also bestätigt, daß Deine Gemalin Dir und ihrer Ehre ist abtrünnig geworden.

Reymund aber sagte: Du hast mir Unwahrheit vorgebracht und bist mir ein schädlicher Bruder, Du bist zu einer unglücklichen Stunde in mein Haus gekommen, denn deinetwegen bin ich nun in Elend gerathen, daß ich meinen allertheuersten Eid gebrochen habe, darum geh, verweile Dich nicht länger hier, sonst möchte es Dein Leben kosten, und komme mir auch niemalen wieder in mein Haus, oder vor mein Angesicht!

Ueber diese unvermuthete Anrede erschrak der Graf, so daß er sich eilig zu Pferde saßte, und schnell wieder nach Hause ritt; auch die übrigen Gäste wußten nicht, was sie aus Reymund machen sollten, denn er geber-

dete sich, als wenn er ohne Sinnen wäre, weshalb sie sich auch wieder fort begaben.

Reymund aber war im allergrößten Jammer, er glaubte, daß er seiner Untreue halber nun seine geliebte Melusina nimmermehr wieder sehn würde, und daß er sie auf Zeitlebens verloren habe, er schrie und klagte: ach, du unglückselige Stunde, in welcher ich armer Mann geboren bin, daß ich nun mein allerliebstes Gut entbehren soll! In seiner großen Betrübniß zog er seine Kleider aus und legte sich zu Bett, denn er fühlte sich matt und krank, er beschloß, als ein Einsiedler sein künftiges Leben zuzubringen, wenn er Melusina verlieren sollte. So trieb er die ganze Nacht sein Klagen, indem er sich von einer Seite nach der andern wendete, indem eröffnete Melusina mit einem Schlüssel die Kammer und trat zu ihm, zog sich nackt aus und legte sich neben ihm in das Bett, sie fühlte, daß er kalt und krank war, umfing ihn zärtlich mit ihren Armen und fragte ihn: was fehlt Dir, mein liebster Gemal? Er klagte ihr, daß ihn ein Fieber überfallen habe, war aber doch froh, daß Melusina wieder da sei und sich gegen ihn freundlich bezeigte, worauf er auch wieder von ihren Küssen und liebreichen Umarmungen besser wurde.

Indessen war Geoffroy mit dem Zahn nach dem Lande geritten, wo man ihm gesagt hatte, daß sich der große Riese aufhielte und seinen Unfug triebe. Er ritt hin und her und fragte die Leute nach der Wohnung des Riesen, weil er gekommen sei, ihn umzubringen. Die Leute sagten: das wolle Gott, Herr Ritter, daß ihr dieses in's Werk setzt, denn er ist ein ungeschlachter

Mann und fügt uns so viel Leides zu, daß es nicht zu sagen ist; worauf sie ihm auch das Schloß des Bösewichts zeigten. Geoffroy kam hierauf an einen steilen Berg, auf welchem ein festes Schloß lag, in welchem der Riese seinen Aufenthalt hatte. Hier stieg Geoffroy von seinem Rosse ab, legte den Harnisch an, hängte den stählernen Streitkolben an seinen Sattelbogen, gürtete das Schwert um sich, nahm die Lanze in seine Hand, hielt seinen schönen mit Gold ausgezierten Schild vor sich, setzte den Helm auf und stieg wieder zu Pferde, worauf er gegen das Schloß ritt und den Riesen mit kühner und lauter Stimme ausfoderte, indem er sprach: wo bist Du nun, Bösewicht, der mir mein Land verdirbt, und den Meinigen so großen Schaden zufügt? komm nur schnell heraus, damit ich Dir den Garaus mache. Der Riese war oben im Schloß und fuhr mit seinem Kopfe heraus, welcher so groß wie ein Ochsenhaupt war, um zu schauen, wer da sei, der ihn so kühnlich ausfodre. Er erstaunte, als er nur einen einzigen Mann gewahr wurde, und däuchte ihm, es sei kaum der Mühe werth, ein Gefecht mit ihm anzufangen; doch zog er seinen Harnisch an, trat vor das Schloß heraus, und brachte einen stählernen Schild mit sich, und drei eiserne Stangen, und drei Hämmer in seinem Busen.

Als der Riese hervor kam, sah Geoffroy, daß er wohl bei funfzehn Schuh lang war, worüber er sehr erstaunte, aber dennoch den Muth nicht verlor, sondern jenen mit erschrecklicher Stimme anschrie. Der Riese aber sprach: Wer, und von wannen bist Du? Worauf Geoffroy ausrief: ich bin Geoffroy mit dem Zahn, wehre Dich, denn Du sollst allhier Dein Leben

assen. Der Riese sagte: kleines Kerlein, mich jammert Deiner, geh nach Hause, Du scheinst mir ein guter junger Mensch, aus dem mit der Zeit wohl noch etwas werden kann. Gehst Du aber nicht, so schlage ich Dich mit einem einzigen Streich zu Tode. Geoffroy aber achtete nicht darauf, sondern schrie immer fort: wehre Dich, Hollunke, wenn Dir Dein Leben lieb ist! Zugleich ritt er zurück, um Feld zu gewinnen, legte seine Lanze ein, und rannte mit solcher Gewalt auf den Riesen, daß dieser von diesem einzigen Stoße zur Erden niederfiel. Die Erde bebte unter dem gewaltigen Fall des Riesen, aber er stand schnell wieder auf, und war sehr erbost, daß ihn ein einziger Stoß eines Ritters dermaßen hatte umwerfen können, er nahm daher seine stählerne Stange und schlug gegen Geoffroy, der schon das zweite Rennen gegen ihn vornahm, womit er dessen Pferd traf, und ihm beide Vorderbeine abhieb. Das Pferd fiel zu Boden, und Geoffroy sprang plötzlich aus dem Sattel, zuckte sein Schwert, lief den Riesen an, und gab ihm einen so harten Schlag, daß dieser seinen Schild aus der Hand fallen ließ. Hierauf nahm der Riese die stählerne Stange und schlug so auf den Geoffroy ein, daß dieser vom Schall des Schlages ganz betäubt wurde, er erholte sich aber schnell, nahm den Streitkolben vom Sattelbogen und schlug damit dem Riesen die Stange aus der Hand. Da ergriff der Riese einen von seinen Hämmern, und schmiß ihn so mächtig nach Geoffroy, daß dieser den Streitkolben auch mußte fallen lassen. Der Riese bückte sich nach dem Kolben, aber Geoffroy nahm sein Schwert wieder zur Hand und hieb damit dem Riesen einen Arm von Leibe herunter: darüber

erschrak der Riese und faßte seine Stange mit der andern Hand und schlug nach Geoffroy, der aber sprang diesem Schlage behende aus dem Wege, der Riese fiel wieder auf die Knie und Geoffroy gab ihm nun einen solchen Hieb auf das Bein, daß er völlig zu Boden stürzte, entsetzlich schrie und seine heidnischen Götter um Hülfe anrief. Nun blieb dem tapfern Ritter nichts weiter übrig, als ihm den Kopf nur völlig herunterzuhauen, welches er auch in aller Schnelligkeit that, und so über den ungeheuren Mann den Sieg davon getragen hatte.

Geoffroy nahm hierauf das Horn des Riesen und blies so lange darein, bis sich viele Leute aus den umliegenden Gegenden versammelten, die sich alle entsetzten, daß er den großen Heiden mit seiner Kraft hatte umbringen können. Bald breitete sich im ganzen Lande und auch in den andern Reichen die Nachricht aus, wie Geoffroy den Riesen bezwungen habe; er aber schickte einen Boten zu seinen Eltern, der auch diesen die erfreuliche Nachricht bringen mußte.

Weil die Rede von seinem Siege schnell weit herum gekommen war, so gelangten Boten aus dem entfernten Lande Norhemen an Geoffroy, die ihn im Namen der dortigen Landesherren demüthig ersuchten, zu ihnen zu kommen, und ebenfalls einen ungeheuren Riesen umzubringen, von dem sie so sehr geplagt würden, daß sie sich nicht zu lassen wüßten; wenn er ihn mit Gottes Hülfe bezwänge, so wollten sie ihn auch gern für ihren Oberherrn erkennen, und ihm das ganze Land übergeben. Geoffroy antwortete: er wolle kommen und den Riesen umbringen, nicht aber um

Land und Leute zu gewinnen, sondern er thue dieses nur aus Barmherzigkeit, und weil er es für seine Pflicht halte, alle Riesen umzubringen, so weit er sie nur erreichen möchte. So rüstete er sich, um zu Schiffe nach dem Lande Norhemen zu fahren, voll von hohem Muth und feuriger Begier, Wittwen und Waisen zu beschützen, allen Unterdrückten beizustehn, und alle Ungläubigen vom Angesichte der Erde zu vertilgen, so daß alle über seinen hohen Eifer und treffliche Vorsätze in Verwunderung geriethen.

Dritte Abtheilung.

Als Geoffroy abreisen wollte, kam ein Bote zu ihm mit einem Brief von seinen Eltern, worin sie ihm meldeten, daß sie gesund wären, auch Nachrichten von ihren Söhnen hätten, die sehr erfreulich, dabei sei ihr Sohn Freymund im Kloster Malliers, nahe bei ihnen, ein Mönch geworden, um Gott für alle zu bitten. Wie Geoffroy las, daß sein Bruder Freymund ein Mönch geworden sei, ward er so zornig und wüthend, daß er nicht anders, wie ein wilder Eber schäumte, und alle die zugegen waren, vor Furcht schwiegen und nicht wußten, was sie sagen sollten. Er rief aus: die schelmischen und nichtswürdigen Mönche haben meinen Bruder bezaubert und betrogen, daß er nicht, wie wir alle gethan haben, die Ritterschaft ergreifen will; muß ich mich mit Riesen herumschlagen, und soll er indessen ein Mönch werden? Nun warlich, es soll ihnen und dem Abte übel gerathen, denn ich will sie alle zusammen verderben und verbrennen!

Ueber diese Rede entsetzten sich alle; den Boten aus dem Lande Norhemen aber befahl er seiner an dieser Stelle zu warten, denn er werde bald wieder kommen. So ritt er im Grimme fort und kam bald auf seinem Wege nach dem Kloster Malliers. Wie der Abt und die

Mönche ihn kommen sahn, gingen sie ihm höflich entgegen, um ihn zu begrüßen und ihm Willkommen zu sagen, aber Geoffroy fuhr sie gleich zornwüthig an und schnaubte ihnen entgegen: Ihr bösen Mönche, warum habt Ihr meinen Bruder also verführt, daß er ein Mönch geworden und die Ritterschaft verläugnet hat? Daran habt Ihr übel gethan und ich will Euch bestrafen, denn Ihr sollt alle Euer Leben hergeben.

Ueber diese Rede erschraken der Abt und die Mönche; der Abt erwiederte: wir haben mit nichten Euren Bruder verführt, er ist aus freiem Willen und aus Andacht in unser Kloster gekommen, hier steht er gegenwärtig und Ihr könnt ihn selbst darum fragen.

Freymund sagte hierauf; lieber Bruder, ich schwöre Dir, daß mich Niemand überredet hat, sondern daß ich hierin bloß meinem eigenen Triebe gefolgt bin, so ist es meine eigne Schuld, daß ich bin ein Mönch geworden, denn ich tauge nicht zum Ritter, ich habe in mir ein Verlangen zum gottseligen Leben gespürt, so habe ich denn nichts bessers gewußt, als mich hieher zu begeben, wo ich für alle und auch für Dich beten will.

Geoffroy aber blieb in seinem Zorn und kein Zureden und Bitten vermochte etwas über ihn; er stieg von seinem Pferde ab, besetzte das Kloster mit seinen Leuten, ließ einen großen Haufen Heu, Stroh und Holz auf einen Platz bringen, zündete dieses gegen den Wind an, und verbrannte so seinen leiblichen Bruder nebst hundert Mönchen, die alle in die Kirche geflohen waren.

Als die That vollbracht war, sah Geoffroy ein, daß er Unrecht gethan hatte; er bereute sie heftig, weil er glaubte, sich an Gott versündigt zu haben, schalt und

fluchte auf sich selber, und verwünschte sich in den Abgrund der Erden hinein, daß er niemals mehr das Tageslicht erblicken möchte, doch war es nun zu spät mit seiner Reue und seinem Wehklagen. Setzte sich deshalb wieder zu Pferde, und ritt nach der Stelle in größter Eile zurück, wo er den Boten aus dem Lande Norhemen gelassen hatte, fuhr mit ihm in einem Schiffe ab, der Wind war günstig und so ging die Fahrt nach dem Lande Norhemen glücklich von Statten.

Reymund und Melusina saßen bei Tische und nahmen eine fröhliche Mahlzeit in schöner Häuslichkeit und Freundlichkeit zu sich, als ein Bote mit verwirrten Mienen und thränenden Augen zu ihnen hereintrat, und ihnen sagte, er habe eine erschreckliche Neuigkeit zu sagen, wolle sie aber nicht gerne vorbringen. Reymund sagte: er solle sie sagen, denn er habe sich nun schon in Gottes Namen auf etwas Betrübtes gefaßt gemacht; so sprach auch Melusina, denn sie wußten noch nicht, was vorgefallen war. Drauf sagte der Bote: so muß ich Euch nur Meldung thun, daß eins von Euren Kindern nicht mehr am Leben. So segne ihn der Herr, antwortete Reymund, doch welcher von meinen Kindern ist es? Der Bote sagte: es ist Freymund. Reymund war sehr betrübt, doch sprach er weiter: Gott hat ihn zu sich genommen; doch ist er selig gestorben, sind ihm alle christlichen Rechte widerfahren? Der Bote antwortete: Nein, er konnte kein christliches Recht bekommen, denn er ist mit allen andern Mönchen im Kloster zu Malliers verbrannt worden.

Darüber entsetzte sich Reymund und rief aus: Bote, nimm Dich in Acht, daß Du keine Lügen vorbringst, denn dergleichen sollte Dir übel gelohnt werden;

wer hat sich unterstehn dürfen, ihn und das Kloster zu verbrennen?

Der Bote sagte demüthig: gnädiger Herr, es sei ferne von mir, daß ich mit Lügen umgehn sollte, dergleichen habe ich in meinem ganzen Leben nicht gethan, und werde nun nicht mit Euch den Anfang machen. Nein, Geoffroy mit dem Zahn hat in seiner Bosheit das Kloster sammt allen Mönchen verbrannt, dazu seinen leiblichen Bruder, weil er erzürnt gewesen, daß er ein Mönch geworden und geglaubt, der Abt und die Mönche hätten ihn mit List dazu überredet. Hierauf erzählte er den ganzen Vorgang, was Geoffroy gesprochen und was ihm der Abt erwiedert, und wie der Geoffroy sich nicht daran gekehrt, sondern in seinem Zorn das ganze Kloster sammt allen Mönchen verbrannt habe.

Da entsetzte sich Reymund recht in seinem innersten Herzen, wurde auch voll Grimms und im ganzen Gemüthe bewegt, deshalb stieg er plötzlich zu Pferde, um selbst nach der Brandstelle des Klosters Malliers hinzureiten. Unterwegs hörte er von allen Leuten ein großes Klagen über den Geoffroy, daß er das schöne Kloster also verderbt habe, sammt allen Mönchen. Er kam selber an den Ort, wo das herrliche Gebäude gestanden hatte, und sah nun die betrübten rauchenden Trümmern vor sich. Er wurde hierauf sehr zornig und schwur, daß, wenn er den Geoffroy habhaft werden könne, er ihn auch eines gewaltsamen Todes wolle sterben lassen. So ritt er wieder im allerheftigsten Zorne nach seinem Hause zurück.

Er stieg vom Pferde ab, ging in seine Kammer,

schloß sich ein, setzte sich in höchster Betrübniß nieder, seufzte, weinte und klagte:

Ach Gott! so hat Geoffroy im bösen Muthe
Den eignen Bruder Freymund umgebracht,
Der wollte Mönch sein, dienen Gott, der Gute,
Doch starb er bald, und ruht in schwarzer Nacht.
Ich selber habe mich befleckt mit Blute
Und meinen eignen Vetter todt gemacht,
Ich wollte damals nur das Schwein verderben,
Und ließ am eignen Spieß den Vetter sterben.

Drum hat der mit dem Zahne dies verbrochen,
Der wüthete so wie ein wildes Schwein,
Ich hatte erst den Vetter mein erstochen,
Und ein Meerwunder muß meine Gattin sein;
Sie hat mir Reichthum, Ehre, Glück versprochen,
Ich zeugte Söhne, zehne nannt ich mein,
Davon ist mir der liebste nun verbrannt,
Das that des eignen wilden Bruders Hand.

Und wie Geoffroy nun wüthend angefangen,
So wird er auch niemals das Gute thun,
Hätt' ich ihn hier, so müßt' er warlich hangen,
Nie könnt ich eh, bis er gestorben, ruhn;
Den Bruder morden! frevles Unterfangen!
Nein, strafen muß ich ihn, hin fahr' er nun,
Boshafter wird er stets, gottloser werden,
Am besten man vertilgt ihn von der Erden.

Als Reymund in diesen schweren Klagen war, schloß Melusina mit einem Schlüssel die Kammerthür auf, und ging mit ihren Rittern, Frauen und Jungfrauen

zu ihm hinein, um ihn zu trösten, worauf sie ihn auf dem Bette liegend fanden, indem seine Grimmigkeit noch durch den plötzlichen Anblick seiner Gemalin vermehrt wurde. Melusina trat lieblich auf ihn zu und sagte: Nicht, Reymund, mußt Du Dich über Dinge also sehr betrüben, die Du nicht verschuldet, und welche Du nicht mehr ändern kannst, betrübe Dich, aber sei geduldig in Deinem Gram und empfiehl Gott Dich und Deinen Schmerz, der wird alles nach seinem Willen vollbringen und er verlangt vielleicht jetzt, daß wir auf unsre Sünden und schlimmen Leidenschaften achten und sie ablegen sollen. Unser Sohn Geoffroy hat gesündigt, aber er wird seine Missethat beweinen und Buße thun, und Gott wird ihm nach seiner unendlichen Barmherzigkeit vergeben, denn er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er leben bleibe.

So vernünftig und schön Melusina sprach, so schaute sie Reymund doch mit boshaften Augen an, war seiner selbst im Zorn nicht mächtig und sagte laut und vor allen Gegenwärtigen: O Du Schlange und giftiger Wurm, kömmst Du hieher, mir eine solche Rede zu halten und bist nur ein liederlicher Fisch? Ja, ich habe gesehn, daß Du ein Meerwunder bist und kein menschliches Geschöpf, darum müssen die Kinder von Dir Bösewichter werden, es ist Deine Schlangenart, die in ihnen zum Vorschein kommt, sieh nur, welchen schönen Anfang der Geoffroy mit dem Zahne gemacht hat! hat er nicht meinen liebsten Sohn, und den Abt, und dazu alle Mönche verbrannt?

Während dieser Worte verwandelte Melusina ihre schöne Farbe und wurde ganz todtenblaß; mit einer Stimme, die allen durch das Herz drang, sprach sie

hierauf: Ach Reymund! wie lässest Du Dich so sehr von der Unvernunft dahinreißen! welche Worte hast Du gesprochen? Ist mein Schmerz nicht so groß, wie der Deinige? Mein Leiden nicht dem Deinigen gleich? O wie hielt ich Dich lieb und werth! wie vertraute ich Dir mein Heil und meine Wohlfarth! aber Du hast Dein Gelübde gebrochen und so muß nun auch eintreffen, was ich Dir dazumal vorhergesagt, daß Du mich verlieren würdest. O Reymund, Deine Wohlfarth, Dein Glück, alle Deine Freude und Ehre muß leider nun ein Ende nehmen.

Mehr konnte sie nicht sprechen, sondern sie fiel nach diesen Worten ohnmächtig zur Erde nieder. Die Herren und Diener erschraken sehr und liefen eilig hinzu, ihr beizustehn, worauf sie auch wieder zu sich kam und mit höchstkläglicher Stimme sagte:

Ach Gott! ach! Herr! o Reymund! wehe mir!
Die Zeit ist da, ich scheide nun von Dir,
Wie mußt' ich doch von Deinem Werth, Geberden
Also im Herzen mein bezaubert werden?
O weh! mein Leiden sei Gott angesagt!
O weh! es sei dem höchsten Herrn geklagt!
O wehe mir, daß ich beim Bronnen rein und kalt,
Dich fand, mein Reymund dort im grünen Wald!
O weh, daß ich gefühlt nach Dir Verlangen,
Weh mir, daß ich den schönen Leib umfangen!
Der Stunde weh, da ich mein Leib und Leben
In Deine Macht Dir gänzlich übergeben!
Ha Deine Falschheit und Verrätherei,
Dein Unverstand bricht alles nur entzwei,

Dein zorniger Grimm, Dein boshaft schlimmer Mund
Richt' mich und Dich, mein Wohlfarth ganz zu Grund,
Ich komme nun in Arbeit, Angst und Noth,
Und kann nicht hoffen, daß der bald'ge Tod
Von meinen Quaalen mich befreien mag,
Sie währen fort bis an den jüngsten Tag.
Gottloser Schalk! untreuer Bösewicht!
So weiß Dein Herz nicht, was Dein Mund verspricht?
Wie hältst Du mir Dein heiliges Versprechen?
Wie magst Du so Dein Wort und Schwören brechen?
Gern wollt' ich Dir, untreuer Mann, verzeihn,
Wenn Du nur noch verschwiegen konntest sein,
Du hattest mich am Bade schon gewahrt,
Es war verziehn, denn keinem offenbart
Als Dir, war noch mein Schmach und großes Leid,
Nun ist es offenbar, nun kommt die Zeit
Der Angst, der Pein, der Quaal und Herzenswehen,
Wo Glück, Lieb, Heil und Wohlfarth muß vergehen.
Hätt'st Du den Eid gehalten treu und wahr,
So blieb ich bei Dir, Reymund, immerdar,
Bis endlich uns der bittre Tod geschieden,
In Erde ruhte dann mein Leib im Frieden,
Die Seele wär' aus Leid im Freud gekommen,
Aus Fegefeur in Himmelslicht genommen.
Nun aber bleiben Leib und Seel beisammen
Bis glüht der jüngste Tag in seinen Flammen,
In Dir nimmt seinen Anfang schweres Leiden,
Auch Du nimmst Abschied nun von Deinen Freuden,
Vermindert und zertheilet wird Dein Land,
Kommt niemals wieder unter eine Hand,
Unglück trifft manche, die von Dir abstammen,
Und auch wir beide bleiben nicht beisammen,

Ich muß von Dir, von Schloß und Kindern scheiden,
Und künftig Mann und Schloß und Kinder meiden.

Die trauernde Melusina wandte sich hierauf zu drei Landesherren, führte sie zu Reymund und fuhr in ihrer Rede fort:

Reymund, bei Dir ist meines Bleibens nicht,
Doch nimm in Acht, was, wenn ich fort, geschicht,
Horribel, unser Sohn mit dreien Augen,
Ist bös und kann in dieser Welt nicht taugen,
Erwächst er groß, wird er das Land verderben
Mit Krieg und Hunger, laßt ihn vorher sterben.
Daß Geoffroy hat den Abt, die Mönch verbrannt,
Erfahre, daß auch hierin Gottes Hand,
Sie schlugen ihre Regel in die Schanz
Und hielten nicht des Klosters Observanz,
Auch wird den Geoffroy schwere Reue plagen
Er wird alsdann frommüthig in sich schlagen,
Ein neues Kloster baun, das schöner ist,
Worauf er auch zum Dienste Jesu Christ
Mehr Mönche wird zum frommen Werk einsetzen,
Sie unterhalten auch von seinen Schätzen.
Es wird mir schwer von meinem Schloß zu scheiden,
Das ich gebaut anmuthig und mit Freuden,
Ich möchte fast in Thränen drum vergehn,
Doch kann's nicht anders sein, es muß geschehn.
Ach Reymund! wars nicht Lust und Freudigkeit
Als wir so schön beisammen allezeit?
Aus Freud wird Leid, aus Scherzen wird nun Schmerz,
Aus Stärke Ohnmacht, das zerbricht mein Herz.
Wie hatten wir so schönes Wohlgefallen,
Das wandelt sich nunmehr in Mißgefallen,

Wohlfarth wird Gram, zu Sorge Sicherheit,
Zu Unglück Glück, Freiheit wird Dienstbarkeit.
So dreht sich denn des Glückes Kugel rund,
Kehrt all in's Gegentheil in einer Stund,
Doch ist es Reymund Deine eigne Schuld,
Daß Du verleurst des Glückes Lieb' und Huld.
Ich muß zu meinen Leiden von Dir scheiden,
Doch mag Dir Gott die Missethat verzeihn,
Daß ich aus Lust in Gram, in Schmerz aus Freuden
Bis an den jüngsten Tag muß immer sein;
Nun muß ich wieder fort, in Angst eingehen,
In der ich, Arme, einmal schon gewesen,
Und wieder muß die Quaal an mir geschehen,
Und niemand darf und kann mich nun erlösen.

Wie Reymund diese Klagen anhörte und sah, daß sich seine geliebteste Gemalin zum Hinscheiden fertig machte, überfiel ihn eine solche innerliche Angst, daß er nicht ein Wort zu sprechen vermochte; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor großem Weh zerspringen und er würde sterben, begehrte auch nicht länger zu leben und wünschte sich den Tod. Er stand auf und ging mit kläglichen Geberden zu Melusina, küßte sie mit höchster Betrübniß und weinte bitterlich. Vor großem unaussprechlichen Herzeleid, das sie beide des Scheidens halber hatten, fielen sie nieder auf die Erde. Die Landesherren und Hofbediente, Frauen und Jungfrauen waren ebenfalls sehr traurig, huben sie beide auf, weinten und alles Volk mit ihnen. Reymund fiel vor Melusina nieder auf die Knie, und bat sie unter Schluchzen und Herzensangst um Vergebung, daß er seine Gelübde so böslich gebrochen hätte. Melusina antwortete:

ich kann dem Verhängniß nicht Einhalt thun, welches es nun so beschlossen hat, darum müssen wir uns drein ergeben. Vergiß nun Deinen Sohn Freymund, aber gedenke Deines Sohnes Reymund, der einst an Deines Bruders statt Graf zu Forst werden soll. Auch Deines jüngsten Sohnes, Dietrich, nimm Dich an, der noch an der Brust der Amme liegt, denn er soll einst ein tapfrer Ritter werden.

Nachdem Melusina diese Worte gesprochen hatte, schwang sie sich auf das Fenster, wandte sich noch einmal um und sagte:

Gesegn' Dich Gott, mein Herz und wahrer Freund:
Gesegn' Dich Gott, holdseligster Gemal!
Gesegn' Dich Gott, Du liebstes Kleinod mein!
Gesegn' Dich Gott, Du schöne Kreatur!
Gesegn' Dich Gott, Du meine schönste Freude!
Gesegn' Dich Gott, Du Lust in dieser Welt!
Ach segn' Dich Gott, mein liebster Trost und Hort!
Auch Euch gesegne Gott, mein liebes Volk!
Gesegn' Dich Gott, Lusinia, schönes Schloß,
Das ich gebaut und selbst gestiftet hier!
Gesegn' Dich Gott, Du Preis von dieser Welt!
Gesegn' Dich Gott, Reymund, mein liebster Freund,
Leb' ewig wohl, zu tausend gute Nacht!

Mit diesen letzten Worten schoß Melusina zum Fenster hinaus und verwandelte sich vor den Augen alles Volks, denn sie wurde von den Hüften an wiederum ein feindlicher, langer und ungeheurer Wurm. So umfuhr sie in der Luft das Schloß, indem sie aus der Höhe herunter ein entsetzliches Geschrei ausstieß, das so

seltsam und unerhört klang, daß allen das Herz im Leibe bebte, und sie sich vor nichts so furchten, als diesen Ton noch einmal zu hören, so zerschmetternd und zerreissend klang es, so tiefbetrübt, als sollte nun gar die ganze Welt vergehen, als wär alle Lust erstorben und sollte der Jammer nun auf Erden auf immer einheimisch sein. Dreimal ließ sie dieses entsetzliche Geschrei von sich hören, dann vernahm man nichts mehr und sie war verschwunden.

Reymund stand bei den Seinen in großen Leiden und schwerer Quaal, er schrie und weinte bitterlich, raufte sich die Haare aus und wünschte niemals geboren zu sein; da er wieder vor seinem großen Herzeleid sprechen konnte, rief er ihr die Worte nach:

Nun so gesegn' Dich der allmächt'ge Gott,
Mein schönes Weib und Freundin, Ehrenkrone!
Gesegn' Dich Gott, mein Reichthum, meine Freude!
Gesegn' Dich Gott, Du meine liebste Lust!
Gesegn' Dich Gott, mein einziges Verlangen!
Gesegn' Dich Gott, Du Frau von hohem Preis!
Gesegn' Dich der allmächtge, ewge Herr
Und unsrer theurer Heiland Jesus Christus!
Ach alle meine Tage sind vergangen,
Da ich Dich ferner nicht erblicken soll.

Reymund klagte so sehr, daß alle die Seinigen mit ihm klagen und weinen mußten. Doch gab es einige ältre Leute, die sehr redlich waren und ihn zu trösten suchten, weil sie auf das Wohl des Landes ihre Absicht gerichtet hatten. Sie hielten ihm herrliche Beispiele vor, von andern großen Männern, die vieles Unglück

erlitten, sich aber nachher getröstet hatten. Einer von den allerredlichsten aber erinnerte ihn an den Befehl seiner abgeschiedenen Gemalin Melusina, seinen Sohn Horribel mit den drei Augen nicht leben zu lassen, weil dieser sonst das ganze Land verderben würde. Reymund antwortete: lieben Freunde, überlaßt mich nur meinem Schmerze und thut übrigens nach Eurem Wohlgefallen und wie Euch meine edle Gemalin Melusina befohlen hat.

Hiemit entfernte sich Reymund und verschloß sich in einer einsamen Kammer, wo er trauerte und weinte und ein solches Wehklagen trieb, daß es nicht zu sagen ist. Die Herren und Diener aber nahmen den kleinen Sohn Horribel, der schon als Knabe ein sehr böses Gemüth in sich spüren ließ, und sperrten ihn zum Besten des ganzen Landes in einen abgelegenen Keller, worauf sie so viel brennendes Stroh hineinwarfen, daß der junge Bösewicht ersticken mußte; so war das Land für die Zukunft gerettet. Nachdem sie dieses vollbracht hatten, nahmen sie den Leichnam und legten ihn heimlich in ein Bette, sagten er wäre todt, und begruben ihn öffentlich nach einigen Tagen, als wenn er eines ordentlichen Todes gestorben wäre.

Reymund hatte noch zwei junge Kinder, die ihre Ammen hatten und die Brust sogen. In der Nacht sahen die Ammen oftmals, wenn es finster war, daß Melusina in die Kammer kam, in welcher die Kinder schliefen, eins nach dem andern aufhub, nämlich den Reymund und den Dieterich, sie am Feuer wärmte und lieblich säugte und dann wieder sie liebkosend in ihre Wiegen legte. Darnach war Melusina wieder verschwunden, und die Dienerinnen wagten es aus Furcht

nicht, zu ihr zu gehn, wann sie zugegen war, doch nahm das Kind Dieterich so sehr zu, daß alle Menschen, die es nur sahen, darüber erstaunen mußten.

Geoffroy war indessen mit dem Schiffe und seinem Boten glücklich in das Land Norhemen angelangt. Gleich beim Schiffaussteigen kamen ihm die betrübten Landesherren entgegen, empfingen ihn sehr freundlich, bewillkommten ihn mit größter Höflichkeit, und erzählten so grausame Thaten von dem Riesen, die der ungeheure Wüthrich an jedem Tage verrichtete, wohl oft an einem Tage an die hundert Ritter erwürge, das Volk nicht anders als nach tausenden umbringe, das Land verwüste, das Vieh verderbe, und so weiter, daß Geoffroy antwortete: ei, meine Herren, dieses ist ja kein Mensch, sondern ein rechter eingefleischter Teufel, doch wenn ich ihn anders nur finde, so hoffe ich ihn mit Gottes Hülfe zu überwinden, bin auch deswegen ausdrücklich hergekommen, denn ich habe schon vorher, obgleich nicht so umständlich, von seinen Freveleien gehört. Gebt mir deshalb nur einen Boten mit, der mir den Weg zu diesem Unmenschen zeigt.

Die Landesherren schafften ihm bald einen Boten, der des Wegs kundig war und auch die Wohnung des Riesen wußte, worauf Geoffroy sehr kurz, aber doch mit seiner möglichsten Höflichkeit von den Landesherren Abschied nahm. So ritten sie beide, er und der Bote nach dem Berge zu, wo der Riese seine Wohnung hatte. Da sprach der Bote: Hier auf diesem Berge hat nun der Riese seine Wohnung. Du mußt mich zu ihm führen, antwortete Geoffroy, denn dazu bist Du mir mitgegeben; und so ritten sie auch den Berg hinan, und als sie oben waren, sah sich der Bote um, und erblickte den großen

und mächtigen Riesen, der an einem Baume, auf einem Marmorsteine saß.

Als der Bote sah, daß der Riese so gar nahe bei ihm war, zitterte er vor Furcht an Händen und Füßen, wobei er ohne Unterlaß die Farbe verwandelte. Geoffroy, der sich nicht umgesehn hatte, merkte daraus, daß der Riese etwa in der Nähe sein müsse, er sagte daher lächelnd zum Boten: fürchtet Euch nur nicht, mein lieber Freund, denn ich bin gekommen, diesen Riesen umzubringen und Euch alle zu erlösen. Der Bote sagte: Herr, ich bin Euch als ein Bote mitgegeben worden, denenselben den Riesen zu zeigen, da ist er nun vor uns gegenwärtig, und sitzt auf einem Marmorsteine, nun verleihe Euch Gott der Herr Kraft und Stärke, denn hier kehr' ich um, und möchte um alle Schätze in der Welt, um alles Gold und Silber nicht weiter mit denenselben hinauf reiten; also, Gott befohlen, denn ich war bloß dafür gedungen, Euch den Riesen zu zeigen, und da ist er.

Der Riese Grimhold sah, daß zwei Leute zu ihm den Berg hinan ritten, blieb also sitzen, um zu sehn, was es geben solle, denn er dachte wohl, daß sie sich an ihn machen und eins mit ihm wagen wollten. Geoffroy bat den Boten lächelnd, daß er doch noch bleiben und ihrem Gefechte zusehn möchte, indem er bald wahrnehmen würde, welcher unter ihnen beiden der beste sei. Der Bote aber sprach: was seh' ich doch an Dero Fechten, will lieber wieder nach Hause gehn, indem ich das nunmehr vollbracht habe, was mir ist anbefohlen worden. Geoffroy aber redete ihm wieder zu und sagte nochmals: lieber Freund, laß es Dir nicht leid sein, noch eine kleine Weile zu verziehn, denn Du wirst alsbald gewahr werden, welchen Ausgang es nimmt, worauf Du dann dem übri-

gen Volke sagen kannst, wie es sich begeben hat, und wer oben oder unten gelegen; willst Du dieses aber nicht thun, so denke ich Dir selber eins zu versetzen, daß Du wohl hier bleiben mußt.

Der Bote antwortete und sprach: gnädiger Herr, Ihr bittet so, daß man Euch nichts abschlagen kann, doch wollte ich gebeten haben, das Ding nicht lange zu machen, weil ich mich gar zu sehr vor dem Riesen fürchte, denn er kommt mir nicht wie ein Mensch, sondern wie der leibhaftige Teufel vor. Wenn Ihr so dächtet, wie ich, so würdet Ihr gegen den großen ungeheuren Riesenkerl nicht so unbedachtsam Euer junges Leben wagen. Geoffroy aber sagte: sorgt für mich nicht, denn ich will dem Leben des Riesen bald ein Ende machen.

Geoffroy schied nun von dem Boten und kam zu den Berg. Da ihn Grimhold ganz allein herauf reiten sah, verwunderte er sich sehr, daß sich ein einzelner Mann dergleichen unterstehn sollte, doch gedachte er wieder, es werde vielleicht ein Unterhändler zwischen ihm und dem Lande sein, daher stand er auf, ging ihm an dem Berge auf einer schönen Wiese entgegen und nahm eine lange hölzerne Stange in seine Hand, mit der er wie mit einem Stäblein spielte. Wie nun Geoffroy nahe genug gekommen war, so schrie ihn der Riese an: Wer, oder von wannen seid Ihr, daß Ihr es wagt, so gegen mich den Berg herauf zu reiten? Was habt Ihr hier zu schaffen und zu suchen? Geoffroy schrie ihn wieder an: Du großer Schreihals, mein Gewerbe ist ganz kürzlich dieses, daß ich Dir Deinen gottlosen Kopf vom Leibe herunter hauen will, weiter habe ich hier

nichts zu suchen, darum halte Dich bereit, solches in Gottes Namen zu erleiden.

Da fing der Riese an zu spotten und sagte: ei, mein kleiner Herr, laßt mir doch noch mein armes Leben, nehmet mich lieber gefangen und verkauft mich für Geld, damit ich doch nur meinen Leib behalte. Wie Geoffroy merkte, daß er seiner spottete, schrie er ihn wieder an: Nun warte, Du großer Hund, alsbald sollst Du für Dein Spaßmachen den Lohn bekommen. Plötzlich ergriff er seinen Schild, legte die Lanze ein und rennte mit solcher Gewalt auf den Riesen los, daß, wenn dieser nicht von seinem stählernen Harnisch wäre geschützt worden, er ihn durch und durch gestoßen hätte; aber der Stoß traf den Riesen doch so gewaltig, daß er zur Erden fiel und den Hintern und die Beine dem Himmel zukehrte. Er sprang aber geschwinde wieder auf und wollte nach Geoffroy mit seiner Stange schlagen; wie dieser das merkte, sprang er schnell vom Pferde herunter, in Besorgniß, er möchte ihn und das Pferd zu gleicher Zeit zu Tode schlagen. Der Riese betrachtete hierauf den Geoffroy und verwunderte sich sehr über dessen Stärke, und sagte zu ihm: ich weiß nicht, wer oder von wannen Ihr seid, Ihr habt mir einen so starken Stoß gegeben, daß ich meine Füße und meinen Hintern dem Himmel habe zukehren müssen, solches ist mir zuvor in meinem Leben noch nicht begegnet, wenn Ihr also ein frommer Ritter seid, so begehre ich von Euch, mir Euren Namen nicht zu verschweigen.

Geoffroy antwortete: ich heiße Geoffroy mit dem Zahn und bin weit und breit bekannt. Der Riese sagte: ich habe schon viel von Euch gehört, Ihr seid

also derselbe, der einen andern Riesen, meiner Mutter Bruder, erschlagen hat, und nun hieher zu mir gekommen seid, um Euren Lohn dafür zu empfangen, den ich Euch auch alsobald richtig auszahlen will. Damit nahm der Riese die Stange und schlug mit großer Gewalt gegen Geoffroy, in der Meinung, ihn zu treffen, Geoffroy aber sprang geschwind zurücke und die Stange fuhr einen Schuh tief in den Felsen hinein. Zu gleicher Zeit gab Geoffroy dem Riesen mit seinem Schwert einen solchen Hieb durch seinen stählernen Harnisch, daß die Ringe davon fielen und das rothe Blut durch den Harnisch abwärts floß. Darauf wurde der Riese über die maßen wüthig, er nahm seine Stange und holte damit einen mächtigen Hieb aus; aber Geoffroy sprang wieder zurücke, und der Streich war so gewaltig, daß die Stange drei Schuhe tief in den Felsen hinein fuhr, wovon ihm auch der Arm heftig erschütterte und seine Stange in Stücke zersprang. Darüber ward Geoffroy sehr froh und lief wieder gegen den Riesen, und führte einen so starken Hieb auf dessen Helm, daß er ihn davon betäubte. Wie der Riese nun wehrlos war, so brauchte er seine Faust und versetzte damit dem Geoffroy einen so harten Schlag auf seinen Helm, daß er ihn damit beinah von Sinnen brachte, doch erholte er sich bald und gab dem Riesen noch einen Hieb, daß ihm der Panzer versehrt wurde, er ihm eine tiefe Wunde beibrachte und das Blut zu seinen Füßen niederströmte. Darüber fing der Riese an gräßlich zu fluchen und seine heidnischen Götter zum Beistand herbeizurufen. Dann sprang er auf Geoffroy zu und packte ihn um den Leib, hierauf rungen die beiden aus allen Kräften und Geoffroy war so mächtig, daß dem Riesen der Athem ver-

ging, ihn seine Wunden sehr schmerzten und er beinahe ohnmächtig geworden wäre. Hierauf wollte Geoffroy wieder nach seinem Schwerte laufen, um ihm vollends den Rest zu geben, aber der Riese nahm dieses Augenblickes wahr und nahm mit großer Schande die Flucht in den Felsen hinein.

Der Riese war hinter dem Felsen in ein finstres Loch gesprungen und Geoffroy konnte ihn nicht wiederfinden, so sehr er auch suchte, er setzte sich also wieder zu Pferde und ritt zu seinem Boten zurück, der seiner in großen Aengsten erwartet hatte. Dieser freute sich sehr, als er ihn sah, und Geoffroy erzählte ihm den ganzen Verlauf des Zweikampfs, denn jener hatte sich doch aus Furcht entfernt, als er gesehn, wie der Riese zu handthieren angefangen. Er sah nun auch, wie dem Geoffroy sein Helm voll Beulen und sein guter Schild zerschlagen war, woraus er wohl abnehmen konnte, daß er nicht leichte Arbeit gehabt hatte. Indem sie noch mit einander sprachen, kamen die Landesherren und eine große Menge Volks herbei, die sich über den Sieg Geoffroy's höchlich erfreuten; doch wurden sie wieder bekümmert, als sie hörten, daß der Riese nicht ganz todt, sondern in den Felsen entronnen sei, und wenn er von seinen Wunden wieder aufkäme, so möchte er hernach schlimmer werden, als er zuvor gewesen.

Einer von den Landesherren fragte ihn hierauf, ob sich der Riese bei ihm etwa erkundigt habe, wer, oder von wannen er sei. Geoffroy antwortete: ja, er hat recht eigentlich darnach gefragt und ich habe ihm solches auch nicht verschwiegen. Darauf sagte dieser Herr: tapfrer Ritter, Ihr könnt versichert sein, daß dieser Riese nicht wieder aus seinem Berge hervor kommt,

so lange Ihr hier gegenwärtig bei uns bleibt, denn er hat es durch eine Weissagung, daß er von Eurer Hand sterben werde. Darauf schwur Geoffroy einen Eid, nicht eher von dem Lande zu weichen, bis er den Riesen wieder gefunden und ihn vollends getödtet hätte.

Ein andrer Landesherr fuhr hierauf fort: Herr Ritter, in jenem Berge sind überhaupt viele Gespenster, und fremde Dinge, die man wohl recht seltsam nennen könnte. Wir sind ehedem von einem Könige Helmas regiert worden, derselbe hatte eine schöne und weise Gemalin Persina genannt, welcher er einen Eid schwören mußte, sie in ihrem Wochenbette nicht zu besuchen, er brach aber diesen Eid und sah nach der Frau im Kindbette, worauf er auf sonderbare Weise von ihr und von den Kindern plötzlich getrennt wurde. Die drei Prinzessinnen haben darauf ihren Vater in diesem Felsen verschlossen, und wohin nachher die Mutter mit den Töchtern gekommen, hat Niemand erfahren können, seitdem aber der König im Felsen verschlossen, hat sich hier immer ein Riese aufgehalten und den Berg gehütet. Dieser ist der fünfte und alle haben uns unsägliche Drangsal angethan, das Land verwüstet und alle Menschen so sie nur erwischt, jämmerlich erschlagen, dabei hat es keiner gewagt, sich ihnen zu widersetzen. Jetzt aber hoffen wir, daß Euer tapfrer Arm uns von der Furcht erlösen wird. Geoffroy schwur ihnen nochmals, nicht vom Lande zu weichen, bis er den Riesen gar umgebracht, und hiemit ritten sie alle nach Hause.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Geoffroy sich wieder auf den Weg nach dem Gebirge machte. Er kam an den Felsen, wohinein der Riese geflohen

war, suchte lange die Schluft, und fand sie endlich, worauf er von seinem Pferde stieg, und mit seinem Spieß in die Oeffnung hinunter langte. Er sagte: daß er nun hinab steigen wollte, um den Riesen umzubringen, weil er überdies ein Heide und Ungläubiger sei. Die Landesherren wünschten ihm Glück und den Beistand des Himmels: Geoffroy machte hierauf ein Kreuz für sich und ließ sich an seinem Speer in den finstern Felsen hinunter. Unten ging er lange herum, fand aber den Riesen nicht, endlich ersah er einen Schein, nahm seinen Spieß und fühlte damit so lange, bis er auf eine Thür traf, in diese ging er hinein und trat in einen kostbaren Saal, wo er viele Reichthümer fand, die Wände waren mit Gold und allen Arten von Edelgesteinen ausgeschmückt, in der Mitte aber stand ein erhabenes Grabmal, welches auf sechs güldenen Pfeilern ruhte, und mit den köstlichsten Edelsteinen, die in demselben Berge reichlich wuchsen, häufig besetzt war. Auf dem herrlichen Grabmal lag die Gestalt eines Königs aus Chalcedonen gearbeitet, der auch von Edelsteinen glänzte, neben ihm war das Bildniß seiner Gemalin, welche eine Tafel in ihren Händen hielt, worauf geschrieben stand:

Dies ist der König Helmas, hier begraben,
Der mich zu seiner Gattin einst erwählte,
Doch mußt' ich einen Eid zuvor noch haben,
Den er treulos des Wortes brach, dann fehlte,
Statt Lieb' und Treu, um mein Gemüth zu laben,
Er mich und meine Kinder lange quälte;
Er schwur, so ihm es sollte wohlergehen,
In meinem Wochenbett mich nie zu sehen.

Als er mir diesen hohen Eid geschworen,
Ich mich durch Himmels Huld gesegnet fühlte,
Drei schöne Töchter hatt' ich mir geboren,
Doch der Gemal den theuren Eid nicht hielte,
Drauf ging ich ihm, die Kinder auch verloren,
Die ich zu meinem Trost bei mir behielte,
Ich habe sie an meiner Brust gesogen
Und sie nachher zur Weisheit auferzogen.

Als sie gekommen zu Verstand und Jahren,
Sprach ich zu ihnen von der Treue Bruch,
Die ich vordem von dem Gemal erfahren,
Die jüngste, Melusina, fein und klug,
Sprach gleich von Rache, und die Schwestern waren
Behende zu bestrafen den Betrug,
Worauf sie ihren Vater unverdrossen
Hieher in diesen wüsten Felsen schlossen.

Er hat sein Leben endlich hier gelassen,
Worauf ich ihn hier in sein Grab bestellt,
Auch hab' ich dieses Bildniß fert'gen lassen,
Das diese Tafel in den Händen hält,
Damit ein jeder weiß, der kömmt, wasmaßen
Er vordem war ein mächtger Fürst der Welt,
Ich weiß, daß keiner hieher kommen möchte
Es sei er stammt von unserem Geschlechte.

Den Riesen hab' ich auch zur Wacht gegeben,
Damit kein Fremder dieses Grab betritt,
Ein jeder büßt sogleich mit seinem Leben
Wer frechen Muthes das Gebirg beschritt.
Nur einem unsers Stamm's ist es gegeben,
Zu kommen unversehrt, er führet mit

Im Innern eine Macht und Eigenschaft,
Der nichts vermag des Riesen große Kraft.

Mit Straf' hab' ich die Töchter heimgesucht,
Weil sie sich an dem Vater so vergangen,
Die jüngste, Melusin, ward so verflucht,
Daß sie den Schweif von einer großen Schlangen
Sonnabends führt; wer sie zum Weibe sucht,
Muß schwören, sie des Tags nie zu verlangen,
Zu lassen sie in ihren stillen Zimmern
Und sich nicht um ihr Wesen zu bekümmern.

Wenn ihr Gemal den Schwur ihr treu gehalten
So sollte sie in Glücke wie in Freuden
Recht lange froh auf dieser Erden walten,
Im Tode endlich spät nur von ihm scheiden;
Die zweite konnt' ich nicht so umgestalten,
Doch mußte sie auch die Verwünschung leiden,
Meliora heißt sie, sie ist schön gebaut,
Wie jeder sieht, der einst ihr Wesen schaut.

Ich habe sie in das Armensche Land,
Um dort auf immer ein Gespenst zu sein,
Ein hoch und steil Gebirg hinauf gebannt,
Dort sperrt' ich sie in festen Schlössern ein,
Ein Sperber ist ihr dorten zuerkannt,
Den muß ein jeder, den das Glück führt ein,
Bewachen fort drei Tag und auch drei Nächte,
Ohn' daß ein Schlaf ihn überraschen möchte.

Kömmt einer nun zu sehn die seltnen Sachen,
Der vornehm ist, geborner Rittersmann,
Muß er drei Tag' und Nächt' beim Sperber wachen;
Doch kömmt der Schlaf ihm nur ein Stündchen an,

So wird er nie im Leben wieder lachen,
Er ist alsdann wohl ein verlorner Mann,
Er bleibt alldort zum jüngsten Tag gefangen,
Verschlossen unter Pein und Angst und Bangen.

Doch wer drei Tag' und auch drei Nächte wacht,
Kann von der Fürstin eine Gab' begehren,
Und wenn er sich als weiser Mann bedacht,
Wird sie ihm selbst das Größte gern gewähren,
Nur nehme sich der Rittersmann in Acht,
Nicht ihres schönen Leibes zu begehren,
Es sind ja dorten Gold und Edelstein,
Rubin und Perlen, alles ist wohl fein.

Auf einem Berge wohnt das älteste Kind,
Plantina ist mit Namen sie genannt,
Und auf dem Fels gar große Schätze sind,
Es liegt der Berg im Arragonschen Land,
Bis einer unsern Stamms den Schatz gewinnt,
Dann ist der Zauber von ihr abgewandt;
Ein solcher Mann erobert auch zugleich
Jerusalem, das ganze heil'ge Reich.

Die Buße mußt' ich auf die Kinder legen,
Weil sie zu großer Ding' sich untersingen,
Und ihrer ungezähmten Thorheit wegen,
Daß sie so schwer am Vater sich vergingen,
Ihn durften sie in diesem Berge hegen
Bis er gestorben, also bösen Dingen
Folgt alsbald auf dem Fuß die Strafe nach,
Und Gott's Gerechtigkeit bleibt immer wach.

Mein Name ist Persina, der Gemal
Hat sich an mir wohl groß und schwer vergangen,

Doch blieb die Lieb' im Herzen doch zumal,
Zu ihm gerichtet Sehnsucht und Verlangen,
Drum gab ich auch die Kinder in die Quaal,
Weil sie ihn schmerzlich hielten eingefangen:
An Eltern darf kein Kind die Hände legen,
Es folgt der Fluch, wer also sich verwegen.

Als Geoffroy diese außerordentlichen Dinge auf der Tafel gelesen hatte; konnte er sich nicht genug darüber verwundern, denn er sah ganz deutlich, daß die Melusina, von welcher in der Schrift gesprochen wurde, seine leibliche Mutter, mithin der König Helmas sein Großvater, und Persina seine Großmutter gewesen sei. Doch ging er wieder aus der Kammer heraus und suchte den Riesen allenthalben; er kam an einen großen Thurm, wo er hineinging, und unten ein Gefängniß gewahr wurde, wo mancher redliche Mann gefangen lag, und sich alle Gefangenen über Geoffroy's Ankunft sehr verwunderten. Einer darunter sagte: mein sehr werther Herr, geht ja fort von hier und verbergt Euch in einer Höhle, damit Euch der Riese nicht sieht und gewahr wird, denn wenn Euch der ungeheure Riese findet; so müßt Ihr Euer Leben verlieren und erschlagen werden.

Geoffroy fing aber hierüber an zu lachen und sagte: ich suche eben diesen Riesen, denn ich möchte mich gar gerne mit ihm schlagen. Da sagte ein andrer Gefangener: nun, Ihr werdet ihn bald sehn, denn er wird gewiß gleich kommen, und dann wird es Euch gereuen, Ihr müßt umkommen, denn er ist gar zu erschrecklich.

Indem sie noch sprachen, kam der Riese, eilte geschwind in eine Kammer und schlug die Thür sehr eilig

hinter sich zu. Geoffroy sah ihn, sprang nach und trat so stark wider die Thür, daß sie in Stücke zersprang. Der Riese hatte einen Hammer bei sich, mit welchem er so heftig auf Geoffroy's Helm schlug, daß, wenn der Helm nicht so gar gut gewesen wäre, er damit den Geoffroy erschlagen hätte. Geoffroy aber besann sich schnell, und gab ihm mit dem Schwerte einen so gewaltigen Hieb, daß der Riese sogleich zur Erde fiel. Darauf that der Riese einen so erschrecklichen Schrei, daß der ganze Thurm erbebte und er soglich todt war. Hierauf steckte Geoffroy sein Schwert ein, ging wieder zu den Gefangenen und fragte sie: ob sie aus dem Lande Norhemen gebürtig wären. Sie sagten: Ja. Er fragte ferner: warum sie dorten gefangen säßen. Sie sagten: um Schatzung und Tribut, die wir dem Riesen schuldig sind. Geoffroy sagte: so danket Gott, daß er es mir vergönnt hat, diesen Riesen ganz und gar umzubringen. Ueber diese Nachricht wurden die Gefangenen sehr froh und lobten Gott, wobei sie Geoffroy baten, ihnen doch aus dem Gefängnisse zu helfen. Geoffroy wollt' es von Herzen gern thun,, aber keiner wußte, wo die Schlüssel lagen; endlich fand sie der tapfre Ritter, nachdem er allenthalben gesucht, schloß alsbald die Thüren auf, und ließ die Gefangenen heraus, deren mehr als zweihundert waren. Geoffroy erlaubte ihnen von den Edelgesteinen und dem Silber und Golde zu nehmen, welches im Berge sei, denn er begehre nichts davon für sich selber, wofür sie ihm noch mehr dankten.

Sie beschlossen darauf, den Riesen aus der unterirrdischen Schluft hervor an das Tageslicht zu ziehn, und ihn allen Leuten im Lande zu zeigen, welches sie

auch sogleich in's Werk richteten: die Gefangenen nahmen einen großen Karren, schroteten den ungeheuren Riesen darauf, banden ihn so, daß er aufrecht saß, gleich als wenn er lebte, und fuhren ihn so durch das ganze Land. Als das Volk im Lande den ungeheuren Riesen sah, konnten sie sich nicht genug verwundern, sie dankten alle laut Gott von Herzen, daß er sie durch Geoffroy von einem solchen ungeschlachten Bösewicht erlöst hatte. Bei diesem bedankten sich auch die Landesherren höflich für den ihnen und dem Reiche erwiesenen Dienst, auch das Volk erzeigte ihm die größte Ehre und alle baten ihn inständigst, bei ihnen als ihr König und Herr zu bleiben, welches er aber nicht annahm, sondern bald darauf von dannen zog, denn er trug ein Verlangen, seinen Vater und seine Mutter wieder zu sehn.

Er setzte sich also zu Schiffe und fuhr nach seinem Vaterlande. Als sein Vater Reymund seine Zurückkunft erfahren hatte, ritt er ihm entgegen; denn es war schon bekannt geworden, welche große Thaten er in dem Lande Norhemen ausgeübt hatte, deswegen legte Reymund seinen Kummer um seine geliebte Melusina ein wenig bei Seite. Als er mit seinem Sohn allein war, erzählte er ihm sein ganzes gehabtes Unglück unter Vergießung vieler Thränen. Als Geoffroy das hörte, erschrak er heftig und merkte, daß alles dies von seiner Missethat hergekommen sei, indem er seinen Bruder Freymund im Kloster Malliers verbrannt habe; doch sammelte er sich wieder und erzählte, welche Tafel, Schrift und Nachrichten er in dem bezauberten Berge gefunden habe, woraus Reymund merkte, von welchem hohen Geschlechte seine Gemalin Melusina abgestammt

sei. Geoffroy erfuhr nun zugleich von seinem Vater, daß sein Bruder, der Graf von Forst, ihn zuerst dahin vermocht habe, die Melusina an einem Sonnabend zu belauschen und so sein theures Gelübde zu brechen, worauf Geoffroy einen hohen Eid schwur, daß der Graf von Forst dafür sterben solle. Ritt auch eilig hinweg, und Reymund blieb in größter Betrübniß zurück, daß sein Sohn Geoffroy wieder eine neue Missethat begehn wollte.

Geoffroy kam bald vor dem Schlosse des Grafen von Forst an, er stieg sogleich von seinem Pferde und ging in das Schloß hinein, ohne daß ihn einer gewahr wurde, worauf er in den Saal kam, wo sein Vetter war. So wie ihn Geoffroy sah, schrie er ihn ungestüm an und zog sein Schwert: Bösewicht, Du mußt hier Dein Leben lassen, weil ich durch Dich meine Mutter verloren habe. Der Graf war sich wohl bewußt, was er gethan hatte, erschrak also und wollte ihm entfliehen, sprang auch zum Fenster hinaus, fiel aber auf die harten Felsen und war todt. So hatte Geoffroy das Unrecht gerochen, welches jener an seiner Mutter verübt hatte. Zugleich kam dadurch die Grafschaft an seinen jüngern Bruder Reymund.

Sein Vater hörte den Tod seines Bruders, und grämte sich sehr, daß sein Sohn von neuem eine solche Missethat begangen hatte; er nahm sich vor, nicht mehr zu regieren, sondern nach Rom zu wallfahrten, seiner Sünden wegen Buße zu thun, sich alsdann von der Welt abzusondern, in ein Kloster zu gehn und dort sein bekümmertes Leben zu beschließen. Geoffroy kam zurück, und sah die große Traurigkeit seines Vaters, fiel auf seine Kniee, bekannte seine Missethaten und bat

um seines Vaters Vergebung. Reymund verzieh ihm und ertheilte ihm seinen Segen, worauf er zu ihm sagte: doch, mein Sohn, mußt Du vor allen Dingen das Kloster Malliers wieder auferbauen, und mehr Mönche darein setzen und stiften, als vorher gewesen sind, sonst kann Dir Deine Schuld nicht verziehn werden. Welches Geoffroy versprach und sich Reymund darauf zu seiner Reise nach Rom rüstete; doch berief er noch vorher alle Vasallen und ließ sie seinem Sohne Geoffroy huldigen. Darauf schied Reymund auch von seinen übrigen Kindern, setzte sich zu Schiffe und fuhr nach Rom.

Geoffroy baute indessen das Kloster Malliers wieder auf und machte es schöner, als es zuvor gewesen war, stiftete auch mehr Mönche zum Gottesdienst, worüber sich alles Volk im Lande sehr verwunderte, daß er das Kloster erst verbrannt hatte und nun wieder so herrlich neu errichtete.

Reymund kam in Rom an und beichtete vor dem allerheiligsten Vater Pabst, welcher ihm eine gelinde Buße auferlegte. Dann nahm er Abschied, nachdem er dem Pabste vorher gesagt, er wolle nach unsrer lieben Frauen zu Montserrate in Arragonien gehn, und dort ein Einsiedler werden, weil daselbst ein schöner Gottesdienst sei. Er kam in Montserrate an, ließ sich Kleider eines Einsiedlers machen und diente allhier Gott in strenger Andacht und vielen Bußübungen.

Geoffroy reiste nun auch nach Rom, um seine Buße vor dem allerheiligsten Vater abzulegen, auch zugleich von ihm zu erfahren, wo sein Vater Reymund geblieben sei, welcher nicht wieder kam. Der Pabst berich-

tete ihm: daß sein Vater zu Montserrate, im Gebirge, ein Einsiedler geworden; dabei legte er ihm eine harte Buße auf, weil er so schwere Missethaten begangen hatte, verordnete auch: daß er im Kloster Malliers hundert und zwanzig Mönche einsetzen und stiften müsse, wenn er für seine Sünden Vergebung von Gott erlangen wolle. Geoffroy versprach alles zu thun, ließ sich die Absolution ertheilen und reiste hierauf ab, um seinen alten betrübten Vater in der Einsiedelei im fernen, seltsamen Gebirge zu Montserrate aufzusuchen.

Geoffroy reiste zu seinem Vater, um ihn zu bewegen, in die Welt zurück zu kehren, aber der alte Reymund wollte in seiner Einsiedelei bleiben, und so schied Geoffroy ungern von ihm, nachdem er einige Tage bei ihm gewesen, und seinen Gottesdienst mit angesehn hatte. Es währte nicht lange, so fühlte sich Reymund zum Tode matt, darum kam Geoffroy noch einmal zu ihm, wartete sein Ende ab und ließ ihn dann herrlich und mit großem Gepränge zur Erden bestatten. Nachher machte Geoffroy das Kloster Malliers zu dem schönsten im Lande und setzte auch die Anzahl Mönche hinein, die ihm der Pabst vorgeschrieben hatte.

Im Königreiche Armenien hatte Gyot indessen lange regiert, war alt geworden und hatte nach seinem Tode das Reich seinem jungen und tapfern Sohne hinterlassen, welcher auch Gyot genannt wurde.

Ein steil und hohes Schloß
Lag in demselben Land,
Und drinnen Schätze groß
Wie jedermann bekannt.

Im Schloß war ein Geschichte,
Gar schön und wundersam,
Das manchem armen Wichte
Zu Leid und Unheil kam.

Wer gern die Schätze wollte,
Die auf dem Schloß da lagen
Von Gold und Stein, der sollte
Ein seltsam Ding drum wagen.

Ein Sperber saß wohl dorten,
Den er bewachen soll,
An einsam hohen Orten
Drei Tag und Nächte wohl.

Und keiner durfte schlafen
Bei Tag' und in der Nacht,
Sonst folgten harte Strafen,
Daß er so schlecht gewacht.

Wem dieses mocht gelingen,
Der konnte wohl begehren,
Von allen seltnen Dingen,
Man mußte sie gewähren.

Beim Sperber war in Ehren
Ein trefflich schönes Weib,
Konnt einer all's begehren,
Nicht ihren schönen Leib.

Gyot, der junge König
Rüst sich im kecken Muth,
Er dünkte sich nicht wenig
Zum Abentheuer gut.

Er sprach zu sich im Herzen:
Gelingt der Zeitvertreib,
So fodr' ich ohne Scherzen
Doch nur das edle Weib.

Zog aus mit vielen Leuten
Und mit Gefolge groß,
Da sahen sie von weiten
Das wundersame Schloß.

Auf grüner Wiese milde
Ließ er die Diener sein,
Und ging mit Schwert und Schilde
Keck in's Burgthor hinein.

Da kam ein alter Mann,
Gar klein und krumm und bleich,
War schneeweiß angethan,
Sein Bart war licht zugleich.

Der sprach: was sucht ihr hier?
Still blieb der König stehen,
Und sprach: ich komme schier
Um die Gesicht' zu sehen.

Der Alte ernsthaft sprach:
Kommt ihr zu diesen Dingen,
So folgt mir kecklich nach
Will euch zu ihnen bringen.

Der Alte ging voraus,
Der Junge hinterdrein,
Sie treten in das Haus
Und in den Saal hinein.

Es glänzt der Saal von Pracht,
Von Gold und Edelstein,
Wo ihm entgegen lacht
Der grün' und rothe Schein.

Es war im schönen Zimmer
Von tausend Farben Glanz
Wie nur ein einzger Schimmer,
Es war ein Kleinod ganz.

Der König sprach: zu Hause,
Hab' ich viel Säle licht,
Doch gegen diese Klause
Ist alles nur ein Wicht.

Auf einer güldnen Stangen
Sah er den Sperber dann:
Tragt ihr nun noch Verlangen,
So sprach der alte Mann,

Das Abenthen'r zu wagen,
Der Sperber sitzet hie,
In Nächten und drei Tagen,
Dürfet ihr schlafen nie.

Könnt ihr nicht Schlaf vertreiben,
Und euch erhalten wach,
So müßt ihr allhier bleiben
Bis an den jüngsten Tag.

Doch könnt ihr es vollbringen
So steht euch dafür frei,
Zu nehmen von den Dingen,
Was es auch immer sei.

Doch eins ist untersaget,
Das ist der Fürstin Leib:
Nun geht mein Herr und waget
Den edlen Zeitvertreib.

Der König sprach: ich habe
Zum Wachen mich gestellt,
Ich bitte um die Gabe,
Die meistens mir gefällt.

Er dacht' in seinem Sinne
Nur an das schöne Weib,
Und wenn ich die gewinne,
Bitt' ich um ihren Leib.

Der Alte ging zurücke,
Es blieb der Junge da,
Und wagte nun sein Glücke,
Er blieb dem Sperber nah.

Er schaut bei Tag wie Nachte,
Nur diesen Sperber an,
Und unermüdet wachte
Der übermüth'ge Mann.

Nie ward es Nacht und dunkel
Beim Sperber im Kastell,
So glänzte der Karfunkel
Roth durch die Zimmer hell.

Darzu erklangen schöne
Gesänge durch den Saal,
Es sangen in die Töne
Auch Vögel drein zumal.

Und Speise war zugegen
Und auch der süße Wein;
Nur durft' er sich nicht legen,
Mußt' immer wachend sein.

Noch waren viele Zimmer,
In die ging er hinein,
In allen glänzt der Schimmer
Von Gold und Edelstein.

Gold waren alle Wände
Und bunte Blumen drauf,
Es rankten aller Ende
Sich Zweig' und Kränz' hinauf.

Und Rubin und Smaragden,
Demant und auch Sapphir
Sah man erschimmernd prachten,
Als Blumen herrlich hier.

Auch war in Farben schöne
Dort in dem Glanz und Schein,
Die sangen zarte Töne,
Wohl tausend Vögelein.

Auch Ritter abgebildet
Im wahren Conterfei,
Gehelmt und auch beschildet
Und wer ein jeder sei.

Darneben war geschrieben,
War keiner blieben wach,
Drum waren sie geblieben
Bis an den jüngsten Tag.

Drei andre Bilder standen,
Von Rittern, und dabei
Die Schrift von welchen Landen
Und Namens jeder sei.

Die hatten Tag und Nacht
Und ohne zu ermüden
Den Sperber wohl bewacht,
Drum waren sie geschieden.

Und hatten Gaben viele
Mit sich hinweggenommen,
Gar mannlich bis zum Ziele,
Glücklich zurück gekommen.

Wie er dies all betrachtet,
Ging er zum Sperber wieder,
Den er drauf wohl beachtet,
Und stark sind seine Glieder.

Drei Tage sind vergangen,
Der vierte Morgen kam,
Worauf die Angst und Bangen,
Sein Amt ein Ende nahm.

Mit lächelnden Geberden
Mit Schmuck in schöner Seide
Tritt nunmehr zu dem werthen
Im allerschönsten Kleide

Die Fürstin in den Saal,
Das überschöne Weib,
Er sieht der Augen Stral
Und ihren schlanken Leib.

Sie sprach: ein schön Gelingen
Hat euch das Glück bescheert,
Erwählt nun von den Dingen
Was euer Herz begehrt.

Der sah nur ihre Schöne
Und stand in sich entzückt,
Er sprach: das Ende króne
Was mir so wohl geglückt.

Drum mag ich keine Steine,
Was frommte mir das Gold,
Ich wünsche nur das eine,
Das seid ihr Fürstin hold.

Drum will ich nichts begehren,
O wunderschönes Weib,
Doch sollt ihr mir gewähren
Den schlanken süßen Leib.

Mit zornigen Geberden,
Sprach drauf die Prinzessin:
Mein Leib kann euch nicht werden,
Wählt anderen Gewinn.

Der König sprach: an Schätzen,
An Edelstein und Gold,
Mag jeder sich ergötzen,
Ich hab' es nie gewollt.

Drum will ich keine Gabe,
Als nur den zarten Leib,
Ihr seid die schönste Habe,
O edles holdes Weib.

Sie sprach: ihr seid vermessen
Und redet wie ein Thor,
Habt alle Punkt vergessen,
Die man euch sagt' zuvor.

Verändert euren Sinn,
Kein Mann darf meine werden,
Ihr habt des nicht Gewinn,
So lang ihr lebt auf Erden.

Es schadet eurem Glücke,
Es schadet eurer Macht,
Drum kehrt, mein Freund, zurücke,
Seid witzig und bedacht.

Was ist die Weisheit nütze?
Verderben mag mein Leib,
Sprach jener drauf in Hitze,
Ich will euch, goldnes Weib.

Sie sprach: ihr habt gesprochen,
Und gleicht dem Reymund sehr,
Der auch den Schwur gebrochen,
Zu Kränkung seiner Ehr.

Ihr habt die Gab' verloren
Wie er das Weib verlor,
Er hatte falsch geschworen,
Ihr seid ein junger Thor.

Und was ich nunmehr sage,
Das trifft gewißlich ein,
Von heut soll Gram und Plage
Nur euer Erbtheil sein.

Dein Vater, Gyot hieß er,
War meiner Schwester Sohn,
Und als er starb, da ließ er
Dir seinen mächtgen Thron.

Der Schwestern waren drei,
Und Melusina eine,
Sie machte Reymund frei,
Und wurde drauf die seine.

Wir hatten uns verbündet,
Am Vater uns zu rächen
Und haben schwer gesündet,
Ich mag davon nicht sprechen.

Die Mutter hieß Persina,
Sie straft das Unterfangen,
Samstag's wird Melusina
Zu einer wüsten Schlangen.

Sie den Tag nie zu sehn
Hat Reymund ihr geschworen,
Er bricht den Eid, die Wehn
Sind da, sie geht verloren.

So sind wir alle drei
Gespenster für das Wüthen,
Ich muß im Schlosse frei
Den schönen Sperber hüten.

Die dritte ist Plantina,
Sie ward wie wir verflucht,
Wie ich und Melusina
Von Strafe heimgesucht.

Weil sie wie wir gewohnet,
Ist Arragon ihr Land,
Wo sie die Schätze hütet
Auf einen Berg gebannt.

Von unserm Stamme ihr
Habt euch nun schwer vergangen,
So daß euch für und für
Folgt Angst und Pein und Bangen.

Der König sah die Schöne,
In seinem jungen Muth
Hört er nicht ihre Töne,
Er fühlt nur seine Gluth.

Er schaut die zarten Glieder,
Den edlen schönen Bau,
Und ihn entzündet wieder
Das holde Bild der Frau.

Er springt und will sie fassen
Um ihren schlanken Leib,
Doch schnell muß er sie lassen,
Es schwand das süße Weib.

Gespenster stehn im Saal,
Die schlagen auf den dreisten
In wilder Wuth zumal
Mit ihren grimmen Fäusten.

Der König rief: Erbarmen,
Ihr schlagt mich ja zu todt!
Sie hörten nicht den Armen,
Und brachten ihn in Noth.

Sie stießen ihn wohl mächtig
Hinaus dann vor das Thor,
So daß er lag ohnmächtig
In bitterm Schmerz davor.

Halb todt schleicht zu den Seinen,
Der Fürst, im Antlitz bleich,
Die Herrn und Diener weinen,
Sie fragen ihn zugleich:

Ist euch bei Tag und Nacht,
Das schwere Amt gelungen?
Habt ihr dort gut gewacht,
Den großen Schatz errungen?

Er sprach: zu bösem Glück
Hatt' ich es unternommen,
Bin hin zum Schloß, zurück
Zu meinem Leid gekommen.

Er ging, sein Regiment
Nahm nun von Stund' an, ab,
Der Feind das Reich zertrennt,
Jung geht er in sein Grab.

Es hatte auch Persina,
Im Arragoner Land
Die Tochter, hieß Plantina,
Auf einen Berg verbannt,

Die mußten ob Schätzen theuer
Dort wohnen und sie hüten,
Und Wurm und Ungeheuer
Lief um den Berg mit Wüthen.

Es waren grause Schlangen,
Unthier und wilde Drachen,
Die trugen all Verlangen,
Die Schätze zu bewachen.

Es kamen viele Ritter,
Den'n nicht der Weg gelungen,
Sie wurden allsammt bitter
Von dem Gewürm verschlungen.

So kam von Engelland
Auch einst ein tapfrer Mann,
Er war als Freund verwandt
Dem herrlichen Tristan,

Mitglied der Tafelrunde,
Von König Arturs Leuten,
Er wollt zu guter Stunde
Die reichen Schätz' erbeuten,

Mit Kraft und kühnem Muthe
Hinauf zum Berge gehen,
Er wollt' mit Leib und Blute
Das Abentheur bestehen.

Der Bote ritt im Zagen
Mit ihm den Berg hinauf,
Allein im schnellen Jagen
Nahm er rückwärts den Lauf.

Der Degen blieb alleine
Und war in großer Noth,
Er sprach: ich seh das eine,
Das ist mein naher Tod.

Wo ich die Augen wende
Ist Dampf und wildes Wüthen
Und Würmer ohne Ende,
Die diesen Berg behüten.

Frisch auf und sei gerüstet,
Behalt den Muth, du Schwert,
Weil mich des Kampfs gelüstet,
Die Sache ist es werth.

So ging er ohne Zagen,
Ihm sprangen Würm entgegen,
Doch kein Thier durfte wagen
Zu stehn dem tapfern Degen.

Er schlägt sie alle nieder
Und dringt den Berg hinauf,
Es kommen andre wieder
Und sperren seinen Lauf.

Ein schmaler Pfad sich wandte
Zum steilen Berg hinan,
Wo manche wilde Bande
Bedroht den werthen Mann.

Er ging auf lauter Schlangen,
Auf Natter und Skorpion,
Er hat sich's unterfangen
Und spricht dem Grausal Hohn.

Schmal sind und steil die Wege,
Kaum Platz für seinen Schritt,
Weit hallen seine Schläge,
Laut klingt sein erzner Tritt.

Da woll'n zwei wilde Drachen,
Im Sprung her zu ihm dringen,
Der zahnbewehrte Rachen
Klafft weit, ihn zu verschlingen.

Es rasseln ihre Flügel,
Und scharf sind ihre Klauen,
Womit sie in den Hügel
Und harten Felsen hauen.

An seinem Schild sie klirren,
Nicht bebt der tapfre Mann,
Er läßt sich gar nicht irren
Und schreitet risch hinan.

Der Drachen Auge blicket
Ihn an mit rother Glut,
Doch bleibt sein Schwert gezücket,
Im Busen scharf der Muth.

Mit zwei gewaltgen Schlägen
Haut er die Häupter runter.
Drauf stößt der wackre Degen
Zum Abgrund sie hinunter.

Den Weg ging er nun weiter
Zum steilen Berg hinan,
Der wurde nirgends breiter
Nur enger wird die Bahn.

Ein Bär kam ihm entgegen
Gar groß und ungeheuer,
Auf engen Felsen-Wegen,
Ein schlimmes Abentheuer.

Der Bär hat scharfe Klauen,
Und ist im Grimme wild,
Die in den Harnisch hauen
Ihm zerren ab den Schild.

Der Ritter muß sich wehren,
Er kämpft mit Mannes Muth,
Er trifft das Maul des Bären,
Weit spritzt das dunkle Blut.

Der Bär aufbrüllt im Grimme
Und richtet sich empor,
Weit tönt die rauhe Stimme,
Er springt zum Ritter vor.

Der schreitet keck entgegen,
Und gab ihm manchen Schlag,
Bald vor dem kühnen Degen
Die große Tatze lag.

Der Bär thut auf ihn dringen
In allergrimmster Wuth,
Es mußte mit ihm ringen
Der edle Ritter gut.

Der Harnisch reißt und trennet
Sich ab dem Ritter werth,
Mit Schrecken das erkennet,
Verliert zugleich sein Schwert.

Der Dolch muß ihn bewehren,
Den nimmt er tapferlich
Und giebt damit dem Bären
Gar manchen scharfen Stich.

Worauf des Bären Stimme
[illegible] einmal brüllt empor,
Er zuckt in seinem Grimme,
Das Leben er verlor.

Der Held sucht seinen Degen,
Er faßt ihn freudig an,
Und höher steigt verwegen,
Der wunderkühne Mann.

Ein jeder Schritt war Kämpfen,
Streit jeder Athemzug,
Die Ungeheur zu dämpfen,
Fand er da Kampf genug.

Er hört ein fern Getöse
Und tritt beherzt hinzu,
Da hielt der Wurm, der böse
Im Schatten seine Ruh.

Vor einer Thür von Stahl,
Lag breit das schlimm Gewürm,
Drinn war der Schatz im Saal,
Der Wurm der letzte Schirm.

Er schlief, sein Athem brauset,
Er selber ein Gebirge,
Der Ritter sieht, ihm grauset,
Tritt zu, daß er ihn würge.

So wie er schnarcht geht Feuer
Aus seinem offnen Schlund,
Es glänzt das Ungeheuer
Von vielen Farben bunt.

Die Zähne große Steine,
Den'n keine Waffen halten,
Die scharfb[illegible]ten Beine,
Können wohl Felsen spalten.

Mit Brüllen thut er wachen
Und grimmt den Ritter an,
Sperrt seinen grausen Rachen
Thorweit dem tapfern Mann.

Das Schwert thut kühnlich blitzen,
Ihn schirmt das Schild zugleich,
Doch mag es ihm nicht nützen,
Das Thier fühlt keinen Streich.

Es faßt mit seinem Munde
Das Schwert im Augenblicke,
Zerbeißt es auch zur Stunde,
Speit wieder aus die Stücke.

Drauf schrie's, es bebt der Wald,
Und an den Mann sich drang,
Den es im Schlund alsbald
Mit leichter Müh verschlang.

Den Freunden bracht der Bote
Die Kund nach Engelland,
Von dieses Ritters Tode,
Der sich dem unterwand

Plantina zu erlösen,
Die auf dem Schlosse harrt,
Doch leider von dem bösen
Gewürm verschlungen ward.

Geoffroy erhielt von diesem Thiere, auch von dem Tode des Ritters aus Engelland Nachricht, wunderte

sich, daß es ein solches Ungeheuer in der Welt geben könne und nahm sich vor, es zu bekämpfen, und das wunderliche Abentheuer zu bestehn. Er rüstete sich, zog aus, ward aber unterwegs so gefährlich krank, daß ihm kein Arzt helfen mochte: als er dieses merkte, sagte er: ich habe zwei Riesen umgebracht, aber dieses wilde Thier wird meinem Schwert entgehen, will mich daher zu Gott wenden, und alle weltlichen Gedanken fahren lassen.

Legte sich hiemit auf sein Sterbebette, beichtete, machte sein Testament, bezahlte seine Schulden, und empfing alle Christliche Rechte, worauf der tapfre Mann selig und in dem Herrn verschied.

Dieses ist die Geschichte von der Melusina, die wohl recht ein Spiegel alles menschliches Glückes genannt werden kann.

König Rother.

Fragment.

1806.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

König Rother zieht einer Jungfrau die Schuhe an.

In der Kammer ward es stille,
Da sprach die Königinne:
O weh, Frawe Herlind,
Wie groß meine Sorgen sind
Um den Herren Dietheriche,
Den hätt' ich sicherliche
Verstohlen gern gesehn,
Und möcht' es füglich geschehn
Um den tugendhaften Mann,
Fünf Ringe lustsam
Die möchte ein Bothe schier
Um mich verdienen,
Der den Held balde
Brächte zu meiner Kammer.
In Treuen sprach Herlind:
Ich will mich heben geschwind,
Ich geh zu der Herbergen sein,
Es bringe Schaden groß oder klein,
Doch pfleget er solcher Zucht
Daß wir seyn dürfen ohne Furcht.

Herlind ging balde
Zu einer Kammer
Und nahm ein theuerlich Gewand,
Wie manche Fraue hat,
Darin zierte sie den Leib,
Da ging das listige Weib
Zu dem Herrn Dietheriche.
Er empfing sie frommliche,
Viel nahe sie zu ihm saß,
Dem Recken sie in das Ohre sprach:
Dir entbietet holde Minne
Meine Frau, die Königinne,
Und ist dir mit Freundschaft unterthan,
Du sollt hin zu ihr gahn,
Dorten will die Magd
Dich selber wohl empfahn,
Nur um deine Ehre,
In allen Treuen Herre.
Du magst das wohl gewiß sein
An der Jungfrauen mein.
Also redete da Dietherich:
Fraue du versündigest dich
An mir elenden Manne,
Ich bin auch zu Kammern gegangen
Hievor da das mochte sein,
Warum spottest du mein?
Leider, so that man dem Armen ja,
Eure Fraue gedacht der Rede nie,
Hie sind so viele Herzogen
Und Fürsten in dem Hofe,
Daß ihr mit einem anderen Mann
Euren Scherz möchtet han,

Des hättet ihr minder Schade,
Ihr verdienet die Abgründe
Daß ihr mich so thöricht wolltet han,
Ich bin ein so armer Mann,
Doch ehemals ich war
Daheim ein reicher Graf.

Herlinde sprach dem Herren zu,
Sie konnte ihre Rede wohl thun:
O nein, mein Herre Dietherich,
Nicht verdenke du also mich,
Ich habe dieses, weiß Gott, nicht gethan,
Mich hieß meine Fraue hieher gahn,
Es nimmt sie großes Wunder,
Daß du so manche Stunde
In diesem Hofe seiest gewest
Und sie doch niemals wolltest sehn,
Das ist doch selten nur gethan
Von einem so stattlichen Mann,
Nur verweist mir die Rede nicht,
Der Königinne wäre lieb
Welche Ehre dir gescheh
Wie du sie auch nie gesehn,
Wolltest du aber hingehn
So thätest du nichts übeles daran.

Dietherich zu der Frauen sprach:
(Er wuste wohl, daß es ihr Ernst war)
Hie sind so viele der Merker,
Wer behalten will seine Ehre
Der soll mit Klugheit gahn,
Es wähnet der elende Mann
Daß er nimmer so wohl thu,

Daß sie es alle für gut
Halten, die in dem Hofe sein;
Nun sage der Jungfrauen dein
Meinen Dienst, will sie ihn nehmen,
Ich mag sie jetzt nicht sehen
Vor der Helle des Tages,
Ich fürchte, daß es erschalle
Lästerlich uns Beiden,
So verbietet mir das Reiche
Constantin der Herre,
So muß ich immermehre
Flüchtig sein vor Rothere
Und mag mich nirgend erretten.

Herlind wollte von dannen gahn.
Der Herre bat sie da bestahn
Und hieß schnell seine Goldschmiede
Zween silberne Schuhe giessen,
Und zween von Golde.
Als er sie geben wollte
Da bat er Asprianen,
Daß sie nur zu einem Fuße kamen,
Daß er die beiden nehme
Und sie der Frauen gebe,
Und einen Mantel viel gut,
Zwölf Ringe Gold roth:
So soll man wohl belohnen
Einer Königinne Bothe.
Da sprang die fröhliche
Von dem Herren Dietheriche.

Herlind kam balde
Zu ihrer Frawen Kammer

Und sagete ihr von dem Herren,
Er pflege seiner Ehren
Sehre fleißigliche:
Das wisset wahrliche,
Ihm ist die Huld des Königes lieb,
Er mag dich darum sehen nicht,
Weil es sich nicht will fügen,
Nun schaue an diese Schuhe,
Die gab mir der Held gut
Und that mir auch Liebes genug,
Und einen Mantel wohlgethan,
Wohl mir, daß ich je zu ihm kam,
Und zwölf Ringe die ich han
Die gab mir der Held lustsam,
Es mochte nie auf der Erden
Ein schönerer Ritter werden
Als Dietherich der Degen
Gott laß es mich erleben,
Ich gafft ihn an ohn' danken,
Daß ich mich des immer mag schämen.
Es scheint wohl, sprach die Königinne,
Daß ich nicht seliglich bin,
Nun er mich nicht will sehen
Magst du die Schuh mir geben,
Um des Herren Hulde,
Schnell ward der Kauf gethan,
Sie zog den goldenen an,
Dann nahm sie den silbernen Schuh,
Der ging an denselben Fuß.
O weh! Sprach die schöne Königinn
Wie wir nun gehöhnet sind,
Denn mit den Schuhen lustsam

Ist ein Missegriff gethan,
Ich bringe ihn nimmermehr an,
In Treuen du must zurücke gahn
Und bitten Dietheriche
Sehre gezogenliche,
Daß er dir den anderen Schuh gebe,
Und mich auch sehen wolle selber
Wenn er unter seinen Verwandten
Je gut Geschlecht gewanne.

O weh, sprach Herlind,
Wie doch der Schade nun ist
Fraue unser beiden,
Nun wisset es in Treuen
Sollt' ich immer Schande han
Ich muß wieder zurücke gahn.
Da hub die Fraue wohlgethan
Ihr Kleid lustsam
Hoch auf an die Knie,
Denn sie gedachte der Zucht nicht,
Frauelichen Ganges sie vergaß,
Wie schnelle sie über den Hof gelaufen was
Zu den Herren Dietheriche,
Er empfing sie frommliche
In allen den Geberden
Als wenn er sie nie gesehen,
Da wuste der Held wohlgethan
Warume sie zurücke kam.

Herlind sprach zu dem Herren:
Ich must immermehr
In Bothschäften gahn,
Mit dem Schuh ist Missegriff gethan,

Sie sind der Königinne
Gegeben um deinetwillen,
Noch sollten wir den einen haben,
Das heißt dich meine Fraue mahnen,
Daß du ihr den andern Schuh wolltest geben,
Und sähest sie auch selber
Wenn du unter deinen Verwandten
Je gutes Geschlecht gewannst.
Ich thät' es gerne, sprach Dietherich
Nur die Kammerere die melden mich.
Nein, sprach Herlind,
Mit Freuden sie in dem Hofe sind,
Die Ritter schiessen den Schaft
Da ist großen Spieles Kraft,
Ich will hin vor dir gahn,
Nun nimm zween deiner Mann
Und hebe dich viel balde
Nach mir zu der Kammer,
Mit dem großen Schalle
Vermissen sie dein alle.
Herlind wollte von dannen gahn,
Da sprach der listige Mann:
Nun warte des Kammerers,
Ich will nach dem Schuhe fragen.
Schnelle kam Asprian,
Er sprach: O weh, was habe ich dir gethan,
Die Wege ich nicht erleiden mehr mag,
Du bemühest mich diesen ganzen Tag
Immer mit neuen Mähren,
Mehr als du sonst thatest, Herre,
Ihrer war hier ein großer Theil geschlagen,
Die haben die Knechte zu tragen,

Nimm nach deinem Gefallen,
Ich bringe sie dir alle.
Da nahm Asprian
Die anderen Schuhe lustsam,
Und einen Mantel sehr gut,
Und auch zwölf Armkränze roth,
Und gab alles der alten Bothin,
Da ging sie also verstohlen
Viel sehre fröhliche
Von dem Herren Dietheriche,
Und sagete auch schnelle
Ihrer Frauen liebe Mähre.
Des Mägdleins Schauen war sehnlich.
Sich berieth der Herre Dietherich
Mit Berther, dem alten Mann,
Wie es mit Fuge möchte gahn.
Verständig sprach der Herzoge:
An dem versammelten Hofe
Will ich machen großen Schall,
Der zieht die Leute überall,
So bemerket dich kein Mann.
Er hieß die Riesen ausgahn,
Selber bedeckt er sein Roß,
Sich hub der Laut da auf dem Hof,
Da führte der alte Jüngeling
Tausend Ritter in den Ring,
Widolt mit der Stangen
Fuhr her mit Klange
In aller der Geberde
Als ob er thöricht wäre,
Da überwarf sich Asprian,
Der war der Riesen Spielmann,

Grimme hin zwölf Klafter sprang,
So thaten die anderen alle mit sammt,
Er griff einen ungefügen Stein,
Daß von den Merkeren kein
Mann Dietherich vernahm,
Da sie begunnten umher gahn.
In deme Fenstere die junge Königinne stund,
Schnelle kam der Held jung
Ueber Hof gegangen.
Da ward er wohl empfangen
Mit zween Rittern herrlich,
Hin ging der Recke Dietherich,
Da wurde die Kammer aufgethan,
Darein ging der Held wohlgethan,
Den hieß die junge Königinn
Selber willkommen sein,
Und sprach was er dort geböte
Daß sie das gerne thäten
Nach ihrer beider Ehren:
Ich habe dich gerne, Herre,
Um deine Biederkeit gesehn,
Und um etwas anderes ist es nicht geschehn,
Diese Schuhe lustsam
Die sollt du mir ziehen an.
Viel gerne, sprach Dietherich,
Nun ihr es geruhet an mich.
Der Herre zu ihren Füßen saß,
Viel schöne seine Gebärde was,
Auf sein Bein satzte sie den Fuß,
Es wurde nie Fraue besser beschuht.
Da sprach der listige Mann:
Nun sage mir, Fraue lustsam

Mähre auf die Treue dein
So wie du Christin wolltest sein,
Dein hat nun gebeten mancher Mann,
Wenn es in deinem Willen sollte stahn
Welcher unter ihnen allen
Dir am besten gefalle.
Das saget er, da sprach die Fraue:
Viel ernstlicher im Treuen
Herre, auf die Seele mein,
So wahr ich getaufet bin,
Der aus allen Landen
Die theuren Wigande
Zu einander hiesse gahn,
So würde doch nie kein Mann
Der dein Genosse möchte sein,
Das nehm ich auf die Treue mein
Daß niemals eine Mutter gewann
Ein Kind also lustsam,
Darum mit Züchten Dietherich
Mag ich lieben und ehren dich,
Denn du bist in Tugenden ein ausgenommner Mann,
Sollte ich aber die Wahl han;
So nähm' ich einen Helden gut und stark
Dessen Bothen kommen her in dies Land,
Die noch hie leben
In meines Vaters Kerker,
Der ist geheissen Rother
Und sitzet westlich über Meer,
Ich will auch immer Jungfrau gahn
Mir werde denn der Held lustsam.
Als das Dietherich vernahm,

Da sprach der listige Mann:
Willt du Rother minnen,
Den will ich dir balde bringen,
Es lebet in der Welt kein Mann,
Der mir so Liebes hätte gethan,
Er minderte ofte meine Noth,
Das lohne ihm noch Gott,
Wir genossen fröhliche das Land
Und lebten fröliche mitsamt,
Er war mir immer gnädig und auch gut,
Es hat mich auch nie vertrieben der Held gut.
In Treuen, sprach die junge Königinn,
Ich verstehe nicht die Rede dein,
Dir ist Rother also lieb,
Er hat dich auch vertrieben nicht,
Von wannen du auch fährest Held stark,
Du bist ein Bothe hergesandt,
Dir ist des Königes Huld lieb,
Nun verheele mir die Rede nicht,
Was du mir heute wirst anzeigen,
Das will ich immer verschweigen
Bis an den jüngesten Tag.
Der Herre zu der Frauen sprach:
Nun stell' ich alle meine Ding
In Gottes Gnade und bei dir,
Ja, es steht dein Fuß
In Rotheres Schooß.
Die Fraue sehre erschrack,
Den Fuß sie aufzog
Und sprach zu Dietherich
Sehre freundlich:
Nun war ich doch nie so ungezogen,

Mich hat mein Uebermuth betrogen,
Daß ich meinen Fuß
Sazte in deinen Schooß,
Und bist du Rother so hehr
So möchte kein König nimmermehr
Bessere Tugend gewinnen,
Der ausgenommenen Dinge
Hast du von Meisterschaft List,
Welches Geschlechtes du aber auch bist,
Mein Herze sehnend,
Und hätte dich Gott nun hergesendet
Das wäre mir inniglicher lieb,
Aber ich mag dir doch vertrauen nicht
Du bescheinest mir denn die Wahrheit,
Und wär' es dann aller Welt leid
So räumte ich sicherliche
Mit dir das Reiche,
So ist es aber ungethan,
Doch lebet kein Mann
So schöne, den ich dafür nähme,
Wenn du der König Rother wärest.
    Also redete da Dietherich,
Sein Gemüthe war sehre listig:
Nun hab' ich Freunde mehre,
An denen armen Herren
In dem Kerker,
Wann die mich sähen,
So möchtest du daran verstahn,
Daß ich dir wahr gesaget han.
In Treuen, sprach die Königinn,
Die erwerb' ich von dem Vater mein
Mit adelichem Sinne,

Daß ich sie aus gewinne,
Er giebet sie aber keinem Mann,
Er muß sie denn auf den Leib han,
Daß ihrer keiner entrinne,
Bis man sie wieder bringe
In den Kerker,
Wo sie waren in Nöthen.
Des antwortete da Dietherich:
Ich will sie nehmen über mich
Vor Constantine dem reichen
Morgen sicherliche
Wann er wird zu Hofe gahn.
Die Fraue also lustsam
Küßte den Herren,
Da schied er von dann mit Ehren
Aus von der Kammern
Zu der Herbergen balde,
So wie Berther das ersah,
Wie schnell der Ring zerlassen war.
Da sagete der Herre Dietherich
Die Mähre also wunniglich
Dem theuerlichen Herzogen,
Des begunnten sie beide Gott loben.
Die Jungfraue lag über Nacht
Daß sie in vielen Gedanken war,
Als es zu dem Tage kam,
Einen Stab sie nahm
Und kleidete sich in ein schwarz Gewand,
Als wollte sie pilgern über Land,
Eine Palme sie auf ihre Schulter nahm
Als wenn sie aus dem Lande wollte gahn,
So hob sie sich viel balde

Zu ihres Vaters Kammer
Und klopfete an das Thürlein.
Auf that da Constantin,
Als er das Mägdelein ansach
Wie listiglich sie zu ihm sprach:
Nun lebet wohl, Herr Vater mein,
Mutter, ihr sollt gesund sein,
Mir traumte in der Nacht
Es sende des hohen Gottes Gewalt
Seinen Bothen mir herab,
Ich muß in den Abgrund gahn
Mit lebendigem Leibe,
Daran ist gar kein Zweifel,
Dessen mag mich Niemand erwenden,
Ich will nun das Elende
Bauen immermehre
Zum Troste meiner Seele.
Traurig sprach da Constantin:
O nein, liebe Tochter mein,
Sage mir, was du wöllest,
Dich davon zu erlösen.
Vater, es bleibt immer gethan,
Mir würden denn die gefangenen Mann,
Die will ich kleiden und baden,
Daß sie Genade müssen haben
An ihrem armen Leibe
Ettelicher Weile,
Ich begehre sie nur auf drei Tage,
Dann sollst du sie wieder haben
Zu deinem Kerker.
Constantin der edle
Sprach, daß er das gerne thäte,

Wenn sie einen Bürgen hätten,
Der die auf den Leib dürfte nehmen
Und sie ihm wieder möchte geben,
Daß ihrer keiner entrunne.
Da sprach die Magd, die junge:
Ich bitt' es heute so manchen Mann
Daß sie ettelicher maß bestahn
Des Leib ist also tugendhaft
Deme du sie mit Ehren geben magst.
Da sprach Constantin:
Das thu ich gerne, Tochter mein.
Es war die Stunde
Nunmehr gekommen
Daß Constantin zu Tische ging,
Dietherich nicht unterließ
Er kam mit seinen Mannen
Vor den König gegangen.
Da man das Wasser nahm
Die Jungfraue lustsam
Ging um den Tisch flehend
Mit heissen Thränen,
Ob sie jemand so liebes hätte gethan,
Der die gefangnen Mann
Auf den Leib durfte nehmen;
Ihr keiner durfte sie des gewähren.
Die Herzogen, die reichen,
Entzogen sich allgeleiche,
Bis sie zu dem Recken kam,
Mit dem der Rath war gethan.
Da sprach die Magd herrlich:
Nun gedenke, Held Diethrich,
Aller deiner Güte

Und hilf mir aus den Nöthen,
Nimm die Bothen auf dein Leben,
Die heisset dir der König geben,
Verzaget sind meines Vaters Mann,
Sie dürfen sich des nicht unterstahn,
Doch soll die Eitelkeit dein
Mit samt mir getheilet sein,
Daß ich der geniesse,
Und wenn du's gerne liessest,
So erläst es dir nicht dein tugendhafter Muth,
Du sollst mir das gewähren Held gut.
Gerne, sprach Dietherich,
Was Du geruhest an mich
Das gehe mir nur an meinen Leib,
Doch werde ich dein Bürge schönes Weib.
Die Bothen gab da Constantin
Dietheriche auf den Leib sein,
Der Herre sie da übernahm,
Da folgeten ihm des Königes Mann
Zu dem Kerker,
Wo sie waren mit Nöthen,
Die elend Verhaften
Lagen in Unkräften
Und lebeten erbärmliche.
Berther der reiche
Stund und weinete,
Da er den Schall erhörete.
Den Kerker man aufbrach,
Darein schien da der Tag,
Schnelle kam ihnen das Licht,
Des waren sie gewöhnet nicht.
Erwin war der erste Mann

Der aus dem Kerker kam,
As ihn der Vater ansah,
Wie groß seine Herzens-Reue war,
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide
Seit ihn seine Mutter trug.
Erwin der Held gut
War von dem Leibe gethan,
So wie mit Recht ein armer Mann.
Sie nahmen die Grafen zwölfe
Her aus dem Kerker,
Und jegelich seine Mann,
Die Ritter sonst so lustsam,
Sie waren beschmuzt und schwarz,
Von großen Nöthen bleich gefarbt,
Leopold der Meister
Der hatte keine Kleider
Als nur ein dünnes Schürzelein,
Das wand er um den Leib sein,
Da war der edele Mann
Zum Erbarmen gethan,
Zerschunden und zerschwellt.
Dietherich der gute Held
Stund traurig von Leide
Und wollte doch nicht weinen
Um die gefangnen Mann.
Berther der alte Mann
Ging allenthalben
Die Gefangnen betrachtend,
Da reuete ihn keiner hier

Mehr als seine schönen Kind.
Dietherich der Herre
Hieß die Bothen edel
Führen zu den Herbergen sein,
Nur Leopold und Erwin
Die ließ man alleine gahn,
Zurücke blieb kein Mann.
Da sprach Erwin der edle:
Leopold, traut Herre,
Sahst du einen grauen Mann
Mit dem schönen Barte stahn,
Der mich beschauete
Und viel trauerte?
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide;
Vielleicht daß Gott der gute
Durch seine Barmunge
Ein groß Zeichen will begahn,
Daß wir kommen von dannen.
Das ist wahr, Bruder mein,
Es mag wohl unser Vater sein.
Da lacheten sie beide
Von Freuden und von Leide.
Die elenden Gäste
Waren frei nicht länger
Bis an den anderen Tag.
Die Jungfraue ihren Vater bat
Daß er sie dahin gehen liesse
Sie wollte ihnen selber dienen.
Urlaub ihr der König gab,

Wie schnelle sie über den Hof hintrat,
Zu dem Herren Dietheriche.
Da hieß man allzugleiche
Die fremden Ritter ausgahn,
Darinne blieb kein Mann
Als der Bothen Magen,
Die über Meer waren gefahren.
Denen gefangnen Mann
Legete man gut Gewand an
Und kleidete sie fleissigliche,
Das kam von Dietheriche,
Der Tisch war bereitet,
Berther der reiche
War Truchsaße,
Die weile seine Kind aßen.
Als nun die Herren saßen,
Ihres Leides ein Theil vergaßen,
Da nahm der Recke Dietherich
Eine Harfe, die war herrlich,
Und schlich hinter den Umhang,
Wie schnell eine Weise daraus klang.
Wellicher begunnte trinken,
Dem begunnt' es nieder sinken,
Daß er's auf den Tisch vergoß, welcher aber schnitt das Brod,
Dem entfiel das Messer durch Noth,
Sie wurden vor Freuden sinnelos,
Wie mancher sein Trauern verlohr.
Sie saßen alle und hörten
Woher das Spiel zu ihnen kehrte.
Laute die eine Weise klang,
Leopold über den Tisch sprang

Und der Grafe Erwin,
Sie hiessen ihn willekommen sein
Den reichen Harfner
Und küßten ihn sehr.
Wie rechte die Fraue da sah,
Daß es der König Rother wär.

Der erste Akt
des
Schauspiels:
das Donauweib.

1808.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Saal.)

Herzbold tritt mit Christoph und andern Dienern auf.

Herzbold.

Nun rührt Euch, rührt Euch, daß es einmal wird,
Der Junker schilt, daß Ihr so lange trentelt.

Erster Diener.

Man kann nicht hier und allenthalben sein.

Herzbold.

Ich will Dir Beine machen, Tagedieb!
Und nichts vergessen, was zum Putz gehört,
Geschirre für die Pferde, denn zur Hochzeit gehn wir;
Ich muß nachher nach allem selber sehn.

Diener ab.

Christoph.

Ihr thut so groß, und wenn nun endlich alles
In Ordnung ist, wird's erst an Euch gebrechen.

Herzbold.

Hans Dampf! Du klug Dich Dünker! Meister Christoph! —

Hast Recht; geh fort, mein Sohn, paß' auf: zum Glück
Hat keiner von den Schlingeln Dich gehört. —

Christoph ab, Jakob tritt auf.

Da kommt mein lieber Kellermeister her;
Freund Jakob, habt Ihr noch ein Glas vom Guten?

Jakob.

Da, trink, wir steigen wohl nachher zum Keller,
Noch zum Valet den Unger zu versuchen. —
Doch warum nun so schnell, warum nicht lieber
Noch etwas Ruhe? Ein'ge Tage später
Würd' ihm das Herz nicht abgestoßen haben.

Herzbold.

Du kennst ja wohl die Jugend, alter Graubart,
Das treibt, das ängstet sich, zu eng ist's ihm,
Er denkt, er träumt, er athmet nur die Braut;
Da hat er sich im Krieg etwas getummelt,
Sich hie und da von Böhm'schen Schwertern Hiebe
Geholt, die Trennung von dem Vaterlande
Hat nun die Gluth im Herzen mehr geschürt, —
Je nun, da's sein soll, ist es gut, recht bald:
Er ist und bleibt doch ein verdorbner Mensch.

Jakob.

Wie so?

Herzbold.

Was nützt dem Rittersmann das Weib?
Er ist entzwei gebrochen, unbrauchbar,
Wie die geknickte Lanze, hin der Muth,
Die Jugendfrische: nein, ich dacht' es nicht,
Daß er so bald des eignen Glückes satt sei;
Da rennt er in sein Joch; ade nun Schwert

Und Lanze, Abentheuer, Krieg und Jagd,
Nun hängt er an dem Halse seines Weibes,
Verzehrt sein Leben in langweil'gen Mauern,
Zeugt fromme Kinder und erzieht sie still,
Küßt eins und putzt dem andern seine Nase,
Lehrt sie Gebete und moral'sche Flausen,
Dünkt sich so wichtig wie der Großsultan,
Wenn er dem ruft: stich dich nicht mit dem Messer!
Um Gotteswillen Kaspar, Konrad, fallt
Vom Schemel nicht! Franz, du liegst ja im Quark! —
Verflucht die matte, freudenleere Trägheit,
Die sanfte Zärtlichkeit, die recht im Mark,
Im Innersten des Mannes zehrt, mit Wehmuth
Und Leid und Liebe ihm sein Herz zerfrißt!

Jakob.

Nun, nun, es hat die Ehe auch ihr Gutes,
Dächt' jeder so wie Du, die Welt stürb' aus.

Herzbold.

Warum denn das? Ich hasse nicht die Weiber.
Da draus im Orient hab' ich's wohl gesehn,
Wie man sie halten muß; was Leben heißt.
Der Mah'med, sonst vielleicht ein böser Schelm,
Hat hierin doch das Wahre recht getroffen;
Da haben sie drei, vier der schmucken Weiber,
Und Sklavinnen, so viel nur jeder mag,
Die sitzen all und warten auf den Herrn,
Und mucksen nicht, und sprechen in nichts mit;
Da macht er seine Runde, bald zur braunen,
Zur weißen dann, zur dicken und zur schlanken
Trägt er sein Herz, und jede bleibt ihm neu;
Doch ein' und immer ein, das taugt nichts, Freunde;

Dann weiß auch so ein Türk nichts vom Erziehn
Und Kindern, das wächst auf wie junge Böcke,
Und hat er mal die Laun', so pfeift er nur,
Da springen zwölf ihm an den Vaterhals.

Jakob.

Du bleibst ein wilder Kauz, Freund.

Herzbold.

Was da, wild!
Du zahmes Huhn! komm in den Keller jetzt,
Da taugst Du was, da nur bist Du zu Hause,
Das Bischen hier hat mir App'tit gemacht;
Nachher hab' ich zu thun, ist doch des Teufels
Gepäck und Flitterstaat, und fehlt dann was,
So fällt doch alle Schuld auf mich. Komm' nur,
Ich höre schon den jungen gnäd'gen Herrn,
Duck' unter! schnell! daß mir nicht Redensarten,
Verliebter Unsinn in den Hals gerathen.

Beide ab.

Albrecht und Ulrich treten herein.

Albrecht.

So bist Du wieder da? Ich halte Dich
Und meine Hedewig im Arm, die Liebe
Und holde Freundschaft; ist dann noch ein Wunsch
In diesem Leben übrig? Mögen andre suchen
Nach fernem Glück, nach Reichthum und nach Ruhm,
Mir ward hier alles, alles ist geendigt,
Wonach wohl sonst in kind'schen Jugendträumen
Des Herzens Arme griffen, und nun fängt
Der Frühling meines neuen Lebens an.

Ulrich.

Beglückter Freund, der Du vom Himmel selbst
Dein Loos als freundliches Geschenk empfingst,
Der Du zu sagen weißt: dies wollt' ich haben!
Und dem nun ungetrübt ward, was er wollte.
Nicht finstre Tage, Sorge nicht, nicht Kummer,
Kein Vorwurf Deines Herzens, noch Gewalt
Hat Dir Dein Glück im schweren Kampf errungen,
Nichts trübt den Glanz des Kleinods; wie ein Lächeln
Geht Dir die Zeit vorüber. O mein Albrecht,
Wär' ich rein, so froh, so einfach doch
Im Leben nur wie Du, in allen Wünschen!
Doch fernhin dehnt sich ungewisse Zukunft,
Ich spiele mit Verzweifeln und mit Hoffen,
Die Liebe scherzt mit losem leichten Finger
Auf allen Saiten meines Herzens, oft
Tönt Wahnsinn aus der Tiefe, fremde Räthsel
Erzeugen sich wie Wolkenbilder, fliehend
Ist Sonnenschein und Nacht im irren Wechsel.

Albrecht.

Kann denn der Dichter wohl das Leben haschen?
Ist etwas ihm ein Wahres? Soll sein Träumen,
Das ihm die Nacht und die Gestirne senden,
Des Wahnsinns leichtes goldenes Gespinnst,
Das Liebe von der raschen Spindel dreht,
Dem Ird'schen weichen? O beglückter Freund,
Wer hat die Wahrheit? Wer besitzt das Leben?
Entweder greifen wir mit Wünschen weit aus,
Und finden niemals, niemals was wir suchten,
Oder beschränken uns einfach in Demuth,
Und wollen nicht was uns unmöglich ist,

Empfangen, wie der Bettler, auch mit Dank
Die karge Gabe, träumen nur von Glück,
Darben in Gegenwart, vergessen was
Vergangen, denken nur gering von Zukunft,
Und sterben so gleichgültig hin, uns selbst
Vergessend.

Ulrich.

Das kannst Du nicht sagen,
Du machst es wie der Reiche, der sich arm stellt,
Um seinen Reichthum mehr nur zu empfinden,
Und andre daran prahlend zu erinnern:
Du liebst und wirst geliebt; die schönste Braut
Harrt Dein in Sehnsucht, Du bist jung, wie sie —

Albrecht.

Was mehr als alles, sie ist meine erste
Und einz'ge Liebe: Freund, ich lästerte
Den Himmel, denn mein Leben ist der Himmel;
Ich fühl' es ja, aus Tausenden erlesen
Und hoch beglückt bin ich, der Kette los
Armsel'ger Aengstlichkeit, die alle fesselt;
In Glück ward nun der Böhmenkrieg geendigt,
Mit Ruhm zwar nicht gekränzet, doch geehrt,
Geliebt von meinem Fürsten kehr' ich heim,
Nun heim zu ihr, die ich seit zweien Jahren
Nicht sah. Wie sie wird anders sein,
Wie jungfräulich, wie sich bewußt der Liebe,
Die in ihr schlief im schönsten Himmelsbette
Und Lächeln träumte; wie wir Engel sehen
Im Schlaf zuweilen, Unschuld halb, halb Schalkheit,
Daß sich die rosenrothen Lippen fragen,
Was sie denn meinen? Und die klaren Augen,

Die sanften Geisterbrunnen, denen Gruß
Und Blick entsteigen, wie die holden Feen
Aus ihrem Bad die schönen Glieder heben!
O Liebste! Und Du Liebster! Jugendfreund!
Du meine Seele! laß uns Lieder singen
Durch alle grünen Thäler lustberauscht.

Ulrich.

Wer ganz beglückt, wie Du, wird nimmer dichten,
Die Liebe gab mir freilich das Geschoß
Des Reims und süßen Tons, doch nur im Unglück;
Ruht' ich an ihrer Brust, in sel'ger Ruhe,
Im Kuß wollt' ich die Melodie auslöschen,
Die jetzt aus meinem Herzen zehrend brennt.

Albrecht.

Doch sollst Du mir oft Deine Lieder singen,
Denn keiner liebt sie so als ich, es spiegelt
Mein Herz sich drein, und alles, was ich je
Versucht, war doch nur schwacher Widerhall
Von Deinem Ton. Weißt Du, wie ich einst sang?

O Augen! wohin führen mich die süßen Scheine?
Ich meine, daß ich nur zu büßen ein muß saugen
Der Augen lieblich Grüßen; wie ich freudig weine
Und mich der Deine fühl' im Küssen, fragen mich die Augen
Mit sanftem Schimmer; wird auch immer dieses Glück mir lachen?

Sie machen,
Daß die Freuden Leiden gleich mir sind: —
O liebstes Kind,
Laß dieses Fragen, sagen kann ich's nie und weint' ich mich auch blind.

Herzbold tritt taumelnd herein.

Herzbold.

Die Pferd' sind da und stampfen ungeduldig.
Wird's bald, Herr Ritter? Erst die Angst und Noth:
Mach schnell, und: eile Dich! ei, spute Dich!
Und wenn nun alles da und fix und fertig —

Albrecht.

Geh nur voran, gleich schwingen wir uns auf. —
Komm, Liebster! nun dem schönsten Glück entgegen,
Umarme mich noch einmal: Du bist mein,
Ich fühl' in mir des Himmels reinsten Segen,
Und trete in des Paradieses Schein.

Sie gehn ab.

Zweite Scene.

(Am Strom.)

Hans und Peter.

Hans.

Die Arbeit wird Dir wieder sauer, nun die Sonne ein wenig scheint. Das reckt und dehnt die faulen Glieder und kann nicht aus der Stelle.

Peter.

Wir haben aber auch noch wenig gefangen, es ist heut ein unglücklicher Tag.

Hans.

Weißt Du, Schlingel, warum es ein unglücklicher Tag ist? Weil Du die Sinne nicht beisammen hast,

weil Du nichts als die Grethe denkst und siehst; die Fische könnten zu Hunderten kommen, und Du würdest sie mit Deinen Kalbsaugen nicht einmal gewahr werden. Wie wird es mit der Hochzeit dort oben aussehn, wenn wir keine Fische liefern.

Peter.

Ihr sprecht von der Hochzeit. Wann wird sie denn sein?

Hans.

Je nu, morgen oder übermorgen; was schiert's mich weiter?

Peter.

Ach, ich dank' Euch, lieber Vater, daß Ihr endlich Euer Einwilligung gegeben habt.

Hans.

Talk! Talk! was spricht der Lümmel? Kannst die Ohren nicht aufthun? Von Deiner Hochzeit ist Gottlob noch nicht die Rede. Von des Fräuleins Ehrentage, vom alten Grafen da droben. Nein, so lange ich lebe, oder der alte Müller, der krauskopfige Brand, kann aus der Sache nichts werden. — Die Sonne kommt schon über die Berge, sing und breite die Netze aus.

Peter.

Es war einmal ein Junggesell,
Der thät hin fischen gehn,
Die Wasser schienen klar und hell,
Die Sonne gar so schön,
Er schaut wohl in die nasse Fluth,
Er denkt an sie und klagt und fühlt den Liebes-Muth.

Und willst Du mich mit Netzen stehlen?
So singt es aus dem Fluß:
Zum Liebsten wollt' ich Dich erwählen,
Komm her, komm her zum Kuß!
Er zieht das Netz mit großer Pein,
Und schau! da zappelt und lacht die Liebste drein.

Da fällt sie ihm an seinen Mund,
Und halst und drückt ihn sehr,
Da war er froh und ganz gesund,
Und klagte nimmer mehr,
Sankt' Peter segnet' ihm den Zug,
Er hat mit seinem lieben Fisch der Lust und Freude überg'nug.

Hans.

Alberner Junge, nichts als skandalöse unvernünftige Lieder hat er im Kopf! — Die Netze da oben müssen in den Strom gezogen werden; komm hinunter in den Kahn. — Man hört Jagdhörner. — Da jagen sie schon so früh im Walde.

Peter.

Die haben's besser, als wir, und wie herrlich das Horn die Felswand hinab klingt und widerhallt, ich wette, daß sie es unten in der Mühle hören. Heut Abend darf ich doch in die Mühle?

Hans.

Komm, Hasenfuß, Liebesnarr, Dummkopf! der Donaustrom könnte Dir wohl unter den Beinen weglaufen, und Du würdest es doch nicht gewahr werden. —

Gehn ab.

Christoph kommt blasend.

Wo mein Herr nur geblieben ist, und die ganze Gesellschaft. Den tollen Herzbold hab' ich sehn vom Pferde fallen, aber ich konnt' ihn nicht erreiten. Er bläst. Sie müssen sich doch zusammen finden. Das heiß' ich Lust und Liebe zur Jagd, daß man die Bären nicht in Ruhe lassen kann, wenn man zur Hochzeit reitet. Holla! Er bläst. Da oben ragt schon den Wald das alte Felsenschloß herüber; je nun, ich kann den Weg ohne sie, sie können ihn ohne mich finden.

Er bläst und geht in den Wald zurück.

Albrecht,
aus dem Walde mit einem Jagdspieß.

Hier war das Blasen, doch ich sehe Niemand. —
Ha! seid gegrüßt, gegrüßt ihr alten Mauern,
Gesegnet seid da droben, liebe Steine,
Die mir mein Theuerstes, die sie umschließen!
Seh ich euch wieder nach so manchen Tagen?
Dort ist ihr Fenster, in der Sonne glänzend:
Nun schaut sie wohl hernieder, schaut die Donau
Und späht nach mir: oder sie geht im Gärtchen,
Pflückt Rosen, hebt sich auf den zarten Füßchen,
Beugt sich die Brustwehr über weit, seufzt: Albrecht!

Eine Stimme.

Albrecht!

Albrecht.

Wie, war es nicht, als wenn es aus dem Strome,
Vom Felsen drüben meinen Namen riefe?
Es war nicht ihre Stimme!

Gesang.

Auf Bergen nicht und nicht im Thal
Wohnt Liebesglück,

Von Thal und Bergen treibt die Quaal
Dich bald zurück,
Die Heimath weicht, die Ruhe flieht
Wie Sehnsucht dich in ihre weiten sanften Kreise zieht.

Albrecht.

Welch Tönen! Wasser, Berg und Wald erklingen,
Mein ganzes Herz hallt wieder, und dies Echo
Ruft laut im Innersten die Träume wach.
So tönt nicht ihre Stimme; nein, die Wölbung
Des Himmels und die Luft und Erd' und alles
Ein Zaubersang! O voller Donaustrom,
Du rauschest drein und jede Woge hüpft
In Wollust und Entzücken.

Gesang.

Sehnsucht hat ein Thor erbaut,
Drinnen lacht das Lachen, schmachten
Süße Blicke, dir entgegen schaut
Der Kuß, die Arme dir entgegen trachten,
O komm zum Schloß, auf Bergen nicht und nicht im grünen Thal,
O endlich, endlich komm zum trauten Kämmerlein einmal.

Albrecht.

Was weil' ich? Immer heller wird der Strom,
Als wollten Blumen alle Wellen werden,
Als strebte zu mir her das süße Wort,
Mit Flüstern es dem Herzen zu verkünden,
Was es entbehrt, und längst gesucht, gewünscht,
Und doch den Wunsch, sich selber nicht erkannte.

Gesang.

Rubinen glänzen in dem Saal,
Dir winkt das Hochzeitbette,
O küßt' ich dich ein einzigmal,
O daß ich dich in Armen hätte,
Dir in die lieben Augen tief zu sehn,
Und Kuß auf Kuß in Wollust zu vergehn.

Albrecht.

Ich will, ich muß hinweg, sie ist es nicht,
Ich kenne wohl die zarten Laute Hedewigs,
Das Schloß verbergen dort mir Wetterwolken,
Sie ziehn zum Felsen oben dicht und dichter.
O Hedwig! Will gehen.

Stimme.

Albrecht! Albrecht!

Albrecht.

Es ruft! Mich täuscht kein Irrthum. — Wer?
Hier bin ich! — Weit und breit kein Mensch —
Ich bin allein, einsam ein Klaggeschrei
Im Wald, die Felsen hallen wieder
Gebrochne Töne von der Woge, Grauen
Ergreift mich, greift durch Mark mir und Gebein.
Siglinde erscheint auf dem Wasser.
Welch Frauenbild dort lächelnd in der Fluth?
Die tiefen dunkeln Augen! Wehend weit
Ihr Schleier — und sie winkt — wo bin ich, Himmel?

Siglinde.

Albrecht! mein Albrecht! komm zu meinem Schlosse!

Albrecht.

Wohin?

Siglinde.

Tief unten, wo kein Neid Dich findet,
Kein Argwohn —

Albrecht.

Weh!

Siglinde.

Kein Ueberdruß, Ermatten.

Albrecht.

Zu Dir? — Siglinde versinkt.
Wo bleibst du Bild? Versank das Augenpaar?
Ward in der Fluth dies Lächeln ausgelöscht?
Spiegeln herauf nicht die Korallenlippen?
Jetzt will ich gehn, — wie mich das Wasser ruft —
Wie mich der Strom anschaut, wie heißbedrängt
Die Wellen meines Bluts die Wogen grüßen,
Und Kühlung, Kühlung suchen, — fort! O Hedwig! —
Bist du gestorben? du im Strom versunken?
Hinauf zum Wald! hinauf in ihre Arme!
Es donnert fern, — im Donner ihre Stimme,
Mein Herz erschütternd.

Siglinde schwebt auf dem Wasser, ein Kind in den Armen.

Siglinde.

O mein Albrecht!

Albrecht.

Wieder!

Siglinde.

Du gehst?

Albrecht.

Ein Kind! das winkt und nach mir greift,
Wie Gold die Locken.

Kind.

Willst mich nicht küssen, mit mir spielen, Vater?

Albrecht.

Welch Wort!

Siglinde.

Albrecht! Leb wohl! vergiß uns nicht! —

Versinken.

Albrecht.

Wie? Vater? — Albrecht schallt' es hier? — Wohin,
Wohin sind sie gekommen? Wo ist die Erde?
Wo bin ich denn? Mir wankt der Fuß,
Die Sinne schwindeln, alles läßt mich los
Und bricht und stürzt in, außer mir zusammen,
Und hülflos ich!

Ulrich kommt.

Ulrich.

Wo weilst Du, Freund? Schon lange such' ich Dich.

Albrecht.

Ha! Freund sagst Du? Mein Freund? Wie? War's nicht so?
Du bist mein Freund? Du willst mein Bruder sein?
Du lebst und bist mir nah? Ich kann Dich halten,
Und nimmer wirst Du in den Strom versinken,
Dich nimmt die Fluth nicht mit wie einen Gedanken,
Den wir nicht wieder finden, der nun fort ist,
Versunken, eingeschlungen in das Chaos,
Das in uns ruht?

Ulrich.

Was ist Dir, Liebster? Deine Augen glühen,
Die Wange brennt, was klammerst Du so ängstlich
Mich an?

Albrecht.

Und wie der Schleier wehte,
Als schon die Augen tief, tief eingesunken!

Ulrich.

Besinne Dich, Geliebter, fasse Dich;
Was widerfuhr Dir?

Albrecht.

Laß mich.

Ulrich.

Komm zum Schlosse,
Es harrt Dein die Geliebte.

Albrecht.

Laß mich, — nur sammeln, — nur —

Geht an das Wasser.

O holder Strom!
Ich weiß, — ich kenne dich, — nur gieb mir wieder
Mich selbst. —

Steht in tiefen Gedanken.

Ulrich.

Was kann ihm sein? So sah ich ihn noch nie.
Ist die Gesundheit unsers Leibes nur
Der Elemente Spiel, des Zufalls Gunst,
Und so des Geistes Kraft? — Wie starr er steht
Und in die Wogen schaut. — O mein Geliebter,
Du thust mir weh, besinne Dich, mein Albrecht.

Albrecht.

Bist Du hier, Ulrich? Kommst Du von der Jagd?
Ich suchte Dich.

Ulrich.

Schon lange weil' ich hier —

Albrecht.

O Freund, nur Dir, nur Dir kann ich's vertraun,
Wem sonst? Nie darf es meine Hedwig wissen,
Ha! sie zuletzt! —
Kannst Du es denken, träumen, ahnden nur —
O ich weiß nicht, noch hab' ich meine Sprache
Noch wieder nicht gefunden, keine Worte. —
Du weißt, Geliebtester, wie ich schon früh
Hieher zum Schlosse kam, als meine Eltern
Gestorben, kaum nur war ich funfzehn Jahr,
Hedwig um ein'ge Jahre jünger, froh
Und heiter floß mein spielend Leben hin,
Nur Krieg und Ruhm war mein Gedanke, kühn
Träumt' ich mich als der Abentheuer Helden. —
Nun, — o vergieb, nur was Du weißt, erzähl' ich —
Nun kam die Zeit, — o wonnevolle Tage,
Als ich in Hedwigs Blick war neu geboren,
Dem unschuldvollen Lächeln flohn die Träume,
Nur Liebe dacht' ich: nun las ich die Bücher,
Die unsre deutschen Meister einst gedichtet,
Nun sang ich Liebesreime, ruhte nicht
Bis ich Dich kennen lernte, — meine Jugend
Verknüpfte sich der Deinen, Du mein Freund,
Dein Bruder ich — drei Jahr verschwanden so —
Darauf —

Ulrich.

Du zögerst jetzt, o sprich, Geliebter.

Albrecht.

Drauf, o mein Freund, was ist der schwache Mensch? —
Von Liebe trunken, in des Frühlings Blüthe,
Als Blumen auf die üpp'ge Flur gegossen,

14 *

Als so wie jetzt die Nachtigall zerfloß
In Liebesklagen und den Hain mit Feuer
Und schmelzendem Gesang durchrieselte, —
Hier, eben hier, als eben so die Donau
Erklang, den Busen voll von Liebesfeuer, —
Schon hatten wir die Sehnsucht uns gestanden,
Schon hatt' ich ihren süßen Kuß gekostet, —
Da führte mich mein Glück, mein Unstern, Schicksal,
An dieses Ufer, und ein Lied zu dichten
Schaut' ich die Fluth mit brünstgen Augen an, —
Ich bog hier um die Felsenecke, — Augen!
Was saht ihr? Glanz und Licht die Blumen all,
Ein Frauenbild, wie aus dem Himmel selbst,
So groß, so klar und leuchtend, saß in Schöne,
In übermenschlicher, an diesem Stein,
Vom reichen leuchtenden Gewand umflossen, —
Sie redete mich an, — ich nahm die Hand
Die zarte, sah den üpp'gen weißen Busen,
Mein Auge wurzelte auf ihren Lippen, —
Im Walde waren wir, in eine Hütte
Eintretend schwand mir rings die weite Welt
In ihren Armen, und zum erstenmal
Lernt' ich des Weibes hohe Schönheit kennen,
Und trank zum erstenmal den Rausch des Wahnsinns
Wild aus dem Wollustbecher, alles Holde
Und Schauerliche, Mährchen, Sehnsucht, Wonne,
Zog Feind und Freund bunthin durch mein Gemüth —
Ich kam zum Schloß zurück, noch klang der Wald,
Das Wasser rauschte noch, die Stimme tönte
Empfindlich rührend noch im Ohr, ich mied mit Angst
Die Blicke Hedwigs, — drauf sucht' ich bald alles
Was mir geschehen zu vergessen, wagte

Zu sprechen, sie zu küssen, anzublicken,
Und aus der Unschuld blauen Kinderaugen
Goß sanfter Schein Verzeihung auf mich hin,
Mein Geist ward in dem Blicke neu geläutert, —
Ich mied den Ort, wo ich die Fremde fand, —
Gespenster schienen mir an dieser Stätte
Zu hausen, da vergaß ich ihn, und endlich
Nach langer Zeit verirrt' ich mich hieher,
Ein Grauen hielt mich fest, ich kehrte wieder,
Nur fragen wollt' ich sie, ihr zürnen, fluchen, —
Und nichts, nichts ließ sich sehn, — dann rief der Krieg
mich. — —
Und nun nach langen mühevoll durchlebten
Vier Jahren tret' ich aus dem Wald hieher, —
Und wie ein heimlich Feuer plötzlich aufschlägt,
Und rings das ganze Dach die Flamme frißt;
Wie die Lauwine plötzlich nieder schmettert;
Wie ungesehn die Wasser aus der Tiefe
Oft springen und die Wiesen all' ertränken,
Eh noch der Schnitter nur den Quell bemerkt,
Wie sie die Dämme nieder reißen, Städte, Dörfer,
Pallast und Kirchen in den Wogensturz
Krachend begraben, — so, auf einmal ganz
Den Sinn umfangend nahm es meine Seele,
Nur sie glaubt' ich zu hören und zu sehn, —
Als wäre jenes Schloß dort ein Gefängniß,
Hedwig wildfremd und kalt und überlästig,
Als müßt' ich suchen jenes einz'ge Glück,
Mich werfen in den Strudel fremder Wunder-
Begebenheiten, als sei sie die Göttin
Des Schicksals, Leben, Blume, Schönheit, Reichthum,
Und ew'ges, inn'ges Glück, als — o mein Freund,

Was Du in Liedern sangst, was Dichter suchten,
Was Heiden von dem Wunderland der Götter
Gefabelt, und von Venus und Cupido,
Als sei es hier bei jener Unbekannten,
Als lebe Hedwig nicht, als sei die Liebe
Zu ihr nur Phantasie und Heuchelei, —
O komm! hör nicht die gift'gen Wogen rauschen,
O komm, daß wir hier auf der Erde bleiben,
Hinauf zum Felsenschloß, den Wolken näher,
Den Wald hinein, daß alle grünen Blätter
Im Sturm und im Gewitter brausen mögen,
Daß wir den Wellenklang nicht mehr vernehmen!

Er zieht ihn mit sich fort.

Herzbold kömmt betrunken.

Holla! kein Mensch hört, und das Waldhorn hab' ich auch verloren. — Kann sein, daß sie auch schon alle oben auf mich warten. — Das wär ja des Teufels Reiterei! — Aber auch nur einem hasenfüßigen Verliebten, und einem Poeten, der an sich schon verrückt ist, ohne alle Ursache, kann es einfallen, wenn sie auf die Hochzeit reiten, sich mit Bären einzulassen, und so im Walde auf und ab, bald zu Fuß, bald zu Pferde. Ich, der ich mich noch zuvor mit einigen Flaschen guten Ungarschen Wein gestärkt hatte, verliere unversehens die Bügel, darauf verliert das Pferd unversehens mich und schmeißt mich mit dem Kopf gegen eine ziemlich harte Eiche, daß ich im ersten Augenblick, mein Seel, nicht wußte, ob ich fluchen oder in Ohnmacht fallen sollte. Wie ich wieder ein weniges zu mir komme, war ich in der einsamsten Einsamkeit, ohne Weg und Steg. Nun, Gottlob, bin ich doch wieder an das Tageslicht gekommen, und sehe dort oben unsre Herberge. Wenn ich nur erst droben

wäre, denn ich bin so grausam durstig, daß mir die Zunge am Gaumen klebt; ich wäre im Stande Wasser zu trinken; ein gutes frisches Quellenwasser ist unter gewissen Umständen nicht ganz zu verachten. — Nun wird da droben bald Hochzeit in aller Frömmigkeit und Einträchtigkeit gehalten werden, und mein junger Herr wird sich im Himmel dünken, denn er hat ein so stilles und kühles Blut, daß ich wohl darauf schwören möchte, er ist noch ein Junggesell.

Lautes Gelächter vom Strom.

Wer lacht denn? Was hört' ich denn? Irgend ein unverschämter, naseweiser Gelbschnabel! — Ich sage, ja, er ist noch ein Junggesell, denn ich habe ihn schon als einen kleinen Jungen gekannt, und er war nie hinter die Mädchen drein, er war immer eine weichgeschaffne stille Seele, die sich schämte, wenn ihn die jungen Weiber nur anredeten, oder gar küssen wollten; nun wird er aber die alten Frauen nicht mehr so gern haben, wie damals.

Noch lauteres Gelächter.

Aber nein, das klingt ja wie eine ganze Spinnstube voll schäkernder Mädchen, die sich erzählen, was der und der zu jener gesagt hat, wenn sie sich Nachts besuchen. — Was Satan! bin ich blind? — Nein, ich sehe zu viel! Der ganze Strom voll Mädchen, nackt und wiegend und tanzend. — Sind wir etwa unwissend in Mahomeds Paradies gekommen? — Alle lachen und tauchen unter. Weg! — o Herzbold! Herzbold! nun seh' ich, daß du alt wirst! Mach dich nur auf eine rothe Nase und zitternde Kniee gefaßt, denn noch niemals haben drei oder vier Kannen dein Gehirn so betäuben können; armer Mensch, dein Lauf ist vollendet! Oder hat es etwa der Fall gegen die Eiche gemacht, daß dir solche Hirngespinste aufsteigen?

Die Doktores sagen, daß heftige Erschütterungen, oder selbst Gemüthsbewegungen, den Menschen zum Narren machen können. Auch giebt es wohl Fälle, daß durch dergleichen Anstoß sich neue seelische Kräfte aufthun, und der Geist einen Blick in das vorborgene Reich der Wahrheit versucht. So hab ich mir von einem erzählen lassen, der, als er eine hohe Treppe herunter geworfen wurde, unten auf einmal griechisch sprechen konnte, als er wieder aufgestanden war, oben konnt' er kaum deutsch; ein andrer, dem man einen tüchtigen Hieb über den Schedel maß, war durch den Kloben mit einemmale Musicus geworden; und so könnt' ich jener Eiche auch vielleicht als meinen aufmunternden Schulmeister zu verdanken haben, Blicke in das Reich der Natur zu thun, und da Weiber und Mädchen zu sehn, wo andre kaum Fische und Krebse finden. Ein Weiser oder ein Narr muß ich auf jeden Fall sein, der Mittelstand verträgt sich mit solchen Gesichten nicht. Scherzweise habe ich vorher vom Wasser gesprochen, und hier springt eine allerliebste Quelle aus dem Felsen, ich will jetzt im Ernst davon schöpfen, um die Phantasien zu vertreiben. — Er schöpft in seinem Huthe, und so wie er trinkt, tritt das Kind aus dem Berge und stellt sich an ihn. Ha! das thut gut! Nun sind mir die Augen heller als erst, — aber was Kuckuk! Ei! ei! so hat Frau Fortuna noch nicht mit mir Armen Versteckens gespielt, als heute; — immer besser! bist Du ein kreatürliches Wesen, — eine wirkliche Figur, — ein gebornes Geschöpf, so sprich, Du kleine Krabbe!

Das Kind weint.

Herzbold.

Warum weinst Du denn, Du schmuckes Thierchen? —

Sprich, kleines allerliebstes Mädchen. Wein' nicht, mir wird so bang um's Herz. Hast Du Hunger?

Kind weinend.

Ich habe keine Eltern, beide todt, ich komm' aus dem Gebirge schon weit her.

Herzbold.

Armes Wurm! Was die kleine Kröte schon hat erleben müssen. Was willst Du denn?

Kind.

Einen Vater, eine Mutter möcht' ich haben?

Herzbold.

Wie alt bist Du denn?

Kind.

Drei Jahr und zwölf Wochen. Bring mich zu Fräulein Hedwig; will sie bitten, daß sie meine Mutter wird.

Herzbold.

Ja, mein Engel, schon gut, aber die denkt jetzt auf eigne Kinder.

Kind.

Die sollen meine Brüder und Schwestern sein.

Herzbold.

Das geht nicht so schnell, Du hast keine Erfahrung, Du kennst die Welt nicht. Was so verliebtes Volk Kinder in die Welt setzt, und läßt sie dann auf gut Glück im wüsten Gebirge herum laufen, andern zur Last zu fallen.

Kind.

Bist Du nie verliebt gewesen?

Herzbold.

Nein, Gott hat mich in Gnaden davor bewahrt; ich habe immer mehr zu thun gehabt.

Kind.

Ja, Du Spitzbube, Du hast es eben gemacht, wie so mancher andre Taugenichts; gelt? Armen Mädchen etwas vorgeschwatzt und gelogen, und sie dann mit ihrem Jammer sitzen lassen, und nachher noch obendrein hübsch männlich gethan mit dem starken Herzen? So sind wir armen Mädchen immer die Betrogenen. Und Du, Herzbold, hast ganz die Miene dazu.

Herzbold.

Ha! wie? Was? bin ich verhext? da nur stehn kann ich und das Maul aufsperren, nichts sagen, nichts denken. Das wird ein Zeitalter werden, in dem die dreijährigen Kinder schon so räsonniren: das heiß' ich Fortschritte in Kultur und Bildung. Dagegen sind wir nur Backfische gewesen. Und der Kobold weiß meinen Namen. Bald fürcht' ich mich, so klein dies Ding ist. Um Gottes Willen, bist Du ein Kind, oder ein Rind, oder der Satan selber, der mich narren will?

Das Kind lacht.

Herzbold.

Und ich träume es doch nicht; nein, es hat seine Richtigkeit.

Kind weinend.

O führe mich auf das Schloß, mich hungert sehr. Erbarme Dich einer armen Waise.

Herzbold.

Komm, Wahrsager, Zigeuner, ich mag Dir nichts abschlagen. Mögen die droben sehn, wie sie mit Dir fertig werden. Was geht's mich an? darf ich mir die Hand ausbitten?

Kind.

Hier, mein Lieber. Ach, Du bist doch nicht so böse.

Herzbold.

Fahre nur fort in Deiner geistreichen Unterhaltung, und wenn Du manchmal zu hoch sprechen solltest, so laß Dich herab, die dunkeln Stellen einigermaßen zu erläutern. Sie gehn ab.

Hans und Peter kommen zurück.

Hans.

Nichts gefangen. Da, nimm die Netze auf den Buckel, es ist schon Mittag.

Peter.

Es ist heiß.

Hans.

Fort, Du Langsam. An Dir liegt alle Schuld. Sogar die unvernünftigen Fische, so stumm sie sind, haben gemerkt, daß Du ein verliebten Narr bist, und sind Dir mit Verachtung aus dem Wege gegangen. Der Bengel ist noch mein Unglück, er ruinirt mich. Auf den Abend wieder her, die Nacht muß einbringen was der Tag eingebüßt hat.

Peter.

So hat man denn gar keine freie Stunde.

Hans.

Wer hat Schuld als Du? Halt's Maul! Fort, nach Hause, die Mutter wartet mit dem Essen!

Gehn ab.

Dritte Scene.

(Zimmer.)

Ulrich, Hedwig.

Ulrich.

Mein schönes Fräulein, mein theure Freundin,
Sogleich eilt Albrecht her in Eure Arme,
Drum zürnet nicht, vergönnt ihm noch Erholung.

Hedwig.

O Gott! wie hab' ich diesen Augenblick gewünscht, —
Seht nur, ich kam fast ungeschmückt, mir war
Jedweder Augenblick, der unsre Trennung
Vermehrte, wie ein Tod, — und nun, — er liebt mich nicht,
Er hat mich wohl vergessen. —

Ulrich.

Keine Thränen
Geliebtes Kind, macht nicht die schönen Augen
Mit Weinen roth, — er wird sogleich sich finden,
Ihm war nicht wohl, nun sitzt im Hof er drunten
Im Schatten jener Linde, schaut sich um,
Erinnert sich der alten guten Zeit
Und sammelt sein Gemüth.

Hedwig.

So laßt uns ihm
Entgegen eilen, daß ich dort ihn frage,
Daß ich ihm nur in seine Augen schaue,
Dann ist ja alles gut.

Ulrich.

Hier kommt er selbst.

Er geht ab. Albrecht tritt ein und sinkt stumm in die Arme der Hedwig. Pause.

Hedwig.

Du weinst?

Albrecht.

O laß mich, laß mich, Süße, Dir
Zu Füßen hin in Thränen, Seufzern rinnen,
Es bricht mein Herz, — o zu gewaltsam, — Gott! —

Hedwig.

Wie ist Dir?

Albrecht.

Gut und wohl; — da sind wir wieder,
Stehn wieder auf der alten Stelle! sieh doch
Die alten Sessel da, — die Bank im Fenster,
Von wo wir oft das Thal hinab geschaut, —
Ha! noch der Einschnitt auf dem runden Tische,
Die eingeschlungnen Namen Hedwig, Albrecht, —
Gewiß, mein Herz, ich weiß nicht was ich sage, —
Mir geht das Zimmer rund, — auch Du weinst, Hedwig?

Hedwig.

Ach, alles ist noch so, und Du, mein Albrecht, —
Ach lieber Gott, was soll der Mensch doch wünschen —
Ja, dieser Augenblick, er stand seit Jahren
Verklärt vor meiner Seele wie ein Himmel,
Da fliegst Du wie ein Engel her vom Himmel,
Nähmst mich in Deinen Arm, in mir der Himmel —
Und nun, — wie dunkle Schwermuth, Angst und Furcht,
Welch Todesbangen zuckt durch meine Seele —
Ah, sieh, da hast Du noch den lieben Ring

An deinem Finger, hier die kleine goldne Kette,
Die ich an jenem Abend Dir geschenkt,
Als Du einmal so traurig warst, so fremd, —
Ha! weißt Du noch? — Ach, liebster, liebster Albrecht!
Kennst Du mich denn, liebst Du mich denn, wie sonst?

Albrecht.

So senk' Dich denn mit aller Zärtlichkeit
In dieses kranke Herz, so blühe denn
In allen tiefen Schmerzen in mir auf,
Du Liebste, Einz'ge, — lange war ich weg,
Nun bin ich da, nun wollen wir nicht weinen.
Hat denn Dein Mund das Küssen nicht verlernt?
Wie diese Thrän' aufgeht im hellen Auge
Mit Lächeln ringend, glänzend schwillt, und hängt
Wie ein Demant, nun fällt, nun fällt sie nieder,
Entrinnt dem Käfig dieser schönen Wimper,
Und so im Kuß verlösch ich Deinen Seufzer
Der ihr will folgen, wie ein Vögelein
Das andre sucht in freier Luft.

Hedwig.

Mein Albrecht!

Albrecht.

Wer kennt der Sehnenden
Thränenden
Freudvollen Schmerz?
Ein bangender Scherz
Spielt Freiheit ringend,
In Seufzern klingend
Durch's bebende Herz.
Ich kann mich nicht fassen,
Mich dünket verlassen,

Verstoßen zu sein;
Nur Lieb' hat empfunden,
Wie innig verbunden
Die Wonnen und Wunden
Im sel'gen Verein.

Hedwig.

Das war Dein erstes Lied, das Du mir sangst.

Ulrich tritt ein mit dem Kaplan Johannes.

Ulrich.

Der Herr Kaplan sucht Euch im ganzen Hause.

Johannes.

Da seid ihr wieder, lieber gnäd'ger Herr!
Der alte Graf wird auch sogleich erscheinen,
Euch Willkomm sagen; Euch ist ja bekannt,
Wie ernst und finster, und wie menschenscheu
Er immer der Gesellschaft sich entzieht,
Und diese Schwermuth hat noch zugenommen,
Und ganz vorzüglich jetzt seit wen'gen Tagen. —
Doch wie ist Euch? Mich dünkt, Ihr seid verändert,
Ihr glüht, Euch ist doch wohl?

Albrecht.

Ich bin gesund,
Du alter theurer Pfleger meiner Jugend,
Doch diese Hitze, — ja der Tag ist heiß, —
Wo ist denn Wolf? Lebt noch der alte Knecht?

Johannes.

Wolf! Wolf! Euch ruft der gnäd'ge Junker Albrecht.

Wolf kommt.

Albrecht.

Mir ist so heiß, bring' schnell etwas zur Labung.

Wolf geht.

Johannes.

Da kommt der Graf.

Graf Erhard tritt ein.

Erhard.

Laßt Euch umarmen, seid mir hoch begrüßt.

Albrecht.

Mein theurer Vater, nehmt mich gern zum Sohn.

Wolf kommt zurück.

Wolf.

Hier Wasser aus dem kühlen Felsenbronn.

Albrecht

sieht an, wirft den Becher weg.

Nein, Wasser kühlt nicht diesen heißen Durst,
Gieb Wein mir, goldnen, glutherfüllten Wein,
Mich schaut aus dem krystallnen kalten Naß
Ein wildes Auge an mit Feuerblick.

Wolf.

Wie Ihr befehlt.

Johannes.

Ein Fieber plagt Euch, Ritter.

Erhard.

Die wilde Jugend, wie wir alle waren.

Trompeten.

Wolf.

Da hält der Zug des Herzogs vor der Burg.

Erhard.

Kommt ihm entgegen, unserm gnäd'gen Herrn.

Alle gehn ab.

Ulrich,

der zurück geblieben ist.

Sie ist es. Wie das bange Herz mir klopft.
Sie steigt vom Pferde, nickt mit liebem Gruß
Den Freunden zu; die hohen Federn schwanken
Vom Huth ihr nieder über goldne Locken,
Den edlen Leib deckt herrliches Gewand,
Weit nach folgt dienend ihres Kleides Saum
In Lieb' um ihren schönen Fuß zu wallen.
Was zögr' ich noch? Ich geh' ihr rasch entgegen,
Und wenn ein sanfter Blick mich dann bemerkt
Und freundlich unterscheidet, bin ich selig.

Geht ab.

Hedwig und Albrecht kommen zurück.

Hedwig.

Ja, nun kenn' ich Dich wieder, nun erst bist Du
Der alte, ja, das sind die treuen Augen,
Das stille Lächeln um den kind'schen Mund:
So lieb' ich Dich, so solltest Du mir bleiben,
Nicht klug, nicht fremd, — nicht — ach, ich schwatze so,
Nun hab' ich zu Dir so wie sonst Vertraun, —
Nicht wie Du warst solltest Du jemals sein.

Albrecht.

Nur wie ein Fieber hat es mich befallen,
Und so verlassen. Liebes, holdes Mägdlein,
Dein bin ich doch in jeglichem Gedanken,
Ja jeder Puls in mir klingt Dir nur Liebe.
Wie war ich so verlassen ohne Dich,
Wie ist mir wohl, wenn ich Dein Auge sehe.

Hedwig.

Der Vater ist seitdem recht schlimm geworden.

Albrecht.

Es ist die alte Krankheit, die ihn drückt,
Er meint es immer gut mit Dir und mir.
Doch müssen wir nicht zur Gesellschaft wieder?

Hedwig.

Ich schäme mich vor dieser hohen Frau,
Der Herzogin, sie ist so schön, so groß,
Sie sieht so mächtig drein und so verständig,
Ich werde roth, wenn ich mit ihr muß sprechen.
Ja, Albrecht, schon vorher fiel es mir ein,
So eine solltest Du zur Frau Dir nehmen,
Ich armes Kind bin Dir nicht schön genug.

Albrecht.

Du liebes Herz, mit Dir nur bin ich glücklich,
Denn Deines Wesens holde Lieblichkeit
Ist mehr als jener Herrlichkeit und Pracht.

Herzbold kommt mit dem Kinde.

Herzbold.

Nur herein, nur herein hier, Du kleines Unkraut, hier ist die Herrschaft. Gott grüß Euch, gnädiger Herr, und meine schöne, junge, schmucke Gräfin; hier bring' ich Euch das Neuste vom Jahr, das ich draußen im Walde, wie eine Erdbeere, aufgelesen habe.

Hedwig.

Was will das Kind?

Herzbold.

Bei Euch bleiben, vor der Hand Euer eigen werden. Es ist eine arme verlassene Waise aus dem Gebirge.

Hedwig.

Komm zu mir, kleines Mädchen.

Kind.

Willst Du mich hegen,
Mütterlich pflegen,
Wird meinetwegen
Des Himmels Segen
Dir allerwegen
An's Herz sich legen.

Hedwig.

Ein hübscher Spruch. — Sieh, mein Albrecht, wie schön, wie klug, — ich nehme sie an, als mir vom Himmel gegeben.

Kind.

Ach Du liebes Fräulein! Du bist so schön, und dabei auch so gut.

Albrecht.

Wie heißest Du?

Kind.

Sie nannten mich Adelfriede.

Hedwig.

Herzbold, führe die Kleine in meine Kammer. — Komm, mein Albrecht, in den Saal zu dem Herzog, der Vater schmählt sonst. Beide ab.

Herzbold.

Siehst Du, kleine böse Sieben, nun hast Du Dein Glück gemacht, wenn Du hübsch artig und folgsam bist.

Kind.

Sorge Du nur für Dich selbst. Sie gehn ab.

Graf Erhard tritt ein.

Zu eng ist mir mein Haus; die stummen Wände
Stehn mir wie Schwätzer da. — Du dunkles Nest,

So muß aus dir ein Sammelplatz von Thoren
Auf deine alten Tage werden, Lachen
Und Neckerei, Gesang in dir sich tummeln?
Und diese Fremden! Möcht' ich doch, — he Wolf!

Wolf kommt.

Erhard.

Sind sind im Saale?

Wolf.

Ja.

Erhard

Nun, ich muß hin.
Nur diese sieben Tage, dann begrüß' ich
Die alte liebe Einsamkeit von neuem.

Ab.

Wolf.

Der alte Griesgram ist doch nie zufrieden. —
Bin ich's denn aber? Nein, die Knechtschaft hier,
Das sauertöpfsche Leben, all der Zeter,
Muß bald in helle Lust ausschlagen, ja,
Ich halt's nicht aus; dann will ich jubeln, schrein,
Die alte Haut vor Lust und Wonne schütteln.

Geht ab.

Prolog zur Magelone.

1803.

Die Nacht.

Absteigen muß ich jetzt von meinem Thron,
Des heil'gen Lichtes Ankunft ahnd' ich schon,
Die goldne Heerde merkt die Abschiedsstunde
Und kehret heim vom dunkeln Thalesgrunde;
Die Schatten zittern, die mein Leben fühlen,
Die Morgenröthe will mit Wolken spielen,
All' meine Kinder wollen mich verlassen,
Hülflos, erschreckt, weiß ich mich nicht zu fassen;
Verfolgt, durchbohrt vom scharfen Strahl, dem glühenden,
Sink' ich betäubt und stürze mit den fliehenden.

Die Träume.

Mutter! Die Kinder, die schwebenden,
In Aengsten erbebenden
Nimm sie mit dir! —
Weh! wohin fliehen? —
Was uns deckte, wiegte, bewehrte, entziehen
Die glühenden, blühenden Lichter uns hier.
So enteilt, so flieht zu den dunkelsten Gestaden,
Die unterird'schen Brunnen zu trinken, zu baden
Im Geriesel tiefer Quellen — — wohin entrückt sind wir? —

Die Wolken.

Uns kommt in süßen Grüßen ein stilles Leben,
Wir wachen und fließen in Küssen zusammen,
Da schießen liebende Flammen
Und zieh'n uns fort, dem heil'gen Strahl uns hinzu-
geben.

Der Jüngling erwacht.

Ich war gefangen! Wer hat mich befreiet
Und aufgelöst des Hauptes düstre Binde?
Mein Geist, mein Muth war mit sich selbst entzweiet,
Angst, Trübsal, Furcht nahmen zu ihrem Kinde
Das bange Herz, zu fremder Noth geweihet;
Es floh das wüste Heer im Morgenwinde,
Ein Hauch hat Traum und dunkle Nacht verzehret,
Und mein Gemüth im Morgenlicht verkläret.

Die Sonne.

Ich will zu meinem hohen Thron aufsteigen:
Morgenroth, Diener, leg' die güldnen Decken,
Zum Fußtritt durch die lichtazurnen Strecken,
Ruf durch den weiten Raum ein heil'ges Schweigen:

Schön will ich mich den Unterthanen zeigen,
Wald, Berg, Thal, Fluß mit meinem Glanz be-
decken,
Das Luftgefieder schnell zum Gruß erwecken,
Der Pracht soll Niedres sich und Hohes neigen.

Die Vögel singen, Wasser rauschen, hallen
Gebirg' und Wald, mein Auge dringt zum Dunkeln;
Geblendet, trunken, kommt mir Dank von allen:

Ein kühler Thau soll ihre Inbrunst lindern;
Wie Wald, Strom, Thal und Berg von Pracht erfunkeln,
Blüht doch mein Bild nur in den Blumenkindern!

Die Wasser.

Wie grün neigt sich das Gras in unsre Wellen,
Wie lieblich schaut die Blum' in unsre Fluth,
Vom Himmel will sich Duft zu uns gesellen,
Glanz dringt und Luft in unser kühles Blut,
Wir fühlen in uns Lieb' und Leben quellen;
O wie uns wohl der blaue Himmel thut!
Wir gehn wie Gedanken, wie süßes Gefühl, die enteilenden;
Uns drängen die Schwestern vorüber den Ufern, den weilenden.

Denn ach! Du Ufergrün, du Blumenroth, du Scheinen
Vom lieben Licht, das grüßend uns umfängt,
Ihr möchtet euch so gern mit uns vereinen,
Wie ihr euch tief in unser Auge drängt,
Ihr spiegelt euch in Thränen, die wir weinen,
Hört Schluchzen, das sich in die Rede mengt;
Nur Bildniß, Erinnrung, in lieben Gedanken, sehnsüchtigen,

Begleitet uns still, die vertriebenen Wandrer, die flüchtigen.

Die Blumen.

Wer je mit Wollust schaute
In seinem goldnen Strahl
Den hohen Himmelssaal,
Und seinem Licht vertraute;
Wer in der tiefen Nacht
Die goldnen Lichter fühlte,
Mit Augen sehnend zielte
Nach ihrer Liebes-Macht;
Gern Mond und Sonne dann,
Die Stern' all im Gemüth
Verklärt als Liebe sieht:
Der schau' uns Blumen an.
Wir sind nicht hoch, nicht ferne,
Tief, wie ein liebend Herz,
Sich regt ein heitrer Schmerz
Beim Anblick unsrer Sterne.

Der Wald.

Als der Frühling gekommen,
Die Erde die Wärme empfunden,
Die Luft durch Strahlen geläutert,
Ist des Himmels Dunkel erheitert,
Das Eis von den Wassern entschwunden,
Sind grüne Pflanzen entglommen:
Da haben meine Kinder

Sich wiederum besonnen,
Und ihren Schmuck nicht minder
Wie Blumen rings gewonnen;
Es sprangen tausend Bronnen
Mit grünen Strahlen empor,
Da wuchsen die dunkeln Schatten,
Die kühle liebliche Nacht
Aus dürren Zweigen hervor,
Da schwebten über den Matten
Die Dämm'rung, die Düfte, die Klänge,
Die grünenden Betten der Liebesgesänge;
Sie hat der Frühling in rauschender Pracht,
Ein tönend Gezelt,
Mit lieber Hand wieder aufgestellt.

Der Jüngling.

O Wald, was sagst du, welch ein süßes Blicken
Von Blumen will mein Leben in sich ziehen?
Wasser, steht still, mir dünkt, es will entfliehen
Ein Wort in eurem Strom, mich zu beglücken.

Sonne, du willst mir Licht hernieder schicken,
Die Farben, die in Blumen sterbend blühen,
Glanz, der im Grün erlöschend nur kann glühen, —
Wozu Gesang, Strom, Licht und Blumenpflücken?

Wie tiefe Nächte dehnt es sich im Innern,
Wie Morgenroth will es die Nacht verschlingen,
Wie milder Abend fließen müde Scheine.

Uneinig trennt sich alles im Vereine:
Wie alle Kräfte zur Besinnung ringen
Kann ich nicht, was ich bin, mich selbst erinnern.

Die Sonne.

Empor zum reinen Himmelslicht, dem blauen,
Sieh' auf und fühl' in dir des Segens Fülle,
Durch dunkle Nacht blitz' auf ein kühner Wille,
Dann wirst des Herzens Reichthum du vertrauen!

Die Wasser.

Dann senken sich durch die verklärten Auen
Die milden Wogen, fließen durch die Stille;
Ahndend, was kühl in deinem Geiste quille,
Wirst du dich süß im klaren Spiegel schauen.

Die Blumen.

Dann regt ein süßer Trieb sich liebetrunken,
Wasser und Licht sie wollen sich begatten,
Es spielen vor dir Farb' und Freude schwebend.

Der Wald.

Angst, Zweifel, Furcht ist in die Nacht versunken,
Friede, Vertrauen wächst auf in dichten Schatten,
Süßer Gesang erfrischt das Laub froh bebend.

Der Jüngling.

Vernehm' ich nicht die allgewalt'gen Schwingen,
Die der Natur erhabner Geist bewegt,

Und wie er Berg, Wald, Luft und Ströme schlägt,
Die Harf' im dunkeln Heiligthum erklingen?

Aus Wollustdämmrung will ein Bild sich ringen,
Das in der tiefsten Brust mein Geist gehegt,
Und wie es Haupt und Glieder wachsend regt,
Muß es in Schmerz und Lust zum Tag hindringen.

Die Jungfrau tritt aus dem Walde.

Sie nah't, von der die Blumen mir gesprochen,
In der des Lichtes Lieblichkeit erglänzt,
Aus deren Aug' ein selig Dunkel blickt:

Nun ist mein Herz als Frühling aufgebrochen,
Und jeder Sinn ist dicht mit Wonn' umkränzt,
Mein bist du, Himmel! denn ich bin entzückt.

Die Jungfrau.

Und Thränen, Liebster, wollen dich begrüßen,
Denn dieses Glück, das seine ros'ge Hand
Holdlächelnd beut, das leuchtend blickt mit süßem
Errothen, ach! ist es wohl hergesandt
Mit Schmerz und Leid die flücht'ge Lust zu büßen,
Ist dieser Gruß zum Scheiden schon gewandt?
Vielleicht verharrt der Gast, sieht er die Demuth
Und wie Entzücken sich verklärt in Wehmuth.

Beide.

O heilige Thränen,
O süßer Schmerz!
Es bricht das Herz

In Glück und Lust,
Doch fühlt die Brust
Ein stilles Kranken,
Ein zitternd Sehnen,
Sich hin zu senken
In ew'ges Licht,
Das nicht Gedanken,
Entzücken nicht
Und Schmerzen denken.

Ein Prolog.

1796.

Scapin

als Vorredner an den Leser.

Scapin.

Willkommen! und verzeiht, daß ich Euch ennuyire,
Mich als ein Prologus im Prologus prostituire:
— Wie Scapin? — und du wagst es, ohn' Errôthen,
Als Vorredner der Vorred' aufzutreten?
Begreift, wenn man heut zu Tag ein Original sein soll —
Es ist so schwer — und drum wird man zuweilen toll,
Die meisten Leute nehmen's auch für neu;
Ist's ihnen recht, so ist's ja einerlei.
Je toller drum man's treibt, je origineller,
Man macht den Boden flugs zum Keller,
Und alle die vorübergehn, schrein:
Ein seltner Mensch! er scheint original zu sein,
Scheint's doch wenn man's Prolog zu manchen Werken
liest,
Daß dem Prologen grad ein Prolog nöthig ist.
Drum kann, was ich jetzt thu, auch mit Vernunft
bestehn,
Ich kann satisfaisirt also von dannen gehn.
Und untersucht ihr nur die Sach etwas genauer,
So seht ihr ein, daß auch vom Fürsten bis zum Bauer

Jedweder Vorred' nur zu einer Vorred' macht,
Und weder groß noch klein darüber lacht,
Denn der hat's warlich schon im Leben weit gebracht,
Der in dem großen oder kleinen Staat
Sich nur dem wirklichen Prologe naht.
Ich wollt' Euch also nur von Eurem eignen Leben
Durch mein Bemühn 'ne kleine Zeichnung geben,
Ihr seht, ich zwinge mich, moralisch recht zu sein,
Drum müßt Ihr unbesehn 's Aesthetische verzeihn.
Hofft Ihr nun doch, statt kalter Küche Braten,
Statt den Prologs ein durchgeführtes Stück,
So ist Euch warlich nicht zu rathen,
Ich wasche meine Händ' und zieh mich so zurück;
Doch glaubt nicht, daß ich dieserwegen meine
Daß ich illotis manibus erscheine,
Ihr müßt Euch nach der Poesie bequemen,
Metaphern nicht gleich ernstlich nehmen,
Sonst seht Ihr Schätze und es sind nur Scherben,
Ihr taugt gleich schlecht zum Lesen, Leben und Sterben.

Geht ab.

Ein dunkles Parterre, keine Lichter brennen, das Orchester ist noch leer, einige Herren und Damen sitzen auf den Bänken.

Peter und Michel kommen hereingestolpert und stoßen mit dem Kopfe an die Frisur des Herrn Polykarp.

Michel.

Verzeihen Sie, mir kömmt es dunkel vor.

Polykarp.

Schon gut, — mir brummt das ganze Ohr.

Peter.

Man muß doch auch 'mal in's Theater gehn.

Michel.

Man sagt es wär' hier viel zu sehn.

Polykarp.

Bis jetzt sind wir noch sehr im Trüben.

Melantus.

Ich wollt' ich wär' zu Haus' geblieben.

Peter.

Doch hoff' ich es soll besser kommen,
Sonst hätt' ich kein Billet genommen.

Melantus.

Ich sitze hier nun schon so lange,
Ich glaube gar es wird mir bange,
Die Finsterniß macht viel Beschwerden,
Ich mein' doch, es soll heller werden.

Michel.

Die Stimme ist mir so bekannt, —
Ei, guten Abend, Herr Melant.

Melantus.

Ihr Diener: wie ist's Wohlergehn?

Michel.

Gottlob! man kann jetzt doch schon etwas sehn.

Melantus.

Belieben Sie nicht Platz zu nehmen?

Michel,

Wir werden uns nun schon bequemen.

Hier ist auch mein Vetter vom Land,
Von der Mutter her mit mir verwandt.

Melantus.

Freu' mich, daß ich Sie kennen lerne.

Peter.

Gehorsamer Diener, 's geschieht gar gerne. —
Sobald nur erst die Lichter scheinen,
Muß man hier gut sehn, sollt' ich meinen.

Michel.

O schaun Sie, schaun Sie doch die vielen Leute!
Was für ein Stück giebt man denn heute?

Melantus.

Der Himmel weiß, ich darf es nicht entdecken,
Vielleicht: Irrthum an allen Ecken.

Polykarp.

Verdammt! da soll man nun hier sitzen
Und vor Erwartung frieren und schwitzen,
Möchte man doch nur den Kuchenjungen schicken,
So könnte man sich doch an irgend was erquicken.

Peter.

Wie einem nun die Augen helle werden!

Melantus.

So gehts mit allen Dingen auf Erden.

Michel.

Mich dünkt, Sie sprechen so betrübt;
Wo fehlt's? wenn's Ihnen zu sagen beliebt.

Melantus.

Ach, bester Mann, ich habe vielen Kummer,

Wir sitzen am Ende hier im Dunst,
Mir wird im Kopfe immer dummer,
Und glaube dabei nicht recht an eine Kunst.
Es kann wohl sein, daß wir vergebens harren,
Und, lieber Freund, dann sind wir rechte Narren,

Peter.

Ja wohl, das wär ein schlechter Spaß.

Michel.

Mit Ihr'r Erlaubniß, erklären Sie mir das.

Melantus.

Sehn Sie, wer kann uns dafür stehn,
Daß man hier wirklich wird was sehn?
Wir hoffen am Ende vergebens auf Lichter,
's giebt vielleicht weder Direktor noch Dichter;
Wird man den Vorhang aufwärts rollen?

Michel.

Gevatter! das sind wunderliche Schrollen.

Peter.

Es fehlt nicht viel, ich gehe gleich hinaus,
Wir säßen ja gleichsam hier in einem Narrenhaus.

Michel.

Sie melankolen wohl zu Zeiten,
Daß Sie mit solchen Grillen streiten,
Denn bedenken Sie nur mit allen fünf Sinnen,
Was würden wir dabei gewinnen?
Nicht wahr? Sie wünschen was zu sehn,
Sonst würden Sie nach Hause gehn?
Woher käm Ihnen das Begehren
Wenn endlich keine Stücke wären?

Sie begreifen, daß ich philosophisch spreche,
Die Beweise nicht bloß vom Zaune breche,
Und darum sein Sie nur zufrieden,
's wird uns gewiß ein schönes Stück beschieden.

Peter.

Ja das ist auch mein wahrer Glaube.
Sie sehn, weil ich mich manchmal schnaube,
Hat man Schnupftücher in der Welt,
Um einzukaufen dient das Geld;
Ich pflege immer so zu schließen:
's giebt Schuhe, sie passen zu den Füßen;
Und folglich müssen auch Füße sein.
Wo Füße sind, da ist ein Bein;
Und so schließ ich nun immer weiter,
Am Ende find' ich den ganzen Reiter
Und werde so mit jedem Tage gescheidter.
Sehn Sie, man sollte doch bedenken:
Warum säßen wir auf diesen Bänken?
Sie sind sogar mit Tuch beschlagen.
Den Vorhang sehn wir vor uns dort,
Er muß doch wozu sein und darum fahr' ich fort
Meine Meinung deutlich vorzutragen,
Daß wenn wir nur geduldig hoffen,
Wird das Theater endlich offen.

Polykarp.

Gottlob! nun brauch ich nicht zu fluchen,
Da kömmt ja der erwünschte Kuchen.

Er kauft reichlich ein, setzt sich nieder und fängt an zu essen.

Anthenor.

Nachbarn! mit Erlaubniß, es thut mir leid,
Allein Ihr seid alle nicht recht gescheidt,

Ich will Euch zwar Eure Hoffnung nicht rauben,
Doch scheint mir alles nur Aberglauben.
Denn seht! ich schwör's bei meinem Leben,
Es hat noch nie einen Direktor gegeben,
Wie sollte also ein Stück entstehn?
Die Idee, geb' ich zu, ist recht schön;
Allein wer soll sie exekutiren?
Wir zahlen, so mein' ich, unsre Gebühren
Und sitzen dann hier und dichten und trachten;
Und das ist schon für ein Stück zu achten.
Habt Ihr schon einen Direktor gekannt?

Peter.

Lieber Gott, Ihr wißt's, ich komme vom Land.

Anthenor.

Könnt Ihr mir einen Direktor definiren?

Peter.

Ich glaube, der Mann will uns vexiren.

Anthenor.

Was ist also ein Direkteur?
Ihr denkt und rathet hin und her,
Verwirret Euch in die Kreuz und Quer,
Und daraus folgt denn nur am Ende —

Melantus.

O schließt nur ja nicht zu behende!

Anthenor.

Daß wenn man's gründlich überlegt,
Sich dahinten kein Direktor rührt noch regt,
Daß hinter dem Vorhange nichts sich rührt,
Ein Stück wird vor dem Theater aufgeführt

Von uns, die wir als wahre Affen
Behaupten, alles sei nur geschaffen
Um zu einem künftigen Zwecke zu nutzen
Und darum verschleudern die Gegenwart.

Michel heimlich zu Peter.

Das ist ein Kerl von schlimmer Art,
Man sollte ihm die Nase putzen.

Peter.

Wie wenn man ihn mit Philosophie zu Boden legte,
Daß er sich weder rührte noch regte?

Michel.

Das hilft bei ihm nichts, er ist ein Block,
Aber ich habe hier einen tüchtigen Stock,
Damit möcht' ich ihm eins versetzen,
Daß er die Zukunft lernte besser schätzen.

Peter.

Doch, wenn Sie keinen Direktor annehmen,
Wie können Sie sich denn bequemen
Hier zu sitzen in aller Welt?

Anthenor.

Weil's mir draußen noch wen'ger gefällt.
Das Sitzen hier macht mir Vergnügen,
Ich betrachte die Menschen um mich her,
Und dieses amüsirt mich mehr
Als würde uns ein Stück angeführt,
Das nur die Leute ennuyirt.

Michel.

Hinterm Vorhang ein Licht! seht her!
Was gilt die Wette, der Direkteur

Arrangirt schon alles zum Stück
Und bald hebt sich der Vorhang.

Anthenor.

Nun, viel Glück!
Wenn's so weit kommt, doch dann nur und nicht ehe
Glaub' ich, daß etwas Aehnliches geschehe.

Ein Lampenputzer tritt auf mit einem Licht in der Hand.

Peter.

Der Direkteur!

Mehrere Stimmen.

Wo? wo?

Peter.

So wie er leibt und lebt
Steht er ja da, seht hin! was gebt
Ihr mir, wenn ich zu sprechen wage
Und selber nach dem Stücke frage?

Polykarp.

Wir alle sind Euch sehr verbunden,
Es währt vielleicht noch ein'ge Stunden.
Zum Amusiren hab' ich vor der Hand
Wohl auf 'ne Stunde noch Proviant.

Mehrere Stimmen.

Nun fragt ihn, denn das kann nicht schaden.

Peter steht auf.

Verzeihen Sie, ich bitt' in Gnaden,
Sie möchten unsre Bitte gewähren
Und uns in Unterthänigkeit belehren,

Was, wie und wo das Stückchen wird gespielt,
Nach dem ein jeder ein Begehren fühlt?

Lampenputzer.

Was schwäzt denn wohl da unten? he?

Michel.

Nun, Peter, hörst Du wohl? O weh!
Ein schwäbischer Dialekt? — oder irrt sich mein Gehör?
Nein schwäbisch spricht wohl nicht der Direkteur.

Peter.

Wir dachten, weil Sie mit dem Lichte
Die dunkle Finsterniß vertreiben,
Sie wären irgend einer vom Gewichte,
Sie könnten uns vielleicht beschreiben,
Von was für Ton, von welchen Arten
Das Stück sei, das wir hier erwarten.

Lampenputzer:

Wie? Schie erwarte da ein Stück?
Das istchs das erste, wasch ich höre.

Polykarp.

Das scheint noch alles weit zurück,
Indessen zieh' ich draus die Lehre,
Daß man sich halte an dem was wir besitzen.
Was kann das Hoffen und Erwarten nützen?

Lampenputzer.

Man schikte mich, um ein'ge Lichter anzuzünden.

Michel.

Nun wird es sich ja doch wohl finden,
Der Oberste schickt ihn gewiß hieher;
Nicht wahr? der man, der ist der Direkteur?

Lampenputzer.

Der Directeur? der schickt? der man, —
Nein, nein, Schie irren schich in mir,
Scho viel ich von begreifen kann
Istch's blos etwasch zu finster hier.

Peter.

Doch sagt, wer kümmert sich darum?

Lampenputzer.

Nun, nehmen Schie's nur halt nicht krumm,
Wenn Schie's Dunkelsein besser gustiren,
Scho will ich mich geschwinde retiriren.

Geht ab.

Michel.

Der Kerl kann wirklich nicht kapiren.

Anthenor.

Kommt Ihr nicht bald auf meine Hypothese?

Michel.

Herr! sei er still, er macht uns böse,
Man muß hier keine solche Reden führen,
Er weiß den Henker vom Dirigiren,
Wie kann er den Direktor läugnen?
Daß wir ihn nicht so derbe zeichnen,
Damit er sich nicht wieder untersteht
Und andern mit solchen Exempeln vorgeht:
Was würde aus dem ganzen Theater,
Käm jedermann auf sein Geschnatter?

Anthenor.

Doch mit Erlaubniß, seid so gütig nur,
Zeigt vom Direktor mir die kleinste Spur.

Michel.

Gottloser Mensch! wie kann er alles so verachten,
Muthwillig zu verleugnen trachten?
Hat er kein Geld am Eingang denn gegeben?
Sieht er den Vorhang nicht? war nicht so eben
Ein Mann, ein edler Mann, ein Abgesandte
Vor unsern Augen da, der den Direktor kannte?
Fing nicht schon an ein schönes Licht zu leuchten?
Bis wir den edlen Mann mit unsern Reden scheuchten?
Was kann er dazu sagen? he?
Er wird sich nun auf's Leugnen legen.

Anthenor.

Das wär ein wenig zu verwegen;
Doch wenn ich anders Logik recht versteh,
So können Sie daraus nicht schließen,
Daß ein Direktor hinten sei.

Michel.

Nun warte, ha! Das sollst Du büßen.

Er hebt den Stock auf.

Peter.

Je, schlagt den Kerl doch zu Brei!

Stimmen.

Was ist denn da für ein Rumoren?

Peter.

Meine Herrn, wir werden von 'nem Kerl geschoren,
Der uns beweist, wir wären hier unnütze,
Der manchen hier mit seinem Witze
In seinem Glauben — irre leitet,
So weit in seinem Irrthum schreitet,

Daß er behauptet, vom ganzen Direktor
Gucke noch kein Härchen hervor,
Und der zu uns sagt, wir sind nicht geschݤidt,
Wenn einer sich auf's Schauspiel freut,
Er sagt, es wäre nur alles Trug,
Wir wären uns selber Komödie genug.

Baal.

Warum werft Ihr ihn nicht hinaus?

Stimmen.

Er gehört gar nicht in dieses Haus.

Anthenor.

Aber Leute, es gefällt mir noch weniger da draus.

Baal.

Wir werden ihn nicht lange fragen.

Michel.

Ich habe ihn schon hier beim Kragen.

Baal.

Hinaus mit dieser Lästerzunge.

Anthenor wird hinausgeworfen.

Polykarp.

Doch — sagt, wo ist der Kuchenjunge?
Das verzehrt sich schneller als man denkt.

Baal.

So haben wir's nun zum besten gelenkt,
So können wir doch nun nach dieser harten
Bekämpfung wieder in Ruhe erwarten
Was uns das güt'ge Schicksal bescheert,
Und mancher wird noch durch seinen Fall belehrt.

Das Orchester fängt an sich zu füllen, die Musikanten stimmen auf ihren Instrumenten.

Peter.

Sagt doch, was soll denn das bedeuten?

Michel.

Sie wollen eine Musik bereiten.

Baal.

Bereiten? 's ist ja schon Koncert,
Ihr seid der Harmonie nicht werth.
Hört, wie ein Ton mit dem andern kämpft
Und jeder sich doch selber dämpft.
Wer, ach! bei diesem Klang nichts fühlt,
Für den ist nie ein Stück gespielt.

Melantus.

Sie bereden mich nicht, daß Melodei
In diesem Schariwari sei.

Baal.

Je mehr Schariwari, je besser,
Der Genuß ist drum um so größer.
Sie scheinen nichts von zu verstehn,
Drum will ich als Exempel vorgehn,
Und damit nur jeder gänzlich schweige:
Ich spiele selber etwas auf der Geige,
Doch hab' ich's noch nie weiter getrieben,
Bin immer beim Schariwari stehn geblieben.

Melantus.

So dürften Sie auch gar nicht wagen
Ihr Urtheil hier so dreist zu sagen,
Ein jeder, der nur Ohren hat,
Ist dieses Kreischens lange satt.

Baal.

Was gehn für Laster hier im Schwunge?
Herr, mit der groben Lästerzunge,
Sie verdienten, daß Sie's wissen,
Sie würden wie Anthenor 'rausgeschmissen.

Melantus.

's ist keiner, der sich's unterstände,
An mich zu legen seine Hände.

Baal.

Hier ist er! denn es ist bekannt,
Auch davon bin ich Dilettant.

Er ergreift den Melantus.

Meine lieben Zuschauer und Freunde,
Entled'gen wir uns schnell unsrer Feinde,
So haben wir dann desto größre Ruh
Und sehn den Werken des Direktors zu,
Und werden im lieblich himmlischen Koncert
Nicht mehr von Flegeln der Art gestört.

Melantus wird hinausgedrängt.

Peter.

Das geht hier streng zu, wie ich merke.

Michel.

Der Kerl hat 'ne große Stärke.
Man darf nun nicht mehr disputiren,
Will man nicht seinen Platz verlieren.

Peter.

Die Leute waren zu ungenirt,
Drum wird an ihnen ein Exempel statuirt.

Polykarp.

O weh mir! — ach! mein Herz will brechen —
Bin kaum im Stand — ein Wort zu sprechen —
Was fang' ich armer — geschlagner Mann
In diesen — großen — Nöthen an?

Baal.

Da seht Ihr nun, was unsre Sinnen
Mit uns für schlechtes Spiel beginnen,
Ihr könnt gar leichtlich es ermessen,
Der Sünder hat sich überfressen.

Polykarp.

Ach nein! — es ist mein schlimmes Glück,
Ein hartes unverdient Geschick —
Sie meinen wohl die wen'gen Kuchen —
Ach! könnt' ich irgendwo Hülfe suchen.

Baal.

Das ist die Strafe der Sinnlichkeit!

Polykarp.

Und ist es denn nicht Grausamkeit,
Die armen Dinger von Sinnen, uns angeschaffen,
So unerhört für Sinnlichkeit zu strafen?
Ach! — vor den Augen wird mir's trübe,
Helft mir, o helft — aus Nächstenliebe!

Er sinkt um und wird von einigen hinausgetragen.

Peter.

Sollt' das noch eine Weile währen
So wird das Theater sich bald wieder leeren.

Michel.

Wenn immer nicht neue wiederkämen,
So möcht' das Publikum bald ein Ende nehmen.

Baal.

Merkt's Euch, Ihr lieben Nachbarsleute,
Da seht Ihr ein Exempel heute,
Wohin elende Sinnlichkeit uns führt,
Daß man Hoffnung zum Stück und alles verliert.

Ein reisender Engländer.

Der Henker hol' ein solches Publikum,
Ich scheere mich den Teufel nichts darum,
God dam! macht Essen so viel Beschwerden,
Wird aus der Hoffnung auch nichts werden,
Und eben fällt mir's ein: daß ich mich ennuyire,
's ist besser, daß ich mein Eintrittsgeld verliere,
Als hier unter abgeschmackten Narren
Nichts thu' als auf was Abgeschmacktes harren.

Baal.

Sie wollen, mein geliebter Freund,
Von dannen gehn, so wie es scheint.

Der Engländer.

Nicht anders!

Baal.

Haben Sie überlegt,
Was dieser Schritt für Folgen hegt?

Der Engländer.

Das hab' ich nicht in Acht genommen,
Ich will den Narren hier entkommen.

Baal.

Die Narren werden nicht verschwinden,
Auch anderswo sind welche zu finden.

Der Engländer.

So ist's doch eine neue Sorte,
Ich geh von dem verwünschten Orte,

Wo der dicke Kerl für sein bischen Geld
Sich für den Allerklügsten hält. *Er geht ab.*

Baal.

Wer wird das wen'ge Warten scheuen?
Es wird ihn warlich noch gereuen. —
Die Störer sind nun weggebracht,
Nicht wahr, nun hoffen Sie mit Macht?

Peter.

Sein Sie nur so gut mir vorzuschreiben,
Ich hoffe, und ich laß es bleiben,
Wie Sie es gütigst haben wollen,
Damit Sie mich nur nicht 'rausschmeissen sollen.

Michel.

Nein, nein, hier sitzt sich's gut und schön,
Wir werden gewiß bald etwas sehn,
Wenn ich nur wüßte, ich muß mich schämen
So zu sprechen, — was für Sachen kämen.

Gottfried.

Sehn Sie, ich will's Ihnen deutlich machen:
Vor's Erste ist es nichts zum Lachen,
Vor's Zweite, ist es nichts zum Spaßen,
Vor's Dritte, schön ist es über die maaßen,
Und Viertens, keine Schlägerein,
Und Fünftens, keine Zänkerein,
Dann Sechstens ist es äußerst schön,
Und schließlich, werden Sie's ja selber sehn.

Peter.

's ist mir doch lieb, ich bin geblieben,
Er hat wohl selbst das Stück geschrieben.

Michel.

Mich wundert, wie der gute Mann

So klar und deutlich davon reden kann,
Als hätt er's ehmals schon gesehn —
's ist aber doch gewiß recht schön.

Ein zweiter Lampenputzer tritt auf.

Michel.

Da seh ich wieder ein Licht erscheinen.

Peter.

Was wird Herr Baal dazu meinen?

Michel.

Herr Baal, wir sind gar sehr gequält,
Weil es uns an einer tüchtigen Meinung fehlt,
Wollten Sie nicht etwas für uns denken?
Und uns dann Ihre gût'ge Meinung schenken?

Baal.

Lieben Freunde, das kann gar leicht geschehen,
Muß mir den Mann erst näher besehen.

Der Lampenputzer hat indessen Lichter angezündet.

Rüpel.

Das ist doch gleich ein andres Wesen,
Man kann nun die Avise lesen.

Lampenputzer.

Ich zündete die Lichter an,
Und sieh, das war sehr gut gethan,
Vorher war alles nur Schattenreich,
Jetzt sieht das Publikum doch Menschen gleich.

Das Publikum.

Wir sind Ihnen dafür in allen Stunden
In tiefer Unterthänigkeit verbunden.

Lampenputzer.

Ich hoffe, das Stück soll bald beginnen.

Peter.

Wir trachten darnach mit allen Sinnen.

Lampenputzer.

Ich bin so dreist und will es wagen,
Ihnen kürzlich meine Meinung zu sagen,
Ich kenne den Herrn Direktor persönlich,
Es ist ein guter Mann, gewöhnlich
Seh ich ihn einmal Tag für Tag,
So daß ich wohl so von ihm sprechen mag.
Sein einzger Wunsch ist Ihr Vergnügen.
Ja er hat mir es nicht verschwiegen,
Daß wenn sie nur noch etwas sich gedulden wollen,
Sie sich gewiß verwundern sollen.

Michel.

Ob man das alles darf so glauben?

Peter.

Es ist noch manches loszuschrauben.
Wenn nur Herr Baal voller Güte
Sich mit einem kleinen Wink bemühte.

Das Publikum.

Herr Baal, wir sind sehr verlegen,
Sie wissen wohl, der Meinung wegen.

Baal.

Ganz recht und mir wird's auf die Dauer
Wahrhaftig doch ein bischen sauer,
Für alle zu glauben, für alle zu denken,
Und so geschickt die Gemüther zu lenken.
Indessen mein' ich, daß dieser Mann
Wohl schwerlich vom Direktor wissen kann.
Der Direktor macht sich nicht so gemein,
Er ist für solche viel zu fein,

Ich halte dafür, er macht mir Wind,
Und wir sind Thoren, wenn wir geduldig sind.

Ein Theil des Publikums wirft mit Aepfeln nach dem Lampenputzer, worauf sich dieser zurückzieht.

Rüpel.

Mir kommen jetzt Ideen nagelneu,
Und ich sage sie Ihnen ohne Scheu.
Wenn ich das Ganze überlege,
So können wir Nachbarn allewege
Hier gar nicht im Theater sein,
Es ist nur Lug und Trug und Schein.

Michel.

Sie führen uns auf neues Eis;
Doch wo bleibt denn nun Ihr Beweis?

Rüpel.

Ein Beweis so klar wie der Tag,
Wer ihn nur begreifen mag.
Wir bilden uns nämlich ein, wir sind,
Und daraus folgt denn nun geschwind,
Daß alle Dinge, die wir so erleben,
In uns nur als Phantome schweben.

Peter.

In uns? Es schwebte nur in mir
Das ganze große Theater hier?

Rüpel.

Nicht anders.

Peter.

Mit allen diesen Bänken?

Rüpel.

Natürlich!

Peter.

Das wird mir den Verstand verrenken.

Michel.

Die Meinung verdirbt uns alle den Magen,
Wir haben genug an unsrer Seele zu tragen.

Rüpel.

Sie empören sich gegen meine Gründe,
Was gilts, daß ich's mir noch komm oder erfinde?
Ich bin der einz'ge hier, der existirt,
Und sich die andern nur imaginirt,
Dann steht es billig kaum zu begreifen,
Wie ich so kann Erfindung auf Erfindung häufen,
Und daß ich hier so eingepresset sitze,
Und das Gedränge macht, daß ich schwitze,
Und doch kann ich's verfluchte Imaginiren
Nicht lassen, ich muß dies alles produciren.

Michel giebt ihm eine Ohrfeige.

Darin scheint mir kein Menschenverstand,
Und drum bestraft Sie diese Hand.

Rüpel.

Daß ich mir diese Ohrfeig' nur erdenk', ist Ihr Glück,
Sonst bräch ich warlich Ihr Genick.

Michel.

Wo hab' ich ein Genick? Sie stellen sich's nur vor.

Rüpel giebt ihm wieder eine Ohrfeige.

Sie haben Recht und drum schlag ich Sie auch ans Ohr,
Es ist nur meine eigne Seele,
Die ich dadurch ein wenig quäle.

Peter.

Das ist ein wahres Ungeheuer.

Michel.

Hier ist der gute Rath nun theuer.

Peter.

Nur zugeschlagen, ich helfe mit,
Denn bei dem Kerl ist doppelter Profit,
Denn erstlich kriegt er allewege
Von uns schwer abgewogne Schläge,
Dann kriegt er auch noch die, Ihr hört's ihn selber sagen,
Die wir aus diesem Kampfe tragen.

Stimmen.

Ruhig, wozu soll das Gelärme?

Rüpel.

Es ist nichts, meine Herrn, als daß ich ein wenig
schwärme.
Wir leben in aller Einigkeit,
Ich fingire mir nur 'ne Streitigkeit,
's ist nur um ein wenig Geduld zu thun,
So wird die Imagination wohl wieder ruhn.

Baal, der aus einem Schlafe erwacht.

Nun weiß ich alles, lieben Leute,
Ein Familienstück giebt man uns heute,
Der Lampenputzer ist dem Direktor verwandt,
Wir haben gänzlich ihn verkannt;
Wenn der Vorhang sich nun endlich hebt,
So sehen wir, was jeder in seinem eignen Hause erlebt,
Wie der Obre sich um die Familie bemüht,
Die Kinder durch Lohn und Strafe erzieht.
Am Mittag ißt er sich wacker satt,
Beim Verdauen er Langeweile hat,
Läßt sich dann ein'ge Arien singen,
Und thuts in allen möglichen Dingen

Wie wir es immer haben gethan;
Und das sehn wir zur Erquickung an.
Wie wird es uns ergötzend laben,
Unser langweilig Leben im Spiegel zu haben!

Gottfried.

Ich freue mich schon jetzt darauf,
Ging' doch der Vorhang endlich auf!
Doch hoff' ich, werd' ich auch erfahren
Was gestern für Leute beim Nachbar waren,
Und wer in das neue Haus gezogen,
Man hat so manches darüber gelogen.

Peter.

Wir sehn vielleicht auch Herrn Melante
Und manche andre Bekannte,
Meine Muhme die wollte nicht mit mir kommen,
Sie hat vielleicht auf'm Theater Platz genommen.

Michel.

Mir ist ein Knecht jüngst echappirt,
Der wird vielleicht mit aufgeführt:
Man sollte dann aber darnach streben,
Ihm ein'ge wenige Prügel zu geben.

August.

Ich glaube vielmehr, daß wir etwas sehen
Was vor noch nimmermehr geschehen,
Gemälde, die doch nicht Gemälde zu nennen,
Maschinen, die sich bewegen können,
Und bunte tausendfarbge Strahlen
Die alles schön und herrlich mahlen,
Daß wir vor Wolken und schimmernden Dunst,
Vor unbegreiflich schöner Kunst,

Am Ende nichts vom Theater werden gewahr;
Das ist meine Meinung auf ein Haar.

Philipp.

Meine Vernunft kann sich durchaus nicht bequemen,
Nur eine der Meinungen anzunehmen.
Es so zu glauben ist nur dumm,
Ich find' einen andern Weg mir weit herum,
Denn ohngefähr glaub' ich dieselben Sachen,
Nur muß ich mir darüber ein Systemchen machen,
Und daß bei Leibe sich nur nicht der Vorhang hebt
Bis mein System ist fertig ausgewebt,
Daß ich nicht unvorbereitet, wie ein Schwein,
In all die Freude plumpe hinein.

Baal zu Hanswurst.

Mein Sohn, Du sprichst kein einzig Wort,
Hab' ich Dich dazu unterricht?
Nun sprich, bist gern an diesem Ort?
Wie? oder liebest Du ihn nicht?

Hanswurst.

Verzeiht, mein Vater, ich habe sacht
Indeß über alles nachgedacht,
Das ist noch nichts und zeigt von keinen Gaben
Irgend eine lumpige Meinung zu haben,
Doch das, dünkt mich, verräth Geschick,
Mit einem kühnen Adlerblick
Durch das ganze mannichfaltige Gebiet zu streifen,
Was roh ist, niedlich glatt zu schleifen,
Von Eichen Birnen abzuessen,
Den leeren Raum genau zu messen,
In jedem Unsinn Wahrheit auch zu finden,
Und alles zu einem Ganzen zu verbinden.

Eure Meinung, Vater, ist bekannt,
Ich nehme sie an und mache sie etwas galant,
Dazu nehm ich ein bischen vom Anthenor hinein,
So vermeid' ich dadurch der Einseitigkeit Schein.
Auch ist Herr Polykarp nicht gänzlich zu verachten,
Nur muß man fleißig dahin trachten,
Es mit Herrn Philipps Sätzen zu vereinen,
Und auch zugleich, was Rüpel meint, zu meinen.
Ich nehme mich auch Herrn Melantens an,
Auch Gottfried und Herr August ist ein guter Mann.
Es muß uns allenthalben glücken,
Von einem zum andern zu legen Brücken,
Und so meine Freunde, bleibt es uns offen,
Auf die wunderlichste Weise zu hoffen,
Auf Sachen, die uns jetzt im Augenblick
Unsinnig scheinen, aber wir kommen schnell zur Ueberzeugung zurück.
Ich dächte, das wäre der beste Schwank,
Und die Zeit würde uns so am wenigsten lang.

Das Publikum.

Ja, ja, das ist die beste Methode,
Wir sind schon alle in der Mode.

Der Autor.

Ein Fastnachts-Schwank.

1800.

Der Autor in seiner Stube.

Wie mir's in allen Gliedern liegt!
Die Augen kann ich kaum erheben,
Bin durch und durch recht mißvergnügt
Und führe ein meschantes Leben.
Von allen geneckt, von keinem gefühlt,
Vergebens Poesie ausgespielt —
Da kommen sie dann und loben, wie's scheint,
Ist eigentlich als Tadel gemeint,
Und drehn sich und winden sich närrisch herum,
Sind überklug, deswegen unterdumm. — —
Wo bist du, herrliche Frühlingszeit?
Wie liegst du von diesen Mauern so weit!
Kommt Sonne über die Dächer geflossen,
Scheint mitleidsvoll in die Kammer herein: —
Ich habe noch keine frohe Stunde genossen,
Mich nicht ergangen im lieblichen Schein,
Statt aller frohen freien Natur,
Druckfehler um mich in Korrektur,
Gewöhne mich alles zu korrigiren,
Die ganze Welt zu rektifiziren,
Schau ich von der Höh hinab in die Thäler,
Seh ich allenthalben nur Schöpfungsfehler,
Und fange zu brummen an, endlich zu hassen,
Möchte bogenweis umdrucken lassen,
Kömmt mir alles nur wie Stümperwerk vor,
Und fühle recht gut, ich werd' ein Thor. —

Warum seid ihr entschwunden
Ihr fröhlichen Jugendstunden,
Als noch Baum und Blume mit mir spielten,
Und Erd' und Himmel mit mir fühlten,
Mich alle als ihres Gleichen hielten?
Jetzt bin ich unter der Presse
Und leide schlimmen Druck,
Verhandelt auf der Messe,
Und komme täglich weiter zuruck.
Da ist an keine Ergötzung zu denken,
Kein Volksfest, kein fröhlich Gelag,
Man muß sogar am Feiertag
Mit Sorgen sein Gemüth nur kränken.
Will ich zum Wald die Schritte lenken,
So folgt mir die Erinnrung nach,
Und alle Sorgen werden wach,
Will nichts mir die Erquickung schenken.
Kurzum, soll andre amüsiren,
Daß sie vergessen ihr prosaisch Leben,
Und muß mich selber ennuyiren,
Vor mir will keine Hoffnung schweben,
Und da hilft auch kein Sperren und Zieren,
Ich muß es nur so dulden eben. —

Es klopft.

Herein!

Ein Fremder tritt herein.

Fremder.

Verzeihen, daß ich so dreist gewesen,
Ich habe gar manches von Ihnen gelesen,
Du mußt auch sehn den Mann so dacht ich,
Betrachten ihn mit großem Fleiß,

Bin jetzt auf einer gelehrten Reis',
Einen Umweg von einer halben Meile macht' ich.

Autor.

Bin Ihnen trefflich obligirt.

Fremder.

Sie sind doch wohl nicht occupirt?

Autor.

Ich bin es niemals, oder immer.

Fremder.

Sie deuten auf das Frauenzimmer,
Das im Meister die schöne Rolle spielt,
Natalie, die nie oder immer Liebe fühlt:
Hab' bei dem Buche gar manches gedacht,
Geschaudert, geweint, mich erfreut und gelacht,
Es ist doch gar ein trefflich Werk,
Versteht man's, ist überstiegen mancher Berg.

Autor.

Sie scheinen der Dichtkunst sehr ergeben.

Fremder.

Ich kann wohl sagen, sie ist mein Leben,
Doch lieb' ich auch den Ernst daneben.

Autor.

Ganz Recht, der Ernst, den muß man lieben,
Treibt man ihn nicht, wird man von ihm getrieben.

Fremder.

Ach Lieber! es giebt so viel zu lernen,
Die Wissenschaften täglich um sich fressen,
Da darf man sich nur ein bischen entfernen,

Hat man das Beste gleich vergessen,
Und wenn man dann mit dem Zeitalter nicht geht,
Kommt man nur allenthalben zu spät.

Autor.

Die Unruhe sich jetzt schneller regt,
Die volle Stunde häufger schlägt,
Da muß die Uhr wohl vorwärts kommen,
Das Repetirwerk ist herausgenommen,
Eine neue Feder hinein endlich kam,
Die alte war etwas gar zu lahm.

Fremder.

Sehr wahr, und werth, sich zu notiren, —
Ich darf Sie doch wohl auch zitiren,
Wann ich die Reisebeschreibung edire,
Und Sie dort namentlich aufführe?

Autor.

Sie werden mir dadurch viel Ehre erzeigen,
Doch mehr noch, wenn Sie gänzlich schweigen.

Fremder.

So wenig mein Werklein wird bedeuten,
Kommen Sie doch zu lauter ehrbaren Leuten.
Was haben Sie jetzo unter der Feder?

Autor.

Jetzt hat die Feder mich unter sich.

Fremder.

Es scheint, mein Herr, Sie scherzen entweder,
Oder ich bin ihnen hinderlich.

Autor.

Das Erste so wenig wie das Zweite,

Es ist nur meine Art so heute:
Doch weil sie's wissen wollen zumal
Arbeite an einem Poetischen Journal,
Vielleicht ist's Ihnen auch schon bekannt.

Fremder.

Ei! ei! das ist ja ganz charmant!
Poetisch? das heißt, wie ich es fasse,
So gleichsam Gedichte von Zeit zu Zeit,
Das Ganze wird aber in der Masse
Ganz unpoetisch weit und breit,
Wir haben der Journale längst genug,
Poetisch Journal ist ein Widerspruch.

Autor.

Es wird sich eben nach jedem bequemen,
So wie er will, kann's jeder nehmen.

Fremder.

So hab ich's unter andern selber gern,
Der eine will die Schaale, der andre den Kern,
Müssen's nur nicht am Interessanten fehlen lassen.

Autor.

Wenn man nur wüßte, was interessirt.

Fremder.

So intressirt zum Beispiel, über die maßen,
Was da und da für Komödien aufgeführt,
Wie der und der die Rolle genommen,
Was für Witz von Paris und London gekommen.

Autor.

In dergleichen Dingen bin ich unerfahren.

Fremder.

So müssen Sie sich mit andern paaren,
Um Korrespondenz und Konnexionen,
Karikaturen und Spionen,
Um Neuigkeiten, aus Wien und Berlin
Und dergleichen Amüsanten bemühn.

Autor.

Doch seh ich eben nichts Neues geschehn.

Fremder.

Man muß nur von sprechen, man kann es nicht sehn;
Wer wird die Dinge so schwerfällig nehmen?
Man muß sich eben zum Glauben bequemen;
Wer fodert, daß Gilreys Bilder witzig wären?
Es handelt sich drum, sie zu erklären.

Autor.

Mein Herr, das ist mir nicht gegeben,
Zu führen ein solch erbärmlich Leben.

Fremder.

Ja ja, sie glauben wohl, was sie leisten,
Sind kaum ein Gilrey für die Meisten,
Und, Spaß a part, wie meinen Sie das,
Halten Sie denn ihren Spaß für Spaß?
Ihre Reime
Und Träume,
Dazwischen die Blumen und Bäume,
Und alles, man weiß nicht geht man,
Fällt, oder steht man,
Kein Silbenmaas, Rhytmus durchaus nicht,
Daß alles so bunt und kraus herausbricht,

Sammt den Aufputz vielerlei Plunders,
Das halten Sie wohl für was Besonders?

Autor.

Ihr Eifer bringt Sie in's Parodiren.

Fremder.

Ei man muß sich leider wohl enthusiasmiren,
Wenn man sieht die Zeichen der Zeit,
Den unnützen Stolz, die Ueberklugheit,
Daß sie anfangen, brave Leute zu hassen;
Nein, selber leben und leben lassen!
Der eine schreibt Journale und kritisirt,
Der andre schreibt Journale und spintisirt,
Ein dritter fängt's an und satirisirt,
Ganz gut, doch muß man keinen verachten,
Nicht meinen, das Gute für sich zu pachten,
Die andern zu verkleinern streben,
Die Menge der Leser muß den Ausschlag geben.

Autor.

Ich freue mich, daß ein Patriot
Sich annimmt seines Vaterlandes Noth.

Fremder.

Ei schön! sehn Sie, wie gut der Rest
Von sanften Gefühlen ihnen läßt,
Das andre ist doch nur Saus und Braus,
Kommt nichts bei alle dem heraus.

Autor.

Sie Sind wohl auch ein Schriftensteller.

Fremder.

Es liest jetzt keiner, er schreibe denn auch,

Das ist jetzt allgemein Gebrauch,
Nutzt überdies für Küch' und Keller.

Autor.

Worauf ist Ihr Bemühn gericht't?

Fremder.

Mehr auszubreiten der Wahrheit Licht,
Doch fang ich's sachtchen sachtchen an,
Bin sehr der Menschenliebe zugethan,
Suche zu befördern Lieb' und Eintracht,
Geh nicht auf die Gegner als ob man ein Schwein schlacht,
So daß man ihr Quieken gassenweit hört,
Denn dadurch wird selten einer bekehrt.
Sie werden bald manches in der Nationalzeitung
Von aller meiner Bemühung finden,
Dann geb' ich mir noch mehr Ausbreitung,
Such mich mit andern zu verbinden,
Die auch für die gute Sache glühen,
Und sich zu Deutschlands Besten bemühen:
So wirken wir dann zur Geselligkeit,
Wie die Verfasser der Ruhestunden,
Erzeigen Tausenden eine Gefälligkeit,
Die Nachwelt ist uns noch verbunden,
Erschnappen wohl gar, o Herrlichkeit,
Ein Bischen von deutscher Unsterblichkeit.
Ich empfehle mich Ihnen, hab' sehr mich gefreut, —
Muß gehn, besuche noch andre Leut. — Geht.

Autor.

Man sagt wohl: laß dich nicht erboßen,
Belache lieber die Narrenpossen,
Doch kömmt's einem manchmal in die Glieder geschossen,

Daß man möchte mit Prügeln und Knütteln
Diese Zartheit und Trefflichkeit durcheinander rütteln.
Meinen sind Engel, und sind in der Regel
Beim Licht besehn gar ordinäre Flegel.
Man närrt sich nur, denn nimmer nie
Verstehn sie, fühlen sie Poesie. —
Was willst du nur das Geschriebne häufen,
Durch wunderbare Länder schweifen?
Denkst du die Meister zu übertreffen,
Deren Töne bei ihnen nicht wiederklingen?
Wie kannst du dich nur selber äffen?
Denkst du die goldne Zeit zurück zu bringen?
Wie war es denn, als noch die starre Brust
Geöffnet war den Schmerzen wie der Lust?
Welch Genius hat doch beflügelt
Den dunkeln Kerker ehemals entriegelt?
Jetzt sind sie zu, und kein Erwarmen,
Kein Sonnenschein dringt zu den Armen,
Sitzen drinn in ihrem dunkeln Haus,
Man hört sie aus der Ferne winseln,
Und ihre Liebesmelodien pinseln.
Guckt höchstens mal einer in der Schlafmütze raus,
Und wundert sich, daß draussen auch Welt,
Die ihm aber wegen der Größe nicht gefällt.
Der Schlüssel zum Gefängniß scheint verloren,
Und wer weiß, wenn der Held einst wird geboren,
Der sie aus ihrer Marterkammer hebt
Und sie zu Lust und Trauer neu belebt.
Sie denken nichts, sie fühlen nichts,
Sie wissen's nicht und entbehren des Lichts,
Und auch die Sehnsucht ist ihnen versiegt,
Sie sind nicht verdrüßlich, noch wenger vergnügt.

Was nutzt alles Dichten und Trachten,
Da sie's so kecklich verachten?
Mit aller Kunst, o wahres Wort!
Man keinen Hund aus dem Ofen lockt.
O hätt' ich Flügel mich himmelan zu schwingen,
Könnt' mir einer den flüchtigen Pegasus bringen,
Damit in den blauen Luftrevieren
Mit aller Freude herum zu spazieren,
Sonne und Mond und Sterne näher zu besehn,
Und hier in Qualm und Dampf nicht zu vergehn! –
Da klopft es schon wieder an meiner Thür.
Herein!

Die Muse tritt lächelnd herein.

Autor.

O Himmel! ich vergehe schier,
O du lieb holdes Angesicht,
So schau ich wieder dein Augenlicht?
Ich bin's nicht werth, unwürdger Knecht,
Daß du den Weg zu mir gericht.

Muse.

Wie muß ich Dich in Unmuth finden,
Was konnte so Deine Sinne binden?

Autor.

Ich fühle die Schaam im neuen Erquicken,
Ich erkenne mich wieder im hohen Entzücken,
Dein Auge in mein Herz 'nein lacht,
Hat allen Frühling wieder gebracht.
Ich fühle mich jetzt von Geistern umgeben,
Die Kraft von Himmel und Erd' um mich schweben
Und ihnen entgegen mein fröhliches Streben,

Es haben sich verjüngt die Stunden,
Die Vorzeit sich wieder mit mir verbunden,
Ich habe mich auf mich selbst besonnen,
Und richte wieder den Blick zur Sonnen.

Muse.

Ich hörte Dich schrein, wie ein mürrisches Kind,
Du wolltest Dich nicht in der Einsamkeit sehn,
Drum kam ich Dich zu trösten geschwind,
Daß nicht in Aengsten möchtest vergehn.

Autor.

Du bist so gut und freundlich mir.

Muse.

Sei auch nur gut und freundlich Dir,
Bedenk, daß jeder der Nächste sich.

Autor.

Ergeben bin ich dir ewiglich,
Mein Herz, mein Sinn und all mein Blut,
Dient ewig dir mit treuem Muth,
Der Gedanke an dich mich hatte verlassen,
Drum fing ich an die Welt zu hassen,
Dein Gegenwart lößt die verworrenen Schatten,
Die dicht mich eingeenget hatten,
Wie fröhlich spielt Zukunft und Vergangenheit,
Daß es mich recht in's Herz hinein freut,
Wie fühl' ich zu Muth und Lachen mich tüchtig,
Wie freun mich die grotesken Gestalten,
Die mich für ihres Gleichen halten.

Muse.

Nun geht, mein Freund, Dein Puls wieder richtig.

Autor.

Im Auge ist mir ein Aug' entstanden,
Im innern Ohr ein neues Gehör,
Nun ist mir alles ganz recht um mich her,
Ich fühle, ich kam mir selbst abhanden.

Muse.

Du mußt nie selber werden ein Thor,
Rückst Du die Thorheit andern vor.

Autor.

Hat man auch noch so große Antipathie,
Und haßt das Gemeine von Herzensgrund,
So kommt doch plötzlich, man weiß nicht wie,
Eine trübe armuthseelge Stund,
Sieh da, so hat man die Sympathie.

Muse.

Bleib nur der Fröhlichkeit ergeben,
Und thu nicht mit Dir selber grollen,
So fühlst Du schon das gute Leben
Wie alle Menschen es leben sollen.
Blick um Dich heiter und fühle Dich frisch,
Im Dichten kühn, und fröhlich bei Tisch,
Trink in Dich munter machenden Wein,
So wirst Du immer ein Weiser sein.

Autor.

Ja wärst du mir nur immer zur Seit,
Erlöschte wohl nie die Freudigkeit.

Muse.

O Thor, hast Du mich nicht besser erkannt?
Meinst wohl, ich sei in Gestalt gebannt?

Schau an umher das grünende Land,
Horch, wie der Vöglein Lieder klingen,
Wie süße Düfte zu Dir dringen,
Wie Hain und Flur, der Strom sich regt,
Im ewigen Leben mit Wellen schlägt,
Wie der Wind, ein Athem, niedergeht,
Erfrischend durch Laub und Kräuter weht,
Schau auf zum hohen Himmelssaal,
Erwäge die ewige Bläue zumal,
Ja in Dir, Dein eignes Herz erspäh
Und warst Du nur mein Schüler je,
So siehst Du mein Bild, wohin Du blickst,
Und Dich an meiner Lieb' entzückst.

Autor.

So redlich willst du's mit uns meinen?
Wer möchte sich so hart versteinen,
Sich deinem Liebesdienst entziehen,
Nicht licht in deinem Herzen blühen?

Muse.

Ja, wer mich trägt in seinem Herzen,
Den will ich auch im Herzen tragen,
Er darf mir alle Wünsche sagen,
Ich schenk' ihm Muth, das Höchste zu wagen,
Ich will eine Wagenburg um ihn schlagen,
Daß feig vor ihm entfliehn die Schmerzen,
Versöhnt um ihn mit bunten Freuden scherzen.

Autor.

Ich will auch künftig nie mehr lästern,
Gedenk nur mein mit deinen Schwestern.

Muse.

Verkünde unsern Dienst nur weiter,

Verzage nicht, es wird die Erde heiter,
Vernimm in allen Stunden unser Wort,
Und schau Dich um, Du hörst es da und dort.
In allen Zungen, in allen Sprachen:
Das neue Leben klingt durch alle Räume,
Und Stein und Fels und Abgrund tönen,
Und viel zum Fest, zur Blüthenzeit erwachen,
Es fliehn die schweren, dumpfen Träume,
Wie Thal und Wald sich rings in Frühlingspracht ver-
schönen.

Autor.

Wenn ich in deiner Gegenwart mich fühle
So denk' ich nur auf große Dinge,
Doch wenn ich dann die heilgen Spiele
Beginnen will, dünkt alles mir geringe,
Wo Jauchzen klang, ersteht ein todtes Schweigen,
Es ist als bräche unter mir der Grund,
Dann fühl ich mich nicht froh und nicht gesund,
Ich muß alsbald zur niedern Erde steigen,
Die tönenden Geister fliehn, ich vernehme laut
Des Volks Geschrei, laut tobende Windsbraut.

Muse.

Du bist noch jung, wohn' immer mehr im Schein,
So wirst Du nur die Götter hören,
Das Irdische alsdann verschwören,
Und taub sein für des Pöbels Schrein,
Wer einmal hörte Sphären klingen,
Zu dem kann nie der Erde Wirrwarr dringen.

Autor.

In deinem Lichte bin ich ewig jung,
Zum Morgenroth wird alle Dämmerung,

Den Freuden bin ich hingestellt zum Ziel,
Leiden und Verdruß werden ein lustig Spiel,
Ich seh nur Masken um mich tanzen,
Ein fröhliches Possenspiel wird aus dem Ganzen.
Doch daß du fühlen und merken mögest,
Wie einem oft zu Muthe wird,
Wie man von den Affen wird turbirt,
Wie wärs, wenn du dich zurücke zögest;
Begieb dich hinter dem Schirm derweile,
Es kömmt ein andrer schon wieder in Eile.

Die Muse verbirgt sich.

Ein Schauspieler tritt herein.

Schauspieler.

Ist mir lieb, daß Sie zu Hause geblieben,
Denn ich habe gar nöthig Sie zu sprechen. —
Hören's, was haben's da für ein Stück geschrieben?

Autor.

Scheint Ihnen was dran zu gebrechen?

Schauspieler.

Gar vielerlei; nur eins vor allen,
Das mir im mindsten nicht will gefallen —
Nicht wahr, ich bin der erste Held?

Autor.

Wenn's Ihnen einmal so gefällt
Den Mann als einen Helden zu nehmen,
Er wird sich wohl darnach bequemen.

Schauspieler.

Ei was! Sie müssen die Tragödie so zwingen,
Daß immer die Helden recht vorwärts springen,

Verzage nicht, es wird die Erde heiter,
Vernimm in allen Stunden unser Wort,
Und schau Dich um, Du hörst es da und dort.
In allen Zungen, in allen Sprachen:
Das neue Leben klingt durch alle Räume,
Und Stein und Fels und Abgrund tönen,
Und viel zum Fest, zur Blüthenzeit erwachen,
Es fliehn die schweren, dumpfen Träume,
Wie Thal und Wald sich rings in Frühlingspracht verschönen.

Autor.

Wenn ich in deiner Gegenwart mich fühle
So denk' ich nur auf große Dinge,
Doch wenn ich dann die heilgen Spiele
Beginnen will, dünkt alles mir geringe,
Wo Jauchzen klang, ersteht ein todtes Schweigen,
Es ist als bräche unter mir der Grund,
Dann fühl ich mich nicht froh und nicht gesund,
Ich muß alsbald zur niedern Erde steigen,
Die tönenden Geister fliehn, ich vernehme laut
Des Volks Geschrei, laut tobende Windsbraut.

Muse.

Du bist noch jung, wohn' immer mehr im Schein,
So wirst Du nur die Götter hören,
Das Irdische alsdann verschwören,
Und taub sein für des Pöbels Schrein,
Wer einmal hörte Sphären klingen,
Zu dem kann nie der Erde Wirrwarr dringen.

Autor.

In deinem Lichte bin ich ewig jung,
Zum Morgenroth wird alle Dämmerung,

Den Freuden bin ich hingestellt zum Ziel,
Leiden und Verdruß werden ein lustig Spiel,
Ich seh nur Masken um mich tanzen,
Ein fröhliches Possenspiel wird aus dem Ganzen.
Doch daß du fühlen und merken mögest,
Wie einem oft zu Muthe wird,
Wie man von den Affen wird turbirt,
Wie wärs, wenn du dich zurücke zögest;
Begieb dich hinter dem Schirm derweile,
Es kömmt ein andrer schon wieder in Eile.

Die Muse verbirgt sich.

Ein Schauspieler tritt herein.

Schauspieler.

Ist mir lieb, daß Sie zu Hause geblieben,
Denn ich habe gar nöthig Sie zu sprechen. —
Hören's, was haben's da für ein Stück geschrieben?

Autor.

Scheint Ihnen was dran zu gebrechen?

Schauspieler.

Gar vielerlei; nur eins vor allen,
Das mir im mindsten nicht will gefallen —
Nicht wahr, ich bin der erste Held?

Autor.

Wenn's Ihnen einmal so gefällt
Den Mann als einen Helden zu nehmen,
Er wird sich wohl darnach bequemen.

Schauspieler.

Ei was! Sie müssen die Tragödie so zwingen,
Daß immer die Helden recht vorwärts springen,

Daß sie so recht, — Sie verstehn mich schon,
So tüchtig und kräftig, — ich will nur sagen,
Daß sich das Spielen doch dann verlohnt,
Und man kann Beifall von dannen tragen.

Autor.

Ich wollte gern, daß das Ganze rührte,
Nichts Einzelnes die Gemüther irre führte,
Daß Neubegier nicht unnütz spannte
Und so das höhere Interesse verbannte,
Es war mein Zweck, verschönert zu geben
Ein Bild von dem großen verworrenen Leben.

Schauspieler.

Nun seh mir ein Mensch nur solchen Zweck!
Ei gehn Sie mir doch damit weg!
Das Ganze, verstehn Sie, läuft darauf ab,
Ob aus dem Parterr erschallt: Klipp klapp!
Ob's in die Hände, in die Beine fährt,
Das ist, was die guten und schlechten Dichter bewährt,
Und werden Sie sich nicht anders richten,
So fürcht' ich, Sie werden für die Beine dichten.

Autor.

Sie haben da eine eigne Theorie.

Schauspieler.

Mein Bester, die Praxis trügt uns nie,
Sie mögen sich wohl mit kuriosen Idealen,
Gar trefflich die Phantasie vollmahlen,
Doch wenn man die Wirklichkeit etwas kennt,
So hat's damit gar bald ein End.

Autor.

Was ist denn aber die Wirklichkeit?

Schauspieler.

Sie ist wirklich und in der That
Nur auf dem Theater zur jetzigen Zeit,
Das meiste im Leben ist übertrieben,
Doch in der Kunst hält man noch Rath
Mit Enthusiasmus und mit Lieben. —
Ihrem Helden fehlts an großer Gesinnung,
Das paßt auch nicht in unsre Innung.

Autor.

Daran hab ich nicht Schuld gehabt,
Er war damit nicht mehr begabt.

Schauspieler.

Kurz, ändern sie ihn, daß er sich fügt,
Wenn Ihnen am Beifall des Zeitalters liegt,
Er muß sich ja doch nach Ihnen geniren.

Autor.

Doch wird dabei das Ganze verlieren.

Schauspieler.

Was haben Sie denn für ein Ganzes im Sinn?
Sie wissen's ja selbst, kein Ganzes nicht,
Ein Stück ist's, wie man immer spricht,
Vielleicht lag sonst ein Ganzes darin,
Das war für die Dinger ein großes Glück,
Doch jetzt ist jedes nur ein Stück;
Man muß auch dran was spielen können,
Sonst wird es keiner ein Schauspiel nennen,
Kein Ganzes stellen wir nimmermehr dar,
Was ließe sich auch daran wohl spielen?
Die Zuschauer wollen was tüchtiges fühlen,

Denn dafür bezahlen sie richtig und baar;
Kämen wir nun mit einem Ganzen angestochen,
Sie thäten wahrhaftig im Ganzen pochen.

Autor.

Ich habe mehr gedichtet für die Welt,
Auf Ihre Kunst nicht Rücksicht genommen.

Schauspieler.

Da sind Sie ganz in die Irre gekommen,
Die jetzige Welt ist immer das Geld,
Jemehr Geld man hat, jemehr auch Welt,
Welt ist nichts als eine falsche Aussprache,
Das andre aber bezeichnet die Sache.
Wollen Sie sich nun nicht korrigiren,
So kann ich den Helden ihres Stücks nicht entrepreniren.

Geht ab.

Muse.

Warum machst Du Dir solche Beschwer,
Stehst mit den Thoren in Verkehr?

Autor.

Ich that es nur, um auch im Weiten,
Im Volke deinen Dienst zu verbreiten.

Muse.

O laß sie nur in ihrem Eigenthume,
Denn sie sind fern von meinem Heiligthume.

Autor.

Man kann sich freilich übereilen,
Man wünscht doch für die Menge zu schreiben.

Muse.

Die Menge! gäb' es eine Menge!

och ziehn sich tausend in die Enge,
s scheint am Ende kaum noch Einer,
eim rechten Licht besehn, gar keiner.

Ein Recensent tritt herein.

Recensent.

ch bringe Ihnen das Buch hier wieder,
s war mir doch zu sehr zuwider.

Autor.

h danke für Ihre Aufrichtigkeit.

Recensent.

n, lieber Mann, es thut mir leid,
ch spräche gern, wie sich's geziemt,
n wenig, wie man's nennt, verblümt,
ber Ihre Schriften sind gar zu schlecht,
s daß man's Ihnen nicht sollte sagen,
ielleicht kann's doch dazu beitragen,
aß Sie sich kehren auf Wege, die recht,
nd nicht auf Pfaden so kreuz und quer:
ie machen sich selber das Leben schwer.

Autor.

Bollen Sie's mir nicht ein wenig erläutern?

Recensent.

aran würde jede Bemühung scheitern,
les was Sie suchen ist excentrisch,
les was Sie wollen ist unverständlich,
les was Sie schreiben ist ohne Verstand,
nd drum kann man nur vor der Hand
ie warnen, daß Sie werden ein anderer Mann.
ben Sie wohl, ich habe meine Pflicht gethan. Ab.

Muse.

Was bedeutet diese Kreatur?

Autor.

Er ist ein Wächter aller Poetischen Natur,
Er zieht sich alle Kunst sehr zu Gemüthe,
Und meistert verständig an jeder Blüthe,
Er studirt beständig Poesie,
Und glaubt doch, daß sie da sei, nie,
Hält all Bemühn zu dichten für verloren,
Poeten und Künstler sind ihm Thoren,
Doch wäscht er immer an diesen Mohren,
Er nimmt sich ihre Krankheit zu Herzen
Und möchte sie bleichen und entschwärzen,
Im gemeinen Leben man ihn nennt
Wenn von ihm die Rede, der Recensent.

Muse.

Dergleichen Erfindung ist gewiß modern.

Autor.

Sie nennen sich deine Priester gern
Und meinen, sind von der Bildung der Kern,
Ehemals gab es Prophetenschüler,
Jetzo hat man Recensirmühlen,
Was sie unter sich haben muß brechen oder biegen,
Vom Großen und Starken, das sie mühlen,
Sagen sie stets: ich kann es nicht klein kriegen!
Denn klein muß alles sein, was sie fassen und fühlen,
Kommt ihnen ein Tüchtiger unter die Hände,
Der sich nicht will verkleinern lassen,
So schimpfen sie auf ihn aus der Maßen,
Beschließen ihr Urtheil so am Ende:

Ein Monstrum ist dieser, der Natur mißglückt,
Keiner kriegt ihn klein, er ist verrückt.

Muse.

Die Maschinerie ist nicht übel erdacht;
Aber werden diese Werkzeuge nicht verlacht?

Autor.

Das Lachen sich bei uns Menschen fast verliert,
Wir fürchten, wir würden dadurch gethiert,
Und wenn man sich mit Gelächter beschwert,
So ist es meistens der Mühe nicht werth.
Sie wollen lachen mit Natur,
Und über eine Wahrscheinlichkeit,
Das Lächerliche soll aber nicht sein lächerlich pur,
Sondern drinn stecken eine Erbaulichkeit,
Weil nun Recensenten ganz und gar lächerlich sind,
Lacht über sie kein Menschenkind.

Muse.

Möcht einen Aristophanes unter sie schicken.

Autor.

Nein, Beste, sie rissen ihn warlich zu Stücken,
Denn er verletzt die feine Sitte.

Muse.

Was nennt ihr so, das sag', ich bitte.

Autor.

Ach was! es ist ein dummes Wesen,
Du solltest es in den Büchern lesen,
Es ist eben das, was ihnen fehlt,
Und weil nun jeden das Gewissen quält,

Daß sie sich fühlen durch und durch gemein,
So wissen sie nicht wo aus noch ein,
Und finden in jedem Scherz, in aller Lust,
Nur Spiegel ihrer verächtlichen Brust,
Sie erschrecken vor jedem spaßhaften Spaß,
Und schreien: pfui! indecent und kraß!
Sie fühlen den Scherz nicht, nur ihre Gemeinheit,
Drum finden sie nicht Verbindung und Einheit.
Seitdem der Witz in den Brunnen gefallen
Sind Steine drüber gebaut von allen,
Nun warnt man jeden, nicht nahe zu gehn,
Viel wenger in den Brunnen zu sehn,
Es heißt: du könntest [illegible] überpürzen,
Und ebenfalls wie der Witz 'nein stürzen,
So wärst du unten auf immer verloren,
Und wohntest zeitlebens bei dem Thoren,
Flieht was ihr könnt vor dem Witze weit!
Das nennen sie ihre Sittlichkeit.

Muse.

Du scheinst mir doch zu übertreiben,
Wird doch irgend wer was Lust'ges schreiben.

Autor.

Es giebt allerdings leichtfertige Vögel,
Denn Ausnahme leidet jede Regel,
Die haben gehört, daß geizige Leut
Verwerflich sind zu aller Zeit,
Das schildern sie denn, so wie den Neid,
Habsucht und ander dergleichen Gebrechen,
Wodurch sie diese Laster schwächen.
Dann giebt es welche, die gehn schon weiter
Und machen sich gleichsam ein Bischen breiter,

Versuchen die Poesie höher zu führen,
Regenten aus der Ferne zu schikaniren,
Tadeln verblümt die und die Anstalten,
Halten sich aber immer aus dem Schuß,
Verschaffen dem Publikum großen Genuß
Und man muß sie für ungeheuer witzig halten.

Muse.

Ihr seid auf die Art im ganzen Land.
Mit aller Lustigkeit abgebrannt.

Autor.

Gottlob! wir sitzen recht auf dem Sand.

Muse.

Leb wohl und behalte guten Muth,
So geht es Dir beständig gut.

Muse ab.

Autor.

O hätte sie doch länger verweilt,
So lange sie mich angeschaut
War ich recht durch und durch erbaut,
Da sie nun wieder hinweggeeilt,
So kommt die kleinliche Furcht zurücke,
Ich bange, wenn ich um mich blicke,
Die Häuser umher, die wankenden Gestalten
Mich drücken und keinen Trost enthalten,
Sie bedeuten nichts und wandeln todt einher,
Ich fühle die ganze Welt so leer. —

Ein alter Mann tritt herein.

Alter Mann.

Der junge Autor wohnt wohl hier?
Ich klopfte zweimal an die Thür,

Doch keiner rief, wie gebräuchlich: herein!
Drum trat ich ohne weitres ein.

Autor.

Verzeihn Sie mir, ich war zerstreut,
Es geht mir manches im Kopf rum heut.

Alter Mann.

A ha! wohl neue Plane gewiß?

Autor.

Ich weiß nicht recht, es war das und dies.

Alter Mann.

Ich muß Ihnen sagen, gegen dies und das
Hab' ich eigentlich einen großen Haß,
Man muß beständig das Rechte wollen
Und auch die rechten Mittel ergreifen,
Denn wenn die schönen Wissenschaften reifen sollen
Muß man nicht hie und dorthin schweifen,
Man muß auf ebnen Straßen bleiben,
Fein gründlich, doch verständlich schreiben,
Den Plan von allen Seiten überlegen,
So giebt nachher der Himmel seinen Segen,
Daß es die Leute lesen, verstehn und lieben,
Und so muß man sich weiter üben,
Und höher steigen und höher und immer höher noch,
So kömmt man am Ende erstaunlich hoch.

Autor.

Das kann ich mir wirklich so ziemlich denken,
Es geht fast so, wenn sie einen henken,
Doch hat's ein solcher noch keinem gedankt,
Wenn er zu solcher Höh' gelangt.

Alter Mann.

Ich meine, mein Freund, in der Literatur,
Muß man durchmachen gar manche Kur,
Erleiden manche böse Stund,
Eh man sich glauben darf gesund.
Man muß die Jugend überstehn,
Eh man kann aus den Augen sehn,
Dann muß man wieder rückwärts gehn,
Dann wieder vorwärts ein'ge Schritte,
So bleibt man trefflich in der Mitte;
Das meiste ist doch die Bejahrung,
Das allermeiste die Erfahrung.
Haben Sie sich schon viel zu erfahren bemüht?

Autor.

Man sieht zuweilen das, was man sieht.

Alter Mann.

Ei Teufel einmal! wozu ist denn die Welt,
Wozu geschehn denn die trefflichen Thaten,
Da wenden Sie sich an Männer, die rathen
Von Herzen gern, wo's Ihnen fehlt.

Autor.

Ich habe die Welt schon lange gesucht,
Doch scheint sie vor mir auf der Flucht.

Alter Mann.

Wo dachten Sie sie denn zu attrappiren?

Autor.

Ich wollte sie in meinem Innern spüren.

Alter Mann.

Da mußte sie Ihnen wohl echappiren.
Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen,
Im Innern spür' ich nur den Magen,
Und außerdem die schreckliche Phantasie,
Und, wenn Sie wollen, ein Bischen Genie.

Autor,

Ich bitte, ich will Sie gar nicht geniren.

Alter Mann.

Doch all das Ding muß uns nicht irre führen,
Das muß man wissen zu bezähmen
Und ihm sein wildes Feuer zu nehmen,
Man muß es gleichsam pulverisiren;
Geschieht diese Vorsicht nicht bei Zeiten,
So weiß ich manche, die 's zu spät bereuten,
Man mußte sie nachher trepaniren,
Sie dachten, wie sich's nicht wollte gebühren.

Autor.

Sie hielten sich immer wohl in den Schranken?

Alter Mann.

Ha Gnade Gott jedem rebellschen Gedanken,
Der nicht so denken wollte wie ich,
Zum Unsinn macht ich ihn unbesehn,
Das ist wohl tausendmal geschehn,
So hielt ich mich stets fein säuberlich.

Autor.

Doch mit der Phantasie ward es Ihnen sauer?

Alter Mann.

Im Anfang etwas, doch auf die Dauer

Kam ich auch bald mit ihr in Gang,
Auch sie begab sich unter den Zwang.

Autor.

Das ist sonst gegen ihre Natur.

Alter Mann.

Glauben Sie denn an die Kreatur?

Autor.

Sie haben mich erst in dem Glauben bestärkt,
Weil Sie sagten, Sie haben sie in sich gemerkt.

Alter Mann.

Sie lassen sich, mein Seel, leicht berücken,
Das ist nur eine Art sich auszudrücken.
Ich habe eine lebhafte Phantasie,
Und sehn Sie, darum bild' ich mir ein,
Es müßte eine Phantasie in mir sein,
Hat aber dergleichen gegeben nie.
Was man so nennt, ist nur ein Spaß,
Hat eigentlich nie was damit gemeint,
Und damit es klingt nach irgend was,
Und es ein wirkliches Wesen scheint,
Hat man das Unding, wie bekannt,
Zum Zeitvertreibe Phantasie genannt.

Autor.

Was ist's denn, was den Dichter macht?

Alter Mann.

Wenn ich Ihnen soll meine Meinung sagen,
(Ich bitte, geben Sie jetzo Acht,)
So wär' es wohl Zeit in unsern Tagen,

In denen man alle Sektirer veracht,
Daß man's mit Dichtern eben also macht;
Sie sind doch alle nur schlechte Gesellen,
Und besser bei Fabriken anzustellen:
Ach Gott, da ist die Arbeit ohne Ende,
Fehlen leider noch immer thätige Hände.
Ich bin zwar selbst ein Dichter gewesen
Und wurde zu meiner Zeit gelesen,
Schreib' auch noch mit unter was zum Spaß,
Doch trag ich gegen alle Dichter Haß,
Es giebt in der Welt so viel zu thun,
Da gilt kein Schwatzen, kein Müßiggehn,
Wer da will zuschaun oder ruhn,
Der muß von der Welt gar wenig verstehn,
Das Vaterland fordert auch unsre Pflichten,
Da ist nicht Zeit, dummes Zeug zu dichten.

Autor.

Sie sind aber warlich gar zu strenge
Und treiben die Dichter sehr in die Enge.
Sie sprechen von Welt, wo ist sie zu finden?
Ich möchte sie gar zu gern ergründen.

Alter Mann.

Man muß Welt haben, Welt anzutreffen,
Sonst ist das ganze Ding ein Aeffen,
Wie man muß einen Witz besitzen,
Um zu verstehn der andern Witzen.
Das ist überhaupt in der ganzen Welt
Gar absonderlich übel bestellt,
Daß alles, was gut ist und tüchtig,
Daß alles, was sauber geht und richtig,

Man nur in mir vereinigt findt,
Die andern Menschen sind alle blind.

Autor.

Das ist doch aber zum Erstaunen.

Alter Mann.

Es haben mir viele nicht glauben wollen,
Sogar meine besten Freunde raunen
Sich einer dem andern in die Ohren,
Daß mir davon die Ohren grollen,
Ich gehörte eigentlich selbst zu den Thoren:
Doch ist davon keine Silbe wahr,
Wie sie wohl selber denken können,
Man will mir meinen Ruhm nicht gönnen,
Doch krümmt mir alles das kein Haar.
Noch einmal von der Welt zu sprechen,
So thut's der Welt itzt selbst an Welt gebrechen,
Es ist gar eine grobe Zeit,
Wo man mißhandelt die schönsten Leut,
Ja Mißhandel ist der ganze Handel,
Unwandel aller Handel und Wandel,
Die guten Köpfe sterben ab,
Und Schelme tanzen auf ihrem Grab,
Kurzum, wenn ich, mein Lieber, nicht wäre,
So entstände eine gewaltige Leere.

Autor.

Mir ist noch nie ein Mann vorgekommen,
Der so wenig ein Blatt vor den Mund genommen.

Alter Mann.

Es geschieht auch in der That nur selten,
Daß einer so in sich vereint alle Welten.

Ich hab's verkündigt und immer verkündigt,
Doch haben sich alle so schwer versündigt,
Daß keiner mir glaubt, noch nach mir hört,
So sehr mein Mund sie auch belehrt,
Will keiner an meine Bildung glauben,
Meinen, mir hingen zu hoch die Trauben;
So schwimm ich denn in Wassersnoth
Und droht mir stets der nahe Tod;
Will ich nur etwas oben bleiben,
Muß ich in jeder Messe schreiben,
Doch hilft mir nichts, daß ich vermessen,
Denn leider werd' ich mit jeder Messen
Im Reich nur mehr und mehr vergessen.

Autor.

Wenn Sie nun sterben, wie wird's da stehn?

Alter Mann.

Sonder Zweifel muß die Welt dann untergehn,
Gesprochen ganz aufrichtig und ehrlich
Kann ich die Sache darthun klärlich,
Dann widersetzt sich keiner der bösen Sache,
Und so kommt denn des Himmels Rache,
Verschlingt die Erde mit Mann und Maus,
Und dann ist alles zusammen aus.

Autor.

Freilich ist jetzt keiner ihrer Meinung,
Drum kommt sie so besonders heraus,
Es fehlt den Leuten jetzt an Vereinung.

Alter Mann.

Das ist der Punkt, mein werther Herr,
Darum ist was Gutes zu leisten so schwer,

Darum ist Kritik zurückgegangen,
Darum verstummen, die ehemals sangen.
Ja vormals waren andre Zeiten,
Da wollte die Sache mehr bedeuten,
Da ward sie geführt von andern Leuten,
Da galten noch die großen Männer,
Da gab es mich und andre Kenner,
Seitdem hat alles sich verkehrt,
Ist die Kunst keinen Schuß Pulver mehr werth.
O könnte nur Lessing wiederkehren,
Der zeigte den Leuten, wie dumm sie wären,
Und sie mich recht müßten verehren.

Lessing durch das Dach in einer Wolke.

Autor.

O weh! das Haus bricht in einander,
So muß ich's lassen repariren.

Alter Mann.

O Lessing, großer Held, was kann Dich rühren,
Von jenseit zu uns herüber zu wandern?

Autor.

Bewirth' ich einen so großen Herrn,
So trag' ich auch die Kosten gern.

Lessing.

Ich komme durch die Wolken nieder,
Weil Ihr mir gar zu sehr zuwider,
Verschont doch meinen guten Namen,
Nie war ich eine Krücke für die Lahmen,
Nie nicht ein Esel für die Zahmen.

Alter Mann.

Bewahre! als wenn wir das nur glaubten,
Contrår, wir wollen deine Ehre behaupten.

Lessing.

Zum behaupten gehört noch stets ein Haupt,
Ihr aber, die ihr weder zweifelt noch glaubt,
Nicht selber denkt und andre nicht versteht,
Daß ihr so schåndlich mit meinem Namen umgeht,
Das erregt mir noch oben meinen Zorn,
Ist mir in der besten Seligkeit ein Dorn.
Die ihr nicht kriegen könnt, haltet Friede,
In der Dummheit Namen, seid ihr's noch nicht müde,
Das alte Spiegelfechten fortzuführen,
Bei jedem Quark meinen Namen zu zitiren?
Ihr behauptet kein noch so dummes Ding,
Keine Albernheit, sei sie noch so gering,
So wird die Schwerfälligkeit selber flink
Und schreit: grade so meint es Lessing!
Ihr Unmeiner, nein, ihr seid nicht die Meinen,
Nun ich todt bin, denkt ihr, ihr könnt es mir bieten,
Ich kann nicht mehr bejahn, nicht verneinen;
Nun soll ich als eure Fahne erscheinen,
Euer Feldgeschrei im pöbelhaften Wüthen,
Und opfert mich auf, ihr barbarischen Scythen!
Wodurch verdiente denn mein großer Sinn,
Daß ich der Dummheit Heilger bin?
War dies von meinem ganzen Leben,
Von meinem kühnen mißverstandnen Streben,
Von meinem hohen Eifer der Beschluß,
Daß ich euch, Korporalen, zum Profose dienen muß?
Ihr, die ihr nie das kleinste gefühlt,

Wohin ich mit meinen Pfeilen gezielt,
Die ihr nicht ahnden konntet, nicht fassen,
Wie ich eures gleichen mußte hassen,
Wie ich immer, wo nach ihr mit allen Sinnen trachtet,
Herzinnig und tiefsinnig habe verachtet:
Nun sagt, was habt ihr denn mit eurem Geschrei?
So redet dreist heraus und frei!

Alter Mann.

Ach lieber Himmel, ich bin verlegen,
Was kann dich nur so zum Zorn bewegen?
Auf Erden hab' ich dich nie so schlimm gesehn;
Kömmst scheltend aus der Seligkeit? das ist nicht schön!

Lessing.

Im Himmel lernt man erst das rechte Zürnen,
Weil es ist der Liebe erste That,
Hier unten, bezwungen von allen Gestirneu,
Wird oft der himmlische Zorn bald matt,
Das Irdische hält uns in seinen Schranken,
Ertödtet zu oft die Göttergedanken.

Alter Mann.

Ach wie denn, Freund? ich dachte nur Frieden
Sei uns dort oben auf immer beschieden.

Lessing.

Ja Frieden, den ihr nimmermehr kennt:
In wem kein unsterbliches Feuer brennt,
Wer hier nicht schon steigt zur Liebe hinan,
Wird dort in Krieg, in ewgen Bann gethan.

Alter Mann.

So wäre auch nicht die Vergebung aller Sünden
Da oben im Himmelreich zu finden?

Lessing.

Ja aller, außer wie die Schrift verheißt,
Der Sünde gegen den heilgen Geist,
Die ihr ohne Ruh und Rast begeht,
In der euer ganzes Wirken steht,
Ja Gott verfolgt ihr und seine Gerechte,
Und seid des Satans leibeigene Knechte.

Alter Mann.

Wir glauben eben an beide nicht
Und halten das für das wahre Licht,
Das andre ist Finsterniß, die uns sonst deckte,
Und meinten, du wärst von unsrer Sekte.

Lessing.

Wohl eurem falschmünzenden Stempel
Dient jedes Götterbild nur zum Gepräge,
Der Irrlehre nur zum neuen Exempel,
Jedweder Weg wird euch zum Irrwege;
Ja wohl brachte euch zu Tage nur,
Ein Tagelöhner der Natur,
Nicht Menschen, Christen oder Heiden,
Müßt ihr verzweifeln an allen Freuden,
Stumm bleibt's in euch, wird nimmer wach,
Ihr ahmt zu schlecht die Menschheit nach.

Alter Mann.

Ich bitte dich, verfolg uns doch nicht,
Es hat dich keiner so sehr gepriesen,
Den Leuten so umständlich die Schönheit bewiesen,
Die Trefflichkeit deiner dramatschen Gedicht.

Lessing.

Das ist es, was ihr von mir wißt,

Alles andre ist euch verborgen blieben.
Ich hatte immer ein heimlich Gelüst
Die Schöne der Poesie zu lieben,
Doch wollte sie mir ihren Genuß nicht gönnen,
Drum durft' ich die Holde niemals erkennen.
Ich war eines Predigers Stimm' in der Wüst,
Doch kehrte sich keiner an mein Ermahnen,
Ging jeder fort auf seinen Bahnen,
Ich wollte, wie vieles, die Poesie verkünden,
Ich wußte, sie mußte sich bald entzünden,
Drum tauft' ich mit Wasser und mit Verstand
Einige Wesen, Schauspiele genannt.
Nach mir ist ein anderer größrer erschienen,
Bestimmt als Priester den Musen zu dienen,
Der hat getauft mit Feuer und Geist,
Wie all sein Wirken und Dichten beweist,
Er wandelt unter euch in Göttlichkeit,
Doch wer erkennt sein strahlend Ehrenkleid?
Verstockten Herzens bleibt ihr stets in blöden Sinnen,
Könnt weder Heil noch Trost, Verstand noch Vernunft gewinnen,
So bleibt denn dumm, fahrt fort in eurem Zeitvertreibe,
Doch bleibt honetten Leuten, absonderlich aber mir vom Leibe!

Die Wolke erhebt sich wieder und verschwindet mit ihm.

Autor.

Der Tausend! das ist ein gewaltiger
Und überaus gestrenger Herr!

Alter Mann.

Es ist nicht sein Ernst, er liebt das Uebertriebne,
Das beweist so manches von ihm Geschriebne.

Er war ein ganz vorzüglicher Mann,
Doch wandelte ihn schon oft im Leben die Grobheit an,
Daß er seine besten Freunde nicht wollte erkennen
Und ihnen nicht auch die gehörige Größe gönnen;
Da hatten wir manches auszubaden,
Doch kamen wir immer wieder zu Gnaden. —
Es ärgert mich nur, daß er mich hier blamirt,
Und leicht den jungen Mann irre führt.
Hören Sie, mein Freund, glauben Sie ihm kein Wort,
Ich meine er war auch nicht mal hier,
Denn er ging plötzlich wieder fort,
Und die Decke ist ganz eben und schier,
Da müßte sich doch eine Oeffnung zeigen,
Drum mein' ich, es war nur Lug und Trug,
Wollen gütigst den ganzen Vorfall verschweigen,
Ich habe schon sonst der Geister genug
Gesehn in meinem verblendeten Sinn,
Wohlverstanden, wenn ich nicht bei mir selber bin,
Denn sonst in meinen gesunden Tagen
Dürfte weder Geist noch Geistesgleichen es wagen,
Mir nahe zu kommen in mein Revier,
Ich wies' ihm augenblicks die Thür. Geht ab.

Autor.

Es scheint heut ein kurioser Tag,
An dem ich noch manches erleben mag,
Es ist als wär' die Zeit in Gährung
Und trachtete nach einer seltsamen Gebärung.

Der Bediente kommt herein.

Bediente.

Mein Herr, es ist ein Fremder draus,
Der sagt, er spräche sie gar zu gern.

Autor.

So sag' ihm nur, ich sei nicht zu Haus,
Es giebt sonst wieder neuen Lärm. Bed. ab.
Ja wohl mag der ein Fremder sein,
Von mir und allem, was ich denke.
Da laufen sie in die Häuser herein
Und geben sich einen vornehmen Schein,
Thun noch als brächten sie einem Geschenke,
Daß man die Zeit mit ihnen verliert,
Daß sich auf sechserlei Art ennuyirt.

Bedienter kommt wieder.

Bedienter.

Der Herr sagt, er ginge nimmermehr,
Er sei ein zu großer Bewunderer,
Um eine Entschuldigung anzunehmen,
Sie müßten sich dazu bequemen
Ihn in Guten oder Bösen zu sich zu bitten,
Er ist auf einge Meilen umgeritten.

Autor.

Was ist es denn für eine Art von Mensch?

Bedienter.

Er scheint ein wenig wetterwendsch,
Hat feines Tuch zu seinem Kleide,
Er thut gewiß keinem Menschen was zu Leide.

Autor.

So sag' ihm nur, er wär gebeten,
Gütigst zu mir herein zu treten.

Bediente ab, der Bewunderer tritt herein.

Bewunderer.

Ach mein werther Herr, ich bin darin so eigen,

Daß ich ein wenig neugierig bin,
Von Jugend auf stand darauf mein Sinn,
Schon als Knabe lief ich zu manchem Spektakel hin,
Wo sich nur irgend was mochte zeigen.
Bitte ergebenst, sie wollen mir nicht verschweigen,
Ob ich Sie in ihren Arbeiten störe,
Denn sonst hab' ich sogleich die Ehre,
Mich wieder gehorsamst zu empfehlen,
Drum sein Sie so gut es nicht zu verhehlen.

Autor.

Man muß sich um die Zeit nicht quälen,
So lange man lebt, kann sie uns nicht fehlen,
Und dann kommt vollends die Ewigkeit,
So hat man dann noch mehre Zeit.

Bewunderer.

Ich freue mich also, daß ich Sie kennen lerne,
Ich hätte sie längst gekannt gar gerne,
Sie glauben nicht, wie ich mich an Ihren Schriften ergötzt,
Wie sie mich in meine Jugend zurückversetzt.

Autor.

Sie haben sie also übersetzt;
Doch sind Sie auch jetzo noch nicht alt.

Bewunderer.

Ach nein, ich meine aber nur der Sternbald,
Ich schriebe dergleichen gar zu gerne,
Auch solche freie gereimte Lieder,
Sie tönen in meiner Seele wieder,
Vielleicht gelingt's, daß ich auch Ferne
Einmal zusammenreime mit Sterne.

Autor.

Sie scheinen die Sache schon inne zu haben,
So kann es Ihnen nicht werden schwer.

Bewunderer.

Doch bleiben meine Gedichte so leer,
Mir ist's, als fehlen mir die Gaben.

Autor.

Es findet sich alles, wenn man sich übt
Und nur das Gute recht innig liebt.

Bewunderer.

Auch fühl ich wohl, daß ich durch meine Talente
Mit der Zeit was Großes leisten könnte,
Nur macht mir das die meisten Sorgen,
Daß es nicht geschieht heut' oder morgen.

Autor.

Ja freilich ist es besser gethan,
Man wird alsbald ein großer Mann,
Die Geduld ist nicht allen gegeben,
So lange in der Mitte zu schweben.

Bewunderer.

Man muß nur jeden Vorsatz zur Religion machen,
So kann man über die ganze Welt lachen,
Und das Lachen muß wieder Religion werden,
Dazu die Natur, die wir haben auf Erden,
Und dies mit göttlicher Liebe verbunden,
Einge Blumen noch hineingewunden,
Und alles in Poesie verschmolzen,
Macht einen schon ziemlich zu einem Stolzen.

Autor.

Mein werther Herr, ich versteh' Sie nicht.

Bewunderer.

Haben Sie das Verstehn nie bis zur Religion getrieben?
Ich dächte denn doch das sei das wahre Blumen-Lieben.
Die Natur ist immer natürlich,
So bin ich auch gleichsam figürlich,
Ach Gott! die Rose ist ein schönes Kind,
Mich entzückt zugleich die edle Lucind'.

Autor.

Sie scheinen sie nicht verstanden zu haben.

Bewunderer.

Ich habe so meine Art, mich dran zu laben,
Denn jedweder Mensch hat seine Gaben,
Ich verachte Gottlob! die Sittlichkeit.

Autor.

Doch hätten Sie dazu noch künftig Zeit,
Man fängt doch erst gelinde an.

Bewunderer.

Der erste, der's denkt, mag's also treiben,
Doch ich, der ich die Sachen lesen kann,
Muß nicht beim Anfang stehen bleiben,
Ich mache mir alles zur Religion,
Und sitze drin wie auf einem gepolsterten Thron.

Autor.

Doch wenn nun alle auf die Erfindung geriethen?

Bewunderer.

Das wäre freilich ein übler Umstand,
So hätte man gar nichts Eignes mehr.

Autor.

Das müßte Ihnen dann ein andrer vergüten,

Vielleicht verbreitet sich dann im Land
Schon wieder eine neue Lehre,
Sie können sich immer zur neusten bekennen,
Die Religion alsdann den andern gönnen.

Bewunderer.

Ich habe mir das so schön angewöhnt
Und finde, daß es ganz lieblich tönt,
Auch sind noch alle dagegen in Empörung
Und wie in allgemeiner Verschwörung,
So daß sie in selbstesten innersten Gemüthen
Im herzesten Herzen dagegen wüthen,
Da giebt es also noch keine Bekehrung.

Autor.

Das sagen Sie nicht, es findet wohl Beifall,
So hört man die Dinge dann überall.
Sie drücken sich aber kuriose aus.

Bewunderer.

Es muß immer aus dem innersten Gemüth heraus,
Und oft will es nicht weichen und wanken,
Oft fehlen wohl selber die Gedanken,
Da muß man die Sprache recht bei der Wurzel kriegen,
Aus dem Innersten sprechen, es mag brechen oder biegen.
So ist es mir schon oft gelungen
Zu gerathen auf treffliche Vorstellungen.

Autor.

Es ist gewiß, die Welt thut jetzt große Schritte,
Sie hat die rechten Sieben-Meilen-Stiefeln angezogen,
Meint man, man ist in der Bildung Mitte,
So ist man gewöhnlich sehr betrogen,

Sie rennt voraus und immer voraus,
Man wird verdrüßlich und geht nach Haus.

Bewunderer.

Somit wäre alsdann die Bildung aus,
Doch hoff' ich, Sie schreiben für uns noch fleißig.
Ich muß gestehn, ich ahme Sie nach,
Habe auch hier bei mir mitgebracht
Etliche artliche Lieder, an die hundert und dreißig.

Autor.

Ich bitte, daß Sie mich entschuldigen mögen,
Sie anzuhören geht über mein Vermögen.

Bewunderer.

Nur eins und das andre, Sie werden sich wundern,
Denn meine Poesie ist ein wahres Kunterbuntern,
Sie haben mich außerdem begeistert,
Drum wär' ich gern von Ihnen gemeistert.

Er liest.

Stille, stille,
Wie die Welle,
In den Seen
Blumen stehen,
An dem Rande,
Sanfte Bande,
Und es flimmern
In den Schimmern,
Süße Töne,
Ach wie Schöne!
Komm und kröne
Mein Verlangen,
Denn dein Bangen
Ist so ferne

Wie die Sterne,
Liebesblicke,
All mein Glücke,
Binden Flammen,
Sich zusammen,
Daß sie schwammen,
Ach die schöne Zeit,
Weit! weit!

Autor.

Ich muß Sie bitten, hier inne zu halten,
Mir schwindelt vor den vielen Gestalten,
Die sich so ungenirt entfalten.

Bewunderer.

Nicht wahr, es geht recht kraus durch einander?
Man sieht gleichsam nur lauter Lichter wandern.

Autor.

Ein ungemein zarter Genius drinne haust,
Es paßt zusammen, wie auf's Auge die Faust,
Da springen einem auch die Funken und Lichter
Um so dichtrischer, als man darauf schlägt dichter,
Daß einem Hören und Sehen vergeht
Und man sich doch vor purem Sehn nicht kann lassen: —
Daß nichts in seinem Zusammenhange steht,
Das ist die Kunst es zusammen zu fassen.

Bewunderer.

Ganz recht, das ist's eben, was ich von Ihnen lerne,
Doch eh ich mich noch ergebenst entferne,
Will ich noch zur zweiten Lektüre schreiten
Und Sie dadurch zur dritten vorbereiten.

Er liest.

Wanke, wanke,
Mein Gedanke,
Tönt die Flöte,
Morgenröthe?
Nein verschwunden
Sind die Stunden!
Wiederkehren
Soll mir gewähren,
Was ich verloren
Eh' ich geboren.

Autor.

Ich bitte Sie, ich sinke um,
Mir wird im Kopfe gar zu dumm.

Bewunderer.

Sie treiben wohl ihr Zuhören bis zur Religion?

Autor.

Ach nein, ich fühle mich krank und matt,
Mir ist, als müßt' ich sterben schon,
Des Lebens bin ich völlig satt.

Bewunderer.

Ei! ei! das wäre ein großer Verlust!
So haben Sie's wohl auf der Brust?

Autor.

Nein, nein, ich sterbe an meinen Liedern,
Sie fangen mir an, so zu zuwidern,
Sie sind mir eine so ekle Speis'
Daß ich mich nicht zu lassen weiß.

Bewunderer.

Treiben Sie Ihren Ekel bis zur Religion?

Erlauben Sie mir jetzt einen andern Ton,
Jetzt will ich Ihnen lesen, was im Spaßen
In ihrer Manier ich habe gethan.

Autor.

Ach nein, ich bin ein verlorner Mann,
Ich weiß durchaus mich nicht zu fassen,
Ich muß Sie bitten, mich zu verlassen.

Bewunderer.

Nun nun, ich komme wohl morgen wieder
Und lese Ihnen noch einige Lieder.

Früh, früh,
Ei sieh,
Durch den Wald,
Laut erschallt
Vöglein-Stimmen,
Die verschwimmen
Wie ein Flimmen
Durch Gesträuche
Und die Eiche
Sieht darein,
Als müßt' es so sein.

Doch jetzt muß ich gehn, denn wenn ich bleibe
Ich das Abschiednehmen bis zur Religion treibe.

Verbeugt sich und geht ab.

Autor.

Ist das der Lohn von allem Bemühen,
Von allen Fackeln, die wir glauben zu zünden,
Daß wir dergleichen Blüthen erziehen?
Wie muß da alle Hoffnung schwinden!
Wenn man das Rechte will ergründen,
Und möchte dringen bis zum innern Kern,

Hingäbe der Gottheit sein Leben gern,
Die verlornen Geister mit schönem Bestreben,
Die erstorbne Welt sucht zu beleben,
So streut man nur Worte in den Wind,
Die nachher zum Mißbrauch gut genug sind.
O edler Freund, was strebtest du Lucinden,
Die Gluth dem Volke zu verkünden?
Sie laufen hinzu, und keiner dich kennt,
Und es hilft kein Rufen: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt!"
Alle Mühe, alles ernste Ringen,
Glauben sie besser zu entbehren,
Sie meinen, es müsse im Schlaf gelingen,
Und stellen sich, als ob sie Titanen wären,
Und wissen, daß selbst Backen und Brauen
Sich nicht läßt mit dem Genie pur zwingen.

Ein Weltmann tritt herein.

Weltmann.

Ich komme zu Ihnen mit Freundes-Vertrauen,
Man hat mir gesagt, daß Sie mancherlei dichten,
Wodurch Sie wollen die Welt bekehren,
Da muß man sich nach den Umständen richten,
Selbst lernen, will man andre belehren,
Sie führen aber scheint's, ein eremitisch Leben,
Und sind wohl gar dem Spekuliren ergeben.

Autor.

Ich will nichts, und mag mir nichts vornehmen,
Es dient doch nur, es zu verfehlen,
Man muß nur sich und andre quälen,
Was hilft es, wilde Steine zähmen,

Die Zeit des Orpheus ist verflossen,
Man hält dergleichen jetzt für Possen.

Weltmann.

Und auch mit Recht, mein werther Freund,
Sie kennen die Welt nicht, wie es scheint,
Sie wollen mit Geisseln drunter schlagen,
Mit Posaunen wie zum jüngsten Tage blasen,
Doch muß man alles still gewähren lassen,
Und kommt die Zeit, wird man den Sieg von dannen tragen.

Autor.

Ich möchte mich lieber gleich in die Nichtigkeit ergeben,
Denn ganz verdrüßlich fällt mir doch mein Leben.

Weltmann.

Ei warum das! das thut nicht noth,
Zeitig genug kommt immer noch der Tod,
Auch muß man schaffen und wirken und thätig sein,
Denn dergleichen wird immer räthlich sein,
Nur nicht sich in sich zurücke ziehn,
Das ist die schädlichste Medizin.

Autor.

Ich verzweifle an allem, keiner versteht mich,
Unbefangen in der Poesie keiner ergeht sich,
Mir wird am Ende vor allen Worten bange,
Jeder Schritt wird mir sauer auf meinem Gange.

Weltmann.

Das macht, weil Sie die Welt nicht studiren.
Sich nicht auf gehörige Vielseitigkeit appliziren,
Denn wenn Sie sich selber so eng borniren,
Das muß sie nothwendig irre führen.

Autor.

Die Irre! das ist das rechte Wort!
Wo ist denn nicht zu irren ein Ort?

Weltmann.

Nun, zum Beispiel, wenn man sich das Ganze vorhält,
Und, wie schon gesagt, beobachtet die Welt,
Sich sucht von allen Seiten
In allen Kenntnissen und Gedanken zu verbreiten,
In Politik, Statistik, neuer Geschichte,
Das sind die großen gewaltgen Gewichte,
Die die Uhr der Welt in Bewegung setzen,
Die Schleifsteine, die die Ingenia wetzen.

Autor.

Wenn ich die alte Welt mit der neuen messe,
So hat die neue für mich kein Interesse.

Weltmann.

Das ist es, wo Sie wieder irren,
Das macht, weil sie das Interesse verwirren,
Sie wollen kein reines Interesse haben,
Sich immer an einem poetischen laben,
Doch dauert das unmöglich auf die Länge,
Man kömmt dabei gewaltig in die Enge.

Autor.

Ach leider! bin ich schon in dem Gedränge,
Und sehe kein Mittel heraus zu kommen,
Denn mir ist aller Muth genommen.

Weltmann.

Ei, mein Werther, das muß sich alles fügen,
Ihr richtiger Verstand wird gewiß am Ende siegen,
Man muß sich nur in die Zeiten schicken,

So kann es nicht anders, es muß uns glücken,
Einmal stolziren, und dreimal sich bücken,
Das glauben Sie mir, so wie nun die Welt ist,
Ist jetzt zumal das rechte Verhältniß.
Von allem, was da ist, ein wenig erhaschen,
Und damit anfüllen seine Taschen,
Und mit jedem, den man vorüber wandelt,
Ein bischen mit der vielen Kenntniß gehandelt,
Zur rechten Zeit Allmosen spendirt,
Und sich bescheiden dazu verneigt,
Als sollt' es keiner sehn, doch daß man es zeigt,
Dann wieder mit allen Vieren handthiert,
Gestoßen in Hoboen und Posaunen,
Daß rings umher die Leute erstaunen.
Doch niemals ohne Absicht gelobt,
Noch weniger drein mit Knütteln geschlagen,
Denn wer die gute Sache zu stürmen strebt,
Der kommt zu kurz in unsern Tagen.
Darum bezähmen Sie ihren Unwillen,
Oder schaffen Sie ihn lieber gänzlich fort,
Und glauben Sie mir nur auf mein Wort,
Schon dadurch wird sich manches erfüllen.
Nur frisch gelobt, so lobt man wieder,
Vereingen sich zum Band die Glieder.
Und hat man gar den Ruf von bescheiden,
So loben sie einen mit tausend Freuden,
Denkt jeder: hält dich der Mann doch für klüger,
Am Ende bleibst du immer sein Besieger.
Hat man nun lange genug geschont,
So sieht man, wie man oben thront,
Von allen Seiten Feuerwerke brennen,
Und jung und alt dann unsern Namen nennen;

Autor.

Die Irre! das ist das rechte Wort!
Wo ist denn nicht zu irren ein Ort?

Weltmann.

Nun, zum Beispiel, wenn man sich das Ganze vorhält,
Und, wie schon gesagt, beobachtet die Welt,
Sich sucht von allen Seiten
In allen Kenntnissen und Gedanken zu verbreiten,
In Politik, Statistik, neuer Geschichte,
Das sind die großen gewaltgen Gewichte,
Die die Uhr der Welt in Bewegung setzen,
Die Schleifsteine, die die Ingenia wetzen.

Autor.

Wenn ich die alte Welt mit der neuen messe,
So hat die neue für mich kein Interesse.

Weltmann.

Das ist es, wo Sie wieder irren,
Das macht, weil sie das Interesse verwirren,
Sie wollen kein reines Interesse haben,
Sich immer an einem poetischen laben,
Doch dauert das unmöglich auf die Länge,
Man kömmt dabei gewaltig in die Enge.

Autor.

Ach leider! bin ich schon in dem Gedränge,
Und sehe kein Mittel heraus zu kommen,
Denn mir ist aller Muth genommen.

Weltmann.

Ei, mein Werther, das muß sich alles fügen,
Ihr richtiger Verstand wird gewiß am Ende siegen,
Man muß sich nur in die Zeiten schicken,

So kann es nicht anders, es muß uns glücken,
Einmal stolziren, und dreimal sich bücken,
Das glauben Sie mir, so wie nun die Welt ist,
Ist jetzt zumal das rechte Verhältniß.
Von allem, was da ist, ein wenig erhaschen,
Und damit anfüllen seine Taschen,
Und mit jedem, den man vorüber wandelt,
Ein bischen mit der vielen Kenntniß gehandelt,
Zur rechten Zeit Allmosen spendirt,
Und sich bescheiden dazu verneigt,
Als sollt' es keiner sehn, doch daß man es zeigt,
Dann wieder mit allen Vieren handthiert,
Gestoßen in Hoboen und Posaunen,
Daß rings umher die Leute erstaunen.
Doch niemals ohne Absicht gelobt,
Noch weniger drein mit Knätteln geschlagen,
Denn wer die gute Sache zu stürmen strebt,
Der kommt zu kurz in unsern Tagen.
Darum bezähmen Sie ihren Unwillen,
Oder schaffen Sie ihn lieber gänzlich fort,
Und glauben Sie mir nur auf mein Wort,
Schon dadurch wird sich manches erfüllen.
Nur frisch gelobt, so lobt man wieder,
Vereingen sich zum Band die Glieder.
Und hat man gar den Ruf von bescheiden,
So loben sie einen mit tausend Freuden,
Denkt jeder: hält dich der Mann doch für klüger,
Am Ende bleibst du immer sein Besieger.
Hat man nun lange genug geschont,
So sieht man, wie man oben thront,
Von allen Seiten Feuerwerke brennen,
Und jung und alt dann unsern Namen nennen;

So ist die Welt, doch sind Sie grob,
Empört das Grobzeug sich darob,
Und wenn Sie vollends dabei satirisch,
Wird all das Mengelmus aufrührisch,
Und schreien: wir wollen ihn sämmtlich nicht lesen,
So ist seine Macht auf Erden gewesen.
Ich bitte, Sie glauben, daß ich nicht scherze,
Und nehmen sich meinen Rath zu Herzen,
Nur hübsch der Vielseitigkeit sich beflissen,
Müssen scheinen so ziemlich um alles zu wissen,
Dazu die liebe Humanität,
Die jetzt in allen Kalendern steht,
So kann es Ihnen bei meiner Seelen
In unsrer Welt gar niemals fehlen.

Geht ab.

Autor.

So will man mir denn alles rauben?
Soll ich an eine Welt noch glauben?
Wohl gar noch an die Psychologie
Und an ein nachahmendes Genie?
Mir fällt mein ganzes Bewußtsein um,
Steht auf den Kopf und macht mich dumm,
Da treten die Leute nur flugs herein,
Und schreien mir zu: so sollst du sein!
Ich weiß mich nicht zu rühren und zu regen,
Ja wohl ist mir die Welt zu überlegen,
Ich kann an vielem nehmen kein Theil,
Tausend Dinge machen mir Langeweil,
Ich bin so unbeholfen und ungelenkisch,
Einseitig sehr, noch mehr altfränkisch. —
— Was kommt herauf die Treppe schollern,
Mit schwerem Tritt herauf sich kollern?

Warlich, der tritt nicht sänftlich nieder,
Es klingen alle Fenster wieder,
Es scheint, er trägt Stiefeln mit Eisen beschlagen,
Wenn der in meine Thür eintritt,
So sprengt von ihm ein einzger Tritt
Die Wände wie die Pfosten ein;
Was wird der Wirth zu meinen Visiten sagen?
Da klopft das Ungethüm. — Herein!

Der Altfrank tritt herein.

Der Altfrank.

Einen guten Tag, mein junges Kerlein.

Autor.

Du lieber Gott, wer mag der Herr sein?
Mit diesem langen weißen Bart,
Mit dieser Mütz, seltsamer Art,
So wunderlich mit Schellen behängt,
Daß jede Bewegung wiederklingt,
Mit diesem langen tüchtgen Knüttel,
Den Dolch in seinem breiten Gürtel?

Der Altfrank.

Kennst mich wohl nicht, du kleiner Wicht?

Autor.

Zeitlebens sah ich kein solches Gesicht.

Der Altfrank.

Das weiß ich Dir gar wenig Dank,
So höre denn, ich bin, Gottlob, der Altfrank,
Der alte Franke, den sie nicht lassen ruhn,
Sondern wenn sie einmal was Gutes thun,
Sehn ihren Nächsten in tiefen Nöthen,

Zu Gott dem Herrn inbrünstig beten,
Wenn Kinder ihre Eltern lieben,
Die Söhne gehorchen, die Töchter in Tugend sich üben,
So schreit das Volk, mit bösem Maule zänkisch:
Ei seht doch Leute, wie sind sie da altfränkisch!
Doch wer nach Huren fleißig geht,
Den Freund verläumdend auf dem Markte steht,
Gott's Wort nicht acht't, die Kirchen verhöhnt,
Am liebsten begeht, was am schwersten verpönt,
Geizt, wuchert, das Geld zusammenscharrt,
Der ist ein Kerl neumodischer Art,
Und endlich verzweifelnd stirbt im Tode,
Der ist ein artiger Mann nach der Mode.

Autor.

Wie bist du nur darauf gefallen
Mir deinen Besuch zu gönnen vor allen?

Der Altfrank.

Weil du mir immer warst gewogen,
Warst mir, ohne mich zu kennen, ergeben,
Magst gern das alte deutsche Leben,
Das hat mich nun zu dir gezogen.
Du bist nicht für das Moderne und Neue,
Du liebst in der Natur das Weite und Freie,
In aller Poesie das Volle und Tücht'ge,
In allem Scherz das Wilde und Flücht'ge.
Du hassest, was nicht redlich gemeint,
Du verehrst, was gesund und brav dir scheint,
Da hört' ich dich nun aus der Ferne fluchen,
Das bewog mich denn dich zu besuchen.

Autor.

Du erzeigst mir warlich sehr viel Ehre,

Wenn ich nur aufgelegter wäre,
So steht es um meine Laune mißlich,
Ich bin verstimmt und fast verdrüßlich.

Der Altfrank.

Ach was, verstimmt! das ist dummes Gezeug,
Willst du nicht besser reden, so schweig!
Treibt über all's in der Welt ein Räsonniren
Und kann seine eigne Laune nicht regieren?
Wer heißt dich doch von Laune sein?
Das soll auch so was Neumodsches sein.
Steht dir der Magen schief, auf frisch
Setz dich an einen vollen Tisch,
Ziehn dir die Leut ein schiefes Maul,
So sei zum Fratzenziehn auch nicht faul,
Will hündisch Volk dich wild anschrein
So denk: da schlag' das Donnerwetter drein!

Autor.

So was zu denken ist aber unschicklich.

Der Altfrank.

So was dachten und sagten wir augenblicklich
Wann uns was Dumms in die Quere kam
Und sich zu viel heraußer nahm.

Autor.

Dafür sind wir auch besser erzogen.

Der Altfrank.

Halt's Maul, denn das ist doch erlogen.

Autor.

Ihr seid ein rauher, barscher Mann,
Ich bitte ergebenst, fahrt mich nicht so an.

Ihr habt gar keinen geselligen Ton
Und seid der Grobheit zu sehr gewohnt,
Man kann doch friedlich und freundlich sein,
Und braucht nicht wie ein Bär zu schrein.

Der Altfrank.

So ist nun meine Art zu sprechen,
Ich thu die Zähne weit auseinander brechen,
Geh du mit deiner schwernoths Redensart,
Holunken nur die murmeln in den Bart.

Autor.

Treten Sie nur nicht meiner Ehre zu nah,
Sonst muß ich Sie bitten, sich zu entfernen,
Ich möchte nicht gerne mit Ihnen lärmen,
Weil ich Sie heut zum erstenmal sah,
Drum gehn Sie lieber fort im Stillen,
Hab' außerdem schon meine Grillen.

Der Altfrank.

Die werden aus deiner Narrheit quillen.
So halt' doch, Kerl, die Nase in die Höh!
Wann sah man einen Deutschen je
Also die Schuh besehn und granzen,
Auf so erbärmliche Weis' gramanzen?
Hast ehrlichs Blut und bist kein Schuft,
Schau dreist hinein in die freie Luft,
Thu' mit Beinen strampfen, mit Händen handthieren
Und steh nicht als gingst gewöhnlich auf Vieren,
Als wär dein Aufrechtwandeln Ausnahme nur
Und gegen deine hündische Natur.
Die Sonn' schaut auf dich, so schau sie auch an,
Die Sterne betracht, so hast du wohl gethan,
Erwäge in deinem herzhaften Gemüthe,

Wie du und alles nur mancherlei Blüthe,
Und alles in einem großen Stamme steht
Zurück in Gottes Kräfte geht.
Doch bist du allzusehr verdrossen
Und steckst voll dummer irdscher Possen,
So steck die Nas' in ein gutes Buch,
So wirst du wieder gesund und klug,
Da schau von unserm deutschen Mann
Das Gedicht vom Faust mal wieder an,
Da liegt für dich noch manch Verständniß,
Wovon viel Hundert nicht haben Kenntniß:
Und willst mal recht in die Tiefe schauen
In allen Sinnen dich erbauen,
Den Wein des Lebens schlürfen ein,
So recht im Frühling heimisch sein,
Wo aus allen Blüthen Nachtigallen
Und tausendfach Gesänge schallen,
Unendlichfach die Geister quallen,
So hab dir ja ein Buch erschlossen,
Wo schon manch Himmelsstunde hast genossen,
So gab ich dir noch außer Göthe,
Auroram, jene Morgenröthe,
Von dem Propheten, den sie schelten,
Dem aufgeschlossen alle Welten,
Des heilger unentweihter Mund
Der Gottheit Tiefe hat verkundt,
Den großen deutschen Jakob Böhme,
Daß er von dir die Schwermuth nähme,
Jedwedes Wort in ihm dir lacht,
Und all umzogen mit Glanz und Pracht,
Er hat durchaus sich gesponnen ein
In eitel Glori und Heiligenschein. —

Nun sprich, was fehlt in der Welt dir noch,
Daß du mürmelst und brümmelst verdrossen doch?

Autor.

Das alles will nicht recht erklecken,
Es fehlt mir noch an hundert Ecken,
Ich bin ungeschickt und ungewandt,
Interessire mich nicht für Welt und Land,
Bin immer auf meine Vorsätze erpicht
Und habe kein recht Welt-Interesse nicht,
Drum kann ich auch in meinem Leben
Nie so recht Red' und Antwort geben,
Von vielen guten Wissenschaften
Will nichts in meinem Gemüthe haften,
Und kurz, ich bin mit meiner Seele
Auf so gar wenig eingeschränkt,
Worauf sie ewig sinnt und denkt:
Das ist es, worüber ich mich quäle.

Der Altfrank.

Ei was! das ist eine schlechte Art
In alles seine Nase zu stoßen,
Bei sich zu führen eine Taschen-Allgegenwart,
Und doch vom Kleinen wie von dem Großen,
Das Rechte nicht zu wissen und zu erkennen,
Und pur die Dinge mit Namen zu nennen.
Auch will es sich nicht schicken und fügen,
Das Universum in den Kopf zu kriegen,
Bleibt doch jeder nur sein eigen.
So schau die Bäume mit ihren Zweigen,
Schau Blumen an und alle Pflanzen,
Sie sind die Theile des großen Ganzen,
Doch jedes prangt in seiner Schöne,

Ins Fremde kein's hinüber schweift
Das Widerwärtge nie ergreift,
Für sich bestehn die mannichfaltgen Töne,
Wollte sich Natur in Eins einrühren,
Müßte dann das Chaos zurücke führen.
Die Schöpfung hat sich dadurch nur geboren,
Weil jede Kraft sich aus dem Ganzen verloren,
Und einzeln das Ganze figurirt;
Der Mensch ward aus allen Theilen formirt,
Innewohnend in ihm sind alle Geister,
Drum ist er der Natur auch Meister,
Doch hat er in sich einen Klang,
Der tief sein Wesen ganz durchdrang,
Wenn er den Ton nun wieder hört,
Wird gleich sein Innres ganz empört,
Alle Geister steigen auf in die Erinnrung,
Der Ewigkeit Strahlen fallen in die Dämmrung.
Er strebt in seine alte Wurzel zurück,
Und erhascht seines Lebens Silberblick:
So hat jedwedes in aller Natur
Seine eigne bestimmte Signatur.
Dich treibt es liebend zu umfassen,
Was die meisten um dich verachten und hassen,
So laß denn deinem Geiste Raum
Und bilde fertig deinen Traum,
Laß dir den Muth niemals entgehn,
Willst du nur sehn, so wirst du sehn,
Dann glänzet dir im süßen Geisterlichte,
Die du gewünscht, die himmlischen Gesichte.

Autor.

Und dann fühl' ich mich wieder so verloren,
Daß ich mir diese Liebe auserkohren;

Hält nicht fast jeder mich für einen Thoren?
Sie wollen nichts von dergleichen Dingen wissen,
Und weit entfernt, daß sie sind hingerissen,
Noch mehr, daß sie sich sollten darnach sehnen,
So sitzen sie nur und gähnen.
Wie soll das einen nun wohl stärken,
Wenn sie einen Autor gar nicht bemerken?
Das ist doch wohl noch zu verzeihn
Daß man will gern verstanden sein.

Der Altfrank.

Was nimmst du das nur so genau,
Ob sie heiß oder kalt sind, oder lau?
Kannst sie doch nicht bei Haaren ins Verständniß reißen,
Nicht bei den Ohren hinüberzerrn?
Daß sich um dich nicht kümmern die meisten,
Das glaub' ich dir von Herzen gern,
Allein das muß dich nicht bekümmern.
Schreib's dir und deinem Sinne recht,
Thu dich des Besten stets befleißen,
Und sei den Musen ein würdger Knecht,
So mags dann funkeln oder flimmern.
Mögen sie dich tadeln oder loben,
Das Gute bleibt am Ende oben.

Autor.

So will ich mich denn niedersetzen
Und ohne weiters mich ergötzen,
Meine alte Arbeit wieder suchen,
Und nicht mehr auf die Zeiten fluchen.

Der Altfrank.

Das wird dir immer nützlich sein,
Auch will ich mich darüber freun,

Wann du zu Stande bringst was Tüchtigs,
Was Gutes, Großes und was Wichtigs;
Erwärme dein Herz in alter Liebe,
Erwecke in dir die alten Triebe,
Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt
So gedenk der braven alten Welt,
Mit Andacht geh zu den alten Ruinen,
Die auf den hohen Bergen verwittern,
Sie schaun dich an mit wehmüthigen Mienen
Und erzählen dir von Thaten und Rittern,
Besuche zumal die Wald-Kapellen,
Wo sich heilge Geschichten vor dich stellen,
Die alte katholische Religion,
Als sie noch schmückte ihren Thron,
Und schöner die Welt durchströmte,
Ein selger Tod die Märtrer krönte:
Als deutsche Freiheit noch stolzirte,
Vor ganz Europa hell prangirte,
Das alles magst du kühnlich preisen
Verkündigen in vollen Weisen,
Was sonst erregte deinen Muth,
Beseligte in Adern dein Blut,
Lebt nicht noch alles in einzeln Spuren,
Wandelst nicht noch auf denselbigen Fluren?
Willst du ein Deutscher sein geacht't,
Verkünd' der Deutschen Stolz und Macht,
Laß all das eitle Gewäsch und Gramanzen
Den Welschen oder flüchtigen Franzen.
Sei stolz, wie's einem Deutschen ziemt,
Der seines Vaterlands sich rühmt,
Der erkannt der alten Zeiten Adel,
Die großen Männer ohne Fehl und Tadel,

Thu dann, was du schon lang gewollt,
Was du auf mein Geheiß schon längst gesollt,
Versuch es in lebendgen Bildern
Die verwilderte Zeit zu schildern,
Die die letzte deutsche war,
Den heilgen Krieg der dreißig Jahr
Das theure Mutterland verheerte
Und seine letzte Kraft verzehrte,
Dies stell in mancherlei Schauspiel dar:
Daß du der Mitwelt mögest geben,
Erinnerung und Denkmal von deinem Leben.

Autor.

Deine Worte erwecken die alte Lust,
Den sonstgen Trieb in meiner Brust;
Den Vorsatz will ich treu bewahren,
Ich lasse Furcht und Zweifel fahren,
Magst du nur ferner mein gedenken,
Und mir, du treuer Mann, deine Liebe schenken.

Der Altfrank.

Du hattest immer zu mir begehrt,
Drum hab' ich deinen Wunsch gewährt,
Du hast mich endlich mit Augen gesehn
Und darfst nun über mich Rede stehn;
Doch hör' ich dich wieder aus der Fern
Wie ein Kindlein winseln, schrein und plärrn,
Ueber Recensenten und Kritiker klagen,
Dich mit Wehmuth und Demuth und Dummmuth plagen,
So sag ich mich gänzlich von dir ab;
Dann magst du andre Freunde treffen,
Die mögen dich ängstigen oder äffen,
Und stoßen dich in die Grube hinab.

Dann such in der Aufklärung Schutz und Schirm,
Und treib' es wie das modernste Gewürm:
Sieh über das Bessere höhnisch hinweg
Und liege bei Memmen und Narren im Dreck.

Geht stampfend ab.

Autor.

Ein schwerer Fluch, den da der grobe Mann
Gesprochen hat, ein fürchterlicher Bann:
Muß denn das Alte grob stets sein?
Das will mir doch bei alledem nicht ein.
Er meint am Ende, die rechte Witzesart
Liege in dem verteufelt groben Fischart:
Und wollt' ich davon das Bescheidenste schreiben,
So würde mir kein honetter Leser bleiben. —
Das Feuer im Ofen brennt hell und knistert,
Als wollt es den ganzen Ofen sprengen:
Mir ist als ob es mit Stimmen flüstert,
Als löste der Ofen sich in Gesängen:
Wenn alles Poesie und Musik noch wird,
Gestaltet sich die Welt doch zu verwirrt. —
Ich sehe den Ofen in seiner Basis wackeln,
Es springen, meiner Seel, die Kacheln,
Dampf und Gestank erfüllt das Zimmer
Und drinne steht ein Frauenzimmer.

Der falsche Ruhm tritt aus dem Ofen heraus.

Autor.

Wer bist du wunderbares Bild?
Sag an, was du von mir haben willt,
Mir steigt der Dampf in alle Sinnen,
Ich möchte fort, kann nicht von hinnen.

Falscher Ruhm.

Ich bin der Ruhm, der die Welt durchkreuzt,
Der alle Helden mächtig reizt,
Der Lohn für alle Arbeit,
Ich wohn' in Licht und Klarheit,
Wo Feuer brennt, da brenn' auch ich,
Drum kam ich aus dem Ofen säuberlich
Mit meinen Kränzen dir entgegen
Dir zu ertheilen meinen Segen.

Autor.

Doch deine Kränze, mit Verlaub,
Bestehn ja nur aus dürrem Laub.

Falscher Ruhm.

Du Thor, geht man durch Feuer risch,
So bleibt das grüne Laub nicht frisch.

Autor.

Wie kannst denn du der Ruhm doch sein?
Ich dachte, der wohnte im lichten Schein,
So kömmst du her in Qualm und Gestank,
Das macht mir doch etwas mein Herze bang.

Falscher Ruhm.

Nicht viel gezweifelt; ich hasse das Licht,
Denn weil ich, leider, beim Lichte besehn,
So gar sehr reizend bin eben nicht,
So will ich lieber im Qualme stehn:
Was du Gestank thust böslich nennen,
Das ist ja eben mein Geruch,
Woran die Menschen mich erkennen,
Und der mir anzieht die Menge genug.
Nun sprich, ich habe nicht Zeit zum Hänseln,

Denn ich bin immer in Thätigkeit,
Hier und da zu krönen treffliche Leut,
Steht einer dir an von meinen Kränzen?

Autor.

Sie sind aber alle voll Staub und Aschen.

Falscher Ruhm.

Ich fülle den Kopf nicht, sondern die Taschen,
Geld mußt du haben, willst du was gelten,
Das Gold hat immer sehr gegolten,
Dann mögen sie um dich lärmen und schelten,
Eine volle Tasche wird nimmer gescholten.
Willst dich zu meinem Dienst bequemen,
So mußt dich weder erzürnen noch schämen,
Mußt nie an keine Herrlichkeit glauben,
Noch weniger dich mit Andacht verschrauben,
Die Menge ist deiner Gottheit Stimme,
Je dummer du mengst, je größer deine Menge,
Und stehst du recht dicht im großen Gedränge,
So fürchtest du dich vor keinem Grimme.
Schau an, wie lieblich jetzt die Welt,
In der Armuthseligkeit ist bestellt,
Es fehlt ihnen allen von Osten nach Westen,
Von Norden nach Süden an dem Besten,
Drum wer die Leute halbwege ergötzt,
Wird gleich in alle Sprach übersetzt,
Noch niemals hatt' es ein Dichter kommoder,
Fehlt ihm auch gänzlich der Menschenverstand,
Sein Ruhm geht doch von der äußersten Oder
Bis an des Mittelmeeres Strand;
Es kommen gelaufen die Irren und Britten,
Der Poesie zu Enge Länder und demüthig bitten

Sie dich und reichen genuine Guineen
Für sehr ungeniete Genien,
Und sprechen: sei unser Shakespeare,
Wir sehn, der unsrige ist ein Käsebier,
Flugs wirst der berühmte Shakspeare du,
Und wärst du selber der Kotzebue.

Autor.

Das Ding ist wahrlich so übel nicht,
Wenn du mir hältst, was dein Mund verspricht.

Falscher Ruhm.

Du mußt nur, wenn es dir soll glücken,
Dein Vorurtheil gegen den Dampf ersticken.

Autor.

Wenn mich der Dampf nicht wird ersticken.

Falscher Ruhm.

Der muß dein Element ja werden,
Dann wandelst du auf dieser Erden,
Als der berühmte große Hans Dampf,
Und überstanden ist aller Kampf,
Die meisten halten's doch für Rauch,
In dem ja lebten die Götter auch.

Autor.

Was hör' ich oben für ein herrlich Singen,
Das durch das ganze Lustrevier erschallt?
Es ist, als ob die Töne widerklingen
Aus einem grünen Vögelvollen Wald,
Und wie sie kommen süße Düfte schwingen
Hernieder sich, und gaukelnd mich umwallt
In allen trunknen Sinnen die Bemeistrung,
Ich möchte sagen fast, das ist Begeistrung.

Ich seh das Dach sich oben wieder spalten,
Das Haus muß heute wahrlich untergehn,
Wie sich die Bretter alle dort entfalten
Dringt durch sie her ein heller Lichtstrahl schön,
Es brechen nieder mächtige Gestalten,
Und fahren auf dem lieblichen Getön,
Verwirrt weiß ich mich wahrlich nicht zu fassen,
Wo soll ich alle die Besuche lassen?

Der wahre Ruhm schwebt von Genien getragen herunter.

Autor.

O holdes Bild, ich stürze in die Knie,
Und bete zu dir im andächtgen Schweigen,
Mein Herz erhebt sich, und noch nimmer, nie
Sah ich die Majestät, wie du sie zeigen
Mir willst in deinem Glanz, ich ehre sie
Und möchte gern dir zugehören eigen,
Mit Zittern ist das andre Bild entwichen,
Es ist vor deinem vollen Glanz erblichen.

Der Ruhm.

Nicht daß du wirst von Thoren laut gepriesen,
Nicht daß die Welt, die eitle, dich verehrt,
Nicht daß du Schmeichler siehst zu deinen Füßen,
Daß man dein Lob von allen Zungen hört,
Nicht Lohn und Gold hat sich als Ruhm erwiesen,
Es hat dein eignes Herz dich schon belehrt,
Daß nur im Innern dir der wahre Ruhm,
Ist dir dein Ziel und Streben Heiligthum.

Und wollen sie dich höhnen und verkennen,
Fällt dir auch nur ein mittelmäßig Loos,
Will auch die Welt nicht deinen Namen nennen,

Dünkt sich der Thor auch über dir und groß;
Wird nur im Herzen dir die Flamme brennen,
Hegt dich die Andacht nur in ihrem Schooß,
So blüht im Herzen dir die goldne Blume,
Auch ungekannt wohnst du im hohen Ruhme.

Autor.

Die heut'gen Stunden will ich nie vergessen,
Sie sollen tief in meinem Innern blühen,
Nie will ich mich im Uebermuth vergessen:
Ja ewig will ich, heilge Kunst dir glühen,
Kein fremdes Bild soll in mir auferstehen
Und von der vorgesetzten Bahn mich ziehen.
Ich sehe vor mir wundervolle Höhen,
Nach ihnen sei der feste Schritt geleitet,
Und sollte rings um mich die Welt vergehen.
Was thuts, wenn Pöbel hinter mir auch schreitet,
Sein Wüthen mir den Weg verkümmern will,
Von einem süßen Licht bin ich geleitet.
Die ewgen Ströme werden nimmer still.
Der freche Hohn sinkt unter bald in Schweigen,
Die Nacht nimmt ihn in ihre schwarze Hüll'.
Bald muß das schöne Morgenroth sich zeigen,
Es dämmern schon die wolkigen Gestalten,
Die Finsterniß muß sich hinunter neigen. —
Dann bitt ich noch: nicht Spaß für Ernst zu halten.

CONTI

O

NEXT

END O

PLE

REV